This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08249971 0

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von

August von Kotzebue.

Dritter Band.

Weimar 1819.
in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. I. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Auszug aus einem Schreiben eines sächsischen Patrioten.

(Wenn wir, ohne es zu wollen, einem braven Mann weh gethan haben, so haben wir zugleich uns selbst weh gethan. Wenn wir aber mißverstanden, oder einseitig beurtheilt werden — wäre auch die Einseitigkeit aus der edelsten Quelle entsprungen — so trösten wir uns mit unserm Bewußtseyn.) Aus Dresden wird folgendes an uns geschrieben:

„Ew. haben in No. 38 Ihres lit. Wochenbl. den Geist der Geschichte einer Gräfin Laurette von Starkenburg auf Sachsen angewandt und es — verargt, daß man nicht im Winter 1812 den aus Rußland zurückkehrenden Napoleon ergriffen und auf den Königstein geschleppt habe. Dieselbe Zumuthung ist in einem frühern Blatte von Ihnen ausgesprochen, und die Wiederholung dieser Idee scheint anzudeuten, daß Sie solche sehr lieb gewonnen haben. Ich gehöre nicht zu Ihren unzähligen Widersachern, vielmehr schätze ich Sie als den Mann, der fast allein es wagt, gegen falsches Deutschthum (Deutschthun möchte man es nennen) Turnen, Jesuitismus, Mysticismus, Magnetismus ꝛc., mit den schärfsten Waffen zu Felde zu ziehen. Aber betrüben muß es mich, solche Behauptungen von Ihnen aufgestellt zu sehen. — Warum finden Sie allein einen Vorwurf, wo noch kein Tadler einen zu finden sich erdreistet hat? — Was man auch von übertriebener Anhänglichkeit an Napoleon gesagt haben mag, so hat doch noch kein Enragé eine solche Zumuthung geäußert Durch Verträge — nicht an Napoleon, sondern an die französische Regierung und an ihr Oberhaupt gebunden. (Das hieß doch wohl an Napoleon?) sollte man, diese Verträge und die Heiligkeit des Gastrechts mit Füßen tretend, den Regenten einer damals übermächtigen Nation, den ersten General seiner Zeit, gefangen nehmen." —

(Warum nicht? von Heiligkeit des Gastrechts konnte bei diesem Menschen nicht die Rede seyn. Man mußte ihm mit gleichem Maaße messen. Hatte er etwa in Bayonne gegen Ferdinand VII. die Heiligkeit des Gastrechts beobachtet? nahm er ihn nicht ohne Umstände gefangen, nachdem er ihn sogar eingeladen hatte. Napoleon kam nicht als Gast nach Sachsen, sondern als Flüchtling, als entwaffneter Peiniger von Europa. Wir wissen wohl, daß Franz dem Ersten auch vorgeschlagen wurde, Carl den Fünften zu arretiren, als er durch Frankreich zog, wir wissen auch, daß der ritterliche Franz den Vorschlag mit Verachtung von sich wieß; aber, wohl zu merken, Carl hatte sich angemeldet und von Franz die Versicherung einer guten Aufnahme erhalten; übrigens gab es fürwahr kein Recht auf der Welt, welches Napoleon nicht mit Füßen getreten und folglich sich dessen verlustig gemacht hätte. Der Hr. Professor Krug in Leipzig hat zwar neulich gesagt, man müsse auch dem Teufel sein Recht widerfahren lassen, und dagegen wenden wir nichts ein: aber gegen diesen Menschen war der Teufel noch ein bon homme.) —

— „In dem Augenblicke, wo er eine zwar geschlagene, aber nicht vernichtete Armee hinter sich, seine eigene Nation vor und für sich hatte? Warum nicht gar erdolchen oder erdrosseln lassen? wenigstens war davon für das unglückliche Sachsen nicht so viel zu fürchten, als von einer Gefangennehmung, welche gewiß die Trümmer des immer noch furchtbaren Heeres herbey zog, um die Befreyung ihres Generals mit Verwüstung des Landes durch Feuer und Schwerdt zu erzwingen."

(Dieses furchtbare Heer bestand aber nur noch aus 10000 Mann, denn mehr waren nicht über den Niemen zurückgekommen, und diese elenden Trümmer waren nicht allein muthlos und vom Feinde verfolgt, sondern auch gegen ihren eigenen großen Feldherrn höchst erbittert.)

— „Nicht zu gedenken, daß der Hof selbst sich den ärgsten persönlichen Mißhandlungen durch die Flucht hätte entziehen müssen. Nicht zu gedenken, daß in jenem Augenblicke ein Abfall des österreichischen Kaisers, Bayerns und Würtembergs noch nicht zu erwarten, vielmehr ihre Mißbilligung dieses Coup de main zu besorgen war. — Warum rechnen Sie denn nicht den Preußischen Autoritäten, durch deren Städte und Distrikte Napoleon reiste, als Verbrechen oder doch als Zaghaftigkeit an, daß der scheinbare (?) Flüchtling nicht angehalten wurde?" (weil ein solcher kühner Entschluß nur von demjenigen genommen werden durfte, der ihn gegen Niemand zu verantworten hat.) — „Durfte ein rechtlicher Fürst, ohne seine Stände zu fragen, ein Wage-

stück, nur der Zeit des Mittelalters und Faustrechts würdig, unternehmen? ein Wagestück, wobey seine und des Volkes Wohlfahrt auf dem Spiele stand? ohne daß der Erfolg, den Sie davon versprechen, etwas mehr als möglich, und kaum wahrscheinlich war?" —

(Der Erfolg, Deutschlands Befreyung, war unbezweifelt gewiß; schon darum, weil Frankreich auf der Stelle so viel mit sich selbst würde zu thun gehabt haben, daß es warlich nicht daran hätte denken können, neue Armeen zu organisiren.) —

„Aber gesetzt, jener Erfolg wäre zu hoffen gewesen, so frage ich Sie: war die Gefangennehmung recht? Hat selbst Ihre Heldin, die Gräfin Laurette, recht gethan? Oder gehört nicht vielmehr ihre Handlung, so hoch sie auch als Beyspiel weiblichen Muthes steht, und so allerliebst sie sich, beyläufig gesagt, in einem Schauspiel von Ihnen ausnehmen würde, zu den Faust-Streichen des Mittelalters, das Sie sonst so richtig zu beurtheilen und seinen getäuschten Anbetern zu entschleyern verstehen? Gestehen Sie es nur, achtbarer Kämpfer für Recht und Wahrheit, gestehen Sie es — nicht mir, sondern — sich selbst, daß Ihre Lieblings-Idee Sie verführt hat. Daß dieses geschehen konnte — daß Ihr Blatt sich mit solchen Verirrungen befleckt — das ist es was mich Ihrenthalben betrübt." — (Es mag wohl seyn, daß dieses Blatt sich mit mancher Verirrung befleckt, wenn wir aber fest behaupten, es sey recht gewesen, den fliehenden Napoleon gefangen zu nehmen, so glauben wir nicht, daß diese Behauptung unter unsere Verirrungen gehört. Gegen ein Raubthier ist alles recht, man kann sichs vom Halse schaffen wie man will, und wir haben ja nichts weiter gefordert, als daß diesem Auswurf der Hölle mit demselben Maaße gemessen werde, mit dem er in Bayonne gemessen hat.) —

„Weit entfernt Ihnen einen Widerruf zuzumuthen, würde es mich dennoch freuen, wenn Sie in einem Ihrer nächsten Blätter wenigstens erwähnten, daß ein Sachse und Verehrer seines Königs sich gegen jene Stelle aufgelehnt, und daß er nicht ganz unrecht haben möge." —

(Mit Vergnügen haben wir des Schreibers Wunsch erfüllt. Wer von uns beyden Recht habe, das hängt lediglich von der Ansicht ab, die sich Jeder von der Sache macht. Nur der Erfolg konnte hier entscheiden. Wäre 1812 geschehen was wir gewünscht, so würde diese kühne That jetzt und künftig hoch gepriesen werden. Es ist nicht geschehen und es bleibt daher nichts anders übrig, als sie herabzuwürdigen. Es ist freylich auch viel leichter, eine solche That hinter dem Schreibtische zu dictiren, als die Gelegenheit wirklich beym Schopf zu fassen, wozu vielleicht jugendlicher Muth und sogar jugendliche Keckheit erforderlich sind. Darum wäre es eben so unbillig als unschicklich, dem Könige einen Vorwurf daraus zu machen, daß er Napoleon nicht arretiren ließ — er besitzt der hohen Vorzüge so viele, daß man den jugendlichen Muth wohl vermissen, und dennoch sein aufrichtiger Verehrer seyn kann — aber der Meynung darf man immer zugethan bleiben, daß wenn er den Flüchtling ergriffen hätte, Deutschland und Europa ihn gesegnet haben würden.) —

Notabene.

Es ist uns (am 2. December) unter dem Postzeichen Maynz, ein schön gedruckter Bogen zugesandt worden, betitelt le cri des Palatins — Das Geschrey der Pfälzer — an die zu Aachen versammelten Monarchen gerichtet. Wir wissen fürwahr nicht was wir damit machen sollen. Mit schreyen konnen wir nicht — den Inhalt anzeigen mögen wir nicht — ihn billigen dürfen wir nicht — ihn verdammen wollen wir nicht — und überhaupt müssen wir bitten, daß Niemand uns zumuthe, in solche Händel uns zu mischen.

Reisen.

Sollte es unter unsern Lesern einige recht maliziöse geben, denen es Freude gewährte, mehrere Fürsten am Rheinstrom, und mitunter auch solche, die nicht am Rheinstrom wohnen, auf das schändlichste herunter gemacht zu sehen, der kann sich diesen elenden Kitzel durch ein, der Angabe nach, aus dem englischen in's französische übersetzte, Werk verschaffen, welches den Titel führt: Reise auf die Rheinufer im Herbst 1817, oder Skizze einiger Höfe und einiger Gesellschaften in Deutschland. Daß dieses Werk ursprünglich englisch geschrieben worden sey, daran zweifeln wir noch, denn wir halten einen Engländer einer so göttlichen Unverschämtheit und einer so bestialischen Undankbarkeit nicht fähig. Es wäre kein Wunder, wenn die deutschen Fürsten allen Fremden ihre Höfe verschlössen, denn es muß nothwendig die niedrigsten Gefühle erwecken, Gastfreundschaft so hämisch vergolten zu sehen. Ein Mensch, der in zwei Monaten den Rhein auf und nieder, auch bis nach Stuttgard reist, die Höfe von Würtemberg, Carlsruh und Darmstadt besucht, an einigen Hoffesten Theil nimmt, doch überall nur einige Tage verweilt, und nun, trotz dieser kurzen Frist, nicht allein über

die Sitten und Gebräuche jener Höfe, sondern auch über deren Fürsten als Regenten, über die Mängel und Gebrechen der Regierungen, die Wünsche der Völker u. s. w. mit einer wahren Knaben-Petulanz abspricht, ja gerade über denjenigen Hof, den er nicht besuchte — den von Hessen-Cassel — am arrogantesten und nichtswürdigsten abspricht — ein solcher Mensch — je nun, wir wollen sehen, was wir zu unserer Belustigung aus seinem Buche schöpfen können; an dem eigentlichen Giftbrunnen gehen wir vorüber.

Mit den Preußen in Maynz fängt der Verfasser seine Händel an. Zwar kommen auch die Oesterreicher übel weg. Die ganze Besatzung, heißt es, überlasse sich allen Ausschweifungen und sey von einer Insolenz, die aller Gesetze spotte. Die Kaffeehäuser, die Billards, die Spaziergänge wären voll von diesen Barbaren, die stets die Pfeife im Munde und einen Fluch auf den Lippen hätten. Die Oesterreicher wären gar zu dumm, die Preußen gar zu boshaft und übermüthig. Die Oesterreicher sehe man doch noch lieber in Maynz; aber Allen insgesammt werfe man vor, daß sie kein Geld zu verzehren hätten. Rede man von den Zeiten, wo französische Garnison in der Stadt war, so klärten sich die Gesichter der Einwohner plötzlich auf. „Ja, das waren andere Zeiten, heiße es dann; wir wissen nicht wie es zugieng, aber das Brod war halb so theuer, und es wurden mehr Gulden als jetzt Kreuzer verzehrt. Sapperment! die Satan's hatten immer Geld." (Freylich, sie raubten es ja aus allen Ländern zusammen.) Ein Barbier, zugleich Küster, sagte: „die Franzosen wußten ihr Geld auf gute Manier an den Mann zu bringen; aber diese Oesterreicher sind Klötze, sie kaufen nur Bier und Taback; und die Preußen sind so übermüthig — (der Barbier oder der Herr Engländer bediente sich des Wortes Faquin) — daß man nicht mit ihnen reden kann, ohne Gefahr zu laufen todgeschlagen zu werden." So fuhr der Herr Bartputzer fort, über die Oesterreicher zu spötteln und auf die Preußen zu schimpfen, das letztere jedoch stets mit großer Vorsicht und schüchtern um sich schauend, ob nicht etwa ein preußischer Grenadier ihm auf dem Nacken sitze. — Der Reisende behauptet, der Preuße sey eben so stolz als beisend und behandle den schwerfälligen, leckermauligen Oesterreicher mannichmal ohne viele Umstände, wovon er folgendes Beispiel anführt:

Ein Preussischer Officier saß mit einigen Oesterreichern zu Tische und nahm mit ziemlicher Artigkeit Theil an den Toasts, welche diese ausbrachten. Um ihm etwas recht schmeichelhaftes zu sagen, schlug der eine Oesterreicher vor, auf die Schlacht von Waterloo zu trinken, und befahl dem Kellner, Eine Bouteille Champagner und sechs Gläser zu hohlen. Das schien dem Preußen eine Beschimpfung. Verächtlich rief er aus: „Kellner! bring mir Ein Glas und sechs Bouteillen Champagner!" —

Die Oper zu Darmstadt wird gerühmt. „Wenn gleich in London ein Ausschuß von Edelleuten bewiesen hat, daß die Lords sehr schlechte Schauspiel-Directoren sind, so ist doch der Großherzog von Hessen einer der besten Directoren von Deutschland. Die erste Sängerin singt gut und ist hübsch dabey. Der Großherzog, der Hof und die Stadt sind jetzt so entzückt, als ob sie eine neue Provinz erworben hätten, denn sie haben einen der besten Tenoristen, Wild, von Berlin (?) engagirt, der wenigstens so viel Gehalt bekommt als ein General." — „Die Frankfurter Kaufleute und die Darmstädter Höflinge wetteifern, ihre Orchester zu rühmen. In dem von Frankfurt sollen mehr einzelne große Talente gefunden werden, in dem von Darmstadt mehr Ensemble. Indessen finden die Barons und die Kaufleute ihre wechselseitigen Prätensionen lächerlich." —

„Im Gefolge der Großherzogin von Weimar lernte ich eine liebenswürdige, geistreiche Gräfin v. *** kennen, die meine Nachbarin bei der Tafel war. Ihr Freund Göthe, der Abgott der Deutschen, war natürlich der Gegenstand unserer Unterhaltung. — Die Gräfin — wiewohl seine Freundin und selbst Mitglied der literarischen Cotterie zu Weimar — schien mir doch eben nicht zu seinen übertriebenen Bewunderern zu gehören. Die bittern und beißenden Edinburger Critiken über dessen Werke sind in einem deutschen Journal übersetzt worden, welches zu Weimar gedruckt wird, und dessen Herausgeber einen geheimen Groll gegen den großen Dichter nährte. In diesem Falle hätte er kein würksameres Mittel wählen können, ihm die Schuld mit Zinsen abzutragen, denn Göthe's Eitelkeit ist vollendet und kann nicht dulden, daß man seinen Ruhm antaste. Der Critiker entdeckte die schwache Seite des Dichters und richtete alle seine Angriffe auf dieselbe. Der arme Barde hat nicht wenig gelitten durch die harte Züchtigung, die der

Digitized by Google

schlaue Critiker ihm angedeihen lassen." (Welche lächerliche Darstellung! In einer Note fügt der Verfasser hinzu: „Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß der beleidigte Dichter eine edle Rache genommen, indem er selbst von den Satyren und Pasquillen, die man in Edinburg gegen ihn gedruckt, eine Uebersetzung veranstaltet, und selbiger nichts weiter als die Worte vorgesetzt hat: das nennen die Engländer eine Critick" — wovon uns nichts zu Ohren gekommen.) — „Indessen" — so fährt der Reisende im Texte fort — „indessen wird Göthe nicht so allgemein und so warm vertheidigt, als ich es erwartet hatte. Seine Anbeter vergöttern ihn, aber er wird nicht so allgemein geliebt als Schiller. Der war ein braver Mann, ein guter Deutscher, einfach wie ein Kind, und doch der erhabensten Geistesgeburten fähig. Göthe ist der Götze eines Cirkels, aber Schiller wird von allen Deutschen geliebt; solche Reize hat in unsern Augen das Genie, wenn es mit Einfachheit des Characters verbunden ist." —

Ueber das niedrige Spiel bei Hofe macht der Reisende sich auch lustig, und sagt: man könne da einen ganzen Schatz von Kreuzern gewinnen. — Bei Erwähnung Ossian's heißt es: „kein Prophet gilt im Vaterlande. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Urtheile der Fremden und der Landsleute über Schriften und Schriftsteller verschieden ausfallen. Ossian, dessen Ruf — seine Gedichte mögen nun wirklich von ihm oder von Macpherson seyn — in England wenigstens noch sehr bestritten wird, Ossian entzückt in Deutschland alle Liebhaber der Dichtkunst — (Alle? keinesweges.) — Und er ist der erste, den alle empfindsame Damen studieren, wenn sie anfangen das englische zu verstehen. Die Prinzessin von Hessen machte mir Vorwürfe, als ich die Vermuthung wagte, daß die von ihr so sehr bewunderten Gedichte doch wohl von Macpherson seyn könnten. Eben so geht es mit Schiller's Räubern. Sie werden in Deutschland als die Frucht eines jugendlichen Aufbrausens betrachtet, die man wohl entschuldigen aber nicht bewundern könne, während in England von allen seinen Werken die Räuber das einzige sind, welches man liest und von welchem man spricht." — „Obgleich Frankfurt in den letzten Zeiten viel gelitten hat, so fand ich doch unter den dortigen Bürgern nicht jene Zufriedenheit, die ihre jetzige Ruhe ihnen einflößen sollte, ja, manche verheelten es nur schlecht, daß es ihnen leid sey ohne Krieg zu leben, weil der Krieg ihnen viel eintrug. Damals hatten sie einen Hof, Generale, einen Generalstab und Truppen. Die französische Armee war seit der Revolution fast immer gut mit Gelde versehen, vom General bis zum Soldaten. Die Franzosen verzehrten viel und führten sich ziemlich gut auf, das wiederhohlen die meisten Frankfurter gar zu gern. In mehreren Städten Deutschlands zog man die Franzosen sogar den eignen Truppen vor. Mit Aufmerksamkeit und Höflichkeit war es leicht, den Franzosen zu genügen; allein die Deutschen waren nie zufrieden, brummten immer. — Kam Buonaparte selbst, oder einer seiner Generale, so wurde das Geld mit vollen Händen verstreut, und alle Stände zogen Nutzen davon. Jetzt klagt man überall: der Handel stocke, der Adel sey dürftig, der Kaufmann verarmt, der Fabrikant durch die Engländer ruinirt, und der Geld-Umlauf werde keineswegs durch den Bundestag vermehrt, weil die Herren Bundesgesandten, nach Art des Deutschen Adels, mit kleinlicher Sparsamkeit groß thäten. Die reichsten und vornehmsten Bürger sind nicht weniger unzufrieden. Sie gestehen, daß ihre Lage für den Augenblick verbessert ist, aber sie hoffen keine Dauer dieses Zustandes, und sehen keinen Grund der Sicherheit. Unter dem Fürst Primas gehörten sie doch zu einem System, das ihnen Schutz gewähren konnte, sie hatten im Grunde nur Einen Herrn. Jetzt sind sie von ehrgeizigen Souverainen umringt, ein einzelnes Atom mitten im Chaos des desorganisirten Deutschlands, ohne andern Schutz als ihr kleine Miliz und Ihre Excellenzen die Herren Bundestagsgesandten. Massenbachs Geschichte war eine Art von Probierstein für die Kraft der Unabhängigkeit dieser freyen Stadt. Sie mußte ihn ausliefern."

„Die Gesellschaft in Frankfurt theilt sich in zwei sehr-unterscheidbare Zweige, nemlich in die Cirkel der Bundestagsgesandten und in die der Bürger. Nur in öffentlichen Versammlungen begegnen sich diese beiden Classen, sonst sind sie ganz geschieden, und Adel und Bürger vermeiden es gegenseitig, sich miteinander zu mischen. Auf Bällen haben sich bisweilen sehr lebhafte Zänkereyen erhoben wegen Vorranges der Gemahlinnen und Töchter Ihrer Excellenzen der Minister und Ihrer Hochmögenden der Magistrats-Personen, allein ich glaube, daß zu Gunsten der letztern entschieden worden ist. Unterdessen sind die reichen Banquiers, deren prächtige Häuser oft die der Herrn Großgevollmächtigten verdunkeln, seht wichtige Freunde für die Diplomaten, Freunde die man schonen muß wegen ihrer Beutel und ihres Credits; und ihre hübschen Mädchen sind angenehme Erhohlungen für die jungen Edelleute, um so mehr

da die Schönheit in ihrer eignen Classe verzweifelt selten ist. Zu meiner Zeit war ein junger, zu einer Gesandtschaft gehöriger Graf der erklärte Anbeter einer scharmanten Banquiers-Frau, und ein junger Kaufmann von meiner Bekanntschaft wurde zu allen diplomatischen Bällen eingeladen und daselbst mit Artigkeiten überhäuft, einzig und allein weil er gut tanzte." —

Nachdem in Cassel der Reisende sich in den schmählichsten Vorwürfen gegen den Churfürsten erschöpft hat, gesteht er plötzlich ein, daß die Churhessischen Bauern sehr milde behandelt werden, und daß ihre Auflagen sehr mäßig sind. Fühlt er denn nicht, daß dieser einzige Zug in der Regierung des Churfürsten gar viele von denen erheitert, die er zuvor so schwarz hingemahlt? Wie viele Fürsten giebt es denn in Deutschland, welchen er nachrühmen könnte, daß ihre Bauern nicht unter dem Drucke unerschwinglicher Auflagen seufzen? Gesetzt, die churhessischen Bauern schrieben über ihren Churfürsten und ließen ihre Urtheile über ihn drucken, so würde er ja, nach der eignen Versicherung des Reisenden, in einem weit vortheilhaftern, durch die meisten Stimmen seiner Unterthanen gegründeten Rufe stehen? und, uns will bedünken mit mehrerem Rechte, als wenn man ihn, wie hier geschieht, wegen des knapphaltens seiner Officiere so sehr gehässig zu machen sucht. Wenn einer von beiden Theilen knapp gehalten werden muß, entweder die Bauern oder die Officiere, so möchten doch immer die ersten den letztern vorzuziehen seyn. Nach der Ansicht des Reisenden soll der Churfürst dieß aus Politik thun, um nicht alle Classen zugleich gegen sich zu erbittern; allein wer hat denn dem Herrn Engländer das verrathen? Warum könnte es denn nicht Grundsatz des Churfürsten seyn, das Volk zu begünstigen? und ein sehr rechtlicher Grundsatz? — Wir wetten, wenn der Churfürst glänzend lebte, Geld unter den höhern Classen ausstreute, und übrigens das Volk eben so drückte, als manche seiner gerühmten Nachbarn, dann wäre er ein tüchtiger Fürst. Warum bedenket er aber auch nicht, daß seine Bauern keine Schriftsteller sind? man muß nur denen Gutes thun, die es ausposaunen können. — Wir sind durchaus nicht berufen, den Churfürsten von Hessen zu vertheidigen, und wollen es auch nicht, da wir viel zu unbekannt mit den Vorfällen seiner Regierung sind; allein so viel bleibt doch unwidersprechlich, daß ein Fürst, dem selbst von seinen Verkleinerern laut nachgerühmt werden muß, daß er seine Bauern nicht durch harte Auflagen drücket, während fast ganz Deutschland über harte Auflagen seufzt, unmöglich alle die Vorwürfe verdienen kann, mit welchen ihn zu überhäufen nun einmal zur Mode geworden zu seyn scheint. Uebrigens mißhandelt der Reisende den Churprinzen noch ärger als dessen Vater; ob mit mehrerem Rechte? wissen wir nicht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Magnetismus.

Wenn wir nun nicht bald ganze Schaaren von Hellseherinnen durch alle Straßen ziehen sehen, so liegt es fürwahr nicht an den Herrn Magnetiseurs, denn die haben ein probates Mittelchen erfunden, das Handwerk schnell auszubreiten. Es wird nemlich im rheinisch-westphälischen Anzeiger in allem Ernst der Vorschlag gethan, einer gewissen Maria Rübel, durch Pränumeration auf ihre Geschichte oder durch Unterschrift der Gläubigen, eine reichliche Pension zu verschaffen, da sie doch nun nicht wieder zu ihrem Waschlappen und Kehrbesen zurück kehren könne. — Nun ja, das fehlte noch! Bisher war größtentheils nur Eitelkeit die Triebfeder der magnetischen Comödien-Spielerey; kommt nun vollends noch der Eigennutz hinzu — lassen sich Pensionen damit verdienen. — Potz tausend! wie schnell wird die Zahl der Wunder-Mädchen anwachsen! Wir schlagen unmaaßgeblich vor, die Stipendien für arme Studirende einzuziehen, und sie zu dem Pensions-Fond für Hellseherinnen zu verwenden, vor allen Dingen aber die vortreffliche Person deren in No. 27. jenes Blattes erwähnt wird, mit einer guten Pension zu bedenken, denn sie hat sich von ihrem Schutzgeist in die Sonne führen lassen, wo der Genius der Sonne ihr im Lichtgewande entgegen getreten und versichert hat, er wisse schon warum sie komme, nemlich um sein Urtheil über die Menschen auf der Erde zu vernehmen. Hierauf hielt er ihr eine kleine astronomische Vorlesung über die Größe der Sonne, über die Bestandtheile des Sonnen-Körpers, über die Sonnen-Menschen, die viel feiner und besser sind als wir. Dann zeigte er ihr schöne Städte und Tempel von Demant und Crystall, ließ sie himmlische Musik vernehmen, und schimpfte nebenbey gewaltig auf uns Erden-Mücken, die wir das Unglück haben keine Sonnen-Menschen zu seyn. Schade nur, daß, als die Hoch-Erleuchtete wieder herab ins Erdendunkel fuhr, der Genius der Sonne nicht vom ersten besten Sonnen-Hause einen Demant abbrach, wäre er auch nur so groß als ein Ziegelstein gewesen,

und ihr selbigen mit auf den Weg gab, so hätte sie fürs Erste keine Pension bedurft. —

— Der große Wolfart hat nun das zweyte dickleibige Heft von seinen Jahrbüchern für den Lebens-Magnetismus herausgegeben. Da kann man vollständig lernen, wie ein Mesmerisches Leitungs-Behältniß (Baquet) auf das zierlichste verfertigt wird, aus Glas-Flaschen, Glas-Kugeln, Eisenschlacken, Eisenfeile, Wolle, Roggensaamen, aromatischen Kräutern und Wasser, wobey er nicht allein aus seinen eigenen Ideen geschöpft, sondern auch die Anschauungen einer Hellseherin benutzt hat. Nun ist er so glücklich gewesen, einen ovalrunden Saal zu miethen, in welchem ein altes und ein neues Baquet nebeneinander Platz haben, und durch eine große Spiegel-Kugel an der Decke miteinander verbunden, die Würkung verstärken. Diese Kugel ist zu vergleichen dem unsichtbaren Mädchen, welches vor einigen Jahren auch in einer Glaskugel Deutschland durchzog und Orakel sprach. Der ganze Apparat soll auch noch mit einem derben Baume in freyer Luft in Verbindung gesetzt werden und dann wollen wir doch sehen, welche Krankheit noch widerstehen wird. — Fast hätten wir vergessen der Leitungs-Schnüre zu erwähnen; die müssen von Wolle seyn, aber bei Entzündungen von Leinen, und zwar verschiedenfarbig, denn roth wirkt auf das Blutsystem, grün auf das Drüsensystem, gelb auf die Organe des Unterleibes, blau auf das Kapillar- und Hautsystem; kurz, Hr. Wolfart hat durchaus nichts unterlassen um zu beweisen, daß ihm eine Reise nach dem Monde, um mit Roland ein Verstandes-Fläschchen zu suchen, höchst nothwendig ist. — Zum Krankmachen ist die Instruction, die er dem Arzte ertheilt über das, was er an einem solchen Mesmerischen Narrenschiff zu beobachten hat: er muß es täglich berühren, das heißt laden; er muß, wenn die Narren drum herum sitzen, alle 5 bis 10 Minuten mit der Hand oder mit dem Stabe Kreis-Bewegungen machen ꝛc. Dabey muß die größte Stille herrschen und eine sanfte Choral-Musik ertönen, wie weyland bey Graham's himmlischem Bette. — Das Drollichste ist, daß die Leute auch bisweilen an nicht magnetisirten Baquets schlafwachend werden, wenn sie sich nur einbilden, das Leitungs-Behältniß enthalte den gehörigen Krimskrams.

Wir schlagen Herrn Wolfart eine Probe vor, gegen die nichts einzuwenden seyn möchte. Er fülle einmal sein zierliches Baquet, statt mit Glas und Eisen, mit Leder und Holz, und verbinde das Ganze, statt durch Wasser, durch Buttermilch oder Pflaumenmus. Diese Füllung muß aber ein tiefes Geheimniß bleiben; dann führe er seine Kranken an dieß Baquet, stelle sich als ob er es lade, mache seine Kreis-Bewegungen, lasse den sanften Choral ertönen ꝛc. und wenn das herum sitzende Völkchen bei Leder, Holz und Buttermilch nicht alles das nemliche zu empfinden glaubt, was es bei Glas, Eisen und Wasser zu empfinden sich einbildete, so wollen wir selbst hinzu treten und sprechen: Herr! wir haben an dir gesündigt. —

Außerdem ist in diesem Hefte noch mancherley zu finden, unter andern eine sehr weitläuftige und tiefgedachte Abhandlung über Fußbekleidung, aus welcher die neue, große Wahrheit hervorgeht, daß man die Füße bequem und warm bekleiden muß. Ferner: eine Anzeige, daß der Doctor Hartmann in Frankfurt an der Oder so electrisch ist, daß er, so oft er nur will, Funken aus sich ziehen kann, welche knistern. „Hier können die Zweifler an der in „die Natur eingreifenden unmittelbaren Kraft-„Aeußerung des Willens und Gedankens es im Knistern hören und im Feuerfunken sehen! Nun, „ihr gewöhnlichen materialisch-mechanisch-physikalisch-chemischen Erklärer, erklärt diese Thatsache — „die etwas Handgreifliches aus dem menschlichen „Geister-Reiche ist, denn ihr bekommt einen Schlag „ꝛc." (Das ist eben so als spräche man: erklärt mir einmal den Schlag, den der Zitter-Rochen giebt? Da habt ihr etwas Handgreifliches aus dem Fisch-Geister-Reiche. Der Zitter-Rochen bringt auch diesen Schlag blos durch seinen Willen hervor, und der Hr. Doctor Hartmann in Frankfurt an der Oder ist nichts weiter als ein menschlicher Zitter-Rochen.) —

Weit merkwürdiger ist ein Bauerknabe in einem kleinen litthauischen Dorfe, der kleine Anton, der von dem großen Wolfart hier auch ins Publicum eingeführt, und Wunderarzt genannt wird, denn er curirt unheilbare Fußwunden mit Speck, Bier und Schwefel, vieljähriges Sodbrennen durch ein Glas Milch mit zwey Eyern, Kopfschmerzen durch Erde aus Maulwurfs-Hügeln. Alles strömt zu ihm hin, er ist der größte Ignorant von der Welt und folglich, wie Hr. Wolfart sagt, kein Zweifel, daß er ein natürlicher Hellseher ist. —

Ein Herr Doctor Ludwig Vogel hat ein ziemlich dickes Buch, betitelt: die Wunder des Magnetismus herausgegeben, es sind aber lauter alte bekannte Wunder, die jetzt so alltäglich sind, daß man um ihrentwillen nicht mehr an's Fenster tritt. Wie es in dem Kopfe dieses Vogels aussieht, möge

man aus seiner Definition von der Seele des Menschen schließen. „Sie ist das Vermögen, den „Odem der Gottheit, in welchem der göttliche Geist „besteht, zu empfinden, ihn zu empfangen, aufzuneh„men, zu fassen und so von ihm erfüllt zu werden. „Sie ist nichts als Anziehungs-Vermögen des Gött„lich-Geistigen. Sie ist das höchste Respirations„Vermögen und die Respiration des Höchsten ꝛc." (Hr. Wolfart wird gebeten, wenn er nach dem Monde reist, doch ja den Herrn Doctor Vogel mitzunehmen.) —

Die wackere Siebenbürger Sachsen.

Im Jahre 1809 hatten die Siebenbürger Sachsen ein schönes Feldjäger-Corps errichtet, das den Namen der (verstorbenen) Kaiserin Ludovica führte. Als der Bürgermeister zu Reps, Peter Falk, mit mehrern Freiwilligen nach dem benachbarten Dorfe Darocz (Draaß) zu gleichem Zwecke kam, fand er eben junge Leute beim Tanze versammelt. Da trat ein schönes, kaum funfzehnjähriges Mädchen unter die Freiwilligen aus Reps und sprach zu ihnen: „ihr „seyd brave Bursche; ihr zeigt, daß ihr Sachsen, „daß ihr Siebenbürger seyd. Schämt euch, ihr „Bursche von Draaß, wenn ihr nicht Muth habt, „für euern Kaiser zu sterben. Wäre ich ein Mann, „ich würde der Erste seyn, der sich anwerben ließe. „Hervor, wer Herz hat! Wer seinen Handschlag „dazu giebt, der bekommt von mir einen Kuß. „Wer geht mit seinem Beispiel voran?" Diese Rede wirkte. Vier Jünglinge stürzten aus dem Kreise der Tänzer hervor, gaben ihren Handschlag, und erhielten zum Lohne den versprochenen Kuß. Dieses hochherzige Mädchen war Catharina, Tochter eines vermögenden Bauers, Nahmens Matthias Knall. (Oesterr. erneuerte vaterl. Blätter. Mon. Jul. N. 57.)

Literatur für den Magen.

Die Chronik der Oesterreichischen Literatur sagt, bei der Anzeige eines neuen Kochbuchs, daß Kochbücher in Oesterreich immer Glück gehabt, und daß manche mehr Auflagen erlebt haben, als irgend ein Compendium eines berühmten Professors. Das neue Werk heißt: „Theoretisch-practische Anleitung zur Kochkunst, in 2 Theilen, und soll nicht weniger als 16 Gulden kosten. Dafür soll es auf eine neue Theorie gebaut seyn, und wäre sonach gleichsam eine Kritik der reinen Kochkunst, oder Vernunftlehre für den Magen. Sein Verf. ist der erste Koch des reg. Herrn Fürsten von Schwarzenberg, Namens Zenker, ein in Paris gebildeter Künstler, von dessen Schrift sich die gedachte Chronik eine neue Epoche für die Oesterreichische Kochkunst verspricht. Die Originalität der Behandlung und die Popularität in der praktischen Anweisung wird es wohl auch außer Oesterreich empfehlen, da das Barometer des Wohlseyns, der Magen, und noch mehr der Gaumen, auch bei uns eine entscheidende Stimme hat.

Für Leckermäuler fügen wir die Anzeige folgendes Werkchens hinzu:

Der vollkommene Conditor, oder gründliche Anweisung zur Bereitung aller Arten Bonbons, Stangenzucker, Conserven, Zuckerkuchen, Essenz-Pasteten, Gefrornen, Crémes, Gelées, Marmeladen, Compots ꝛc. wie auch zum Einmachen und Glasiren der Früchte, nebst Abhandlungen vom Zucker, den Graden beim Zuckerkochen ꝛc., zur Kunstbäckerei, zu Torten, Makronen, Marzipan, Biscuit, Aufläufen, Pfefferkuchen, Hohlhippen ꝛc. zu den beliebtesten Arten künstlicher Getränke und Chocoladen, Obstweinen, Punschen, Bischoff, Vin brulé, Nicus, Limonade, Mandelmilch ꝛc., von J. C. Eupel, Conditor in Gotha.

Zur Romanen-Literatur.

Die Ruff'sche Verlagshandlung liefert für das J. 1819 schon jetzt einen neuen Roman von A. Lafontaine: Die beiden Freunde, in 2 Theilen. Es ist nicht möglich in der Kürze einen Abriß der abentheuerlich verwirrten Begebenheiten dieser beiden Freunde und ihrer Verwandten, wozu sogar Fürsten und Fürstinnen gehören, zu liefern. Es ist ein Märchen in Romanentracht, mit gemachten Menschen ausstaffirt. Die beste Ausbeute sind einige moralische Bemerkungen und Sentenzen, die Lafontaine's Feder sehr beredt auszudrücken versteht.

Z. B. bei einem Weinlesefeste ruft einer der Romanhelden aus: „Das wäre das Leben? das „wäre sein glorreiches Ziel, diese immer wiederkeh„renden kleinen, holländischen Gemälde des Lachens „und der Freude? die der Sarg verschlingt und die „Wiege wieder hervorbringt? nur dazu? Nein! o „nein! O du hoher Gott, nein, so schön das Schau„spiel auch ist, so laß mich nicht glauben, daß die„ser Traum das Ziel deiner Allmacht sey. — Wie „dort die Spitzen der Alpen in den Himmel empor „ragen, so muß das Menschengeschecht zu Gott em„por steigen, durch eine Menschlichkeit, die auf „Freude gegründet ist. — Diesem Ziel gehören „Wünsche, Kräfte, Thaten." — Und anderswo: „Eine große Handlung beweißt für den Charakter-

Digitized by Google

„des Menschen nichts. Der Rausch, das Beispiel, „eine kurze Begeisterung haben ihre Wunder. Das „Edle im Menschen ist kein Erdbeben, sondern eine „reiche Erndte, die von der Saat an langsam keimt, „blüht, reift, wo jede kleine Aehre ihre Körner „giebt."

Endlich: „Es giebt nur eine Größe: die un„eigennützige, gute That."

Einige Curiositäten.

Ein Chevalier Salet ist aufgetreten als Fürsprecher und Bevollmächtigter derjenigen tapfern Herren, die in Deutschland und andern Ländern zu Belohnung ihrer Thaten Güter von Napoleon erhalten. In einem Schreiben an den Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten fodert er nicht allein alle rückständigen Einkünfte dieser Güter, sondern auch die Zurückgabe derselben; denn Napoleon habe durch deren Verleyhung nur eine Staatsschuld abgetragen, und sich eines, von den fremden Mächten anerkannten, durch Tractaten geheiligten Rechtes bedient. Diese Güter wären auch garantirt durch den Tractat vom 30sten May 1814, wo es im 16. Artikel heißt: „Niemand soll weder persönlich noch „in seinem Eigenthum beunruhigt werden;" ferner werden im 17. Artikel eine Frist von 6 Jahren zugestanden „um über das erworbene Eigenthum zu dis„poniren" und im 26. verordnet: „daß man die, „durch französische Unterthanen erworbenen, Natio„nal-Domainen respectiren solle." Folglich erwarte man wenigstens, daß den Donatarien ein Termin bewilligt werde, um über die Güter zu disponiren. Man beruft sich auf die Herzöge von Tarent und Reggio, welchen der König erlaubt hat, ihre, im Königreich Neapel gelegenen, Dotationen zu veräußern; folglich sey das Recht auf solche Güter anerkannt, wenn sie auch auf fremdem Gebiete lägen, und folglich müsse der König die Donatarien entschädigen, wenn die fremden Mächte es nicht thun wollten. Diese wären jedoch verbunden, eben das zu bewilligen, was der König von Neapel bewilligt habe. (Wir möchten wohl lesen, was die Franzosen sagen würden, wenn deutsche Generale auf solche Weise Güter in Frankreich erhalten hätten? Uns dünkt, was das Recht der Eroberung gegeben, das kann es auch wieder nehmen.) —

Warnung.

Der Preussische Lieutenant Schulze, der in diesem Augenblicke zu militärischen Vermessungen am Rhein kommandirt ist, warnt vor der in Weimar erschienenen großen Charte von Deutschland in 244 Blättern. Er sagt, jeder Militär habe längst das Bedürfniß einer solchen Charte gefühlt, und sich daher gefreut, als sie erschienen sey. Auch sey man so klug gewesen, die ersten Sectionen aus Gegenden zu wählen, die theils sehr bekannt, theils schon gut aufgenommen waren, und wo man folglich nur zu copiren brauchte. Allein spater, wo diese Hilfsquellen weg fielen, hätte man, um den so leicht erworbenen Beyfall sich zu erhalten, einige Kosten der Triangulirung nicht scheuen sollen. Statt dessen raffte man gutes und schlechtes zusammen, wenn es nur wohlfeil zu haben war, und so entstanden Sectionen, aus denen kein Reisender, viel weniger ein Militär klug werden kann. In der 92. Section z. E. hat keine Stadt, kein Dorf die richtige Lage, kein Fluß, kein Bach, den richtigen Lauf, es wimmelt von verfälschten Nahmen, und manche Orte sind ganz ausgelassen. Die Charte ist also, so wie sie jetzt ist, nach dem Zeugnisse dieses Kunstverständigen, wenig brauchbar. —

Kleine Literarische Notizen.

In Ellis Gesandtschafts-Reise wird erzählt, daß in China der Kayser sogar die verstorbenen Heiligen avancirt und zu einem höhern Range unter den Heiligen erhebt, wenn sie ihre Sachen gut gemacht haben. —

Aus der in diesen Blättern schon einmal erwähnten Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich lernen wir unter andern, daß dieser treffliche Fürst die Bäume in besondern Schutz nahm, und verordnete: „Kein Unterthan soll heurathen, ohne drei junge Eichen gepflanzt zu haben." Eine sehr verehrungswerthe Einrichtung, besonders wenn die Eichen nicht blos gepflanzt, sondern auch gepflegt werden müssen. — Eine, schon 1750 ergangene, Hofordnung war wohl gar zu streng. Wer unnöthig Schulden machte, sollte entlassen werden. — (Das unnöthige ist doch oft schwer zu beurtheilen). Wer 20 Gulden bei Hofe stahl, sollte den Kopf verlieren; doch ist wie billig diese Strafe nie vollzogen worden. —

Brackenwridge, in seiner Reise zum Missuri-Strome, (ein englisches Werk) macht uns mit einer Sitte der Arikara-Indianer bekannt, die in einem seltsamen Contraste die Tugend der Keuschheit herabwürdigt und ehrt. Man bietet nämlich dem Fremden, wie auch unter andern Völkern geschieht, eine Beygenossin an, und nimmt es übel, wenn er in einzeln Fällen sie ausschlägt, achtet ihn aber um so höher, wenn er überall und zu jeder Zeit sich dessen weigert. — Um die sehr scheue und flüchtige Antelope zum Schusse zu bringen, befestigt man in jenen Ländern ein Schnupftuch an eine Stange, die man hin und her bewegt. Dann umkreist die neugierige Antelope die Stange, immer näher und näher, bis der Schütze, der daneben platt auf der Erde liegt, den günstigen Augenblick erlauert. Möchte doch jedes unschuldige Mädchen bei lockender Verführung an dieses Schnupftuch und an die arme blutende Antelope denken.

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. No. I.

Cäcilie,

ein romantisches Gedicht in zwölf Gesängen,

von

Ernst Schulze.

Zwei Bände. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1819. Preis 4 thl. oder 7 fl. 12 kr.

Der Verfasser der Cäcilie ist durch sein classisches Gedicht: „die bezauberte Rose,“*) dem Publikum bereits so allgemein und vortheilhaft bekannt, daß er unsrer Empfehlung nicht erst bedarf. Wir übergeben hier den Lesern aus dem Nachlasse des uns leider in seiner schönsten Blüthe durch den Tod entrissenen Dichters ein nicht minder treffliches romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, von dem der Herausgeber, Herr Hofrath und Professor Bouterwek in Göttingen, des jungen Dichters Lehrer und Freund, in der Vorrede uns berichtet, daß der schmerzliche Tod einer mit aller Schwärmerey reiner jugendlicher Liebe von dem Jüngling angebeteten Geliebten (C. T — n) ihn zuerst auf die Idee zu diesem Werke geführt, und daß er es seitdem zur höchsten und heiligsten Angelegenheit seines Lebens gemacht habe, alle ihm von der Natur verliehenen geistigen Kräfte daran zu setzen, um sie, die Einzige, in demselben zu verherrlichen. Daß er diese Aufgabe der zartesten und zärtlichsten Liebe würdig gelöst, und ein Werk geliefert habe, das zu den vorzüglichsten in unsrer Literatur gehört und dessen reiche und mannichfaltige Schönheiten zu einem stets wiederholten Genuß einladen, darüber wird bei allen Lesern nur Eine Stimme seyn.

(Zu erhalten in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann und in allen soliden Buchhandlungen in ganz Deutschland.)

*) Eine zierliche, mit sechs Kupfern ausgestattete Ausgabe der bezauberten Rose ist gegenwärtig bei dem Herausgeber der Cäcilie erschienen und kostet auf Velinpapier 2 thl., auf feinem franz. Schreibpapier 1 thl. 16 gr.

Die

Staatswirthschaft

nach

Naturgesetzen.

(Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1819. Preis 2 thl. oder 3 fl. 36 kr.)

Bei der jetzigen Wichtigkeit der Völker muß es nothwendig eine der ersten und wichtigsten Fragen seyn; welche Befugniß der Staat, in Ansehung der gesetzlichen Verwaltung des Gesammtvermögens zum Gesammtwohl, habe, die Erhaltungsquelle der Individuen in Anspruch zu nehmen? und welche Verpflichtung ihm obliege, dieselbe verstärken zu helfen? — Sehr bedeutende Männer haben deshalb schon in gehaltvollen Schriften ihre Meinungen über mehrere dahin gehörende Gegenstände abgegeben; aber erschöpft hat — das Ganze wohl noch keiner. Neue bescheidene Versuche müssen daher immer erlaubt bleiben, und der Verfasser obengenannter Schrift, ein durchaus freyer Weltbürger, dem nur das Gesammtwohl am Herzen liegt, giebt den seinigen hier einzig mit dem Wunsche, daß seine weltbürgerlichen Ansichten der Sache zu den richtigern und beherzigenswerthern gezählt werden mögen. Umfassend und tiefeindringend zu seyn, war er sachkundiger, ruhiger und ausdauernder Denker genug, und als exemplarisch guter Bürger wußte er das Wohl der Gesellschaft stets unbestechlich und fest im Auge zu behalten.

Das Werk zerfällt in folgende vier Hauptstücke:

Nach einer zweckmäßigen Einleitung handelt es

I. Von den Grundverhältnissen des Erwerbes — vom Vermögen — vom Werth und Preis.

II. Vom Staatseinfluß auf den Erwerb — von der Erwerb-Staatskunst — von den Auflagen.

III. Vom Geldwesen — vom Gelde an sich — vom Geldumlauf — von der Münz-Staatskunst.

IV. Vom Schuldenwesen — von Borg und Wechsel — vom Münzzeichen-Gelde und den verzinslichen Staatsschulden.

In welcher Hinsicht man auch immer diese tiefdurchdachte Schrift zur Hand nehmen mag, man wird ihrem Verfasser gewiß seine dankbare Achtung nicht versagen, und seiner Darstellung der Naturgesetze einer vernünftigen und gewissenhaften Staatswirthschaft sicher die allgemeinste Beherzigung wünschen.

(Dieses Werk ist zu erhalten in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar und in allen soliden Buchhandlungen in ganz Deutschland.)

Das beliebte Taschenbuch

Urania,

ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten. Preis 2 thl. (3 fl. 36 kr.) und auf groß Papier mit Abdrücken avant la lettre 3 thl. 18 gr. (6 fl. 46 kr.)

Unter den Erscheinungen ähnlicher Art nimmt auch diesmal die Urania gewiß einen vorzüglichen Platz ein. Der Herausgeber hat nichts unterlassen, um sowohl durch Schön-

heit der Kupfer und Auswahl des Inhalts als auch durch Eleganz des Aeußern sie des allgemeinsten Beifalls würdig zu machen. Die Erscheinung der Voßischen Shakspeare-Uebersetzung in seinem Verlag führte ihn auf den Gedanken, die nächsten Jahrgänge der Urania mit Kupfern zu den berühmtesten Schauspielen dieses großen Dichters zu schmücken und so eine Shakspeare-Galerie im Kleinen aufzustellen. Er liefert gegenwärtig den Anfang derselben in sechs trefflichen Blättern, welche, außer Shakspeare's Bildniß, Scenen aus Romeo und Julie darstellen und durch schöne Composition wie durch meisterhafte Ausführung mit dem Grabstichel — die Zeichnungen sind von Opiz, der Stich von Coupé, Tardon und Prot in Paris, unter deren Augen auch dort der Abdruck besorgt worden — selbst den Kenner nicht unbefriedigt lassen werden. Nicht minder ausgezeichnet ist der Inhalt an Gedichten und Erzählungen. Die Preisaufgaben des Herausgebers, die uns im vorigen Jahre das als classisch anerkannte Gedicht: die bezauberte Rose*), erwarben, haben auch dies Jahr eine erfreuliche Ausbeute an Poesien gegeben, unter denen Saladin, eine romantische Erzählung von Teuscher, abermals zu den vorzüglichsten gehören möchte, was unsere Literatur in dieser Gattung darbietet. Die weiteren Preisgedichte in der Erzählung, Idylle, Epistel, Ode und dem Sonett, werden, wie die gediegenen prosaischen Beiträge von Hoffmann, dem Grafen Löben und Therese Huber gewiß ebenfalls Theilnahme und Beifall finden.

Das Aeußere dieses Taschenbuchs entspricht durch bescheidnen und einfachen, aber höchst gefälligen Schmuck ganz seinem Inhalt, und der Herausgeber verspricht sich eine freundliche Aufnahme.

Leipzig, den 15. October 1818.

F. A. Brockhaus.

(Die Urania und die bezauberte Rose sind zu erhalten in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar und in allen soliden Buchhandlungen in ganz Deutschland.

*) Eine zierliche, mit sechs Kupfern ausgestattete Ausgabe der bezauberten Rose ist gegenwärtig erschienen und kostet auf Velinpapier 2 thl., auf feinem franz. Schreibpapier 1 thl. 16 gr.

Neue Verlags-Bücher in Roucks Buchhandlung in Berlin.

K. Mannert (K. Baierschen Hofrath) Handbuch der alten Geschichte, aus den Quellen bearbeitet. gr. 8. 1818. 1 thl. 20 gr.

Der durch seine frühern Werke bekannte Verfasser sagt in seiner Vorrede: enthält mein Compendium eine Steyerung aus den vielen verschiedenen Handbüchern, so verdient es, was so manche verdient haben, die schnelle Hingabe in die Vergessenheit. Fließt es hingegen aus den ungetrübten Quellen, umfaßt es manche Sätze, Verbindungen, Ansichten anders, als sie bisher im Umlauf waren, so ist die Entschuldigung, daß zu der Schaar von Compendien noch ein neues komme, überflüssige Sache. Ich hoffe in dem letztern Falle zu seyn, ohne deswegen Ansprüche auf besondere Verdienste zu haben, da das Studium der alten Geschichte mich viele Jahre an den Quellen festhalten mußte. ꝛc.

H. Chr. Genelli, das Theater zu Athen, hinsichtlich auf Architectur, Scenerie und Darstellungskunst überhaupt. 301 S. in groß 4to mit 4 gr. Kupfertafeln. 1818. 5 thl. 12 gr.

Herr Hofrath D. Böttiger erwähnt dieses Werk als eine der reich begabtesten und erfreulichsten Erscheinungen der letzten Messe, woraus viel zu lernen sey. (Abendzeitung No. 203) Dem Philologen wie dem Architecten wird dieser Ausspruch hinlänglich seyn, um sich von dem Gesagten selbst zu überzeugen, und es steht zu erwarten, daß er alle Befriedigung finden wird.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der vollkommene Conditor

oder gründliche Anweisung zur Zubereitung aller Arten Bonbons, Stangenzucker, Conserven, Zuckerkuchen, Essenz-Pasten, Gefrornen, Crèmes, Gelées, Marmeladen, Compots u. s. w. so wie auch zum Einmachen und Glasiren der Früchte, nebst Abhandlungen vom Zucker, den Graden bei dem Zuckerkochen und von den zur Conditorei nöthigen Gefäßen und Geräthschaften, ingleichen erprobte Vorschriften und Rezepte zu allen Gattungen von

Kunstbäckerei

als zu Torten, Makronen, Marzipan, Biscuit, Auflaufen, Leb- oder Pfefferkuchen, Hohllippen, Hobelspähnen, Schmalz- und andern Backwerk, ferner zu den beliebtesten Arten

künstlicher Getränke

und Chokoladen, als zu den verschiedenen Obstweinen, Punschen, Eierpunsch, Bischoff, Vinbrulé, Ricus, Limonade, Mandelmilch u. s. w., von Johann Christian Eupel, praktischem Conditor zu Gotha. Preis, elegant gebunden, 1 thl. oder 1 fl. 48 kr.

Man sieht aus dem Titel, daß der Verfasser ein praktischer Conditor kein Compilator ist, und daher sein Buch gewiß nicht aus zehn schon vorhandenen als das eilfte zusammen geschrieben hat. Dies Werkchen ist eben so wohl für Hausmütter, als für Conditors von Profession bestimmt, und man findet darin manches geheimnißvolle Rezeptchen entschleiert, was bisher diese oder jene wohlbewanderte Dame nicht ohne Stolz — wenn es den Gästen schmeckte — für ihr Eigenthum ausgab. Das wohlgeordnete Register

Digitized by Google

zeigt uns 541 verschiedene Gegenstände aus der Conditorei, Kunstbäckerei und Getränkebereitung u. s. w., über die man die deutlichsten Anweisungen und Rezepte findet, und dieser Sach-Reichthum wird selbst dem Unterrichtetsten Hoffnung geben, darin etwas Neues zu finden.

Der achte Jahrgang

von

Penelope

Taschenbuch für das Jahr 1819

der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet,

herausgegeben von Th. Hell; mit 9 Kupfern und 2 Mustertafeln, mit Beiträgen von Arthur v. Nordstern, L. Brachmann, Krug von Nidda, F. Kuhn, Laun, M. Müller, Passelt, Prätzel, R. Roos, u. a. m.; und Kupfern nach Näke, Opitz, Ramberg, Schnorr, von Böhm, Eßlinger, Fleischmann, Jury, Reinhold u. a. m. 12mo, in geschmackvollem Einband 1 thl. 12 gr., in Maroquin 2 thl. 12 gr.

ist nun an alle Buchhandlungen versandt und hat die günstigste Aufnahme gefunden, die wir ihm wünschen konnten, so daß uns nur noch wenige Exemplare geblieben sind. Auch die gelesensten Zeitblätter, wie die Ztg. f. d. elegante Welt, Abendzeitung, der Freimüthige Gesellschafter ꝛc. haben die vortheilhaftesten Urtheile darüber ausgesprochen, und überheben uns jedes weitern Lobes.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei J. C. Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

E. Hold, Weltgeschichte für die Jugend, bis auf die neuesten Zeiten dargestellt. Mit 81 Abbildungen auf 27 Tafeln, gr. 8., Druckpr. 2 thl. 8 gr., dieselbe auf Schreibpr. mit color. Kupfern 3 thl. 12 gr.

Mit der Beendigung dieses Werks erfüllt der Herr Verf. erst jetzt ein seit mehreren Jahren gethanes Versprechen, wodurch das Ganze aber sehr gewonnen hat, da die ereignißreiche neueste Zeit bis 1818 dargestellt ist. Es ist dies ein so angenehmes Lese- als nützliches Vorbereitungsbuch für Jung und Alt, nicht trockne chronologische Uebersicht, sondern fortschreitende Erzählung der großen universalhistorischen Begebenheiten, in dem ansprechenden Vortrage des Herrn Verf. geschrieben, und darf sich sicher eben der guten Aufnahme erfreuen, als dessen andere Schriften.

Bei J. C. Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

E. Hold, Geschichten aus der Jugendwelt, mit kolor. Kupfern 8. gebunden 1 thl. 4 gr.

Der Verfasser, der so richtige Blicke in das jugendliche Leben gethan, hat auch hier aus demselben einige Darstellungen ergriffen, die sowohl ihrer moralischen Tendenz als interessanten Ausführung wegen, zu den vorzüglichsten gehören. Die Kupfer nach Junge's Zeichnung sind schön und sauber kolorirt und das Ganze ist ein so angenehmes als nützliches Geschenk für die Jugend beyderlei Geschlechts.

Dr. und Professor C. G. Stein

geographisch-statistisches

Zeitungs-, Post- und Comtoir-Lexicon

Erster Band, 1. und 2. Abtheilung A. — E., gr. 8. 73 Bogen.

hat so eben vollständig die Presse verlassen und ist an alle resp. Pränumeranten versendet worden. Am 2. Band wird unausgesetzt fortgearbeitet, und das Publikum wird gewiß mit diesem Werke so befriedigt werden, als es die gute Aufnahme erheischt, die demselben schon jetzt zu Theil geworden ist. Die Pränumeration für den 2. Band 1. 2. Abtheilung ist wie bei'm 1. auf Schreibpr. 5 thl., auf weiß Druckpapier 2 thl. 12 gr., auf gewöhnlich Druckpapier 2 thl., so daß der Bogen noch nicht 2/3 gr. (3 kr.) kostet. Sammler erhalten auf 5 Exemplare das 6. frei.

Leipzig, Michaelismesse 1818.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Melos, Mustersammlung zu Declamations-Uebungen für die Jugend. 1818. Preis 12 Gr.

Von allen bisher erschienenen Sammlungen der Art zeichnet sich die nachstehende dadurch rühmlich aus, daß sie ausschließlich darauf berechnet ist, gute Gesinnungen und fromme Gefühle in den jugendlichen Gemüthern der Kinder zu wecken und zu beleben. Der höchst billige Preis (es sind 29 Bogen) ist darum vom Verleger so niedrig gestellt worden, damit Schulen und Minderbegüterte die Anschaffung um so leichter finden mögen.

In der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar zu haben.

Digitized by Google

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sinngrün

eine Folge romantischer Erzählungen, mit Theilnahme

Jean Paul Friedrich Richters

und einiger deutscher Frauen Unterstützung herausgegeben

von

J. C. W. Uhte Spazier

geb. Mayer

mit 1 Kupfer Preis 1 Thlr. 20 gr.

Inhalt.

Vorwort: Elegie von der Herausgeberin.
Ueber das Immergrün unserer Gefühle, von Jean Paul Friedrich Richter.
Nachtschatten, Märchen von Louise Brachmann.
Edle Minne, Bruchstück aus den Memoiren des Grafen von Montberry, von Fanny Tarnow.
Briefe eines sechzehnjährigen Mädchens an ihre Mutter, von Elisa.
Es ist ein Stern in der Liebe, Novelle, frei nach dem Spanischen von Helmine von Chezy.
Die Burgen an der Ostsee, in zwei Abtheil. Fantasie-Stück auf historischem Grunde, von der Herausgeberin.

So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen (in Weimar in der Hoffmannischen) zu haben:

Der unerschöpfliche Maitre de Plaisir

oder die Kunst, in allen Jahreszeiten und zu Hause, so wie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Partien anzuordnen.

Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Deklamir- und Kunststücke, Räthsel, Charaden ꝛc. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle deutsche lebensfrohe Familien. Motto: „Freuet euch des Lebens." Preis in elegantem Einband 1 Rthlr oder 1 Fl. 48 Kr.

Man hat bereits eine Menge von Hülfsbüchern dieser Art, welche alle dem Titel nach die Mittel zur angenehmen Ausfüllung der fürs gesellige Leben bestimmten Stunden an die Hand geben sollen. Wenn man sie indessen näher untersucht, findet man gemeiniglich längst bekannte Lieder und Kalender-Anekdoten. Der Herr Verfasser des vorstehenden geselligen Handbuchs hat dagegen ganz besonders sein Augenmerk auf eine leicht faßliche Darstellung der interessantesten, theils bestehenden, theils neu entworfenen Gesellschaftsspiele gerichtet, und dabei für die Anordnung von Partien auf ganze und halbe Tage in allen Jahreszeiten auf eine höchst sinnreiche Art gesorgt. Sein Werkchen wird aus allen Gesellschaften, die es recht benutzen, die Langeweile verbannen, und sie außer aller Verlegenheit setzen, wie man sich in kleinen und zahlreichen Cirkeln auf eine anziehende, geistvolle und belustigende Art unterhalten kann. Ein Buch, wie dieses, von solcher Vollständigkeit Mannichfaltigkeit und innerer Anwendung ist noch nicht da.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und versandt:

Schmelzing, Dr. J. Beleuchtung der Schrift: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände? gr. 8. Geh. 8 Gr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

„Betrachtungen über den Begriff und die Wirksamkeit der Landstände. gr. 8. Geh. 5 Gr."

Hof-Buchhandlung in Rudolstadt.

Anzeige

für

Freunde einer unterhaltenden Lektüre, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Zu den ausgezeichnetern Erscheinungen im Fache der schönwissenschaftlichen Literatur sind gewiß die nachstehenden Schriften zu zählen, welche theils durch ihren höchst anziehenden und interessanten Inhalt die Aufmerksamkeit ihrer Leser in Anspruch nehmen, oder andern Theils zur Verbreitung des Frohsinns und der guten Laune in geselligen Kreisen nicht wenig beitragen werden. Sie sind sämmtlich in diesem Jahre erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben.

Aus der Geisterwelt. Geschichten, Sagen und Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Baron von Fouque und Friedrich Laun. Zwei Bände. Mit zwei Kupfern, von Opitz gezeichnet und Roßmäßler gestochen. 8. 3 Rthlr

(Diese beiden Bände enthalten acht verschiedene Erzählungen von den beiden Herausgebern, Frau Baronesse von Fouque und Freiherrn von Miltitz. Sie bestehen zwar für sich, sind aber auch als Fortsetzung des Gespenster von Apel und Laun zu betrachten.)

Laun, Friedr., Kleinstädtereien. Zwei Bände, mit zwei Kupfern, von Opitz gezeichnet und Schwerdgeburt gestochen. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Derselbe, Das Leben im Lichte und im Schatten. Erzählungen Zwei Bände mit einem Titelkupfer, von Opitz gezeichnet und Roßmäßler gestochen. 8. 2 Rthlr.

(Wir glauben mit einiger Zuversicht behaupten zu können, daß die so eben erschienenen Erzählungen, die den vorstehenden Titel erhielten, zu den gelungensten gehören, welche aus der Feder des geistreichen Verfassers geflossen sind.)

Der lustige Erzähler, oder Charaktergemälde und Karrikaturzeichnungen aus der Mappe eines frohsinnigen Malers. Herausgegeben von B—r. Erstes Bändchen mit einem Karrikaturblatt. 2 Rthlr. 16 gr.

(Diesem Bändchen komischer Erzählungen und Charakter-Schilderungen wird man gewiß das Zeugniß nicht versagen, daß sie ganz dazu geeignet sind, das Zwergfell in eine wohlthuende Erschütterung zu versetzen, und daß sie als ein Specificum gegen Hypochondrie und üble Laune sich empfehlen lassen.)

C. A. Keyserische Buchhandlung in Erfurt.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 2. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Geschichte.

Eine der wichtigsten Erscheinungen in diesem Fache ist Deutschlands Ur-Geschichte von dem Bayrischen Regierungs-Rath Barth, die wohl in keiner guten Bibliothek fehlen darf, da sie nicht allein sehr gründlich, sondern auch sehr gut geschrieben ist. Alle Thatsachen sind mit den Originalstellen der Griechischen und Römischen Schriftsteller belegt, und folglich giebt es der Noten viele. Der erste Band, der vor uns liegt, enthält die Geschichte der ersten Zeit bis auf Armin's (Herrmann's) Todt. Alle Hypothesen hat der fleissige Verfasser gesammelt, doch stets partheylos die Entscheidung dem Leser überlassen. Dahin gehört z. B. die Verwandtschaft des germanischen Volksstammes mit dem Thracischen. Daß manches, was die Alten von den Scythen erzählen, die Deutschen angeht, wird aus einer berühmten Stelle des Plinius erwiesen. — In der frühesten Zeit drangen von Norden Volksschwärme nach Italien, welche im Allgemeinen Galler, Gallier, d. h. Wandernde, Fremdlinge genannt wurden; sie hatten aber eigene Nahmen, und es hat nie und nirgends ein Volk gegeben, welches ursprünglich Gallier geheißen hätte. Allein die Römer trugen diese ihnen furchtbare Benennung auf alle Völker jenseits der Alpen über. Cäsar fand zwischen den Pyrenäen und dem Rhein sehr verschiedene Völker an Sprache, Sitten und Verfassung, nannte sie aber Alle Gallier und, was er erobert hatte, Gallien. Nun erhielt sich der Nahme, aber auch zugleich die Unbestimmtheit desselben. — Der Thracische Volksstamm, vom Kaukasus ausgehend, ist der Urstamm der westlichen Bewohner Europa's. Viele seiner Zweige finden sich in Deutschland ausdrücklich und nahmentlich wieder.

Sehr interessant sind die Nachrichten von Deutschland, ehe die Römer dessen Grenzen betraten, denn ganz richtig bemerkt der Verfasser: das römische Germanien ist nicht unser Deutschland, weder in politischer noch in nationaler Beziehung. Ihnen hieß Germanien, was jenseits des Rheins und der Donau lag, bis weit hinein in die fabelhaften Länder.

Trefflich spricht der Verfasser über die alte Erd-Beschreibung, die rechte Würdigung der Classiker, die Irrwege der Hypothesen-Sucht ꝛc. Hier einige Proben, die gewiß Viele nach dem Ganzen lüstern machen werden:

„So viel ist aus den Trümmern mehrtausendjähriger Vergangenheit auf uns gekommen; einzelne Nahmen die wie Felsenspitzen über der Zeitfluth ragend geblieben, lose Begebenheiten in dem Nebel-Meer der Urgeschichte. Sie in ein Ganzes zu verflechten, treibt des Menschen natürliches Verlangen; aber unter dem sich überwachsenden Trieb nach Zusammenhang erstickt leicht der bescheidene Wahrheitssinn. Nicht für uns schrieben die Alten, nicht um nach 18 Jahrhunderten Deutsche über Deutschlands Schickfal zu belehren, sammelten sie ihre Nachrichten. Darum nennen wir sie nicht nachläßig, wenn sie übergingen, was uns das Wichtigere wäre; noch fordern wir, daß die Schriften der Einzelnen alles enthalten, was diese, was ihr Zeitalter wußte. Auch das Goldene war nicht eines des durchgängigen Fortschreitens, und der später Schreibende nicht immer der Unterrichtetere. Ein Alter sind nicht die Alten; unser ist der Fehler, vom Einzelnen als Allgemeinen zu sprechen." — „Und woher kamen Deutschlands erste Bewohner? Nehmen wir einen Urmenschen an, oder mehrere? Gerettete aus zertrümmerter Vorwelt, oder Erstandene? Grub sich so manche Ahndung aus jener Zeit in das Gemüth, während der einsame Mensch an der Bürde des dürftigen Lebens hinabgleitete zur Thierwelt; oder wurden sie uns eingehaucht nach der göttlichen Fabel, welcher die Lebenden so gern sich hingeben? Aus unendlicher Zeit keimt die Geschichte, wir kennen nicht ihren ersten Tag, und wie tief wir sie verfolgen, ist schon früheres Leben. Der alte Deutsche weiß wie Asiens Bewohner, nur in Gott seinen Vater, darum hieß er seine Stämme Brüder-Kinder, und obschon im ungebändigten Trieb mancher Familienzwist auflohderte, so entbrannte er doch nicht zur grimmigen Gluth des National-Hasses gebildeter Selbstsucht. — Denkmale seltenster Entschlossenheit und Freiheitsgluth sind aus den Römer-Kriegen uns aufbewahrt. Als die Istrier ihre belagerte Hauptstadt Nesartium nicht länger halten konnten, führten sie Weiber und Kinder auf di

Mauer, tödteten sie vor den Augen des stürmenden Feindes und fielen im Kampf, oder ihrem Fürsten gleich in ihre eigne Schwerdter. Eben so die Eugamer in Stonos, (in Tyrol,) welche der Consul Q. Marius Rex unvermuthet überfiel. Wie nun die Stoner sich umringt und zur Abtreibung des Feindes zu schwach sahen, tödteten sie Weiber und Kinder, zündeten die Stadt an und stürzten sich in die Flammen. Die aber bey der Hereinstürmenden Andrang dazu nicht Zeit gewannen, tödteten sich in der Gefangenschaft mit dem ersten Eisen, Strick, oder durch Hunger. Kein Knabe blieb übrig, der für das Leben die Knechtschaft ertragen hätte." — Grausen erregend ist der Entscheidungs-Kampf in den weiten raudischen Fluren, die nach dem Vf. bei Vercelli oder auch bei Verona gesucht werden. — „Zu Sieg und Tod verbunden hatten die in der ersten Reihe fechtenden Cimbrer, sich bey den Gürteln an einander gekettet, keiner konnte weichen, Niemand sich trennen. Das Morden endete die Schlacht ohne entscheidenden Streich. Als die Tapfersten gefallen waren, floh der Hinterhaufe. Da standen im schwarzen Trauerkleid die Weiber auf der Wagenburg, und mordeten die Fliehenden, Gatten, Brüder, Väter. Und ein Kampf erhub sich gegen die Römer, nicht geringer als die Männerschlacht, da sie allenthalben von Wohn- und Last-Wägen wie von Thürmen hoch herab mit Speer und Lanze stritten. Und wie der Kampf so war ihr Ende groß. Nachdem die an Marius Gesendeten Freiheit und Priesterschaft nicht erhalten, würgten sie ihre Kinder und warfen sie unter die Hufe der Thiere. Alsdann tödtete eine die Andere, viele erdrosselten sich mit dem eigenen Haar. Eine Mutter fand man am Wagen hängen, ihre beyden Kinder an ihren Füßen. Denn sie wußten der römischen Sclaverey Schmach und Schande. Viele Männer aber ergriff die Verzweiflung, sie knüpften sich an die Hörner und Beine der Stiere, so daß sie todt geschleift wurden, und wie nichts mehr lebte, wehrten noch die Hunde sich aus den Fahrhütten ihrer Herren. — Die Usipoten und Tenchtherren erlagen nur grobem Verrath. Cäsar der ihre Reiterey abwesend wußte, hielt die zur Unterhandlung gekommenen Vorstände zurück, und überfiel das Volk im Lager. „So fielen deutsche Männer, schließt die Erzählung, durch des großen Cäsars Verrath. Nur wenige Römer waren verwundet. Cato aber im Senat, trug darauf an, Cäsarn, weil er schändliche That an Gesandten verübt, den Barbaren auszuliefern, damit der Verbrecher das Sühnopfer sey, und nicht die Republik die Schmach verletzter Völkerrechte treffe."

Genug der Proben aus diesem trefflichen Werke, zu dessen Verbreitung wir gern das unserige beytragen mögten. Der Styl ist im höchsten Grad gedrängt, zuweilen vielleicht zu kurz. Wenigstens wird gewiß manche neue Idee, manche Andeutung übersehen werden, weil sie oft nur durch ein Beywort, ja nur durch die Art der Wortstellung ausgedrückt ist, und also eigentlich jedes Wort erwogen werden müßte, um die ganze Gedanken-Reihe vollständig aufzufassen. Selbst die Uebersetzungen aus Tacitus übertreffen zuweilen das Original an Kürze. Möge — so wünschen wir mit dem Recensenten in der Hallischen Literatur-Zeitung — möge der würdige Verfasser uns recht bald mit dem zweyten Bande beschenken und durch Vollendung des Ganzen sich den Rang des ersten pragmatischen Geschichtschreibers der Deutschen sichern. —

Herr Hasse hat die Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neuste Zeit nach dem Wiener Congresse historisch statistisch zu entwickeln versucht. Sein Zweck ist, zu zeigen, wie die fortschreitende Bildung der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgerstandes während der letzten drey Jahrhunderte zur Einheit erwachsen ist; wie alle nach Selbstständigkeit gestrebt haben; welche Reibungen und Anfeindungen, Begünstigung und Ueberlegenheit Weniger, Verkennung der Rechte des Volkes ꝛc. daraus entstanden sind, und wie endlich in neuerer Zeit Annäherung zu wechselseitigem Verständniß hervorgegangen. Der Verfasser selbst nennt sein Werk nur einen Versuch, und als solcher ist er Achtungswerth. Manche kleine Unrichtigkeiten haben sich eingeschlichen. Wir bemerken, daß Peter der Große die Strelitzen schon 1699 aufhob, das Patriarchat im Jahr 1700 eingehen ließ, und die Synode 1721 errichtete. —

Von Wedekinds Handbuche der Welt- und Völker-Geschichte ist eine zweyte, umgearbeitete und starck vermehrte Auflage erschienen, welche Alles vereinigt, was sie zum allgemeinen Gebrauch der Geschicht-Liebhaber empfehlen kann. Der Geschicht-Forscher bedarf freylich mehr. Dieses Bändchen geht bis zum westphälischen Frieden; ein zweytes wird die Geschichte bis auf unsere Tage herabführen. —

Von Galetti's Allgemeiner Weltkunde (die eigentlich in die Geographie gehört) liegt die zweyte Lieferung von der vierten, nachdem neusten Zustande umgearbeiteten, Auflage vor

uns. Sie enthält 21 illuminirte Charten. Wir zählen dieses Unternehmen ohne Bedenken zu den gelungensten, wie auch schon die vierte Auflage beweißt. Von jedem Lande sind die Lage, der Boden, die Gebirge, Flüsse, Seen, Kanäle, der Flächen-Inhalt, die Volksmenge, das Klima, die Erzeugnisse der drey Natur-Reiche, die Herkunft der Einwohner, ihre Stände und Gewerbe, die Manufacturen und Fabriken, der Handel, die Religion, die Künste und Wissenschaften, die Staatsverfassung und sogar eine kurze Geschichte angezeigt; kurz, wir wüßten nicht, was irgend ein Leser hier vermissen könnte. —

In England ist eine Skizze (Outline) der Revolution im Spanischen Amerika erschienen, der Angabe nach von einem Süd-Amerikaner. Da die Zeitungs-Nachrichten so widersprechend sind, so wird diese Anspruchlose Erzählung jedem Leser, der englisch versteht, willkommen seyn, indem sie eine klare Uebersicht liefert. Der Verfasser war zum Theil Augenzeuge der Begebenheiten, zum Theil benutzte er die Berichte sehr glaubwürdiger Männer, und nennt bei dieser Gelegenheit zwey Schriften, die in Deutschland nicht bekannt geworden sind, nemlich: D Jose Guerra's Geschichte der Revolution von Merico, und Waltai's für den Prinz Regenten abgefaßtes Exposé. Wir lernen aus dem Ganzen, daß die dermalige Lage der unermeßlichen Spanischen Colonial-Länder sehr verschieden ist. Ihr ungeheurer Umfang macht einen gemeinschaftlichen Operations-Plan unmöglich. Die besondern Ansprüche jeder Hauptstadt und jeder Provinz auf Souverainität erzeugten innere Zwiste, die den Spaniern mehr nützten als ihre Siege. Eine würckliche Aussöhnung ist nicht zu erwarten, da die Spanier hartnäckig auf ihren alten Einrichtungen bestehen, den freyen Handel der Colonien, als dem Mutter-Lande verderblich, nicht dulden wollen, und nach jedem Siege mit wachsendem Stolze auf die Beherrschten herabsehen. Könnten sie aber auch die Herrschaft wieder erringen, so wird es ihnen an Mitteln fehlen sie zu behaupten. —

In der Hallischen Literatur-Zeitung steht eine lobpreisende Recension von den letzten Bänden von Venturini's bekannter Chronik des 19ten Jahrhunderts, die, wenn sie nicht so dickleibig wäre, sich trefflich zu einer Windfahne schicken würde. Da sagt der Recensent unter andern: „der „letzte Eindruck, den die merckwürdigen Jahre 1813 „und 1814 bei ihm zurückgelassen, sey, daß man „ihre Arbeit über kurz oder lang werde wieder anfangen müssen. Hr. v. Kotzebue sage zwar, das „werde nicht geschehen, so lange der heilige Bund „bestehe; das sey aber ein schlechter Trost, weil die „se Wahrsagung, wenn sie sich nicht auf eine Offenbarung von der Wunderkraft des Bundes gründe, „nichts mehr sage als: so lange man Frieden halte, „werde man nicht Krieg führen." (Ein abgeschmackteres Raisonnement ist uns doch selten vorgekommen. Wenn nun zum Beyspiel — um Kleines mit Großem zu vergleichen — die Mitarbeiter an einer Recensir-Anstalt sich als ehrliche Männer feyerlich verbänden, unpartey-isch zu recensiren, so würde das nichts mehr sagen als: so lange sie Wort halten, werden wir unpartheyische Recensionen lesen? uns dünckt, man müßte bei ehrlichen Männern voraussetzen, daß sie Wort halten werden, und daß dazu keine Wunderkraft vonnöthen sey.)

Der Recensent behauptet auch: „daß der Ruhm von einer gewonnenen Schlacht Jemanden oft mit nicht mehr Recht ertheilt würde, als das Lob über das richtige Gehen einer Uhr, dem der sie trägt." (!) — Den Volksverstand nennt er die höchste Behörde, und den Wiener Congreß ein großes Freudenthor der Kabale, der Weiberlist, der heimtückischen Aufpasserey und Zuträgerey, vielleicht auch der Bestechung und des Seelen-Verkaufes." (Vermuthlich ist der Verfasser dieser Recension ein Student, der mit auf der Wartburg gewesen ist.) —

Die Geschichte Andreas Hofer's scheint von einem wohlunterrichteten Augenzeugen herzurühren, ist gut dargestellt, sollte aber wohl Geschichte des Krieges in Tyrol heißen, denn von Hofer'n findet man wenig mehr als die Bestätigung, daß er ein wackerer, aber höchst unbedeutender Mensch, ein bloßes Instrument höherer Pläne gewesen, der am Ende so viele Gelegenheiten sich zu retten unentschlossen von sich gewiesen, durch Verrath gefangen, nach Mantua transportirt worden, und dort als ein christlicher Held und Märtyrer den Tod gelitten hat. — Es läßt sich übrigens aus diesem Buche lernen, daß eine insurgirende Macht den guten Willen der Völker zwar benutzt, aber selten vergilt und das Heil der Insurgenten immer eigenen Kriegszwecken unterordnet. Ferner: daß auf die Resultate solcher Volks-Bewegungen durchaus nicht in dem Maaße zu rechnen ist, wie excentrische Köpfe so gern glauben machen möchten. Denn wie schwer es sey die Volksmasse durch Einen Willen zu beleben, und wie wenig man auf ein Planmäßiges Zusammenwürken bauen dürfe, geht deutlich aus dieser Schrift hervor. Mehrere-

male wird das merkwürdige Bekenntniß wiederhohlt, daß man in Hofer'n „das mindeste Uebel" erwählt habe. —

In England ist der große, historische und geographische Schatz, dem ähnlich kein anderer aus den mittleren Zeiten vorhanden ist, das sogenannte Domesday Buch, nun auch mit einem höchst nöthigen und brauchbaren Register versehen worden. Dieses Domesday Buch enthält das Land- und Grundbuch von England, welches Wilhelm der Eroberer zwischen den Jahren 1080 und 1083 hat abfassen lassen. Der Druck desselben, auf Antrag des Parlaments vom Könige genehmigt, begann 1770, wurde aber erst 1783 vollendet. Es wurden eigene, die Handschrift genau nachahmende Schriften dazu gegossen, die im Jahr 1808 mit Nichols Officin verbrannten. Daher wäre ein zweyter Abdruck jetzt unmöglich. Der vorhandene in 2 Folianten läßt nichts zu wünschen übrig, denn er ahmt auf das getreuste alle Abkürzungen und Contractionen des Originals nach und gleicht ganz einem würklichen Codex. Er dient zunächst freylich nur für Englands Geschichte, Geographie und Alterthümer, würde aber auch von deutschen Geschichts-Forschern für Rechts-Alterthümer, Sprache ꝛc., gewiß mit Nutzen gebraucht werden.

Das vormalige Mitglied der Petersburger Academie der Wissenschaften, Julius Klaproth, hat zu Paris in französischer Sprache die Memoiren des Johann Uosk-Herdjan, eines armenischen Priesters, herausgegeben, zu Erläuterung der Begebenheiten, die in Armenien und Georgien am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts statt gefunden haben. Der Verfasser, am Fuße des Berges Ararat gebohren und jetzt ein von dort geflüchteter Einwohner von Tiflis, schrieb diese Memoiren auf Ersuchen seines Zöglings Arutium Astwatsatur, der im Jahr 1813 seine Reisen und Abentheuer zu Petersburg hat drucken lassen, sich jetzt zu Paris aufhält, und dem Herrn Klaproth, (welcher kein armenisch versteht) mündlich die Memoiren von Wort zu Wort in's Russische übersetzte, aus welcher Sprache sie alsdann in's französische übertragen wurden. Ob der erzählende Armenier ein glaubwürdiger Mann sey, wissen wir nicht, und begnügen uns, folgende Nachricht auszuheben:

„Die Armenier, die, zur Zeit der, vom Fürsten Zizianoff commandirten, russischen Expedition nach Erivan, ihr Vaterland verließen, befinden sich noch größtentheils zu Tiflis und in Georgien, und bleiben lieber da als zu Erivan, wo sie von den Persern sehr gedruckt wurden. Diese ihre Herren raubten die schönsten jungen Armenier, schickten sie in entfernte Provinzen und zwangen sie Muselmänner zu werden. Die unglücklichen armenischen Väter waren oft genöthigt, ihre Töchter in einem Alter von 9 bis 11 Jahren zu verheyrathen, um sie nicht in einen persischen Harem abliefern zu müssen. Der Reiche mußte seine Schätze in die Erde vergraben und wagte oft nicht, seinem eigenen Sohne den Ort anzuzeigen wo sie lagen, aus Furcht, daß ihn die Perser so lange martern würden, bis er das Geheimniß verrieth. Auf diese Weise sind viele Reichthümer durch den Todt ihrer Besitzer verlohren gegangen. Hatte ein Armenier ein schönes Haus oder einen angenehmen Garten, so zwangen ihn die Gewaltthaten der Perser sehr bald, beydes zu verlassen. Auch die Anhänglichkeit an die christliche Religion war und ist dort eine unversiegende Quelle von Neckereyen aller Art. Alles das ist in Europa wie in Asien bekannt, und daher lächerlich, daß David Osatur, auch ein Armenier und vormals in Diensten des englischen Consuls zu Bagdad, uns überreden will, seine Landsleute wären glücklich unter der Regierung des jetzigen Schach. Er hat dieß versucht in einem, zu Paris 1816 in persischer, armenischer und französischer Sprache erschienenen, Gemählde von Persien."

Ueber das große Argument der Nothwendigkeit, welches zu allen Zeiten in Finanz-Angelegenheiten von den Regierungen angewandt wird.

So ist ein Aufsatz in der Bibliotheque historique betitelt, der, der Angabe nach, aus einem noch ungedruckten Werke über den Radical-Fehler des Budgets gezogen seyn soll. Wir liefern einige Stellen daraus.

„Warum immer die Nothwendigkeit anrufen, ohne zu bestimmen was Nothwendigkeit ist? Unsere Könige, die, seit der Vernichtung des Feudal-Systems bis zum Sturze der unumschränkten Gewalt, sich als Eigenthümer des Vermögens der Franzosen betrachteten, haben aus ihren Leidenschaften und Launen immer eine Nothwendigkeit gemacht. Carl VIII, Franz I, Ludwig XII. erklärten für nothwendig, sehr zweydeutige Rechte auf Italien geltend zu machen, und die Franzosen, denen diese Rechte sehr gleichgültig waren, mußten 60 Jahre lang ihr Geld und ihr Blut opfern. Die Guisen unter Franz II. und Carl IX. hielten für nothwendig, daß Alles ihrer Ehrsucht geopfert werde. Heinrich III. fand nothwendig, seine Günstlinge

zu mästen. Contini und die Großen am Hofe der Maria von Medicis verschwendeten, weil es ihnen nothwendig schien, in zwey Jahren die von Heinrich IV. gesammelten Schätze. Aus Nothwendigkeit häufte der gierige Mazarin das Gold in seinen Seckel und bedeckte Emery's Plünderungen des Volks mit seinem Kardinals-Mantel. Eitle Ruhmsucht und Egoismus schufen für Ludwig XIV. die Nothwendigkeit immer Krieg zu führen, den empörendsten Luxus zu treiben, ꝛc. Ludwig XV. fand nothwendig, seine Maitressen zu bereichern, seine Bastarde auszustatten. Unter Ludwig XVI rechtfertigten Calonne und Brienne die ruinirenden Anleihen und Verlegenheiten, welche die Revolution herbey führten, abermals durch die eiserne Nothwendigkeit. Endlich kam Buonaparte, und mit ihm bestieg auch wieder diese verdammte Nothwendigkeit den Thron. — Soll das so fortgehen unter einer constitutionellen Regierung? —hier kann die einzige Nothwendigkeit nur die seyn, Alles auf das Volk zu beziehen und das Volk zu schonen; denn das heißt dem Fürsten selbst dienen, der vom Volke geliebt zu werden bedarf, damit er in der Noth auch auf dessen Beystand zählen könne."

In demselben Hefte der bibliotheque historique (es ist das 4. des 3. Bandes) ist auch eine Grabschrift abgedruckt, die sich in goldnen Buchstaben auf einem Denkmal von weißem Marmor zu Pont l'Evêque befindet. Sie erzählt viel rühmliches von einem gewissen Hr. v. T. und schließt mit den Worten: „Wie seine Vorfahren wagte er für „seinen König Gut und Leben, wurde ein Opfer „seines Eifers und unterlag den Kriegsbeschwerden." Hiebey macht der Herausgeber die boshafte Bemerkung: Hr. v. T. trat in Dienst 1814, reiste nach Gent und kam von da zurück 1815, starb an Kriegsbeschwerden 1816.

Gedichte.

Herr Zacharias Werner, Verfasser von der Weyhe der Kraft und den Söhnen des Thales — Jugendsünden die er längst in christkatholischer Demuth abzubüßen sein Haupt scheeren ließ — hat geistliche Uebungen für drey Tage gedichtet, deren Zweck gewiß sehr löblich, deren Ausführung aber holprig, unverständlich, ja bisweilen etwas komisch gerathen ist. Dem Reime zu gefallen ist viel geschehen. Man findet da z. E. die Zeit, welche fleucht, — uns in die Ewigkeit zu verflechten. — die Ewigkeit kann sogar bezwungen werden (!) — man soll sich aber zu dem wenden was allein thut Noth, zum Blitz (?) der lang vergebens droht — sonst röchelt am Ende der Sterbende, und lacht,

Lacht, wie wer schon zerknöchelt
Durch's Rad nun wird zerkracht! —

(hat Hr. Werner jemals einen schon Gerderten lachen hören?) — Um des Reimes willen hat Werner sogar einen neuen Orden erfunden, als ob wir der Orden noch nicht genug hätten; das Wort ist nemlich Licht und Fleisch geworden, und Speise für den armen Menschenorden — am Himmelsthore, wenn der Mensch Kampfgeübt sich durch geschlagen, wägen ihn Waagen. — Der verlohrne Sohn sehnet sich nach des Vaters Hause, indessen er schmachtet in der Schweinen-Klause. Christus am Kreuze ist ein fünfgeröhrter Bronn, u. s. w.

Zu den uns völlig unverständlichen Stellen rechnen wir folgende:

Wenn der Todt naht
Bleibt den gebrochnen Augen
Des Sünders Eins doch treu,
Deß', dem in bittrer Laugen
Gereint (?) nicht hat die Reu!

Und im Vaterunser:

Dein Wille gescheh im Himmel und auf Erden!
Dieses wir Christen und wir Engel we den
Durch dich, o Lieb', allmächtig und einträchtig,
Wir üben prächtig!

Und im Ave Maria:

Gegrüsset sey, Maria, voller Gnaden,
Es ruhte, Stern des Meeres, das Schuldbeladen,
Der, der dich schuf, in deinem Tabernackel,
Das sonder Mackel.

Man sieht, daß der Uebertritt zur katholischen Religion, wenn er auch sonst vielleicht den Menschen gebessert, doch offenbar den Dichter verschlechtert hat. Indessen könnte man uns den Vorwurf machen, daß wir Stellen aus dem Zusammenhange gerissen, darum schreiben wir noch zwei ganze Gedichte ab, das erste zur Ergötzlichkeit des Lesers, das zweite aus Unpartheylichkeit, um zu beweisen, daß Werner auch bisweilen noch der alte Werner ist, das heißt: ein Mann, den die Musen, um der Madonna willen, nicht immer verlassen.

Die sieben Todtsünden.

Hoffarth.

Ich fühle sieben Teufel in mir brausen,
Die mir im tiefsten Herzensdunkel hausen;
Ihr Häuptling will, mich Gott gleich, aufzusprezen,
Mich Frechen reizen.

Geitz.

Und weil der Gottheit Bild am Himmelsrunde
Durch die Metalle strahlt im Erdenschlunde
Drum läßt der zweil' an Strahlen, welche starben
Mich saugend darben.

Digitized by Google

Unkeuschheit.
Doch wieder auf reißt mich des dritten Wüthen,
Peitscht mich, wie Sonnengluth, durch alle Blüthen,
Versöhnung will ich im Entzwey'n erwählen,
Den Durst zu kühlen.

Neid.
Und immer dürst' ich mehr — da läßt mich schauen
Der vierte Teufel Quellentanz auf Auen,
Und Rosen die im Sonnenglanz erröthen! —
Könnt' ich sie tödten!

Völlerey.
Wenn der Gedanke dran mich macht verzweifeln,
Dann blöckt mich an der fünfte von den Teufeln;
„Komm! laß uns Vieh seyn und beym Soff und Fressen
„'s denken vergessen!"

Zorn.
Und bin ich Vieh, dann grinßt der sechste: — „Höhnen
„will Jesus dich, du mußt dich selbst versöhnen!" —
Dann ras' ich auf, um im Vermaledeyen
Mich zu befreien.

Trägheit.
Und tauml' ich dann auf's Neue machtlos nieder,
So gähnt der siebente der Höllenbrüder:
„Komm schlafen! —" So mich stets im Kreise trieben
Die bösen Sieben. —

Nun das bessere, überschrieben:

Gericht der Verstockung.
Verblendung des Ungerechten.
„Es giebt keinen Gott!
Es giebt keinen Teufel!"
So rast der Verruchte
Mit frevelndem Muth.
„Mein Seyn ist mein Blut,
Ich hab' was ich suchte;
Denn kommen mir Zweifel,
So glaub' ich dem Spott!

Für mich ist die Welt;
Stets ist sie mir offen,
Ich brauche nur Lügen,
So wird sie mir hold.
Ich stehle mir Gold,
Sie muß mich vergnügen,
Doch hab' ich mein Hoffen
Auf mich nur gestellt.

Auch lieb ich nur mich;
Heut schwelg' ich auf Rosen,
Und morde dann Morgen,
So wie mirs behagt.
Der Dümmling verzagt,
Doch ich bin geborgen,
Der Donner mag tosen;
Mein Gott das bin ich! — —

Die Gemmen, gedeutet von Arthur von Nordstern, sind auf schönes, starkes Papier gedruckt und mit 16 in Kupfer gestochenen Gemmen verziert. Das ist aber nicht ihr einziges Verdienst; viele dieser Gemmen sind auch würklich sehr sinnreich ausgelegt, und die Verse großentheils wohlklingend. Hier ein Beispiel: Auf der Gemme steht ein Hahn, der eine Aehre im Schnabel hält, hinter ihm erblickt man einen Schlangenstab, vor ihm einen Krug. Dem allen giebt der Dichter folgende Deutung:

Wer ist's?
Stolz, fest, auf wohlbekannter Bahn,
Gemästet von der goldnen Aehre,
Gesättigt und doch ihre Schwere
Berechnend, schreitet vor der Hahn.
Der Schlangenstab so gut seiner Spur
Von selbst, und noch dazu beflügelt.
Wer keck ihn faßt, nicht lange klügelt,
Den segnet Plutus durch Merkur.
Zur Aehre ziemt der volle Krug;
Doch nicht der Anderen Durst zu stillen,
Ihn nur für eignen Vortheil füllen,
Erfahrung lehrts — nur das ist klug.
Wer stellt in diesem Bild sich dar?
Wer schaut in ihm den Herzensspiegel?
Wer führt es als ein redend Siegel?
Ein Kriegsverpflegungs-Commissar.

Ein Ibis, der eine Eydechse im Schnabel hält, und einen Hasen umkrallt, wird von dem launigen Dichter gebeten, die ganze Nachdrucker-Compagnie zu vertilgen. (Mit der Vordrucker-Compagnie scheint er noch nicht in Berührung gekommen zu seyn.)

Auf manche Härten sind wir freylich auch gestoßen, z. E. Freud' und Lust uns — bald naht auf — zum Nachdenken (statt Nachdenken) — ein Geist den wir hier ahnen u. s. w.

Die Auslegung der dritten Gemme scheint uns ganz verfehlt. Der Amor, der da so gemüthlich seine Beinchen unter einen Bogen streckt, ist sicher nicht an den Block gefesselt. — —

Jedermann weiß, daß Hr. v. Wessenberg im vorigen Jahre nach Italien reiste, um sich gegen unverschämte Verläumdungen persönlich zu rechtfertigen, daß solches ihm aber nicht gelang, weil der Papst nun einmal nicht haben wollte, daß er gerechtfertigt vor seinem Stuhle erscheinen sollte. Die Achtung von ganz Deutschland hat den Hrn. v. W. dafür entschädigt, und den Verdruß, den er etwa zu Rom während seiner dortigen Anwesenheit empfunden haben mag, haben ihm die Musen versüßt; das erfahren wir aus den Gedichten, die er unter dem Titel: Blüthen aus Italien herausgegeben hat. Das ist aber auch das Beste was sich davon sagen läßt; denn als Dichter steht Hr. v. W. nicht auf jener hohen Stufe, auf der wir als Mensch und als Geistlichen ihn verehren. Vieles ist gut, auch gut ausgedrückt, doch Ergreifendes, wahrhaft Dichterisches haben wir nichts gefunden. Hingegen könnten wir manches Matte, manches Incorrecte rügen. Wir wollen jedoch lieber einige Verse aus dem Abschied von Italien anführen, die uns wohl gefallen haben:

Land, wo Virgil und Flaccus sang,
Petrarch empfand und Tasso glühte,
Wo Dante's Geist durch Höll und Himmel drang,
Wo Raphael zum Ideal sich schwang,
Das einst der Griechen Brust entblühte;
Leb wohl, der Künste Vaterland!
Lebt wohl, ihr schönen Hesperiden!
In Duft verglüht der Apenninen Rand,
Sanft, wie der Freunde letzter Wink der Hand,
Als von der Heymath ich geschieden. —

Herr Clemens Brentano hat Victoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte gedichtet, und nennt es ein klingendes Spiel, vermuthlich weil er mit dem Geschmack seiner Leser ein heilloses Spiel treibt. Da sagt z. E. ein Chirurgus zu einem Kosacken:

In seiner Wunde ist noch materia peccans,

und der Kosack antwortet:

Aber auf meiner Lanze ist materia Spickgans.

Da sagt ein Schulmeister:

Schwester, ihr müßt nicht vergessen,
Allegorien niemals essen,

und eine Marketenderin antwortet:

Wohlan, ihr allegor'schen Gäste,
Seyd höflichst Alle eingeladen,
Auf Schimmermuß und Schattenbraten
In einem nirgenden Gelee,
Gespickt mit Nun und Nimmermeh'.

Herr Brentano versichert, daß er sein Opus in vier Wochen geschrieben habe. Manchem guten Christen wird schon bange, wenn er bedenkt, daß er einst von jeder unnützen Stunde Rechenschaft geben soll, Herr Brentano aber zittert nicht einmal vor diesen vier Wochen. —

Die Gedichte Heilmann's, reformirten Predigers zu Crefeld, sind von sehr verschiedenem Werthe. Manche, ja viele derselben, sprechen das Gefühl freundlich an, manche hingegen sind leer und matt. Schiller war des Dichters überall unerreichtes Vorbild. Sollte die Gemeinde des Herrn Heilmann würklich singen:

Das Herz voll tiefer Rührung bebt,
Und still, wie leise Dämmerung, webt
Uns Ahnung im Gemüthe;

so möchten wir wissen, was sie sich dabei denkt? — giebt es auch eine laute Dämmerung? — Aus der Taube, welche Johannes der Täufer auf Christum niederfahren sah, hat Herr Heilmann ein zartes Täublein gemacht —

Luise Brachmann hat uns mit romantischen Blüthen beschenkt. Warum sie diese Blüthen romantisch nennt, wissen wir nicht, und wenn man streng richten wollte, so könnte man wohl auch die Blüthen ihr abdisputiren. Doch mit den Blüthen einer Dame nimmt man's nicht so genau, zumal wenn sie, wie hier in einem Gedichte (oder vielmehr in Versen) erzählt wird, sich schon von der geliebten Kunst, der Poesie, hat losreißen wollen, die Himmlische aber sie versichert hat, das vermöge sie nicht. —

Müchler's Spiele müssiger Stunden mögen in müssigen Stunden wohl durchblättert werden, allein man wird oft lange blättern, ehe man inne hält. Diese Spiele sind bereits zu acht Bänden angewachsen, und erregen oft Bedauren, daß der Verfasser der müssigen Stunden so viele hat. Die dramatisirte Posse, Seyn oder nicht seyn, persifflirt einige philosophische Thorheiten mit ziemlichem Glücke. —

Herr August Gebauer hat Lieder-Proben als Vorläufer einer vollständigen Sammlung seiner Gedichte ausgeschickt. Wir fürchten, es werde ihnen gehen wie Noah's ersten Tauben, sie werden in den Fluthen der schönen Literatur kein Plätzchen finden, auf dem sie festen Fuß gewinnen könnten. Aus den Frostblumen am Fenster schließt der Dichter, daß Gott uns auch im Winter nicht ohne Blumen lassen will. —

Blumen, und zwar Nachtviolen bietet uns Edwin Florinda. Die Nachtviolen dufften bekanntlich nur in der Nacht. Wir haben sie am Tage gelesen, und folglich haben sie uns nicht gedufftet. Einmal bekennt der Verfasser, daß er in einem Sonett den Dativ statt des Accusativs blos um des Reimes willen gesetzt habe. Hieraus möge man schließen, welch' ein Geist in dem Gärtner wohnet, der diese Violen gezogen. —

Herr Andreas Schellhorn hat leider dem Zureden seiner Freunde nicht widerstehen können, seine Gedichte herauszugeben, in welchen der Kirchgang der Frau Landrichterin in *** mit dem Kirchgange der Mutter Jesu verglichen wird, und aus welchen man auch erfährt, daß der Verfasser eine sehr bedeutende Physiognomie hat. —

Herr Raßmann, der unsere Ohren bereits mit einer Sammlung von Sonetten und Triolette vollgeklingelt hat, liefert nun auch eine Auswahl neuerer Balladen und Romanzen, die willkommener seyn würde als jene Sammlung, wenn sie nur würklich eine Auswahl wäre. Es findet sich aber des Gemeinen hier sehr viel, und auch des zwar Ungemeinen aber Allbekannten von Göthe und Schiller. Das Ganze ist im Grunde einer von den honetten Nachdrücken, an welche Mackot neulich erinnerte. —

Digitized by Google

Wir schließen zur Erholung mit den lyrischen Gedichten und Briefen von Rei-

mold, der im Lehrgedicht sich auszeichnet, den Flug der höhern Ode (z. B. im Gewitter) seltner doch kräftig wagt, Lebensweisheit in körniger Sprache spendet, des Volkstones nirgends Meister ist, bisweilen durch Länge ermüdet, in den Episteln frohlaunig, oft in bequemen Reimen allzumachläßig, im Ganzen eine willkommene Erscheinung ist. Also schildert er den Mutterwitz: (eigentlicher das Genie.)

Er kommt, ein Strahl des Aethers — kommt, ein Blitz,
Den sie an keiner Stange fiengen,
Weil frey er sich und ohne Leitung dreht.
Wer mag ihn je durch Kunst entzünden?
Wer seine Cherubsflügel binden?
Und wer es fassen, wer ergründen,
Woher er kommt, wohin er geht? —
Er ist, was man dem Schulstaub nicht entwindet,
In keiner Apotheke findet,
Das köstlich reine Lebensgas
Der Seelen, das von selbst aus ihnen
Hervor mit Licht und Freude dringt.

Militairische Gegenstände.

Ein verständiger Kritiker, der in den Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst von dem Werke des Hrn. C. v. W. über die Schlachten von Ligny und Belle-Alliance und von den Fehlern spricht, welche Buonaparten in diesem Werke vorgeworfen werden, vertheidigt den Ex-Kaiser, besonders auch darüber, daß er den rechten und nicht den linken Flügel der englischen Armee angriff, und fügt folgende, auch für jeden Nicht-Militair interessante Betrachtung hinzu: „Nur mußte es mit mehr Plan und Ordnung geschehen, als man in den meisten seiner Schlachten und überhaupt in den meisten Schlachten neuerer Kriege erblickt. Unsere Schlachten bestehen in einem Versuche und Anpacken überall, brutale Angriffe, oft planlos, wie die Colonnen zufällig ankommen. Man hält so lange als möglich Truppen in Reserve, um das Gefechte zu nähren, welcher Ausdruck schon unsere Kriegskunst characterisirt. Wer die meisten Menschen zuzusetzen hat oder durch geschicktes Agiren sein Weniges zu vervielfältigen weiß, wer also zuletzt noch eine Reserve hat, der dringt da durch, wo er eine Blöse oder Erschlaffung seines Gegners findet, und gewinnt die Schlacht. Man kennt ja den Ausruf Bonapartes J'ai gagné la bataille! ils n'ont plus de reserve! — das Characteristische der Schlachten Friedrichs des Großen ist ein schlagfertiges Zusammenhalten der Armee bis in die Nähe des Feindes, schnelles Anschauen seiner Stellung, und regelmäßiger Angriff auf die erspähte schwache Seite. Seine Schlachten erscheinen gegen die Unsrigen, wie die mit Ueberlegung hervorgebrachten Dichterwerke gegen die Werke des Humors. Wir wissen nicht vorher, was aus dem begonnenen Werke werden, wohin Laune und Zufall uns führen wird. Erst in dem wilden Gefecht auf ganzen Fronten zeigt sich das Genie des Feldherrn in schneller Benutzung des günstigen Augenblicks, und diesen zu erwarten, ist oft das Einzige vorher Ueberlegte, das man bei unserer Einleitung der Gefechte, d. h. bei dem ins Feuer bringen, erblicken kann. — On s'engage partout, et puis l'on voit.

Kleine Literarische Notizen.

Der Procureur du roi hatte sich geschmeichelt, er habe den giftigen Homme gris endlich zum Schweigen gebracht; allein kaum war das alte graue Männlein verschwunden, so ist ein neuer grauer Mann wieder aufgetreten, als dessen Herausgeber sich ein Herr Cagnot de Montarlot bekennt; ein Ex-Kriegs-Commissair, der folglich sehr gute Ursache hat unzufrieden zu seyn, und den einträglichen Krieg wenigstens mit der Feder fortzuführen. Daß der Mann keck ist, beweißt schon die gewählte Titel-Vignettes denn da steigt er selbst aus dem Grabe, d essen Stein er mit dem Rücken aufsteht. Auf der Aussenseite dieses Steins liest man oben hic jacet und unten das Datum seines Verdammungsurtheils. Den übrigen Raum bedeckt eine schwarze Gerichtsperson, ohne Zweifel den Herrn Procureur bedeutend, der mit seinem rechten Fuße den Stein wieder nieder zutreten strebt. In der linken Hand hält er das Urtheil, in der rechten eine Art von Pritsche, auf welcher, so viel unsere schwachen Augen unterscheiden können, argumens zu lesen ist. Ihm gegenüber reicht eine geharnischte Dame, Preßfreyheit genannt, dem aus der Gruft steigenden die linke Hand, indem sie mit der rechten ein Schild, auf welchem Charte steht, über ihn strekt. Dieses Schild attakirt das schwarze Männlein mit seiner Pritsche und wird dabey von einer entsetzlich langen Nase secundirt. Die Zeit wird lehren wer den Sieg davon trägt. Fürs erste ist der neue graue Mann weit vorsichtiger als der alte.

Im ersten Heft erzählt er, ein Deputirter habe 1815 vorgeschlagen, im Saale der National-Versammlung ein Crucifix aufzustellen, da habe Benjamin ausgerufen: vergieb ihnen, Herr, sie wissen nicht was sie thun; dieß bonmot habe Glück gemacht und das Crucifix sey vergessen worden. Allerdings sey es ungeziemend, das Bild eines Friedens-Gottes an einem Orte aufzuhängen, wo so viel Dinge gegen den Geist der Religion getrieben wurden, wohin der graue Mann z. B. das Amnestie-Gesetz rechnet. Den Ultra's müsse man übrigens sagen: Herr, vergieb ihnen nicht, denn sie wissen sehr wohl was sie thun. —

Druckfehler in No. 44.

Seite 345 Sp. 1 Zeile 13 statt Widerspruch lies Widerruf.
Seite 349 — 2 — 17 — dem lies den
Seite 351 — 2 — 8 — mordeten lies verdürben.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 2.

Kunst-Anzeige.

Von der zu Anfang vorigen Jahres angekündigten Folge von Portraiten der vorzüglichsten Teutschen Dichter und Gelehrten, sind bereits die Bildnisse von Goethe und Wieland erschienen, und die Theilnahme, mit welcher diese 2 Blätter aufgenommen wurden, haben mich zur Fortsetzung eines Unternehmens aufgemuntert, womit ich allen vaterländisch gesinnten Teutschen eine Gallerie ihrer ersten Männer in Wissenschaft und Kunst aufzustellen gedenke.

Ich kündige daher das Portrait von Schiller, nach einer sehr gelungenen Zeichnung von Jagemann hiermit an. Es wird ebenfalls in Lebens-Größe und Zeichnungs-Manier gestochen, auf gefärbtes Velin-Papier gedruckt, die Lichter mit Weiß erhöhet, erscheinen, und ich darf wohl ohne Anmaßung versichern, daß dies 3te Bild meiner Folge der zwey ersten würdig zur Seite stehen wird. Bis Ende März dieses Jahres, wo das Portrait vollendet und ausgegeben werden soll, wird 1 thlr 8 gr. Sächs. oder 2 fl. 24 Xr. Rheinl. Vorausbezahlung angenommen. Freunde und Beförderer des Unternehmens, welche die Mühe des Sammlens übernehmen wollen, erhalten bey 6 Exemplaren das 7te frey. Man verzeihe mir jedoch die zur Vermeidung von Mißverständnissen nöthige Bemerkung, daß nur bey wirklicher Vorausbezahlung und wenn man sich unmittelbar an mich selbst wendet, diese Vortheile Statt finden können. Nach Ablauf des Pränumerations-Termins ist der Laden-Preis 2 thlr. Sächsisch oder 3 fl. 36 Xr. Rheinisch.

Hufelands und Herders Bildnisse würden diesen zunächst folgen, wozu ich mich durch fortwährende Theilnahme und Beyfall des Publicums recht bald in Stand gesetzt zu sehen hoffe. Weimar den 1. Januar 1819.

C. Müller.

Anzeige.

Vom künftigen Jahre an erscheint in meinem Verlage ein Allgemeines Repertorium der neuesten inn- und ausländischen Literatur, und Kunst, in kurzen, aber getreuen Inhalts-Anzeigen und Beurtheilungen, wodurch die Wünsche einer schnellen und hinreichenden Uebersicht der neuesten, Gelehrten- und Kunst-Erzeugnisse befriedigt werden sollen, alle Monate 2 Stücke, jedes von 4 Bogen in gr. 8vo. Der Preis des Jahrgangs von 24 Stücken wird nur 6 thlr. seyn, wofür es in allen soliden Buchhandlungen und auf den löbl. Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen zu haben seyn wird. Eine ausführlichere Ankündigung ist bey Unterzeichnetem, und in anderen Buchhandlungen zu haben. Das erste Stück erscheint am 14. Januar. Leipzig den 20. December 1818.

Carl Cnoblauch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Deutsche Geschichte

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten von J. G. Voigtel, Professor der Geschichte. gr. 8. Halle, Hemmerde 1818. 1 thlr 16 gr.

Da bis jetzt noch kein Handbuch die deutsche Geschichte bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt hat, so wird dieses Buch auch dem bloßen Freunde der Geschichte willkommen seyn. Dazu kommt noch, daß die Bildung, die Verfassung, welche eine Hauptsache in unserer Geschichte ausmacht, mit besonderem Fleiß dargestellt und systematisch in jedem Zeitraum durchgeführt worden ist. Der Nahme des Verfassers bürgt übrigens dafür, daß das Werk, wie er in der Vorrede versichert, aus den Quellen geschöpft ist.

Von ebendemselben, ebenfalls zu haben

Geschichte des deutschen Reichs

unter Otto dem Großen. gr. 8. 1802. 1 thlr 4 gr.

Genealogische Tabellen

zur Erläuterung der europäischen Staatengeschichte, für Freunde der Wissenschaft. Quer Fol. 1811. 4 thlr. 18 gr. Schreibp. 5 thl. 12 gr.

In allen Buchhandlungen sind folgende in unserm Verlag erschienene Bücher zu bekommen:

Bülow, F. von, über die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders in Beziehung auf den Preuß. Staat gr. 8. 21 gr.

Stammtafel der Lutherischen Familie. quer Fol. 2 gr.

Zerrenners, C. C. G., Predigten am dritten Jubelfeste der Reformation, nebst einigen historischen Bemerkungen über die Kirche z. h. Geist in Magdeburg, gr. 8. 8 gr.

Lohmann, Friederike, Erzählungen, 8. 1 thlr. 18 gr.

Ferner:

Barring, die Familie; oder das Scheinverbrechen, von Karl Friedrich. 8. 1816. 1 thlr.

Branden, Fürst der Brennen ꝛc. 8. 1816. 1 thlr. 4 gr.

Erholungswochen, oder Reise durch Neupreußen, Schlesien, Sachsen ꝛc. 8. 1816. 20 gr.

Nagel, D. F. G., die Schule der Verstandesübungen, nach der Stufenfolge, für Bürger- und Landschulen, 1r 2r Cursus, 8. 1817. 18. gr.

Weinhold, D. C. A., Versuche über das Leben und seine Grundkräfte, auf dem Wege der Experimentalphysiologie. gr. 8. 1817. 2 thlr. 4 gr.

Creutz'sche Buchhandlung, in Magdeburg.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: die dritte verbesserte und vermehrte Auflage von dem so allgemein geschätzten Werke:

Der Mensch.

Eine Untersuchung für gebildete Leser, von

M. C. F. W. Grävell.

Königl. Preußischen Regierungsrath. Preis sauber brochirt 2 thlr. 12 gr.

Digitized by Google

Es ist nur eine Stimme über die Vortrefflichkeit dieses Werkes, welches, für alle gebildete Glieder der menschlichen Gesellschaft bestimmt, einer solchen Ausführlichkeit und Deutlichkeit sich erfreut, daß es in den Händen jedes Gebildeten ein Mittel der Veredlung und Beruhigung nothwendig werden muß.

Die binnen einigen Monaten sich vergriffen habende 2te Auflage ist ein sprechender Beweis, mit welcher Theilnahme dieses gehaltreiche Werk aufgenommen worden.

Berlin, im July 1818.

Maurersche Buchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist in Commission erschienen:

Rahul der Freie über Sarsena, ähnliche Schriften und über die Frey-Maurerey überhaupt im Occidente und dem Jahre 5818, nebst einem Vorworte über Anti-Sarsena. 8. geheftet 8 gr.

Ein Jeder, der Sarsena gelesen hat, wird obige gründliche und ruhige Widerlegung desselben nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

Breslau im Novbr. 1818. W. A. Holäufer.

Subscriptions-Anzeige.

August, Freiherr von Steigentesch gesammelte Schriften, in sechs Bänden.

Der Freyherr von Steigentesch hat sich entschlossen, eine Auswahl seiner Werke herauszugeben. Diese sind in sechs Bände zusammengedrängt, wovon der 1te Gedichte und Mährchen, der 2. u. 3. Lustspiele, (welche vorher drei Bände ausmachten), der 4te Marie, der 5te Kleine Erzählungen (sonst in zwei Bändch.) der 6te Vermischte Schriften enthalten wird.

Die Sammlung soll in zweierley Ausgaben auf Schweizer geglättetes Velin und auf feines Schreibpapier erscheinen und für diejenigen, welche vor nächster Leipziger Jubilate-Messe darauf unterzeichnen, ein Viertheil weniger kosten, als der nachherige Ladenpreis seyn wird.

Der Subscriptions-Preis ist auf geglättetes Velinpapier 12 thlr. oder 21 fl. 36 kr. Auf Schreibpapier 9 Rthlr. oder 16 fl. 12. kr. um welchen Preis es jede Buchhandlung ohne den mindesten Aufschlag liefern wird.

Mit der Jubilate-Messe 1819, in welcher die erste Lieferung ausgegeben wird, tritt der um ein Viertheil erhöhete Ladenpreis unabänderlich ein.

Darmstadt im Nov. 1818. Heyer und Leske.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Archiv
für Bergbau und Hüttenwesen.

Herausgegeben von

Dr. C. J. B. Karsten

Königl. Preuß. Ober-Hütten-Rath 18 und 28 Heft. Der Preis eines jeden Heftes ist 1 thlr.

Mehrere darin enthaltene Abhandlungen, besonders aber der Zweck des Bergbaues, über Bergwerksverfassung und Verwaltung; ferner eine, durch eine Karte erläuterte Darstellung des jetzigen Zustandes in Schlesien, werden auch für ? ein größeres Interesse haben, so wie das Archiv überhaupt für Kameralisten und Technologen sehr zu empfehlen ist. Breslau im December 1818.

W. A. Holäufer.

Anzeige
die Erholungen auf 1819 betreffend.

Die Erholungen erscheinen im achten Jahrgange, mit Anfang des Jahres 1819, in vermehrter Bogenzahl, dergestalt, daß wöchentlich drey Nummern mit dazu gehörigen Beilagen, Extrablättern ꝛc. ausgegeben werden. Dadurch wird nicht nur den Wünschen vieler Theilnehmer und Lesegesellschaften genügt, sondern die Menge eingehender und brauchbarer Materialien, für welche der Raum bisher oft zu beschränkt war, erheischt wirklich diese Erweiterung.

Da bekanntlich für dieses thüringische Unterhaltungs-Blatt — welcher seit einer langen Reihe von Jahren die Gunst des Publikums treu geblieben ist — ein Verband der achtbarsten Schriftsteller Deutschlands besteht, welche den Erholungen einen bleibenden Werth sichern, und einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Zeitschriften anweisen: so darf man erwarten, daß sie von nun an um so gewisser ihren Zweck erfüllen, und dem gebildeten Leser eine noch mannichfachere, nützliche und angenehme Unterhaltung verschaffen werden.

Die Erholungen sind zu jeder Zeit in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen durch alle Postämter und Buchhandlungen zu haben, und kosten auf 18:9 der ganze Jahrgang 6 thl 12 gr. sächsisch oder 11 fl. rheinisch. Die respect. Postämter wenden sich an das Königl. Preuß. Grenz-Postamt zu Erfurt, die Buchhandlungen an unterzeichnete

G. A. Kaisers Buchhandlung
in Erfurt.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Bertels, Dr. E. d. A., Lehrbuch der allgemeinen Pathologie. gr. 8. 1 thl.

Benedict chirurgische Monogrammen. Ein Leidfaden zu academischen Vorlesungen über die Wundarzeneykunst, gr. 8. 1 thl.

Gravenhorst, J. L. C. Grundzüge der systematischen Naturgeschichte für seine Zuhörer entworfen. gr. 8. 16 gr.

Meister, Dr. J. C. F., Leidfaden zu Vorlesungen über Gifte und Verbrechen der Vergiftung. gr. 8. 6 gr.

Remer, W. H. G., Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen, zu academischen Vorlesungen. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

Singer George John, Elemente der Electricität und Electrochemie. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen, welche die neuesten electrischen Entdeckungen enthalten, von C. H. Möller. gr. 8. mit 4 Kupfern. 3 thl.

Vieussieux, Dr., über künstliche Blutausleerungen und ihre Anwendung in der Mehrzahl der Krankheiten. Aus dem Französischen frey übersetzt, und durch Zusätze, Anmerkun-

gen, und einem historisch literarischen Anhang vermehrt, von Dr. C. L. Klose. gr. 8. 1 thl. 16 gr.

Breslau, 6 December 1818.

W. A. Holäufer.

Von der bei E. W. Enders in Prag seit 1. October 1818 erscheinenden Monatschrift:

Unterhaltungen für gebildete Leser;

herausgegeben von S. W. Schießler,

sind bereits 3 Hefte heraus, und es wird in allen Buchhandlungen mit 1 thl. 18 gr. für den Vierteljahrgang, Bestellung darauf angenommen.

Auch ist nun erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch des Scherzes und der guten Laune, auf das Jahr 1819; von S. W. Schießler. Preis 1 thl. 8 gr.

So eben hat die Hoffmann'sche Hofbuchhandlung in Weimar von dem

Freimüthigen für Deutschland,

Zeitblatt der Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von Karl Müchler und J. D. Symanski,

die vier ersten Stücke erhalten, die als Probeblätter unentgeldlich durch sämmtliche Buchhandlungen und resp. Postämter Deutschlands ausgegeben werden. Sie enthalten Beiträge von: v. Göckingk. — E. A. T. Hoffmann (Verf. der Fantasie-Stücke in Calots Manier) — F. L. Jahn. — Langbein. — Heinrich von der Myrthen. — Rese. — S. W. Schießler. — Joh. Friedr. Schink. — Karl Stein. — Tiedge. — Julius v. Voß. — Doctor Karl Witte d. ä. und den Herausgebern.

Wöchentlich erscheinen fünf Stücke in gr. 4. auf dem schönsten Papier gedruckt. Der Preis des Jahrgangs ist einschließlich der zu liefernden Kupfer- und Musikbeilagen, auf 8 thl. Pr. Cour. festgestellt, wofür es sämmtliche Buchhandlungen und Postämter Deutschlands liefern.

Die Ahnfrau,

Ein musikalisches Quodlibet tragikomischer Natur.

In einer neu aufgewärmten Versart bearbeitet, von

Adolph von Schaden.

gr. 8. Berlin in Commission der Mauerschen Buchhandlung. Pr. is geheftet 16 gr.

Diese Parodie der weltberühmten Ahnfrau zeichnet sich durch Witz und Laune mitunter etwas Derbheit aus, und mag als ein Wort zu seiner Zeit gelten. Auf geführt, würde es vielleicht seine Würkung nicht verfehlen.

Eine gleiche Parodie ist von der Sappho unter folgendem Titel erschienen:

Die moderne Sappho

ein musikalisch-dramatisches Durcheinander, ohne Sinn und ohne Verstand u. s. w. von Adolph von Schaden. Nebst einer Karrikatur. gr. 8. geheftet 1 thl.

Zur unterhaltenden Lectüre empfehlen sich folgende in unserm Verlage neu erschienene Bücher:

Polterabendspiele, mit Beiträgen von Bornemann, Helmine von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink. Herausgegeben von F. W. J. Kralowsky. 18 gr.

Robin der Rothe; eine Schottische Sage. Nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau. 3 Bde. 3 thl. 12 gr.

T. H. Friedrich. (Verf. der satyrischen Feldzüge) Dialogische Turnspiele, d. i.: erbauliche Gespräche zwischen Spöttern und ernsthaften Leuten. 1 thl. 12 gr.

C. Müchlers Anekdoten-Almanach für das Jahr 1819. 1 thl. 8 gr.

Die Nahmen der Verfasser verbürgen diesen Werken die Gunst des Publicums. Sie sind sämmtlich in den letztern Monaten an die bekanntesten deutschen Buchhandlungen versandt, und daselbst geheftet für die angezeigten Preise zu haben.

Dunker und Humblot in Berlin.

In der C. F. Kunz'schen Buchhandlung zu Bamberg ist so eben erschienen:

Fantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit Vorrede von J. P. Friedr. Richter, von E. Th. A. Hoffmann. 2te verbesserte Aufl. in 2 schön brochirten Bänden. Pr. 4 thl. oder 7 fl. 12 kr. rheinisch. Mit dem Bildniß des Verf. von ihm selbst gezeichnet.

Das Publikum erhält hier die vier Bände der ersten Auflage, in zwei zusammen gedrängt, und zwar in einer Form, die, des Inhalts vollkommen würdig, und mit dem Bildniß des berühmten Verfassers geschmückt, in Hinsicht auf Eleganz die Frühern bei weitem übertrifft, (Druck und Papier aus der geschätzten Vieweg'schen Officin) und demohngeachtet 2 thl. weniger kostet — Jedes Wort zur Empfehlung des Werkes selbst käme übrigens jetzt wohl zu spät, nachdem die allgemeine Stimme dem genialen Verfasser seinen Rang unter den ersten Schriftstellern Deutschlands angewiesen und namentlich seine Fantasiestücke durch unsterbliche Dichtungen seinen literarischen Ruhm auf immer begründet haben. (Vergl. Hallische Lit. Zeit. 1815, No. 134. Leipz. Lit. Zeit. 1815 No. 133. Wiener Lit. Zeit. 1815, No. 28. Heidelb. Jahrb. 1815, Pag. 1043 — 56. Göttinger gelehrte Anzeigen 1815 No. 72. Morgenblatt 1815. Uebers. d. Lit. No. 4. Dasselbe 1816, No. 5. Fouque's Urtheile in den Musen, in seinen neuen gesammelten Schriften, und viele andere Blätter.)

Zu haben in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und namentlich in der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung in Weimar.

Das Alter,

und untrügliches Mittel alt zu werden, nebst 11790 Beispielen von Personen, welche 80 bis 190 Jahre alt geworden sind, zweite stark vermehrte Auflage 1805, und Nachträge dazu. Erste Lieferung 1807, von Johann Sam. Schröter, zusammen 52 Bogen, jetzt nur 1 thl. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Der Verfasser dieses ganz bekannten Werks, starb im hohen Alter als Superintendent zu Buttstedt, und hat in der gelehrten Welt einen großen Ruhm als Naturforscher hinterlassen. Auch in dem obigen Werke beweißt er seine Forschungen in die Tiefen der Natur, und zugleich, daß man unter jedem Himmelsstrich, ohne medicinische Hülfsmittel, sehr alt werden kann. Die viel Tausend Beispiele beweisen dies. Der Gemeinnützigkeit wegen soll dieß Werk von jetzt an für den gegebenen sehr geringen Preis, der billiger als jeder Nachdrucker-Preis ist, verkauft werden, so wohl bei uns, als auch in allen andern Buchhandlungen.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Taufbuch

für christliche Religionsverwandte; oder auf Beobachtungen und Gesetze gegründeter Unterricht über alle Gegenstände, welche die Taufhandlung, sowohl in kirchlicher als auch bürgerlicher Hinsicht, betreffen, und den Verpflichten zu wissen nöthig sind. Nebst den Taufritualen der christlichen Hauptkirchen, und einem alphabetischen Verzeichnisse von mehrern besonders deutschen Vornahmen und kurzer Erklärung derselben, von W. Schenk, (vormals Superintendenten) 1805, 36 Bogen, von jetzt an 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Da die Kirchengebräuche sehr stark zur Sprache gekommen sind, so ist es wohl angemessen, dieß gründlich geschriebene Buch, mit dem jetzigen so billigen Preis, wofür es bei uns und in allen andern Buchhandlungen zu haben ist, in Andenken zu bringen. Wer nicht Gelegenheit hat, die alten Kirchenväter oder ausführliche Werke über die Kirchengebräuche zu studiren, den wird es befriedigen; so wie auch die Erklärungen der Vornamen vielen angenehm seyn wird.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Prospectus.

Nous croyons rendre un service agréable aux amateurs de la littérature française par la publication d'une édition peu chère des principaux ouvrages en vers et en prose de Voltaire, en 12 Vol. en pet. 8vo. Sous le titre:

d'Oeuvres choisies de Voltaire,

avec des préfaces et de nouvelles notes historiques et critiques par un homme de lettres.

Cette collection renfermera les ouvrages suivans de cet illustre écrivain.

1. La Henriade. 1 Vol. 2. Théâtre, ou Chefs-d'oevres dramatiques 4 Vol. 3. Poëmes, Contes en vers, Stances, Epitres, Satires etc. 1 Vol. 4. Histoire de Charles douze, Roi de Suède 1 Vol. 5. Romans. 2 Vol 6. Melanges de littérature et de philosophie. 1 Vol, 7. Choix de lettres. 2 Vol.
   a. Correspondance générale.
   b. Correspondance avec Frédéric II. Roi de Prusse.

Ce volume contiendra aussi les lettres du Roi.

Ces différens ouvrages paroitront successivement, peut-être en livraisons d'un volume par mois, imprimés sur de bon papier et avec des caractères tout neufs, supposé que dans l'espace de trois mois, à dater de la publication du présent Prospectus, il se trouve un nombre suffisant de souscripteurs disposés à favoriser l'entreprise.

Nous offrons au public cette nouvelle édition d'Oeuvres choisies de Voltaire, par voie de prénumération, l'alphabet entier au prix très modique de 18 gr. de Saxe. Nous assurons, outre cela, à ceux qui prendront 5 exemplaires à la fois, et qui, pour cet effet, s'adresseront directement à la librairie soussignée, le sixième exemplaire gratis.

M. le P. Franceson, connu par sont excellente Grammaire française à l'usage des Allemands, et par son Essai sur Homère, s'est chargé de la rédaction de l'édition projetée, qui, par conséquent, se distinguera aussi tout particulièrement par la pureté du texte.

Si le public honore cette entreprise de son approbation et qu'il l'apprie de son secours, nous nous proposons de publier successivement des editions toutes pareilles d'auteurs classiques francais.

Berlin en Janvier.

La librairie de Nauck.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Freimüthige Worte eines Deutschen in Anhalt über die durch ein Königl. Preuß. Ministerialreskript verfügte Ausdehnung der in dem Königlichen Gesetze vom 26. Mai 1818 für die Preuß. Staaten angeordneten Verbrauchssteuer auf die in die Anhaltischen Staaten transitirenden Waaren.

Deutschland 1819.

Preis geheftet 6 gr.

Die bei Hartmann in Riga und Leipzig erscheinende Uebersetzung meiner Geschichte Rußlands wird unter meinen Augen nach der 2ten durch bedeutende Zusätze vermehrten Auflage des russischen Originals durch den Herrn Kollegienrath und Ritter von Hauenschild veranstaltet.

Karamsin.

Obigem füge nur noch zu, daß ich bis zur nächstem Jubilate-Messe 1819 wenigstens den 1. Band liefere.

Die übrigen Bände sollen in möglichst kurzen Zeiträumen nachfolgen.

Riga, im Septemb. 1818.

C. J. G. Hartmann.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 3. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Ritzebüttel und das Seebad zu Curhaven.

Ein Buch, welches mir der Herausgabe des Senators Abendroth verdanken; ein unterrichtendes, auch da, wo es unterhalten soll, unterhaltendes Buch; endlich ein Werk, woran der Verleger nichts gespart hat, denn es ist nicht allein schön gedruckt, sondern auch mit einem Grundriß von Curhaven und Ritzebüttel, mit einer Charte des Amtes Ritzebüttel, und der dazu gehörigen Insel Neuwerk, und mit mehrern Kupferstichen versehen, worunter die Karrenbäder zu Curhaven sich am seltsamsten ausnehmen. Wer das neue Seebad zu Curhaven gebrauchen will, wird sehr wohl thun, im Winter dieß Büchlein zu studiren. Wer aber auch nicht gesonnen ist, Curhaven selbst zu besuchen, der kann hier eine sehr lebendige Vorstellung erlangen von Allem was Zeit und Vorzeit dort geschaffen haben.

Wie heben einige Stellen aus, um zu zeigen, daß auch der Styl, je nachdem der Inhalt es mit sich brachte, meist einfach klar, bisweilen auch poetisch ist.

„Bey dem so großen Ruf, den die Gas-Erleuchtung hat, ist man auch schon darauf bedacht gewesen, die Kosten nicht zu scheuen sie auf den hiesigen Nachtsignalen zu gebrauchen, weil das Licht wohl 100 Procent heller, und weil dieß Feuer noch unabhängiger von der Aufmerksamkeit der Wärter ist als ein Lampenfeuer, wo die Lampen doch wenigstens alle 4 Stunden aufgeschroben und auch geputzt werden müssen; allein da die Versuche damit noch nicht beendigt, so kann noch nichts darüber bestimmt werden; es ist um so nöthiger hier mit der größten Vorsicht zu handeln, da, ungeachtet der großen Verbreitung dieser Erleuchtung in England, noch auf keinem Leuchtthurme die Gas-Erleuchtung eingeführt worden ist. — Bey allen diesen Thürmen ist noch eine Gefahr mit den wilden Enten und Gänsen zu bestehen, die, durch den Schein des Lichts angezogen, mit großer Gewalt gegen die starken Spiegelscheiben anfliegen, zwar den Tod dabey finden, aber doch immer bey jeder durchbrochenen Scheibe einen Verlust von 3 bis 4 Louisd'or veranlassen." —

„Häufig wird auch die 1, 1/2 Meilen von Curhaven gelegene Insel Neuwerk zum Ziel der kleinen Reisen gewählt, und zwar wird diese Reise zu Wagen gemacht, welches jedem der mit den Erscheinungen der Ebbe und Fluth nicht bekannt ist, unglaublich scheinen möchte. Ueber dieselbe meilenlange Fläche, wo so eben noch schwerbeladene Schiffe majestätisch segelten, rollet jetzt der Wagen leicht und rasch auf festem Sandgrunde dahin; aber ein kundiger Führer muß den Fremden leiten, und sorgsam den richtigen Zeitpunkt der Ebbe in Acht nehmen, damit ihn die wiederkehrende Fluth unterwegs nicht überrasche. — Wer aber eine eigentliche vollkommene Seereise machen, und zugleich eine der merkwürdigsten Inseln kennen lernen will, der muß sich die, 10 Meilen von Curhaven, in der Nordsee gelegene Insel Helgoland zum Ziele setzen. Freilich läßt sich die Dauer der Reise niemals mit Gewißheit voraussagen, und oft wird sie durch widrige Winde vereitelt, aber sehr oft wird auch die Fahrt in 5 bis 6 Stunden gemacht, und dann die ganze Reise in zwey Tagen vollendet. Am besten ist es auch hier, wenn sich eine Gesellschaft vereinigt, zu diesem Zweck ein Schiff miethet, und sich mit den nöthigen Lebensmitteln auf einige Tage versieht. Fröhlich besteigt sie alsdann zum günstigen Zeitpunkt das bereitete Schiff; die Wimpel flattern, die Segel schwellen, und rasch entfernt es sich vom festen sichern Gestade. Allmählich schwindet die Küste dem spähenden Blick, höher gehen die Wogen, schwankend durchschneidet das Schiff die Berge von Wellen. Da verwischt sich der letzte Schimmer des theuren Landes in blauer Ferne; Himmel und Meer nur allein erscheinen dem Auge, und auf den schäumenden Wellen das kleine Schiffchen, welches sich auf der unermeßlichen Fläche fast verliert. Doch muthig steuert der erfahrene Seemann sie nach dem unsichtbaren Ziele; und siehe, da erhebt sich fern aus der grünlichen Fluth ein fester Punkt, und als das winkende Eyland zeiget er ihn der frohen Gesellschaft. Ein hoher röthlicher Fels erscheint es näher, hingeworfen in des Meeres endlosen Raum. Dann werden die Thürme sichtbar darauf und die freundlichen Häuser, und endlich ankert das Schiff an dem Vorland des

gewaltigen Felsen. Eine breite Treppe führt im Wendelgang auf die 200 Fuß hohe Fläche desselben hinauf. Die Wände der Insel sind schroff abgeschnitten, jährlich brechen sie etwas mehr ab, und nach vielen Jahren muß endlich ein Zeitpunkt kommen, wo das letzte Häuflein zusammenstürzt, und in den Schooß der Wellen versinkt. Die Ansicht von Oben rings über das weite Meer hin ist herrlich, der Sonnen Auf- und Untergang prachtvoll, und das Schauspiel eines Sturmes über alles erhaben. Man befindet sich hier mitten im Kampf der Elemente, und doch auf dem festen Felsen unbeschadet, rings umtoset von den brausenden Wellen, und doch so ganz sicher vor ihrer Wuth. Bei ruhigem Meere ist hingegen dasselbe um die ganze Insel herum mit unzähligen Fischerkähnen besetzt und der Hummer und der Scheerfisch werden dann in Menge gefangen. Einen schönen hinreißenden Anblik gewähren ferner die vielen Grotten, Schluchten und Bogengänge, welche die Natur am Fuße des Felsens rings um denselben gebildet hat; die schöne Ansicht davon hat man schon von oben herab, aber bei ruhigem Wetter kann man zur Ebbezeit selbst unten am Fuß der Felseninsel herumgehen und in den Höhlen und Grotten selbst ihre Schönheit und Größe bewundern. Reiche Beute findet auch der Naturforscher hier; indem die See täglich eine Menge von ihren zahllosen mannigfachen Bewohnern an das Vorland auswirft, und der Fischer täglich seltene Stücke aus dem Grunde des Meeres herauf hohlt. Die zahlreichen Arten der Seegewächse, unter denen manche an Feinheit und Pracht die Blumen des Landes übertreffen, die Korallen und Muscheln und Schnecken mit ihren Gehäusen, wetteifernd an Farbe und Form; die strahligen Sterne der See und viele andere Naturseltenheiten liegen immer am Strande, und werden von den Unachtsamen zertreten."

Reisen.

Als der berühmte Hr. v. Hammer zu Constantinopel bei der österreichischen Gesandtschaft angestellt war, vereinigte er sich im August 1804 mit dem Preußischen Geschäftsträger und dem Englischen Minister zu einer Lustreise nach Brussa und dem Olympos. Den Rückweg nahmen sie über Nicäa und Nicomedien. Diese Lustreise ist es nun, die, unter dem Titel: Umblick, vor Kurzem im Druck erschienen. Sie ist mit Kupfern, Charten und Inschriften ausgestattet, der Druck selbst elegant und splendid. Das Werk verdiente aber auch diese Auszeichnung vor vielen, da es eben so gründlich als geschmackvoll, kurz, des längst rühmlichst bekannten Verfassers würdig ist. Hier einige Proben:

„Bekanntermaßen liebt das Volk, so im Morgen- als Abendlande, runde oder merkwürdige Zahlen, um damit die Größe und den Umfang irgend eines Denkmahls der Baukunst bedeutsam auszudrücken. Die bescheidensten sind die Vierziger, die prahlendsten die Tausend und einen, und zwischen beiden stehen die Dreihundert, fünf- und sechziger. Den ersten danken ihren Nahmen die Ruinen von Persepolis Tschehel sutun, d. i. die 40 Säulen, die Stadt Saranda eklisie, d. i. die 40 Kirchen, und die Wasserleitung Sulimans des Großen zu Constantinopel Kirk tscheschme, d. i. die 40 Brunnen zu Constantinopel, so, daß der Perser, Grieche und Türke, durch Tschehel, Saranda, und Kirk, einstimmig den hohen Werth der Zahl 40 ehrt. Die phantastische Zahl der tausend und einen Nacht, (welche die Franzosen in Tausend und einen Tag, Stunden und Viertelstunden nachgebetet haben, welche aber auch aus dem persischen Roman Ellie we schelfie, d. i. die Schöne mit tausend und Einem Liebhaber, in Persien sehr berühmt ist) haben die Türken als Ortsnahmen sowohl der größten Cisterne zu Constantinopel, welches sie tausend und Eine Säule nennen, als einer der schönsten und wasserreichsten Alpen Kleinasiens, welche Tausend und Ein, oder auch öfters rund weg Tausend Seen heißt, beigelegt. Die Zahl von 365 endlich, als die der Tage des Jahrs, diente von jeher sowohl im Morgen- als Abendlande, um bei großen Palästen und Städten die Zahl ihrer Fenster und Kirchen zu bezeichnen. So nennet dieselbe dem Besucher bei uns der Führer durch die Paläste Czernins und Herbersteins zu Prag, und Eggenbergs bei Grätz, und die Morgenländische Sage zählt in mehreren Städten, wie z. B. in Famagusta auf Cypern, und in Antiochien 365 Kirchen auf, und so auch in Brussa 365 Belustigungsorte und Spaziergänge." —

— „Die Einkerkerung der Frauen in Hareme ist ganz gewiß, wenn nicht der Ursprung doch die Folge, des morgenländischen Despotismus. Denn das Knabenalter, bis 7 Jahre in dem verschlossenen Vorte des Harems gehalten, schifft von hier durch die Herkules-Säulen des männlichen Despotismus und der weiblichen Sclaverei in das stürmische Weltmeer des Lebens hinaus." —

— „Die Hüter der Grabmahle zeigen hier in der Capelle, welche gerade im Winkel stehet, das darin befindliche Grabmahl, als das einer christlichen Prinzessin, welche hier neben den Fürsten und Fürstinnen der Moslimin begraben liegt. Dieses ist

ohne Zweifel die Servische Prinzessin, deren Hand Murad von ihrem Vater sammt seinem Königreiche siegend erzwang, die aber, weder ihr Volk noch ihren Glauben verläugnend, selbst im Harem des Sultans Christin blieb, und als solche an der Seite ihrer Kinder und Nebenbuhlerinnen mitten in dem herrlichsten Gräberhaine des Islams ruht. Von 4 Sultaninnen fränkischer und christlicher Abkunft, deren die osmanische Geschichte als selbstständiger und großer Frauen erwähnt, ist die servische Prinzessin die Einzige, welche trotz der Verführungen des Harems, und trotz des Machtgebots des Despoten, ihrem Glauben nicht entsagte; die drei andern waren: die griechische Fürstin Nilufer, d. i. Lotosblume, vom heimischen Hochzeitsfeste und aus der väterlichen Veste weg, für das Brautbett des Barbaren (Orchans) unter Waffen geraubt; die Französin, welche unter Mohammeds II. Regierung zur See gekapert, dem Frauengemache einverleibt, und dann neben ihm in seinem Grabmahl zu Constantinopel beigesetzt, die angebliche Verwandtschaft der osmanischen Sultane mit den französischen Königen, woraus diese so oft politischen Nutzen zogen, begründete; und endlich die Russin Roxelane, die Gemahlin Suleimans des Großen, deren Ränken das Blut von mehr als einem Sohne ihrer Nebenbuhlerinnen floß." —

„Sonderbar ist es, daß die morgenländische Sage auf die Gipfel mehrerer Berge Helden- und Riesengräber verlegt, als ob sich in denselben eine Spur von dem Kampfe der Titanen und Giganten, die Berge auf Berge thürmten, und unter denselben ihr Grab fanden, erhalten hätte. Eine andere orientalische Sage, die mehreren Schneebergen gemein ist und auch vom Olympos in voller Kraft besteht, ist die der wunderbaren Kräfte der purpurnen Schneewürmer, welche auf dem blendenden Weiß der Eisfelder, als rothe Linien, gleichsam als der Nahmenszug der Allmacht, auf dem Diplom der Natur erscheinen. Solche Würmer befinden sich bekanntermaßen auf allen Gletschern, aber die Wunderkraft, womit sie die erstorbene der Zeugung beleben sollen, und ihre Größe, welche die eines Hundes erreichen soll, (wie Ktesias von den indischen Ameisen fabelt) ist reines Product orientalischer Phantasie." —

Schöne Literatur.

Die romantischen Blätter von Caravé bekunden allerdings ein schönes Talent des Verfassers; er hüte sich nur vor einer Manier, die nicht einmal seine eigene wäre. —

Aus dem dritten Bande des Wintergartens von St. Schütze haben wir zur Probe ein Paar Blumen berochen; die eine war von der Gärtnerin Wilhelmine Wilmar gepflegt worden, aber auf dem langen Wege, aus Egypten durch eine Menge deutsche und französische Kinderschriften, so verrochen, daß nicht einmal ein Crocodill in Kupfer gestochen ihr wieder Reiz verleihen könnte. Die zweite Blume war auf des wackern Obergärtners eigenem Grund und Boden gewachsen; aber er muß es doch in der Mischung des Erdreichs ein wenig versehen haben, denn es war eine Art von Monstrose daraus geworden, und ihr Geruch wir zu stark. Da sind wir an den übrigen Blumen vorübergegangen, ohne unsere Nase nach ihnen zu bücken; es mögen also deren noch recht liebliche darin zu finden seyn. —

— Jacob Schnerr, ein Buchbinder, hat uns mit einem Bändchen gereimter Gedanken beschenkt, wie solche, nach seinem eignen Ausdruck, „vor der Hefflade entstanden sind." Er nennt sie Gedichte, und widmet sie sogar dem Herzog von Gotha. Uebrigens ist er ganz modern, d. h. er verbittet sich zum Beispiel die Wahrheit ganz und gar, wenn etwa sein Glaube dabei in Gefahr käme; man müsse nicht in die Sonne sehen wollen (nemlich die Wahrheit) sondern sich mit der Morgenröthe begnügen (nemlich dem Glauben), denn man solle nur einmal den Forscher, der nach Wahrheit ringe, fragen, ob er so glücklich sey wie der Gläubige?

„Will ein Starker dir den Schleier heben,
O so wende, wende deinen Blick!
Denn nur im Gefühle liegt das Leben,
Und die Täuschung ist des Menschen Glück."

Das mag wohl wahr seyn, allein man muß es doch nicht wissen, daß man getäuscht wird? man muß doch nicht jedem Starken selbst zurufen: bleib mir vom Leibe! heb mir den Schleyer nicht auf. — Daß Herr Schnerr zu den Modernen sich zählt, erhellt auch aus seinem Kurzlieder, welches also schließt:

Wer, zu feig, mit uns nicht turnen kann,
Wird wohl kein tüchtiger deutscher Mann. —
(Schöne Lehren für die liebe Jugend.) —

— Winfrieds nordischer Musen-Almanach auf das Jahr 1819 steht seinen ältern Brüdern keineswegs nach, man kann aber auch nicht sagen, daß er Anstalt mache vorzus zu hüpfen. Wenn wir aus den drey Dutzend Mitarbeitern uns ein paar Haus-Poeten herauswählen dürften, so wären es die Herren X und v. Rigs, den ersten wegen

eines Holzschnittes: das Bübelein, den wir hier mittheilen:

Bin doch dem Stübelein
Jetzund so gut,
Hab drinn ein Bübelein
Wie Milch und Blut.
Bald wirds ein Jährchen schier,
Flachsköpfchen bald,
Christnacht ist vor die Thür,
Dann ists so alt.
Weist schon ein Zähnelein,
Born gleich, recht spitz;
Kräht wie ein Hähnelein,
Rufen wir: Fritz!
Sitzt schon auf Vaters Schoos,
Reiter zu Pferd,
Zerrt mir die Knöpfe los,
Müssen zur Erd;
Hascht seinen Schatten schon,
Häschen der Wand;
Reißt mir die Pfeif' von Thon
Keck aus der Hand;
Zieht schon den Schlüssel fein
Hier aus dem Schrank;
Steht wie ein Kerl allein
Dort an der Bank;
Wirft schon hold Züngelein
Wortschwer im Mund! —
O dieß Goldjüngelein!
Gott spar's gesund!

Hrn. v. Ries um seiner schönen grausigen Ballade willen: Herr Walter geht zur Schützengild', und um der scharfen Zeilen willen: Als ein Prediger bei dem (Harmfischen) Avertissement von des Teufels Tode Thränen vergoß.

Aller guten Dinge sind drey, darum fügen wir diesen beyden noch E. A. Richter hinzu, dessen Ueberraschung unsere Leser nicht unangenehm überraschen wird:

Mit meiner Angelruthe saß
Ich Abends einst im hohen Gras,
Wie auf dem weichsten Thron;
Ich stellte kleinen Fischen nach,
Und gütig gab der Schmerlenbach
Mir reichen Fang zum Lohn.

Da schwatzt' ich so — vielleicht zu laut, —
Mit meiner Wenigkeit vertraut,
Noch weiß ich es genau;
Es wär' ein Königlicher Schmaus,
Käm' ich mit einem Fang nach Haus,
Zu einer jungen Frau.

Jetzt sind' ich keine Seele da,
Wie meine Köchin Barbara,
Die brummt: „schon wieder Fisch?
„Dazu ist es jetzt viel zu spat;
„Bestimmt sind Eyer und Salat,
„Für Ihren Abendtisch."
Beugt endlich sich ihr starrer Sinn,
So setz' ich mich zum Essen hin,
Mir schmeckt es nicht allein.
Ist alles um mich her so still;
Ich weiß oft selbst nicht was ich will, —
Frey'n will ich, ich will frey'n!
Beschlossen ists, so wahr ich bin
Ich werbe bei Frau Nachbarinn
Um ihrer Tochter Hand.
Doch wenn sie mir ein Körbchen flicht. —
Ein Körbchen? — Nein das fürcht' ich nicht;
Wir sind ja längst bekannt.
Dies kaum gesagt, so deckt im Nu
Ein Händchenpaar mein Auge zu,
Und eine Stimme spricht
Verstellt: wer steht jetzt hinter dir? —
Ohn' nachzusinnen sag es mir;
Gewiß du räthst es nicht!
Nicht rathen? — O ich rath es doch!
Allein vorher bestimmt man noch
Dem Rather seinen Lohn.
Nicht wahr es wird mir dann ein Kuß? —
Man fordert viel — nun wenn ich muß,
Erlaub' ich ihn dir schon.
Du bist es, Doris, laß mich gehn,
Laß mich dein liebes Antlitz sehn.
Nicht wahr ich rieth es? — wie? —
Schnell that sie meine Augen auf;
Ich blickte zärtlich zu ihr auf,
O Glück! und küßte sie.
Welch' einen seeligen Genuß
Gewährte mir der erste Kuß!
Jetzt war das Mädchen mein;
Und eh' das Laub dem Baum entfällt
Das Eis den Bach gefesselt hält,
Soll sie mein Weibchen seyn.

Eine vierfache Schnur hält desto besser, sagt der Wirth in Minna von Barnhelm; darum wollen wir wenigstens von Prätzel's schönem Gedichte: das Unvergängliche, noch einige Stanzen ausheben:

Was in der feyerlichen Todesstunde
Dem Sterbenden Beruhigung vergönnt,
Wenn still verlöschend er mit bleichem Munde
Zum letztenmahl geliebte Nahmen nennt:
Ist es die Aussicht nur nach lichtern Zonen?
Der Glaube nur, befreyt von Schmerz und Pein,

Im Reich der Seeligen sollen zu wohnen,
Und der Genosse ihres Glücks zu seyn? — —
Nicht das Bewußtseyn, daß nach bessern Sphären
Der Tiefbetrauerte hinüberzieht,
Kann der verwaißten Brust Ersatz gewähren,
Die sich ans Jnd'sche noch gefesselt sieht.
Gemeinschaft will sie mit dem theuren Schatten,
Nur des Entschlafnen festgehaltenes Bild
Kann tröstend noch, ihr den Verlust erstatten,
Der sie mit Sehnsucht, Gram und Schmerz erfüllt. — —
Sie sind uns nah, die schmerzlich wir beweinen,
Mit leisem Liebesruf sind sie uns nah'
Es sieht der Geist unsterblich sie erscheinen,
Wie sterblich sie der Blick auf Erden sah'.
Ein kräftiger Magnet ist uns verliehen,
Den Gram zu lindern, den der Busen nährt,
Und sie aus ihrer Gruft hervorzuziehen,
Die unser Herz vermisset und entbehret.
Die Sehnsucht ist es, u. s. w. — —

— Die Blutbraut, ein Trauerspiel in 4 Acten, von Wilhelm Smets. Lauter gerunnes Blut im neuesten Geschmacke. Wie herrlich hier die Sprache der Schuld von Müllner nachgeahmt worden, möge man aus wenigen Zeilen schließen, die wir gleich aus den ersten Scenen entlehnen, und versichern, daß es so das ganze Stück durchgeht.

Alles wirket, Alles wanket,
Tausend Freuden nah'n vereint;
Das erhörte Sehnen danket,
Daß ihm Ruhm und Größe scheint.

Und der Castellan sagt von seinem verstorbenen Herrn:

Ob er zwar mein Herr gewesen,
Drang sich nicht die Thräne vor,
Als allmänniglich Verwesen
Jhn geführt in Grabesthor.

Die Sonne hat Nebelstrahlen. — Der Todt beut kalt die Hände aus des Lebens Gleisen. — Der Unhold glozt mit greller Lache. — Der Dolch nimmt ein Herz zur Scheide, — und was dergleichen schöne Sächelchen mehr sind. —

— Dichtungen von Witthauer. Gern möchten wir den jungen Dichter aufmuntern, aber es ist nicht möglich. Er singt:

„Trotz heissem Tagewerk und der Prosa Drohen."

Allein die Prosa hat es nicht beim Drohen bewenden lassen. Er reimt Aether und röthet; das möchte noch hingehen, wenn nun nicht überhaupt die Orthographie ganz so auf ihn bezogen werden kann, welche also anhebt:

Hier legt ein Jüngling seine Gebeine wieder
Hin in der mütterlichen Erde Schoos,
Dem niemals hier des Ruhmes stolz Gefieder
Vergönnet war; nie war dies hier sein Loos u. s. w.

Sollte unser Urtheil ihm zu hart dünken, so empfehlen wir ihm sein eignes sogenanntes Epigramm, an welchem wir dem Leser zugleich eine Probe seines Witzes geben wollen:

Des Dichters Trost.

Die Recensenten loben nicht
Dein jüngst verfertigtes Gedicht,
Das auf sich schwingt in höhern Weisen, (?)
Der Herrin Herrlichkeit zu preisen
— Die Recensenten sind wohl nie verliebt gewesen,
Als nur in ihren Gegebesen —

— Der Graf von Baudissin hat uns mit einer schönen Uebersetzung von Shakespeare's König Heinrich dem Achten beschenkt; ein Schauspiel, welches auch auf der deutschen Bühne gewiß Glück machen würde, wenn man den fünften Act wegließe; denn dieser fünfte Act ist offenbar nur für Shakespeare's damaliges Publicum geschrieben: die Königin Elisabeth, als Täufling auf die Bühne gebracht, und vom Erzbischof von Canterbury alles das ihr prophezeiht, was nachher, oder vielmehr vorher eingetroffen, mußte nothwendig am Schluß des Stücks einen Knalleffect machen. Jetzt wäre es ein Hors d'oeuvre. Das Stück muß mit dem Tode der Königin schließen. Die Uebersetzung ist sehr ansprechend. Selten stößt man auf verzwickte Stellen wie folgende:

Wir nahn nicht auf dem Wege der Beschuldigung
Dem Ruf zur Schmach, den alle Frommen segnen.

Auch hätte dem, ohnehin seltenen, Reime wohl nichts zu Gefallen geschehen sollen, wie in den beiden Zeilen:

Doch Ihr bleibt einig, wie ihr jetzt Euch zeigt,
Daß meine Macht, wie Eure Wohlfahrt steigt. (statt steige.)

Doch das sind sehr kleine Flecken, die man kaum gewahrt. — Schließlich sind wir zwar weit entfernt, uns mit dem Cardinal Wolsey zu vergleichen; aber es paßt doch gar zu hübsch auf uns, was der König zu ihm sagt:

— — Wohl lernt ihr nicht durch mich,

Digitized by Google

Wie viele Feind' ihr habt, die selbst kaum wissen,
Weshalb sie's sind, und doch, Dorfhunden gleich,
Mitbellen wenn's die andern thun. —

— Der gemüthliche Theodor Hell hat am Jubelfeste seines geliebten Königs einen heitern friedlichen Gesang angestimmt, betitelt: Dresden in Natur und Kunst, eine dichterische Aufzählung aller der hohen Vorzüge, welche die Elbkönigin besitzt, und unter welchen freilich der so ruhmvoll ergrauete Monarch der größte ist. Wir wollen von den 55 Stanzen nur zwei auszeichnen:

Helden mögen sich des Lorbeers freuen,
Mehr als Held war Er, im Unglück Mann!
Rosen mag man Neuvermählten streuen,
O ein halb Jahrhundert fast verrann,
Seit als Gatten-Muster man die Treuen
Hohen Heide seelig rühmen kann;
Erdenblumen können ihn nicht kränzen, —
Da unsterblich seine Thaten glänzen.
Einen Kranz nur hat er sich gewunden,
Der nie welkt, der ewig Blüthen trägt,
Goldreif sind die Pflichtgeweihten Stunden,
Diamant, das Recht, das ruhig wägt;
Onix, was für Kunst Er tief empfunden,
Hyacinth, die Glut die Gottwärts schlägt,
Perlen, zahllos, reiner stets und linder,
Jede Freudenzähre seiner Kinder. —

(Ungern haben wir, statt Japan, Japan skandirt.) —

— Derselbe Dichter hat eine schöne metrische Uebersetzung von dem französischen Paradestück die Makkabäer geliefert. Wir zweifeln daß seine Mühe belohnt werden wird. —

— Von dem neuen Liederbuche für frohe Gesellschaften ist eine zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. Man wird so leicht ein gutes Lied, aber auch manches sehr mittelmäßige, nicht vergebens darin suchen. Was uns an solchen Sammlungen besonders mißfällt, ist, daß die Lieder größtentheils viel zu lang sind. Das beste Gesellschaftslied zerstört unfehlbar seine eigne Würkung, wenn der Strophen zu viele sind. —

— Ein Herr Willmes hat uns im metrischen Gewande seine Gedanken und Betrachtungen auf der Wanderung von Cölln am Rhein nach Göttingen mitgetheilt.

Was nur der Wanderer sieht, ich hab' es o alles gesehen,

nämlich Sonne, Mond und Sterne, vierfüßige und zweifüßige Thiere, Städte, Dörfer ꝛc. Der gute Wanderer sieht manchmahl gar zu viel des Vielgesehenen. Indessen wollen wir ihm die darstellende Dichtergabe keineswegs absprechen. Man urtheile nach folgender Stelle in dem Abschied vom Dome:

Eisgrau stolpert ein Mütterchen dort auf kundigem Pfade,
Tief an dem Stabe gebückt, schüttelnd das silberne Haupt,
Also tief es neigend, als wollte sie küssen die Erde —
Achtzig Jahre schon sahen die Sterne sie wallen zum Dome,
Zog, halb taumelnd vor Schlaf, gähnend der Glöckner am Seil.
Und sie wanket so lang' im Dienste Gottes zum Dome,
Bis er zum ewigen Dom durch seinen Engel sie ruft.
In der gerunzelten Hand trägt sie die kleine Laterne,
Auf den gewaltigen Thurm wirft sie nur sparsamen Schein.
Wie so anders wenn dich des Mondes Lakerne beleuchtet,
Und dein steinernes Kleid rings er umwallet im Licht!
O dann scheinst du der Arm des verborgenen Riesen der Erde —
Der zu dem Himmel ins Licht die gewaltige Rechte emporstreckt,
Daß er dem gläubigen Sinn zeige sein heimathlich Land.

Nicht wahr, man darf noch viel erfreuliches von diesem jungen Dichter hoffen? Nur muß er den Zug der Kranniche am Himmel nicht für einen Rosenkranz ansehn, den die pilgernde Sonne vergessen hat, — nur muß er nicht glauben, daß jeder, auch der alltäglichste Gedanke, gleich zum Gedichte wird, wenn er ihn in ein paar Hexameter zwängt. —

Deutscher Mit-

Der Artikel ist so selten, daß man's mit der Waare eben nicht sehr genau nimmt. Die Hamelburger Meilen hat würklich ein witziger Kopf geschrieben. Wir fürchten nur, der Deutsche werde ihn endlich doch in den Nacken schlagen, und er an seinem Witz so lange zerren, wie die Königin Dido an den Gränzen ihrer Ochsenhaut, bis aus

recht viel Land, oder recht viel fruchtbares Papier damit einzugrenzen. Die dritte Fahrt ist erschienen, und wir suchen einiges Drollige für unser Blatt zu erbeuten

„Schon längst hatte man nicht ohne Bedenklichkeit bemerkt, welch ungeheure Papierberge sich an den Grenzen von Deutschland angelegt, den freien Durchzug des deutschen Geistes und Athems gesperrt und über alles einen so traurigen finstern Schatten geworfen, daß man denselben scheinbar wieder in den vermeintlich erkalteten Sonnenflecken zu sehen glaubte. Insonderheit ragten als ganz entsetzliche Gletscher hervor der Regensburger Reichstags-Papierberg, ein paar Congreßberge, der papierne deutsche Bund, der Rheinschifffahrts-Pappendeckel, die papierne Wartburg mit den sämmtlichen papiernen Reformations-Jubelfesten und Deutschthums-Vulkanen. Durch die nassen Jahre 1816 und 17 im Grund erweicht, sind diese Atlanten in's Meer hinein gerutscht und uns geradezu entgegen geschwommen. Wir sahen noch recht deutlich am Fuße der Berge, umgestürzte Dintenfässer, Bierkrüge, und verlohrene Schlafhauben liegen; ja in den innern Schluchten gingen noch lebendige alte Publizisten, Ritter, Orts-Consulenten, und immatrikulirte Hofpfalzgrafen wie die Eisbären herum." —

„Es ist unserm jetzigen Geschlecht gar wohl bekommen, daß man bei dem Untergang einer schon einmal dagewesenen, frühern und höhern Cultur ihre Ueberbleibsel, wie man jetzt weiß, in Afrika und Aegypten gerettet hat. Um so glücklicher ist der Gedanke, wenn jetzt die Welt mit ihrer Aufklärung abermals Schiffbruch leiden sollte, das edelste und herrlichste, besonders aus unserm gründlichen Deutschland, zum Voraus auf irgend einen Platz des stillen Meeres in Sicherheit zu bringen. Dieß geschieht wirklich auf der Mücken-Insel, an der wir, um Wasser zu schöpfen, 2 Tage lang angelandet hatten. Wir trafen hier einen herrlichen Stamm Einwohner, bestehend aus Silbenstechern, Linsenklaubern, Charade-Katalogus-Heftleins- und Glossenmachern, Gesetzgebern für Frauenvereine, A. B. C. Reformatoren, Wortableitern und Wortverfolgern, Guckkästleins-Erfindern, und teutonischen Schneidern, kurz außerordentlich wahre Geistes-Riesen an, denen freilich an den andern Menschenkindern alles klein erscheinen mußte. Ideen, größer als eine Pyramide, wußten sie so sehr zu verkleinern, daß man sie als ehliches Kettschaft an einer Uhrkette tragen konnte. An dem nördlichen Strand der Insel wohnte der alte Urstamm, die Recensenten genannt, noch ein durchaus wildes und ungebildetes Volk, das weder lesen noch schreiben konnte. Zwei Botanisten aus unserer Schiffsgesellschaft, die ihnen in die Hände gefallen, wurden von ihnen grausam zerrissen und aufgefressen, so daß unser Schiffsboot, das wir mit einer Antikritik zu Hülfe schickten, unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Da die Insel unsäglich viel von Mücken auszustehen hat, so sind vom Grosmogul eigene Lehen und Erbämter für die bedeutendsten Geschlechter zu dem Ende gestiftet worden, damit sie als jederzeit gerüstete Mückenpatscher den andern die Fliegen abwehren sollten. Sie haben sich aber im Verfolg der Zeit wenig darum bekümmert, und sich mit ihren Roßschweifen auf hohe Thürme begeben, wo sie selber stich- und bißfrei bleiben." — „So wie das Wort Corsar aus seinem Munde ging, so stand leibhaftig zu unserm kalten Erschrecken ein Corsar vor unserm Schiffe, der jedoch vorher noch mit uns zu parlamentiren verlangte. Wir vernahmen, daß er eine hohe Dame, aus Königsberg in Preußen gebürtig, zur Gefangenen gemacht, die wir nun auslösen sollten. Sie nannte sich von ihrer Königsberger Domäne, die gesunde Vernunft, und war von ihrer andern Ehehälfte, dem Verstand, der zu Münster katholisch geworden, böslich verlassen. Auf der Reise, um ihren theuren Gemahl zu verfolgen, nahm sie die gewichtigsten Kantianer, Schellingianer und Fichtianer, nebst einer Menge zukünftiger junger Aner, als Steuermänner, Wegweiser und Ruderer mit, die sich aber so unter einander entzweiten und verwirrten, verfuhren und verrannten, daß sie endlich gar einem Algierer Seeräuber in die Hände fielen. Sie zeigte sich uns auf dem Verdeck in einer schlichten altdeutschen Weibertracht, und hatte in ihrem Ridikül Geistergeschichten, magnetische Wunderhistorien, (die so wie überhaupt der Magnet Eisen, also auch einen eisernen Glauben erfordern) Missionsberichte, talmudische Romanzen, Frauenalmanache, und das Augsburger paritätisch-katholisch evangelische Kochbuch. Wir wußten lange nicht, was sie immer im Munde kaute, bis wir erfuhren, es sey eine geringe Sorte Taback von Thorbeck in Twoll, genannt der deutsche Bund. Plötzlich sank sie mitten auf dem Verdeck nieder in einen mysteriösen Wunderschlaf, und gab uns die herrlichsten Vernunft-Aufschlüsse, z. B. daß man ihr eine ungesalzene Suppe wider die Hühneraugen machen sollte, und daß nächstens das Ende der Welt zu erwarten stehe, weil zu Siebenfee bei Landshut am 7. Sonntag nach Pfingsten 7 Schnecken mit Haus und Hof eiligst davon gezogen, und vor 3 mal 3 Jahren zu Aachen im Dom 3 Katzen vor einem Mauseloch gesessen." —

Das erste was ich in Lindau unternehmen wollte, war, dem Hrn. Kurz in München meine Ankunft im Voraus zu melden, als ich, unglaublich! in ganz Lindau keinen Bogen Papier mehr auftreiben konnte. Die Gemeinde-Wahlen erforderten 2 Millionen, vier mal hunderttausend Bogen Tabellen, so viel Papier, als zu Karls des 5. Zeiten, der 2 Welten zu regieren hatte, in ganz Europa nicht vorräthig gewesen war." — „Einige Herren von der Tafel wollten jedoch gar nicht zufrieden seyn, mit dem, was jetzt seit der Schlacht geschehen, oder vielmehr nicht geschehen, nicht gehalten, nicht erfüllt worden sey. Ihnen war es nicht genug, daß der deutsche tapfere Simson den Korsikanischen Löwen erlegt, jetzt sollte auch noch Honig aus seinem Rachen wachsen. Darum fing noch heftiger ein Streit an, ob unser Geschlecht vorwärts oder rückwärts schreite, ob es stille stehe wie ein Studentengaul vor einer Schencke, oder ob es mit den Füßen hinausschlage, wie das Roß auf den Braunschweiger Goldstücken mit der Umschrift: Nein, nimmer umgekehrt, nunquam retrorsum! oder ob es wie die hüpfenden Heiligen in Trier, 2 Schritte vorwärts, dann aber wieder einen Schritt rückwärts mache, oder ob es wie die Kinderwelt, sich spielend in Ringelreihen bewege"! — „Frage. Was versteht der Herr eigentlich unter Polizey? — Antwort. Eurer Hochadelichen Herrlichkeit ist zwar hierauf mit etwa 30 bis 40 verschiedenen Erklärungen der Gelehrten zu dienen. Sie ist aber wie der Wind im Evangelio, von dem man nicht weiß, woher er komme und wohin er fahre. So viel fängt man bereits an selber einzusehen, daß für einen Staat, der mit tauglichen Gerichtshöfen, gut eingerichteten Bürger- und Gemeinde-Verfassungen, und einem zur Unterstützung der Ordnung bereiten Kriegsstand versehen ist, noch eine besondere Extra-Polizey-Maschine nicht erforderlich sey. Ausgenommen etwa im Centralpunkt der Residenz ist die Polizey für das übrige platte Land ein Fallhut für große Buben, eine Gouvernante für alte Weiber, und ein Bohnenstecken um einen Eichbaum daran fest zu binden, eine Stecknadel statt einem Brückenpfeiler, und ein Guckuck, oder ein Guckauf, der kein Nest hat."

So viel von dem Witze der dritten Fahrt der Hammelburger Reise. Es ist aber auch noch ein Rückblick auf meine merkwürdige Reise über Hammelburg herausgekommen, und vor diesem warnen wir, denn man kann dabei nicht lachen, und das Büchlein hat sicherlich einen andern Verfasser als die Reisen selbst.

Kleine literarische Notizen.

Der General Gourgaud hat, angeblich zu St. Helena, den Feldzug von 1815 geschrieben, der so eben in London im Druck erschienen. Wir erwarten jeden Augenblick ein Exemplar desselben, um unsern Lesern das Wichtigste daraus mitzutheilen. Der neue graue Mann hat in seinem Novemberhefte das neue schwarze Werk schon angezeigt; in welchem Tone, das möge man aus folgender Bemerkung schließen: „dieser Bericht wird vorzüglich dazu dienen, die fremden Generale zu beurtheilen, die weit mehr dem Glück, als ihrer Geschicklichkeit, einen vorhergehenden Glanz verdankten, und deren Ruf mit jedem Tage durch die öffentliche Meynung zu jener Linie der Mittelmäßigkeit zurückgeführt wird, welche zu überschreiten sie nicht hoffen dürfen." —

— Das vierte Heft des 4. Bandes der Bibliotheque historique liefert ein Schauder erregendes Budget der öffentlichen Spiele und ihrer jährlichen Ausgaben. Es giebt jetzt in Paris 7 Tische Trente et un, 9 Roulette, 1 Passe dix, 1 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. (Gott sey Dank! wir sind so glücklich unsern Lesern nicht einmal die verschiedenen Nahmen erklären zu können, und wissen blos, daß Craps, Creps und dergleichen sehr verdächtig klingen.) An diesen 20 verschiedenen Tischen, deren 13 allein im palais royal aufgeschlagen sind, werden für Trente et un 25 Tailleurs besoldet, jeder mit 650 Franken monatlich, 25 Croupiers zu 380 Franken, 42 I. B. (wir wissen diese Buchstaben nicht zu entziffern) mit 200 Franken; — für 9 Roulettes und 1 Passe dix, 80 Tailleurs zu 275 Franken monatlich; 60 I B. zu 150 Franken. — Für Craps, Biribi und Creps 18 Tailleurs zu 500 Franken, 12 Inspectoren zu 150 Franken, 10 Stellvertreter zu 200 Franken, 6 Partheyhäupter (chefs de partie) in den großen Häusern zu 700 Fr. monatlich; 5 dergleichen für die Roulletten zu 500 Fr. 20 geheimen Inspectoren zu 200 Fr. ein General-Inspector zu 2000 Fr., 130 Aufwärter zu 75 Fr. Garten monatlich für 1500 Fr., Erfrischungen und Bier 3000 Fr., Beleuchtung 5500, Erfrischungen für den großen Salon und wöchentlich zwei Mittagessen, monatlich 12000 Fr. Die ganze monatliche Ausgabe beläuft sich folglich auf 114,290 Franken. Dazu kommt noch die jährliche Miethe der Häuser mit 250000 Fr., und die Büreau-Kosten 20000 Fr.; Totalsumme der jährlichen Unkosten 1 Million 554280 Fr. Das Pachtgeld an die Krone beträgt 6 Millionen, und wenn der Pacht auf sechs Jahre geschlossen wird, noch 1 Mill. mehr als Trinkgeld (pot de vin). Folglich ist die ganze Anlage des Pachters 7 Millionen 718146 Fr. Hingegen nimmt er monatlich ein 500000 Fr. und jährlich 9 Millionen 600000 Fr.; es bleibt ihm also am Ende jedes Jahres 1 Million 881,854 Fr., und zu Ende der Pachtzeit nach sechs Jahren, hat er reinen Gewinn 11 Millionen 291,124 Fr., lauter infamen Sündengeld. Es ist unbegreiflich, daß irgend Jemand diese authentische Berechnung lesen, und doch noch in solche Raubhöhlen sich wagen kann. Und das duldet der Staat! dafür läßt er sich noch bezahlen! — und nicht allein das so mancher Hausvater, so mancher Jüngling von guten Anlagen sich hier in's Verderben stürzt; es werden auch sogleich zum Dienst dieser heillosen Thunlscherey und ihrer Todtenkammern, 432 Menschen geopfert als Tailleurs, Croupiers u. s. w., die, wenn sie sechs Jahre lang in solcher Nichtswürdigkeit gelebt haben, dann gewiß zu keinem ehrlichen Erwerb mehr tauglich sind. Ist es wohl zu vertheidigen, daß der Staat 432 seiner Unterthanen auf solche Weise selbst zu Spitzbuben macht? —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 4. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Reise am Rheinufer u. s. w. (Fortsetzung)

— „Ein belgischer Officier, Adjutant des General Excelmann's in der Schlacht bei Hanau, hat mir eine Idee von Buonaparte's Character gegeben. Dieser zufolge gerieth der große Mann oft in die tollste und lächerlichste Wuth. Wenn etwas nicht so ging, wie er es haben wollte, so knirschte er mit den Zähnen, stampfte mit den Füßen, schleuderte seinen Hut auf die Erde und stammelte unverständliche Worte, bis er plötzlich aus der Wuth in Ironie überging. Ein General, der ein Cavallerie-Corps commandirte, hatte einen Fehler gemacht; Buonaparte befahl, daß ein anderer Officier das Commando übernehmen, und der General sogleich vor ihm erscheinen solle. Sobald er ihn sah, goß er Ströme der niedrigsten und derbsten Scheltworte über ihn aus, schloß aber seine Rede folgendergestalt: Indessen sind Sie ein braver Mann — ich vertraue Ihnen — aber Sie sind nicht 4 Sous werth, Sie sind ein Lump — und nachdem er auf diese Weise dem armen General seine Unfähigkeit vorgeworfen, rühmte er seine Treue, und gab ihm auf der Stelle ein Garde-Commando bei seiner Person."

„Ein Franzose erzählte mir etwas ähnliches. Ein Diplomat, der in Ungnade gefallen war, erschien eines Morgens bei'm lever, als ob sein Credit noch derselbe gewesen wäre. Da brach Buonaparte's Wuth schrecklich aus. Er stürzte auf ihn zu, spie die schrecklichsten Beschimpfungen gegen ihn aus, und trieb ihn bis an die Thür. Den ganzen Tag über konnte man es ihm anmerken, daß er sich am Morgen einem so heftigen Zorne überlassen hatte; er redete Jedermann mit einer Art von brutaler Höflichkeit an, und fragte mit einer Donnerstimme den Einen, wie seine Frau sich befände? den Andern, was er von einem Gemählde hielte?" — —

— „Wir begegneten der sogenannten reitenden Post auf einem abscheulichen Karren, gezogen von einem Pferde, welches Schritt vor Schritt der Wagengleise folgte. Das Gehölz ertönte, nicht vom Klatschen der Peitsche, sondern vom Gelächter des jungen Postillions, der eine dicke Bäuerin mit aufgeladen hatte, um sich die Zeit zu vertreiben. Daraus möge man schließen, daß die Briefe in Deutschland nicht so schnell reisen, als in Frankreich und England, und daß die Deutschen keineswegs die Hauptvortheile jener glücklichen Erfindung genießen, die bei uns mit Blitzes Schnelligkeit Wechselbriefe und Liebesbriefe befördert. Ein Brief von Hannover nach Frankfurt ist bisweilen zehn Tage unterwegs. Wir hatten aus den Niederlanden an einige Freunde in Deutschland geschrieben, um ihnen unsere Ankunft zu melden. Diese Neuigkeit erfuhren sie aber nicht eher, bis wir schon 14 Tage bei ihnen waren." (Leider sind diese Klagen, wenn auch übertrieben, doch nicht ungegründet; aber das Uebel liegt nur zum Theil in der Langsamkeit, größtentheils hingegen darinn, daß die deutschen Posten dreißig bis vierzig verschiedenen Herren zugehören, deren jeder die Briefe so lange als möglich in seinem Lande behalten will; oder die Posten bleiben hie und da liegen, bis sie mit solchen zusammen treffen, die aus andern Gegenden erwartet werden. Indessen ist zu hoffen, daß die lange Erfahrung der nun wieder eingesetzten Turn- und Taxischen Posten bald alles wieder in's rechte Gleis bringen wird.) —

— „Zu Auerbach ist ein gutes Wirthshaus, wo an Sonn- und Festtagen die Pflastertreter aus Darmstadt und die Schönheiten aus der umliegenden Gegend sich versammeln. Tabackrauchen und Walzen sind die Vergnügungen, die man sicher ist dort anzutreffen. Die Leidenschaft für diese Gattung von Zusammenkünften wird so weit getrieben, daß sie sogar bisweilen über den aristocratischen Stolz triumphirt, der die deutschen vornehmen Herren auszeichnet, und man hat eine gewisse Prinzessin, die zu bekannt ist, als daß man sie zu nennen brauchte, (?) hier eben so lustig walzen sehn als die hübschen Bürgermädchen." —

— „Das allgemein angenommene Costum der Schüler (zu Carlsruhe) beweist ihren Patriotismus. Ihre langen flatternden Haare, ihre braunen Kleider mit kurzen Schößen, die kleinen Mützen, die ihnen das Ansehn junger Taugenichtse geben, wie sie Albert Dürer auf Holz gemahlt hat, (?) alles das ist eine genaue Nachahmung des Costums auf Universitäten, wo man hofft, durch die altdeutsche Kleidung auch den guten altdeutschen Geist zurück zu führen. Aber die Eltern würden nicht übel thun,

solches Aufsprudeln des öffentlichen Geistes mit einem veto zu belegen, denn es kann ihren acht oder neun jährigen Patrioten schädlich werden, und ich fürchte, daß auf diese Weise man eher Polisson's, als Brutus oder Hampdon aus ihnen machen wird." —

— Am Hofe der verwittweten Frau Markgräfin von Baden wurde der Reisende durch eine junge Russin, eine Hofdame der Prinzessin Amalie, gefesselt, von der er sagt: sie sey zwar nicht schön, allein sie habe die verführerischsten Manieren, und ihre naive Fröhlichkeit contrastire sehr mit dem Flegma der schönen Deutschen; sie sey die Seele aller Gesellschaften gewesen, habe auch sehr gut englisch gesprochen. Dann fährt er fort: „als die alte Fürstin mit ihren Hofdamen sich zurückzog, bemerkte ich, daß Einer der ersten Hofbeamten sie jederzeit auf eine ganz besondere Weise begrüßte, indem er den Fuß glitschend zurückzog, mit dem Kopfe einen Anlauf nahm, um ihn bis zur Erde zu beugen, ihn aber sogleich wieder erhob und dabei einige Schritte zurück wich. Anfangs glaubte ich, der Mensch benehme sich linkisch, sey unbekannt mit der großen Welt; aber weit gefehlt — das war ein russisches Compliment im neusten Geschmack.(?) Ich habe diese Mode öfter in Deutschland gesehn, und einer meiner Freunde behauptete boshaft, sie sey von gewissen vierfüßigen, respectabeln Thieren des großen Reichs entlehnt, die wir in England bisweilen einem Tanzmeister anvertrauen, die wir aber nie als Muster der Grazie betrachten." (Welch ein elender Witz! und wer hat jemals ein russisches Compliment gesehen, wie dieser Herr Engländer es beschreibt? die russischen Männer von Stande grüßen gerade wie alle andern Europäer; die russischen Damen neigen das Haupt, und das ist doch wohl unendlich viel graziöser, als der skandalöse Knix?) —

— „Französisch ist die Sprache, die allgemein am Hofe zu Carlsruhe und in den besten Gesellschaften gesprochen wird, so wie an allen deutschen Höfen,(!) jedoch mehr in Süd-Deutschland, wo man Frankreich näher ist, und durch den Rheinbund eng mit dessen großmüthigen Protector verbunden war, als in Nord-Deutschland, besonders in den großen Handelsstädten, wo viele Leute sich weigern französisch zu reden, sogar mit Fremden. Die Preußen vorzüglich sind in diesem Puncte lächerlich affectirt, und die Soldaten dieser Nation, die ihr Uebermuth seit dem letzten gelungenen Feldzuge allgemein verhaßt gemacht hat, sehen es als eine Beleidigung an, wenn sie französisch reden hören, und halten sich berechtigt, Händel deshalb anzufangen." (Es scheint, daß der Verfasser ganz besonders gegen die Preußen erbittert ist, von welchen man sonst nirgend dergleichen gehört hat, und überhaupt scheint diese und die folgende Stelle zu beweisen, daß der Herr Engländer ein verkappter Franzose ist. Er fährt fort:) „Das Deutsche ist aber doch nicht ganz vom Hofe ausgeschloßen, es schlüpft und schleicht sich zuweilen in die Unterhaltung. Traulliche Fragen richten der Fürst und die Fürstin gewöhnlich in deutscher Sprache an ihre Landsleute; diese ist die Sprache der Vertraulichkeit, aber das Französische die des guten Tones, gewissermaaßen ein Theil des Hofcostümes und eben so unentbehrlich als der Degen und die Schnallen. Die Nothwendigkeit dieses Talent zu besitzen, um in der guten Gesellschaft zugelassen zu werden, wird so weit getrieben, daß ich einst einen vornehmen Mann von einem geringern sagen hörte: er besitzt alle mögliche gute Eigenschaften, ich wollte ihn gern in die große Welt einführen, aber — was soll man machen? — er spricht kein Französisch" — (Leider ist vieles von dem nur zu wahr. So auch das Folgende:)

„Wenn deutsche Edelleute allein beisammen sind, so machen sie sich's bequem und reden ihre Muttersprache; aber sobald sie hören, es sey Jemand in der Gesellschaft, der kein französisch verstehe, so erwacht sogleich das Bewußtseyn ihrer Würde, und sie eilen ihre Kenntnisse auszukramen, damit man sie ja nicht mit dem Plebs vermische." —

Noch eine Stelle, aus welcher die Ohren des Franzosen hervorgucken: „Die Gemahlin oder Tochter des französischen Gesandten ist gewöhnlich die interessanteste Person im Hofcirkel. Wenn die Französin in den Saal tritt eben so leicht als graziös, so trägt alles bei, vom eleganten Kopfzeug bis auf die niedlichen Schuhe, ihre kleinsten Vorzüge herauszuheben. Die deutschen Damen sind oft weit schöner, aber sie haben weder ihren schlanken ungezwungenen Wuchs, noch ihren leichten Anstand, in welchem man nicht die leiseste Spur von Zwang erblickt. Die deutschen Damen sind steif und ernst; durch ein Lächeln würden sie glauben sich zu entehren; sie setzen sich gar nicht in Unkosten um zu gefallen, ausgenommen an der Toilette, der sie einzig und allein die Sorge, Eroberungen zu machen, anvertrauen. Indem sie die Affectation bis in's Lächerliche treiben, verschanzen sie sich hinter ihre Würde, und scheinen blos mit ihren Schwungfedern und ihren Atlas-Roben beschäftigt. Die Französin ist liebenswürdig und munter; sie scheint nicht an ihre

Toilette zu denken, obgleich sie dieselbe auch nicht vergißt; sie genießt ganz ruhig ihres Triumphs mitten in einem Kreise von Anbetern, den sie sicher ist anzulocken. Will sie irgend ein Spiel oder ein Vergnügen der Gesellschaft vorschlagen, so geschieht es mit einer so unwiderstehlichen Grazie, daß sie schon gesiegt hat, ehe die deutschen Damen sich noch besinnen und ihre Würde und das Decorum um Rath fragen konnten. Uebrigens überschreiten diese Damen unter sich nimmermehr die Grenzen der gewöhnlichsten Höflichkeit; ein skrupulöser Austausch der Titel von beiden Seiten, ein boshaftes Lächeln der Französin, ein Uebermaaß von Würde von Seiten der Deutschen, scheinen für immer ein Hinderniß der Annäherung zu seyn. „Die französischen Damen sind so leicht, sagte mir schmachtend eine Deutsche, die in dem unschuldigen Irrthum schwebte, Plumpheit sey Würde u. s. w."

— „Die Badenschen Truppen sind die schönsten und am besten equipirtesten, die ich in Deutschland gesehen habe. Die Großherzogl. Hessischen sind französisch gekleidet, aber in Baden verursacht die Allianz mit Rußland, daß man die russischen und preußischen Moden knechtisch befolgt. Die langen Taillen und die ausgestopften Brüste geben den Truppen das groteske oder weibische Ansehn eines russischen oder preußischen Soldaten." (Sollte man glauben, das sey im Herbst 1817 geschrieben?)

— „Die Preußen treiben die Mode sich auszustopfen, um sich einen schönen Wuchs zu machen, bis zur höchsten Caricatur, und viele deutsche Elegants, die auf 100 Meilen von Berlin wohnen, lassen sich doch nur von einem Berliner Schneider kleiden." (Wir wetten, daß der Reisende nicht ein einziges Beispiel anführen kann.) —

— „Zu Carlsruhe liebt man leidenschaftlich Alles was aus dem Norden kommt. Die russischen und polnischen Tänze sind sehr beliebt; sollen sie aber vollkommen ausgeführt werden, so gehören wenigstens mit Eisen beschlagene Schuhe dazu, denn der Lärm ist ein so wesentlicher Bestandtheil dieser Tänze, daß eine Dame mir sagte, indem sie von einem berühmten Tänzer sprach: Sie hätten ihn neulich sehn sollen, als er Stiefeln und Sporn trug." Den jetzt üblichen schnellen Walzer tadelt der Reisende, und mit Recht. Die Mode soll aus Wien gekommen seyn. —

— „Die wichtigsten Posten sind jetzt mit Bürgerlichen besetzt, brave Männer, tüchtige Arbeiter, gute Geheimeräthe, treffliche Staatssecretaire, aber weniger geachtet als die Hofbeamten. Man kann einen ganzen Monat an einem deutschen Hofe zubringen, ohne jemals von dem ersten Minister sprechen zu hören. Eines Tages saß ich bei einem Hof-Diner neben einem Manne, der mir verlegen und gar nicht in die Gesellschaft zu gehören schien, ob er gleich Stern und Ordensband trug — ich weiß nicht ob es der berühmte Orden vom blauen Hering war — ich fragte meine Nachbarin: wer ist das? und sie antwortete mir zerstreut und obenhin: O es ist der Minister des Fürsten. Hingegen kann man keinen einzigen Tag in der Hauptstadt zubringen, ohne Sr. Excellenz den Herrn Obermarschall, der die Diners anordnet, oder Sr. Excellenz den Herrn Oberstallmeister, der die Herzoglichen Pferde jeden Morgen spazieren reitet, nennen zu hören. Das sind die Großbeamten, und weil nicht viel dazu erforderlich ist, so werden diese Stellen blos von Altadelichen verwaltet. Die Bürgerlichen, trotz ihrer wichtigen Posten, sind und bleiben aus den adelichen Gesellschaften ausgeschlossen. Wenn das von ihnen fehlt, so mögen sie übrigens die bedeutendsten Personen seyn, in den Hofsalons dürfen sie doch nicht erscheinen, wo der junge Adel sich herum treibt." — „Bei einem Hof-Feste war ich einst zufällig der Nachbar von der neugeadelten Gattin eines Staatsministers, die ihr erstes Debüt bei Hofe in dem interessanten Alter von 60 Jahren machte, und durch ihr Patent, ihr Atlaskleid und ihre Schminkkruste dazu berechtigt war. Diese letzte Zierde ist so unerläßlich, daß einst der verstorbene König von Würtemberg einer jungen hübschen Baronin einen derben Verweis gab, weil sie die künstlichen Reize verschmäht hatte. Meine liebenswürdige Nachbarin schien sehr verlegen mit ihrer werthen Person, und die schönen Argusaugen ringsum sie her machten sie immer verlegener. Sie dauerte mich. Ich gab mir Mühe sie zu unterhalten, was fürwahr nicht leicht war, da sie, ihrer bürgerlichen Erziehung gemäß, blos ihre Muttersprache verstand. Die adelichen Damen spotteten den ganzen Abend über meinen gutmüthigen Heroismus." — „An manchen Höfen ist jetzt für Herren das von nicht mehr so nothwendig um zu erscheinen, aber diese Nachsicht erstreckt sich nie bis auf die Damen. In Carlsruhe vermißte ich einst in einer großen Gesellschaft zwei sehr liebenswürdige Damen von meiner Bekanntschaft; allein man verschloß mir den fragenden Mund durch die Bemerkung: Sie gehören nicht zu der Société, es sind Bürgerliche." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die vier Concordate.

Unter diesem Titel hat der unerschöpfliche Herr von Pradt ein neues Werk in drei starken Bänden heraus gegeben, nebst Betrachtungen über das Kirchen-Regiment im Allgemeinen und die französische Kirche insbesondere, seit 1515. Er hohlt sehr weit aus, handelt von der Macht der Päpste; deren Fortschritten und Verhältnissen zur Aufklärung; von der Mischung des Geistlichen mit dem Weltlichen und den bösen daraus entspringenden Folgen; vom heiligen Ludwig und der pragmatischen Sanction; von den Freyheiten der gallikanischen Kirche; dann kommt er auf das Concordat Franz des Ersten und auf Ludwig XI. als den wahren Urheber desselben; dann auf Ludwig XIV. und die Begebenheiten von da bis zur Revolution, wobei auch von der Philosophie, ihrem Ursprung, ihrer Tendenz, ihren Feinden und Häuptern gehandelt wird. Im zweiten Bande stellt Hr. von Pradt die Geistlichkeit während der Revolution dar, geht vom 18. Brümaire auf das Concordat von 1801 über, untersucht die Motive und Rechte des Papstes, Bullen zu verweigern, erzählt alsdann den, zwischen dem Papste und Napoleon entstandenen Zwist und Alles was darauf erfolgt ist. Der dritte Band hebt an mit dem Concordat von Fontainebleau; schreitet fort zu dem Concordat von 1817, beurtheilt dasselbe, wirft die Frage auf: was ist zu thun? schildert den Zustand der Religion in Frankreich und schließt mit der Zukunft des Christenthums.

Mögen Andere dieses interessante Werk critisch beleuchten. Uns ist besonders an demselben aufgefallen, daß der Verfasser überall auf eine geschickte Weise, und unter der Larve der größten Unpartheylichkeit, Napoleon weiß zu brennen sucht. Wir wollen einige Stellen ausheben, die sowohl in dieser als in mancher andern Hinsicht den meisten unserer Leser Vergnügen machen werden.

Das sechste Capitel des ersten Bandes handelt von der Zahl und den Reichthümern der europäischen Geistlichkeit. In Europa giebt es etwas über 100 Millionen Katholiken, und vor der Revolution zählte die französische Geistlichkeit 159936 Glieder, folglich, wenn man 25 Millionen katholische Franzosen rechnet, den 168. Theil der ganzen katholischen Bevölkerung. In Spanien gab es 149376 Geistliche, das war der 71. Theil der ganzen Bevölkerung. Die Geistlichen im übrigen Europa hinzu gerechnet, zählt Hr. von Pradt in Allem keine volle Million, und meynt, es käme kaum Ein Geistlicher auf 100 katholische Einwohner. Dasselbe Verhältniß bestehe ja auch in Ansehung des Militärs; beide Stände zusammen bilden den 55. Theil der ganzen Bevölkerung von Europa.

Die französische Geistlichkeit besaß vor der Revolution 300 Millionen Franken. Die Messen allein, deren täglich 50000 gelesen wurden, brachten zum Mittelpreise von 1 Franken, jährlich 18 Millionen ein. Eben so viel besaß auch die spanische Geistlichkeit. Der katholische Clerus von ganz Europa verzehrte jährlich eine Billion und 800 Millionen Franken, eine Berechnung, bei welcher doch nur 2000 Franken auf die Person kommen. —

Gern würden wir aus dem Capitel über Philosophie Einiges mittheilen, wenn der Raum es vergönnte. Hr. von Pradt spricht mit Achtung von Mably, Diderot, Dalembert, Raynal und Helvetius, allein er ist der Meynung, es habe nur vier, von der Natur zu Häuptern der Philosophie gestempelte Männer gegeben, Voltaire, Büffon, Montesquieu und Rousseau. Den letztern redet er folgender Gestalt an: „Unermeßlicher und launenhafter Mensch! sage mir „was du bist. Noch nie ist etwas dir ähnliches auf „der Welt erschienen. Unerhörte Mischung von „Größe und Niederträchtigkeit! aus welchem, der „Menschheit fremden, Thone wurdest du geknetet? „in dir ist fast Alles was dem Menschen angehört, „niedrig, und Alles, was dem Genie angehört, er„haben. Deine Füße stehen in Koth getaucht, dein „Haupt erhebt sich fast immer in die Wolken. Wie „viele giebt es deiner Handlungen, die man sich zu„eignen möchte? wie viele giebt es deiner Schriften „(die letzte ausgenommen, weil sie du selbst ist) die „man nicht als einen Titel des Ruhmes in Anspruch „nehmen möchte? durch welches seltsame, alle bis„herige Erfahrungen umstürzende Vorspiel hat die „Jugend eines Herumstreichers zu der Reife eines „Weisen geführt? und wie fingst du es an, Blätter, „eines Epictet und Zeno würdig, neben der Tonne „des Diogenes zu schreiben? Dir lauschend würde „Diogenes oft für überflüssig gehalten haben, seine „Laterne anzuzünden, um einen Weisen zu suchen. „Ja, in dir überschreitet Alles die gewöhnlichen Ver„hältnisse, die unter Menschen gebräuchlichen Re„geln. Du stützest deinen Hebel allein auf die Na„tur und findest so den Stützpunct, den Archime„des suchte, um Himmel und Erde zu erschüttern ꝛc."

„Man darf nicht zweifeln: ein Mensch wie Rousseau, wie Napoleon, ist eines der Geheimnisse, deren Kenntniß die Natur sich allein vorbehält." —

Der zweite Band dieses Werkes ist der interessanteste und die Auswahl des Mitzutheilenden

Digitized by Google

schwer. Das 29. Capitel, handelnd von der Reise des Papstes nach Frankreich, hebt folgender Gestalt an: „Napoleon entfernte sich leicht vom betretenen Wege, und, um ihm zu begegnen, durfte man ihn nicht da suchen wo andere gingen. Alles erweiterte sich in seinem Kopfe, Alles nahm eine neue, oft orientalische Farbe an. Auf den Thron erhoben durch einen der seltsamsten Glückswürfe, die das Schicksal jemals erlaubt hat, ergrübelte er eine, unter den Fürsten, deren Platz er einnahm, ungewöhnliche Weise, seinen neuen Character zu besiegeln und stieg höher hinauf in der, für die Weyhe der Könige angenommenen Ordnung. Da der Titel, unter welchem er herrschte, von dem der Könige von Frankreich verschieden war, so wollte er auch auf andere Weise gestempelt seyn. Die höchste, auf der Erde bekannte Weyhe sollte seine persönlichen Neuheiten bedecken und in gleichem Verhältniß die Ehrfurcht der Völker heben. Statt der Straße nach Rheims, schlug er die nach Rom ein. Napoleon legte einen hohen Werth auf die päpstliche Weyhe. Er bildete sich fest ein, diese Ceremonie habe ihn in den Augen der Franzosen hoch erhoben. Sehr oft habe ich ihn seine Weyhe zu den Ursachen zählen hören, die ihn bei der Nation in Ansehen gesetzt. Ich habe stets geglaubt, das sey nur eine Täuschung, eine wahre Kinderei, seines Genie's unwürdig. Der Papst war dadurch gesunken, er aber nicht gestiegen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten solcher Blendwerke; die Völker verlangen etwas gründliches; ein gutes Gesetz macht ihnen mehr Freude und ist dem Fürsten nützlicher als alle Weyhen der Welt. — Es giebt Dinge, die man nicht zerbrechen muß, so lange sie noch ganz sind, die man aber auch nicht aufheben muß, wenn sie einmal am Boden liegen. Auf meinen Reisen in verschiedenen Theilen Frankreichs habe ich nie gefunden, daß diese Handlung für Napoleon günstige Spuren hinterlassen hätte, wohl aber ungünstige für den Papst. Immer ist Napoleon mir nur durch sein Schwerdt geweyht erschienen. Das sagte ich ihm eines Tages, als er wiederum dieses Gegenstandes wohlgefällig erwähnte, und seitdem hat er nie wieder mit mir davon gesprochen." —

„Jetzt will ich von dem reden, was ich selbst gesehen, und was einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, um mir je wieder aus dem Gedächtniß zu kommen. Napoleon hatte sich nach Fontainebleau begeben, um dort den Papst zu empfangen. Sie trafen sich, wie verabredet war, in dem herrlichen Walde, der einen Ort verschönert, welcher übrigens durch die Dürre des Bodens und den schwarzen Anblick der Gebäude sehr düster ist. Nach den ersten Bezeugungen von Eifer und Herzlichkeit, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, fuhren der Papst und Napoleon in demselben Wagen nach dem Pallaste. Welcher Augenzeuge könnte dieses Schauspiel vergessen! Napoleon's Antlitz strahlte von Freude, und als er den Papst an der Hand die Stufen hinauf führte, schien jeder seiner, mehr als gewöhnlich lebhaften, Blicke zu sagen: sehet da meine Eroberung. Durch eine seltsame Unachtsamkeit eröffneten die Mamelucken den Zug. Der Anblick dieser Gesichter von Beschnittenen versetzte nach Mecca, und deutete fast mehr auf die Gegenwart eines mahomedanischen Priesters als eines Papstes. Die Gestalt des letztern war das Bild der Verlegenheit, die jeder empfindet, der in ein Land versetzt wird, wo Alles neu für ihn ist; man sah, daß sein Fuß, obschon von Vielen geküßt, doch nicht ganz fest auf diesem Boden stand. Seltsam contrastirte die Mischung eines glänzenden militärischen mit einem geistlichen Hofe. Es war, als ob man in Japan einer Zusammenkunft des geistlichen mit dem weltlichen Kayser beiwohnte. Manches Jahr war verflossen, seitdem Priester und Soldaten nicht in Berührung mit einander gekommen waren, indessen kann ich versichern, daß während dieser ganzen Zeit die gesuchtesten Aufmerksamkeiten und ununterbrochene Achtung von beiden Theilen herrschten. Da ich beauftragt war, einem Theile des päpstlichen Hofes die Honneurs des Pallastes zu machen, so habe ich Alles beobachten können, und was ich erzähle, das habe ich gesehen." —

„Von dem prächtigen Fest der Weyhe werde ich nichts weiter sagen, als daß ich jeden Ehrgeizigen an meine Stelle gewünscht hätte. Als Ceremonien-Meister der Geistlichkeit verließ ich Napoleon keinen Schritt und bemerkte mit Erstaunen, daß — möge es nun Ermüdung oder Unpäßlichkeit gewesen seyn — er während der ganzen Ceremonie nichts that als gähnen."

Es ist bekannt, mit welchem Enthusiasmus die Pariser den Papst aufnahmen; aber „seine Cardinäle und Geistlichen schienen nach Paris gekommen zu seyn, um ganz im Stillen zu leben. Vollends die von der geringern Classe konnten nicht imponiren; weil sie eines Theils von der gewöhnlichen italiänischen Sorglosigkeit, in Allem was die Reinlichkeit betrifft, stark angesteckt waren, und andern Theils, altväterisch und abgeschmackt gekleidet, ihre Manieren sehr vernachlässigten. Als die römische und die französische Geistlichkeit in der Kirche notre Dame zusammen kamen, wurde jene augenblicklich verdun-

kelt, und, sey es nun schlechter Geschmack und Wunderlichkeit in den Zierrathen, oder der gänzliche Mangel an Würde bey Beobachtung der Ceremonien, sie fiel sogleich in der öffentlichen Meynung."

Folgende Bemerkung hat sich doch in unsern Tagen häufig widerlegt: „Es ist selten, daß die Verlängerung des Aufenthaltes eines Hofes an einem andern Hofe die gegenseitige Zuneigung vermehrt. Diese scharfsinnige Beobachtung hat Philipp von Commines gemacht bei Gelegenheit der Zusammenkünfte einiger Fürsten seiner Zeit, von welchen er Zeuge gewesen war; wenn die ersten Augenblicke vorüber sind, dann stellen sich Vergleichungen, Eifersüchteleien und Erbitterungen ein. Man trennt sich mit weniger Freundschaft als man sich vorgesetzt hatte und als man vor der persönlichen Zusammenkunft empfand. Diese gleicht bei Fürsten einer langen Reise in einem und demselben Wagen, wo man jede Unannehmlichkeit, die der andere verursacht, in ihrem ganzen Umfange fühlt. So war es auch mit dem Besuch des Papstes, der fünf Monate dauerte." — Daß der Papst in seinen großen Hoffnungen sich getäuscht sah, ist bekannt, und Hr. v. Pradt bemerket: „was mit Napoleon nicht im ersten Anlauf gemacht, oder im Moniteur verzeichnet wurde, das lief große Gefahr zu scheitern. Irgend eine Ansicht stellte sich ihm dar, er befolgte sie, er gefiel sich in seinen neuen Verhältnissen, sie fesselten ihn, er vergaß was vorher Eindruck auf ihn gemacht hatte, oder er zog seine letzte Ansicht der ersten vor; Denn, so lange er nicht unterzeichnet hatte, und bisweilen auch, wenn er es schon gethan hatte, hielt er sich nicht für gebunden. In der ersten Regung that er die Hand weit auf, in der zweiten schloß er sie wieder, nach Berechnung. Hundertmal habe ich ihn damit anfangen sehen, gewissen Aemtern in Gedanken unermeßliche Vorrechte zu verleihen, wenn er aber unterzeichnen sollte, da gab es immer etwas abzurechnen. Auch war nichts schwerer als sich einige Zeit auf gleicher Linie bei ihm zu erhalten, spottend und durchdringend wie jene Substanzen, die sich in die Adern der härtesten Metalle schleichen und diese auflösen, eben so löste er auf und zersetzte Alles, was in seinen Bereich kam, durch Spöttereyen oder durch Gleichnisse, die allen Zauber vernichteten. Der vornehmste Mann, von seinen beissenden Reden getroffen, war bald nichts weiter als jener entfiederte Vogel, den der Philosoph dem Sophisten hinwarf mit den Worten: sehet da, das ist Euer Mensch! Napoleon liebte, der Größe die Federn auszupflücken, die Massen zu zersetzen, die Menschen nackend zu entkleiden, sie einzeln zu nehmen und Alles auf die Individualität zurück zu führen. Diese Eigenschaft, oder vielmehr diese Verkehrtheit des Geistes ist in Geschäften sehr gefährlich. Sie ist eine der Ursachen seines Sturzes gewesen, indem sie ihn bewog, die Geschäfte nach dem wahren oder falschen Maasstabe zuzuschneiden, den er sich von den Individuen gemacht hatte. Sie werden dieß oder jenes thun oder nicht thun, sagte er zu sich, und nach dieser Voraussetzung handelte er." — Weiterhin heißt es: „Der Eindruck des Augenblicks war der stärkste bei ihm. Daher entstanden plötzlich Stürme, die eben so plötzlich wieder verschwanden. In solchen Fällen war der Schein gegen Napoleon, er schien falsch, wo er nur beweglich gewesen war. Man wurde nur von dem ergriffen, was äußerlich erschien, und man gab nicht acht auf die besondere Stimmung seines Geistes, durch welche seine Worte mit seinen Handlungen im Widerspruch standen. Das ist sonderbar, wird man sagen. Aber ist denn nicht Alles sehr sonderbar, was seit 20 Jahren geschehen? und ist denn Napoleon wie ein Anderer gemacht? unter allen historischen Personen ist Er vielleicht derjenige, der am schlechtesten beobachtet und am wenigsten treu gezeichnet worden. Niemand hat ihn geschildert, und Niemand wird ihn schildern; sein immer angefangenes Bild wird nie vollendet werden, und vielleicht ist es auch dessen nicht fähig. Selbst Frau von Stael hat kein treues Gemählde von ihm geliefert. Der bewegliche Theil seines Characters, der sein Schicksal bestimmt hat, ist ihr ganz entschlüpft. Sie hat immer nur einen Schauspieler und Pläne gesehen, da wo oft keines von beiden war. Napoleon lachte selbst über Alles was das Publikum ihm unterschob. Man konnte ihn sich nicht unthätig denken, und weil er gehandelt hatte, so lieh man seinem Schweigen Töne und seinem Schlummer Fallstricke. Wie oft habe ich das bemerkt, wenn ich von ihm kam. Oft hatte er im eigentlichsten Verstande blos die Zeit getödtet, aber stets vermuthete man die wichtigsten Dinge. Napoleon hat noch mehr Zeit verlohren als angewendet."

„Ich erinnere mich, daß eines Tages, als ich lange von den Begebenheiten der Zeit gesprochen hatte, Napoleon zu mir sagte: Vieles ist geschehen, weil einige Menschen sich zu wichtig geglaubt haben. Das ist die Krankheit der Fürsten, sie meinen, sie wären nothwendig. Sehen Sie, ich zum Beispiel, man sagt überall ich sey nothwendig, und man wisse nicht was daraus werden solle, wenn ich nicht da wäre, (es war am 25. May 1806) Albernheit!

wenn ich nicht da wäre, so würde der Lauf der Natur darum nicht unterbrochen werden, die Sonne würde nach wie vor sich mit der Erde vermählen und die Erndten reifen. Alexander und Cäsar sind gestorben, und die Welt ist ihren Gang fortgegangen. — Mit diesen Worten schlüpfte er plötzlich in sein Cabinet. Gleich mir, würde damals wohl Niemand vermuthet haben, daß so viele Weisheit so viele Täuschung verhüllte, und daß er schon im Voraus seine eigene Geschichte entwarf." —

(Der Beschluß folgt.)

Der Feldzug von 1815.

Wir haben die merkwürdige Schrift erhalten, die der General Gourgaud, ohne Zweifel aus dem Munde Napoleon's, niedergeschrieben hat; allein zum Theil ist ihr Inhalt so durchaus militärisch, und zum Theil hat die Berliner Zeitung bereits so interessante Bruchstücke daraus geliefert, daß wir natürlich uns bewogen finden, nur noch wenige solche Stellen mitzutheilen, die man verstehen kann auch ohne Militär zu seyn, und die der allgemeinen Neubegier Befriedigung versprechen. Zuerst eine Note:

„Wenn man das Betragen des Königs von Neapel in den Jahren 1814 und 15 aufmerksam betrachtet, so kann man nicht leugnen, daß dieser unglückliche Fürst durch seine schlechte Politik am meisten beygetragen hat, Napoleon zweymal zu stürzen. Wenn er 1814 Frankreichs Sache nicht für die Sache Oesterreichs verlassen hätte, so wäre Frankreich nicht überfallen worden: (envaghie) und wenn er 1815 nicht Oesterreich den Krieg erklärt hätte, so würde Frankreich wahrscheinlich nicht zum zweytenmale das fremde Joch erduldet haben. Als der Kaiser von Oesterreich seinen Schwiegersohn aufs neue auf Frankreichs Throne erblickte, schien er geneigt mit ihm zu unterhandeln, bis er glauben mußte, Murat's Angriff sey das Resultat eines mit Napoleon verabredeten Plans; da brach er die Unterhandlung ab, sprechend: „wie kann ich mit Napoleon mich einlassen, da er mich durch Murat angreifen läßt?" —

Schon am 15ten Juny befahl Napoleon dem Marschall Ney, die Position von Quatrebras zu occupiren. „Sie kennen diese Position?" fragte er ihn. „Wie sollte ich sie nicht kennen!" antwortete der Marschall, „seit 20 Jahren führe ich Krieg in diesem Lande; die Position ist der Schlüssel von Allem. Verlassen Sie sich auf mich! in zwey Stunden sind wir zu Quatrebras, wenn nicht die ganze feindliche Armee dort ist." Es waren aber nur wenige feindliche Truppen dort, und dennoch hielt Ney nicht Wort. Warum? wird gefragt. Die Antwort ist: „es scheint, daß die Erinnerung an sein Betragen 1814, und zuletzt wieder im May 1815, eine moralische Umwälzung bey ihm hervorgebracht hatte, die ihren Einfluß auf alle seine Handlungen bewieß; auch ließ er, sonst der Erste der Braven im Feuer, sich doch über Dispositionen im Felde leicht täuschen." —

Weiterhin heißt es: „In diesen Gefechten schlugen sich die französischen Soldaten mit demselben Muthe, demselben Vertrauen wie vormals in den schönsten Tagen; aber mehrere Generale, der Marschall Ney selbst, waren nicht mehr dieselben Menschen. Sie besaßen nicht mehr jene Kraft, jene glänzende Kühnheit, die sie sonst so oft gezeigt, und durch dieselbe so große Erfolge bewürkt hatten. Sie waren in ihren Operationen furchtsam und bedächtig geworden, nur die persönliche Bravour war ihnen geblieben. Sie schienen gleichsam zu wetteifern, wer sich am wenigsten zu compromittiren verstehe."

„Kein Zweifel, daß es in der französischen Armee Leute gab, welche gern die Macht des Feindes übertrieben, alle Augenblicke schrien: wir sind umgangen! u. s. w. Schon am 14ten Juny ging der General Bourmont nebst einem Ingenieur-Obristen zum Feinde über, und am 16ten während der Schlacht desertirten mehrere Officiere. Als eben die Schlacht am heftigsten war, empfing Napoleon fünf oder sechs beunruhigende Rapporte: ein General meldete, Vandamme sey mit seinem ganzen Generalstabe zum Feinde übergegangen; ein Anderer: man dürfe dem Marschall Soult nicht trauen, denn er habe falsche Bewegungen anbefohlen. Ein Quartiermeister von den Dragonern stürzte herbey ganz außer sich, schrie, er müsse mit dem Kaiser sprechen und sagte diesem: „Sire, ich komme zu melden, daß so eben der General Henain die Officiere seiner Division haranguirt, um sie zur Desertion zu verleiten." — „Woher weißt du das?" antwortete Napoleon, „wo ist er? hast du ihn selbst gehört?" und siehe da, es fand sich, daß er den General Henain weder gesehen noch gehört hatte, sondern daß ein Officier ihm diesen Rapport aufgetragen. Alles das war falsch. Vandamme hätte vielleicht kräftiger handeln können, allein an Verrath dachte er nicht — und Henain verlohr, in dem Augenblicke wo man ihn anklagte, ein Bein durch eine Kanonenkugel." —

Die Ursachen des Verlustes der Schlacht von Waterloo sollen folgende gewesen seyn: „1) die Ungewißheit, in welcher der Marschall Grouchy am

17ten über die Bewegungen des Feindes war. 2) Theils mißverstandene, theils nicht erhaltene Befehle. 3) Ein unzeitiger Angriff des Marschalls Ney zwey Stunden zu früh, trotz der wiederhohlten Befehle des Kaisers. 4) Der Umstand, daß die Garde keinen General-Commandanten hatte, denn der Herzog von Treviso war Krankheits halber zurückgeblieben. Alle Corps-Commandanten hielten sich brav, ihre Gesinnungen waren rechtlich und rein; aber, wie schon gesagt, es herrschte eine Verschiedenheit der Meynungen unter ihnen, die eine Folge der Begebenheiten von 1814 war, und die den traurigsten Einfluß hatte. Der Marschall Ney, vielleicht in Folge seiner moralischen Lage, war in eine Geistes-Verirrung gefallen, aus der er nur mitten im Feuer erwachte, wo seine natürliche Bravour die Oberhand gewann und ihm seine Kräfte wieder gab. Es ist Einer von den Fehlern, die der Kaiser sich vorwirft, diesen Marschall angestellt, oder doch ihm ein so wichtiges Commando gegeben zu haben."

„Als Napoleon sah, daß es nicht möglich war, die Flüchtigen wieder zu sammeln, und er fast von Feinden umringt war, ließ er ein Gardebataillon ein Quarrée formiren und befahl Feuer zu geben. Er schien entschlossen, diesen unglücklichen Tag nicht zu überleben, er wollte mit seinen Grenadieren sterben, und war im Begriff in das Quarrée zu gehen; allein der Marschall Soult, der dicht neben ihm war, rief aus: Ach Sire! die Feinde sind schon glücklich genug! und zugleich trieb er des Kaisers Pferd auf den Weg von Charleroi." — (Wir meynen, der Marschall Soult hätte sich die Angst ersparen können, denn Napoleon würde doch nicht in das Quarrée gegangen seyn!)

Seite 108 wird erzählt, der General Duhesme sey am Tage nach der Schlacht als Gefangener auf der Landstraße mit kaltem Blute massacrirt worden. (Sollte das wahr seyn?) —

In der Vorrede wirft der Verfasser die seltsame Frage auf: „hat die Schlacht von Waterloo „die Thronen befestigt oder erschüttert? hat sie die „Ruhe von Europa gesichert? oder hat sie alle „Grundpfeiler derselben untergraben? die Zukunft „wird antworten." Uns dünkt die Zeit habe schon geantwortet. Weit mehr Sinn als in diesen unverlichten Fragen, ist in dem Ausruf, mit welchem Gourgaud seine Vorrede schließt: Ach Napoleon! warum hast du bey Waterloo nicht den Todt gefunden!

Kleine Literarische Notizen.

— In einem anonymen Schreiben an die Redaction dieses Blattes ist mit Recht erinnert worden, daß die Anzeige der, in Mannheim herausgekommenen, Erbauungen etwas flüchtig gewesen; daß diese neue Uebersetzung der Nachfolge Christi mehr eine Umschreibung, ja im Ganzen mehr eine für unsere Zeiten unternommene Umarbeitung, als eine buchstäbliche Uebersetzung sey, und daß der neueste Bearbeiter dieses Erbauungsbuches die Absicht hatte, das ächt Christliche und Salbungsvolle des Ascheten Thomas, mit möglichster Wegschneidung alles Mönchischen und Mystischen, mehr herausheben und für das practische Leben anwendbar, ja durch eine reine Sprache für alle christliche Confessionen Deutschlands lesenswerth zu machen. Diese Tendenz-Anzeige, meynt der Correspondent, würde das Publicum mehr aufgeklärt und zu Anschaffung des Werkes gereizt haben. Darum eilen wir, das Versäumte nachzuhohlen. Das schöne Christusbild soll zu Paris von Menou's Meisterhand nach ächten Antiken (wo giebt es deren?) gestochen worden seyn. Im Schlusse wünschte der Correspondent noch, und wir wünschen es mit ihm, daß Hr. Kaufmann, um gemeinen Nutzens willen, auch recht bald eine wohlfeile Ausgabe veranstalten möge. —

— Im 10. Bande des Censeur lesen wir folgende seltsame Geschichte: Eine Wittwe zu Rennes stand in Verbindungen mit einem jungen Menschen, die endlich so vertraut wurden, daß sie sich nothwendig heyrathen mußten. Aber eben weil es recht nothwendig war, verlangte die Kirche, sie sollten für 3 bis 500 Franken eine Dispensation erkaufen. So viel wollte und konnte der junge Mensch nicht zahlen; man ließ mit sich handeln und versprach sie ihm für 60 Franken, doch unter der Bedingung, daß die Trauung erst in 3 Monaten statt finden sollte. Eine harte Bedingung, besonders für die Frau, allein man mußte sich unterwerfen, da man nun einmal keine 300 Franken zu geben hatte. 6 Franken wurden für das Aufgebot bezahlt. Unterdessen vollzogen die Brautleute ihre Ehe vor der Civil-Obrigkeit. Allein das Gewissen der Frau machte ihr unaufhörliche Vorwürfe, daß sie nicht nach den Gebräuchen ihrer Kirche vermählt sey; sie wurde gefährlich krank und gebahr Zwillinge. Als ihr Zustand immer bedenklicher wurde, schickte man nach dem Kirchspiels-Pfarrer, um ihr die letzten Sacramente zu reichen. Er kam, als er aber auf der Treppe hörte, die Sterbende sey dieselbe Frau, die nicht 300 Franken für Dispensation entrichtet habe, kehrte er wieder um. Man bat, man flehte, man wollte ihn nicht fortlassen; aber in diesem Augenblicke erschien der Arzt und endete allen Streit durch die Nachricht, seine Patientin sey todt. — Neuer Lärm! man will sie nicht mit den gewöhnlichen Ceremonien beerdigen, weil sie ohne Beichte gestorben. Die Verwandten wenden sich an den Bischoff, welcher die Autorisation zur Beerdigung ertheilt; aber die Priester gehorchen dennoch nicht, sie sagen: Se. Eminenz der Bischoff sey überrascht worden. Die Leiche muß also ohne alle Ceremonien begraben werden. Man behauptet sogar, die Priester hätten sich geweigert, die beiden Kinder zu taufen! —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 5. Recht wahr, scheint Niemand. 1819 Januar.

Reise an die Ufer des Rheins. (Fortsetzung.)

Der Reisende rühmt, daß man in Deutschland in allen Wirthshäusern Servietten, auch sogar silberne Gabeln erhalte, und fügt hinzu: „Selbst in den größten Häusern reinigt man diese Gabeln selten, weil — wie eine Dame von Stande zu einem meiner Freunde sagte — das Reiben sie abnutzt und dünner macht.“ (Abgeschmackte Lüge! gesetzt es gäbe eine Dame von Stande, die so dächte, so würde sie es doch nicht sagen.) „Bey einem deutschen Mittags-Essen, selbst bey Hofe, wo gewöhnlich Gold und Silber unter allen Formen glänzen, dienen ein einziges Messer und eine einzige Gabel unabänderlich für 20 oder 30 Schüsseln.“ (Abermals unwahr. In jedem guten Hause, in welchem man speist, werden bey jeder Schüssel Messer und Gabel gewechselt, wenn der Gast sie auf den Teller legt. Thut er das nicht, so gilt das für einen Beweis, daß er sie nicht wechseln will, so wie es dann auch bey jeder Schüssel sehr überflüssig wäre.) —

Von dem königlichen Pallast zu Stuttgard sagt der kritelnde Reisende: von außen würde man ihn in England kaum mit dem Schlosse eines kleinen Herrn vergleichen, und er sey fern von der massiven Pracht von Blenheim oder Arundel. Ueber dem Eingang sey eine ungeheure Krone auf einem goldnen Kissen angebracht, die sich gut zu einem Wirthshaus-Schilde schicken würde. Wir übergehen noch mehr dergleichen unschickliche und impertinente Bemerkungen, die bei dieser Gelegenheit gemacht werden. Der verstorbene König soll die Gewohnheit gehabt haben, täglich die Menagerie zu besuchen und die Thiere selbst zu füttern, wobey der Reisende behauptet, es sey nicht zu berechnen, was dieses Vergnügen dem Staate gekostet habe, und die Menge von frischem Fleisch, Heu und Gemüse, welche diese Gäste täglich verzehrt hätten, übersteige alle Einbildungskraft.

„Die Reitkunst wird in Deutschland weit höher getrieben als bey uns. Jeder Reiter meynt, er müsse sich üben als ob er Dragoner werden sollte, und so müsse auch sein Pferd zugeritten seyn. Die jungen würtembergischen Herren lernten auf der königlichen Reitbahn reiten, und es wäre der Gipfel der Unwissenheit, wenn sie sich nicht eben so fest und gerade in den Steigbügeln zu halten wüßten, als ob sie, vom Kopf bis zu Fuß geharnischt, sie eben in ein Bataillon hinein sprengen wollten. Ich habe zugesehen, wie Se. Excellenz der Stallmeister des Fürsten länger als eine halbe Stunde mit Sporn und Peitsche sein mit Schaum bedecktes Roß zusammen arbeitete, um es eine Bewegung zu lehren, die es nicht vollkommen machte. Es giebt keinen Bürger in Würtemberg, dessen Pferd nicht militairisch aufgezäumt wäre, und unter seinem Herrn Sprünge machte, wie das Schlachtroß eines Generals.“ —

Am Schluß des 17. Briefes wird alles das alberne Geschwätz aufgetischt, welches vor länger als Jahr und Tag über einen Gegenstand im Schwange war, von dem doch Niemand etwas wissen konnte, nemlich über eine Neigung des Königs von Preußen, dem hier allerley Handlungen angedichtet werden, an die er vermuthlich nie gedacht hat; wenigstens wird diese Vermuthung sehr stark dadurch begründet, daß jene Gerüchte längst wieder verschwunden sind. Allein fürwahr, das Loos der Fürsten ist auch in solchen, wie in so manchen andern Fällen, nicht zu beneiden. Gesetzt, der König habe ein freundliches Wohlwollen empfunden — und in der That, die hier bezeichnete Person, die wir selbst an einem Hofe zu sehen und zu beobachten das Vergnügen gehabt haben — verdient die Huldigung jedes Mannes um ihrer Schönheit, Lieblichkeit, Sittsamkeit und Anspruchlosigkeit willen — darf denn ein König sein Wohlwollen gegen ein Frauenzimmer gar nicht äußern, ohne daß ganz Europa Maul und Nase aufsperrt, flüstert, zischelt, auslegt, erfindet? und ohne daß hundert vorwitzige Federn in Bewegung gerathen, die das unverdauteste Gewäsch ausschmücken und verbrämen? — Und gesetzt der König habe, wie hier behauptet wird, mehr als ein vorübergehendes Wohlgefallen empfunden, so hat doch nun die Zeit bewiesen, daß sein ehrenfester Character stärker war. Die lauernden Zuschauer in allen Ländern haben keine Veranlassung gefunden, ihre boshafte Neugier zu nähren, wohl aber Ver-

lassung einen Monarchen zu bewundern, der sich selbst so treu blieb. Aber das Bewundern ist dem Menschen beschwerlicher als das Verleumden, besonders giebt unser Reisender sich mit dem Bewundern ungern ab, wenn nicht etwa von Franzosen die Rede ist. Lieber wärmt er auch noch die Gerüchte von dem Haß der Sachsen auf ꝛc. —

Der Reisende behauptet: Berlin, Wien, Dresden, München und Weimar, das kleine Athen, ausgenommen, gleichen die übrigen deutschen Höfe sich Alle. Die ersten vier nennt er Höfe in Folio, die folgenden in Octav, und wenn er vollends auf die kleinern kommt, die er Duodez-Höfe nennt, so spöttelt er über ihre Armeen von 50 oder 100 Mann, über ihre ersten Minister mit einem Gehalt von 200 Pfund Sterling, und über die einzige Hofdame, die auf einem Boden des Pallastes wohne, Excellenz heisse, jährlich 30 Pfund Sterling und freye Wachslichter habe. Die folgende Bemerkung ist nicht unwahr:

„Die Gesellschaften in den kleinen Hauptstädten sind bloße Abend-Cirkel; denn die Mittags-Mahlzeiten sind in Privat-Häusern eben so selten als sie am Hofe häufig sind. Das rührt besonders von den beschränkten Glücksumständen des Adels her, die ihm nicht erlauben in der Welt zu glänzen, ohne sich große Entbehrungen im Innern des Hauses aufzulegen. Der deutsche Edelmann seufzt, dazu gezwungen zu seyn, aber seine Wahl ist nicht zweifelhaft, er zieht vor, zu Hause zu vegetiren, um sich außer dem Hause mit Glanz zeigen zu können. Wenige schlürfen die Genüsse der Tafel mit solcher Wonne als Er, das beweißt er augenscheinlich bei den Hof-Diners; aber — um Equipage halten zu können, um seinen Bedienten eine schimmernde Livree zu geben, läßt er sich auf seinem Tische Brodtsuppe und Kartoffeln gefallen." —

„Alles was mit dem Aberglauben zusammenhängt, stimmt vollkommen mit dem deutschen Charakter überein. (!) Ein sehr ernsthafter Fürst, den ich die Ehre habe zu kennen, kommt niemals nach Paris, ohne sich von Mlle le Normand prophezeihen zu lassen, und eine liebenswürdige Prinzessin, die alles Dunkelfarbige für Unglück weissagend hält, bat einst den Kayser von Rußland, der eben ein Glas Burgunder auf ihre Gesundheit trinken wollte, er möge es doch lieber in Rheinwein thun." (?) —

„Die Deutschen sind eine literarische Nation, aber in Deutschland, wie überall, trifft man das Genie selten unter dem Adel an, und doch sind Lorbeern, ohne Geburt, nur eine schlechte Empfehlung bey den Großen. Nur zu Weimar sind die Dichter durch Patente (?) berechtigt, an der Tafel ihres neuen Augustus Platz zu nehmen, und ich weiß von einem meiner Freunde, daß der große Göthe und seine Herren Mitbrüder im Apoll den Degen und Haarbeutel mit eben so vieler Grazie zu handhaben wissen als die Feder. Aber in Süd-Deutschland bleibt der Schriftsteller immer nur der erbärmliche Autor, den sein Rock und sein Benehmen für immer vom Salon ausschließen. Die Damen, im Ganzen genommen, kennen nur die Titel einiger Werke von Schiller. Sie haben Thränen über Werthers Leiden vergossen, sie kennen einiges von Kotzebue, und bisweilen haben sie die Dichtkunst in den schönen Hof-Almanachs studirt." —

„Zu Gunsten des Militairs wird gewöhnlich eine Ausnahme von der Regel in Ansehung der Geburt gemacht, und ein Officier, der Hauptmanns Rang hat, geht nach Hofe, er sey von Adel oder nicht. Aber bey festlichen Bällen, die der Fürst oder Einer seiner ersten Staatsdiener veranstaltet, ist der Mangel an Walzern, im Vergleich mit der Anzahl der schönen unermüdlichen Walzerinnen so groß, daß man oft alle tanzende Officiere eines Regiments einladet; die dann natürlich verbunden sind, die Bedingung ihrer Aufnahme zu erfüllen, und folglich, ohne einen Augenblick aufzuhören, hüpfen und springen müssen, so lange es irgend einer Dame zu tanzen beliebt." — „Die meisten Hofdamen, gute Personen von guten Familien, haben vielleicht nie die Grenzen des kleinen Staats überschritten, außer etwa um im Gefolge ihrer Fürstin irgend einen benachbarten fürstlichen Cousin zu besuchen; und die Fräuleins, die sich bestreben, von den Hofdamen Grazie und Geschmack zu lernen, haben vielmehr das Ansehen und die Manieren der gezierten Engländerinnen (des Mis guindées) in einer Provinz-Stadt, als der glänzenden Gestirne eines Hof-Cirkels." —

— „Ich reiste nach Heilbronn in der Diligence, einem Wagen, der an Unreinlichkeit, Langsamkeit und allen nur erfinnlichen Unannehmlichkeiten Alles übertrifft, was man sich einbilden kann, nachdem man die französischen und niederländischen Diligencen gesehen hat. Dieser Postwagen bietet einen merkwürdigen Beweis dar von der eingewurzelten Neigung der Deutschen für alle Förmlichkeiten und für die winzigsten Kleinigkeiten, was auch für Inkonvenienzen daraus entstehen mögen. Da giebt es für die Diligence fast eben so viele Verordnungen, als nöthig wäre um einen Staat zu regieren. Alle Plätze sind genau numerirt, und der Herr Post-Se-

cretair giebt dem Reisenden eine gedruckte Karte, die ihm seine Nummer anweist, die aber gewöhnlich so beschmuzt ist, daß man nichts unterscheiden kann, und die Passagiere sich eine halbe Stunde lang hin und her schicken, ehe sie endlich finden was ihnen zukommt. Das Gepäck muß zwey oder drey Stunden vorher auf die Post geschikt werden, sonst nimmt sich der Herr Conducteur nicht für ein Königreich die Mühe es aufzuladen. Es wird in einem großen Korb verschlossen und doch oft verlohren. Es giebt zwar eine Taxe für das Trinkgeld der Postillons, allein sie murren doch immer, wenn man ihnen nicht mehr giebt. Mit einem Worte: Alles ist eine systematische Confusion und eine organisirte Beschwerde." —

— „Es giebt keinen auffallendern Contrast, als den zwischen englischen und deutschen Universitäten. Die gothischen Gebäude, die prächtigen Collegien, die schönen Bibliotheken, die Kapellen, die einsamen Spaziergänge, die einfache, edle Uniform, kurz alles erinnert auf jenen an das Alterthum und den Glanz ihrer Errichtung. Die Universität Heidelberg ist eine der berühmtesten in Deutschland, aber hier, wie auf allen deutschen Universitäten, giebt es kein einziges Monument der Baukunst, kein einziges, ihr gehöriges, merkwürdiges Gebäude. Das sogenannte Universitäts-Gebäude ist ein sehr gewöhnliches Haus, welches eher einer Privat-Wohnung als einem Tempel der Weisheit gleicht. Ein Engländer kann ein Dutzendmal durch die Stadt gehen, ohne auch nur eine Spur dieses Instituts zu erblicken, es wäre denn, daß er eine Bande junger Leute mit Schnurrbärten, flatternden Haaren, ohne Halsbinde, mit Pfeifen im Munde, begegnete, die so ein Schauspiel auf den Straßen geben und sich durch ihre Unverschämtheit und Frechheit (impudence et effronterie) bemerklich machen. In Costüm und Character gleichen sich die Studenten auf allen Universitäten." — Hierauf spöttelt der Reisende wieder über die altdeutsche Kleidung und hebt die Vorzüge der englischen Universitäten heraus, wo die Studenten in großen Collegien wohnen müssen und strengen Gesetzen, sowohl in Hinsicht des Lernens als der Aufführung unterworfen sind. „Eine Deutsche Universität" so fährt er nicht grundlos fort, „ist nichts weiter als ein Ort, wo eine gute Bibliothek und eine Vereinigung von Professoren sich befinden, die, für diejenigen, welche ihnen zuhören wollen, über verschiedene Gegenstände Collegia lesen. Nur Gelegenheit sich zu unterrichten giebt es da, möge sie benutzen wer Lust hat. Kein Zwang, keine Zucht, keine Subordination. Der Professor liest, und der Student bezahlt ihn dafür, ob er ihn aber hören will, das hängt ganz von dem Studenten ab; wenn dieser den Hörsaal verläßt, so ist er eben so unabhängig von dem Professor, als ein Mensch es nach der Stunde von seinem Zeichenmeister ist." Diese Diatribe gegen die deutschen Universitäten geht noch 12 Seiten lang so fort, und enthält, wie gesagt, viel wahres, obschon nichts neues. —

— „Man glaubt gewöhnlich, die deutschen Frauen wären alle blond und hätten blaue Augen. Diese schmachtenden Schönheiten mögen ausschließlich in Nord-Deutschland herrschend seyn, aber in Süd-Deutschland giebt es auch viele Brünetten, zwar nicht lebhaft und pikant, auch selten von ganz schwarzem Haar oder mit ausgezeichneten Physiognomien begabt, ihre Haut bleich und gelb; aber der Hauptcharacter ihrer Gestalt ist Sanftmuth. Ihr Benehmen ist oft steif und affectirt, aber eine sanfte Stimme, ein rührendes Schmachten giebt ihnen einen besondern Reiz. Man sollte meynen, sie wären aus Allem, was nur sanft und zart in der Natur ist, zusammengesetzt. Zärtlichkeit und Empfindsamkeit scheinen ihnen angebohren. Eine Deutsche ist in allen Verhältnissen ein Weib Sie scheint lieber einnehmen als glänzen, lieber in die Herzen sich schleichen als sie mit Sturm erobern zu wollen. Indessen halte man das ja nicht für ein Zeichen eines tiefen Gefühls; es ist blos das Resultat jenes trägen, durch eine natürliche Apathie genährten, Schmachtens, bei welchem eine leere Seele in der Empfindsamkeit Erhohlung sucht. Daraus entsteht aber eine Einförmigkeit, die sehr bald unsere Bewunderung auslöscht. — Erziehung und Sitten-Verderbniß sind an allen Fehlern der deutschen Frauen Schuld. Die Vornehmen stehen von der Wiege an unter der Leitung einer Art von erster domestique, die man mit dem Titel Gouvernante beehrt, und die gewöhnlich zugleich Amme, Haushälterin und Kammerjungfer der gnädigen Frau ist." (Mein Gott! wo hat der Reisende das gesehen?) Die Fräuleins lernen walzen, ein wenig Musik, ein wenig französisch um bei Hofe erscheinen zu können, auch wohl ein Kleid, ein Kopfzeug, einen Turban machen. Ihre Kenntniß der Literatur erstreckt sich selten weiter als auf einige fade Romane, oder einige empfindsame Gedichte, und viele Damen von großem Ton können nicht correct schreiben, weder französisch noch ihre Muttersprache. — Mit 16 Jahren besuchen die Fräulein den Hof, wornach sie von Kindheit auf geschmachtet haben. Die Mutter ist oft eine stupide Person ohne Erziehung, oder, was noch schlimmer

ist, eine Kokette, die, in Gegenwart ihrer aufmerksamen Töchter, von Intriguen schwatzt. Eine alte Baronin, vormals berühmt durch ihre Schönheit, und noch mehr durch ihre Liebeleyen, erzählte mir bei dem ersten Besuche, im Beiseyn zweier allerliebster, noch nicht zwanzig jähriger Nichten, eine Liebesgeschichte, die sie mit einem meiner Landsleute gehabt hatte. Ein charmanter Mensch! sagte sie, ich habe ihn lange nicht gesehen, — aber ich besitze sein Portrait — ich war lange in Correspondenz mit ihm. — Alles das wurde so kaltblütig und unbefangen vorgetragen, und von den jungen Mädchen so ernsthaft angehört, daß man wohl sah, wie gewöhnt sie an dergleichen Anecdoten waren." — So geht das nun weiter noch 10 Seiten fort, und bei jeder Zeile bedauert man den armen Reisenden, daß er überall auf die Hefen der Gesellschaft gerathen, oder man verachtet ihn, weil er überall nur das Schlechte bemerkt. —

Im deutschen Theater fand er auch kein Mittel gegen die Langeweile, aber, sagt er, man muß dreimal wöchentlich hingehen, wenn man nicht für einen rohen Gothen gelten will. Die Beleuchtung sey da eine sichtbare Dunkelheit. Die Oper werde am meisten besucht. (Leider wahr!) Die Deutschen klebten aber besonders eine schwierige Musik, wo das Orchester brav lärme; sie wären mehr Kenner, als Bewunderer u. s. w. Classische Stücke von Schiller, Goethe und Lessing würden fast nie aufgeführt, hingegen meistens Spectakelstücke, so wie er denn in Mannheim ein Cavallerieſtück gesehen habe. Die Dramen kommen noch übler weg, ausser denen von Kotzebue, welchen einige Vorzüge zugestanden werden. Die deutsche Sprache eigne sich nicht für die Declamation, diese sey eintönig und grob, sey trivial, wenn sie Leidenschaften schildern, hart und rauh wenn sie kräftig seyn wolle; eine prosaische Niedrigkeit herrsche in der deutschen Aussprache, die blos für die Unterhaltung sich eigne und allenfalls in dem Munde der Frauen von allen Ständen Grazie annehme, so, daß wenn eine dicke Bäuerin ohne Schuh und Strümpfe und derb wie ein Lastträger, guten Abend sage, solches mit der Zartheit einer Hirtenheldin geschehe. „Der Schauspieler" heißt es, weiß keine Leidenschaft zu mahlen und übertreibt sie Alle; will er edel seyn, so ist er affectirt; will er zärtlich seyn, so ist er fade, will er rächen, so grimassirt er, und will er in Zorn gerathen, so brüllt er. —

In seinem Briefe widerlegt der Reisende gelehrtlich, daß man in dem Hildesheimischen vom 16 Jahrhunderte her einen Ueberfluß von Schulen nicht sagen könne, daß es an Gelehrsamkeit Mangel gehabt habe, und daß man ihn den General Langsam genannt habe. Das Letztere war uns bisher nicht zu Ohren gekommen.

Das saubere Werk wäre nicht vollständig, wenn nicht auch unsere Geistlichen ihr Theil bekommen hätten. „Der größte Theil der deutschen Pastoren, heißt es, sind Söhne von Krämern, Gastwirthen, Handwerkern u. s. w.; nicht nur der Adel, sondern auch die Bürger der beiden ersten Classen halten sich in jeder Hinsicht erhaben über sie, und in Familien, wo sie Erzieher sind, haben sie kaum den Rang vor den ersten Domestiken. Ihre Pfarren bringen ihnen selten mehr als 100 Pfund Sterling ein, oft auch nur 20 oder 30. Der Fürst vergiebt sie, und um sie zu erlangen, muß man studiert haben, und so viel hebräisch verstehen, als nöthig ist um die Bibel zu übersetzen. Da die Geistlichen eine Erziehung, weit über dem Range den sie in der Gesellschaft einnehmen, genossen haben, so sind sie im Allgemeinen unzufrieden. Trotz ihrer Talente haben sie keine Hoffnung jemals emporzusteigen. Die Hofprediger und die Consistorial-Räthe sind die ersten Würdeträger der Kirche, alle, außer der Kanzel und ihrer Sessionsstube, doch nur Nullen in der Gesellschaft. Der kleinste Bürger läßt seinen Sohn lieber ein Handwerk lernen, als daß er ihn der Kirche widmete u. s. w." —

Im 27sten Briefe kömmt der Gentleman noch einmal auf die Wirthshäuser zurück, und versichert, daß in den Besten die Seife ein ganz unbekannter Luxus sey. Man scheine aus den Wolken zu fallen, wenn nach Seife gefragt werde; bestehe man darauf, so werde endlich ein kleines Stück einer klebrigen Substanz gebracht, die dem verdickten Mahleröl gleiche, und deren man sich in der Küche bediene. (In welchen Wirthshäusern mag der gute Mann eingekehrt seyn!) —

Im letzten Briefe versprützt er seine Galle noch einmal gegen die Preußischen Truppen in Cölln, und erinnert nebenher, daß die deutsche Gesetzgebung sehr durch die französischen Gesetze verbessert worden sey. — Doch wir sind es herzlich müde, noch mehr aus dieser trüben Quelle zu schöpfen, und versichern, daß wir uns noch sehr gehütet haben, den eigentlichen Koth aus der Tiefe heraus zu hohlen. Kein Stand ist verschont worden. Welche Begriffe mögen Engländer und Franzosen nach solchen Schilderungen sich von uns machen! Es mag wahr seyn, daß der Reisende, in Wirthshäusern und auf Postwagen viele Schmutz gefunden, allein er hat sich nichtig gemacht, indem er den widerlichsten Eindruck hinterlassen hat.

Französische Literatur.

In einer zu Paris erschienenen Flugschrift unter dem Titel: Ein Heft über die Literär-Geschichte, von einem gewissen Hrn. Feydel, werden uns mit einem künstlichen Aufwand von Witz und Laune mancherlei literarische Nachrichten, so wie auch nicht in die Literatur einschlagende Anecdoten mitgetheilt. Ohne für deren Aechtheit zu bürgen, wollen wir doch einige der interessantesten unsern Lesern mittheilen. Der Verfasser behauptet z. B., daß der historische Commentar über die Werke des Verfassers der Henriade, der sich in allen Ausgaben von Voltaire's Werken als von ihm selbst herrührend befindet, keineswegs von ihm geschrieben worden seye, sondern von seinem Sekretär, Hrn. Christin. Dieser habe die Abhandlung heimlicherweiße drucken lassen, und ein Exemplar davon der Mad. Denis in einer Abendgesellschaft überreicht, ein anderes aber sogleich hinauf an Voltaire gebracht. Die Gesellschaft wäre neugierig über die Broschüre hergefallen, bis Voltaire herunter kam, wo man sie geschwind bei Seite gelegt hätte. Er habe sie aber dennoch erblickt und zu seiner Nichte in einem sehr ernsten Tone gesagt: „Ich möchte nicht, daß man diese Broschüre bei Ihnen fände; man könnte glauben, sie wäre von mir!“ — Die Veranlassung, die Hrn. Christin zu dieser Vertheidigung Voltaire's gehabt habe, soll aber folgende gewesen seyn: Voltaire hatte noch einen zweiten Sekretär, einen Geistlichen, den er seiner Talente wegen sehr hoch schätzte, und ihm auch in seiner Abwesenheit sehr häufig die Schlüssel zu seinem Cabinet und seinem Schreibtisch anvertraute. Diesen letztern durchwühlte nun der junge Mann, und fand unter andern ein mit vieler Sorgfalt eingepacktes und nach der ausdrücklichen Aufschrift niemals zum Druck sondern vielmehr zum Feuer bestimmtes Manuscript von V..., das eine, unmittelbar nach seiner Zurückkunft aus Preußen in der höchsten Leidenschaft geschriebene, Erzählung von seinem ganzen Aufenthalt bei Friedrich dem Großen und von seinem mit diesem Monarchen gehabten Streit enthielt. Diese ganze Geschichte war damals noch sehr wenig bekannt, und der junge Geistliche konnte daher der Versuchung nicht widerstehen, sich in den Besitz eines so herrlichen literarischen Schatzes zu setzen und das Mspt. zu entwenden. Ueber zwei Jahre vergingen, ehe V... diesen Raub merkte; er suchte hierauf das Manuscript Wochen und Monate lang mit der ängstlichsten Sorgfalt, und oft in Gegenwart des treulosen Sekretärs, der behutsam das tiefste Stillschweigen beobachtete. V... entdeckte sich endlich Hrn. Christin, und bat diesen, alle seine Papiere einzeln zu durchsuchen, um das: Mein Aufenthalt zu Berlin überschriebene Heft aufzufinden. Auch dieser suchte vergebens, aber bei dieser Gelegenheit kamen ihm so viele interessante Papiere in die Hände, daß er den Entschluß faßte, den obigen Commentar über den Verfasser der Henriade zu schreiben, um dadurch, wenn allenfalls das gestohlene Mspt. dem Könige von Preußen vor die Augen käme, den gerechten Zorn des beleidigten Monarchen einigermaßen zu besänftigen. Beide hörten nichts mehr von dem Mspt; aber kaum hatten V... und der König die Augen zugethan, so verkaufte es der niederträchtige Geistliche an einen Buchhändler zu Paris, wo es sogleich unter dem nämlichen Titel: Mein Aufenthalt zu Berlin, im Druck erschien. —

Originell ist die Abneigung des Verfassers gegen alle vollständige Werke berühmter Schriftsteller, von denen er behauptet, daß sie der gegenwärtigen Generation zum größten Nachtheil gereichten. Einen oder zwei Bände von einer solchen vollständigen Sammlung, sagt er, darf man weder klugerweiße an jemand verborgen, noch kann sie ohne Unbescheidenheit jemand borgen wollen, und hierdurch bekommen die interessantesten Schriften nur wenige Leser. Ganz anders verhält es sich mit unsern Enkeln und Ur-Enkeln, denn wenn erst diese vollständigen Sammlungen alt, unscheinbar und defect geworden sind, so fallen sie den Büchertröddlern in die Hände, die alsdann um einen Spottpreiß die noch übrigen Bände derselben verkaufen. Unsere Enkel werden es also in dieser Rücksicht weit besser haben als wir. —

Von dem großen Friedrich erzählt der Verfasser eine Anecdote, deren Beurtheilung wir unsern Lesern überlassen müssen. Es wurde einmal auf seinen Befehl ein Gefangener, mit Stricken gebunden, von Berlin nach Potsdam gebracht, und gerade in sein Kabinet geführt. Kennst du die drei Briefe? redete ihn der König finster an. — Ja, Ew. Majestät. — Wer hat sie geschrieben? — Ich. — An wen waren sie gerichtet? — An den Dogen von Venedig, meinen Durchlauchtigsten Herrn. — Du erkennst dich also für einen Spion? Du sollst gehängt werden. — Ew. Majestät! ich bin kein Spion, und ich kann mich nicht für etwas erkennen, was ich nicht bin. — Du mußt sterben, oder mir sagen, welcher von meinen Ministern dir die Geheimnisse meines Cabinets verrathen hat? Wähle! — Ich kenne durchaus niemand in Berlin, niemand in Potsdam, niemand in Ew. Majestät sämmtlichen

Staaten, außer dem Wirth, bei dem ich wohne. Ew. Majestät haben auch gewiß zu genaue Nachrichten von mir, weil Sie mich haben gefangen nehmen und vor Sie bringen lassen, um nicht zu wissen, daß ich so wenig in meinem Gasthofe als anderswo von Politik rede. — Demohngeachtet fuhr der erzürnte König noch eine gute Weile fort, den Gefangenen heftig anzufahren, bis endlich die Neugierde die Oberhand in ihm gewann. Gut, rief er ihm zu, nenne mir niemand! Du sollst frei seyn, so bald du sagst, durch was für ein Mittel es dir geglückt ist, meine geheimsten Geheimnisse zu erfahren. — Ich weiß sie allein von Ew. Majestät selbst. An dem und dem Tage haben Sie die und die Nachricht zu Berlin öffentlich anschlagen lassen; nicht lange hernach stund in der Nürnberger Zeitung dieser und jener Artikel; ein wenig früher oder später las ich in der Frankfurter und der Wiener Zeitung diese und jene Bekanntmachung; da nun Ew. Majestät nichts vergebens zu thun pflegen, und stets sehr richtig räsonniren, so habe ich gesucht dem Gang Ihrer Ideen zu folgen, und das Resultat davon war, daß Ew. Majestät nothwendig den von mir angegebenen Plan entworfen haben müssen. — Heilige Jungfrau, verzeihe mir! rief hier der erstaunte Monarch aus; Und du, armer Leidender, wie ist es möglich, daß deine hochadelichen Perrucken dich nicht besser zu brauchen wissen? (Auf teutsch zu der Wache: Bindet ihn los, und geht Eurer Wege:) Aus welchem Lande bist du? — Aus dem Vaterlande des armen Homers, aus Cephalonien. — Ich nehme dich sogleich in meine Dienste. Ich ernenne dich zum Grafen, und sobald du deine Entlassung von dem Doge erhalten haben wirst, so gehst du als Gesandter nach Petersburg. Bis dahin wollen wir uns von Literatur unterhalten. — Wer weiß nicht, daß der große Friedrich nichts vergebens zu thun pflegte. Der Graf Lusi hat von dieser Zeit an zwanzig Jahre als Gesandter zu Petersburg gelebt!

Eine Militär-Person, sagt der Verfasser, erkennt man sogleich an ihrem Gange, sie mag gekleidet seyn, wie sie wolle; wie will man es aber anfangen, um einen Mönch zu erkennen, der seine Kutte abgelegt hat und in gewöhnlicher Kleidung geht? Ich habe dies während der Schreckenszeit der Revolution auf eine merkwürdige Art selbst gelernt. Als Geächteter, dem das Schwerd über dem Haupte schwebte, reiste ich, in einen Stecknadelkrämer verkleidet, mit einem Pack auf dem Rücken von Paris zu Fuß nach Dijon, meiner Vaterstadt. Eines Tages gesellte sich auf der Heerstraße ein anderer Reisender zu mir, der desselben Weges ging. Er war ein großer, schöner Mann, allein in seinem Gang fand ich etwas so Sonderbares, daß ich lange nicht mit mir darüber eins werden konnte. Endlich bemerkte ich, daß er, ohne es selbst zu wissen, immer 10 bis 12 Schritte machte, während ich deren nur 7 bis 8 machte. Aus diesem weibischen Gange zog ich nun den Schluß, daß er lange Jahre hindurch müßte gewohnt gewesen seyn, tief herabreichende Kleider zu tragen, und daß nur allein die Revolution ihn konnte vermocht haben, einen kurzen Rock anzuziehen. Bei näherer Bekanntschaft zeigte es sich, daß er ein flüchtiger Karthäuser war; seine kurzen, geschwinden Schritte setzten ihn aber dabei der größten Gefahr aus, und ich gab ihm bei unserer Trennung den wohlgemeinten Rath, sich den Gang der Weltleute besser zu eigen zu machen.

Bekanntermaßen hat Lyon in den ersten schrecklichen Zeiten der Revolution den Namen Commune affranchie erhalten. In einer gemischten Gesellschaft kam die Rede darauf, und man untersuchte nun mit vielen Gründen und Gegengründen, ob es für diese Stadt, und besonders für die dasigen Fabriken vortheilhafter wäre, ihren bisherigen Namen beizubehalten oder einen andern anzunehmen. Alle Anwesenden, 8 bis 10 an der Zahl, sagten so behutsam als möglich ihre Meinung; nur ein einziger schwieg immer stille. Man drang endlich in ihn, sich ebenfalls zu erklären, und hierauf frug er seinen nächsten Nachbar, ob er in China gewesen wäre? Nein, war die Antwort. Die nämliche Frage that er nun an alle Anwesende, einen nach dem andern, und erhielt von jedem eine verneinende Antwort. Aber ich bin in China gewesen, sagte er endlich zuletzt, in China weiß man nichts von Frankreich, aber der Name Lyon ist daselbst recht gut bekannt. — Dies war kein Spartaner aus dem Zeitalter des Ageſilaus, sondern ein ehrlicher Kaufmann, der mit Uhren handelte.

Die vier Concordate. (Beschluß.)

„Ich habe Napoleon nie ohne die innigste Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele sprechen hören. (!) Einige machen sich den Spas zu behaupten, er sey Fatalist gewesen, ohne daß sie eigentlich wissen was das ist. Man könnte das eben so gut von Machiavell sagen. Nein, er war nicht Fatalist, er war nichts mehr und nichts weniger als Politiker. Ihm war es schon recht, wenn andere Fatalisten waren, denn nichts ist dem Gehorsam förderlicher. Er sah es nicht ungern, daß man in

seinem Stern glaubte, allein er selbst glaubte nur daran, wie Mahomed an seine Taube und wie Numa an seine Nymphe Egeria." —

„Von allen Männern, welche die souveraine Gewalt ausgeübt haben, hat keiner so ausschließlich die Richtung gegeben als Napoleon. Ueberall leiten, das Haupt seyn, die Uebrigen zu Werkzeugen seiner Gedanken machen, darin bestand sein Wesen. Es war ihm eben so unmöglich, Andern nachzutreten, als es Andern unmöglich ist, vorauszugehen. So hatte die Natur, die Vertheilerin der Gaben, ihn gemacht." — „Fragt man mich, was Napoleon eigentlich wollte? (in Hinsicht auf die Geistlichkeit) die Antwort ist leicht: er wollte die Trennung des Geistlichen vom Zeitlichen; eine Mischung die er nie hat begreifen können. Der Zweck war klar in seinem Geiste, nicht so die Mittel." —

„Mangel an Treu' und Glauben gegen Napoleon war damals eine Art von Grundsatz sowohl in als außer Frankreich. Ich schäme mich nicht zu wiederhohlen, daß, wenn Napoleon viel betrogen hat, man ihn noch weit mehr hat betrügen wollen." (Doch nicht eher als bis er unzählige Mal betrogen hatte? und bis man sah, daß es thörigt gewesen wäre, mit einem solchen Menschen immer wahrhaft zu seyn?)

Herr von Pradt führt eine Menge Beispiele an, wo, nach seiner Meinung, Buonaparte betrogen wurde oder werden sollte, und schließt mit den Worten: „ich hatte also Recht zu sagen, daß, was das Betrügen anbelangt, man sich von beiden Theilen nichts vorzuwerfen habe. Die Begierde, Napoleon zu schaden, hatte die Einzelnen wie die Staaten demoralisirt, und Gott weiß was daraus geworden wäre, wenn das noch länger so gedauert hätte!" — (Herr von Pradt hätte die Frage aufwerfen sollen: woher denn die allgemeine Begierde entstand, Buonaparte'n zu schaden? da würde sich bald gefunden haben, daß einzig und allein der Erhaltungstrieb sie erzeugte. Ganz Europa glich einer Gesellschaft von Colonisten am Vorgebirge der guten Hoffnung, die vereint auf die Jagd ausziehen, um einen Löwen zu umstellen, der in jeder Nacht ihre Heerden mordet. Man lese in Vaillant's Reisen die Beschreibung einer solchen Jagd, man wird gewiß die Vergleichung treffend finden. Wäre es nun nicht höchst lächerlich, wenn Einer spräche: es ist wahr, der Löwe ist oft recht tückisch aus seinem Busche hervor gesprungen, allein man muß bekennen, die Colonisten haben ihm auch gewaltig nachgestellt; folglich haben sie und der Löwe einander nichts vorzuwerfen.) —

Auf den Vorwurf, daß die Geistlichkeit Napoleon ausschweifend gelobt habe, antwortet Herr von Pradt: „Hat die Geistlichkeit das allein gethan? hat sie ihn mehr gelobt als das übrige Europa? als der Papst und der römische Hof? hat sie eine andere Sprache geführt als die, welche zu allen Zeiten die Kirche zu den Fürsten redete? Ich berufe mich auf jeden ehrlichen Mann. In 16 Jahren hat Napoleon, außer dem Herzog von Bassano, keinen besondern Schmeichler gehabt; er hatte nur Einen, die Welt. Wo ist der Potentat, das Corps, der Privatmann, der während dieser 16 Jahre anders als mit der Sprache der Bewunderung, oder in einer andern Stellung als die der Unterwürfigkeit sich ihm genähert hätte? Seit er fern ist, hat man sich aufgerichtet, aber lange Zeit übte man sich blos gekrümmt vor ihm zu stehn. — Was auch die Geistlichkeit gesagt haben möge, keine ihrer Reden ist doch so tief gesunken, als die Dedicationen von Corneille und Boileau, und jenes abgeschmackte nec plus ultra der Schmeicheley: Gott schuf Buonaparte und ruhte aus, kam nicht aus dem Munde eines Geistlichen, sondern eines Präfecten, der ein Edelmann war." —

„Etwas sehr seltsames hat sich mit Napoleons Feinden zugetragen, nemlich sie benahmen sich mit dem klarsehendsten Menschen, als ob sie einen Blinden vor sich hätten; sie handelten mit einem Menschen, der leichter als irgend Einer in's Tragische verkehrte, als ob es genug wäre, ihm, mehr oder weniger deutlich, einige Entschuldigungen vorzustammeln, um Alles wieder gut zu machen. Die Häupter der Nationen haben es in dieser Hinsicht eben so gemacht, als die Privatpersonen. Man betrug sich gegen Napoleon, als ob er da wäre um alles zu leiden, (!) als ob er ein unempfindlicher, zu Experimenten bestimmter Körper wäre. (!!) Man fing Krieg mit ihm an, als ob der Krieg dem Starken keinen Vortheil und dem Schwachen keinen Verlust brächte, als ob er nicht Eroberungen für den Einen und Entthronungen für den Andern nach sich zöge. Hinterdrein, wenn man geschlagen und davon gejagt war, so schrie man über Usurpation, Ehrgeiz, Rechtsverletzung." (Weiter hat wohl noch kein Napoleonist die Unverschämtheit getrieben, als dieser Herr von Pradt. Wer hat mit Napoleon Krieg angefangen, ohne durch die sogenannten grandes mesures dazu gezwungen zu seyn? doch man höre weiter:)

„Er hat sich mit Rom benommen wie mit Preußen, und wie überhaupt mit allen denen, die durch heimliche Schliche ihn herausforderten;

wie mit Spanien, welches anzugreifen ihm nie in den Sinn gekommen wäre, (!) wenn der erste Angriff des Friedensfürsten ihm nicht gezeigt hätte, daß er mit unverständigen Menschen ohne Treu' und Glauben zu thun habe, die immer bereit waren ihn zu ersticken, indem sie sich stellten als wollten sie ihn umarmen."

(Also blos darum ist der spanische Krieg angefangen worden? blos weil ein spanischer Minister ihm Falschheit bewiesen? in solchen Fällen pflegte der Stärkere sonst wohl den Schwächern zu nöthigen, seinen Minister abzudanken, und Einen an dessen Stelle zu setzen, dem jener Stärkere mehr vertraute; aber nie hat man gehört, daß, um einer verhaßten Maasregel eines fremden Ministers willen, sogleich beschlossen worden sey, einen König vom Throne zu stürzen.)

Herr v. Pradt fährt fort: „Oft haben die Treulosigkeiten Anderer seine eigene Treulosigkeit in seinen Augen entschuldigt." (Das mag seyn. Wir stellen uns vor, wie ein Spitzbube im Gedränge gewahr wird, daß ein vorsichtiger Mann seine Taschen zuknöpft, und wir hören den Spitzbuben schreien: der Treulose! er knöpft seine Taschen zu! bin ich nun nicht vollkommen entschuldigt, wenn ich ihm die Knöpfe wegschneide?) —

„Unaufhörlich hat man von Ehrgeiz, von gottloser Verstellung gesprochen. Es ist bequemer anzuklagen als zu erklären, vorauszusetzen als zu untersuchen, denjenigen anzuschwärzen, welchen zu bemakeln Gewohnheit und Bedürfniß ist, als zu erforschen, auf welche Weise die Handlungen, welche man ihm vorwirft, entstanden sind. Es giebt blos darum so viel Verleumder, weil die Verleumdung nichts kostet. — Das ist der Fall mit Allem, was über diese Frage geschrieben worden. Das ist gehässig! das ist abscheulich! das ist bewundernswürdig! das ist göttlich! Andere Bezeichnungen gab es nicht. — Es kommt nicht darauf an, Napoleon zu absolviren, aber man soll ihm auch nicht das unterschieben, was er nicht gethan hat, und aus seinen Gegnern überall nur Lämmer und Engel machen, um aus ihm desto leichter ein Ungeheuer machen zu können. —

Des Papstes schändliche Verhaftung erzählend, spricht der Advocat des Teufels: „Dem Scheine nach ist diese Handlung Napoleon beizumessen. Crimen cui prodest, die Folgerung ist richtig. Er war mit dem Papste in Zwist, seine Truppen hatten Rom besetzt, er hatte Rom weggenommen, er wußte, daß der Papst in seinem Pallaste gefangen war, er hat die Executionen weder gemißbilligt noch bestraft, er hat auch den Gefangenen nicht wieder in seine Wohnung zurückgeführt; die moralischen Beweise scheinen vollständig und dennoch — der Schein trügt. (!) Nur Joachim, damals König von Neapel, hat diesen Streich entworfen und ausgeführt. Ihm waren große Vollmachten anvertraut. Er war ehrgeizig, wer ist es denn nicht? er war nicht der Mann, sich durch Achtung für den römischen Hof abhalten zu lassen; ihn lüsterte nach der Mark Ancona u. s. w. Napoleon stand unter den Mauern von Wien, das gab Zuversicht. Oefter schon hatte Joachim darauf verstanden, den Papst von Rom zu entfernen, es war nicht geschehen. Da befahl er, und es geschah. Auf der Straße, welche man den Papst führte, waren durchaus keine Anstalten getroffen. Die Großherzogin von Toscana, von nichts wissend, ließ ihn weiter nach Turin führen; der Gouverneur von Piemont, eben so unwissend, schickte ihn weiter nach Grenoble. Nirgends Anstalten zu seinem Empfange. Das würde Napoleon gewiß nicht vernachläßigt haben. Er erfuhr die ganze Sache erst zu Schönbrunn, und gerieth in heftigen Zorn gegen Menschen, die, wie er sagte, Alles verdürben. Ich habe diese Umstände vom Marschall Bessieres. Nun konnte er freylich nicht mehr zurück und benutzte, was man ohne seinen Befehl gethan hatte. — Er befand sich in einer unangenehmen Lage, und wußte nicht wie er sich heraus ziehn sollte. Er war in der nähmlichen Verlegenheit, wie zu Bayonne, wo er den Widerstand des Prinzen von Asturien durchaus nicht vermuthet, und ihm nicht mehr Kraft zugetraut hatte, als nöthig war, um die Krone von Spanien gegen die an Etrurien zu vertauschen. — Viele Schriftsteller, unter ihnen auch Frau v. Stael, haben sich eingebildet, Napoleon habe stets einen gewissen Zweck gehabt, alle seine Handlungen wären berechnet und vorbereitet gewesen, wie die Geberden und die Declamationen eines Staatspielers auf der Bühne. Nichts ist falscher. Nie hat ein Mensch mehr dem Anstoß des Augenblicks gehorcht, nie mehr dem Zufall überlassen. Er hat mehr Zeit verloren als angewendet (Auch eine der vielen Wiederhohlungen des Verfassers.) Plaudereyen verschlangen einen Theil seiner Tage u. s. w." —

Im dritten Bande zieht [illegible] heftig gegen Chateaubriant zu Felde, der in seiner Schrift: über Bonaparte und die Bourbons gesagt hat: „der, welcher „zu Fontainebleau es wagte, mit eigner Hand den Papst zu „schlagen, und den Vater der Kirche bey seinen weißen Haaren herum zu schleppen." Hr. v. Pradt versichert, das sey nicht wahr. Der Wortwechsel sey zwar sehr lebhaft gewesen, aber am Ende habe man von beyden Seiten die erhabensten und freundschaftlichsten Formen beobachtet.

Da die Tendenz dieses Werkes aus diesen wenigen Auszügen hinlänglich hervorgeht, so beschließen wir dieselben mit einer Stelle aus dem 44 Kapitel, die viel Wahres enthält:

„An zwey Krankheiten liegt unsere Zeit darnieder; die Erste ist die Wuth (Geschäfte zu ordnen, (la manie d'arranger des affaires.) Die Zweyte, die Menge von Menschen, die immer für jedes Geschäft bereit sind. Man verlange von ihnen, einen Triangel ohne drey Seiten zu machen, und sie sind gleich bey der Hand. Man begehre von ihnen am andern Morgen, eine Sache gerade umgekehrt einzurichten, als gestern geschehen; sie stehen sogleich zu Diensten."

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. No. 5.

Die heilige Woche,

oder Geschichte der letzten Reden, Thaten und Schicksale Jesu Christi auf Erden. Nach den 4 Evangelisten. Nebst einigen Abhandl. über verschiedene Gegenstände, welche mit der Leidensgeschichte und dem Tode Jesu in Verbindung stehen, von H. T. F. Otto, Pastor in Bendorf. 8. Leipzig 1817. bei J. C. Hinrichs. 14 gr.

In der gegenwärtigen Fastenzeit können wir dieses lehrreiche Andachtsbuch jedem gebildeten Christen empfehlen, dem die Religion das heiligste ist; der Verfasser hat diese einfache klare Darstellung auch zum Vorlesen in den Dorfkirchen bestimmt, weil gerade die letzte Periode, in dem Leben des erhabenen Stifters unserer Religion Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen darbietet. Die 3 Abhandl. des Anhangs sind gewiß für den denkenden Bekenner unsers Glaubens besonders interessant. In Weimar in der Hoffmannschen Hofbuchhandlung zu haben.

Das Gottesurtheil. Rittergedicht in fünf Gesängen von Luise Brachmann. Mit Nachwort von Adolph Müllner. kl. 8. in eleganten Einband auf engl. Druckppr. 16 gr.
= geglättet Velinp. 1 thl.

Diese neueste Dichtung der gemüthvollen Sängerin hat sich schon viele Freunde erworben, weil sich darinn der Character ihrer schönsten Producte, zartes Gefühl, liebliche Phantasie und harmonische Sprache wieder findet. Auch Müllners Stanzen sind gewiß Jedem eine angenehme Zugabe und wir können das Büchlein allen Freunden der Dichtkunst als ein Geschenk aufrichtig empfehlen.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Johannes Falk's auserlesene Schriften. 3 Bände. 1r Band: Liebesbüchlein; 2r Band: Osterbüchlein; 3r Band: Narrenbüchlein. 8. 1819. Leipzig, bey Brockhaus. 5 thl. 16 gr. (10 fl. 12 kr.)

Wenn unter den jetzt lebenden deutschen Dichtern und Schriftstellern irgend einer durch seine ächt deutsche Kraft, Tiefe und Natur, der man es ansieht, daß sie nicht durch Nachahmungstalent angenommen oder angeheuchelt, sondern auf wahre im Leben und That sich erweisende Humanität begründet ist, Anspruch auf hohe Achtung und Liebe seiner Mitwelt und Nation machen darf, so ist es der treffliche und menschenfreundliche Johannes Falk, der bisher der deutschen Lesewelt fast nur von einer einzigen Seite, d. i durch seine von Wieland einst so ausgezeichnet empfohlenen satyrischen Jugendproducte bekannt war. In der gegenwärtigen von einem seiner Freunde, Hrn. Adolph Wagner, geordneten Sammlung theils gedruckter, theils und hauptsächlich ungedruckter Gedichte, Erzählungen und didactischer Aufsätze, erhält das Publikum eine vollkommnere Anschauung dieses tiefen und kräftigen Geistes, indem in drey Hauptabtheilungen derselben die interessantesten Seiten seiner geistigen Entwicklung in einer einfachen und natürlichen Anordnung gezeigt werden. — Das Liebesbüchlein zeigt uns den Jüngling, den die Liebe erzieht und bildet; im Osterbüchlein sehen wir, wie aus der irdischen die höhere, himmlische gleichsam auferstanden ist; und im Narrenbüchlein erscheint, was dem freien Geist des Dichters der Verkehr der Welt zugekehrt. Jeder wähle daraus, was ihm zusagt, und freue sich, daß der Mann, dessen Wort zu beglückender That gereift ist, hier noch einmal zu seinen Mitbürgern und Zeitgenossen spricht und dichtet. Die äußere Ausstattung dieser Sammlung, welche die Zierde jeder erlesenen Privatbibliothek seyn wird, ist eben so geschmackvoll als beziehungsreich.

Von demselben Verfasser und im nämlichen Verlage ist noch erschienen:

— — Aufruf, zunächst an die Landstände des Großherzogthums Weimar und sodann an das ganze deutsche Volk und dessen Fürsten, über eine der schauderhaftesten Lükken unserer Gesetzgebungen, die durch die traurige Verwechselung von Volkserziehung mit Volksunterricht entstanden ist. Im Anhange 19 Actenstücke. gr. 8. 1818. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Zu erhalten in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.

Literarische Anzeige
für
Schul-Inspectoren und Elementar-Volks-Schullehrer.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturlehre für Bürger- und Volksschulen,

mit Hinweisung auf biblische Stellen. Von J. G. Melos, Professor am Gymnasium und Lehrer am Schullehrer-Seminarium zu Weimar, 8vo 21 Bogen; Preis 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Herr Verfasser, bereits rühmlich bekannt durch seine Reformationsgeschichte für Bürger- und Volksschulen, hat diese Naturlehre besonders für Lehrer in Bürger- und Volksschulen ausgearbeitet, und zu dem Ende aus den vorhandenen Quellen gerade dasjenige dieser Wissenschaft, was ins gemeine Leben eingreift, herausgehoben, und schicklich mit der Bibel in Verbindung zu bringen gewußt, wodurch diese Wissenschaft selbst ein neues Interesse erhält.

Auch schon gebildeten Lesern, denen es um die prak-

tische Naturlehre zu thun ist, wird dieses Buch Nutzen und Vergnügen gewähren. Die Betrachtungen über die bewundernswürdigen Wirkungen der Naturkräfte, über die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, über die Bewohnbarkeit der Sterne, müssen für jeden denkenden Menschen, und, in der steten Verbindung mit der heiligen Schrift, besonders für den Christen, erfreulich seyn, ihn unmittelbar zu Gott erheben, und von der Gewißheit seiner Fortdauer nach dem Tode versichern. Vorzüglich glaubt auch der Verfasser den bezeichneten Lehrern ein sicheres Mittel zur Bekämpfung des so verderblichen Aberglaubens in die Hände zu geben

Ohngeachtet der bedeutenden Bogenzahl und des ökonomischen Drucks hat die Verlagshandlung den Preis doch so billig gestellt, daß auch der Minderbegüterte sich das Buch leicht anschaffen kann.

F. S. R. pr. Hof=Buchhandlung.

Eberhard's, Kön. Pr. Geh. Rath's,
Synonymisches

Handwörterbuch

der

deutschen Sprache

für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen;

1819.

4te verm. und verbesserte Aufl. 718 Seiten 2 thl. 8 gr.
Berlin, Nauck's Buchhandlung.

Ungeachtet dieses Buch an mehreren Orten nachgedruckt worden ist, wurde dennoch jetzt die 4te Auflage erforderlich; der günstigste Beweis der Brauchbarkeit desselben Nach des Verfassers Bestimmung soll es, wie die ähnlichen Arbeiten Girards, Voltaires, d'Alemberts für die französische Sprache, Blairs für die englische, und Sperons für die dänische, einem Jeden, auch dem, der nicht zu dem eigentlichen gelehrten Stande gehört, der sich aber durch eine sorgfältige Erziehung auszeichnen will, behülflich seyn, vermittelst der Sprache seinen Verstand zu bilden, und sich die Fertigkeit eines leichten, richtigen und bestimmten Ausdrucks zu erwerben. Es darf also einem jeden der sich genauerer Richtigkeit im Sprechen und Schreiben seiner Muttersprache befleißigen will, als unentbehrliches Bedürfniß empfohlen werden und ist durch jede gute Buchhandlung des In- und Auslandes für obigen Preis zu haben.

Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen, zusammengestellt und erläutert von Friedr. von Schlegel. 3 Bde. 8. Neue wohlfeilere Ausg. mit Portrait. Leipzig 1810. 3 thl.

Wir haben Chrestomathieen und Auszüge aus den Classikern der Griechen und Römer, warum sollten wir nicht einem der ersten Classiker der Deutschen gleiche Ehre erweisen? Verdiente irgend ein Schriftsteller unsers Vaterlandes einen Auszug aus seinen Schriften, so war es gewiß der unsterbliche Lessing, dessen Geist so vielseitig war, als das Gebiet der Wissenschaften und Künste selbst. Die Liebhaber seiner Muse finden in diesem Werke mancherlei in schöner Mannichfaltigkeit und Abwechselung, kritische, ästhetische, dramaturgische, artistische, theologische, polemische, philosophische, dichterische Fragmente u. s. w., und es darf mit Recht in keiner Privat= und Leihbibliothek fehlen.

J. G. von Herder, Terpsichore. 3 Bde. Neue wohlfeilere Ausg. mit Porträt. 8. 1811. 2 thlr.

Obiges Werk des großen Herder gehört unstreitig zu denjenigen Producten, welche für jeden gebildeten Leser geschrieben sind. Sein erhabner Geist und sein schönes Herz sprechen sich hier so hell und kraftvoll aus, daß selbst die kleinsten Stücke durch ihre moralische Tendenz hohen Werth erhalten. Wer daher eine gehaltvolle Lektüre liebt, möge dieses wählen, und er wird gewiß immer mit neuem Vergnügen dazu zurückkehren.

Zu haben bei J. C. Hinrichs in Leipzig, No. 3, und in Weimar in der Hoffmannischen Hofbuchhandlung.

Von

Schellenbergs, J. P., gemeinnützigem Handlexicon; oder erklärenden und verdeutschenden Wörterbuche, für Beamte, Schullehrer, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, Oekonomen, Schiffer, Krieger und Geschäftsmänner aller Art ꝛc. 2 Bände von 74 Bogen, in gr. 8., weiß Druckpapier.

sind fortdauernd wieder Exemplare zu dem Subscriptions-Preis von 3 thl. sächs. und geh. in 1/2 Franzb. für 3 thl. 16 gr, bis Ende d. J. in allen guten Buchhandlungen zu haben. Später tritt der Ladenpreis von 4 thl. sächs. ein.

Ein sachverständiger Recensent in der allgemeinen Handlungszeitung 1817 No. 120 hat bereits ein sehr günstiges Urtheil darüber gefällt, und ihm wegen seiner Vollständigkeit und Angemessenheit in der Wahl der Wörter und deren Erklärungen, den entschiedentsten Vorzug vor allen ähnlichen Werken zuerkannt.

Rudolstadt, im Februar 1819.

F. S. R. pr. Hofbuchhandlung.

Guts Muths, J. C. F. mechanische Nebenbeschäftigungen, oder prakt. Anweisung zur Kunst des Drehens, Metallarbeitens und Schleifens optischer Gläser zur Selbstbelehrung. Mit 9 Kupfertafeln. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 1817. 2 thl.

Unschuldige Belustigung und Erholung veranlasste diese Schrift dem vielsitzenden Manne, dem Erzieher seiner Kinder bei der Leitung seiner Untergebenen ein treuer Gehülfe, dem Physiker gebe sie Aufmunterung, mitunter selbst Hand anzulegen; der Professionist finde manches Nützliche darin, — dieß der Wunsch des würdigen Verfassers, der in dieser neuen Auflage dem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben bemüht war, das schon durch seine Faßlichkeit und Genauigkeit sehr beliebt ist. — Ist in der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig und in Weimar in der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung zu haben.

Literarische Anzeige.

C. F. Schwan's
großes
Wörterbuch
der
deutschen und französischen Sprache.

4 Bände nebst Nachtrag. Im größten Lexikonformat

in 8vo 7 Rthl., jetziger verminderter Preis 5 Rthl. 8 gr.
" 4to 9 " — — — — 7 " — "

Unparteiische Sachkenner beider Nationen haben es längst entschieden, daß dieses Wörterbuch an Vollständigkeit, Brauchbarkeit und Richtigkeit bisher von keinem andern übertroffen worden ist; und wie sollte es auch nicht dieses Verdienst haben, wenn man erwägt, wie viel Jahre der gründlich-kritische Sprachforscher daran gearbeitet hat — und wenn man weiß, welche ausserordentliche Hülfsquellen ihm zu Gebot standen. Schwan verband im Greisenalter jugendlichen Fleiß mit männlichem Scharfsinn und lebte im Kreise der gelehrtesten Männer aus allen Fächern der Wissenschaften, z. B. eines Geh. Staatsrath Klüber, Hofrath von Arndt, Abbé Hubert u. a. m. Alle hatten insofern gleichsam Antheil an der Vollkommnung seines Werks, als er unabläßig bemüht war, jeden vorkommenden Zweifel von allen Seiten zu beleuchten, und so, durch das Urtheil scharfsinniger Köpfe, den rechten Sinn aufzufinden. Konnte er sich nicht völlig überzeugen, so ging die Untersuchung von neuem an, und er durchlas oft, eines einzigen Kunstausdrucks wegen, ganze Abhandlungen. Immer nur ging sein Bestreben dahin, beide Sprachen in ihrer goldnen Periode zu erhalten; daher konnten die Auswüchse und Mißgeburten der Neologen ihn nicht reizen, die im Brausen der Zeit geboren wurden und größtentheils auch schon wieder darin untergegangen sind — das wirklich gute Neue verschmähte er darum nicht. Endlich vertraute er die Korrektur dieser neuen Auflage dem rühmlichst bekannten Dichter, Regierungsrath Buri, und dem Lehrer der Französischen Sprache, Professor Lendroy an, und Letzterer hat das Verdinst, in den feinen Wendungen des Französischen manche Phrase veredelt zu haben.

Digitized by Google

Ich habe von Herrn Friedr. Wilmans, mit dem ich den Verlag gemeinschaftlich hatte, seinen Antheil käuflich an mich gebracht, und bin dadurch in den Stand gesetzt, dem Publikum folgende bedeutende Vortheile anzubieten:

1. Ich erlasse Ein Exemplar in 8vo um den sehr geringen Preiß von 5 Rthl. 8 gr. Dasselbe in 4to für . . . 7 —

(Jedoch nur vom 1sten Januar bis Ende Juny dieses Jahres, nach dieser Zeit tritt der Ladenpreiß unabänderlich wieder ein.)

2. Bei einer künftigen Auflage soll den jetzigen Käufern das alsdann Hinzugekommene in einem Supplement um die Hälfte des Ladenpreißes überlassen werden.

Ferner ist in meinem Verlage erschienen:

Dictionnaire abrégé, par C. F. Schwan. 2 Rl. 12 gr.

Schedels neues und vollständiges allgemeines Waaren-Lexikon; oder deutliche Beschreibung aller rohen und verarbeiteten Produkte, Kunsterzeugnisse und Handelsartikel. Zunächst für Kaufleute, Kommissionäre und Fabrikanten, Mäkler und Geschäftsleute; aber auch für jeden Andern, der in der Waarenkunde unterrichtet seyn will. Vierte, durchaus verbesserte, mit sehr vielen Zusätzen und neuen Artikeln vermehrte Auflage. Von Dr. Joh. H. M. Poppe, 2 Th., gr 8. 5 Rthl. 12 ggr.

Engels Lorenz Stark. Deutsch und Französisch gegenüber. Zum Schulgebrauch bearbeitet von Chastel. 16 ggr.

Hoffmanns, Joh. Jos. Ign., Anleitung zur Elementar-Arithmetik (für Schulen und den Selbstunterricht) 2 Theile, zweite, sehr vermehrte Auflage. 1 Rthl.

Deimlings Beschreibung des Orgelbaues und der Verfahrungsart bei Untersuchung neuer und verbesserter Werke. Ein Buch für Organisten, Schulmeister und Ortsvorgesetzte, zweite Auflage, gr. 8. 16 ggr.

Förster's, Joh. Chr., Andachten und Gebete für gutgesinnte Christen zur häuslichen Erbauung. (Ein Pendant zu dem Zollikoferschen Buch) 2 Bände. Neue unveränderte Ausgabe, gr. 8. 1 Rthlr.

Hauffs Bemerkungen über die Lehrart Jesu, mit Rücksicht auf jüdische Sprach- und Denkungsart. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung dessen, was Lehre Jesu ist, 2te Auflage, 8. 20 ggr.

Heringa, J., Ueber die Lehrart Jesu und seiner Apostel, mit Hinsicht auf die Religionsbegriffe ihrer Zeitgenossen. Eine von der Haagischen Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift, 8. 20 ggr.

Reid, Thom., über die Natur und Heilung der Lungensucht, 8. 20 ggr.

Von dem Sylbenmaaße, den Versarten, dem Reim und der Declamation. Ein prosodisches Hülfsbuch für Nichtgelehrte, Anfänger in der Verskunst, angehende Tonsetzer und Schauspieler, 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Offenbach a. M. am 1. Jan. 1819.

C. L. Brede.

In der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar sind jederzeit Exemplare von den obigen Werken zu den festgesetzten Preisen vorräthig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 6. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Noch etwas über die Herren Horn und Kohlrausch.

Der Geheime Obersinanzrath Skalley in Berlin hat so eben ein Werk unter folgendem Titel an's Licht treten lassen: Ueber die gesetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens mit Bezug auf die Criminalgeschichte des in der Irrenanstalt der Charité zu Berlin gebräuchlichen Sackes. Zur Würdigung der Vertheidigungsschrift von Kohlrausch. — In der Vorrede sagt der Verfasser: Bis jetzt haben die Behörden die von Kohlrausch mitgetheilten Aufschlüsse keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, und dadurch dem schlichten Menschenverstande den Glauben an die Wahrhaftigkeit jenes Buches benommen; (?) Herr Horn sey, sogar wider seinen Willen, noch immer in der alten Thätigkeit, und das beweise schon, daß man ihm Unrecht gethan. Dann folgt eine Abhandlung über die gesetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens. Bey den Aegyptern mußten die Aerzte die, in einem Buche verzeichneten, Regeln der Arzneykunde buchstäblich befolgen, sonst war Todesstrafe selbst dann ihr Loos, wenn sie den Kranken wieder hergestellt hatten. Bey den Westgothen wurde der Arzt, der durch Aderlassen einen Menschen tödtete, den Verwandten zu beliebiger Behandlung ausgeliefert. Noch im 13n und 14n Jahrhundert wurde den vornehmsten Universitäten, auch Heidelberg, vorgeschrieben, in den Vorlesungen nicht im geringsten von Hippokrates und Galenus abzuweichen. Durch solche Maaßregeln blieb die Arzneykunde zurück. Die neuere Gesetzgebung wurde klüger, obgleich noch der Berliner Scharfrichter Coblenz zum Hof- und Leibmedicus Friedrichs des ersten Königs von Preußen ernannt, und in Sachsen noch 1750 allen Scharfrichtern erlaubt wurde, äußerliche Schäden zu heilen. — Jetzt muß dem Arzt, um ihn straffällig zu finden, eine grobe Schuld bewiesen werden. Die peinliche Halsgerichts-Ordnung unterwirft ihn der Strafe, wenn er aus Unfleiß oder Unkunst leichtfertiglich und vorwegentlich unzulässige Arzney gebraucht hat. Dieses Gesetz aber (welches ebenfalls wohl auf den Sack anzuwenden wäre) ist in der Brandenburgischen peinlichen Gerichtsordnung nicht aufgenommen, auch sonst kein Strafgesetz auf diesen Fall gegeben. Folglich, heißt es, habe der Gesetzgeber offenbar zu erkennen gegeben, daß dem Arzte der Erfolg seiner Cur nicht zugerechnet werden könne. — Die weitere Ausführung dieses Satzes müssen wir aus Mangel an Raum übergehn. — Herr Skalley vertheidigt hierauf sein eigenes Verfahren bey Untersuchung der Sache, welches, in Beziehung auf das Gutachten des Doctor v. Cönen, ganz der Vorschrift des Kammergerichts gemäß, und völlig frey von Parteylichkeit war. Das merkwürdige Schreiben des Chefs der allgemeinen Polizey kannte Hr. Skalley gar nicht, da es vom Justizminister dem Kammergericht nicht mitgetheilt worden; hätte er es gekannt, so würde er die Führung der Untersuchung abgelehnt haben. Er beschuldigt den Verfasser desselben, daß er den Departements-Chef irre geleitet habe, indem einseitige Ansichten und dem Richterausspruch vorgreifende Urtheile darin herrschten. — Den Sack müsse besonders der erste dirigirende Arzt der Charité, Hufeland, vertreten, da er, wenn er ihn für schädlich halte, es längst hätte anzeigen müssen; er sey aber durchaus nicht schädlich, und man könne nicht darin ersticken, welches durch viele Zeugnisse erwiesen wird. Daß das arme Mädchen wirklich schon tod war, als sie aus dem Sacke gezogen wurde, und nicht erst nachher auf dem Bette starb, davon wird hier nichts weiter erwähnt; in der dritten Abhandlung hingegen, der Angeber betitelt, wird den Augenzeugen die Kenntniß abgesprochen, den Tod beurtheilen zu können. Die vierte Abhandlung berichtigt noch einige Behauptungen des Kohlrausch, als: daß er ungehört verurtheilt sey; daß Horn's Anträge auf Untersuchung gegen Kohlrausch durch ein Rescript zurückgewiesen worden, (sie seyen zurückgenommen) ꝛc.

Uns dünkt, es bleibe, zur völligen Aufklärung dieser Sache, nun nichts anders übrig, als sich an einen tüchtigen Magnetiseur zu wenden, damit er eine seiner Clairvoyanten mit dem famosen Sacke in Rapport setze, worauf dieselbe ohne Zweifel unwiderleglich erklären wird, wie und woran die Unglückliche gestorben ist.

Digitized by Google

Abermals eine neue Umgestaltung von Europa.

Was die Franzosen vor der Hand durch die Waffen nicht erlangen können, suchen sie durch ihre Federn zu bewürken, und da sie selbst Europa nicht mehr beherrschen können, so soll es wenigstens nach ihrer Phantasie beherrscht werden. Diesesmal hat ein Herr Rey aus Grenoble sich der Mühe unterzogen, die neue Gestaltung von Europa vorzuzeichnen. Seine Schrift führt den Titel: Quelques vues ꝛc. Einige Ansichten vom Politischen Gleichgewicht der Völker und besonders Europa's. Der Verfasser stellt mehrere Hypothesen auf; erstens die, daß der Restaurator von Europa durch keine Rücksichten gebunden wäre. In diesem Falle vereint er Portugal mit Spanien; macht aus den italiänischen Staaten Ein Reich; errichtet ein neues Reich, bestehend aus Ungarn, Illyrien und andern Provinzen, die an Polen und Asien grenzen, stellt Polen ganz wieder her, vereint Dänemark mit Schweden und Norwegen. Dann kommt er auf Deutschland, von dem er also spricht: „Im Mittelpuncte von Europa liegt Deutschland, einst bekannt unter dem Nahmen Germanien, damals von barbarischen Horden bewohnt, jetzt von civilisirten Völkern, die wegen ihrer Gastfreiheit berühmt sind. (?) Die Deutschen sind schwer in Bewegung zu setzen, doch am Ende des höchsten Aufschwunges fähig. Träge in ihren Unternehmungen verfolgen sie dieselben mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit. Ihre Unfälle entmuthigen sie nicht, ihre eigenen Fehler scheinen ihnen blos Mittel sich zu belehren, und am Ende benutzen sie sehr geschickt die Fehler ihrer Gegner." (Wir müssen gestehen, daß wir unsere lieben Landsleute in diesem Bilde nicht erkennen.) —

Deutschland unter Einem Herrn sey zu gefährlich, allein durch das jetzige Bundessystem sey Deutschland zu schwach; besonders sey die absolute Unabhängigkeit jedes Staates ein Grundgebrechen, welches jeden Augenblick das allgemeine Interesse bedrohe und jeden Begriff eines wahrhaften Bundes-Systems ausschliesse. (Da mag er wohl nicht Unrecht haben.) Wie aber der Bund organisirt seyn soll, um alles Uebel zu vermeiden, das entwickelt Hr. Rey nicht näher. Holland soll zum Deutschen Bunde gezogen werden, Belgien und das linke Rheinufer hingegen — ey das versteht sich! — Frankreich angehören, „einer Macht, die allein beides schützen und nur durch die ausserordentlichsten Umstände vom Rhein verdrängt werden konnte." (Ausserordentliche Umstände können, der Natur gemäß, nicht lange dauern; da aber das linke Rheinufer so viele Jahrhunderte lang zu Deutschland gehört hat, so schien es vielmehr ein ausserordentlicher Umstand zu seyn, das es durch die Revolution auf einige Jahre davon losgerissen würde, und eben weil das ein ausserordentlicher Umstand war, hat er auch nicht lange gedauert.) —

Die Schweitz will der Verfasser sehr vergrößert wissen durch Tyrol, sogar durch Steyermark bis an die Donau, und gegen Süden durch die savoyischen Gebirge und die französischen Alpen bis zum Mittelmeer. Dann werde sie der Alpen-Wächter seyn — England, Schottland und Irland sollen Großbritannien bleiben, allein durchaus jedem Uebergewicht entsagen. — Frankreich — das liebe Frankreich — wird in seine natürlichen Grenzen gewiesen: der Ocean, die Pyrenäen, die Alpen und — den Rhein. „Man bedenke es wohl!" ruft er drohend aus, „Frankreich, durch ein Uebermaaß von Vorsicht zu sehr beengt, kann gefährlicher werden, als wenn man ihm seine billigen Grenzen wieder giebt. Die Art von politischer Unbehaglichkeit, die dessen Entfernung vom Rhein ihm stets verursachen wird — das Andenken an ein altes (?) Besitzthum" (dieses Andenken kann nur in den Deutschen leben) „der laut ausgesprochene Wunsch der meisten Bewohner des linken Ufers, (?) kurz, mehrere Convenienzen, bilden einen Gährungsstoff im Busen von Europa, der nur verschwinden wird, wenn man Frankreich seine natürlichen Grenzen wieder giebt."

Der Verfasser begreift wohl, daß, nach Allem was bis jetzt geschehen, seine Träume nur Schäume sind; darum stellt er flugs eine zweite Hypothese auf, gemodelt nach der Lage von Europa bei Eröffnung des Wiener Congresses. Da sollen nun Rußland und Oesterreich, um ihres eigenen Vortheils willen, auf Polen und Italien ganz Verzicht leisten. „Es war billig" heißt es, „Preußens Macht wieder herzustellen, ja zu vergrößern, um ein Gegengewicht gegen Oesterreich zu bilden; allein dieser Zweck ist gänzlich verfehlt worden, und Preußen, welches an Flächeninhalt so viel gewonnen zu haben scheint, ist im Grunde nur geschwächt worden, oder ist eine künstliche Macht, die durch die geringste Erschütterung auf's neue gestürzt werden kann." Das wird nun weiter ausgeführt und mit bekannten Gründen unterstützt. Sehr auffallend ist folgende Stelle: „Man verzeihe mir eine Bemerkung, welche die Macht der Wahrheit mir entreißt: unter allen europäischen Nationen versteht die preußische am wenigsten, ein neues Joch erträglich zu machen. Niemand läßt mehr als ich der ed-

len Hingebung, der patriotischen Energie und der Aufklärung der Preußen Gerechtigkeit wiederfahren; aber ein ganz eigener Character von unbedachtem Hochmuth, und von Unbesonnenheit im Ausdruck ihrer ehrgeizigen Wünsche, machen sie allen übrigen Völkern Deutschlands verhaßt." — Woher weiß das Hr. Rey zu Lyon? Warum trägt er den Haß der Franzosen gegen ihre Sieger auf alle Deutschen über? Wie schlecht er unterrichtet ist, erhellt schon daraus, daß er in einer Note behauptet, man vergleiche in Deutschland die Preußen mit den Gascognern, und die Vergleichung sey ganz richtig, was die Gasconaden betreffe; aber die Jovialität und Bonhommie der Gascogner besäßen die Preußen nicht. (Es ist fürwahr zum Erstenmale, daß wir hören, die Preußen würden in Deutschland mit den Gascognern verglichen.) Der kecke Verfasser behauptet ferner: die Bayern könnten die Oesterreicher, die Sachsen die Bayern, die Hannoveraner die Hessen nicht leiden, aber alle vereinigten sich in dem Hasse gegen die Preußen. Darum hätte man Preußens neue Besitzungen so wählen sollen, daß wenigstens die geographische Lage derselben die Einwohner berechtigen könnte, sich als Ein Volk zu betrachten und durch gemeinschaftliches Interesse nach und nach den Widerwillen gegen das neue Vaterland zu überwinden. Da soll denn nun Preußen Hannover, Braunschweig, und Mecklenburg erhalten, soll von der Weser bis Königsberg herrschen, soll eine Seemacht vom ersten Range werden, und die Herzoge von Mecklenburg, Lauenburg (?) ꝛc. soll man durch das Grosherzogthum Berg und Hessen-Cassel entschädigen. Daß Hannover abgetreten werde, sey für England selbst sehr ersprießlich. — Sachsen solle man vielmehr vergrößern als verkleinern, und es an die Spitze der mindermächtigen Fürsten jener Gegenden stellen. — Wolle man aus den Niederlanden durchaus ein neues Reich bilden, und das linke Rheinufer den Franzosen nicht wiedergeben, so müsse dieser neue Staat wenigstens bis zur Mosel, oder wohl gar bis zum Elsaß ausgedehnt werden.

Weil nun aber der Wiener Congreß auch auf diese Rathschläge keine Rücksicht genommen hat, so stellt Herr Rey seufzend noch eine dritte Hypothese auf, von der er meynt, daß sie noch wohl jetzt zu verwürklichen wäre. Vor allen Dingen soll England der Ruhe und dem Glücke von Europa das Opfer seiner Besitzungen in Deutschland bringen, wornach sich dann mit Preußen, Sachsen, Polen ꝛc. alles ganz leicht machen würde. Zweytens sey unerläßlich, die zeitliche Macht des Papstes zu vernichten: in den Kirchenstaat sollen Oesterreich und Neapel sich theilen. Ferner fordert der Verfasser als unerläßlich die Freyheit der Meere, die Vermindrung der stehenden Heere, und die allgemeine Einführung repräsentativer Verfassungen.

Im Ganzen wollen wir manche helle Ansicht und Einsicht ihm nicht absprechen. Er meynt es mit ganz Europa herzlich gut, und daß er es mit Frankreich am besten meynt, ist ihm auch nicht zu verdenken.

Ueber Toussaint-Louverture.

Ein Mulatte, Don Augustin Régis, Officier beim Generalstaabe der ehemaligen Armee von St. Domingo, ist in die Schranken getreten, um Toussaint-Louverture, diesen nach seiner Meinung grausam mißhandelten und vielfältig angeschwärzten Mann, gegen seine erbitterten Feinde zu vertheidigen und vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Er hat dieses in einer ohngefähr drei Bogen starken historischen Denkschrift über T. L. gethan, aus welcher man die unmenschliche und unpolitische Verfahrungsart der damaligen Machthaber in Frankreich gegen diese unglückliche Insel und ihrer dahin geschickten Helfershelfer in ihren schrecklichen Folgen ganz kennen lernen kann. Europa hat von jeher über diesen Helden seines unterdrückten Volkes nicht so gedacht, wie es uns einige bei seiner Herabwürdigung interessirte Franzosen haben glauben machen wollen, und da diese Vertheidigungsschrift zum mindesten eben so vielen Glauben verdient, als die darin hart angegriffenen Gegner, so ist es gewiß erfreulich, hier abermals die Wahrheit zuletzt den Sieg davon tragen zu sehen. Einer von diesen Gegnern hat sich so weit vergessen, daß er in einer zu diesem Zwecke bekannt gemachten Schrift behauptet hat: „die Neger verdienten nicht frei zu seyn, ja nicht einmal einen Theil des gesellschaftlichen Vereins der Menschheit auszumachen, denn gerade diese Freiheit wäre die Ursache von dem traurigen Schicksal von St. Domingo gewesen." Hierauf antwortet nun unser Verfasser; daß diese Freiheit die auf St. D.,. ausgebrochenen Unordnungen und Greuelscenen keineswegs veranlaßt hätte, und daß sie auch zuverlässig nicht statt gehabt haben würden, wenn die von der Regierung des Mutterlandes dahin abgeschickten Agenten nicht dieses heilige Wort dazu gemißbraucht hätten, um unter dem elenden Vorwande der Verschiedenheit der Farben alle Schätze und Reichthümer der Insel zu plündern und zu verschleudern.

Die Neger auf St. Domingo, sagt unser Ver-

fässer, so wie auch die ursprünglichen Eingebohrnen von Amerika, besitzen zwar bei weiten noch nicht den hohen Grad von Cultur wie die Europäer, allein dieß ist auch nicht möglich, weil man von jeher die Entwickelung ihrer Geisteskräfte auf alle mögliche Art zu verhindern gesucht hat. Wenn man auf die Ausbildung der Schwarzen nur den hundertsten Theil von dem Geld und der Zeit verwendet hätte, die verbraucht worden sind, um Millionen dieser Unglücklichen, deren Blut gegen die Unterdrücker der Menschheit um Rache schreit, zu mißhandeln und zu ermorden, so würde Europa schon jetzt die wesentlichsten Vortheile davon einerndten. Beschränkte Einsichten haben überall statt, wo es an Erziehung fehlt, und dies ist bei allen Völkern, auch bei den allergebildetsten, der Fall. Toussaint-Louverture war jedoch keinesweges ein so unwissender Mensch, wie seine Feinde ihn schildern; er besaß vielmehr eine Menge nützlicher Kenntnisse, und einen scharfen, umfassenden Verstand. Unter andern war er auch ein sehr guter Lateiner und unterhielt sich mit allen aus Europa dahin gekommenen Geistlichen niemals anders als in lateinischer Sprache. In der Literaturgeschichte der Schwarzen, die der Bischof Gregoire herausgegeben hat, sind mehrere Werke von T. L... verzeichnet, die mit vielem Geist geschrieben sind, und mehrere andere hat er hinterlassen, an deren gänzlichen Vollendung der Tod ihn hinderte. Er war, nach unserm Verfasser, ein sehr gefühlvoller Mensch, ein gründlicher Denker, ein vortrefflicher Militair, ein rechtschaffener, unbestechlicher Staatsbeamter und nach allen blutigen Revolutionsgräueln der Wiederhersteller des Gottesdienstes, des Ackerbaues und des Handels auf der Insel.

Als T. L... seinen feierlichen Einzug in Port-au Prince hielt, kamen die stolzesten Weißen, und sogar die vornehmsten, aufs eleganteste gekleideten weißen Damen ihm mit Kreuz, Fahnen und Weihrauchfässern entgegen, warfen sich vor ihm auf die Knie und baten ihn, unter einem Thronhimmel, den vier der angesehensten Pflanzer trugen, zu Fuß zu gehen. Der General schlug es aber ab, indem, wie er sagte, „nur für Gott sich ein Thronhimmel schicke, und dem Herrn der Welt allein Weihrauch gebühre." — So sprach ein Schwarzer! — Man überreichte ihm sogar eine goldene Medaille, auf der sich sein Bildniß mit der Umschrift: Nach Gott, Er! befand. Man machte ihm bemerklich, daß es der Gebrauch wäre, die Gouverneurs auf diese Art zu empfangen, aber er gab zur Antwort: „Mein Gebrauch ist zu Pferd zu seyn." Wirklich machte er seinen Einzug in seinem gewöhnlichen blauen Rocke ohne alle Epauletten und Verzierungen, mit einem Tuche um den Kopf und seinem dreieckigten Hute darauf, wobei er von den Weißen, Herren und Damen, im höchsten Staate umringt war. Er war jedoch viel zu klug, um sich durch alle diese Niederträchtigkeiten nur einen Augenblick täuschen zu lassen!

Schmerzlich muß es für jeden Leser seyn, daß nach unsers Verfassers umständlichen Nachweisungen, auch der sonst so verdienstvolle General Rochambeau in dieser Rücksicht nicht frei von den gerechtesten Vorwürfen seyn soll. Dieser General war der erste, der die allgemeine Freiheit auf der Insel proclamirte; er war es, der bei einem Gastmahl, das ihm Toussaint gab, diesen mit Lobsprüchen über die von ihm gehandhabte gute Ordnung, über die Wiederherstellung des Ackerbaus, und über die gegen den Feind von ihm getroffenen höchst zweckmäßigen Vertheidigungsmittel überschüttete. Der nämliche General Rochambeau war jedoch kaum wieder nach Frankreich zurückgekehrt, so verbreitete er die schändlichsten und empörendsten Unwahrheiten gegen Toussaint, und wurde das thätigste Werkzeug in der Hand seiner Feinde. Höchstens nur die zahllosen Unannehmlichkeiten, die er auf der Insel von seinen Landsleuten erfahren hatte, und der gänzliche Mangel an Unterstützung, der ihm von Frankreich aus zu Theil geworden war, können ihn einigermaaßen deshalb entschuldigen; denn, sagt der Verfasser, es ist die eigenthümliche Würkung des Unglücks, daß es die Menschen ungerecht macht!

Unglücklicherweise giebt es jetzt keinen T. L. mehr auf St. Domingo, fährt der Verfasser fort, und alle Nationen Europa's, auch solche, die ihn nur dem Nahmen nach kannten, ja auch sogar die Pflanzer, seine unversöhnlichsten Feinde selbst, müssen dieses heut zu Tage schmerzlich bedauern. Durch die berüchtigte Expedition vom Jahr 10 ist allein die schöne, blühende Insel für Frankreich verlohren gegangen, denn nachdem T. ** die Engländer geschlagen hatte, so hegte er die gegründetste Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden, und gab oft seine Freude zu erkennen, daß er nunmehr bald hoffe, die Colonie in einem wieder völlig beruhigten Zustande an Frankreich zurückgeben zu können. Er fiel jedoch, sobald die besagte Expedition dort angekommen war, in die Schlingen der Bosheit, und endigte seine militärische und politische Laufbahn eben so, wie der ehrwürdige Montezuma. Durch schändlichen Verrath wurde er nemlich auf seiner Pflanzung die er dem vorigen Besitzer um baares Geld

Digitized by Google

abgekauft hatte, und wo er, nach einem besondern Vertrag mit dem bekannten Obergeneral der Expedition, Leclerc, mit seiner Familie ruhig lebte, gefangen genommen, und auf einer Fregatte nach Frankreich geschickt. Bei seiner Ankunft zu Nantes wurde er als Staatsgefangener behandelt, und schon 24 Stunden nachher, auf Befehl des damaligen ersten Consuls, unter einer starken Bedeckung von Cavalerie nach dem Schlosse Jouy, einem Staatsgefängnisse in der Nähe von Besançon, abgeführt. Hier lebte er noch drei Monate, und starb alsdann an Gift, im Jahr 1803. Er war 58 Jahr alt, und hinterließ eine in jeder Rücksicht vortreffliche Gattin und drei unerzogene Söhne, die in ihm einen zärtlichen Gatten und Vater schmerzlich beweinen. Der älteste von diesen Söhnen, Isaac, wurde damals sogleich nach Belle-Isle, einer kleinen Insel an der Küste vom ehemaligen Bretagne mit einer Citadelle, verbannt, und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist; der zweite, Saint-Jean, wird jetzt zu Paris im Prytanäum von England erzogen, und der dritte befindet sich noch bei seiner Mutter zu Agen.

Der Verfasser hat diese Vertheidigungsschrift mit manchen sehr interessanten Bemerkungen durchwebt, und wir können es uns zum Schluß dieser Anzeige nicht versagen, eine derselben anzuführen. Es ist schwer, sagt er, mit einiger Sicherheit voraus zu bestimmen, was für Sitten eine Nation in künftigen Zeiten haben wird; so viel aber läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß sie alle, früher oder später, in Luxus und Weichlichkeit versinken werden. Man mag Gesetze geben, so viele und welche man will, so wird man diesem Uebel dennoch nicht entgehen. Nur verschieben läßt es sich durch die Verschiedenheit des Clima's, durch die Einwirkung der Religion, und, was von weit größerm Gewicht als alles dieses ist, durch das Beispiel der Regenten:

Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Anti-Papismus.

Unter diese Rubrik stellen wir folgende drei uns zugesandte kleine Schriften:

1) „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste. „Matth. 3 Kap. 3 V. Oder: Was soll man von „den Irrungen zwischen Papst Pius VII. und dem „Freiherrn von Wessenberg denken? Auf dem Berg „Sinai, mit Mosaischen Schriften 1818.

2) „Kopf und Herz-Seite des J. H. F. v. „Wessenberg, General-Vikar zu Konstanz, als „Antwort auf die Kehrseite Wessenbergs. Germa„nien, 1818.

3) „Geist der Römischen Curie. Deutschland, „1819.

Die beiden ersten sind wider Rom und dessen Anhänger, in der ruchbar genug gewordenen Wessenbergischen Sache gerichtet. Der Verfasser schreibt sehr derb, aber er bringt Gründe und Thatsachen vor, und zeiht unter andern den sogenannten Carl Moser, eigentlich Freiherrn von Mastiaux, einer großen Achselträgerei, und veränderlicher Gesinnung. Dieser Freiherr von Mastiaux hat nach Felders Tode die Fortsetzung der Landshuter Literatur-Zeitung für katholische Religionslehrer übernommen, welche weder seinen Ruhm noch seinen Zweck befördern wird. Sie beharrt in dem eben so matten als verderbten Geiste des Ultramontanismus, und hat unter andern eine lobpreisende Recension von der Schrift: die Kehrseite Wessenbergs, aufgenommen, gegen die No 2 gerichtet ist. An diesen polemischen Ephemeren nehmen wir weiter keinen Antheil: allein die Thatsache, die Veranlassung, bleibt für jeden denkenden Menschen, wie viel mehr für den gutgesinnten Christen, merkwürdig genug, und muß ihn bekümmert machen, was aus dem Cultus im Volke und aus seiner Moralität werden soll, wenn man in Rom hartnäckig fortfährt, durch den Papismus dem Katholicismus zu schaden, sich vor der ganzen vernünftigen Welt so blos zu stellen, und durch die Römischen Grundsätze der Clerisey, Kirche getauft, die wahre Kirche und die Religion selbst in ein verdächtiges Licht zu stellen.

Was die Schrift No. 3 anlangt, so enthält diese eigentlich eine Uebersetzung aus dem Lateinischen zweier Abhandlungen eines päpstlichen Geheimschreibers Pauls IV. In der ersten wird erörtert, „ob Papst Paul auf die Wiederherstellung „des Conciliums von Trient bedacht seyn soll? In „der zweiten aber, ob der Papst den Protestanten „die Dekrete dieses Conciliums mit Gewalt der „Waffen aufdringen könne?" Diese Erörterungen sind mit jesuitischer Schlauheit und Umsicht abgefaßt. Wenn man bedenkt, daß jenes Concilium von Trient, seinen heiligen Geist, (welcher bekanntlich in allen Concilien präsidirt,) blos mittelbar, nämlich von Rom empfangen hat, und daß man es in Rom gern für ein allgemeines ausgeben möchte, wogegen doch starke Zweifel vorwalten; so ist es eben nicht überflüssig, durch Schriften aus jener Zeit zu zeigen, daß Rom im 16. und Rom im 19. Jahrhundert denselben Ton anstimmen, wo es auf

Digitized by Google

Priesterherrschaft und Gewissenszwang angesehen ist, wenn man auch allenfalls neuerer Zeit, statt des Posaunenbasses, ein sanftes Flötenregister zieht. Interessant ist es, hierbei an die Bemerkungen zu erinnern, die der aufrichtige und für das Wohl der Kirche besser als der Papst besorgte Kaiser Ferdinand um jene Zeit (1560) dem Kardinal Hosius*) zustellte, in welcher auf Reinigung der Clerisey u. s. w. gedrungen, und selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt wieder einzuführen für rathsam geachtet wurde. Es geht aus diesen Kaiserlich christlichen monitis hervor, daß man damals in manchen Stücken vielleicht heller dachte als jetzt; und daß Rom von allem vorgeschlagenen Guten — Nichts that. — Man lese über alle diese Dinge blos katholische Schriftsteller von Redlichkeit und Kenntniß; die Bibliotheken wimmeln davon.

Zum Schlusse noch folgende Anmerkung: Die oben erwähnten Schriften sind mehrern Spuren zufolge in Baiern herausgekommen, wo es in dieser Materie wieder zu tagen anfangen will. Wie dem hochherzigen Volke der Baiern von der Clerisey mitgespielt worden, wissen wir. Wie selbst der sonst kenntnißreiche Kurfürst Carl Theodor in geistlichen Dingen von dem famösen Beichtvater Frank mit Hülfe des Geh. Raths Lippert gemißleitet und gegängelt worden, hat ganz neuerlich Herr Zschokke im 4. Band seiner documentirten Baierschen Geschichte offen dargelegt; neuere Fälle erfährt vielleicht die Nachwelt von dem geistlichen Einfluß in manchem Lande. Damals hatte man die politische Absicht, Baiern von den fremden Erzbischöfen und Oberhirten unabhängig zu machen, und, wo nicht der Staat, doch die Kirche von Baiern, fiel darüber in die Abhängigkeit eines päpstlichen Nuncius. Bei der heutigen Aufklärung werden die abgelebten Mittel der Nunciatur, der Jesuiten, der Beichtväter u. s. w. schwerlich wieder so verderbend wirken. Baierns Geist lebt auf.

Merkwürdige Geschichten, für deren Wahrheit wir nicht bürgen. 1. Joseph Offner.

Die französische Universal-Bibliothek begnügte sich bisher, alle Häßlichkeiten ihres Vaterlandes auszuspähen und zu entschleyern; nunmehr erstreckt sie ihre Menschenliebe auch auf Deutschland, und liefert im dritten Hefte des vierten Bandes folgende gräßliche, aber der Bestätigung höchst bedürftige Geschichte.

„Joseph Offner, Königl. Bayrischer Post-Director zu Kempten, empfing in den ersten Tagen des August 1812 von seinen Obern den Befehl, sich nach Nürnberg zu verfügen, um dort eine neue Bestimmung zu erhalten. Bei seiner Ankunft zu Nürnberg wurde er von seiner ihn begleitenden Familie getrennt, und in das Staats-Gefängniß Rothenberg geführt, ohne vorläufiges Verhör, und ohne Anzeige der Ursachen seines Verhafts. Der Commandant der Festung war nicht zuvor von seiner Ankunft benachrichtigt worden, allein der Führer der Escorte, welche Offner'n auf der Reise bewachen mußte, übergab dem Commandanten einen Befehl, den Gefangenen aufzunehmen und folgendergestalt in das Register einzuschreiben: Joseph Offner, der Ruhe des Staats gefährlich."

„Fünf Jahre lang erduldete er hier alles Elend eines Gefangenen in der Bastille. Er durfte weder schreiben noch Briefe empfangen, noch Frau und Kinder sehen, welche durchaus nicht wußten, was aus ihm geworden war. Trotz der Strenge, mit welcher man ihn behandelte, war es ihm gelungen, während man ihn frische Luft schöpfen ließ, durch Hülfe einiger Mitleidigen seine Klagen an die Ober-Postverwaltung gelangen zu lassen. Von dieser Zeit an ließ man ihn nicht mehr unbewacht im Hofe spazieren gehen. Dennoch wußte er zu ermitteln, daß seinen Obern ein Brief eingehändigt wurde; allein der Unterbeamte, der ihm dazu verholfen, wurde abgesetzt. Man nahm ihm Papier, Dinte und Feder weg; er ersetzte das Alles durch ein Stück Holz, durch sein Blut oder irgend eine schwarze Arzney und durch die weißen Blätter seiner Bücher. So gelang es ihm zum drittenmal Berichte nach München zu senden, die aber sämmtlich dem Commandanten zurück geschickt wurden, mit der Drohung ihn abzusetzen, wenn Offner noch einmal schriebe. Seitdem war ihm nicht mehr vergönnt, seinen Kerker zu verlassen, und er sah Niemand mehr als den Kerkermeister."

„Er saß in einem dunkeln, feuchten Keller, dessen Fenster durch Eisenstäbe verwahrt war; nimmer drang ein Sonnenstrahl hinein. 36 Kreuzer täglich waren für seinen Unterhalt ausgesetzt. Indessen erprobte sich auch an ihm die Wunderkraft der Liebe zur Freyheit; er zerbrach die Eisenstäbe und wollte an seinen Betttüchern sich hinunter lassen; allein sie lößten sich von dem Nagel, an welchen er sie befestigt hatte, er stürzte in den Festungsgraben.

*) Dieser Cardinal Hosius pflegte das Wort im Munde zu führen: „Wer nicht Papist ist, der ist Satanist." Sehr wohl!

und lag da, während einer langen November-Nacht, mit einem zerbrochenen Beine und mehreren zerschmetterten Ribben. Als er bei Tages Anbruch entdeckt wurde, schleppte man ihn in ein Gefängniß, welches noch finsterer und feuchter war als das vorige; es hatte gar keine Fenster und die Luft drang nur durch die Thüre hinein. In dieser gräßlichen Wohnung lebte er fast 8 Monate, als ein höherer Postbeamter mit dem Befehl erschien, ihn in Freyheit zu setzen. Verstümmelt, krank und frühzeitig alt geworden, mußte Offner vor den Commissair, der ihm seine Freyheit ankündigte, getragen werden. Sein Geist hatte nicht minder gelitten als sein Körper; er erkannte seine Lieben nicht, welche den Commissair begleiteten. Man zahlte ihm seinen rückständigen Gehalt, den er auch als Pension auf Lebens-Zeit behielt, doch unter der Bedingung, in Ingolstadt ihn zu verzehren, und zuvor in Nürnberg zu schwören, daß er nie klagen wolle, weder gegen den Staat noch gegen Einzelne, und daß er das tiefste Geheimniß über Alles, was während seiner Gefangenschaft ihm widerfahren, beobachten wolle."

„Man hat ihm Wort gehalten. Er lebt noch zu Ingolstadt, wiewohl sehr kränklich. Er schweigt gänzlich von seinem Schicksal, und was wir hier erzählt haben, kommt aus anderer Quelle. Uebrigens hat man von den Ursachen seiner Verhaftung noch immer nichts erfahren, und man behauptet sogar, daß in seinen, 1812 ihm weggenommenen, Papieren nichts gefunden worden, was ihm nachtheilig seyn könnte."

(Wenn diese Geschichte ganz so wahr ist — woran wir sehr zweifeln — so halten wir allerdings für nützlich, daß sie bekannt gemacht werde, und selbst wenn sie nicht wahr ist, wird es gut seyn, daß die bayersche Regierung erfahre, wessen sie in Paris beschuldigt werde. Vielleicht wird ein bayrischer, von der Sache näher unterrichteter Beamter in diesem deutschen Blatte uns Auskunft geben. Lebte Schlözer noch, und schriebe er noch seine Staats-Anzeigen, so wäre die Geschichte ohne Zweifel schon längst allgemein bekannt, trotz der ewigen Klage über Mangel an Preßfreyheit, ein Mangel, der in Deutschland eigentlich nie gespürt wurde.)

a, Mathurin Louis Cohas.

Dieselbe Bibliothek liefert einen Aufruf an die Freunde der Menschheit, der Ordnung und der Gesetze, verfaßt von Aimé Cohas, welcher erzählt: sein unglücklicher Bruder, der obengenannte Louis Cohas, habe durch Selbstmord sein Leben geendet. Am Tage seines Todes verfügten sich zwey Freundinnen der Familie zu dem General-Vicar Bouard, und ersuchten ihn, in Abwesenheit des Pfarrers die gewöhnlichen Religions-Gebräuche bei der Beerdigung des Verstorbenen zu veranstalten. Es wurde abgeschlagen. Eben so verfuhr Hr. Bourgneuf, Vicar von St. Brieuc. Eine förmliche Requisition von zwei Notarien hatte dasselbe Schicksal. Beide Geistliche waren abwesend. Nun wurde an den Maire von St. Brieuc geschrieben und er, mit Berufung auf die Gesetze, aufgefordert, einen katholischen Priester zu beauftragen, daß er die Beerdigungs-Ceremonien verrichte. Ohngeachtet nun würklich das angeführte Gesetz ganz klar verordnet, daß, wenn ein Priester, unter welchem Vorwand es auch sey, einem Verstorbenen das Begräbniß verweigere, die Civil-Obrigkeit einen andern an seine Stelle schicken soll; so antwortete dennoch der Maire, (Nahmens Prudhomme) er könne den Herren Geistlichen keine Befehle geben und habe sich auf keine Weise in die Religions-Gebräuche zu mischen; jenes Gesetz könne hier nicht in Anwendung kommen, denn die Umstände hätten sich verändert; die damalige Regierung habe offenbar die Kirche unterjochen wollen, ein Unternehmen, an welchem sie total gescheitert, und die jetzige Regierung weit entfernt sey, es erneuern zu wollen.

Vergebens fragte man den Herrn Maire: seit wann es zu den Berufs-Pflichten seines Amtes gehöre, diejenigen Gesetze, welche noch in Kraft bleiben sollen, von denjenigen zu unterscheiden, welche den Umständen zu unterwerfen sind? vergebens führte man ihm zu Gemüthe, daß alle, nicht durch neuere Verordnungen abgeschafte, Gesetze gültig geblieben; er beharrte bei seiner Entscheidung. Der Bruder des Verstorbenen wünschte nunmehr mit seinen Freunden im Tempel Gottes, dieses Gottes der Verzeihung, für den unglücklichen Selbstmörder zu beten, und schrieb deßhalb an Herrn Nais, Pfarrer der Cathedral-Kirche, ihm die Bitte antragend, daß er eine Messe für die Ruhe der Seele seines Bruders lesen wolle. Der Pfarrer antwortete: „Das wäre ein Aergerniß für die Versammlung der Gläubigen; die Gesetze dulden es nicht." Welche Gesetze? fragte man. Doch wohl die Staats-Gesetze? weil die Kirche im Staate, und nicht der Staat in der Kirche ist. Diese verordnen aber ausdrücklich, daß die vormals gebräuchlichen Ceremonien wiederum statt finden sollen? — Alles vergebens! es blieb dem Bruder des Verstorbenen nichts weiter übrig, als in einer Druckschrift

von 6 Seiten an das Publikum zu appelliren, welches die Achseln zuckt. —

3. Der Shawl-Fabrikant Telle.

Gegen diesen Mann, der ein Protestant ist und zu Troisville wohnt, klagte der Pfarrer Navier folgendergestalt: „Ich hatte am 31. May eine Prozession des heil. Sacraments mit dem Kreuze und den Bildern des heil. Petrus und der heil. Jungfrau veranstaltet; da begegnete uns der Telle, der seit zwey Jahren die Rolle eines Protestanten spielt, und ging in der Entfernung eines Schrittes nebenher, den Hut auf dem Kopfe, mit frechem Gang und Haltung, bis das heil. Sacrament kam, da nahm er den Hut ab, aber mit einem höhnischen Lächeln und ohne langsamer zu gehen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß sein Betragen nicht ungestraft bleiben werde. Er machte eine, Verachtung andeutende, Bewegung mit dem Arme, und in stummer Sprache schien er auszudrücken, daß er sich um mich nichts schere, (qu'il se f... de moi) vielleicht hat er es auch würcklich gesagt, allein ich habe es nicht gehört und übergehe es daher mit Stillschweigen. Alle die dabei waren, haben meinen gerechten Unwillen getheilt; manche meynten, es sey mit Fleiß geschehen, und der Hr. Maire selbst äußerte die Vermuthung, es möchte wohl gar eine Wette gegolten haben. Ich bitte, den Telle exemplarisch zu bestrafen."

Hierauf wurde Telle vor das Corrections-Tribunal von Cambray gefordert. Hier wiederhohlte der Pfarrer, der Beklagte sey das Kreuz vorbeigegangen mit dem Hute auf dem Kopfe; den heiligen Peter mit dem Hute auf dem Kopfe; die heil. Jungfrau mit dem Hute auf dem Kopfe. Endlich habe er zwar das heil. Sacrament begrüßt, aber sich zu sagen erlaubt: „wenn ich den Hut ziehe, so geschieht es nicht um deines Gottes, sondern um der Versammlung willen." Indessen gestand der Hr. Pfarrer ein, diese letzte Aeußerung sey erst mehrere Tage nachher in einer Gesellschaft vorgekommen, wo man dem Telle den Vorschlag gemacht habe, für eine Strafe von 30 Franken die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Noch zwey Zeugen wurden abgehört, deren Einer zwar den Hut auf dem Kopfe bestätigte, allein weder unanständige Geberde gesehen, noch dergleichen Aeußerungen gehört hatte. Dasselbe erklärte auch der Andere, blos hinzu fügend, Telle habe gelächelt als er den Hut abgenommen. Drey andere Zeugen für den Angeklagten, behaupteten, er habe gewöhnlich ausgesehen, habe weder gelächelt, noch Gesichter geschnitten, noch beleidigende Worte ausgestoßen. Gegangen sey er wie ein Mensch, der ruhig seines Weges geht. — Hierauf bemerkte sein Advocat, daß von der ganzen Anklage nichts erwiesen sey, als daß er vor dem Kreuze und den heiligen Bildern den Hut nicht abgenommen; kein Gesetz verordne das Haupt zu entblößen, wenn eine Procession vorübergehe; überdieß sey Telle Protestant, glaube nicht an die heiligen Bilder; müsse, seiner Religion zufolge, es für Götzendienst halten ihnen Ehrfurcht zu bezeigen; Religions-Freyheit sey durch die Constitution garantirt; sie könne aber in nichts anderem bestehen, als in der Erlaubniß, alle äußere Gebräuche des einen Cultus mitzumachen und zugleich aller äußeren Gebräuche des anderen Cultus sich zu enthalten. Ueberdieß habe Telle würcklich den Hut abgenommen, nur nicht vor dem Kreuze, weil man Niemanden zumuthen könne jedes Kreuz zu grüßen, indem man sonst vor keiner Goldschmidts-Bude und an keinem Frauenzimmer, welches etwa ein Kreuz am Halse trüge, vorübergehen könnte, ohne das Haupt zu entblößen.

Trotz allen diesen Gründen verurtheilte der Königl. Procureur den Angeklagten zu funfzehntägigem Gefängniß; das Tribunal verwandelte diese Strafe in gefängliche Haft von 24 Stunden und in Erlegung von 16 Franken. (Man sollte fürwahr glauben, das Urtheil sey zu Würzburg gesprochen worden.) —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Literarische Notiz.

— Ein Herr Civique de Gastine hat geschrieben: von der Freyheit der Völker und den Rechten der Monarchen. Er gründet sein politisches System auf zwei Vergleichungen. Ein Volk, groß oder klein, ist ihm ein einzelner Mensch im Physischen wie im Moralischen; dann vergleicht er es auch wieder einer Familie, deren Vater der König ist: daraus zieht er den Schluß, daß, wenn ein Volk mündig geworden, es keines Königs mehr bedarf. In seinem System ist das Königthum anfangs unbeschränkt und wird zuletzt constitutionell. Ist es einmal dahin gekommen, sagt er, so ist nichts im Stande es vom Untergang zu retten, denn dem Alter folgt nothwendig der Tod. Weiterhin sagt er: „Der Untergang des Königthums in Europa ist unvermeidlich, wird aber nur nach den ewigen Gesetzen der Natur erfolgen, wird das Werk der Zeit seyn, die Alles zerstört und der man vergebens widersteht. Dieser Tod, der stufenweise täglich wirckt, ist offenbar nahe, wenn man den Zustand des Kranken betrachtet, die widersinnigen Mittel, deren er sich bedient und das ihm schädliche Clima — wenn die Birne reif ist, so fällt sie ab." — Allein dem Verfasser zufolge erwartet die Völker ein ähnliches Schicksal. Ein Volk hat auch „seine Geburt, Kindheit, Jugend, Mannbarkeit, sein Alter, seine Hinfälligkeit und seinen Tod." —

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. Nro. 6.

Verlagsbücher der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann zu Weimar.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker. (1780 — 81. zu 10 gr. 82 zu 14 gr. 83 — 88 zu 10 gr. 89 — 97 zu 12 gr. 98 u. 99 zu 14 gr. 1800 — 1802 zu 16 gr. 1803 bis 1808 zu 18 gr. 1809 18 gr. 1810 1 thl. 1811 21 gr. 1812 1 thl. — 1813 1 thl. 1814. 1815. 1816. 1817. à 18 gr. 1819. 1 thl. —) kl. 8. Compl. 25 thl. 14 gr.

— vollständiges Register über obiges von 1780 bis 1803. 4 Stücke. (1s und 2s zu 4 gr., 3s zu 5 gr., 4s zu 4 gr.) kl. 8. 17 gr.

Ammenmährchen. 2 Bändchen. 8. Zu 12 gr. 1 thlr.

Art, kuriöse und ganz neue, zu punktiren. 8. 3 gr.

Untrügliche Art und Weise, wie bei regenhafter Ernte-Witterung die Feldfrüchte in Sicherheit zu bringen sind. Zunächst für die thüringischen Feldbesitzer. Mit 1 Kupfertafel. 8. 2 gr.

Barlets, Pharmacopöe, oder Apotheke eines Roßarztes. 8. 16 gr.

Berger, J. C., Anweisung einen jungen Hühnerhund zu erziehen. 8. 2 gr.

Böttiger, Ilithya oder die Hexe, ein archäologisches Fragment nach Lessing. gr. 8. 5 gr.

— Die Furienmaske, im Trauerspiel und auf den alten Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung. gr. 8. 1 thlr. 6 Gr.

von Breitenbauch, G. A. Beiträge zur Geschichte der unbekanntern Reiche von Asien und Afrika. 1r und 2r Theil. 8. 1 thl. 12 gr.

Bretschneider, E. B., Beitrag zur Kenntniß der verderblichen Fichtenraupen und ihrer Wirkungen auf Waldungen und Huthungen. 8. 4 gr.

Cotta, H., Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Mit 7 colorirten Quartkupf. gr. 4. 4 thl. Schreibpapier 4 thl. 12 gr., fein colorirt 5 thl.

Euclides Elemente, erstes Buch. Für den ersten Unterricht in der griechischen Sprache und Mathematik; griechisch und deutsch, mit Anmerkungen und einem Wortregister und 6 Kupfern. 8. 21 gr.

Falk, J. D., Denkwürdigkeiten der Berliner Charité aufs Jahr 1797, in alphabetischer Ordnung. 8. 4 gr.

— kleine Abhandlungen die Poesie und Kunst betreffend. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 2 thl. 8 gr.

— Kriegsbüchlein, No. 1. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimar's in dem Zeitraum von 1806 bis 1812, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenstücken und Original-Briefen einiger deutschen Männer an ihre Freunde in England gesammelt. 8. 21 gr.

Fortis, A., mineralogische Reisen durch Calabrien und Apulien, aus dem Italienischen von Friedrich Schulz. 8 8 gr.

Gedicke's griechisches Lesebuch für die ersten Anfänger, ins Deutsche übersetzt. 8. 6 gr.

Göttling, J. F. A., praktische Vortheile und Verbesserungen verschiedener pharmaceutisch-chemischer Operationen für Apotheker. 2 Theile. 8. (1r Thl. dritte Auflage 1 thl. 2r Theil 18 gr.) 1 thl. 18 gr.

— chemische Versuche über eine verbesserte Methode den Salmiak zu bereiten. 8. 8 gr.

Handwörterbuch, musikalisches, oder kurzgefaßte Anleitung, wie sämmtliche im Musikwesen vorkommende, vornehmlich ausländische Kunstwörter richtig zu verstehen u. s. w. mit Kupfern. 8. 16 gr.

Henke, H. P. C., Archiv für die neueste Kirchengeschichte. 6 Bände. 8. jeder in 4 Stücken zu 2 thl. compl. 12 thl.

Herders, J. G. von, Briefe über das Studium der Theologie, 2 Theile, vierte Ausgabe, 8. 2 thl.

— Weimarisches Gesangbuch mit klarer Schrift. 8. Auf Schreibpapier netto 16 gr. Mit grober Schrift. gr. 8. auf Druckpapier 16 gr. netto, auf weißes Druckpapier 20 gr. netto, auf Schreibpapier 1 thl. netto.

— Luthers Katechismus. Nebst einer katechetischen Erklärung zum Gebrauch der Schulen. 8. netto 3 gr.

Hoffmann, C. A., Taschenbuch für Aerzte, Physiker und Brunnenfreunde zur bequemen Uebersicht der Resultate aller in den neuern Zeiten geschehenen genauern Unter-

Digitized by Google

suchungen der Gesund-Brunnen- und Bäder Deutschlands und der zunächst damit verbundenen Staaten. 3te Aufl. 8. 16 gr.

Horn, C. F., Handbuch für Landschullehrer, zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herderschen Catechismus, 3 Theile, 8. 2 thl. 18 gr.

Huth, G., allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst. 2 Bände. In 4 Theilen. gr. 8. mit Kupfern. 4 thl.

Jakobi, A. F. E., Religion aus der Bibel, in Unterredungen aus den Hauptstellen derselben hergeleitet. 1r Thl. 2te Aufl. 8. 21 gr. 2r Thl. 1 thl. 4 gr.

Jagemann, C. J., Anthologia poetica italiana. 2 Vol. 8. 2 thl. 16 gr.

Jagemann, C. J. Briefe über Italien. 1r u. 2r Th. zu 8 gr. u. 3r Th. zu 12 gr. 8. compl. 1 thl. 4 gr.

Kirchner, J. A. Lehre über die geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder. Mit Kupfern. gr 8. 16 gr.

Kirchner, Nachtrag zur Lehre über geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder. gr. 8. 3 gr.

— populäre Arithmetik oder Rechenkunst für alle diejenigen, die sowohl Schrift- als auch Kopfrechnen gründlich erlernen wollen. gr. 8. 18 gr.

— Anweisung z. Verfertigung d. Getriebe. M. 5 Kupfert. 12. 3 gr. netto.

Kotzebue, A. von, literarisches Wochenblatt, 1r 2r u. 3r Band. 4. 12 thl.

— Moritz, Reise nach Persien mit der Russisch Kaiserl. Gesandtschaft, im Jahre 1817. Mit 9 ausgemahlten und schwarzen Kupfern. gr. 8. 2 thl. 21 gr.

Künsberg, F. P. von, Grundsätze der Fabrikpolizey, besonders in Hinsicht auf Deutschland. 8. 10 gr.

Lavés, L. D. neue französische Sprachlehre zum praktischen Unterricht in Frage und Antwort abgefaßt, in welcher alle Regeln auf die einfachste und deutlichste Art erklärt und mit deutschen auf jede Regel angewandten Uebungsstücken versehen sind. Für Lehrer und Lernende und auch für diejenigen, welche diese Sprache ohne Lehrer erlernen wollen, methodisch abgefaßt. Dritte verb. Aufl. gr. 8. 20 gr. geb. 1 thl.

Lombard, Bemerkungen über die Kopfwunden zum Gebrauch beym Unterrichte junger Wundärzte. 8. 7 gr.

Mayers, des Herrn v., historische Romane, aus dem Französischen übersetzt von F. Schulz. Neue Ausgabe. 8. 16 gr.

Meckbachs, H. C. Kommentar über d. Sachsenspiegel. 2 Aufl. 4. 1 thl. 18 gr.

Melintes, eine Sage aus dem Alterthume. 2 Th. 8. 1 thl. 10 gr.

Merkel, G. Supplement zu den Letten; vorzüglich in Liefland etc. 8. 10 gr.

Merkur, der deutsche, herausgegeben von C. M. Wieland von 773—89. Jeder Jahrgang compl. netto zu 2 thl.

Mittel, 2 specifische, gegen den Krebs. 8. 6 gr.

Montesquieu, der Tempel zu Gnidos. Aus dem Französischen von G. Merkel. Mit Kupfern 8. 18 gr. Velin 1 thl. 8 gr.

Päbste, die, Lugano. 8. 5 gr.

Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler. Zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. 8. 1 thl. 8 gr.

Schmid, E. A. Colleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Espanoles. Oder spanisches Lesebuch mit einem erklärenden Wortregister. gr. 8. 2 thl.

Schulz, F. Josephe. 8. 21 gr.

— — Moritz, ein kleiner Roman, 3te verbesserte Auflage mit Kupfern von Lips. 8. 1 thl. 8 gr.

Schulz, Fr. Grigri, eine Arabeske, nach einem französischen Meister kopiert, von Gustav Honig. 18 Bändchen. 8. 21 gr.

— — dasselbe auf Velinpapier. 1 thl. 4 gr.

— — kleine prosaische Schriften. 1s Bändchen 10 gr., 2s Bändchen 14 gr., 3s Bändchen 12 gr., 4s Bändchen 9 gr., 5s Bändchen 20 gr., 6s Bändchen 1 thl. 7s Bändchen 1 thl. compl. 4 thl. 17 gr.

Schwabe, J. G. S., historische Nachricht von den zahlreichen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach befindlichen Monumenten und Reliquien D. Martin Luthers. Nebst Nachrichten von dem Anfang und Fortgang der Reformation, aus Kirchenbüchern, Acten und zuverlässigen Quellen gezogen. Vorausgeschickt sind Familien-Nachrichten, häusliche Verhältnisse, ingleichen die Jugendgeschichte D. Martin Luthers, mit 3 Kupfern, gr. 8. 1 thl. 6 gr.

Steiner, J. F. R. Abhandlung, die Gebäude der Landleute durch eine neue Erfindung mehr als jemals vor Feuersgefahr in Sicherheit zu stellen, mit 6 Kupfern. 8. netto 6 gr.

Steiner, J. F. R., Versuch über die Herkunft des Borkenkäfers, oder fliegenden Holzwurms, mit 2 illuminirten Kupfern. 8. netto 6 gr.

— Entwurf einer neuen durchaus feuerfesten Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen. zur Sicherheit und Wohlfahrt der menschlichen Wohnungen und anderer Gebäude; sämmtlichen höchst und hohen Re-

genten und Fürsten Deutschlands, wie auch der ganzen Nation desselben in Ehrfurcht gewidmet. 1r Theil mit 8 illuminirten Kupfertafeln. gr. 4. 2 thl. 21 gr. 2r Theil mit 8 illuminirten Kupfertafeln. 2 thl. 21 gr. 5 thl. 18 gr.

— praktische Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat- und Kubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln und 74 Holz- und Schneidemühlen-Tabellen. gr. 8. 1 thl.

— Der Schneckenofen in seiner größten Vollkommenheit zur Holzersparniß und gesunden Wärme, mit 2 illum. Kupfertafeln. gr. 4. 21 gr.

Tromsdorff, I. B. Tabelle über alle bis jetzt bekannten Gasarten, ihre Kennzeichen und Eigenschaften, wie und woraus sie erhalten werden und ihre Bestand-Theile. roy. Fol. 3te verbesserte Auflage. 8 gr.

Versuch, geologischer, über die Bildung d. Thäler durch Ströme. 8. 12 gr.

Voigt, J. C. W. drey Briefe über die Gebirgslehre für Anfänger und Unkundige. 8. 6 gr.

— — mineralogische und bergmännische Abhandlungen. 3r Th. 8. 16 gr.

— — mineralogische Reisen durch das Herzogthum Weimar und Eisenach und einige angrenzende Gegenden. 2r Theil. gr. 8. 12 gr.

— Versuch einer Geschichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes, nebst Anleitung, diese Fossilien kennen und unterscheiden zu lernen, sie aufzusuchen und nützlich anzuwenden. Eine von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preißschrift, mit Kupfern. 1r Theil. 1 thl. 8 gr., 2r Theil. 21 gr. Beide Thle. 2 thl. 5 gr.

— mineralogische Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen, wie auch nach den Schieferkohlenwerken des Unterharzes. kl. 8. 21 gr.

Xenophons, vier Bücher sokratischer Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechischen, mit Anmerkungen von J. M. Heinze. Dritte verb. Auflage, 8. 16 gr.

So eben hat die Presse verlassen, und ist in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar zu haben:

Handbuch der theologischen Literatur, oder Anleitung zur theol. Bücherkenntniß für Studierende, Candidaten des Predigtamts und für Stadt- und Landprediger in der protest. Kirche — bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt — von W. D. Fuhrmann (evangel. Prediger in Hamm). Erster Band. gr. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. Preis 2 Thlr.

Die Herausgabe einer solchen Anleitung zur Kenntniß der theolog. Literatur, die zugleich mit dem Hauptinhalt, mit der Einrichtung und dem wirklichen Gehalt der allervorzüglichsten, für junge Theologen und Prediger wichtigsten und nothwendigsten Schriften in gedrängt-kurzen Anzeigen bekannt macht, und jedesmal die krit. Journale, in welchen die empfohlne Schrift beurtheilt worden ist, zur näheren Selbstbelehrung nachweiset, ist jetzo ein literarisches Bedürfniß. Aehnliche, jedoch zum Theil ausführlichere und kostspieligere Werke, z. B. von Rössel, (fortgesetzt von Simon,) von Niemeyer und Wagnitz, (Bibl. für Pred. und — neueste Bibl. für Pred. 4 Thle.) u. a. reichen nur bis zu den Jahren 1810 — 12 hinab, und die Verf. derselben haben mehr den gelehrten und academ. Theologen ins Auge genommen, und haben die theol. Hülfswissenschaften, deren Literatur sich zur Kenntniß junger Theologen vorzüglich eignet, übergangen. Der Hr. Verf. von obgedachtem Handbuch aber hat letztere, [namentlich, außer den encyclop. und hodeget. Schriften, die Philol., Geogr., Geschichte, die hist. Hülfswissensch., Mathemat., Philos., (einschließlich der Pädagogik, Diätetik ꝛc.,) Physik, Naturgesch., (Oeconom., den Garten- und Obstbau mit eingeschlossen,)] und die schönen Redekünste oder Aesthet. in diesem ersten Bande vorangeschickt, hat in der Bearbeitung die sorgfältigste Umsicht, die größte Genauigkeit und den ausharrendsten Fleiß bewiesen, und wird, (wie in diesem) auch im zweiten — in der nächsten Messe folgenden — Bande die Verhältnisse und Lage der Stadt- und Landprediger vorzüglich berücksichtigen, welchem ein Sach- und Namenregister angehängt werden wird.

Neue Verlags-Bücher der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin.

Leipziger Jubilate-Messe 1819.

Abbildung der deutschen Holzarten, für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von Fr. Guimpel, Professor der kön. Academie der Künste, mit Beschreibung derselben von D. C. L. Willdenow, fortgesetzt von D. Fr. Gottl. Hayne, 31s und 32s Heft, mit 12 ausgemalten Kupfertafeln, gr. 4 Berlin 1819. Jedes Heft 1 Rthlr. 12 gr.

Friedrich, T. H., (Verfasser mehrerer satyrischer Schriften) Erzählungen und Mährchen aus dem Reiche des Wunderbaren und Schauerlichen. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 4 Gr.

Horn, Dr. Franz, Novellen, 1r Band. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Laun, Fr., der gute Genius und die Braut. Zwei Erzählungen. 8. Berlin 1819. Schreibpap. 1 Rthlr. 6 Gr.

Derselbe, Brautproben. Ein Roman. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Voß, Julius von, der Vortrag, oder so gelangt die Wahrheit zum Thron. Ein Roman aus der Fürstenwelt. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Weller, Dr. Carl Heinr., die Krankheiten des menschlichen Auges, ein Handbuch für angehende Aerzte. Nach den besten in- und ausländischen Werken, mit besonderer Berücksichtigung der Beer'schen Erfahrungen, bearbeitet und durch eigene Beobachtungen vermehrt. Mit 4 ausgemalten und 1 schwarzen Kupfertafel. gr. 8. Berlin, 1819. Engl. Druckpap. 3 Rthlr. 8 Gr.

Kunst-Anzeige.

Das Portrait von August v. Kotzebue, nach einer, während seines letzten Aufenthalts in Weimar, sehr ähnlichen, nach Natur gefertigten, Zeichnung von Jagemann, wird jetzt von mir in der elben Größe und Manier, wie die bisher erschienenen Portraits in Kupfer gestochen. Bis zu Ende Mai gedenke ich es abzuliefern, und bis dahin steht der Pränumerations-Termin, zu 1 Rthlr. 8 Gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr. Rheinisch offen; die Abdrücke werden in der Ordnung, wie die Pränumeranten eingehen, versendet; später kostet das Blatt 2 Rthlr. Sächs. oder 3 fl. 36 kr. Rheinisch.

Freunde und Beförderer der Kunst, welche die Mühe des Sammlens übernehmen wollen, erhalten, wenn sie sich unmittelbar an mich selbst wenden, bei 6 Exemplaren das 7te frei.

Weimar, den 28. März 1819.

C. Müller.

Dieses Portrait ist eben fertig geworden, es ist frappant ähnlich. Alle Portraits des verstorbenen Hrn. Staatsraths v. Kotzebue, welche wir zeither zu sehen Gelegenheit fanden, hatten fast keinen Zug von ihm, eben so wenig das von dem Hrn. Prof. Gubitz dem Gesellschafter beigelegte Portrait.

Obiges hingegen wird allen Freunden Kotzebues ein willkommenes Andenken seyn; und wir zweifeln nicht, daß sie beim Anblick desselben unwillkührlich ausrufen werden: Das ist Kotzebue! Wir liefern es allen Buchhandlungen zu dem angesetzten Preiß von 1 thl. 8 gr. sächs.

Weimar, den 14. Juni 1819.

Gebrüder Hoffmann.

Seit Anfang dieses Jahrs erscheint bei mir allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur u. Kunst in kurzen aber gedrängten Inhaltsanzeigen u. Beurtheilungen, wodurch die Wünsche einer schnellen und hinreichenden Uebersicht der neuesten Gelehrten- und Kunsterzeugnisse befriedigt werden sollen; alle Monate kommen für jetzt 2 Stücke heraus, jedes von 4 Bogen in gr. 8.; der Preis des Jahrgangs von 24 Stücken ist nur 6 Rthlr. — wofür es in allen Buchhandlungen und Postämtern zu haben ist. In den bereits erschienenen 5 Heften sind gegen 300 neue inländische und mehrere ausländische seltene Werke angezeigt, und außerdem enthält der 4te Bogen eines jeden Hefts noch gedrängte Anzeigen der italien., französ., englisch. und anderer ausländischer Literatur und vermischte Nachrichten und Anzeigen, welche die gesammte Literatur, Gelehrsamkeit und Kunst angehen.

Bücherliebhaber können von ihrer Buchhandlung das 1te Heft als Probe gratis erhalten.

Leipzig, den 15. März 1819.

Carl Cnobloch.

Der vorsichtige Güterkäufer.

Eine Auseinandersetzung der vorzüglichsten Puncte, worauf es bei dem Kauf, Tausch, oder Pacht eines Landguts ankommt, um nicht in Verlust und Processe zu gerathen. Nebst gerichtlichen Verhandlungen und Entscheidungen merkwürdiger Fälle dieser Art. Berlin, 1819. Zu haben bei den Buchhändlern Gebrüder Gädike, so wie in allen auswärtigen Buchhandlungen. Preis 20 Gr.

Wer Geschäfte der oben angegebenen Art eingehen will, und noch nicht über die vielerley Rücksichten und Betrügereyen unterrichtet ist, welche dabei statt finden müssen und können, der lese doch ja dies Büchelchen. Manche spätere Reue kann vielleicht dadurch erspart werden. Vom Inhalte wollen wir hier nur folgendes angeben: das Ueberlisten, Vorsicht, Besichtigung der Landgüter vor dem Kauf, Prüfung des Ertrags, Abschließung der Contracte, Uebernahme, Gewährleistung, Kauf und Tausch in Pausch und Bogen, Erzählungen von Processen, viele allgemeine Bemerkungen.

So eben ist erschienen:

Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Professor Steffens. Zusammengefaßt in ein Schreiben an den Verf. der „Runensteine" (im Freimüthigen für Deutschland.) 8. Berlin, bei Dunker und Humblot. geh. 8. Gr.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 7. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Schöne Literatur.

Aus der Geisterwelt, Geschichten, Sagen und Dichtungen, herausgegeben von Friedrich von Fouque und Friedrich Laun. Schon zu zwey Bänden angewachsen, als Fortsetzung des Gespensterbuches und Wunderbuches, von welchen beyden wir nichts gelesen haben. Wollte Gott, wir könnten das auch von diesen Geschichten aus der Geisterwelt sagen, (Dichtungen sind nicht darunter) die wir mit angenehmen Erwartungen in die Hand nahmen, Erwartungen, zu welchen die Nahmen Fouqué und Laun uns zu berechtigen schienen; doch leider, haben wir uns getäuscht! Dürftiger an Erfindung, matter an Ausführung und inconsequenter in der Zusammenstellung wird man schwerlich noch Gespenster-Mährchen finden. Bisweilen fangen sie recht interessant an, man meynt es stecke etwas dahinter, aber keines derselben erhält sich bis an's Ende, keines befriedigt auch nur einmal den Gespensterglauben, der auch seine Gesetze hat, über die hinaus man ihm nichts zumuthen darf. Außer den beyden Herausgebern, haben Frau von Fouqué und Hr. v. Miltitz Beyträge geliefert, Hr. v. Fouqué selbst eine einzige, kurze Geschichte, Burg Belmonte betitelt, und die ist gerade die schlechteste von allen; man meynt er habe sie im Fieber geschrieben. Die beste, durchgeführteste, sind die zwölf Nächte von Miltitz, auch weniger breit als die übrigen. — Nur gemeinen Lesebibliotheken können wir diese Mährgen empfelen. —

— Die Verfasserin der (uns unbekannten) Werke: Gustavs-Verirrungen, die Honigmonate. — Caroline Auguste nennt sie sich — hat kleine Erzählungen und romantische Skizzen geschrieben, von welchen wir die beyden ersten gelesen haben. Uns hat diese Lectüre nicht gefesselt. Wir haben das Buch weggeworfen, und wissen daher nicht, ob die folgenden Erzählungen anziehender sind. —

— Ohne Zweifel wird man uns wieder verketzern, wenn wir in das Posaunen-Lob nicht einzustimmen vermögen, welches jetzt von Vielen dem verstorbenen jungen Dichter Ernst Schulze ertheilt wird. Wir haben schon einmal, bey Gelegenheit seiner Zauber-Rose, etwas über ihn gesagt. Jetzt liegt der erste Band seiner Cäcilie vor uns, ein romantisches Gedicht in nichtweniger als zwanzig Gesängen und ein Ehrenmann wie Bouterweck sagt in einer Vorrede von dem Dichter: „sein Nahme werde, wenn ihn (den Vorredner) nicht Alles trüge, so lange mit Auszeichnung genannt werden als unsere Sprache lebe." — Es ist nicht zu leugnen, daß in der Mechanik des Versbaues der Verstorbene es sehr weit gebracht hatte, er macht mit großer Leichtigkeit allerliebste Verse; aber die eigentliche, unentbehrliche Dichtergabe, Phantasie, besaß er, nach seiner Zauber-Rose und nach dieser Cäcilie zu urtheilen, in sehr geringem Maaße, und daher wird vermuthlich sein Nahme nur so lange mit Auszeichnung genannt werden, als die jetzige Form unserer Sprache lebt. Dabey ist er so breit, so gewaltig breit, daß es nicht möglich ist zwey Gesänge hinter einander zu lesen. Wir wollen ehrlich sagen, welche Empfindung er in uns erweckt hat. Wir sind einmal von Verona nach Bologna gereist, eine Reise von mehreren Tagen. Der Weg führt ohne alle Abwechselung durch eine schöne Ebene, lauter Felder von Ulmen begrenzt, und Guirlanden von Weinreben verbinden diese Ulmen miteinander. Es sieht gar lieblich aus. In der ersten Stunde ist man entzückt, in der zweyten, dritten, vierten, fängt man schon an kühler zu werden, und wenn man diese mahlerischen Guirlanden so zweymal vier und zwanzig Stunden mit angesehen hat, so wünscht man endlich von Herzen, irgend einen wilden Hügel oder Busch zu erblicken. —

— Ein historisches Drama, Heinrich der Finkler oder die Ungarn-Schlacht hat Hr. Krug v. Nidda geschrieben, der seinen Helden einen Sachsen-Theseus nennt. Die Sprache ist sehr modern. Ein Rottmeister im zehnten Jahrhundert hebt damit an, daß er erzählt: „roth wie Rosen blüht die Dämmerfrühe," findet es dann nicht wohl gethan „sich auf Mayenblumen hin zu betten," schilt dann die Lanzenknechte Pfahlbürger, die damals noch gar nicht existirten. Auf seltsame neue Worte stößt man auch bisweilen: Die Fähnlein stehen Gebotsschall harrend, eng angeschildet — der Pfeilnacht zu begegnen — die Scheitelmähne — ein schauerlicher Chor

gehäufter Leichen — fluchtplündernd — ꝛc. Die Scansion ist durchgehends auf das allernachläßigste behandelt. Man skandire einmal Jamben wie folgende: „Zu seinem Nachfolger im Reich erkühret" (muß heißen geführt.) — „Wichtiges, Herzog, habe ich zu berathen" — „ist's vielleicht gut, wir ziehn die Schlingen dichter" — und hundert dergleichen Beyspiele. Oft hat der Dichter, um seinen Vers zu runden, sich des sehr verwerflichen Mittels bedient, die Worte auseinander zu recken; da sagt er: eine Abenteure — die Fremdlinginnen — Grafe statt Graf ꝛc. Cacophonien, wie folgende, sind auch nicht selten: noch unserer Siegsschlacht lachend — bisweilen wird die Poesie plötzlich zur gemeinen Prosa: z. B. „mir kommt ein Einfall" — doch gern wollten wir Alles das übersehen, wenn nur das Ganze fesselte!.. aber — obgleich König Heinrich zu Pferde erscheint, und auf seinem Schilde ein Schwerdt führt, das den Halbmond schlägt, (wir begreifen nicht wie ein solches Schwerdt gemahlt werden soll) und obgleich derselbe Heinrich mit der Hand dermaaßen auf einen Malstein schlägt, „daß er sichtbare Spuren seines Griffes zurückläßt" so sind wir doch überzeugt, daß das Stück weder auf der Bühne noch bei dem Leser Glück machen werde. Denn ein Schauspiel, in welchem wir drey Acte hindurch Vorbereitungen zu einer Schlacht machen sehen, und dessen ganzes Interesse auf dem Erfolge dieser Schlacht ruht, taugt nicht für die Bühne. Der Dichter hat freylich auch eine Liebesgeschichte hinein gewebt, aber sie steht im Hintergrunde und ist aus lauter Großartigkeit sehr ungemüthlich geworden. Uebrigens ist das Büchlein sehr schön verziert. — Trotz dieser scharf tadelnden Anzeige, bekennen wir doch recht gern, daß ein nicht gemeines Talent in dem Dichter wohnt; aber es wird und muß zu Grunde gehen, wenn er nicht, so oft er die Feder eintaucht, alle Muster, die ihm vorschweben, gänzlich verscheucht und sich allein der Natur und seinem eigenen Genius überläßt. Er setze sich einmal hin und schreibe ein Schauspiel, als ob er der Erste wäre, der die Kunst erfinden sollte; was gilts, dann wird er etwas recht lebendiges hervorbringen. —

Dasselbe können wir nicht von Herrn C. D. M. sagen, der durch sein erstes Bändchen Dramatischer Dichtungen bewiesen hat, daß er weder als Original noch als Nachahmer jemals viel leisten wird. —

Original hingegen ist der Declamator Solbrig, aber leider in der Erbärmlichkeit; denn erbärmlicher kann nichts gefunden werden, als die beyden, jüngst von ihm dem Druck übergebenen Possen: die Judenschaft in der Klemme und die Dorfschule. In der ersten, die ein Seitenstück zu: Unser Verkehr seyn soll, zwingt ein Hr. Lieutenant einen Juden, den Wechsel aufzufressen, den er einzucassiren kam, dann giebt ein Unteroffizier einem Juden eine Ohrfeige und schimpft ihn Cujon; dann preßt der Hr. Lieutenant wieder auf eine spitzbübische Weise der sämmtlichen Judenschaft 200 Thaler ab; und alles das ist mit so gemeinem Schimpfen verbrämt, daß es selbst Juden-Feinde anekeln muß. — Die zweyte Posse, die Dorfschule, ist ein Mosaik von alten derben Späschen. Die spielenden Personen sind der Schulmeister und 8 Bauerjungen. Aus einer Anmerkung ersieht man, daß sämmtliche Rollen auch von Einer Person hinter der Scene executirt werden können. Wenn der Buffo gut ist, und die verschiedenen Stimmen gut nachzumachen weiß, so begreifen wir wohl, daß man oft eben so laut wird lachen müssen, als man vor einem Pulcinell-Theater lacht; aber wer kann solch Zeug lesen? warum also es drucken lassen? —

— Unser vicarirender Satirikus Friedrich hat einen dicken Band Dialogischer Turnspiele herausgegeben, das ist: erbauliche Gespräche zwischen Spöttern und ernsthaften Leuten über allerley Dinge. Erbaulich mögen diese Gespräche für manchen seyn — man weiß, daß die Aegypter sich auch an — Zwiebeln erbauten — unterhaltend sind sie aber nicht. Wir können sie nicht einmal mit Gesundheits-Chocolade vergleichen, als nur in so fern die Vanille fehlt. Der Leser findet hier — sehr weitläuftig gedruckt, um die Bogenzahl zu vermehren, um das, was nicht köstlich ist, wenigstens kostbar zu machen — wohl hundert kleine Gespräche die witzig seyn sollen, aber diese hundertfältige Erndte ist auf magerm Boden gewachsen, den vielleicht der Verleger etwas gemergelt hat. Damit der Vorwurf uns nicht treffe, als beschauten wir den vicarirenden Satyriker durch eine angelaufene Brille, so theilen wir hier ein Paar dieser Turnspiele mit — „Citra und Ultra — Ultra. Volksvertretung! — „heilloser Unsinn! ein zweyschneidiges Schwerdt in „der Hand eines Kindes! — ich stimme für unumschränktes Königthum, man muß den Königen noch „mehr Macht geben als sie schon haben. — Ich bin „Ultra mit Leib und Seele. — Citra. Pst! — „Hörtest du nicht so eben einen Ochsen brüllen? — „Ultra. Es war mir fast so. — Citra. Was

„denkst da dabey? — Ultra. Was läßt sich bey dem „Gebrüll eines Ochsen denken? — Citra. O „gar Manches. — Ich zum Beyspiel denke dabey: „wenn dieser Ochs sich nicht schon angewöhnt hätte, „du du zu brüllen, so würde er jetzt höchst wahr„scheinlich — Ultra! Ultra! brüllen." (Künftig wird man bey dem Gebrüll eines Ochsen, auch an das dialogische Turnspiel denken können.) — Hier Eins der witzigsten: „Was ist ein Habicht? Jakob und Esau. — Jakob. Accipere heißt also empfangen? — Esau. Richtig. Jakob Accipiter also ein Empfänger? — Esau. — So ist's, zugleich aber ein Habicht. — Jakob. Dann ist ja wohl ein Ober-Empfänger eine Art von Ober-Habicht? — Esau. Wohl möglich, mitunter wenigstens. Ich kenne mehr als Einen, der diesen Titel verdient. — Jakob. Sollte der Nahme dieses Raubvogels nicht vielleicht aus haben und ich zusammengesetzt seyn? — Esau. Wahrscheinlicher als aus haben und nicht." (Man sieht, daß Esau damals schon seinem Bruder Jakob das Linsen-Gericht weggefischt, und er etwas zu viel von den Hülsenfrüchten genossen hatte.) — In einem politischen Dialog, über das Gleichgewicht von Europa, sitzt die alte Jungfrau Europa auf dem Rücken des Jupiter, der sich in einen Ochsen verwandelt hat, und Philon spricht: „Besser wäre es, wenn der Ochs sich in einen Jupiter verwandelt hätte, und auf dem Rücken der Europa säße." (An einem Ochsen kann Hr. Friedrich nun einmal nicht vorbey gehen, ohne ihn zum Turnen einzuladen.) — In einem Dialog: Paroli! oder die drey Musen und der Rehbock, klagt er, daß er sein Töchterchen mitgenommen, um das Lustspiel der Rehbock spielen zu sehen; denn am Schlusse des ersten Acts habe er es nach Hause schicken müssen. Daran hat er sehr wohl gethan. Vermuthlich hat das Töchterchen zu Hause in den Turnspielen des Papa's folgende Stelle gelesen: „Sempronius. „Stelle dir vor, aus lauter Zerstreuung verwechselt meine Frau die Thüren und geräth in das Schlafzimmer meines Comtoir-Dieners, einen Stock höher. Wäre ich nicht dazu gekommen, beym Himmel! es, hätte ein Unglück geschehen können." Cajus antwortete: „So? — Ey nun erkläre ich mir erst „warum sie sich vor der Verheyrathung mit dir „auf einmal in mein Schlafzimmer verirrt hat." (Wenn nur das liebe Töchterchen nicht aus dem Regen in die Traufe gerathen ist.) —

Die kleinen Romane und Erzählungen von Heinrich Döring sind ein Wiesenbächlein, welches in gar zu vielen Krümmungen fließt, und an dessen niedrigem Ufer die allbekannten Blümlein wachsen. Indessen, das Wasser ist klar. —

Tielmann hat in Riga Livona's Blumenkranz herausgegeben. Die Blumen sind sehr verschiedener Art, und wenn sie auch nicht Alle riechen, so ergötzen sie doch das Auge. Aber auch der lieblich dufftenden sind viele darunter. Sehr wohl hat es uns gefallen, daß prosaische, gehaltvolle Aufsätze mit Gedichten wechseln. Die Schilderung des Luxus, der Sitten und Gebräuche der Livländer zur Zeit der Ordensregierung ist eben so unterhaltend als belehrend, und manche alte Verordnung könnte noch heute gelten, z. E.: „die „Jungfrauen sollen mit den fremden Haaren eine „sothane Maasse halten, daß ein Ehrbar Rath nicht „verursacht werde, ein anderes dagegen vorzuneh„men" — „doch läßt ein ehrbar Rath die sammt„nen Frauenmützen, so itzo gebräuchlich, vor dieß„mal passiren, nur daß die gemeinen Bürgerfrauen „mit dem Besticken eine Maaße halten." — „Der „Frauen und Jungfrauen Unterröcke sollen mit kei„nen goldnen und silbernen Spitzen oder Galau„nen besetzt seyn, auch sind die Oberröcke mit ei„nem langen Schweif oder Schlepf, so ein schänd„oder ärgerlicher Mißbrauch, verboten." — 1670 wurde den Schneidern befohlen, die Kleider nicht länger als eine Elle hoch von der Erde zu machen; also ungefähr wie jetzt die Altenburger Bäuerinnen sie tragen. 1545 verfügten die Stände zu Wolmar, „der Adel möge, zum Beispiel für andere, alles „orgen und küssen mit den Damen im Tanz unter„lassen, die adlichen Jungfrauen sollten sich des „Gaffens und Scherzens enthalten, und die gemei„nen Diener sich nicht der unschicklichen Handgriffe „mit den Fräulein bedienen." — Seltsam war der Gebrauch, daß eine Braut vor dem Altar wohl eine halbe Stunde auf das Jawort warten ließ. — Der Hochzeitsaal mußte mit Heu bestreut werden, wenn man nicht in verschüttetem Biere stehen wollte. Auch foderte die Sitte, daß die Braut dem Bräutigam einen Sohn oder Tochter zutrank. — Als die Perlen-Kragen an den Hemden verboten wurden, da wurde es Mode, allerley Reimsprüche in die Hemden zu nähen, die nach dem derben Geschmack damaliger Zeit zu schließen, oft seltsam genug gewesen seyn mögen. —

Hier ein Vers aus einem alten Hochzeitsgedichte:

Geff her de schmücke Hand,
Der Lev tho enen Pand,
Myn trute leve Liefken,
Leve My

Digitized by Google

Wie Ik dy,
Myn Zibbing un myn Ziesken.
(Küchlein und Zeisig.)

Dieser nordische Blumenkranz, aus welchem noch manches schöne Blümchen zu erbeuten und vorzuweisen, der Raum leider nicht verstattet, schließt mit sehr artigen Geschenken des Augenblicks für den Augenblick. In einer fröhlichen Gesellschaft nehmlich wurde eine Art von Gedanken-Lotterie gebildet, indem man verschiedene Worte auf Papierstreifen schrieb, diese in einem Hute durcheinander mischte, und dann Jeden einen Streifen ziehen ließ, worauf her, welcher gezogen, unter das vom Zufall ihm zugetheilte Wort, in Beziehung auf dasselbe, etwas schreiben mußte, launig oder ernst, wie es ihm beliebte. Die hier gedruckten Proben beweisen, daß eine sehr gebildete Gesellschaft beisammen war. Z. E. derjenige, der die Worte Vormals und jetzt ergriffen hatte, schrieb darunter: „Vormals entzückte die Hauptstadt ein Kampfspiel mit 600 Löwen — jetzt die Hauptstädte das Possenspiel eines Hundes." — Unter Jean Paul wurde geschrieben: „Werde doch wieder ein Deutscher Friedrich Richter, damit nicht der heutige Puerismus oder Purismus dich bewährten Wehrmann deutscher Geistesfreiheit als Fremdling verbanne." — Unter Vaterlandsliebe: „Sie ist die Dampfmaschiene in der großen Staatsfabrik, die alle Federn und Hämmer in Bewegung setzen soll." — Unter Schaumünzen: „Höflinge sind oft Schaumünzen, nur zum Staat, nicht für den Staat, sauber und leicht geprägt, von wenig innerm Werth, und, außer der Cour, fast überall außer Cours." — Unter Reise: „Jüngling! deine Reise durch die Welt gleiche der Reise um die Welt; verliere auch du nur Einen Tag — den letzten."

Das Büchlein ist durch einen guten Kupferstich, das Bild des verstorbenen Fürsten Barclay de Tolly, und durch die Darstellung einiger Liefländischen Gegenden geziert, welche dem deutschen Leser beweisen werden, daß Liefland nicht ein so flaches Sandland ist als man gewöhnlich glaubt, so wie der Inhalt des Büchleins ihm bewiesen hat, daß die Musen dort auch gern wohnen.

Der Freyherr von Berlepsch.

Dieser muthige Mann hat eine neue Schrift an das deutsche Publicum herausgegeben, in welcher er sein Mißgeschick am Bundestage erzählt, und von dem preußischen Gesandten, Grafen v. der Golz, meint: „er sey ein Obermarschall, der mehr dazu geeignet seyn möchte, ein „Hoffest anzuordnen, als dasjenige zu vertreten, „was jedem deutschen Staatsbürger wichtig sey." Diese nicht süße Bemerkung gründet sich nemlich darauf, daß dem Herrn v. Berlepsch die Verwendung der preußischen Gesandtschaft am Bundestage ausdrücklich und schriftlich zugesagt war, daß aber nichts für ihn geschah; denn bekanntlich wieß der Bundestag seine Klage nicht nur ab, sondern verwieß ihm auch in herben Ausdrücken sein unehrerbietiges Benehmen, und der preußische Gesandte trat der Majorität bei, ohne ein Wort von Verwendung fallen zu lassen. Das ist allerdings nicht wohl zu erklären; denn da dem Herrn v. B. die Königl. preußische Verwendung versprochen worden war, so hatte er wohl allerdings ein Recht sie zu erwarten. — Nebenher beweist der Verfasser, daß das Weimarische Oppositionsblatt leichtsinnig und unwissend ihn beurtheilt habe, da es doch auf Gründlichkeit und Kenntniß Anspruch mache. Was das letztere betrifft, so glauben wir, daß er dem Oppositions-Blatte Unrecht thut; es ist in dieser Hinsicht entspruchlos. —

Von dem Zutrauen auf deutsche Landstände sagt Herr v. B.: „ohne die Anwesenheit eines unabhängigen Bundesgerichts, und eine genauere Befolgung der Executionsordnung, als es in Deutschland Sitte war, kann ich diese Hoffnung nicht hegen. Ich bin zu wahrhaft, um nicht geradezu zu behaupten, daß die Landstände der neuern Zeit nichts anders als Zank und Unruhen bewürken werden, die den merkantilen Journalisten nur Stoff zu manchen Artikeln ihrer Flugblätter geben werden, um etwas pikantes aufzutischen, da das Publicum daran Geschmack findet." (Das sagt ein wohlunterrichteter und in solchen Dingen sehr erfahrener Mann.) —

Das ihn betreffende Protocoll der Bundestagsversammlung liefert er wörtlich, mit dem herben Zusatz: „da der Leser dieser Protocolle täglich weniger werden, weil sie den Verstand so wenig erleuchten, als das Herz zu patriotischen Gesinnungen erwärmen; mithin von eben so wenigem Nutzen sind, als es die Verhandlungen des ehemaligen Regensburger Reichstages waren, die jeden irgend gebildeten Mann anekelten."

Hr. v. B. hat nun eine wichtige, seine Rechte beweisende Druckschrift, 149 Seiten stark, vollendet, unter dem Titel: Appellation an den gesunden schlichten Menschenverstand u. s. w., die aber zur Zeit noch nicht in den Buch-

Digitized by Google

handel und in's Publicum getreten, weil er sie zuvor an Se. Majestät den König von Preußen geschickt hat. Sie bezieht sich auf zwölf Vorgänge, die den Verfasser und seine Rechtssache charakterisiren, sie entwickelt sieben Folgerungen und widerlegt in siebzehn Abfertigungen alle Beschuldigungen gegen ihn. Wenn der König das Betragen seines Gesandten mißbilligen, und diese Mißbilligung in den Protocollen der Bundestagsversammlung widerlegen lassen will, so soll jene Druckschrift vernichtet werden. Hr. v. B. fordert auch nicht, wie Hr. von Grävell, daß der König die Exemplare dem Verleger abkaufen soll, wohl aber setzt er ihm gleichsam einen Termin von zwei Monaten; bleibt die Königliche Antwort länger aus, so soll jener Schrift die ausgebreitetste Publicität gegeben werden.

Der König antwortete ihm, er habe seine Eingabe an den Hrn. Staatskanzler gelangen lassen, an welchen Hr. v. B. nun auch ein Schreiben ergehen ließ, welches mit den Worten anhebt: „Da es scheint, daß Ew. Durchlaucht nicht gern antworten."

Was nun weiter in dieser seltsamen Streitsache geschehen wird, darüber wird Hr. v. B. ohne Zweifel das Publicum nicht in Unwissenheit lassen. Er schließt mit folgenden Worten: „Bin ich, „— wie diese Wahrheit klar zu Tage liegt — von „der Bundesversammlung auf ewige Zeiten öffentlich beschimpft, so muß diese Beleidigung auch „eben so öffentlich vernichtet werden, als sie statt „gefunden hat; denn die Hrn. Gesandten in Frankfurt, und am wenigsten der Königl. Preußische, „haben von dem deutschen Volke keine Bevollmächtigung erhalten, einen Deutschen in einer wahren „National-Angelegenheit zu beleidigen."

(Wir können uns der Bemerkung nicht enthalten, daß selbst das Recht einnehmend oder zurückstoßend erscheint, je nachdem es vorgetragen wird, und daß derjenige, der durch die letztere Art des Vortrags Anerkennung seines Rechts erzwingen will, das menschliche Herz nicht kennt.)

Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen. (Köln 1818)
(Mit fünf Abbildungen in Steindruck.)

Der sich um vaterländische Specialgeschichte verdient machende Herr Professor Wallraf, hat unter diesem Titel den ersten Band einer Sammlung für die Geschichte von Köln herausgegeben, die er durch Zusammenstellung des zerstreut vorhandenen und durch neue Beiträge fortzusetzen gedenkt. Köln, das erst neuerlich durch seinen Dom die Aufmerksamkeit der Alterthums- und Kunst-Kenner wieder auf sich gezogen, ist eine der ältesten Städte. Sie predigt uns in dem Verfall ihres Handels und Glanzes die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge. Das Interesse einer bessern Zukunft liegt in den Händen ihrer neuen Regierung, vielleicht kann es der historische Rückblick verstärken helfen.

Der Verf. der obigen Schrift geht auf ihren Ursprung zurück, soweit Nachrichten und Denkmäler reichen.

Agrippa, Kaiser Augusts Schwiegersohn und Thatenführer, bestimmte diesen Boden zu einem römischen Standquartier. Seine Popularität, die römischen Feste und die Sicherheit des Aufenthalts wurden bald sehr anlockend für ein bereits Handel treibendes teutsches Volk, die Ubier, die am jenseitigen Ufer von den ihnen gehässigen Sueven oft gedrängt wurden. Bald wurde der Ort der Hauptsitz der Ubier, und Agrippina die jüngere, die Mutter des Nero, die hier geboren ward, gab ihm den Namen ihrer Colonie — (Colonia agrippina) die Ubier verschmolzen mit den Römern, und trugen Spott und Haß teutschgesinnter Stämme davon, als sie, nur glücklich im Handelsgewinn, sich Agrippinenser zu nennen anfingen. In dem von Agrippa erbauten Marstempel (wo jetzt das Rathhaus steht,) hing das Siegerschwert des Julius Cäsar, hier hingen die gemeinschaftlichen Feldzeichen und Siegestrophäen der Römer und Ubier; der Dolch, womit sich Kaiser Otho entleibte u. s. w. — (Die Bemerkung Cäsars wollen wir nicht übergehen, daß das Anwohnen der Ubier am Rhein die größere Humanität, — (heißt wohl bei ihm Gefälligkeit gegen die Römer?) — verursacht habe; und daß sie durch Handel und Nachbarschaft sich an die Gallischen Sitten gewöhnt hätten. In viel spätern Zeiten vergaßen sich noch unsere teutschen Großen und Reichen, auch ohne Handel und Nachbarschaft, soweit, daß sie die üppigen Sitten der Gallischen Nachkömmlinge und hohle Phrasen aus Paris holten.) Um auf den Verf. zurückzukommen, so behauptet er von der bekannten Legende der Eilftausend Jungfrauen unter Anführung der heil. Ursula, daß allerdings die Ankunft einer ansehnlichen Gesellschaft von etwa 100 Köpfen aus dem damals, (im dritten Jahrhundert) schon christlichen Britannien wohl möglich gewesen. In verschiedenen Städten sey das Andenken ihrer Reiseroute übrig; man habe Namen davon in Gräbern und Särgen, auch weibliche Skelette mit Spuren von Verwundung gefunden. (Unter den vielen tausend Knochen, womit die St. Ursula Kapelle, statt einer Tapete, in allerley Fi-

garen bekleidet ist, mögen wohl viel Römische Soldatenknochen mit vermischt seyn, wenn diese seltsame Auszierung nicht aus einer spätern Zeit stammt.) — Im Jahr 1164 brachte der Erzbischof Reinald, allen Bewerbern glücklich zuvorkommend, die Leiber der heil. drei Könige aus Mailand nach Köln, die, wie man weiß, die am Grabmal mit Edelsteinen verzierten prächtigen Namen, Casper, Melchior und Balzer führen, und von denen eine Dublette in Mailand zu schauen ist. Damals fehlte wenig, daß sich, um dieser drei Gerippe willen, viele tausend Menschen ermordet hätten; denn Pfalzgraf Konrad wollte sie mit Heeresmacht wegholen, zog aber ab, als er 100,000 gläubige Kölner und Bundesgenossen bereit sah, den unermeßlichen Schatz von brauner Haut und Knochen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Wichtiger waren die Zwiste und Fehden der Bürger mit ihren Kurfürsten, die auf ihren, mit dem wachsenden Reichthum wachsenden Freisinn oft erbittert gewesen sind. Man hieß die Kölner in jenen Zeiten: „die Herren von Köln." — Außer den topographisch historischen Antiquitäten theilt der Herausgeber auch einige Gebräuche der Vorzeit mit, die Abwaschung im Flusse, eine alte Heirathsformel und die alte Gottestracht. — Die Reflexionen und Vorschläge zum besten Kölns (S. 68.) dürften eine Beachtung der Regierung verdienen. Der Raum dieser Blätter erlaubt es übrigens nicht, von dieser Localschrift mehr zu erwähnen.

Merkwürdige Geschichten, für deren Wahrheit wir nicht bürgen. (Beschluß.)

4. Brissard.

Ein Missionair, der sich einige Zeit in der kleinen Stadt Meuz-sur-Loire aufhielt und daselbst predigte, wollte die Wirkung seiner Buß-Predigten noch dadurch verstärken, daß er die Leute mit Gewalt zur Beichte zwang. So fiel ihm eines Tages ein Herr Brissard in die Hände, den er mitten in der Kirche beym Kragen nahm und in die Sacristey schleppen wollte. Brissard, durch dieses Betragen empört, machte sich los von ihm und beichtete nicht. Einige Zeit nachher erschoß sich dieser nemliche Brissard, in einem Anfall von hitzigem Fieber, mit einer Flinte die man unvorsichtiger Weise geladen in seinem Zimmer gelassen hatte. Da trat der Missionair auf die Kanzel und sprach: „Meine Brüder! da habt ihr ein auffallend Beyspiel des Schicksals, welches den unheilbaren Sünder erwartet. Vergebens habe ich alles versucht, ihn auf den Weg des Heyls zu führen. Was ist nun aus ihm geworden? Der Elende hat sich umgebracht: er ist in der Gottlosigkeit dahin gefahren! wo ist er jetzt? in den Höllenflammen! er brennt! er brennt! meine Brüder! er brennt und schreyt: (Hier ahmte er das Geschrey des Verdammten nach) Wo ist der gute Missionair? wo ist er, daß ich ihm beichte? o warum kann ich, seinen christlichen Ermahnungen folgend, meine Seele nicht mehr von der ewigen Verdammniß erretten!" Diese saubere Predigt wurde gehalten in Gegenwart der Wittwe des Verstorbenen.

5. Anna Grandjean

Diese arme 92 jährige Frau, die wegen sogenannter aufrührerischer Gesänge eine Zeitlang eingesperrt war, lebte von der Unterstützung ihres Sohnes und von Wohlthaten des Publicums, und wurde dabey nicht immer satt. Eines Tages, im July, pflückte sie einige Kirschen von einem fremden Baume um ihren Hunger zu stillen, wurde von dem Feldwächter dabey überrascht, der Obrigkeit übergeben, und verurtheilt, zwey Tage im Gefängniß zu sitzen, einen Franken Strafe und die Unkosten zu bezahlen. Dieser Spruch warf die Alte aufs Krankenlager, allein der Maire ließ sie da wegreissen und, nicht in das gemeine Gefängniß, sondern in einen Keller werfen, dessen Luftloch durch stinkenden Mist verstopft war; einige faule Strohhalme gab man ihr zum Lager und einen Stein zum Kopfkissen. Bald hörten die Vorübergehenden sie wimmern, keiner blieb ungerührt; selbst der Feldwächter, der die Anzeige gemacht hatte, ging mit zum Maire; man bat und flehte um die Erlaubniß, ihr Hilfe bringen zu dürfen, sie eine bessere Luft athmen zu lassen — vergebens! man stellte vor, sie werde sterben — Immerhin! sagte der Maire, aber sie soll bleiben bis sie ihre Zeit ausgesessen hat. Und meine arme Mutter starb wirklich in diesem Kerker! so ruft der Sohn in seinem Berichte. Der Obriste Baron Gueret, der sich zufällig an dem Orte befand (in Corny unweit Metz) überzeugte sich durch den Augenschein, war empört durch die Grausamkeit des Maire, stellte ein schriftliches Zeugniß über die Sache aus, welches außer ihm noch 20 Zeugen unterschrieben, und denunciirte persönlich die That bey dem Präfecten des Mosel-Departements, einem Grafen Toqueville, welcher kühl antwortete: ich werde es untersuchen lassen. Allein der Maire soll eine Creatur von ihm seyn, und es ist keine Untersuchung, vielweniger, eine Bestrafung erfolgt. (Man muß sich nur wundern, daß die wohlthätigen Wirkungen der Constitution noch immer in Frankreich nicht sichtbarer werden.) —

Französische Miscellen.

Die historische Bibliothek (4r Band 5s Heft) liefert folgenden Auszug aus einer Censur über ein Portugiesisches Werk:

Lissabon, den 12. Septbr. 1818.

Sire!

Wenn die Freymaurer dächten und fühlten, wie sie sollten, so würden sie sich gebessert haben. Wenn sie eine wahrhaft Portugiesische Erziehung empfangen hätten, so würden sie vor Schaam erröthen. Aber so niedrige Seelen sind nicht im Stande, edle Beschlüsse zu fassen. Es bleibt kein anderes Mittel gegen sie übrig, als der Schrecken. Man muß sie aus den Taufregistern ausstreichen, sie von ihren Aemtern jagen, die bagno's (Sklavenbehälter) und die afrikanischen Wüsten durch sie bevölkern — so muß man mit ihnen verfahren, unsere Ruhe heischt es. — Unterzeichnet: der königliche Censor, Marquis von Penalva — Derselbe, der im Jahr 1808, nachdem er die Entthronung des Hauses Braganza unterzeichnet hatte, nach Bayonne kam, um Napoleon zu bitten, Portugal einen König zu geben. —

— Folgende, eben daselbst actenmäßig erzählte Begebenheit hat sich im Departement Calvados zugetragen. Ein Schuster, Namens Feuillet, ließ sein erstes Kind bey dem Pfarrer Le Camus taufen, dem er 30 Sous bezahlte, und der von der Gevatterin, dem Gebrauche gemäß, eine Serviette zum Geschenk empfing. Sechs Wochen nachher hielt die Wöchnerin ihren Kirchgang. Nach geendigtem Gottesdienst ging sie in die Sacristey und fragte den Herrn Pfarrer, was sie ihm schuldig sey? Er antwortete: zwey Franken und — wenn er Messe für sie gelesen hätte — drey Franken. Sie hatte nur 20 Sous bey sich, und bat, ihr bis zum andern Morgen Credit zu geben, da fuhr er sie an: „Gebt mir geschwind Eure 20 Sous!" Sie gab sie. Nun stürzte er sich plötzlich auf die Hebamme, ihre Begleiterin, griff ihr in die Tasche, die unter ihrem Rocken hing, und wollte ihr mit Gewalt eine Serviette wegreißen, in der sie ein Stück geweihtes Brod verwahrte. Die Wöchnerin trat herzu und wollte Gegenvorstellungen machen, er stieß sie gegen die Mauer, entriß der Hebamme die Serviette, behielt sie, und warf das geweihte Brod mitten in die Kirche. Die Wöchnerin wurde durch dieses viehische Betragen so angegriffen, daß sowohl sie als ihr Kind erkrankten. Der Schuster klagte. Der saubere Pfarrer wurde verurtheilt, die Serviette zurückzugeben und 50 Franken zu bezahlen; allein das Friedensgericht ließ es bei Zurückgabe der Serviette bewenden. —

— Eben daselbst wird aus Strasburg berichtet, daß der Präfect, Graf Boutbilliers, zu dem Monument des General Kleber 50 Franken unterzeichnet, aber die Bedingung hinzugefügt habe, daß das Monument in einer katholischen Kirche aufgestellt werden solle. Hierauf unterzeichnete der Graf Dubreton, Generallieutenant, 150 Franken, und schrieb dazu: ohne Bedingung. —

— Es sind geheime Memoiren über die Einsetzung der Bourbons in Spanien erschienen, die aus der Correspondenz des Marquis Louville gezogen sind. Besonders merkwürdig sind die Vorschriften, welche Ludwig XIV. dem neuen Könige ertheilt. Er soll die Jansenisten verbannen, die päpstliche Macht beschränken, die Gewissensscrupel vermeiden, denen er sehr unterworfen sey, immer einen Jesuiten zum Beichtvater haben, keinen ungerechten Krieg beginnen, (also dem Lehrer nicht nachahmen) sich nicht einfallen lassen, sich in die verwittwete junge Königin zu verlieben, nie eine Oesterreichische Prinzessin heirathen, nicht so kalt und einsylbig seyn, nicht an Prophezeyungen glauben u. s. w. Dann folgen königliche Antworten auf merkwürdige Fragen, die Louville an Ludwig XIV. gerichtet hatte. „Achte Frage: Man erinnere sich des Artikels vom Gift. Wäre es nicht gut, dem Könige einen französischen Koch zu geben?" „Neunte Frage: Wäre es nicht rathsam, daß zwei oder drei vertraute Personen immer Gegengift für den König bei sich führten?" (Armer König!) — „Dreizehnte Frage: Wäre es nicht gut dem Könige zu sagen, daß er doch auch bisweilen ein Wort mit denen, die ihn bedienen, sprechen, und überhaupt nicht so unempfindlich scheinen solle?" — Vortrefflich ist ein hier mitgetheiltes Schreiben des berühmten Fenelon an diesen unempfindlichen Philipp. Jeder Fürst möge es noch heute beherzigen. Da heißt es unter anderm: „Traut Eurer ersten und selbst Eurer zweiten Ansicht nicht; schiebt Euer Urtheil auf, ergründet nach und nach. Thut Niemanden übles, aber traut nur wenig Menschen. Erlaubt Euch keinen Scherz über eine Lächerlichkeit; werdet nicht ungeduldig über Verkehrtheiten. Sagt stets die Wahrheit, aber unterdrückt sie, wenn sie nichts nützen kann. Das Gift der Schmeicheley fürchte ich für den König. Die schlechtesten Fürsten werden am meisten gelobt. Keine Kaiser sind so hoch gepriesen worden, als Caligula, Nero und Domitian. Ein König hat keine andere Ehre, kein anderes Interesse, als die der Nation, welche er beherrscht. Von seiner Regierung wird man den Schluß auf ihn machen, so wie man von einer guten oder schlechten Uhr auf den Uhrmacher schließt. Ein Reich ist

gut regiert, wenn man stets darauf bedacht ist, daß die Menschen, wenn sie arbeiten, gut zu leben haben; daß es keine Müssiggänger und Vagabunden gebe; daß das Verdienst belohnt werde; daß der König nie aus Uebermuth, Gewalt, Laune oder Schwäche gegen die Gesetze handle. So wird er seine Unterthanen gerecht, weise und glücklich machen. Er soll nur dann glauben, sein Volk sey gut regiert, wenn Jedermann arbeitet, sich nährt und den Gesetzen gehorcht. Diesen muß er selbst gehorchen, muß das Beispiel geben, denn er ist nur ein Mensch wie die andern, für deren Ruhe und Glück sich zu opfern ihm obliegt. Daß man den Gesetzen gehorche, nicht ihm, darauf muß er sehen. Wenn er befiehlt, so geschieht es nicht um seinetwillen, sondern um derer willen, die er beherrscht. Er soll nur der Mars der Gesetze seyn. — Er höre einen Jeden, er glaube aber nur klaren Beweisen. Man gewinne nichts dabei, ob man zuerst oder zuletzt mit ihm spreche. — Er studire die Menschen. Gute Eigenschaften müssen ihn nie blind für Fehler machen. Jeder Mensch hat seine Fehler; so lange man die nicht sieht, kennt man ihn auch nicht. — Des kriegerischen Muthes bedarf ein König weit weniger als des Geschäftsmuthes. Er bedarf eines wohlgeprüften Muthes gegen arglistige Minister, Schmeichler und lockende Vergnügungen. Er muß muthig seyn zur Arbeit, muthig bei üblen Erfolgen, muthig gegen Zudringlichkeit. Der Kriegsmuth ist glänzender, aber steht unendlich tief unter jenem Muth des ganzen Lebens und jeder Stunde. Franz I. war ein Held in der Schlacht, aber dann die Schwäche selbst. Schimpflich verschwendete er an seinem Hofe allen Ruhm, den er bei Marignan erworben hatte." — (Uns will bedünken, diese Lehren enthalten die beste Constitution, unter der wir leben möchten. Ja, wenn sie befolgt werden? — ey, das kann man von jeder Constitution sagen, denn eine jede lehrt was zu thun ist.) —

Der neue graue Mann theilt in der sechsten Lieferung eine Supplik mit, deren fünfter Punkt also lautet: „Man schicke die Schweizer nach Hause; denn ein Tractat, der Fremden mehr Sold zugesteht als Einheimischen, und der dem Verbrechen Straflosigkeit zusichert, ist entehrend für das französische Volk, welches Sclaven zu festgesetzten Preisen zu Bewachung seines Souverains berufen sieht, während alte Diener des Vaterlandes verkannt im Elend schmachten." —

Derselbe graue Mann kündigt ein Journal ganz neuer Art an, das weder eines Redacteurs noch Censors bedarf, noch jemals von der Polizey angefochten werden kann. Eine Gesellschaft von Damen nemlich, die aller lebenden Sprachen mächtig sind, werden ein Journal Verbal quotidien, ein tägliches mundliches Journal herausgeben. Zu diesem Zwecke werden in der Hauptstadt zwölf Hörsale eröffnet, deren Jeden eine Dame von erprobter Beredsamkeit, eine alte Marquise u. dergl. vorsteht. Täglich werden vier Sitzungen gehalten, in welchen die Vorsteherin mit vernehmlicher Stimme die Function einer Zeitung verwaltet, und Alles, was die Censur gestrichen hat, mündlich vorträgt. —

Derselbe graue Mann verkündet, daß der Herr Oberzolldirector, zufrieden mit dem trefflichen Zustande des französischen Handels, jetzt beschäftigt ist, Verbindungen mit Cochin-China anzuknüpfen.

„Bei der ersten Vorstellung des Wirthshauses der vier Nationen (Auberge des quatre nations) eines Vaudeville's, welches zur Feyer des Abzugs unserer Freunde, der Feinde, gegeben worden, hub die Ouverture mit dem Liede an: bon voyage, cher Dumollet. (Glückliche Reise, lieber Dümollet!) Alles klatschte, aber auch zwey oder drei Pfeifen liessen sich hören; es waren Schweitzer-Officiere. Hinaus! rief Hr. V., ein angesehener General-Stabs-Officier, hinaus! — mit welchem Recht? fragten die Schweitzer. — Sackerment! mit dem Rechte des Stärkern. — Sie wurden würklich hinaus geschoben und gestoßen." (Es ist wohl kein Zweifel daß, die Schweitzer betreffend, nächstens eine Explosion erfolgen wird.)

— Auf den General Clarke, Herzog von Feltre, ist eine satprische Leichenrede erschienen, in der es z. E. heißt:

„Was ist bewundernswürdiger, als das Leben eines großen Mannes, der in allen Partheyen der Revolution sich auszuzeichnen wußte; der — die gemeinen Vorurtheile verachtend und der öffentlichen Meinung spottend, — in der Schreckenszeit Sansculotte, — im Kaiser-Reich Buonapartist, und in der rechtmäßigen Monarchie Ultra-Royalist war! 1793 hätte er dem Brutus geglichen, wenn er Gefahren getrotzt hätte; 1804 war er ein Marc-Antonius, und 1815 ein Sejan, obgleich nicht Minister eines Tiberius."

„Clarke hatte in Amerika die Grundsätze der Freiheit eingesogen: beim Ausbruch der Revolution verließ er die Sache der Könige und sah sein ganzes Regiment auswandern. Ein Officier desselben schlug ihm ein Darlehn von 25 Franken ab, und fügte hinzu: er würde gern 100 geben, wenn er ihn könne hängen sehn. Ach! meine Herren! wenn dieser unbescheidene Wunsch erhört worden wäre, so würden wir heute nicht den traurigen Trost haben, Sie von den hohen Tugenden dieses Mannes zu unterhalten u. s. w." — In diesem Tone geht es immer fort. Von Buonaparte soll er Ohrfeigen empfangen, dagegen ihm gerathen haben, in Spanien zu beharren, wenn es ihm auch 2 Millionen Menschen kosten sollte; denn da er 12 Millionen Unterthanen dort wieder stellen werde, so profitire er ansehnlich dabey. — Nach der Schlacht von Waterloo sey Clarke den Siegern zu Hilfe geeilet. Die Rede schließt mit einem Gebet an Gott: Alle diejenigen in sein himmlisches Freudenreich zu berufen die dem Herzog von Feltre gleichen.

Literarische Bemerkung.

Ueber die in allen Zeitungen erwähnte Schrift: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, erlauben wir uns nicht unsere Meinung zu sagen, denn wir wissen, daß diese Schrift officiell ist. Destomehr müssen wir uns wundern, daß die Zeitungen diesen Umstand ignoriren, und daß ein Nachdruck derselben mit dem Namen des Redacteurs erschienen ist, da nur 50 Exemplare zur confidentiellen Mittheilung an die verbündeten Mächte bestimmt, in Aachen auf höhern Befehl gedruckt worden sind.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 8. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Französische Neuigkeiten.

Das erste Heft des fünften Bandes der bibliotheque historique — deren Herausgeber nun auch in einen Proceß verwickelt sind, jedoch versichern, daß, er möge ausfallen wie er wolle, das Werk keine Unterbrechung leiden solle — erwähnt einer, in dem Departement der haute garonne erschienenen, und in der Vendée häufig vertheilten Schrift, betitelt: Unglückliche Begebenheit, die sich 1817 in der Gemeinde von St. Pierre zugetragen. Der gute Pfarrer des Orts verließ am Himmelfahrtstage die Kirche, um einem Kranken den lieben Gott zu bringen. Sein Weg trug ihn vor 16 jungen Mädchen und 16 jungen Burschen vorbey, die eben tanzten. Er gebot ihnen, den Tanz zu unterbrechen. Sie thaten es nicht, antworteten beleidigend, schlugen diejenigen die sie auseinander treiben wollten, und spuckten dem guten Pfarrer in's Gesicht, ob er gleich die heilige Hostie trug. Aber was geschah? Gott, um sie zu strafen, ließ sie Alle zusammen immer fort tanzen, bis sie so schwarz waren wie ein Schornstein, und man keinen von ihnen mehr erkennen konnte. Endlich, am 15. August, wurden ihre Leiden geendigt, denn in der Mittagsstunde, während der Messe, als eben die Hostie aufgehoben wurde, that sich die Erde weit auf, und verschlang alle diese Unglücklichen, worauf sie sich wieder schloß. Das Büchlein versichert, solches sey ganz gewiß. —

Ueberhaupt steht das Tanzen jetzt in Frankreich in keinem guten Geruche. Eine Dame schreibt aus Montbrillard an die Herausgeber: „Herrliche Gewissensfreyheit! wenn nur der finstere Fanatismus sie nicht trübte. In dem schönen fruchtbaren Elsaß ist die Natur so lachend; aber auch nur sie, Spiel, Tänze und Fröhlichkeit, sonst hier zu Hause, sind verbannt. Vormals, und schon in den ältesten Zeiten, war das Kirchweyhfest stets der Freude gewidmet: jetzt besteigt der Pfarrer die Canzel und donnert gegen das Tanzen, und beschreibt sehr lebhaft die möglichen Folgen, die manches unschuldige Mädchen durch seine Predigt erst kennen lernt. Neulich habe ich auch einen solchen Pfarrer predigen hören, der, nachdem er weidlich auf Calvin und Luther geschimpft, plötzlich auf Voltaire und Rousseau überging und sie dermaaßen verfluchte, daß die ganze Versammlung bebte. Eine alte Frau schien besonders durch ihr wiederholtes beyfälliges Nicken dieses Fluchen zu billigen. Als wir nun aus der Kirche giengen, machte ich mir den Spas sie zu fragen, welcher Ketzereyen Voltaire und Rousseau sich schuldig gemacht hätten? „Voltaire, sagte sie, war ein boshafter Hexenmeister, und — Rousseau — noch weit schlimmer — ein Philosoph, der alle neugebohrnen Kinder opferte." — Bey diesen Worten rief eine junge Mutter aus: Der abscheuliche Mensch! und drückte schaudernd ihren Säugling an die Brust. Ich wurde gewahr, daß er nicht geschnürt und gewickelt war, was sonst mit kleinen Kindern in elsassischen Dörfern zu geschehen pflegt, und ich schloß daraus, daß eine so zärtliche Mutter, die aus bloßer Mutterliebe that, was Rousseau lehrte, nicht geschaffen sey um ihn zu hassen. — Was glauben Sie, meine Herren? werden die Wohlthaten, die Frankreich seiner Constitution verdanken mag, sich nie bis zu uns erstrecken? —

— Zu Jussey wurde eine alte Frau krank, die lange Zeit in der Bude des Kaufmann Mouillet Waaren verkaufte, und das Vertrauen des ganzen Hauses genoß. Als sie ihren Tod heran nahen fühlte, ließ sie den Pfarrer Paillard zu sich bitten und beichtete ihm, worauf er versprach, ihr am andern Morgen die Sacramente zu reichen. Allein er kam nicht, und auf wiederhohlte schriftliche Einladung des Kaufmanns, weigerte er sich dessen auch schriftlich sehr bestimmt. Die Frau starb. Nun erschien der Pfarrer vor dem Hause mit seinen Chorknaben, aber nur, um mitten auf der Straße, in Gegenwart der Leidtragenden und des versammelten Volkes, auszurufen: „Man bringe den Leichnam „weg! Jeder mag leben und sterben wie es ihm be„liebt, allein die Kirche weiß auch, was sie zu thun „hat. Ich werde mein Amt hier nicht verwalten. „Diese Frau hat in Lastern gelebt, ist in Lastern „gestorben, und in Lastern wird sie begraben werden. „Sie ist bey ihren Lebzeiten nie in der Kirche gewe„sen, sie soll auch nach ihrem Tode nicht hinein „kommen, und ich werde kein Gebet für sie verrichten.

„Folge mir wer Lust hat!" Mit diesen Worten entfernte sich der brave Mann und ließ die Versammlung in der größten Bestürzung. —

— Der Marquis d'Ecquevilly, der die Feldzüge des Condéischen Corps als General-Quartiermeister desselben beschrieben hat, wird von Vielen, und besonders von dem grauen Manne, gewaltig persifflirt; vollends über seinen Bericht von dem Aufenthalte dieses Corps in Rußland unter Paul I. Wahr ists, daß der Herr Marquis sich mit großer Behaglichkeit beym guten Essen und Trinken und bequemen Schlafen aufhält, und daß er in dieser Hinsicht Dinge erzählt, die man in einem Werke, Campagnes betitelt, nicht suchen sollte. So beschreibt er z. B. seine Wohnung in Petersburg: „sie bestand aus 5 oder 6 Zimmern, deren Eines ein Gemählde-Cabinet war, und alle wurden durch eine Menge Wachslichter erleuchtet. Die Matratzen und der Strohsack meines Bettes waren mit rosenfarbenem Atlas überzogen." Und ein Gastmahl beym Grafen Besborodko: „Da gab es Bedienten, Heyducken, Läufer in rothen, auf allen Nähten mit Tressen besetzten Jacken, Cammerdiener in Kastanienbraunen Kleidern mit breiter Goldstickerey. Die Pracht der Tafel entsprach der des Hauses. Sie war im Ueberfluß für 70 Personen mit Geschmack servirt: Das reichste Silberzeug, die schönsten Crystalle, die auserlesenste Wäsche und eine köstliche Zurichtung der Speisen fanden sich vereinigt. Die seltensten Fische, und besonders der in Rußland so hoch geachtete Sterlet, waren da im Ueberfluß. Man spricht von einer Sterletsuppe, mit welcher der Fürst Potemkin die Kayserin Catharina bewirthet, und welche Tausend Thaler gekostet haben soll." Hingegen schimpft der Hr. Marquis auf die Generale Suwaroff und Rosenberg. Von dem erstern heißt es: „sein Mittagsbrodt, wie sein Frühstück, bestanden in Brandwein und einigen groben Speisen" und von dem letztern, der in Kiew die Honneurs machte: „seine Gastfreundschaft beschränkte sich auf einige Bouteillen Bier und Käse, die er Abends denen vorsetzte, welche kamen um Taback mit ihm zu rauchen." — Den polnischen Adel rühmt der Hr. Marquis, von dem deutschen hingegen sagt er: „er stieß gewöhnlich unsre Edelleute zurück, mit einer Verachtung, welche sie nicht gestimmt waren zu ertragen." Indessen scheint es doch, daß viele derselben würklich nichts besseres verdienten, denn sie führten sich in ihren russisch-polnischen Quartieren so schlecht auf, daß Paul I. genöthigt war, an den Prinzen von Condé zu schreiben: er möge alles Ernstes und ohne Ansehen der Person noch des Ranges diejenigen strafen, welche den französischen Mode-Grundsätzen zugethan wären; denn wenn er, der Kayser, sich unmittelbar darein mische, so möchten die Maaßregeln vielleicht allzuwürksam seyn. Das half aber auch nichts. Der Prinz sah sich genöthigt, mehrere auszuschließen. Endlich ermordete sogar Einer seinen Cammeraden, aus Verzweiflung weil er sein Geld im Spiele verlohren hatte, wurde arretirt und bekam die Knute. —

— In einer satyrischen Abhandlung über den Menschenhandel sagt der graue Mann: „Aber ist dieser Handel nicht abgeschaft? hat nicht England, zum erstenmale in Uebereinstimmung mit der Menschlichkeit, in allen seinen Tractaten stipulirt, er solle nicht mehr statt finden? — Allerdings, allein man muß wohl unterscheiden; um des Privilegiums, nicht verkauft werden zu dürfen, theilhaftig zu seyn, muß man eine Haut haben, schwarz wie Ebenholz, eine aufgestuzte Nase und krause Wolle auf dem Kopfe. Wer diese Vorzüge nicht besitzt, der läuft Gefahr nach der Taxe verkauft zu werden wie ein Lastthier. Wir sprechen nicht von dem Sclavenhandel der Barbaresken, auch nicht von dem der orientalischen Frauen, die bey uns auch oft genug in den größten Familien verkauft werden; allein es giebt von Zeit zu Zeit in Europa Sklavenmärkte, wo, bei Geldmangel, die Seelen, als Scheidemünze, Städte und Dörfer als Trinkgelder dienen. Den ersten Rang unter den Handelshäusern dieser Art behauptet England ꝛc." —

„In den Niederlanden" so geyfert der graue Mann ferner, „hat man seit 1816 Verbannte verkauft, und wenn vom Menschenhandel die Rede ist, so dürfen die guten Schweitzer ja nicht vergessen werden, die täglich ihre eigenen Söhne verkaufen, und bey Gelegenheit auch sich selbst verkaufen würden, so groß ist ihre Gefälligkeit. Der Schweitzer ist auf den europäischen Märkten jetzt die gangbarste Waare ꝛc." — (Bey dieser beliebten und belobten französischen Preßfreyheit, welche besonders nach allen Fremden mit Koth und Steinen werfen darf, können wir nicht umhin uns den Besitzer eines Pallastes zu denken, der zwar nicht dulden will, daß seine Hausgenossen unter sich einander schelten, der aber jedem derselben erlaubt, den Kopf zum Fenster hinaus zu stecken, um alle seine Nachbarn auf das Pöbelhafteste zu beschimpfen.) —

— Dahin gehört wohl auch ein neuer französischer Kupferstich, oder Steindruck. Auf demselben sind vorgestellt ein Oesterreicher, ein Preuße, ein Russe und ein Engländer, die eben abmarschiren wollen. Auf der Schwelle des Hauses, aus welchem

sie kommen, steht ein französischer Soldat, der den Arm in der Binde trägt, und — der Versicherung des grauen Mannes zufolge — mit Stolz und Verachtung (!) auf sie herabsieht. Neben ihm sezt eine junge Frau zerbrochene Bouteillen und andere Trümmer aus, durch welche die Genüsse angedeutet werden, denen die liebenswürdigen Fremdlinge vorzüglich ergeben waren. Der Oesterreicher entfernt sich schnell, mit gesenktem Haupte und einem Pack unter dem Arme. Der Preuße schaut noch einmal zurück um seine Wirthe zu bedrohen, allein der Russe zieht ihn fort. Ein dicker, wohlgenährter Engländer betrachtet das Haus lachend, und trägt einen Korb voller Wein und Früchte mit fort. „Dieser Engländer" fügt der graue Mann hinzu: „ist ohne Zweifel nur ein gemeiner Soldat, und seine Beute steht im Verhältniß zu seinem Range. Hätte der Zeichner einen englischen General abgebildet, so würde er ihm ohne Zweifel einen Stern von Brillanten, 500000 Franken werth, auf die Brust gemahlt haben." —

Das Manuscript von St. Helena.

Man hat uns oft widersprochen, man hat uns wohl sogar ausgelacht, wenn wir behauptet haben, das berüchtigte Manuscript von St. Helena könne von Niemand anders herrühren, als von Buonaparte selbst; weil es einem Dritten unmöglich sey, Buonaparte's bösen Geist so aufzufassen. Wenn jemals innere Merkmale den Verfasser einer Schrift verrathen können, so war es hier der Fall; und doch gab es Leute, die sogar den lächerlichen Einfall adoptirten, Fr. v. Stael habe das Büchlein zum Spas geschrieben. Nun ist endlich der Schleier zerrissen und unsere Behauptung vollkommen bestätigt worden. Der Graf Las Casas macht in dem neuesten Heft der biblicitheque historique bekannt: er sey nicht wenig erstaunt, als er das Manuscript zum Erstenmale am Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen habe. „Ich fand darin" so sagt er, „eine große Menge „Wahrheiten, die aus einem mir weggenommenen „Papiere gezogen zu seyn schienen, aber auch eine „Menge grober Irrthümer. Ich erkannte Fragmente, denen ähnlich, welche ich noch besaß; ich fand „hie und da den wesentlichen Inhalt ganzer Stellen „meiner Handschrift wieder, und oft meine eigenen „Ausdrücke, oder vielmehr Napoleons eigene Ausdrücke, die ich täglich ohne sein Wissen dem Papier vertraute. Meine Papiere sind „großentheils in den Händen der Engländer, es wird „also leicht seyn, sich von der Genauigkeit meiner „Angabe zu vergewissern, nemlich davon: daß alle „schönen und starken Gedanken, alle großen politischen Ansichten, alle erhabenen und umfassenden „Ideen, mit Einem Worte, daß Alles, was fähig „ist, Bewunderung und Staunen zu erregen, in dem „Journale steht, wo ich die wörtlichen Mittheilungen, die Napoleon mir gemacht, und alle Unterredungen, die ich während 18 Monaten auf „St. Helena mit ihm hatte, aufgezeichnet habe. — „Wenn die Untersuchung dieser Schrift keine andere „Betrachtung erzeugte als diese, so würde ich nicht „anstehen zu schließen, daß sie gerade von „Longwood gekommen. Die Genauigkeit einer Menge Thatsachen würde, diesen Punkt betreffend, keinen Zweifel übrig lassen. „Allein wer ist der Urheber der Mischung in derselben? woher kommen die Zusätze, die so seltsam „gegen das übrige abstechen? in welcher Absicht hat „eine feindliche Autorität die Bekanntmachung eines „Buchs begünstigen können, welches, im Ganzen „betrachtet, das Schlachtopfer des Ostracismus der Könige nur noch ehrwürdiger machen „muß? Das sind Fragen, auf welche eine genügende „Antwort zu finden mir unmöglich ist, und welche „nur die Zeit auflösen kann."

Wir sind neugierig zu erfahren, wie unsere Politiker diese Erklärung auslegen werden? Was uns betrifft, so sind wir mehr als jemals überzeugt, daß das ganze Manuscript, so wie es da ist, von Napoleon herrührt, oder ihm nachgeschrieben, und von seiner eigenen Parthei zum Druck befördert worden. Der Graf Las Casas gesteht: es enthalte ganze Stellen seiner Handschrift und Napoleons eigene Ausdrücke; er gesteht, daß eine Menge Thatsachen genau angegeben sind; er gesteht, daß die Gedanken, Ansichten und Ideen, welche er schön, stark, erhaben, umfassend zu nennen beliebt, wirklich von Napoleon so ausgedrückt worden; er gesteht endlich, daß er glaube, sein Held erscheine dadurch noch ehrwürdiger. Wenn nun wirklich untergeschobene Stellen darin wären, welchen möglichen Grund könnte er haben, diese Stellen nicht anzuzeigen? Stellen, die, nach seiner Meinung als große Irrthümer das Ganze verunzieren? und folglich den Eindruck der Ehrwürdigkeit schwächen, in deren Glanze Napoleon hier erscheinen soll? — Ihm mußte ja nothwendig daran liegen, diese Flecken baldmöglichst wegzuwischen? er durfte ja nur die eingeschobenen Perioden mit wenigen Worten bezeichnen. — Und warum tritt er denn nun erst mit seiner Erklärung auf? Seitdem er das Manuscript am

Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen, ist doch schon eine geraume Zeit verstrichen? warum fand er denn nun erst nothwendig darüber zu sprechen? — Wir erklären uns das ganz einfach. Die Schrift wurde, wie eine Bombe, von St. Helena nach Europa hinüber geschleudert; sie sollte zünden, sie sollte wo möglich, einen allgemeinen Brand verursachen, darauf war sie berechnet. Als nun aber Napoleons Parthei gewahrte, daß das Gift, welches sie enthielt, ein wenig zu stark sey, und daß sie, statt Ehrfurcht, oft Abscheu erregte; da gieng man zu Rathe, was nun zu thun? — sie ganz abläugnen? das wollte man nicht; im Gegentheil, man fand für nöthig, da sie anfing vergessen zu werden, die Aufmerksamkeit aufs neue auf dieselbe zu richten, und zugleich die unwillkommene Sage zu vernichten, als habe Fr. v. Stael, oder irgend ein Anderer, sich nur einen Spas gemacht; die Welt sollte erfahren, daß wirklich Napoleon der Urheber derselben gewesen, und sie folglich ein Codex für alle seine Anhänger sey; zugleich aber auch sollte vor der Hand der üble Eindruck entkräftet werden, den bei ehrlichen Leuten die gar zu schroffen Lastermaximen hervorgebracht hatten; darum war obige (freilich sehr verspätete) Erklärung nothwendig, in der man jedoch sich hüten mußte, bestimmt anzugeben, was ächt und was unächt sey. Nun kann jeder Buonapartist, wenn er auch das Unglück hat, ein ehrlicher Mann zu seyn, das Büchlein zu seinem Catechismus machen, denn er braucht nur in Gedanken die Stellen, die ihm anstößig gewesen, für untergeschoben zu halten; dem Einen wird diese, dem Andern jene Stelle so vorkommen, und eben darum durfte keine bezeichnet werden. — Das ist unsere Ansicht von der Sache, eine Ansicht, die uns auf jeden Fall sehr viel wahrscheinlicher vorkommt, als die höchst seltsame Vermuthung: es habe Jemand das ächte Manuscript in seine Gewalt bekommen, und, Gott weis warum! allerlei Fremdes hineingeschoben. Was hätte dieser Jemand wohl damit beabsichtigen können? —

Maubreuil.

Die bibliotheque historique (vierten Bandes sechstes Heft) theilt noch eine andere merkwürdige Neuigkeit mit. Es ist nemlich in London eine sogenannte Adresse an den Congreß erschienen, in welcher der berüchtigte Maubreuil, Marquis d'Orvault, über die beabsichtigte Ermordung Napoleons und seines Sohnes, folgendes erzählt oder fabelt:

— — — „Während ich Paris durchstrich, schickte man sechs Boten nach mir. Alle Briefe, die sie mir gebracht haben, existiren noch, und ich erkläre daß ich kein einziges Factum behaupte, welches ich nicht beweisen könnte. — Um 8 Uhr Abends, als ich aus dem Wagen stieg, übergab mir mein Kammerdiener die sechs Briefe von der provisorischen Regierung, und sagte, ich dürfe keinen Augenblick verlieren, mich bei ihr zu melden. Meine Pferde waren sehr ermüdet, auch wollte ich mich erst umkleiden; aber mein treuer Diener, der seit 17 Jahren in meinen Diensten steht, auch von den Herren Lahorie und Talleyrand gekannt ist, sagte mir, man verlangt, daß ich mich keine Minute zu Hause aufhalten möchte. Ich begab mich also eilig zu der provisorischen Regierung. Man führte mich sogleich in das Cabinet des Prinzen v. T. . . ., der, zu meinem großen Erstaunen, mir die abscheulichen Entdeckungen machte, die ich meinen Lesern mittheilen will. Ich übergehe mit Stillschweigen die Eidschwüre, die man von mir forderte, ehe man jene gräßlichen Entdeckungen mir machte. Ich erfuhr endlich, es sey die Rede davon, Buonaparte zu ermorden, und mich habe man erwählt, um diesen Plan auszuführen. Soll ich auch der Belohnungen erwähnen, die mir versprochen wurden? es wäre unnütz. Ich will nur sagen, daß der Herzogstitel, das Gouvernement einer Provinz, ein Patent als Generallieutenant, und ein jährliches Einkommen von 200000 Franken mir zugesagt wurden. Auch wollte man mir alles lassen, was ich der Familie Buonaparte wegnehmen könnte. Sämmtliche Personen, die zum Gelingen des Plans beitragen würden, sollten Obristen-Rang erhalten. So hatte man es beschlossen vor Buonaparte's Abdankung. Nach derselben, weit entfernt, den Plan aufzugeben, dehnte man ihn noch weiter aus auf seinen Sohn und alle Mitglieder seiner Familie. Der Herr Graf von A. kam am 12. April zu Paris an, und die provisorische Regierung änderte ihren grausamen Entschluß dennoch nicht. Diejenigen, welche diese Facta unwahrscheinlich finden möchten, haben ohne Zweifel alle die Mordversuche vergessen, welche gegen Buonaparte als ersten Consul, und gegen Napoleon als Kaiser gerichtet worden. Sie haben ohne Zweifel den Proceß wegen der Höllenmaschine und die Processe von Georg Cadoudal, Picot, Rivière, Polignac u. s. w. vergessen."

Die bibliotheque historique liefert weiter keinen Auszug aus dieser Greuelschrift, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, sondern schließt mit dem, was dem Hrn. v. Maubreuil in London wiederfahren:

Digitized by Google

„Der Marquis d'Osmond, französischer Ge-

sandter, lud mich zu sich ein, und bearbeitete mich auf alle Weise, als er aber, nach zwei Monaten vergeblicher Versuche, sah, daß es unmöglich war, einen Menschen zu imponiren, den eine schreckliche Gefangenschaft, Todesfurcht und Lockungen aller Art nicht hatten erschüttern können, wurde er mein tödlicher Feind. Zuerst suchte er beim englischen Ministerium zu bewirken, daß man mich, als unter der Alien-Bill begriffen, aus England entfernen solle; allein der Minister wieß bestimmt alle deshalb gemachte Anträge zurück, und ich bezeige ihm dafür meinen lebhaftesten Dank."

Ohne Zweifel werden unsere Leser eben so begierig als wir seyn, Aufschluß über dieses furchtbare Räthsel zu erhalten.

Der Marschall Ney.

Die Glaubwürdigkeit des Generals Gourgaud, oder vielmehr Buonaparte's, als Geschichtsschreiber, hat plötzlich einen gewaltigen Stoß erhalten. Der neulich angezeigte Feldzug von 1815, der, Gourgaud's Versicherung zufolge, aus Buonaparte's eigenem Munde geflossen, ist ein Gewebe von Lügen, besonders den Marschall Ney betreffend, zu dessen Vertheidigung ein gewisser, sehr wohl unterrichteter Herr Gamot so eben eine Schrift herausgegeben, betitelt: Refutation ꝛc. (Widerlegung dessen was in dem Werke, der Feldzug von 1815, dem Marschall Ney aufgebürdet wird.) Wenn hier blos der General Gourgaud und der vormalige Präfect Gamot einander gegenüber stünden, so würde natürlich der erstere, da er sich auf Buonaparte selbst stützt, den meisten Glauben verdienen; aber zu seinem Unglück sind alle die schriftlichen Befehle noch vorhanden, welche Ney an jenen denkwürdigen Tagen vom 16. und 17. Juny empfing. Gamot hat sie sämmtlich abdrucken lassen, und die Lügen, durch welche Buonaparte das Unglück des ganzen Feldzugs auf Ney zu wälzen strebte, stehen plötzlich in häßlicher Blöße da. Vermuthlich hatte er gehofft, daß jene Befehle im Wirrwarr der Flucht verlohren gegangen seyen. Aber Alles liegt nun klar am Tage: Buonaparte ganz allein hat die Schlacht bei Waterloo verlohren.

Man wird sich erinnern, daß in Gourgaud's Schrift dem Marschall Ney wiederhohlentlich vorgeworfen wird, er habe verabsäumt, die Position von Quatrebras am 15. in der Nacht zu besetzen, wie ihm doch befohlen worden. Hingegen erzählt Gamot: Ney habe, bis zum 11. Abends, gar nicht gewußt, daß man in diesem Feldzuge ihn beschäftigen wolle, und als er, erst dann, es erfahren, habe er sich, obschon ohne Pferde und ohne Equipage, sogleich auf den Weg gemacht, und sey am 15. Abends um 7 Uhr bei Charleroy zu Buonaparte gekommen. Die Position von Quatrebras habe er in derselben Nacht nicht nehmen können, 1., weil die, seit 3 Uhr Morgens auf dem Marsche befindlichen Truppen um 8 Uhr Abends der Ruhe bedurft hätten; 2., weil er selbst noch gar nicht wußte, wo die ihm anvertrauten Corps standen, und man in der Nacht nicht wohl solche Erkundigungen einziehn kann; 3., weil man bei Frasne ein Infanterie-Bataillon von Nassau mit Kanonen antraf, daher zu vermuthen war, es werde durch ein Reserve zu Quatrebras gestützt, und es wäre nicht klug gewesen, ein Gefecht in der Nacht zu beginnen; 4., weil Buonaparte zwar 8 Divisionen Infanterie unter Ney's Commando gestellt hatte, die am weitesten vorgerückte Division aber nicht früher als um 9 Uhr Abends zu Quatrebras ankommen konnte, während die übrigen in großen Zwischenräumen zurückblieben; endlich fünftens, — weil er gar keinen Befehl dazu hatte. Das Letztere wird nun durch vier, am 16. Juni zu verschiedenen Tageszeiten geschriebene, und vom Herzog von Dalmatien unterzeichnete Ordres sonnenklar bewiesen. Erst in der dritten, bei Fleurus um 2 Uhr Nachmittags geschriebenen, und um 6 Uhr Abends dem Marschall überbrachten Ordre, befahl Buonaparte zu attackiren. In dem Augenblicke, wo dieser Befehl eintraf, war Ney schon ernstlich im Kampf begriffen, wußte schon, daß er auf keine Verstärkung zählen durfte, focht mit 17000 Mann gegen 50000 Engländer, erhielt sich mühsam in seiner Position, und konnte folglich weder den Feind zurückdrängen, noch mit Napoleon zusammenwürken, um die Preußen zu umringen. Auch die Flankenbewegung des Grafen Erlon, von der Gourgaud sagt, daß Napoleon sie nicht habe begreifen können, war von ihm ausdrücklich befohlen. — Gleichermaaßen unwidersprechlich beweist Gamot, daß Alles, was Gourgaud von dem was am 17. geschehn, erzählt, unrichtig, verdreht, verworren, kurz, blos darauf angelegt ist, den todten Marschall Ney zum Sündenbock zu machen. Auch jedem Layen in der Kriegskunst wird hier klar bewiesen, daß Ney nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.

Den Verlust der Schlacht von Waterloo soll er dadurch verschuldet haben, daß er 2000 Mann

Cavalerie voreilig in's Gefecht gebracht. Man muß bekennen, sagt Gamot, daß man unmöglich mit mehr Zuversicht die falschesten Dinge behaupten kann. Hier werden nun wiederum nicht allein Ordres abgedruckt, sondern Gamot erklärt auch, daß Generale, die gegenwärtig waren, und das Vertrauen der ganzen Armee besitzen, ihn von den Details unterrichtet haben. Es geht daraus hervor, daß Ney sehr besonnen und weislich handelte; daß Napoleon selbst die Garde-Cavalerie in Bewegung gesetzt; daß, wenn es ihm unzweckmäßig geschienen hätte, er sie sehr leicht hätte zurückrufen können; daß aber im Gegentheil, nach dem Zeugniß der würdigsten Officiere, dieses Manöver das schönste des ganzen Tages war, und entscheidend hätte werden können, wenn Napoleon damals die Gardeinfanterie hätte vorrücken lassen. Es ist merkwürdig, sagt Gamot, daß dieses Manöver bis halb 8 Uhr Abends für gut gehalten wurde, wie aus Gourgaud's eignem Bericht erhellet; denn da heißt es: bis dahin wären 115000 Feinde von 68000 Franzosen geschlagen gewesen — was man einzig jenem Manöver verdankte. — Kurz, das Bülow'sche Corps hatte die Schlacht zweifelhaft gemacht, und das von Blücher, welches man eben so wenig erwartete, entschied den Verlust derselben, indem nunmehr die ungeheure Uebermacht siegte, die hier als dreifach angegeben wird. Aber Ney entfloh nicht wie Napoleon — und was ist sein Lohn? (Hier lassen wir den Verfasser selbst endigen:)

„O Schande! Erhebt Euch, Soldaten von Waterloo, die an seiner Seite gefallen! berichtet, wie Er, nachdem 5 Pferde unter ihm getödtet worden, der letzte auf dem Schlachtfelde blieb; wie seine Kleider von Kugeln und Kartätschen durchlöchert waren — wie er zu Fuß bis in die Nacht hei'm Licht des feindlichen Kanonenfeuers focht, umringt von euren aufgehäuften Leichen, die er nicht verlassen wollte — seht mit Unwillen, daß man es wagt, seine noch rauchende Asche aufzuwühlen, um sie dem Haß und der Verachtung Preiß zu geben. Und Ihr Alle, die ihr von den Ufern des Tajo bis zu den Ufern der Moskwa seine glorreichen Thaten getheilt habt, beschützt sein Grab! Duldet nicht, daß man das Andenken eines Kriegers bemakele, der 25 Jahre lang sein Blut für sein Vaterland vergossen, und der für Frankreichs Glück seinen letzten Wunsch, seinen letzten Seufzer ausstieß!" —

In einer Schlußnote wird angezeigt, daß die Originale der mitgetheilten Befehle bei dem Notarius Batardy liegen, und daß Jedermann täglich, von 10 bis 12 Uhr Vormittags 4 Wochen lang sie da lesen kann.

Aus diesem Beispiel müssen wir leider den Schluß ziehn, daß die historischen Memoiren, die wir ohne Zweifel aus der Feder des Einsiedlers von St. Helena zu erwarten haben, nicht den mindesten Glauben verdienen und für den Geschichtschreiber unbrauchbar seyn werden.

Der Conchylien-Sammler.

Die Menschen sind wie die Ameisen, die ihren Haufen von Tannen-Nadeln schnell wieder ausbessern, wenn ein Fußtritt ihn zerstört hat. Es giebt keinen Menschen auf der Welt, der nicht irgend etwas sammelte, wenn gleich die Erfahrung ihn lehrt, daß Alles, was auf der Welt gesammelt, oft wieder zerstreut wird. Der Eine sammelt Bücher, die in Auctionen verschleudert werden; der Andere sammelt Geld, von lachenden Erben verschwendet; der Dritte sammelt Lorbeern, die schon der Fluch der Zeitgenossen den vier Winden Preis giebt; ja es existirt, wie wir neulich erzählten, in England ein Sonderling, der alle die Stricke sammelt, an welche Diebe gehängt werden.

Unter allen Liebhabereien der Sammler, ist eine der unschuldigsten, und vermuthlich eben darum eine der seltensten, das Muscheln-Sammlen. In Gotha lebt ein braver Mann, er heißt Friedrich Christian Schmidt, der in 14 Jahren eine der reichsten Sammlungen dieser Art zusammen gebracht, aber auch zugleich die dahin gehörigen Kenntnisse in ebenso reichem Maaße erworben hat. Dieser wackre Mann hat so eben ein Buch herausgegeben: über die beste Einrichtung zur Aufstellung, Behandlung und Aufbewahrung der verschiedenen Naturkörper und Gegenstände der Kunst, vorzüglich der Conchiliensammlungen. Er nennt es bescheiden einen Versuch; aber ein Schriftsteller, dem wir bereits vor vielen Jahren die mineralogische Beschreibung der Gegend um Jena, den bürgerlichen Baumeister in 8 Foliobänden, und die kleinen Haushaltungsbücher oder die Kunst Geld zu erhalten verdanken, läßt mit Recht mehr erwarten als einen Versuch, und hat fürwahr nicht nöthig, sich in der Vorrede zu entschuldigen, daß er in seinem Alter noch etwas „über den Anputz des Steckenpferdes" schreibt, „welches er neben seinem Amts-„klepper zur Abwechselung reitet." Eben so wenig hätte er seine Liebhaberei zu vertheidigen gebraucht, denn warlich! sie ist weit nützlicher und ehrenwerther,

als die Liebhaberey Menschen zu sammeln und anzuputzen, um sie auf ein Schlachtfeld zu führen. Wir verstehen zwar nichts von Conchylien, aber seine herrliche, aus mehr als 3100 Species und mehr als 1300 Abänderungen bestehende, trefflich erhaltene und geschmackvoll aufgestellte Sammlung haben wir dennoch als Laye mit dem größten Vergnügen gesehn; auch sind wir unterrichtet, daß nur die Sammlungen in Copenhagen, Wien, München und etwa Berlin, wahrscheinlich höhern Werth haben; daß sie der Röding'schen in Hamburg völlig gleich zu stellen, die Pariser aber nicht vorzüglicher ist, weshalb es Jammerschade wäre, wenn sie nach dem Tode des Sammlers zerstreut werden sollte. Sein Buch, obschon es nicht mehr als 252 Seiten beträgt, enthält einen Schatz von Kenntnissen. Er lehrt wie verschiedene Sammlungen überhaupt entstehen, und warum sie nicht immer den Nutzen stifften, den man davon erwartet; wie sie einzurichten und aufzustellen sind; er lehrt und beurtheilt die verschiedenen Systeme; er äußert, aus triftigen Gründen, den Wunsch, daß man die Bewohner der Conchylienschaalen in Abgüssen verfertigen möge; er zeigt, wie Bestellungen in fernen Welttheilen am vortheilhaftesten zu machen, und wie der Werth einer Sammlung zu bestimmen sey; er theilt sinnreiche Gedanken mit, sowohl über den Wachsthum der zweischaaligen Muscheln, als auch über die Entstehung der Zeichnung auf den Schaalen; er liefert ein Verzeichniß seiner Sammlung sowohl nach dem Linnéischen als nach dem Lamarck'schen System, und endet mit dem Schlußseufzer: daß derjenige, der ein neues, vollständiges System aufstellen wolle, — dessen man freilich noch immer bedürftig sey — doch zuvor sich wohl prüfen möge, ob er auch Kenntnisse, Jugendkraft oder Gesundheit, Zeit, Geduld und Ausdauer hinreichend besitze u. s. w. Damit nicht noch ein neues, unvollendetes, theures Werk zu den vielen schon vorhandenen hinzukomme.

Um auch von des Verfassers Style eine Probe zu liefern, schreiben wir, nach unserer Weise, eine Stelle ab, und wählen dazu eine von den Vielen, deren Inhalt jeden gebildeten Leser interessiren kann, wenn er auch keine Muscheln sammelt:

„Sehr selten ist unter den Schaalen, welche das Meer schon seit längerer Zeit ausgeworfen hat, etwas Brauchbares, weil es entweder durch den Wellenschlag zerbrochen und abgeschliffen, oder von Seevögeln aufgepickt worden ist, und es ist daher nur sogleich nach Beendigung eines Sturmes etwas zu finden. Die glänzenden Cypräen und Walzen sind sehr gemein, weil jeder danach zuerst greift; die übrigen, durch ihre kalche, schmutzige Oberhaut unscheinbaren, Arten, sind darum viel angenehmer. Die vollkommensten Exemplare müssen bei der Ebbe, oder wo das Meer sehr niedrig ist, auf dessen Grunde lebendig aufgelesen werden. Sehr viele Arten leben unter dem sandigen, lehmigen Meergrunde verborgen, und verrathen ihr Daseyn nur durch eine kleine Oeffnung, oder Löchlein, durch welches sie das Wasser einziehen; diese müssen ausgegraben werden; viele sitzen an, nur für geübte Leute zugänglichen, felsigen Ufern, halb über, halb unter dem Wasser, und müssen hier aufgesucht werden, wobei Ueberraschung nothwendig wird, weil sich diese Thiere sonst so fest und schnell auf den Grund aufzupressen verstehen, daß die Schaale entzwei geht, wenn man solche mit Gewalt losreißen will; dahin gehören viele Patellenarten und die Chitanen. Manche Arten müssen durch Taucher, tief unter dem Wasser vom Felsen losgebrochen werden, wie die Klappmuscheln und Chamen, davon haben die Inselbewohner wahrscheinlich schon Erfahrungen. Manches läßt sich aus dem tiefen Meere durch starke mit Fett überzogne Senkbleie an langen Schnuren hervorangeln. Ein hölzerner Kasten, wie ein spitzwinklichter Triangel geformt, dessen eine Wand schwerer ist als die andere, und vorn am Rande einen eisernen Rechen hat, an einem Seile in die Tiefe des Meeres herabgelassen, und vermittelst eines Kahnes auf dem Grunde fortgeschleppt, rafft allerlei Seekörper auf, worunter sich oft etwas Seltenes befindet. Die oben schwimmenden Seepflanzen, haben oft auch kleine Schneckengehäuse mit in die Höhe gehoben, welche darin entdeckt werden könnten. In dem Magen der großen Fische findet sich oft etwas Brauchbares. Die Land- und Süßwasser-Schnecken, dürfen nicht als unbedeutend angesehen, sondern müssen fleißig aufgesucht werden, u. s. w."

Da haben wir, solchen unserer Leser, die am Meere wohnen, und Zeit und Gutmüthigkeit genug besitzen, um einem braven alten Manne gern eine Freude zu machen, zugleich in dieser Probe eine Anleitung gegeben, wie sie auf allerlei Weise Muscheln erhalten, und einen angenehmen Zeitvertreib damit verbinden können. Gelingt es ihnen, etwas bedeutendes zu fischen, so wird der nächste Postwagen es recht gern nach Gotha führen. Möge der Verfasser, zufolge dieser unserer Aufforderung und Bitte, seine Sammlung von allen Seiten her vermehrt sehen, und sein niedliches Steckenpferd in guter Gesundheit noch recht lange reiten.

Digitized by Google

Englische Knickerey.

Aus dem zweiten Bande von Rosenwall's Mahlerischen Ansichten und Bemerkungen, auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweitz und Würtemberg, heben wir ein paar Beyspiele der neuesten englischen Knickerey aus, die bald eben so zum Sprüchwort werden wird, als vormals die englische Großmuth.

Das erste Beyspiel: „In Schleitheim traf ich mit einer englischen Dame zusammen, einer Lady L., deren Benehmen meinen hohen Begriff von der brittischen Freygebigkeit sehr herabstimmte. Sie fuhr in einer großen schwer bepackten Kutsche, und hatte 2 weibliche und 2 männliche Bediente bei sich, wovon der Eine ein Züricher war, den sie, ihrer Unkunde in der deutschen Sprache wegen, bis Frankfurt angenommen hatte. Dieses starken Gefolges ungeachtet, weigerte sie sich für drey Postpferde zu zahlen, und wollte durchaus nur mit 2 Pferden fortgebracht seyn. Alle Vorstellungen des Posthalters waren vergebens, der Züricher Bediente, der den Unterhändler machen mußte, gerieth über ihre Knauserey in Verzweiflung, und verwünschte den mit ihr eingegangenen Vertrag; sie blieb aber auf ihrem Stücke stehen und entschloß sich nur dann zur Bezahlung des 3. Pferdes, als sie anderthalb Stunden hatte warten müssen, und nun einsah, daß sie anders nicht fort käme. Der Postillion der sie bis dahin gebracht hatte, warf ihr das ihm dargebotene Trinkgeld vor die Füße, und in Tuttlingen wo ich wieder mit ihr zusammen traf, bezahlte sie dem Postmeister, in dessen besten Zimmer sie die Nacht über geschlafen hatte, keine Zimmermiethe, und dem Dienstmädchen kein Trinkgeld, obgleich sie nicht das mindeste daselbst verzehrt hatte. Der Postmeister versicherte, eine solche schmutzige Knickerey sey unter den jetzt reisenden Engländern etwas ganz gewöhnliches, und er habe schon mehrmals zu polizeylicher Hilfe seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Bezahlung von ihnen zu erhalten, und sich gegen Mißhandlungen zu schützen."

Das zweite Beyspiel. „Ich kam eben zu rechter Zeit nach Hause, (in Stuttgardt,) um einen Streit zwischen dem Wirth des rothen Hauses und drey Engländern mit anzuhören, der mir abermals einen Beweis gab, wie wenig die Britten den Ruf der Großmuth und Freygebigkeit gegenwärtig verdienen. Sie fuhren vor den Gasthof, ließen den Wirth herausrufen und frugen ihn, wie hoch die Zimmermiethe bey ihm sey. Der Wirth antwortete: für Herren die dergleichen Fragen an ihn thäten, hätte er keine Zimmer, und ließ sie stehen, worauf sie mit einem God dam you! weiter fuhren. Sie mußten im römischen Kaiser, und im König von England einen ähnlichen Bescheid, und vielleicht in noch derbern Ausdrücken erhalten haben, denn sie kamen nach etwa einer Viertelstunde zurück, und forderten 2 Zimmer ohne nach dem Preise zu fragen; doch der Wirth wollte sie nun unter keinem Beding aufnehmen. Er ließ sich endlich durch die Fürsprache einiger anwesenden Gäste, denen die Verlegenheit der Reisenden jammerte, dazu bewegen, allein er hatte Ursache seine Nachgiebigkeit zu bereuen, denn nicht nur suchten sie ihn dadurch zu ärgern, daß sie alles was sie sich reichen ließen sogleich baar bezahlten, sondern sie fingen auch wegen einigen Goldstücken, die sie bey ihm auswechselten einen Streit mit ihm an, und behaupteten er betrüge sie, obgleich er die Silbermünze in Gegenwart mehrerer Personen aufzählte, die ihm alle das Zeugniß, richtig berechnet zu haben, gaben. Das Object des Streites waren 24 Kreuzer, und über diese Kleinigkeit, bey der sie noch dazu offenbar Unrecht hatten, zankten sie so unanständig, daß der Wirth im Begriff stand, polizeyliche Hilfe herbei zu rufen."

Aber woher kommt es denn, daß die Engländer jetzt so knickerig geworden sind? haben sie weniger Geld als vormals? oder sind Knickerey und Freygebigkeit neue Moden bey ihnen, die sie wechseln wie die Oberröcke? —

Viel neues wird man übrigens aus Hr. Rosenwall's malerischen Ansichten nicht lernen; Alles ist schon hundertmal angesehen und gemahlt worden, ohne daß sich behaupten ließe: Herrn Rosenwall's Augen oder Farben wären besser als die seiner Vorgänger. Geschichtchen wie die, wo eine Fuhrmanns-Nymphe seiner Unschuld Netze stellt — oder wo er dermaaßen in den Heidelbeerbusch fällt, daß ihm das Blut durch die Beinkleider sickert und die Heidelbeer-Brühe ihm das Gesicht beschmiert, worüber die Damen des seel. Zung Stillung das Lachen nicht verbeißen können — sind eben nicht anlockend, — Schillers Tell las er immer auf dem Schauplatz der Begebenheiten, mußte aber bey der Stelle lachen, wo Stauffachers Gattin sagt: „Ein Sprung von jener Brücke macht mich frey" denn nach des Reisenden Versicherung, hätte die gute Frau sich höchstens die Pantoffeln naß machen können. — Wenn Jean Paul irgendwo die Holländer: eine wohlfeile Ausgabe der Deutschen auf Druckpapier ohne Kupfer nennt; so nennt Hr. Rosenwall hingegen die Schweitzer-Landleute: eine verbesserte, von Druckfehlern gereinigte Ausgabe der Deutschen. — Die Idee, den Rhein mit der Donau zu vereinigen, nennt er ein abgeschmacktes Project. Nicht weil der Rhein weit niedriger, sondern man würde auch Berge von 1000 Fuß Höhe bis auf ihre Basis durchstechen müssen. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 9. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Januar.

Gefühle, Bilder und Ansichten.

Das ist der allgemeine Titel einer jüngst erschienenen Sammlung Prosaischer Schriften vom Baron de la Motte Fouqué, diesem beliebten, belobten und stets belebten Dichter. Das Wort Prosaisch hätte er auf dem Titelblatte immer weglassen können; denn es findet sich fürwahr hier auch manche schöne Dichtung, wenn gleich nicht in Reimen. Die folgenden paar Proben heben wir aus, nicht weil sie zu den vorzüglichsten Aufsätzen der Sammlung gehören, sondern weil sie eben die kürzesten sind.

Der Klingentausch.

Eine Anecdote aus dem siebenjährigen Kriege.

Am Morgen der Schlacht von Hochkirchen, während das Donnern des Geschützes und des kleinen Gewehrfeuers bereits die preußischen Krieger unter die Waffen gerufen hatte, hielt ein Kürassierregiment, kampffertig und kampflustig vor der Fronte seines Lagers, ohne daß der brave Kommandeur desselben in dem dichten Nebel, zwischen dem verwirrten Geschieß und Geschrei von allen Seiten her, wahrnehmen mochte, wohin er seine tapfern Reiter führen solle und führen könne. — „Wenigstens müssen wir wissen, wen wir vor uns haben;" sagte er, und befehligte einen jungen Lieutenant, vorzusprengen, und zu erkunden, ob Feinde dorten ständen, und welche. Der jagt alsbald kriegsfreudig in den Nebel hinein, aber weiß Gott, wie es kommt, dem sonst so gewandten Reiter geht diesmal sein Pferd durch, vermuthlich in der Eile des Ausrückens schlecht gezäumt, und so seiner Gewalt entwommen. Er glaubt sich verlohren auf seiner dunkeln, windschnellen Fahrt, ganz allein, auf ungezügeltem Roß dem Feinde entgegen. Da war eben, wohl in gleicher Absicht, von gegenüber stehenden ungarischen Grenadieren ein Officier weit vor sein Bataillon hinausgegangen, und wie ihm nun plötzlich aus dem Nebel der preußische Kürassier entgegen sprengt, im gestreckten Lauf, den blanken Pallasch in der Faust, kann er nicht anders denken, als es sey mindestens ein Zug hinter ihm drein. Er sieht sich also übermannt, bietet dem Reiter sein Säbelgefäß hin, und ruft: „Pard don, Kamerad!" Davor stutzt das unbändige Thier, der Preuße nimmt den Säbel, und reicht dagegen dem Ungar seinen Pallasch hin, sprechend: „Herr Kamerad, nehmen Sie den. Sie sind mein Gefangener, aber ich Ihrer auch." — Und so wirft er sein wieder gesammeltes Pferd herum, jagt zum Regimente zurück, und spricht, seinem Kommandeur den ungarischen Säbel zeigend: „die sind vor uns, Herr Oberst!" Unverzüglich ging es drauf, und mit so rühmlichem Erfolg, daß vielleicht, wäre hier Unterstützung gewesen, der Tag von Hochkirchen unter die Zahl der preußischen Siegstage gehörte. Dasselbe Kürassierregiment hat nachher in den Rheinfeldzügen und auch im jüngstvergangenen Kriege seine alte Tapferkeit bewährt. Es trug zuletzt den Namen von Quitzow. —

Kriegsregel.

Ein alter ausgedienter Kriegsknecht sagte zu seinem Sohne: Höre Fritz, du bist nun auch ein Reiter geworden, wie ich war, und übermorgen marschirt die Schwadron gegen den Feind. Da will ich dir was sagen. Wenn wir sonst einhauen sollten, pflegte unser Rittmeister zu sprechen: „haut die Hunde zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegen!" — Der Herr Wachtmeister rief auch wohl: „D'rauf! Ins Teufels Nahmen!" — Ich habe mir aber nie was sonderliches dabei denken können. Meine Manier war die, daß ich den Pallasch recht fest faßte, und ganz stille, aber recht inbrünstig zu mir sagte: „nun mit Gott." — Ich wollte, du thätest das auch, es haut sich ganz prächtig darnach.

Von den Zeitgenossen.

(Eingesandt.)

ist das vierzehnte Heft erschienen, das die Biographien folgender merkwürdigen Personen liefert: August Ludwig von Schlözer. Frau Doctor Dorothea v. Rodde, geb. v. Schlözer. Jacob Necker, und zwar: I. Die Familie Necker, II. Necker, der Staatsmann. Heinrich Steffens. Johann Friedrich Cotta. Madame Florissent, (Mißtreß Billington.) Hier haben wir also eine kleine Gallerie von Männern, durch große Kennt-

nisse, eigenthümlichen Geist, und vielseitigen Einfluß ausgezeichnet, alle auf verschiedenen Wegen nach einem gemeinnützigen Ziele strebend. Unter ihnen steht die Tochter des gelehrten Geschichtsforschers, als eine Gelehrte, deren größtes Lob es ist, daß sie mit ihrer Verheimlichung in den bescheidenen Kreis der Weiblichkeit zurücktrat, und Vorzüge verbirgt, womit sich manches Mannweib dieser Zeit auf eine unliebliche Weise unter uns breit zu machen pflegt *). Als Folie mag die Skizze der ausschweifenden und lasterhaften Billington betrachtet werden, deren Leben gegen das tugendhafte Wirken der Männer dieses Heftes einen grellen Abstich macht.

Es kann übrigens der Wunsch unserer Leser nicht seyn, Skizzen von Skizzen zu erhalten. Wir hoffen daher etwas nützlicheres zu thun, wenn wir einige Bemerkungen aufstellen, die beim Lesen dieses Heftes der Zeitgenossen als eine Zugabe dienen mögen. Unsere erste Bemerkung betrifft die Vorwürfe, die Herr C—r Neckern, als Staatsmann macht. Sie sind wohl zu sehr auf den unglücklichen Erfolg der Maasregeln gebaut, und es ist dabey wenig oder gar keine Rücksicht auf die Lage der durch Immoralität schon in sich selbst aufgelößten Gesellschaft, auf den lasterhaften und ränkevollen Hof, auf die Verdorbenheit höchster Personen ꝛc. genommen worden. Necker mag manchen Fehler begangen haben; aber man irrt, wenn man glaubt, daß ohne ihn, oder durch irgend einen großen Staatsmann, die Revolution aufgehalten worden wäre. Frankreichs Zustand war überreif dazu; und weder Necker noch sonst Jemand konnte wissen, was er that, wenn er das große Mobil der aufgeregten Volkskraft so oder anders leitete, da es einmal in sich selbst aufgeregt war. Für eine neue sittliche Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts war sie allem Ansehen nach auch unentbehrlich, indem man es sich nicht möglich denken kann, daß die allgemein verbreitete Selbstsucht, die knechtische Abhängigkeit des Zeitalters von leblosen Dingen, von Gold, von Glanz ꝛc. auf einem andern Wege zu einer Besinnung und zur Einrichtung eines moralischen Gegengewichts in der Staats-Gesellschaft gekommen seyn würde. Der Verstand hatte sich in Sophistereien eingelassen, die allen moralischen Gefühlen tödtlich waren. — Und da es übrigens so schwer, ja unmöglich ist, in die innersten Triebfedern der Handlungen mit einem sterblichen Auge zu dringen, und da wir die Art des Zusammenwirkens der reinen, und unreinen, nach Grad und Werth selten begreifen, so muß man es desto härter finden, wenn der Biograph Neckers bey dessen menschlichen Tugenden und anerkannt moralischer Gesinnung, die eigennützige Seite hervorzuheben allzusehr bemühet ist. —

Die zweite Bemerkung dringt sich bey dem Lesen der Biographie des Don Llorente auf. Ihm verdanken wir bekanntlich die neuesten, gründlichen, aus urkundlichen Quellen geflossenen Untersuchungen über die Geschichte der spanischen Inquisition. Aus der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, (woraus die Skizze in den Zeitgenossen gezogen ist,) ergeben sich nun neue Beweise — wenn es deren noch bedarf — von dem für alles öffentliche Leben in Geist und in der Wahrheit tödtlichen Einfluß der Priesterherrschaft und von der blinden Willkühr und den Ränken am Hofe. Bey Gelegenheit der Aufhebung mehrerer spanischen Universitäten ruft Llorente aus: „Wer sollte es glauben, daß man zu „Anfange des 19ten Jahrhunderts die öffentlichen „Lehranstalten in Spanien vermindert? Ist dieß „nicht ein Beweiß, daß man die Spanier den Hottentotten gleich stellen wolle, um sie in Sclaverey „zu halten? Es ist um so merkwürdiger, wenn man „bedenkt, daß jene Lehranstalten dem Staate nichts „kosteten, da die Lehrstühle durch Privatstiftungen „unterhalten wurden, um den Bewohnern der Umgegend das Besuchen entfernter Lehranstalten, wie „Valladolid, Alcala, Salamanca, zu ersparen." —

Llorente, der seinen ersten Unterricht von Geistlichen erhalten hatte, wurde auf eine hellere Ansicht der Dinge durch einen Fremden geleitet, und widerstrebte nachher in seinen Schriften, auf historische Forschungen gebaut, mancher papistischen Usurpation. Es ist daher kein Wunder, daß ihn das heutige Spanien, aus dem er in den unruhigen Zeiten flüchtete, nicht wieder aufnehmen will. Man darf nur in ein paar Zeitungen blicken, um zu sehen, daß Priesterthum und Willkühr das unglückliche Land täglich unglücklicher machen. Vor beiden wolle uns Andere Gott behüten.

*) Uns fällt Herders schönes Wort dabei ein: „Gieb mir „keinen fremden Reiz — Nur Selbstvergessenheit ist „meine Zier; Nur Demuth, Zucht und Einfalt ist „mein Schmuck."

Literarische Notizen.

Von des Baron Schlippenbach Erinnerungen von einer Reise nach St. Petersburg im Jahr 1814 ist eine zweite, unveränderte Auflage erschienen. Wir haben uns gefreut, die

ansprechende Gemüthlichkeit dieses Schriftstellers erkannt zu sehen. Er hat in Briefen geschrieben und jeder dieser Briefe bietet ein abwechselndes Interesse dar. Gleich der erste zog uns an durch die Bemerkungen über den französischen Feldzug. „Manche sind schlecht genug" sagt der Verfasser, „der Kälte den Sieg zuzuschreiben, welchen Muth und Vaterlandsliebe gewann, da wir hier es doch wohl am besten wissen, daß die Beresina nicht einmal zugefroren war, als Napoleon über sie floh; und so lange kein Strom starrt, wird doch wohl auch ein französisches Heer nicht im Frost erstarren u. s. w." Lebhaft beschreibt er als Augenzeuge, wie der Marquis Paulucci, Kriegs-Gouverneur von Liefland Curland, zu Verfolgung des Feindes aufbrach; wie da die Guthsbesitzer freiwillig eine solche Menge Fuhren sandten, daß die Infanterie mit Vorspann reisste; wie die besten Pferde des Adels, die bisher in Wäldern versteckt waren, die Kanonen im raschen Trabe dahin zogen; wie der ganze Weg von Liebau nach Memel mit Kaffeebohnen bestreut war, und die Zuckerfässer ihre Süßigkeit in den Schnee ausgossen. — Sehr lebendig schildert der Verfasser in einem andern Briefe den Wütrich Vandamme, mit dem er in Riga zu Mittag gespeist. Man soll die Grausamkeit und Wildheit ihm nur ansehen, wenn er heftig spricht, weil er dann die Zähne wie ein Tyger fletsche. — Nicht minder anziehend, den Pinsel in sanftere Farben getaucht, sind die Schilderungen religiöser und frohlicher Feste, welchen der Verfasser in Petersburg beiwohnte, wohin er als Einer der Deputirten des curländischen Adels gezogen war, um dem Kaiser bei seiner Zurückkunft Glück zu wünschen. —

— Ohne Benennung des Druckorts, folglich mit einiger Furchtsamkeit, hat Jemand über das Grundeigenthum des Adels in Schwaben und die Maximen der Umwälzung geschrieben. Es gab nemlich eine Art, die Güter auf Lebenszeit zu verpachten, ja diese Zeit auch wohl auf die Lebensdauer der Gattin des Pachters auszudehnen, oder sie den Kindern desselben auf's Neue zuzuwenden, ohne deshalb das Eigenthumsrecht an die Güter aufzugeben. Man nannte sie Fallehen. Diese hat der König von Würtemberg aufgehoben. Zwar soll der Pachter hinterdrein den Kaufpreiß berechnen und zahlen, der Adel aber ihm diesen Kaufpreiß so lange borgen bis er zahlen könne u. s. w. Der Verfasser betrachtet diese Verordnungen als offenbare Eingriffe in das Eigenthumsrecht, und freilich, so wie er die Sache darstellt, erscheint sie auch so, obgleich die wohlthätigen Absichten der Regierung nicht zu verkennen sind. Es ist auch Einer von den vielen Fällen, wo es unmöglich scheint, etwas allgemein nützliches zu vollbringen, ohne alte Privatrechte anzutasten, die dem allgemeinen Besten im Wege stehen. —

— In einem, durch Klarheit und Mäßigung sich auszeichnenden Sendschreiben des Superintendenten Greiling zu Aschersleben, an die Synoden der preußischen Monarchie, ist der Verfasser nicht der Meinung, daß es eben nothwendig sey, bei dem Kirchenregiment blos Geistliche anzustellen, eine Behauptung, über welche der Ronneburger Papst und Consorten ohne Zweifel aufsprudeln werden. Herr Greiling fügt in einer satyrischen Note hinzu: die Geistlichen hätten auch keine Ursach mehr darüber zu klagen, seitdem auch sie weltliche Geschäfte trieben, und z. B. die Prediger Hebammensteuereinnehmer geworden wären. Er sagt nicht, wo das geschehen ist.

— Der Pastor Metzke ist auf den Einfall gerathen, Erzählungen für Hütekinder zu schreiben. Die Gegenstände sind gut gewählt, und der Vortrag der Fassungskraft solcher Kinder wohl angemessen. Das Büchlein ist so klein, und vermuthlich so wohlfeil, daß jedem Gutsbesitzer wohl zu rathen wäre, es seinen Hütekindern zu schenken. Freilich wird vorausgesetzt, daß diese geläufig lesen können, was wohl nicht überall gefunden werden möchte. Indessen sind solche Schriften wohl geeignet, den Bauerkindern Geschmack am Lesen beizubringen. —

— Gegen Ein Wort des Generals v. Dierike über den preußischen Adel hat Herr v. Hundt-Radowsky mehr als zehn Worte geschrieben, die weder höflich noch witzig, wenn gleich oft wahr sind. Uns dünkt, man konnte den Werth oder Unwerth der Meinung jenes alten braven Mannes recht gut auf sich beruhen lassen. Nährt er Vorurtheile, so ist sein Einfluß als Schriftsteller doch nicht so groß, daß man gleich so ungebührlich Feuer speyen müßte. Ob der Erbadel wirklich ein zerbrechlicher Rohrstab Egyptens sey? ist eine Frage, die oft schon gründlicher beantwortet worden, die Phrasen thun's hier nicht mehr. Daß wir Deutsche für die Preßfreiheit gekämpft hätten, ist nicht wahr. Wir haben blos gekämpft um das französische Joch los zu werden; kein Mensch dachte 1813 an die Preßfreiheit. Es thut uns leid, daß folgende Stelle aus der Feder eines Deutschen geflossen ist: „Wird der Deutsche auch noch so „sehr gedrückt und gemartert, und läßt man ihm „nur die Freiheit, recht derbe auf seine Pei-

„niger und Bedrücker zu schimpfen — „so wird ihm dieß völlig genügen." Der Deutsche erscheint in diesem Bilde fürwahr recht jämmerlich. — In einer Note erzählt der Verfasser: ein Syndicus habe zu Wezlar mehrere Mark löthigen Silbers als Strafe erlegen müssen, weil er sich in einer Schrift des Ausdrucks bedient: unveräußerliche Menschenrechte; und bald darauf habe er wieder gestraft werden sollen, weil er von einer unverletzlichen Pflicht des Fürsten gesprochen. Wenn wir dem Verfasser solche Anecdoten glauben sollten, so hätte er sie streng beweisen und die Nahmen nennen müssen. Folgende Kraftphrase möge noch hier Platz finden: „Wir Deutsche sind ein freyes Volk, und brauchen uns so wenig unter russische, als französische geheime Polizey-Aufsicht stellen zu lassen Ob wir Sclaven Buonaparte's oder eines andern sind, das ist gleichgültig. Wir sind mündig geworden, (wirklich?) und wollen keine Sclaven mehr seyn, so wenig wie die Einwohner von Hayti." (Man kann aber auch noch unmündig und darum doch kein Sclave seyn. Väterliche Hauszucht ist keine Sclaverey.) —

— Der sogenannte schwarze Becker hat eine Erscheinung in der Nacht vom 18. zum 19. October gehabt, und solche dem Bunde der Wartburg gewidmet. (Also existirt doch ein solcher Bund?) Die Erfindung ist äußerst dürftig. Eine Gestalt, die sich Zephyr nannte, führte ihn über Planeten, Welten und Sonnen hinweg, in eine Mythenlaube, die in einem Garten stand, wo das Fest der Befreyung des Vaterlandes gefeyert werden sollte. Der schwarze Becker wunderte sich, daß in Elysium, nach dem Trunk aus dem Lethe, nicht Alles vergessen werde, aber Zephyr berichtete ihn, daß, auf Herrmanns Vorbitte, die Schlacht bei Leipzig eine Ausnahme mache. Dann führt er ihn in's Fürstengericht, wo jeder fürstliche Schatten Rechnung ablegen muß, wenn er seinem Volke noch keine Constitution gegeben. Joseph und Friedrich sind die Richter. (!) — Im Philosophenhain findet der schwarze Becker Bileams Esel, den ein Hofcavalier, zur Strafe für begangene Schlingelstreiche, mit Disteln versehen muß. — Dann stößt er auf Advocaten, die sich Alle rechts drehen, weil sie in der Unterwelt links gegangen sind — dann gewahrt er drei Eichen, an der mittlern hängt Herrmann, links Schill, rechts der Herzog von Braunschweig, auf der zweiten Stufe Scharnhorst u. s. w. Der Saalwirth Hofer hat die Ehrenwache bei Herrmann. Theodor Körner declamirt die Völkerschlacht bei Leipzig von Wendelstedt, und alle Schatten schreien bravo! — Dann wird die Feuercensur vorgenommen. Da kommt Merkur

mit seinen dünnen Waden,
ganz schwer beladen
mit lauter faden
Kotzebuaden.

Vermuthlich haben die Leser genug. —

— Zu der Antwort eines Rheinpreußen auf des Herrn Julius von Voß Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens, bekennt sich der bekannte Schriftsteller Rehfues als Verfasser. Sie ist in einem anständigen Tone geschrieben. Merkwürdig ist, was gleich anfangs von der berüchtigten Adresse gesagt wird: „Sie kann und darf in der That für nichts weiter gelten, als für den Einfall weniger Männer, denen das bekannte Talent ihres Wortführers eine Reihe von Unterschriften gewonnen hat, welche, im Verhältniß zu der stimmfähigen Bevölkerung dieser Provinzen, unbedeutend ist. Der Inhalt wurde dem größern Theile nach von den Meisten gemißbilligt. Die Klügern ohne Unterschied waren der Meinung, daß es dem Wortführer (Görres) mit diesem buntscheckigen Verfassungsmantel gar kein Ernst gewesen sey, und daß er von jedem Stande nur darum einen Lappen auf denselben geflickt habe, um eine allgemeine Anregung zu bewirken. — Im Allgemeinen fand man diese eigenmächtige Vertretung eines ganzen Volks im höchsten Grade anstößig und anmaßend." — Hierauf widerlegt Herr Rehfues Schritt vor Schritt die Vorwürfe, welche Herr v. Voß den Rheinpreußen gemacht hat, spöttelt über dessen Hausmannskost von Gehirnen und Genialitäten im Volksrath, äußert sich sehr vernünftig über die Schwierigkeiten der Preßfreiheit u. s. w., und treibt am Ende seinen Gegner durch die socratische Methode in die Enge. —

— Herr Penzel hat den Zueignungs-Gesang des Horaz als Probe einer neuen kritischen Ausgabe aller römischen Lyriker, mit einer deutschen Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen und Varianten herausgegeben. Unsere Kenntnisse reichen nicht hin, um des Verfassers Werk zu beurtheilen, aber schon das aus dem Hageborn gewählte Motto: Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter, nimmt für ihn ein. In zwei Punkten weicht Penzel von allen bisherigen Auslegern ab; er nimmt nemlich nach den Worten evitata votis, eine Lücke an, und erklärt den

vorletzten Vers für untergeschoben. Es ist hier der Ort nicht, seine Gründe auseinander zu setzen. Der Plan des Ganzen hat uns sehr angesprochen, denn wir wüßten nicht, was der eigensinnigste Liebhaber der Alten hier noch vermissen könnte, und worüber er vergebens Belehrung suchen würde. Der Himmel schenke dem Verfasser ein langes heiteres Leben, um sein schönes Vorhaben auszuführen; denn alle römische Lyriker so vollendet zu liefern, dazu möchten fürwahr die praeteriti anni gehören, die Horaz sich zurück wünscht. —

— Herr Demarées, Prediger im Dessauischen, hat geschrieben: gegen eine Tittmannische Verunglimpfung in seiner Schrift an Herrn Doctor Schleyermacher, zur Beherzigung, weniger des Domherrn, Doctor's und Professors in Leipzig, Herrn Tittmann's, als der unpartheiischen Leser, und zur gerechten Würdigung desselben. (Wenn die Herren Schriftsteller haben wollen, daß wir auch künftig die ganzen Titel ihrer Bücher anführen sollen, so müssen sie dieselben nicht so ungeheuer lang machen.) Die Verunglimpfung bestand in folgender Stelle: „In einem kleinen Ländchen, dessen Einwohner wenigstens zu zwei Drittheilen lutherisch, und zu Einem Drittheil reformirt sind, wird das Unionswerk schon jetzt mit wahrem Zelotengrimme getrieben; aber schon jetzt sieht auch der schlichteste Bürgerverstand ein, daß es auf die weit fettern, lutherischen Pfründen abgesehen ist.“

Unter dem kleinen Ländchen soll nun offenbar das Anhalt-Dessauische verstanden, und der Zelotengrimm und die Lüsternheit nach fetten Pfründen auf Herrn de Marées gemünzt seyn. Es wird bewiesen, daß solches eine niedrige Verleumdung ist. —

— Historisch psychologische Bemerkungen über den in der Leisniger Gegend aufgetretenen Schwärmer Johann Gottlieb Kloß hat der Pastor Eißner geliefert, und der Sage nach, soll seine Schrift verboten worden seyn, warum? begreifen wir nicht. Kloß erscheint auf den ersten Anblick als ein gewöhnlicher schlichter Landmann, mit kurzem gelblichen Haar, bläulichen Augen, und durchaus in Gestalt und Haltung nichts fanatisches verrathend. Im Verhör bejaht und verneint er ganz einfach. Die Bibel hatte ihn zuerst exaltirt. Gott redet im Traume mit ihm. Bisweilen schwenkte sein Glaube, bis er jeden Sonntag zum Abendmahle ging. Der Pfarrer verwieß ihm das, sprechend, selbst Luther sey nur alle 6 Wochen Einmal zum Abendmahl gegangen. Nun fing er an, Neuerungen an Andere zu halten, obgleich er oft verspottet wurde. Nach und nach sammelte er Jünger, leugnet aber, daß er Menschenopfer habe einführen wollen, und daß er Theil an dem begangenen Morde habe. Auch einige hier mitgetheilte Lieder hat er gedichtet. Der Pastor Eißner entschuldigt ihn, als einen durchaus guthmüthigen Schwärmer. —

— Von der Reise der Madam Schopenhauer durch England und Schottland ist eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen. Die Vermehrungen und Verbesserungen können wir nicht angeben, da wir die erste Auflage nicht gelesen haben. Eine zwar leichte, aber geistreiche Unterhaltung wird jeder gebildete Leser hier finden. Auch hat die Verfasserin sparsamer und kürzer als sie sonst wohl pflegt, Gegenden und Gemählde beschrieben. Gern würden wir unser Blatt mit einigen Auszügen aus dieser Reise geschmückt haben, wenn sie nicht schon zu bekannt wäre. —

— Alexander der Erste zu Berlin im September des Jahres 1818, ist nichts als eine, durch die Gelegenheit herbeigeführte, Speculation auf den Beutel. —

— Wir machen aufmerksam auf das Volksthümliche Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt, vom Professor Heinsius. Was auch Adelung und Campe geleistet haben, so hat doch diese neue Arbeit Vorzüge, die jenen mangeln. Adelung schloß alles neue aus und suchte die ganze Sprache im Hochdeutschen, daher fehlen ihm eine unglaubliche Menge von Wörtern und Bedeutungen, die jetzt in Rede und Schrift überall vorkommen. Campe leistete weit mehr, fast zu viel, und schwellte dadurch sein Wörterbuch zu 5 starken, theuern Quartbänden an. Beyde erwähnten der fremden, in unsere Sprache aufgenommenen Wörter fast gar nicht. Doch sind sie unentbehrlich, da sie überall im Schriften, Zeitungen, obrigkeitlichen Verordnungen ꝛc. gangbar sind. Von der Aussprache reden Adelung und Campe auch nur nebenher, ihre Wörterbücher sind also für den Ausländer fast nicht brauchbar, überhaupt überfüllt mit gelehrten Erklärungen und andern überflüssigen Dingen. Darum kann ein neues Wörterbuch, welches auf die große Zahl der Geschäftsmänner und Sprachkundigen im In- und Auslande ganz besondere Rücksicht nimmt, neben dem Adelung-Campeschen sehr wohl bestehen, und ist großen Dankes werth. — Den Begriff von Neu-

wort bestimmt der Verfasser schärfer als Campe gethan, viele Jahre sind nicht immer nöthig um ein Wort einzuführen, wenn es nur durch Schriftsteller in's Leben gekommen ist. Dahin gehört z. B. Jahn's Volksthum und Volksthümlichkeit. Das Wort Gepäck, statt Bagage, ist auch zuerst im siebenjährigen Kriege von den Zeitungsschreibern gebraucht worden; Heerschau und Sternwarte sind nicht älter. Klopstock schuf 1747 den Weinlaubstab für Thyrsus; das kann nie ein Volkswort werden, ist aber ein Dichterwort, und als solches so oft nach Klopstock gebraucht, daß man es kein Neuwort mehr nennen kann. Alle Wörter, die zu Ehren und Leben gekommen sind, mögen sie 10 oder 100 Jahre zählen, rechnet der Verfasser zu unserm Sprachschatze. Dahin gehören aber nicht Wolke's Sprach- und Schreibeigenthümlichkeiten, weil sie nicht in das Volksleben eingedrungen sind. — Auf gänzliche Vollständigkeit macht indessen der Verfasser keinen Anspruch, denn schon als er zwei der neuesten Kochbücher aufschlug, fand er eine Menge leckere Erfindungen und neue Namen, die ihn zur tiefsten Demuth und Ergebung zwangen. Eben so mögen ihm viele hundert Kunstwörter in der Kriegskunst entgangen seyn u. s. w. Die Aufnahme fremder Wörter rechtfertigt er genügend. Bei der Bezeichnung der Aussprache betrat er einen ungebahnten Weg, und wählte die einfachsten Zeichen. — Die Orthographie oder Rechtschreibung betreffend, fand er den Grundsatz am annehmlichsten: daß der Schreibgebrauch, oder ein herkömmliches Uebereinstimmen der Menge in den meisten Fällen das Recht am sichersten und dauerhaftesten begründe, wenn auch das Richtige nur aus dem Innern der Sprache selbst erkannt und bewiesen werden kann. — Da dieses neue Werk, auf 3 oder 4 Octavbände beschränkt, seine Vorgänger an Wortreichthum übertreffen sollte, so mußte auf Raumersparniß gedacht werden, und man wird finden, auf welche sinnreiche Weise dem Verfasser solches gelungen ist. Vielleicht hätte er, zu diesem Behuf, noch manche Wörter ganz weglassen können, z. B. Ausmaulen, aufhören zu maulen; ausmeckern, aufhören zu meckern; ausgrollen, aufhören zu grollen; ausgrünen, ausgurren u. s. w. Doch wir enthalten uns, bei einem so mühsamen, verdienstlichen Werke aller kleinlichen Kritteleien, und sehen dem, zur Ostermesse versprochenen, zweiten Bande mit Vergnügen entgegen. —

— Ein sehr nützliches Buch hat kürzlich der Professor Crome zu Gießen geliefert: Allgemeine Uebersicht der Staatskräfte von den sämmtlichen europäischen Reichen und Ländern, mit einer Verhältniß-Charte von Europa zur Uebersicht und Vergleichung des Flächenraums, der Bevölkerung, der Staatseinkünfte und der bewaffneten Macht. Diese illuminirte Verhältniß-Charte gleicht ähnlichen, schon vorhandenen, ist aber durch neue, sinnreiche Erfindungen sehr vervollkommnet worden. Die Republik San Marino ist der kleinste Staat, auf ihn folgt Krakau, und Rußland beschließt. Hier findet man nicht blos die Größe jedes Staats auf den ersten Blick, sondern man kann auch eben so schnell dessen Bevölkerung und Einkünfte finden; zum Nachschlagen, nicht allein für den Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Weltmann, scheint dieses Buch uns unentbehrlich. — Deutschland nennt der Verfasser das einzige, nie ganz bezwungene Land von Europa, (auch nicht durch Napoleon?) den Mittelpunkt der Geistescultur, von welchem Aufklärung in die sämmtlichen uns umgebenden Staaten ausging — (eine Behauptung, welcher manche dieser Staaten wohl widersprechen werden,) — welches den meisten Staaten Europa's seine jetzigen Regenten gegeben — in welchem die Menschen das glückliche Mittel zwischen französischer Lustigkeit, sprühendem Feuer der Italiäner und Spanier, und launigem Starrsinn der stolzen Britten halten. Die Deutschen sind, nach Crome's Versicherung, ernst, bedachtsam, geradsinnig, redlich, gefühlvoll für Wahrheit und Recht, für Ehre und Sittlichkeit, für Gemeinnützigkeit und frohen Lebensgenuß, dabei arbeitsam, ausdauernd, tief eindringend, treu und tapfer. (Und das alles sind sie geworden — man denke! — unter souverainen Fürsten! wie war das möglich? und was wird nun erst aus ihnen werden, wenn sie Constitutionen erhalten? Ach! wenn sie nur so bleiben wie der Verfasser sie schildert. Erweisen ließe sich übrigens ganz leicht, daß Menschen, die wirklich diesem Bilde gleichen, durchaus im Ganzen gut regiert worden seyn müssen.)

— Hr. v. Brömsen hat uns mit einem, sehr fleißig gesammelten und verständig gesichteten geographischen Handbuche, Rußland und das Russische Reich, beschenkt, welches in zwei mäßigen Bänden alles enthält, was die Wißbegierde über Rußland zu finden begehren kann. Wir liefern eine Probe vom Styl des Verfassers: „Jene furchtbare Winterkälte fällt den eingebohrnen Sibiriern weit weniger hart, als wir uns vorstellen mögen. Sie finden an ihrem rauhen Vaterlande eben so viel Wohlgefallen, als wir an dem unsrigen, und sehnen sich, nach einigem Aufenthalte in andern Ländern, mit schweizerischem Heimweh in ihre nordische Hei-

mals zurück. Das gilt nicht allein von den halbwilden Ureinwohnern, sondern auch von den hier gebornen Russen, (ein schöner Schlag Menschen, insgemein von ansehnlicher Länge, und in der Regel von biederm Character) und von andern europäischen Abkömmlingen. Ueberhaupt irren diejenigen sehr, welche mit Sibirien die Vorstellung eines abschreckenden traurigen Aufenthalts verbinden. In den großen Städten herrscht Geschmack, angenehmer Umgang und gesellige Freude, die durch die schöne, reine Gemüthsstimmung der Einwohner und die liebenswürdige Einfalt ihrer Sitten sehr erhöht — (der Verfasser hätte noch hinzufügen können: auch durch die ungemeine Wohlfeilheit sehr befördert) wird. Man ist gastfrey, und sowohl in der Stadt als auf dem Lande gegen Fremde sehr zuvorkommend. Arme Familien können vielleicht nirgends wohlfeiler, bequemer und zufriedner leben, als in Kolynaw, Tomsk und Irkuzk, und in der Nachbarschaft dieser Städte. Alle Lebensbedürfnisse sind äußerst wohlfeil. Selbst ausländische Waaren sind häufig und für billige Preise zu haben, weil sie zu Wasser mit geringen Transportkosten, theils aus Archangel, theils aus Petersburg hieher gebracht werden; denn die merkwürdige sibirische Wasserverbindung erstreckt sich von der chinesischen Grenze bis Petersburg u. s. w. (Man sieht daß dieses geographische Handbuch weit mehr leistet, als sein trockner Titel verspricht.) —

— Der dritte Theil der so eben erschienenen geheimen Geschichte des Hofes und Kabinets von St. Cloud, wird schwerlich so viel Aufsehn machen, als seine ältern Brüder unverdient erregten. Die erste Hälfte desselben beschäftigt sich besonders mit dem Königreich Westphalen, wo uns blos die Versicherung neu war, daß Oestreich versucht habe, Westphalen von Frankreich abzuziehen, indem es dem König Jerome versprochen, ihm seine Herrschaft zu bestätigen, wenn er sich ganz als deutscher Fürst betragen wolle Jerome habe aber noch gesunden Menschenverstand genug gehabt, um einzusehen, welches sein letztes Schicksal seyn würde, wenn er sich diesem ungeheuren Ansinnen fügte, und folglich habe er den französischen Gesandten von dieser politischen Monstruosität unterrichtet. Indessen habe er doch eine große Abneigung, man möchte sagen Haß, gegen seinen Zuchtmeister in St. Cloud empfunden. — Neu war uns auch folgende Behauptung: „wie kurzsichtig und „erbärmlich sind diejenigen Europäer, die in Nordamerika die Freiheit blühen sehen; es ist die Freiheit der Sünde, indem Jeder so schnell wie „möglich quovis modo zu Gelde zu kommen die „Freiheit hat. Wie schnell wird dieser Freistaat in „eine Geld-Aristocratie umgeschaffen seyn, der jetzt „noch eine Plantagen-Aristocratie ist." — Alles übrige hat uns alt oder unbedeutend geschienen. —

(Der Beschluß folgt.)

Naturkunde.

Zeitungsleser werden sich erinnern, daß vor einiger Zeit von einem, in der Gegend von Boston angetroffenen, See-Ungeheuer die Rede war, und daß die seltsamen Berichte über dasselbe zweifelhaft ließen, ob nicht die ganze Geschichte ein Mährchen sey. Nun hat im vorigen Jahre die Linneische Gesellschaft von Neu-England in englischer Sprache einen Bericht herausgegeben, (Report of a Committee etc.) der eine sehr gründliche Untersuchung enthält. Als zu Boston sich das Gerücht verbreitete, daß im Hafen von Gloucester, 30 englische Meilen von Boston, ein Thier sich habe sehen lassen, welches im Ganzen einer Schlange gleiche, aber riesenmäßig groß und zum Erstaunen schnell sey, daß es sich nur bey stillem Wetter auf der Oberfläche des Wassers zeige, und aus lauter gegliederten Knoten zusammen gesetzt scheine, ernannte die Linneische Gesellschaft sogleich eine Committee, die den Friedensrichter zu Gloucester schriftlich ersuchte, von glaubwürdigen Personen eydliche Aussagen aufzunehmen. Das geschah, und wir liefern zur Probe hier Eine derselben.

„Ich, Matthäus Goffney von Gloucester, Schiffs-Zimmermann, sage aus und bekräftige wie folgt: Am 14. August zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, erblickte ich im Hafen ein seltsames See-Thier, das einer Schlange glich. Ich befand mich in einem Boote, etwa dreyßig englische Fuß davon. Sein Kopf schien so dick als ein Faß von 4 Gallonen, sein Leib, als ein kleines Faß, und der Theil, den ich sehen konnte, war wenigstens 40 Fuß lang. Der Kopf war oben dunkelbraun, unten fast weiß, so wie auch der untere Theil des Körpers, den ich gewahr werden konnte. Ich schoß nach ihm. Ich hatte eine gute Flinte und zielte richtig Sobald ich geschossen hatte, drehte es sich nach uns, und ich glaubte, es würde auf uns los gehen; allein es tauchte unter, passirte grade unter dem Boote, und kam ungefähr 100 Klafter weit davon wieder zum Vorschein, wo wir es dann aus den Augen verlohren. Es tauchte nicht unter wie ein Fisch, sondern schien senkrecht wie ein Stein hinab zu steigen. Von den Kugeln, welche meine Flinte schießt, gehen 18

auf ein Pfund, und ich glaube nicht, daß in dieser Stadt ein besserer Schütze ist als ich. Ich habe dieses Thier öfter gesehen, aber nie so deutlich als an jenem Tage. Seine Bewegung war wie die einer Raupe. In 2, höchstens 3 Minuten, durchlief es eine Meile. Seine Haut schien glatt zu seyn. Furcht ließ es nach dem Schusse gar nicht blicken, sondern spielte auf dem Wasser wie zuvor." Diese Aussage unterzeichnete und beschwor Goffney.

Andere behaupteten, der Rücken des Thieres sey mit Auswüchsen von 6 Zoll bis zu einem Fuß Höhe besetzt, bestimmten dessen Länge von 40 bis zu 50 Fuß und die Dicke von einem halben Fäßchen, (Baril) der Kopf sey stärker als der eines großen Hundes und gleiche ein wenig einem Pferdekopfe; er sey oft unter dem Wasser, und viele hatten den Rachen offen gesehen. Augen hatte man bemerkt, aber keine Ohren, Hörner, Kiemen oder Respirations-Löcher, auch keine Flossen. Der Schweif schien spitzig zuzulaufen. Die Farbe der glatten Haut dunkelbraun. Vom 10. bis zum 23. August hat man es oft im Hafen, sowohl in Ruhe als in Bewegung gesehen, ohne jemals einen Ton von ihm zu hören, und ohne, daß es Jemanden Schaden zugefügt hätte. Die Annäherung eines Bootes bewirkte nicht, daß es seinen Platz veränderte. — Andere machten den Kopf so dick als ein Faß von 10 Gallonen, gaben ihm kleine Buckel zu beyden Seiten der Augen, und eine schnellere Bewegung als die der Wallfische, das heißt 12 bis 14 Meilen in einer Stunde. Zwey Zeugen hatten es auch eine 2 Fuß lange Zunge herausstrecken sehen, die einer Harpune zu gleichen schien, vielleicht eine, durch die Bewegung hervorgebrachte, Täuschung. — Endlich fügte der Friedensrichter auch seine eigenen Beobachtungen hinzu, die er mit und ohne Fernrohr gemacht hatte. Er taxirte die Länge des Thieres wenigstens zu 70 Fuß, und schrieb, er werde sich nicht wundern, wenn man es 100 Fuß lang fände. Die Geschwindigkeit desselben schätzte er über dem Wasser, auf eine Meile in 4 Minuten, und unter dem Wasser, auf eine Meile in 2 bis 3 Minuten. Im ersten Falle hinterließ das Ungeheuer Furchen die wenigstens eine halbe Meile lang waren, und auch im zweyten konnte man seine Spur wahrnehmen, woraus zu schließen, daß es in keiner großen Tiefe schwimmt.

Einige Wochen nach dem Empfang dieser Aussagen wurde eine besonders gestaltete Schlange nach Boston gebracht und, als zu der Gattung jener ungeheuren Schlange gehörig, vorgezeigt. Sie war von einem Landmann, Nahmens Norwood, auf einem Felde dicht an der See getödtet worden; er verkaufte sie, und der Käufer schenkte sie der Linneischen Gesellschaft, welche sie öffnete, um ihren innern Bau zu untersuchen. Ihre Länge betrug nur 2 Fuß 11, 1/2 Zoll, ihre Dicke etwas über 2 Zoll, aber sie schien allerdings im Kleinen das Abbild jener Großen zu seyn. Sie wird weitläuftig beschrieben. Giftzähne fand man nicht bey ihr; das Haupt war mit Platten und der Körper mit Schuppen bedeckt. Das Thier gleicht der Riesenschlange Boa, unterscheidet sich aber von ihr durch Farbe, Schweif, Zähne und Bewegung. Vermuthlich ist es eine Amphibie. Man fand in seinem Magen eine Menge Schuppen, und ein Stück von der Haut und dem Schweife einer andern Schlange. Weder Herz noch Lunge konnte man entdecken. Die Committee schlägt vor, „die neue Gattung dieses Thieres, Scoliophis, und das beobachtete, ungeheure Individuum Atlanticus zu nennen. Die Unterscheidungs-Zeichen würden seyn: Platten auf dem Bauche, kleine Schuppen auf dem Schwanze und ein biegsames Rückgrat."

Der Landmann Norwood sagte endlich aus: daß er seine Schlange 150 Schritt vom Meere auf einer Wiese gefunden, die bey Stürmen von den Wellen bedeckt wird, und wo man zuvor nie dergleichen gesehen; daß sie sich anders bewegte als andere Schlangen, nemlich senkrecht (?) und ziemlich langsam, und daß, als er sie mit einer eisernen Gabel durchstach, sie in heftigen Zorn gerieth, sich selbst mehreremale biß, und die Gabel mit dem Schwanze schlug, als ob dieser eines ihrer Vertheidigungs-Werkzeuge sey. — Die Committee glaubt, trotz dem großen Unterschied in der Größe, daß sie und jenes See-Ungeheuer zu einerley Gattung gehören, und nur im Alter verschieden sind.

Druckfehler in Nr. 48 des zweiten Bandes.

S. 377. Sp. 2. Z. 22 statt Mürgen lies Mägen.
— — — — — 30 — das l. daß
— — — — — 40 — uns l. nun
— — — — — 44 — Eizn l. Eine
— 378. — 1. — 52 — an l. von
— — — 2. — 5 — andern l. neuen
— 381. — 1. — 32 — nun l. nur

Nr. 49.

— 392. — 2. — 38 — Centola l. Centola
— — — — — 33 — dito.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 10. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Literarische Notizen. (Beschluß.)

— Eine traurige Begebenheit, der plötzliche Todt einer geliebten Gattin, hat Herrn Friedrich Ehrenberg veranlaßt, ein Buch für Frohe und Traurende zu schreiben, in welches er seinen Schmerz, seinen Trost, seine Hoffnungen niedergelegt hat. Alle, die das Unglück haben, in gleicher Lage sich zu befinden, mögen eilen das Buch zu lesen, denn es wird sie gewiß ansprechen und vielleicht auch Trost in ihre leidenden Herzen gießen. Andere nicht gleich Gestimmte, werden sich oft versucht fühlen, das einförmige Buch aus der Hand zu legen. Um den Ton des Verfassers anzugeben, werden einige Stellen hinreichen: „In dem Zimmer, wo heute im festlichen Glanze die Hochzeitgäste jauchzen, schweigt morgen der Todt; und an der Stelle, wo man heute die Braut schmücket, steht morgen ein Sarg.“ Aber: „das Weltall spiegelt sich im Menschen, er beherrscht es gleichsam mit seinen Gedanken, er mißt die Bahn der Sterne; und er sollte untergehen nach flüchtigen Augenblicken? während sie Jahrtausende unverrückbar ihren Weg wandeln? — Dringe mit deinen Gedanken unter die Erde; dort liegen die Leichen der Menschen, die Leichen der Geschlechter, die vor dir waren, Staub bei Staube; dazu wären diese alle gebohren gewesen, daß sie Staub würden? dazu hätten die Weisen nach Erkenntniß gerungen? die heldenmüthigen Zeugen der Wahrheit ihr Bekenntniß mit dem Tode besiegelt? dazu so viele große Menschen sich für ihre Brüder geopfert? dazu hätte die Tugend ihre Verläugnung geübt, und ihre stillen Werke vollbracht?“—

„Ach! Tausende, die in der Christenheit gebohren und erzogen worden, haben kaum etwas von dem Erlöser der Menschen gehört! Dann fehlt es auch nicht an solchen, die sich ein Geschäfft daraus machen, den Unglauben zu verkündigen, — der Gatte der Gattin, der Vater dem Kinde, der Lehrer dem Schüler. Warum thun sie das? Ob das, wovon sie andere zu überreden suchen, ihre eigne feste Ueberzeugung sey, das mag Gott richten, — allein warum wollen sie anderen einen Glauben nehmen, der der Menschheit kostbarstes Gut ist? einen Glauben welchen, wenn er auch ein Wahn wäre, gehabt und bis an sein Ende bewahrt zu haben, Niemanden gereuen kann.“ —

Der Verfasser nährt die tröstende Ueberzeugung, daß wir nicht allein fortleben, sondern auch unsere Lieben dort wieder erkennen werden, „nicht blos an ihren Gedanken und Gefühlen, sondern auch an ihren Körpern, die in seiner Verklärung, gewiß noch Aehnlichkeit mit ihrer Erdengestalt haben werden, besonders in dem, was den Geist ausdrückte. (Wir möchten träumen, die bessere Welt sey blos von Augen bewohnt, in welchen dort die Seelen der Abgeschiednen lebten, und jeder neue Ankömmling, selbst ein Auge, suche und finde das Auge, aus welchem er hienieden seine reinste Freuden sog. — Ungern versagen wir uns das Vergnügen, der schönen Stellen noch mehrere abzuschreiben.) —

— Der originelle Professor Lehmann in Königsberg hat Vorträge über unsere Zeit, Wünsche und den Menschen drucken lassen, in welchen wir ihn ganz wieder erkennen. Blitze und Irrlichter wechseln in seiner Atmosphäre, Fackeln und Johanniswürmchen läßet er leuchten, aber etwas leuchtendes ist doch immer in Allem was er schreibt, nur oft von einem seltsam gefärbten Hof umgeben. Wir liefern einige Beispiele: „Ein Alles wissender Mensch ist wie ein unwissender Gott; wer aber auch nur Einer Sache auf das Leben sehen könne, ist schon halb Allwissend.“ — „Die Zweifelsucht ist beliebt bei Gott, weil sie von jeher eine große Wohlthäterin an der Religion war, und den Stolz des Wissens zur Demuth brachte.“ — „Mancher ist treu und keusch, der wohl anders wäre, wenn es nur anders wäre, und er kommt zu seiner Tugend, wie ein anderer zu einem Gewinne in der Lotterie.“ — „Hätte Gott dem Menschen Kräfte gegeben, den Mond in das Meer zu tauchen, die Sonne anzuzünden und das Alpengebirge zwischen die Sterne zu schleudern, er müßte diese Kräfte versuchen, weil Gott nichts umsonst giebt.“ — „Die Ungleichheit hebt alle Sympathie auf, darum haben die Engel kein Erbarmen mit uns, oder sie haben auch unsere Sünden und Leiden.“ — „Wer dem Irrthum kein Feuer anzündet, glüht auch für keine Wahrheit.“

— „So nur Ein Mensch zu uns tritt, ist es anders, und wir sind anders als allein. Der Mensch in Gesellschaft ist ein zugemachtes Grab, wo aber die Todten ein geheimes Hausen treiben, und den Kessel verkohlener Leidenschaften in uns fortkochen, den wir mit Worten zudecken, (?) und ist der Mensch allein, so öffnet sich dies Grab, und die Todten treten vor und besehen sich." — „Die anständigen Tanzboden der Alten, sind auf Bällen zu mörderischen Springsälen geworden." — „Wir sprechen von einem Zeitgeiste, das aber kann zu einer hochmüthigen Sprache werden. Denn der Zeitgeist liegt, wie jeder Geist, hinter einem Schleier den Niemand lüfften kann. Ob eine Zeit militairisch oder philosophisch sey, kann man sagen. Wie aber dies zur allgemeinen Weltbildung stehe, ist eben der Geist der Zeit; und dieser kann auch wohl ein Nachtjahrhundert der Aufklärung fodern, ist uns aber in alle Wege verschlossen." — „Rein aufbewahrt ist die Liebe im Mutterherzen. Darum zeiget auch die Mutterliebe von des Weibes Liebe, und eine herzliche Mutter ist auch wohl eine herzliche Gattin. Die ihr Kind nicht liebt, liebt auch den Mann nicht, liebt gar nicht. Kinderliebe überhaupt ist eine Probe ehelicher Liebe, und die sich gerne an Kindern weiden, tragen dem kommenden Manne ein schönes Herz entgegen." — „Warum klagt man denn so gerne über die Zeit? es kommt mit Jedem dahin, daß ihm seine Welt einmal mißfällt. Wir leben uns ab, und, die uns kannten von Jugend auf in unsern Gesinnungen und Schicksalen, sterben uns ab; und so bleiben wir in einer fremden Welt, die uns nicht genügt, weil sie nicht die unsrige ist. Ein Greis ist in der Welt wie in einer Kinderstube. Fast Jeder lobt die Vorzeit. War aber die Vorzeit immer besser, so muß es schon lange so schlecht gewesen seyn, daß es mich wundert, wenn die Welt nicht gleich in ihrem Anfange untergegangen ist, und nicht alle Jahrhunderte eine neue Sündfluth kam." — „Es ist ein alter Gedanke, daß die Geschlechter steigen. Pflanzen werden einmal Gefühle lernen, die Lilie wird einmal lachen, das Veilchen wird einmal zärtlich thun und die alte Eiche wird brummen; Thiere werden die Aesopischen Fabeln wahr machen, und aus Menschen werden Engel. Vielleicht giebt es Welten, sagt Bonnet, wo die Felsen organisirt sind, und die Thiere Vernunftschlüsse machen, die Menschen Engel sind." — „Gott ist für uns gar nicht da, wenn er nicht in uns ist. Nur der gute Mensch hat einen Gott; der schlechte ist immer ein Gottesleugner, selbst wenn er zum Abendmahl geht." — „Dem Gedanken sind wir die Religion schuldig. Gott selbst ist todt, wenn kein Gedanke ist; und die Engel im Himmel mit allen Geistern leben nur auf Erlaubniß der Gedanken." — „Keine Königin kann es mir verbieten, sie in Gedanken zu küssen, und jeder Mensch muß sich gefallen lassen, was ich im Gedanken mit ihm vornehme; den Einen lasse ich hänken, den Andern mache ich zum Kaiser, und gebe ihm Diese oder Jene zur Kaiserin. Im Gedanken kann ich alle Fürsten vom Throne jagen. Ueber die Censur lacht mein Gedanke." — „Viele Arme können sagen: ich habe nichts, aber ich bin etwas. Viele Reiche können das nicht sagen. Etwas seyn ist aber besser, als etwas haben." — „Versöhnen wir uns mit den Reichen und Großen, denn sie sind die eigentlichen Lastträger der Welt und zugleich ein Spielball des Schicksals" — „Wer Alles so gehen läßt wie es geht, weil er allein nichts ändern kann, habe wenig moralisches Gefühl, das Können oder nicht Können kümmert die Moral gar nicht, aber wohl das Sollen." — „Die große Glocke der Religion sind die Leiden des Lebens. In diesen mahnt uns die Natur an die innere Kirche und bringt uns an ihren Altar." — „Jede Kirche ist gut, wenn sie uns moralisch bildet, das Herz erquickt und den Verstand entwickelt; nur die taugt nicht, welche es an Einem von diesen fehlen läßt." — Genug der Proben, um zu beweisen, daß dieses seltsam geformte Gefäß ein Schatzkästlein ist, wo neben Perlen und Edelsteinen bisweilen auch wunderliche Muscheln liegen.

Malesherbes.

Der Graf Boissy d'Anglas hat so eben in zwei Bänden einen Versuch über das Leben, die Schriften und Meinungen des berühmten und rechtschaffenen Malesherbes herausgegeben, ein Versuch, den er anfangs nicht für das Publikum sondern zum Unterricht seiner Kinder bestimmt hatte; wir freuen uns, daß er ihn dem Publikum nicht vorenthalten.

„Nie war ein Mann von Malesherbes Verdiensten anspruchloser als er. Wenn man ihn zum erstenmale sah in seinem kastanienbraunen Rocke mit großen Taschen und goldübersponnenen Knöpfen, mit seinen Mouselinmanschetten, einer durch Taback beschmuzten Hemdkrause, in einer runden, schlecht frisirten schiefgesetzten Perücke, und wenn man ihn so ungesucht, so einfach, obwohl sinnvoll und gelehrt, sprechen hörte: so konnte man sich unmöglich einbilden, daß er der Sohn eines Kanzlers von Frankreich sey, der Abkömmling der berühmten Familie Lamoignon; daß er die ersten Magistratswürden bekleidet hatte; daß

er Staatsminister und Mitglied dreier Academien gewesen, und daß er die höchsten Eigenschaften besaß, mit welchen der Himmel einen Sterblichen ausrüsten kann. Dennoch konnte man weder seiner anziehenden Kraft widerstehen, noch ihm, vom ersten Augenblick an, das innigste Vertrauen versagen"

„Die folgende Anecdote, die ich ihn selbst erzählen hörte, schildert treffend den Eindruck, den er anfangs machte. Er ging einst am frühen Morgen durch die sogenannten Hallen, und blieb von Zeit zu Zeit, mit der Aufmerksamkeit eines Botanikers, bei den Leuten stehen, die dort Kräuter und Blumen feil haben. Zwei Weiber disputirten miteinander über den Namen und die Eigenschaften einer medicinischen Pflanze, welche eine der andern verkaufen wollte. „Frage sie nur den Herrn da," sagte die Krämerin, „der wird unsern Streit gleich schlichten." Malesherbes trat hinzu, nannte die Pflanze, erklärte ihre Eigenschaften, beide Theile waren zufrieden, und er ging fröhlich weiter, stolz darauf, daß seine Berühmtheit bis in die Halle gedrungen sey. Um jedoch einen leisen Zweifel, der ihm aufstieg, zu heben, kehrte er noch einmal um, und fragte die Kräuterfrau: warum sie sich gerade an ihn gewandt habe? — Ey! antwortete sie, habe ich denn nicht gleich gesehen, daß Sie ein Apotheker sind?" —

„In seiner Jugend gab man ihm den berühmten Marcel zum Tanzmeister, denselben, der so große Dinge in einer Menuet sah, und der sich anmaß, die geistigen und moralischen Eigenschaften eines Menschen zu erkennen, wenn er ihn nur spazieren gehen oder in einen Salon treten sähe. Mit seinem Lehrling, Malesherbes, war er sehr unzufrieden, bat eines Tages um eine förmliche Audienz bei dessen Vater und sprach: „Mein Herr Präsident! ich bin „es dem Vertrauen, mit welchem Sie mich beehrt „haben, schuldig, Ihnen nicht nur zu erklären, daß „Ihr Herr Sohn niemals gut tanzen wird, sondern „auch daß er weder für die Rechtspflege noch für die „Armee tauglich ist, und daß, bei seiner Art zu gehen, Sie ihn vernünftigerweise blos dem geistlichen „Stande widmen können." — Was die Armee betrifft, pflegte Malesherbes zu sagen, wenn er diese Anecdote erzählte — so hatte der Mann ganz recht; ich glaube ich würde mich vor den Kanonen gefürchtet haben. Vielleicht hatte er auch recht die Magistratur betreffend; doch so viel ist gewiß, daß die lettres de cachet (Verhaftbefehle), welches die Kanonen sind, deren man sich gegen Gerichtspersonen bedient, mich niemals sehr geschreckt haben. —

Hier eine Stelle, die ihn würdig schildert: „Die Schmeichler des Thrones wollten den Fürsten überreden, seine Macht, um sicher zu seyn, müsse unbegränzt seyn. Die Schmeichler des Volkes bildeten ihm ein, daß, um der Freiheit gewiß zu seyn, es jeden Zügel abwerfen müsse. Irrthum auf beiden Seiten, doch war der letzte der traurigste. Malesherbes fiel weder in diesen noch in jenen; er war nie der Mitschuldige irgend einer Gattung von Tyranney. Er war eben so sehr ein Feind des Königlichen als des Volksdespotismus. Weil er jenen bekämpft hatte, wurde er verbannt; weil er gegen diesen sich auflehnte, wurde er gemordet. In allen Lagen seines Lebens blieb er seinem Character, seinen Grundsätzen, seiner Tugend getreu, und nie wich er aus Furcht zurück, wenn es galt eine Pflicht zu erfüllen. Als das Volk unterdrückt wurde, vertheidigte er das Volk; als der König unterdrückt wurde, vertheidigte er den König."

Wie verdient er sich um das Volk gemacht, beweist die treffliche, von ihm verfaßte Vorstellung, welche er als Präsident eines Gerichtshofes (cour des aides) gegen die Edicte von 1770 und 1771 überreichte, und die La Harpe für „Muster eines gu„ten Geschmacks in dem Phrasen-Jahrhundert und „für Denkmäler und Lehren der Jugend in einem „verderbten Jahrhundert" erklärte, und der Graf Boissy d'Anglas fügt hinzu: „es scheine, daß Quinc„tilian, als er den ächten Redner geschildert, Ma„lesherbes im Auge gehabt habe." Hier zur Probe eine Stelle aus dieser Vorstellung:

„Die Souverains können mehr oder weniger Macht besitzen, doch überall haben sie gleiche Pflichten. Giebt es deren, die so unglücklich sind, über Völker zu herrschen, welche keine Gesetze haben, so sind sie verpflichtet diesen Mangel, so viel in ihren Kräften steht, durch persönliche Gerechtigkeit und durch die Wahl ihrer Stellvertreter zu ersetzen. Aber wenn in einem Lande alte, respectirte Gesetze vorhanden sind, wenn das Volk sie als die Schutzwehr seiner Rechte und Freiheiten betrachtet, wenn sie wirklich nutzen um den Mißbrauch der Gewalt zu zügeln — o so erlassen Sie uns, Sire, die Frage zu untersuchen, ob in irgend einem Staate ein König befugt sey, solche Gesetze abzuschaffen? uns genügt, einem der Gerechtigkeit befreundeten Fürsten zu sagen — daß er es nicht dürfe. Nach diesen Grundsätzen seyn Sie nun selbst Richter zwischen Ihrem Volke und Ihren Ministern." —

Die Noten zum ersten Bande enthalten eine Anecdote von dem Prinzen von Beauvau, die zu dessen Ehre nie vergessen werden sollte. Ihm verdankten die im Thurm von Constance zu Aigues mor-

ten eingesperrten Protestantinnen ihre Freiheit. Die Eine saß dort, weil sie eine Predigt mit angehört hatte; die Andere, weil sie flehenden Pfarrern eine Freistatt verwilligt; die Dritte, weil sie ihren Kindern keinen catholischen Unterricht ertheilen lassen; die Vierte, weil sie ihre Kinder protestantisch taufen lassen u. s. w. Aber Alle waren verurtheilt, ohne Beobachtung irgend einer Proceßform.

Als der Ritter von Boufflers in der französischen Academie eine Lobrede auf seinen Oheim, den Marschall Beauvau sprach, erzählte er wie folgt:

„Ich war mit ihm, als er die Küsten von Languedoc besuchte. Wir kamen nach Aigues mortes, wir standen vor dem Thurme von Constance; wir fanden daselbst einen dienstfertigen Kerkermeister, der uns finstere Wendeltreppen hinaufführte, und mit großem Lärm eine gräßliche Pforte öffnete, auf welcher man die Inschrift des Dante zu lesen glaubte; mir mangeln die Farben, um den abscheulichen Anblick zu schildern, an den wir so wenig gewöhnt waren; ein Gemählde, eben so scheuslich als rührend, eben so ekelhaft als anziehend! in einem großen runden Saale, ohne Licht, ohne Luft, schmachteten vierzehn Frauen im Elend, Fäulniß und Thränen. Der Prinz vermochte kaum seine Rührung zu unterdrücken, und gewiß erblickten diese Unglücklichen zum Erstenmale das Mitleid auf einem Gesicht. Ich sehe sie noch, wie sie bei dieser plötzlichen Erscheinung Alle zugleich zu seinen Füßen stürzten, sie mit Thränen benetzten, Worte suchten und nur schluchzen konnten, bis sie endlich, durch unser Zureden ermuthigt, Alle zugleich ihren gemeinschaftlichen Jammer erzählten. Ach! ihr ganzes Verbrechen war, daß man sie in derselben Religion erzogen hatte, welche Heinrich IV. bekannte. Die jüngste dieser Märtyrerinnen war über funfzig Jahr alt; als ein Kind von acht Jahren hatte man sie verhaftet, als sie mit ihrer Mutter in die Predigt ging, und ihre Strafe dauerte noch fort!"

„Als der Prinz Versailles verließ, hatte man ihm als eine ganz besondere Gnade die Erlaubniß zugestanden, drei oder vier dieser Schlachtopfer zu befreyen; er befreyte deren vierzehn, das heißt Alle — und schrieb an den Minister: „Gerechtigkeit und Menschlichkeit sprachen gleich stark für diese Unglücklichen, ich konnte unmöglich unter ihnen wählen; ich habe sie in Freiheit gesetzt und den Thurm zuschließen lassen, in der Hoffnung, daß man nie wieder um einer solchen Ursach willen ihn öffnen werde." Der Minister erklärte sein Benehmen für einen Mißbrauch des Vertrauens, und befahl ihm, was er gethan, sogleich wieder gut zu machen, weil er ihm sonst nicht dafür stehen könne, daß er seinen Platz behalten werde. Der Prinz antwortete: „Der König ist Herr, mir das Commando zu nehmen, allein so lange ich es führe, soll er mich nicht hindern, die Pflichten des Gewissens und der Menschlichkeit zu erfüllen." — Der Graf Boissy d'Anglas fügt, zu seinen Kindern redend, hinzu: „ich habe diesen Thurm auch gesehn, der Euch um so lebhafteres Interesse einflößen muß, weil die Aeltermutter Eurer Mutter, um einer Predigt willen, die sie mit angehört hatte, schwanger hineingesperrt wurde, und in demselben einer Tochter das Leben gab, von welcher ihr abstammt. Ich war noch nicht sieben Jahr alt, als meine Mutter mich dahin führte. Die Beschreibung, die Boufflers von diesem schrecklichen Auffenthalte macht, ist leider nicht übertrieben. Es waren zwei Säle über einander, der untere empfing sein Licht nur durch ein rundes Loch in dem obern, durch welches auch der Rauch hinauf zog, und der obere wurde durch ein ähnliches Loch in der Terrasse beleuchtet, die das Dach bildete. Wind und Regen drangen häufiger durch diese Oeffnungen als Licht und Luft. Ich habe die Gefangene gesehen, die im achten Jahre eingesperrt worden, sie hieß Durand und war die Schwester eines Predigers, den die Soldaten erschossen hatten, unter dem Vorwand, er habe entwischen wollen. Ihre Mutter, mit ihr zugleich eingesperrt, war in ihren Armen gestorben." — —

Im zweyten Bande schien uns besonders merkwürdig, daß Malesherbes, als er das Letztemal Minister war, dem Könige verschiedene Memoiren überreicht hatte, in welchen er ihm gerathen, da eine Zusammenberufung der Stände vorauszusehen sey, in diesem Fall ja nicht die alte Form der Stände bestehen zu lassen, weil durch sie eine, dem Könige wie der Nation gleichfriedliche Aristocratie aufgestellt werde, nemlich die Aristocratie des Adels und der Geistlichkeit. Er rieth zu einer mehr nationalen Form. Diese damals nicht gelesenen Memoiren gaben, als der König schon gefangen im Tempel saß, zu folgender rührenden Anecdote Veranlassung.

Ludwig XVI. nemlich erinnerte sich jener Memoiren und daß er sie nicht beachtet, sprach davon mit Malesherbes und wünschte sie zu lesen. Malesherbes, der wohl voraussah, wie schmerzlich diese Lectüre ihm seyn würde, suchte ihn davon abzuwenden, allein der König bestand darauf und M. brachte sie ihm. Als er nachher das

erstemal wieder zum Könige kam, betrachtete dieser ihn eine Zeitlang schweigend und mit Rührung, machte dann die Thür des Cabinets zu, warf sich in seine Arme, fast zu seinen Füßen und benetzte ihn mit Thränen. Diese, für beide Theile so ehrenvolle, aber auch so rührende Scene, hatte Malesherbes so angegriffen, daß er mehrere Tage krank davon war, und daß er sie nie ohne Schluchzen erzählte. —

Ein Gespräch, welches Malesherbes wenige Tage vor dem 10. August mit Molleville hatte, beweist, daß er damals schon lange außer aller Verbindung mit dem Hofe stand, und folglich keiner der zahlreichen Fehler ihm zur Last gelegt werden kann, die damals begangen wurden. „Der arme König" sagte er, „ich beklage ihn sehr! ich fürchte er werde Mühe haben, den Bösewichtern zu entschlüpfen, und das ist fürwahr Schade, denn er ist wahrlich ein respectabler, würdiger Fürst. — Sie, bei Ihrer Jugend, sind glücklich, daß Sie ihm noch nützlich seyn können; ich bin leider zu alt dazu — aber, seit ich Gelegenheit hatte seine Eigenschaften kennen zu lernen, bin ich ihm innigst ergeben. — Ob ich mich gleich sehr ungern ankleide, und besonders den verfluchten Degen nicht gern anstecke, der mir immer zwischen die Beine kommt, und mir noch einmal den Hals brechen wird, so gehe ich doch regelmäßig alle Sonntage zum Lever des Königs, weil es mir Freude macht zu sehen, daß der wackere Mann sich wohl befindet. Ich spreche ihn nie, doch gleichviel, wenn ich ihn nur gesehen habe; und ich meine, er sieht mich auch recht gern." —

Ach! der Augenblick erschien nur zu bald, wo er dem Könige seine ganze Anhänglichkeit durch die erhabenste Aufopferung beweisen konnte, indem er fast allein bei einem Fürsten blieb, der noch vor kurzem von einem Höflingsschwarm umringt, nun den Glanz von Versailles gegen den finstern Tempelthurm vertauscht hatte. Zum drittenmale wurde Malesherbes sein Rathgeber, als er ohne Krone und in Fesseln, keine andere Belohnung konnte hoffen lassen, als die Ehre, mit ihm auf demselben Schaffot zu sterben. Malesherbes war damals ein Greis von 72 Jahren, zweimal Minister des allgewaltigen Ludwig XVI gewesen, und hatte sich in seine liebe, den Studien gewidmete Einsamkeit zurückgezogen, als er sich überzeugte, daß die Grundsätze, welche man befolgte, zu sehr im Widerspruche mit den Seinigen standen. — Es giebt in Frankreichs Annalen, und selbst in denen der Revolution, der Beispiele genug, wo hoher Muth selbst dem gewissen Tode trotzte; aber diese Handlungen gebot die Ehre, die Pflicht, die Gefahr — was Malesherbes that, entquoll einzig der Tugend. Er hätte, ohne undankbar zu seyn, sich fern halten können, wie so manche andere, die dem Könige noch überdieß Wohlthaten verdankten; er hätte sein Alter, seine Zurückgezogenheit vorschützen, wenigstens warten können, bis man ihn gerufen; aber der Held wartete nicht auf diesen Ruf, um in den Kerker zu dringen und die Leiden seines Fürsten zu theilen. Er schrieb an den Präsidenten des Convents: „Ich weiß nicht ob man Ludwig XVI. einen Vertheidiger und die Wahl desselben zugestehen wird? im Fall solches geschieht, wünsche ich, daß Ludwig erfahre daß, wenn er mich wählen sollte, ich bereit bin; denn er hat mich zweimal in seinen Rath berufen, zu einer Zeit wo alle Welt nach solchen Posten trachtete; ich bin ihm daher denselben Dienst schuldig zu einer Zeit, wo viele Leute ihn gefährlich finden." — —

Der edle Greis mußte an den Schranken des Convents Ludwigs Urtheil sprechen hören. Er versuchte noch einige, von Thränen und Schluchzen unterbrochene, Worte, um eine Appellation an das Volk zu unterstützen, allein vergebens! er empfing den Auftrag, dem König das Urtheil anzukündigen, und er entledigte sich dieser letzten schrecklichen Pflicht mit eben so viel Muth als Schmerz. Dann zog er sich tief erschüttert in seine Einsamkeit zurück, wo die zarteste Sorgfalt seiner Familie kaum vermögend war, seine Trauer zu mäßigen. In stiller Trauer lebte er, als neues Unglück auf ihn eindrang. Sein Schwiegersohn, Hr. von Rosanbo, hatte, als Präsident eines Gerichtshofes, 1789 eine Protestation gegen die Decrete der constituirenden Versammlung unterzeichnet, das gab jetzt den Vorwand, alle die Richter, welche mit unterschrieben, und selbst diejenigen, welche, ohne die Protestation zu kennen, sich nicht förmlich von ihr losgesagt hatten, in Anklagezustand zu versetzen. Man riß aus den Armen des Greises seine ganze Familie, und zwei Tage nachher verhaftete man ihn selbst und schleppte ihn nach Paris ins Gefängniß. Doch neuer Muth schien ihn zu beleben, sobald die Tyrannei seine eigne Person traf. Seine alte Kraft war zurückgekehrt, selbst die heitere Laune, die ihm eigen war, und er sprach mit der größten Ruhe von der Catastrophe, die ihn bedrohte. So wird uns Socrates geschildert. — Eine Zeitlang blieb er von seiner Familie getrennt, allein er erlangte die Vergünstigung, dasselbe Gefängniß mit ihr zu bewohnen. Der Augenblick, wo er mit ihr vereinigt wurde, war sehr schmerzlich! doch bald sprach er wieder

„men und Character nach Herrn Mekel nähe ver„wandt sey.“ —

Wir kennen den Herrn Professor Ozondi nicht, eben so wenig als den Herrn Professor Mekel, und werden, durch die einseitige Darstellung des erstern, unser Urtheil nicht bestechen lassen; denn die von ihm erwähnte Apologie, und was Hr. Mekel dagegen geschrieben, haben wir nicht gelesen; wir lassen folglich die gegenseitigen Behauptungen auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen. Was aber durch die mitgetheilten Rescripte unwidersprechlich erwiesen ist — daß nemlich Hr. Professor Mekel ein heimlicher Angeber gewesen, und daß der Hr. Minister v. Schuckmann der heimlichen Angeberey sein Ohr geliehen hat — darüber läßt sich ein Wort mit sprechen. Uns dünkt, wenn ein Professor sich nicht schämt, seinem Collegen hinterrücks ein Bein zu stellen, so wäre es der Würde des Ministers gemäß, den leidenschaftlichen Mann zu erinnern, daß, wenn sein Gewissen ihn zu solcher Angabe nöthigt, sein Gewissen ihm auch den Muth geben müsse, die Wahrheit laut zu bekennen, damit der Angeklagte sich vertheidigen möge. Die Behauptung, daß der Herr Minister auf diese einseitige, heimliche Angeberey alle seine Verfügungen gegründet, und sich durchaus auf kein audiatur et altera pars eingelassen habe, — diese Behauptung ist so grell, und die Wahrheit derselben wäre so empörend, daß Jedermann gewiß lieber glauben wird, Hr. Professor Ozondi habe gelogen; obgleich aus den hier abgedruckten Rescripten ihm keine Unwahrheit nachgewiesen werden kann.

Kleine Literarische Notizen.

Herr Doctor Hering hat einen täglichen historisch-politischen Erinnerungs-Almanach herausgegeben, eine Taschenbibliothek der wissenswürdigsten Ereignisse aus 17 Jahrhunderten; in der That eine ansprechende Idee für manchen Liebhaber, der jeden Morgen beim Aufstehen nur seinen Almanach aufschlagen darf, um zu wissen, was an diesem Tage irgendwo zu irgend einer Zeit Merkwürdiges vorgefallen. Wir wollen z. B. nur Einen Tag aufheben; es sey der uns Allen so denkwürdige 18. October. An diesem Tage wurde, im Jahr 31 nach Christi Geburt, der römische Minister Sejan hingerichtet — Der König von Dänemark, Canut II., besiegte den König Edmund von England, (1016) — Der deutsche Gegenkönig Rudolph starb, (1030) — Der Herzog von Apulien, Robert Guiscard, schlug den griechischen Kaiser (1081) — Papst Pius II. wurde geboren (1406) — Papst Gregor XII. starb (1417) — Papst Pius III. starb (1503) — Wallenstein besiegte den Grafen von Thurn (1633) — Der polnische Kron-Feldherr Czarnecky die Russen (1659) — Prinz Eugen wurde gebohren (1663) — Der Churfürst von Sachsen Georg IV. kam zur Welt (1668) — Der Tachauer Friede wurde geschlossen (1748) — Die Oestreicher eroberten das französische Lager von Mannheim (1795) — Die Engländer und Russen räumten Holland (1799) — Die Engländer eroberten Agra 1803 — Die Völkerschlacht (1813) — Eine traurige Bemerkung ist es, daß man keinen Tag im Jahre nachschlagen kann, ohne zu finden, daß an diesem Tage Blut vergossen worden. Der angeführten Schlachten sind nicht weniger als 1062, der Capitulationen und Eroberungen 604, der Friedensschlüsse 252 u. s. w. Manche Geburts- und Todes-Tage hätten, als zu unbedeutend, wohl übergangen werden mögen. —

Der, 600 Jahre zu spät gebohrne, Herr Superintendent in Nonneburg ist abermals nach Gebühr abgefertigt worden, in einer kleinen Schrift, betitelt: An Herrn Jonathan Schuderoff, Vorfechter im Kirchenthume, mit dem Motto aus Martin Luther: „Es ist nicht un„recht, ja das höchste Recht, daß man den Wolf aus dem „Schaafstalle jage, und nicht ansehe, ob seinem Bauche da„mit Abbruch geschehe.“ Der Schluß des Büchleins lautet also: „Sie sind nun einmal Doctor und zu der ersten Würde erhoben, aber nicht verpflichtet und berufen, Staatsmitglieder aufzuwiegeln und zur Empörung zu reizen. Am rathsamsten wäre wohl: Sie besorgten Ihre Amtsgeschäfte, unterließen die unnützen und schädlichen Schreibereyen, und begnügten sich mit den Einkünften Ihres Amtes. Amen!“ — So weit wären wir mit dem Verfasser ganz einig; aber befremdend war uns das folgende Urtheil über Luther: „Hätte Luther sich nicht für infallibel (!) und besser wissend gehalten, und seiner Sentention, wie er es nennt, keine Art gesetzlicher Kraft beigelegt, (!) so würde er an den Grafen Mannsfeld entweder gar nicht, oder anders und mit Bescheidenheit geschrieben haben.“ — „Die Fürsten, der Staat und die Juristen mit ihrem Handwerke waren ihm — und sind Ihnen — Feinde und Gegner, welche zurückgetrieben und zu Boden geworfen werden müssen, damit die Klerisey den christlichen Mitgliedern gebiete, und sich auf den Thron mit unumschränkter Macht setze.“ — (Das hätte Luther gewollt? nimmermehr!) —

— Wir warnen vor einem neuen französischen Buche, betitelt: Historische Reise nach Egypten, während der Feldzüge der Generale Buonaparte, Kleber und Menou, von di Pietro. Es ist nichts weiter als eine pomphafte, schon hundertmal wiederhohlte Erzählung der Heldenthaten, welche die Franzosen in Egypten vollbracht haben.

— Die Winter-Abende (Soirées d'hyver) oder Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern, über das Genie, die Sitten und die Industrie der verschiednen Völker des Erdbodens, von Depping, ist ein sehr nützliches Buch für die Jugend, von welchem so eben eine gänzliche umgearbeitete Auflage mit vielen Kupfern erschienen ist. Belehrung und Unterhaltung sind hier vereint.

— Sollte es unter unsern Lesern Einige geben, die es interessirt zu wissen, was die Preußischen Landesgesetze bei Criminal- und Fiscalischen Untersuchungen über Verbrechen und Strafen festgesetzt haben, der wird in einem, vom Justizrath Hoffmann herausgegebenem Repertorium in alphabetischer Ordnung Alles finden, was verständiger Fleiß zusammen getragen. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. II. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Der Würtembergische Volksfreund.

Zum Beweise, daß wir einer vernünftigen Preßfreyheit keinesweges abhold sind, loben wir von ganzem Herzen den Würtembergischen Volksfreund, der, außer vielem Gemeinnützigen, was er liefert, sich besonders angelegen seyn läßt, jede Willkühr der Beamten ꝛc. zur Sprache zu bringen, und dessen ungestörtes Erscheinen der Würtembergischen Regierung Ehre macht. Man hat uns mehrere der neuesten Nummern zugesandt. In Nr. 41 wird ein Werk des Professors Uebelen, von Entstehung der Würtembergischen Landstände, weitläuftig angezeigt. Dieser Darstellung zufolge hat jene Landstandschaft sich durchaus ganz anders gestaltet als in Sachsen, Bayern, Hessen ꝛc. Die Sache hat nicht Interesse genug für die meisten unserer Leser, um sie hier weiter zu verfolgen. Wir heben blos folgende Stelle aus: „unsere Zeit hängt gar zu sehr an der Form und sucht ihr Heyl nur in juridischen Clauseln. Das Gemüth versteht sie nicht. — Was helfen alle Verträge zwischen der Gewalt und dem Recht, wenn jene sie nicht halten will? — Die Geschichte zeigt, daß das Formal-Recht nur da gegen den Willen des Pflichtigen gehandhabt wird, wo eine höhere Gewalt das Urtheil spricht; daß Verträge zwischen der Regenten-Gewalt und den Regierten, und unter unabhängigen Staaten, nur da gehalten werden, wo gegenseitiger Nutzen die Bürgschaft leistet." —

In Nr. 42 erzählt ein Hr Haldenwang, er sey zugegen gewesen, als das Gensd'armerie-Institut zu M. eingerichtet worden; da sey ein alter, rechtschaffener Schultheiß hervorgetreten, und habe gesagt: „Ey was, Herr Oberamtmann, ein Polizey, die Neuigkeite taugen all nix. Mein Vorfahrer ischt 40 Jahr Schultheis gewesen, i bins schon über 40, und sein Lebelang ischt kaan Polizey in unserm Ort gewesen. Das giebt nix als Unordnung. Die Bauern brauchen kan Polizey, das ischt nur für grausse Herren, aber nit für uns. Das Ding koschtet Geld, und meine Leute schlügen mi warlich taud, wenn i sie rein ließ. Mein Vota ischt: man schreib sie gradesweges ab, so meyn' i seys recht. Kurzum wie gesat, die Neuigkeite tauge all nix." —

In Nr. 44 wird aus den Zeiten der Angst und Noth des 30 jährigen Krieges folgendes mitgetheilt: „Im Jahr 1639" (so erzählte, nach völlig sichern Quellen, noch in seinem Greisen-Alter ein Biedermann, Magister Peter Drumling, ehemaliger hochfürstlicher bayreutischer Pfarrer und Senior in Burgbernheim) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vice-Decan Arzberger im Amt nachfolgte, habe ich und dessen Sohn, nachmals Kastner, selbigen ganzen Sommer allhier Getraide eingeführt auf einem Karren, an welchem er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war denn sein Gold." —

— 1548 haben die Bauern im Balinger Oberamte eine Verordnung gemacht, kraft deren jeder Einwohner, wenn ihn die Reihe traf, die Schaafe hüten muste, den Pfarrer nicht ausgenommen. Als der berühmte Gelehrte Frischlin Pfarrer daselbst wurde, muste auch er sich der Verordnung fügen; weil ihn aber die Reihe gerade am Johannistage traf, und er doch auch an diesem Tage predigen wollte, so führte er die Schaafe auf des Schultheißen grüne Saat, wo sie sich schnell satt fraßen und er sie bald wieder heim treiben konnte. Er verlohr aber bald darauf seine Pfarre. (Wie würde Herr Jonathan Schuderoff sprudeln, wenn er die Ronneburger vierbeinigen Schaafe hüten müste!) —

Einen Aufsatz über den Bücher-Nachdruck in Nr. 51, können wir uns nicht enthalten ganz mitzutheilen.

„Es herrschen bis jetzt über den Nachdruck noch sehr verschiedene Ansichten, und darum mag es dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes wohl vergönnt seyn, auch die seinige auszusprechen. Sie ist vielleicht die einfachste und klarste unter allen, die man bei uns über diesen Gegenstand gehabt hat.

Der Buchhandel ist ein eben so rechtmäßiges als nothwendiges Gewerbe. Die Rechtmäßigkeit ist von allen Regierungen anerkannt, und die Nothwendigkeit könnte nur geläugnet werden, wenn man behaupten wollte, der Staat habe sich um die Fortbildung der Menschheit nichts zu bekümmern, und man könne alle Schulen ohne weiteres schließen, und die Druckerpressen zerschlagen.

Unsere geistige Kultur beruht jedoch hauptsächlich auf unserer Literatur, und folglich auf unserm Buchhandel. Dieser ist indeß undenkbar, ohne ein Recht des Schriftstellers, über den Verlag seiner Werke zu kontrahiren. Erst müssen Schriften gedruckt werden, bevor man sie verkaufen kann, und um Schriften zu drucken, muß man Handschriften haben. Der, welcher Schriften drucken läßt, um sie zu verkaufen, (der Buchhändler) kann aber nur auf viererley Weise zum Besitz von Manuscripten gelangen. Er verfertigt sie selbst, oder er läßt sie sich schenken, oder er kauft dergleichen, oder er stiehlt sie. Die beiden ersten Fälle sind höchst selten, und es würde um unsere Literatur sehr schlimm aussehen, wenn schriftstellerische Werke nur auf jenen beiden Wegen ins Publikum gelangen könnten. Den vierten Fall haben die Polizeien bis jetzt doch noch nicht den Muth gehabt, zu dulden, folglich bleibt nur der dritte übrig: der Verfasser verkauft und der Verleger kauft. Eine solche Uebereinkunft setzt jedoch ein ausschließendes Eigenthumsrecht des Schriftstellers an seinem Werke voraus; denn das Recht, ein Manuscript zum Druck zu verkaufen, ist eine bloße Täuschung, wenn es nicht die Befugniß in sich schließt, jeden andern als den Käufer von der Berechtigung zum Drucke auszuschließen. Der ganze Kontrakt zwischen dem Buchhändler und dem Schriftsteller beruht auf dieser Bedingung. Warum sollte sonst auch jener kaufen und bezahlen? Etwa, damit es die andern nachher umsonst hätten?

Erwägt man das bisher Gesagte, so ergiebt sich sonnenklar, daß man entweder den Buchhandel nicht mehr als bürgerliches Gewerbe betrachten, oder aber dem Schriftsteller und Verleger ihre ausschließenden Eigenthumsrechte sichern müßte.

Im Ganzen ist dies allerdings von mehreren Regierungen anerkannt worden. Doch haben die meisten für dienlich erachtet, das Eigenthumsrecht des Schriftstellers und Verlegers auf eine Zeit zu beschränken. Aber wie? heißt das nicht willkührlich in die Freyheit des Eigenthümers eingreifen? Ist der Schriftsteller etwa nicht befugt, von seinem Manuscript fürs erste blos die erste Auflage, oder diese und alle folgende Auflagen zugleich an einen Verleger zu veräußern? Wenn ein Gesetzgeber diese Frage mit Nein beantwortet, so möcht ich den Grund dieser Verneinung kennen.

Im Grosherzogthum Baden besteht ein Gesetz, welches das Schriftstellerische Eigenthumsrecht nur bis zum Ableben des Schriftstellers gelten läßt. Der, welcher dieses Gesetz gegeben, hat ohne Zweifel die Folgen desselben gar wenig erwogen, und eben so wenig den Widerspruch eingesehen, den es enthält. Ein Kontrakt, der zur völligen Realisirung eine bestimmte Zeit nothwendig erheischt, und doch nur auf eine durchaus unbestimmbare Zeit geschlossen werden darf, ist ein Unding. Wenn z. B. eine Karlsruher Buchhandlung einem Schriftsteller die erste Auflage seiner Werke für 1000 fl. abkauft, so kann sie es doch wohl nur unter der Bedingung, daß keine andere Auflage gemacht werde, bevor die ihrige verkauft ist. Aber wie, wenn nun, nach kaum beendigtem Druck der Verfasser stirbt? das badische Gesetz erlaubt in diesem Falle den Nachdruck auf der Stelle, folglich enthält es eine Bestimmung, welche jeden Kontrakt zwischen Verleger und Schriftsteller zur wahren Nullität macht, wofern man nicht etwa in jenem Lande eine Lebens-Assecuranz zum Besten der Schriftsteller und ihrer Verleger eingeführt hat.

Diejenigen deutschen Regierungen, welche den Nachdruck erlauben, scheinen dabei außerdem etwas unbeachtet zu lassen, was große Beachtung verdient. Kann es einem Gouvernement gleichgültig seyn, daß Einzelne seiner Bürger, die ein von ihm erlaubtes, vielleicht sogar privilegirtes Gewerbe treiben, in andern deutschen Nachbarstaaten öffentlich Schelmen und Diebe genannt werden? Wird in einem solchen Falle nicht die Ehre des betreffenden Gouvernements selbst angetastet? Wenn dem Bürger eines Staats in einem andern Staate eine Beleidigung widerfährt, so wendet er sich an den Gesandten seines Hofs, und diesem liegt es ob, dem Beleidigten Genugthuung zu verschaffen. Unsere Nachdrucker dagegen, die sich zum Theil auf Privilegien stützen können, müssen sich in öffentlichen Blättern als Diebe und Raubgesindel bezeichnen lassen, ja sogar ist ihre persönliche Freyheit bedroht, wofern sie den Wohnort eines auswärtigen Verlegers betreten, dem sie etwas nachgedruckt, und Niemand läßt ihnen Schutz angedeihen.

Es ist und bleibt ewig wahr: Jede, auch die mindeste Abweichung von dem, was die öffentliche Meynung als Recht anerkennt, muß zu Inconsequenzen verleiten, und unter gewissen Umständen sogar die Würde des Staats exponiren.

Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.

Ein treffliches Werk in zwey Bänden hat über diesen Gegenstand der Präsident v. Reibnitz geschrieben. Ein solches Werk kann natürlich in die-

sem Blatte nicht benutzt werden; nur aufmerksam wollen wir darauf machen durch einige Auszüge, die den Geist des Ganzen ahnen lassen und jeden, auch Nichtjuristen, ansprechen werden.

„Ich kann mich von dem Nutzen der Friedensgerichte nicht überzeugen, und glaube vielmehr, daß das, was davon an mehreren Orten gerühmt worden, bey näherer Beleuchtung wenig Realität habe. Insbesondere scheint mir der Anfang des Prozesses nicht der schickliche Zeitpunkt, um den Weg der Güte zu versuchen. Die Parteien, besonders der Kläger, sind noch zu erhitzt gegen einander, von ihrem vermeinten Recht zu sehr eingenommen, und von den lästigen Formen des Rechtsganges noch zu wenig ermüdet, um der Stimme der Sanftmuth und Billigkeit Gehör zu geben. Der Friedensrichter aber, wenn er als solcher mitwirken soll, daß der Vergleich zu Stande komme, kann in dem Augenblicke des Entstehens des Prozesses von allen Umständen, die auf dessen Entscheidung Einfluß haben können, unmöglich noch so genau unterrichtet seyn, um zweckmäßige Vorschläge, aus der Natur der Sache hergeleitet, machen zu können, die auf die beiderseitigen Rechtsgründe gehörige Rücksicht nehmen, und nicht den Gerechtsamen des einen oder des andern Theils offenbare Gewalt anthun. Als wesentlich nothwendige Rechtsform vor dem Anfang des Prozesses scheint mir daher der Gang zum Friedensrichter unzweckmäßig, und eine unnöthige Verlängerung des Rechtsganges. Der Versuch der Sühne kann meines Erachtens nur späterhin mit Nutzen gemacht werden." —

„Die Mitglieder der Jury sind von ihren Mitbürgern durch eine freie Wahl ausersehen, das Heiligste zu handhaben, was der bürgerliche Verein dem Urtheil eines Individuums anvertrauen kann, die bürgerliche Ehre des Gekränkten für fleckenlos zu erklären, oder die Schuld des Frevlers aufzudecken; ich habe zu dieser Bestimmung in meiner Gerichtsordnung die Sühnsversuche hinzugefügt, und bin der Meinung, daß auch die Executionen ihnen anvertraut werden sollen; und die permanentische Jury sich dazu vorzüglich der fünf Assistenten bedienen müsse, die ich für jede Gemeinheit von 2000 Seelen zu diesem Behuf zu wählen vorgeschlagen habe, und die ich die Lokaljury nennen würde." — —

„Der Krieg gehört zu den Trugbildern der Täuschung, die der Attila der neuern Zeit dem durch seine Siege betäubten Europa als Humanität aufdringen wollte, wenn er in den Ländern, die er mit Heeresmacht überzog, alle gewöhnlichen Geschäfte des bürgerlichen Lebens in dem bisherigen gewohnten Gange fortzusetzen befahl, und sich in pomphaften Ankündigungen damit brüstete, daß die Kauf- und Handwerker ihre Läden und Werkstätten nicht verschlossen, und die Autoritäten und Gerichtshöfe ihre Arbeiten fortgesetzt hätten. Aber diese Grundsätze haben bey näherer Beleuchtung keine Haltbarkeit. Eines Theils kommen die Autoritäten selbst in die drückendste Verlegenheit. Sie schweben in der peinlichsten Ungewißheit über die Wahl zweyer Pflichten, deren eine mit der andern nicht wohl bestehen kann, der Pflicht, ihrem Landesherrn und dem ihm geleisteten Eide bis in den Tod unverbrüchlich treu zu seyn, und keinem andern zu dienen oder sich durch Eidschwüre verbindlich zu machen, bis jene gelöst sind; und der Pflicht, den ihnen anvertrauten Posten, und die in dieser Hinsicht ihrer Obhut anvertrauten Mitbürger gerade in dieser Zeit der Noth nicht zu verlassen, wenn sie ihn auch im Namen eines andern und zum Besten eines andern Volkes zu verwalten gezwungen werden sollten. Andern Theils wäre das Glück zwar außerordentlich zu schätzen, wenn es möglich wäre, den frommen Wunsch zu befriedigen, daß der Krieg nur unter Bewaffneten geführt werden könnte, daß diese die Stelle des Richters verträten, der die Rechtshändel zwischen den Völkern schlichtete, und die Verhältnisse der übrigen nicht Waffen tragenden Bürger durch den Krieg gar nicht gestört würden, sondern bloß im Frieden diejenige Veränderung erlitten, die die Entscheidung durch die Waffen nach sich zieht. Dieß gehört aber unter die Unmöglichkeiten." —

„Ich würde daher nicht erst den Krieg wirklich abwarten, und bey dessen Ausbruch bestimmen, wie es mit dem Stillstand der Rechtspflege gehalten werden soll, sondern ein für allemal in der Gerichtsordnung die Fälle voraus bestimmen, in denen und mit welchen Maaßregeln er eintreten solle. Ich würde hierüber festsetzen, daß die Gerichtshöfe geschlossen werden sollen, und der Gang der Civilrechtspflege in der Lage, worin sich jede Sache befindet, suspendirt bleibe, sobald die feindliche Armee den Boden des Gerichtsbezirkes eines Appellationsgerichtes berührt hat, und daß bey diesem Stillstande bloß die Geschäfte der Criminaljustiz ihren Fortgang behalten." — —

„Ich komme nun auf die Beschaffenheit und die Zahl der Gefängnisse. Es fällt in die Augen, daß es unzweckmäßig seyn würde, von einer übel berechneten Philanthropie sich irre leiten zu lassen, um dem Aufenthalt im Gefängnisse so viel Annehmlichkeiten zu verschaffen, daß er für Bürger aus den

niedern Klassen, die einen harten Kampf gegen das Bedürfniß kämpfen müssen, und deren Ehrgefühl nicht so sehr delicat ist, wünschenswerth werden könnte, welches doch je zuweilen der Fall seyn wird. Eine Reinlichkeit, die zwischen der holländischen und samojedischen die Mitte hält, eine mäßige Kost, eine gesunde Luft, sind Ansprüche, die auch dem schwersten Verbrecher nicht abgesprochen werden können. Ich glaube, daß die möglichste Sicherheit des Gefängnisses zu erreichen sey, ohne sie in die Erde hinein zu bauen; wohl verwahrte eiserne Gitterfenster und die Wohnung des Gefangenwärters auf der Flur, wo die Gefängnisse sind, nebst den nöthigen äußern Wachen, werden sicherlich hinreichen. Je mehrere einzelne Behältnisse zur Verwahrung der Gefangenen eingerichtet werden können, desto zweckmäßiger ist die Anlage des Gefängnisses. Nicht allein die Absicht, die Gefangenen von schädlichen Kollisionen abzuhalten, sondern auch die Strafe, die hauptsächlich in der Einsamkeit des Gefängnisses besteht, wird dadurch erreicht werden. Ich halte es daher für zweckmäßig, lauter kleine Zellen nebeneinander anzulegen, und sie, zu Ersparung der Mühe und Kosten durch lauter fortlaufende Röhren zu heitzen. Die Arbeitsanstalten, die gewöhnlich mit den Gefängnissen verbunden werden, sind zwar in finanzieller Rücksicht und auch für die Gesundheit der Gefangenen nützlich. Sie haben aber daneben den unverkennbaren Nachtheil, daß sie die Verbrecher zusammen in nahe Berührung bringen, und dadurch nicht allein ihre Strafe beinahe ganz aufheben, sondern auch Gelegenheit geben, daß schädliche Verabredungen zwischen den Gefangenen getroffen werden können. Ich würde daher in der Regel bey einem Strafgefängnisse keine Arbeitsanstalt haben." — —

„Allgemein würde ich festsetzen, daß die Exekution unmittelbar der Eröffnung des Urtheils folgen und selbst die Todesstrafe nicht länger als drey Tage nach derselben verschoben werden müsse. Es wäre grausam, die vorherige Todesangst des Büßenden, die seine Leiden in dem Augenblicke des Uebergangs selbst bey weitem übertreffen kann, ohne alle Veranlassung verlängern zu wollen," (darum scheinen uns auch drey Tage noch zu viel.) — —

„Ausgezeichnete Kleider für den Verbrecher bey der Hinrichtung würde ich eben so wenig, als die Besuche der Neugierigen im Gefängnisse kurz vorher zulassen. Man muß alles thun, um die unglückliche Celebrität, die der Verbrecher ohnedem schon durch den öffentlichen Act der Untersuchung und Hinrichtung erlangt, nicht noch durch überflüssige Nebenumstände zu vermehren, weil es in den niedern Ständen schwache Gemüther geben kann und schon gegeben hat, für welche diese Celebrität, dieses ephemerisch erregte Aufsehen, ein Reiz werden könnte, nicht, das Verbrechen zu vermeiden, sondern eines zu begehen." — —

Diese wenigen Proben werden hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, daß Herr v. Reibnitz nicht allein ein tüchtiger Oberlandesgerichts-Präsident, sondern auch ein Philosoph und Menschenfreund ist; daß alle seine verbessernden Vorschläge durch Verstand und Herz geläutert worden, und daß er nebenher einen klaren, gesunden Styl sich zu eigen gemacht, der eben so fern von juristischer Trockenheit als von schöngeisterischer Ziererey bleibt. Möchten doch viele seiner Gedanken nicht bloß in Preußen beherzigt werden! —

Biographie.

Der Staatsrath Adelung in Petersburg hat uns mit einer Schilderung des Freyherrn von Herberstein, mit besonderer Rücksicht auf dessen Reisen in Rußland, beschenkt, und der Reichs-Kanzler, Graf Romanzoff — dieser Beförderer der Wissenschaften wie kein Zweiter in Europa gefunden wird — hat das Werk auf seine Kosten drucken und in ein sehr anständiges Gewand kleiden lassen. Als Herbersteins Schriften über Rußland zum erstenmal erschienen, wurden sie nicht allein in Deutschland verschlungen, sondern auch ins böhmische und italiänische übersetzt, dann aber blieben sie, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fast unbekannt, und es ist wohl seltsam, daß auch jetzt, nicht in seinem Vaterlande, dem er so ausgezeichnet diente, sondern in dem Lande, welches er zuerst kennen lehrte, sein Ruhm aufs neue in den ihm gebührenden, und schon durch Catharina II. ihm zuerkannten, Glanz gestellt wird. Herberstein wurde 1486 auf einem Schlosse in Krain gebohren. Der Adel seiner Familie konnte nur bis ins 13. Jahrhundert nachgewiesen werden, und er selbst war so klug sich zu rühmen, daß seine Vorältern Ackersleute gewesen wären: „Hätte ich selbst, sprach er, oder mein Vater den „Pflug geführt, so würde ichs auch nicht verschweigen, und lieber wollte ich selbst der Erste zum Edelmann gemacht worden seyn, als daß ich meinen „Eltern sollte ungleich befunden werden." Von ihnen hatte er auch vernommen, daß sieben Ritter zu gleicher Zeit auf Herberstein sollten gewohnt haben, deren nur Einer Hosen getragen, und daß neun Fräuleins Herberstein „aus Einem Mantel verheyra-

thet worden." „Anjetzo, sagt er hierauf, ist keiner „ohne 7 Paar Hosen zufrieden, und keine will weniger „als 9 Mäntel haben. So wird unser itziges Wesen auch nicht ewig bestehen." Durch seinen gebildeten Geist (einer Seltenheit in jener Zeit) erhob er sich zum ersten Freyherrn in seiner Familie. Außer der Deutschen, lernte er auch die slavische Sprache, die in seiner Gegend gesprochen wurde, und die ihm später so nützlich war. Er studierte so fleißig, daß er Baccalaureus wurde, ein Titel, auf den er sich nicht wenig einbildete. Dennoch versäumte er auch nicht zu thun, was ihm als Edelmann oblag, er zog nemlich fünf Jahre lang mit in den Krieg gegen die Venetianer, wurde von Maximilian zum Ritter geschlagen und, in einem Alter von 28 Jahren in die diplomatische Laufbahn versetzt, die er 40 Jahre lang so ehrenvoll durchlaufen hat. Man bedenke hiebey, daß es damals weder so leicht noch so angenehm als jetzt war, einen Gesandtschafts-Posten zu bekleiden. Die meisten Länder, wohin Oesterreich ihn schickte, waren noch halb barbarisch, nemlich Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Dännemark und am meisten Rußland, welches er zweimal besuchte. Das rauhe Klima; die schlechten Wege; die Gefahr bey Uebergängen über halbgefrorne Ströme; die Kriegs-Theater, die er zu einer Zeit passiren muste, wo das Völker-Recht noch nicht immer respectirt wurde; der gänzliche Mangel an Polizey auf den Landstraßen, wodurch er einst bey Ollmütz in Gefahr gerieth, von einem betrunkenen Edelmann ermordet zu werden; alles das waren keine Annehmlichkeiten seines Standes. Eine einzige Sendung nach Spanien schien angenehmer, allein er machte einen Theil der Reise zur See, und die Schiffarths-Kunde war damals noch so wenig vervollkommt, daß diese Reise vielleicht die angreifendste und gefährlichste von Allen war. Unter solchen unfreundlichen Umständen haben mehr als 30 Sendungen in die genannten Länder bis in sein 70stes Jahr ihn beschäftigt. Am interessantesten für uns bleibt seine zweite Reise nach Rußland, weil sie das erste helle Licht über den Zustand verbreitet, in welchem sich dieses merkwürdige Reich im 16. Jahrhundert befand.

Wir laden zum lesen des ganzen Werkes ein, und begnügen uns, einige pikante Stellen auszuheben. (S. 100) Wie sehr die Begriffe von Delikatesse seit Herbersteins Zeiten sich erweitert haben, beweist folgendes: Der Kanzler von Litthauen, Radziwil, hatte den Gesandten auf seiner Reise köstlich bewirthet, schenkte ihm auch beym Abschied ein schönes Pferd und zwey Ducaten, mit der Bitte, sich einen Ring davon machen zu lassen, und, wenn er vor dem Kaiser stünde, den Ring anzusehen und seiner dabey zu gedenken. — Ein solches Geldgeschenk wäre heutzutage eine Beleidigung für einen Mann wie Herberstein. — (S. 105.) Die bekannte, und nach unsern Zeiten so oft wiederhohlte alberne Sage, als ob die russischen Weiber die Liebe ihrer Männer noch in der Zahl und Stärke der von ihnen empfangenen Schläge beurtheilten, stammt von einem gewissen Jordan her, einem Waffenschmidt aus Tyrol, den ein russischer Gesandter nach Moskau geschickt hatte, und von dem Herberstein jenes Mährchen hörte. Vielleicht daß seine eigene Frau einen so seltsamen Geschmack hatte; wenn das ist, so ist derselbe in vollem Maaße befriedigt worden, denn Jordan schlug ihr bald darauf Arme und Beine entzwey. —

(S. 138.) Herberstein war in Worms, als Luther sich dort vor dem Kaiser stellte, sagt aber nichts weiter von ihm als: „ein wunderbarliches „Gelauf und Gedreng war da, von allermänniglichen den Menschen zu sehen." —

(S. 140.) Bey Gelegenheit der ungewöhnlichen Auszeichnung, die der Kaiser ihm ertheilte — indem er ihm erlaubte, das österreichische und castilische Wappen dem Seinigen einzuverleiben, und die Bildnisse des Kaisers, des Königs von Spanien und des Zaars von Rußland als Helm-Verzierungen zu gebrauchen — erinnert der Bescheidene: Das solle seinen Nachkommen eine Anreizung zum Dienst seyn „daher der Adel komme, und nit daheim der Wollust obzuliegen." —

(S. 450.) Es ist sehr merkwürdig, daß die Stadt Chlopigorod, deren Lage Herberstein ziemlich genau angiebt, und wo noch zu seiner Zeit der größte Jahrmarkt in ganz Rußland gehalten wurde, sonst nirgends erwähnt wird, und daß ihr wirkliches Daseyn beynahe nur aus Herbersteins Schriften zu erweisen ist. Vor sieben Jahren zum Erstenmale hat Graf Puschkin eine Abhandlung über diesen Gegenstand bekannt gemacht, und die Stelle, wo die Stadt gestanden, näher zu bestimmen gesucht. Herberstein sagt von derselben, es wären da auf dem Markte mancherley Völker zusammen gekommen: Deutsche, Moscowiter, Tataren, Schweden, Lappländer; Gold und Silber hätten dort wenig gegolten, sondern Zobel und Hermelin wären gegen Röcke, Hemden, Hüte, Messer, Nadeln, Spiegel ꝛc. vertauscht worden. Und von diesem merkwürdigen Orte ist nach 300 Jahren weder der Nahme, noch sonst eine Spur mehr übrig! welche Lehre für den Stolz der Menschen!

Wenn Herbersteins zweite Sendung nach Rußland jetzt mit Recht uns die merkwürdigste scheint, weil wir so mannichfaltige Belehrung aus ihr schöpfen, so war hingegen seine Gesandtschaft an den Türkischen Kaiser Soliman diejenige, die ihm als Diplomatendie meiste Ehre machte, und seinem Vaterlande den meisten Nutzen brachte. Nachdem Soliman des Kaisers Heer an der Donau geschlagen und Ungarn erobert hatte, schlug er sein Lager vor Ofen auf, und bedrohte Wien mit einer zweiten Belagerung, die leicht gefährlicher als die erste werden konnte. Schon hatte sich der Schrecken in der Hauptstadt und in der ganzen Monarchie verbreitet, als Ferdinand beschloß, Herberstein in's Türkische Lager zu schicken. Die kleinste Gefahr bey dieser Sendung eines christlichen überwundenen Fürsten an einen siegreichen Muselmann war ohne Zweifel die, die empörendsten Demüthigungen ertragen zu müssen. Herberstein war schon 55 Jahr alt, durch mühsamen Dienst erschöpft, und hatte kürzlich zwey Brüder verlohren; aber das Vaterland bedurfte seiner, er besann sich keinen Augenblick und es wurde durch ihn gerettet. Alle schriftliche Denkmäler jener Zeit bezeugen, daß die österreichische Monarchie damals seiner Beredsamkeit und seiner seltenen Gabe zu unterhandeln, ihr Heyl verdankte. — Erst im 70. Jahre entsagte er den Gesandtschafts-Reisen, blieb aber thätig im Rath und als Schriftsteller, bis er, hochgeehrt und reich belohnt im 80. Jahre starb. Die liebenswürdigen Seiten seines Privat-Characters waren: Frömmigkeit und Vertrauen auf die Vorsehung, der er alles Gelungene zuschrieb; Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter; Anhänglichkeit an seine Familie; reger Sinn für Gerechtigkeit. Sein ganzes Leben war Zeuge von dem Besitz dieser schönen Eigenschaften. Ueberall zeigte er jene Mischung von Redlichkeit und Kraft, an Naivität und Geistesgegenwart, die seinem Jahrhundert eigen gewesen zu seyn scheint. Das Lateinische schrieb er sehr gut, und, außer seine Muttersprache, der deutschen, verstand er noch das italienische, ungarische, böhmische, slavonische und russische. So viel auch seine bewundernswürdige Geistesgegenwart zum Gelingen seiner Sendungen beitrug, so verdankte er solches doch hauptsächlich der Rednergabe, die er in einem hohen Grade besaß. Der Schatten in diesem Gemählde ist nicht bedeutend. Er war hitzig aber versöhnlich. Eitelkeit war seine Schwachheit. Nie hat wohl ein Mensch sich mehr Mühe gegeben, in Prosa und in Versen gelobt zu werden, sich geschmückt mit allen Ehrenzeichen in Kupfer stechen zu lassen, und alle Einzelheiten seines Lebens auf die Nachwelt zu bringen; allein er erzählt alles das mit der größten Unbefangenheit. Vielleicht ist er weniger ein guter Gatte, als ein guter Sohn und Bruder gewesen; denn dieser Mann, der so gern von sich selbst den Leser unterhält, begnügt sich, im Vorbeygehen anzuführen, daß er sich mit Helena von Saurau verlobte und vermählte, und spricht nie wieder ein Wort von dieser Gemahlin, von der er übrigens keine Kinder hatte. Seine hinterlassenen Schriften sind zahlreich; sein Biograph hat mit löblichem Fleiße Alles, und vielleicht mehr darüber gesammelt, als zu wissen nöthig war, auch in den häufig hinzu gefügten Noten sehr achtungswerthe Kenntnisse in der alten und neuen russischen Geschichte entwickelt. Eine Charte von Rußland, nach derjenigen, die Herberstein zu Augsburg stechen ließ, und zwey Kupferstiche zieren dieses Werk. Der Erste liefert Herbersteins Bildniß, als er 61 Jahr alt war; der Zweyte, illuminirte, stellt ihn dar in der russischen Kleidung, welche der Zaar ihm geschenkt hatte.

Neue Literaturblätter.

Es kann keinem Freunde des Lichts, das heißt bei uns, des Wissens und des Denkens, gleichgültig seyn, eine Nachricht von den neuern Bemühungen zur Beförderung der Literatur in Bayern und Oesterreich zu vernehmen. Wir wissen alle, daß man beiden Ländern einen langen Stillestand, wo nicht Rückschritte in der intellectuellen Cultur, zum Vorwurf hat machen wollen. Man hat sogar, aus dem vorigen Bestreben einiger Beichtväter und Anderer Leute, die diese Länder vor dem Einfluß der Literatur unter eine Art von Sperre zu setzen, und sie zu isoliren wünschten, ihnen das Schicksal der Juden und Chinesen prophezeihen wollen, die sich jetzt wie Reisende aus dem Monde unter der menschlichen Gesellschaft ausnehmen, und unsern vorgerückten Standpunkt kaum mehr erreichen würden. Noch Frau von Stael macht in dieser Rücksicht, in ihrem Werke über Deutschland, folgende Bemerkungen: „Das mittägige Deutschland, in „aller Absicht gemäßigt, behauptet sich in einem Zu„stand einer monotonen Behaglichkeit, die sowohl „für den Eifer in den Geschäften, als für das Den„ken ganz besonders schädlich ist. Das lebhafteste „Verlangen der Einwohner dieser friedlichen und „fruchtbaren Gegend, besteht in dem Wunsche: so fort „zu existiren. Was macht man mit diesem einzi„gen Verlangen? Es ist nicht einmal hinreichend „um das zu bewahren, womit man sich begnügt." —

Digitized by Google

„Oesterreich, fährt Fr. v. Stadl fort, ist ein so zahmes Land, ein Land, wo die Wohlhabenheit aller „Classen der Bürger so ruhig gesichert ist, daß man „dort nicht viel an die intellectuellen Kräfte denkt. — „Man findet da viele Dinge vortrefflich, aber wenig „wahrhaft hochgebildete Männer. Denn es ist dort „nicht gerade nützlich, mehr werth zu seyn als ein „Anderer; man wird eben nicht beneidet, aber vergessen, und das entmuthet noch mehr." — „Man „kann vielleicht hohe Talente in ruhigen Zeiten entbehren, aber wie behilft man sich ohne solche bey „großen Kämpfen?" — „Es war demnach, wie mir „dünkt, ein übles System, daß man das Einbringen „fremder Bücher so erschwerte. Könnte man in einem Lande die Energie des 13. und 14. Jahrhunderts dadurch festhalten, daß man es vor den „Schriften des 18. behütete, so möchte das vielleicht „wohlgethan seyn: da aber die Meynungen und „Einsichten der Zeit nothwendig in eine mitten in „Europa liegende Monarchie eindringen, so bewirkt „man durch solche Verbote nur, daß gerade die „schlechtesten Bücher durchschlüpfen." — Wir müssen hierzu folgendes bemerken. Die Zufriedenheit der Oesterreichischen Unterthanen, in soferne sie, außer den mitwirkenden Local-Ursachen, in der Milde der Regierung mit gegründet ist, muß eher für ein Lob, als für Tadel gelten; und wenn diese Regierung vorsichtig vorwärts schreitet, so bezeichnet sie ihre Klugheit. Man bedenke, aus wieviel verschiedenen und auf verschiedenen Stufen der Cultur stehenden, Völkerschaften diese Monarchie zusammengesetzt ist; eine Lage, in welcher das conservatorische Princip nicht außer Acht zu lassen ist, wiewohl man es vielleicht zu strenge auf die Literatur ausgedehnt, und alle Anregung zu ängstlich vermieden haben mochte. Wie vortheilhaft ist aber nicht in dieser Rücksicht der dortige Zustand jetzt verändert, wenn man auf die letzte Periode des vorigen Jahrhunderts, auf die dummen Mönchereien und boshaften Ränke wider Kaiser Josephs II. Toleranz-Edict und wider andere seiner Anstalten zurückblickt. Kardinäle und vornehme Herren schämten sich nicht, ihrem Monarchen entgegen zu wirken. Jetzt finden wir in den Vaterländischen Blättern, in der Militärischen Zeitschrift und dergleichen mehr Beweise, daß sich auch in jenen für den Leib gesegneten Gegenden der Geist zu fühlen anfängt, und seiner Bestimmung entgegenstrebt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man uns weder diese etwas umständliche Einleitung zur Anzeige einer literarischen Quartalschrift vergeben, noch diese Quartalschrift selbst für eine unbedeutende Erscheinung ansehen. Wir haben nämlich eine solche, unter dem Titel:

„Jahrbücher der Literatur"

vor uns, wovon drey Bände bey Gerold in Wien, schön gedruckt, heraus sind. Sie umfassen bis jetzt Werke aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst, auch ausländische. Es fällt in die Augen, daß bey einer solchen Einrichtung nur eine gewisse Anzahl Schriften recensirt werden können; zumal da manche Recensionen sehr umständlich ausfallen. Diese Quartalschrift scheint daher mehr für Fortbildung und Unterhaltung der bereits gebildeten Classe, als für größere Ausbreitung wissenschaftlicher Bildung überhaupt berechnet, bei welchem letztern Zwecke einzelne, wöchentliche und mehr Schriften umfassende Blätter vorzuziehen seyn möchten. Die Recensionen selbst sind in einem guten Styl und anständigem Tone gearbeitet. Aufgefallen ist uns eine umständliche Recension etlicher Schriften über die Preßfreyheit. Sie ist aber noch nicht vollendet, wie es viele wünschen.

Man muß sie lesen, wenn man eine sorgfältige und historische Darstellung der Preßfreyheit in England kennen lernen will. Da sie aber blos darauf berechnet scheint, sie von der Schattenseite zu zeigen, so dürfte sie alle Liebhaber der deutschen Preßfreyheit zu Gegnern bekommen. Die meiste Befangenheit des Urtheils und des Forschungsgeistes, (eines der edelsten Triebe, den uns der Schöpfer gegeben,) glauben wir in Recensionen theologischer Werke bemerkt zu haben. Man kann übrigens Oesterreich, in jetziger Lage der Dinge, nur Glück zu solchen literarischen Unternehmungen wünschen, und die erlaubte Importation kräftiger Geistesnahrung kann der Monarchie auch im Reiche des Lichts die Achtung vergrößern, die man ihr als Reich der Erde und des redlichen Gemüths zollt. Wir wenden uns nun nach Bayern. Auch da sind die Machinationen der Finsterlinge und Dümmlinge noch in frischem Andenken. Zschokke hat uns in seinem letzten Bande Bayerscher Geschichten manche — zu ihrer Schande — aufbewahrt. Ferner wie ging es dem guten ächtkatholischen Zaupser und Andern; wie predigte man in München von den Kanzeln gegen ihn. „Im Himmel ist keine „Duldung, rief (1780.) ein Zelot in der Michaels-Kirche, folglich muß auch auf Erden „keine seyn!" Wie zogen die ehrlichen Jesuiten, besonders in Bayern, auf die Freymaurer los. ꝛc. Aber welche große Fortschritte hat dieses Land unter Maximilian Joseph in so vielen Zweigen der Verwaltung gemacht, so daß es sich in Geisteskraft und vordringender Thätigkeit mit großen Staaten voll-

lüge gerichter Cultur messen darf. In einem Lande, wo sich ein Geist kund gethan, der Deutschlands Aufmerksamkeit erregt, ist die Beförderung der Literatur doppelt Achtungswerth. Und eben wieder um dieses Gesichtspunkts willen, hielten wir es für gut:

„der literärischen Monatsberichte für bayersche „Staats- und Geschäftsmänner"

in unserm Blatte Erwähnung zu thun. Sie beschäftigen sich mit Auszügen und Recensionen aus wissenschaftlichen Schriften, und führen Zugaben zur Unterhaltung bei sich, bei deren Aufnahme die Kritik wohl etwas strenger seyn dürfte. Der Ton ist so freymüthig als man wünschen kann, und es ist eine sehr glückliche Idee, daß man besonders Staats- und Geschäftsmänner mit Gegenständen aus dem großen Reiche des Wissens in Bekanntschaft zu bringen und zu erhalten sucht. Der blos handwerksmäßige Geschäftsmann füllt hier z. B. fast nirgend mehr seinen Platz aus. —

Zum Schluße gedenken wir einer ganz neuen literarischen Quartalschrift, die Herr Brockhaus in Leipzig unter dem Titel:

Hermes

auftreten läßt. Für Nord-Deutschland, wo das Treiben und Umschauen in der Literatur so ausgebreitet geworden ist, möchte eine solche Beschränkung weder in merkantiler noch scientifischer Hinsicht recht gedeihen. Doch wir wollen uns gerne geirrt haben, wenn die Redaction das Wenigere von hoher Güte liefert, und die literarischen Erscheinungen nicht blos nach dem bestehenden Grade der Cultur würdigt, sondern auch diese selbst durch ihre Kritik dem Ideal näher zu bringen streben wird.

Kleine literarische Notizen.

— Ein Ungenannter hat Glossen zu den gesetzlichen Vorschriften des Oberappellations-Gerichtes in Zerbst drucken lassen; Glossen, von welchen uns nur diejenigen interessiren können, die nicht blos Zerbst, sondern das Allgemeine betreffen. Den deutschen Bund nennt der Verfasser ein Band ohne Knoten. Die Verordnung des Wiener Congresses, daß überall, wo die Volkeszahl nicht 300000 Seelen erreicht, mehrere Bundesglieder zusammentreten und eine dritte Gerichtsinstanz errichten sollen, nennt er unbestimmt und mangelhaft; und wenn der Congreß erlaubt, daß die Acten an eine auswärtige deutsche Juristenfacultät geschickt werden dürfen, so fügt er hinzu: „Die Erfahrung lehrt, daß die auswärtigen Urtheilssprüche sehr oft weder Muster sind, noch Beweise der Gelehrsamkeit und der Gesetzkunde liefern, sondern daß diese Sprüche einen flüchtigen Bearbeiter verrathen." (Es giebt Leute, welche glauben, die Erfahrung habe das erst kürzlich in Würzburg gelehrt.) „Der Referent, vielleicht ein Student, (vielleicht gar ein Turner) welcher Proben macht, entscheidet allein, und sowohl die Erwähnung der kollegialischen Erwägung und fleißigen Belesung der Acten, als die Sprache der Mehrheit, sind Formeln, welche nicht täuschen dürfen." — In Gemäßheit der Wiener Bundesacte haben die Herzoge von Anhalt und die Fürsten von Schwarzburg sich zu Errichtung eines gemeinschaftlichen Obersten Gerichts vereinigt, an dessen Organisation der Verfasser nun vieles lobt und manches tadelt. Wenn es z. B heißt, daß im Schwarzburgischen die Bestimmung wegen Dienst-Entsetzungen ꝛc. sich auf alle fürstliche und Landes-Diener erstrecken soll, so bemerkt er: „Alle Diener der Person des Fürsten, sie mögen Cavaliers, Stallmeister, Mundköche, Reitknechte oder anders benannt seyn, gehörennie in die Kategorie der Staats-Diener." — daß das Herzogthum Anhalt-Bernburg seine Criminalsachen gänzlich von der Competenz des Obersten Gerichtshofswesens ausschließt, findet er der Wiener Bundesacte widersprechend, als welche keine Einschränkung oder Ausnahmen gestatte. —

— In den freundlichen Schriften für freundliche Leser von Franz Horn, kommen allerley modische Verrücktheiten vor, z. E.: „Nur der wahre Christ „kann wahrhaft scherzen" — (warum denn?) — „Wenn „der Dichter nicht bey weitem besser ist, als seine Werke, „mögen sie auch sern als habe sie ihm der ganze Olymp „ausarbeiten und feilen helfen, so hat er sie eigentlich nicht „geschrieben," (Warum denn nicht?) — „Nero's Streben, „bewußt oder bewußtlos, ging dahin, die Tyranney und die „frevelhafte Willkühr zur Poesie zu erheben, und die „Sünde mit dem Purpur-Gewand der Romantik zu „umhüllen." (Lauter Wischiwaschi, bloß hingeschrieben um etwas neues, auffallendes zu sagen, womit aber der Verfasser durchaus keinen klaren Gedanken verbunden hat.) — Eine der tollsten Stellen ist folgende, die innern Revolutionen betreffend, die Friedrich Schlegel durchging ehe er katholisch wurde: „Zuerst grácisirender Terrorismus mit gewaltiger Halbkraft und Witz" — (seine gewaltige Halbkraft!) — „Doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch-ästhetische Opposition gegen alles herrschende, und Bereitung des höchsten Dichter-Thrones für Göthe, weil dieser damals nicht herrschte. (?) Kecker philosophischer Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Besitzer selbst nicht genüge. Abgötterey mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. Vollendete witzige Willkühr und geistreiche Auf den Kopfstellung. (!) Mystik, zuweilen nur Sehnsucht nach ihr Vergessenheit des vaterländischen Bodens. Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe nordische Geist herausah. Dann bey nicht mehr genügender isolirter Südlichkeit, Anbildung jegliches Fremden; Umherschauen nach allen Seiten; ästhetischer Kosmopolitismus. Pause. Wurzelung in sich selbst. Wiedergeburt. Ernster, tiefer Katholicismus; Anerkennung der Grenzen und des nicht genügenden in der Philosophe ꝛc" (Man muß bekennen, daß, wenn Hr. Friedrich Schlegel diesem Bilde gliche — was wir nicht glauben — er den größten Theil seines Lebens hindurch ein Narr gewesen wäre; so wie Hr. Franz Horn — auf dem Kopfe steht.) —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 12. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Totale Verrücktheit.

Wir haben schon öfter erklärt, daß wir diejenigen, welche an die Wunder des Magnetismus glauben, für partiell verrückt hatten, und wir müssen um so mehr bey dieser Meynung beharren, da wir leider ein Beyspiel vor Augen sehen, daß diese partielle Verrücktheit endlich zur totalen führt. Da lese man einmal die Blätter für höhere Wahrheit, herausgegeben von Johann Friedrich von Meyer; man lese sie laut bey Lessing's oder Engel's Grabe, und was gilt die Wette, bey jedesmaligem Blatt-Umwenden wird der Todte sich auch mit umwenden. — Ey! was steht denn in dem Buche? — Da steht vor allen Dingen die Geschichte eines 24jährigen Landmädchens in Baiern, welches ganz ordentlich vom Teufel besessen war, obgleich die Somnambülen sonst so außerordentlich reine und tugendhafte Geschöpfe sind, daß man nicht begreift, wie der Satan sich hat bey ihr einnisten können. Höchst ungern gab sie die Nahmen ihrer Plage[illegible] an, allein des Doctor U. ernster Wille zwa[illegible] dazu, und diesem Doctor U. verdanken wir nun eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft mit dreyzehn Honoratioren der Hölle. Sie heißen Luzifer, Anzian, Archian, Junian, Arcas, Mian, Mean, Achot, Nucas, Nugar, Jonan, Jochiansah Sacca und Recorduan. Ihre verschiedenen Geschäfte bey der Somnambüle waren: Zwicken, stechen, schneiden, kratzen, reißen, schnüren, raufen, zerfleischen, brennen, schrauben, Gedärme heraushaspeln, und endlich Versuchung zur Wollust, welcher zu widerstehen, einer Person die alles Genannte eben ausgestanden, wohl nicht sehr schwer fallen kann. Da man eine Erklärung der Teufels-Nahmen aus dem hebräischen oder chaldäischen zu erhalten wünschte, so forschte Hr. v. Meyer deshalb mit großem Ernst im Talmud nach, und fand befriedigende Spuren. Nur mit dem Recorduan, der freylich gar nicht orientalisch klingt, kann er nicht fertig werden, tröstet sich aber damit, daß es, zu folge eines Tractats, Gittin betitelt, einen bösen Geist Kordicus oder Cordiacus (Herzweh, Magenweh) gebe, und daß überhaupt die Zahl der Teufel Legion, und folglich gar nicht nöthig sey, daß gerade die aus dem Talmud bekannten in dem Mädchen säßen.

Mit der vollständigen Geschichte dieser Besessenen verschonen wir unsere Leser, da sie ohnehin noch ausführlicher von ihrem Magnetiseur bekannt gemacht werden soll. Wir wollen lieber aus demselben Buche einen transparenten Gedanken mittheilen, den Hr. v. Meyer an eine Freundin schreibt: „Wollust im Mann ist Mißbrauch des seelischen „Willens, im Weibe Mißbrauch der seelischen Empfänglichkeit. Das Weib ergreift den Mann mittelst der Empfindung die es umschwebt; es wird „durch eben dieselbe gegen männliche Rohheit geschützt. Der Mann ist umzogen mit der Schutzwehr des Verstandes, und dessen Mißbrauch zu „Fällung der Unschuld ist eine schändliche Sünde „wider den Geist. Wenn der Nimbus der weiblichen Empfindung das schlummernde Gefühl des „Mannes erwecket, und der männliche Nimbus des „Verstandes das inwohnende Geisteslicht des Weibes anspricht, so entsteht wechselsweise Zuneigung." (Es ist doch ein wahres Vergnügen, so klare Gedanken zu lesen. Der folgende ist auf andere Weise anziehend:) „Der schnurrende Maykäfer und die „Stubenfliege gehören gleichsam unter die Ehrbaren „ihres Geschlechts, und haben etwas Possirliches, „besonders die letztere, wenn sie an den Fensterscheiben zugleich tanzt und musicirt, oder sich klug über „die Nase streicht." — Das letztere thut der Verfasser selbst in seinem Kapitel von Weissagungen, aus welchem wir erfahren, daß Christoph Kotter, ein Weißgerber zu Sprottau in Schlesien, im Jahr 1662 schon alles prophezeiht hat, was 1813 geschehen. Doch wir eilen über alles dieses hinweg, um zu dem Wunderbüchlein des Hn. v. Meyer zu kommen, wo uns folgende interessante und, wie man auf den ersten Blick gewahr wird, höchst wahrhafte Geschichten mitgetheilt werden.

Das Söhnlein eines Zinngießers, 10 Jahr alt, lag im Bette und hatte sein Abendgebet verrichtet, da kam eine leuchtende Kugel von außen herein durch das Fenster vor sein Bett, warf Strahlen wie die Sonne, und sprach: „fürchte dich nicht

„dein Heiland, dein Erlöser sendet mich zu dir, „daß du ein frommes Kind werdest. Deine verstor„bene Mutter betet täglich für dich.“ Damit verschwand die Erscheinung. Am andern Abend blieb der Knabe aus Furcht bey der Stiefmutter, aber am dritten belehrte ihn der Vater, daß solche Erscheinungen eine besondere Gnade für ihn seyen, worauf er sich selbst darnach sehnte. Die Nacht verging ruhig, vermuthlich war er schläfrig. Am andern Morgen aber standen plötzlich ein paar rothbackige Kinder in himmlischer Klarheit vor ihm, seine Schwester und sein Bruder, beyde längst verstorben; die erzählten ihm, die Kugel sey seine Mutter gewesen, die auch heute mit herabgekommen sey, und einen frommen Knaben hohle. Dann gab das eine Kind ihm einen Kuß, und beyde schwebten singend gegen Sonnen-Aufgang fort. Hr. v. Meyer zieht trostreiche Folgen aus dieser wahrhaften Begebenheit. Uns hat es erfreut zu hören, daß Geister auch rothe Backen haben, und daß man in jener Welt das Küssen auch nicht verlernt.

Die zweyte Geschichte ist von einem Gottesfürchtigen lateinischen Präceptor in Weinsberg, der zu Weyhnachten ein Gepolter in einer Kammer hörte, und auf die Frage: wer ist da? zur Antwort erhielt: Ich bin ein Geist, vormals ein Kiefer, der in Kriegszeiten Geld im Keller vergraben und darum nicht ruhen kann. Ich habe zwey Geister um mich, einen guten und einen bösen; wenn mich der gute zur Ruhe bringen will, so widersteht ihm der böse und hält mich bey meinem Gelde. Du sollst mich erlösen, sonst kann es Niemand. — Hierauf fragte der Präceptor: Kannst du Gott und Jesum loben? — Antwort: Ja, von Herzen. — Frage: Darf ich mit dem Herrn Prälaten Oetinger darüber sprechen? — Antwort: hm! Oetinger ist ein rechtschaffener Mann, ob er aber Einsicht in meine Sache hat, weis ich nicht. — Frage: willst du mir 14 Tage Bedenkzeit lassen? — Antwort. Ja, doch vergiß mein nicht. — Leider ist von der Sache weiter nichts bekannt geworden.

Die dritte Geschichte ist von einem Würtembergischen Magister Theologiae, der als Missionair nach Indien gezogen, zuvor aber einem Freunde versprochen, ihm zu erscheinen wenn er sterben sollte. Und er hielt Wort. Eine weiße Figur stand plötzlich vor des Freundes Bette und sprach: „Ich „bin Sch. Ich bin seelig, aber unsere Verabredung „hat mir viele Seufzer ausgepreßt.“ — Doch wir würden fürchten, die Geduld der Leser zu mißbrauchen, wenn wir nicht abbrächen. Das ganze Buch ist ein Gespenst aus dem 17. Jahrhundert. —

Das neuste Heft des Archivs für den thierischen Magnetismus liefert Amoretti's Abhandlung über die Rhabdomantie, (die Wünschelruthe) die auch mit dem Magnetismus in Beziehung stehen soll; denn was stünde mit dem jetzt nicht in Beziehung! — Wir lernen auch aus diesem Hefte einleuchtende Wahrheiten, wie folgende: „wer sich thierisch dem Thiere naht, „geht auch als Thier in die Kirche. Das Thier ist „ein unschuldiger Sünder. Aber in so fern sich auch „der Mensch als Thier erweist, ist in ihm das Thier „ebenfalls zum Magnetiseur geworden ꝛc.“

Solche schöne, klare Gedanken können nicht genug beherzigt werden. — Aber mit Vergnügen zeigen wir auch an, daß die Herren Kieser und Esenbeck lucida intervalla haben; denn der Erstere läßt sich also vernehmen:

„Wenn wir das Treiben unserer Tage bedenken, in welchem die Menschen sich mit völliger Ertödtung ihrer Vernunft, blindlings den unbekannten Erdgeistern einer somnambülen Traum-Phantasie „hingeben — Engel und Teufel zu erkennen wähnen — sogar Nahmen und Zahl der Teufel tabellarisch verzeichnen — so mögte eine fortgesetzte ernste Untersuchung der Naturkräffte dringend nothwendig und allein im Stande seyn dem Un- und „Wahnsinn Schranken zu setzen, der uns in die „finstern Zeiten der Barbarey des Mönchsglaubens, „der Teufelsbeschwörungen und Hexen-Verbindungen, zu [illegible] führen sich bestrebt.“

Der Zweyte sagt: „der thierische Magnetismus „hat nur für das leibliche und weltliche Bedeutung und gehört der Physik.“ — Gott sey Dank! wenn die Herren Magnetiseure nur erst dahin kommen, daß sie in der Körperwelt bleiben, die Geisterwelt ganz aus dem Spiele lassen, und sich einzig an die Naturkräfte halten, so wird noch alles gut gehen, und bald werden sie selbst über ihre Tausend und ein Mährchen lächeln müssen. —

Der berühmte Arzt Brandis zu Copenhagen hat auch über physische Heilmittel und Magnetismus ein Buch geschrieben, aus welchem erhellt, daß auch recht kluge Leute an den Strudel gezogen werden können. Ob aber gleich der Verfasser recht lustig mit herumwirbelt, so gehört er doch noch nicht zu den ganz verblendeten; denn er hält ganz richtig die Wirkung des Magnetismus für rein physisch, (das heißt mit andern Worten für Wirkungen der Einbildungskraft) und meynt, daß sie sich vorzüglich auf Hochachtung und Zutrauen von Seiten des Magnetisirten gründe. Von den Leitungen durch die famösen

Baquets hält er nichts, und sagt: sie erinnern an die Tempelhöhlen und Tempelhallen, wo die Incubation geschah.

Geschichte der im Jahr 1800 aus Frankreich Verbannten.

Das Werk, welches die höchst anziehende Erzählung von den Schicksalen jener Verbannten enthält, ist so eben erschienen und führt eigentlich den Titel: Geschichte der doppelten Verschwörung gegen die Consular-Regierung im Jahr 1800, und der Deportation, welche im zweyten Jahre des Consulats statt fand, nebst ächten und unterhaltenden Einzelheiten über die Höllenmaschine und die Verbannten, von Fescourt. Der Verfasser hatte Gelegenheit, zwey der zurückgekehrten Verbannten, Lefranc und Saunois kennen zu lernen; er erhielt, besonders von dem ersten, die umständlichsten Berichte; auch die Schiffs-Capitains, welche die Verurtheilten nach den Seschellen (kleine Inseln jenseits Isle de France und Bourbon) überführten, theilten ihnen, der Eine sein Journal, der Andere seine Erinnerungen mit. Diese Nachrichten wurden noch vervollständigt durch das Reisejournal eines dritten Deportirten, Vauversin, der gleichfalls so glücklich war, sein Vaterland wieder zu erreichen. Kurz, Hr. Fescourt hat nichts gespart, um uns ein treues Gemählde erschütternder Begebenheiten darzustellen.

Wir übergehen die bekannte Geschichte der Verschwörungen, und bemerken bloß, daß der Plan, Buonaparte durch eine Höllen-Maschiene aus der Welt zu schaffen, von zwei ganz verschiedenen Partheyen fast zugleich entworfen wurde. Die erste dieser Maschienen, von Chevalier zusammengesetzt, wurde von der Polizey gefunden noch ehe sie gebraucht werden konnte. Sie hatte den großen Vorzug vor der zweyten, daß sie durch einen Flintenlauf in Brand zu stecken war, dessen Hahn man in der Ferne durch einen Bindfaden losdrücken konnte, da hingegen die zweyte vermittelst einer Lunte angezündet wurde, bey der sich schwer oder gar nicht berechnen ließ, ob sie ihre Dienste im rechten Augenblicke thun werde. Der ungünstige Erfolg ist bekannt. 46 Häuser wurden erschüttert und zum Theil zerstört, 8 Personen getödtet, 28 schwer verwundet, und — Buonaparte entschlüpfte. — Er soll damals zu Fouché gesagt haben: „wenn mir das als Polizey-Minister widerfahren wäre, ich hätte mich aufgehängt." Aber Fouché hängte sich nicht auf, und, nach dem zu urtheilen, was wir seitdem erlebt haben, würde sich Buonaparte auch nicht aufgehängt haben.

130 Personen wurden verhaftet und, obgleich die Polizey selbst eingestand, daß viele derselben blos verdächtig seyen, so wurden sie doch sämmtlich zur Deportation verurtheilt, und sollten nach Nantes transportirt werden, wo die Fregatte mit dem sonderbaren Nahmen la Chiffonne, (die Lumpigte, oder auch die Krummgewachsene) und die Corvette la Flèche (der Pfeil) bereit waren sie aufzunehmen. Schon unterweges hatten sie viel vom Volke zu leiden, weil die Polizey sie alle ohne Ausnahme als Ungeheuer geschildert hatte. Die Schiffe waren, auf Befehl des Marine-Ministers, so bequem als möglich in eine Menge von Kämmerchen, die zwey Stockwerke bildeten, eingetheilt, denn man erwartete eine weit größere Anzahl Verbannte; es kamen aber nur 71, und es ist irrig, wenn man bisher geglaubt und geschrieben hat, Buonaparte habe die 130 Gefangenen wirklich Alle fortgeschickt, auch jene 71 nährten, bis zum Tage der Einschiffung, immer noch einige Hoffnung, aber nur ein Einziger, Leroy, wurde, zufolge eines Befehls den ein Courier brachte, ausgeschlossen, die übrigen mußten sich in ihr Schicksal fügen. Einige ließen einer ohnmächtigen Wuth freyen Lauf; andere beobachteten ein finsteres Schweigen und der Jammer mahlte sich in ihren Zügen. Noch andere — und es waren gerade die am wenigsten Schuldigen — hatten Frau und Kinder hinterlassen, die mit ihnen ihre einzige Stütze verlohren; bittere Thränen rollten über ihre Wangen und tiefe Seufzer entquollen ihrer Brust.

38 Personen wurden auf dem Pfeile eingeschifft, welche Corvette, weil sie leichter war, weit früher die Mündung der Loire erreichen konnte, als die Fregatte Chiffonne, die, mit 32 noch übrigen Verbannten, später folgte. Eine höchst menschenfreundliche Verordnung war auf derselben angeschlagen, kraft deren die Unglücklichen nach der Reihe täglich freye Luft genießen, gleiche Nahrungsmittel mit der übrigen Mannschaft, auch, wenn sie kränklich wären, bessere erhalten, von einem Arzt täglich besucht, ihre Wohnungen zweymal täglich gereinigt und durchräuchert, Jedem eine Matratze und eine Decke geliefert, und überhaupt alle, dem Unglück schuldige, Achtung für sie gezeigt werden sollte. Nur sollten sie mit Niemanden von der Mannschaft sprechen, wenn nicht der wachthabende Officier gegenwärtig wäre, und im Fall die Fregatte feindlich angegriffen würde, oder einen Feind verfolgte, sollten sie so lange eingeschlossen bleiben.

Ausdrücklich war verboten sie zu beleidigen, bey schneller exemplarischer Strafe, ꝛc.

Die Chiffonne war eine Fregatte von 36 Kanonen und 269 Mann Equipage. Niemand wußte, wohin sie bestimmt sey, selbst der Capitain nicht, der eine versiegelte Ordre hatte, die er erst beim Vorgebirge Finisterre eröffnen durfte. Es fand sich dort, daß das Ziel der Fahrt die Insel Mahé sey, die vornehmste der Sechellen, die im indischen Meere, 250 französische Meilen nordwestlich von Madagascar liegt. Aber auch jetzt noch durfte der Capitain, laut strengen beygefügten Befehles, keinem Verbannten, und nicht einmal Einem seiner Officiere verrathen, wohin er segle. Die Verbannten erschöpften sich in Muthmaßungen, und beobachteten mit großer Aufmerksamkeit den Lauf des Schiffes, konnten aber noch nichts errathen, weil die Richtung desselben sie eben sowohl nach Cayenne als nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung führen konnte. Lieber wären sie nach Cayenne gezogen, so ungesund das dortige Clima auch ist, aber sie konnten sich doch eher Hoffnung machen, von dort einmal wieder nach Frankreich zu kommen. Endlich erkannten sie, an der südlichen Richtung, daß Cayenne nicht der Ort ihrer Bestimmung sey, und wurden sehr niedergeschlagen, betrugen sich aber dennoch so, daß der Capitain kein einzigesmal Veranlassung fand, unzufrieden mit ihnen zu seyn.

Windstille und Strömungen führten die Fregatte gegen die Küste von Brasilien, wo sie eine portugiesische Goelette wegnahm, doch nur einige Ballen Waare, nemlich leinene Tücher und dergl, davon zurückbehielt, welche der Capitain den Matrosen Preis gab, aber auch diejenigen Verbannten an der Beute Theil nehmen ließ, welche nicht mit Wäsche versorgt waren. Er erwieß ihnen dadurch eine doppelte Wohlthat, denn sie nähten sich selbst ihre Bedürfnisse, und hatten also auch eine Art von Zeitvertreib, der sie abhielt, ihrem Kummer nachzuhängen.

Auch einer englischen Corvette, der Schwalbe, begegnete die Chiffonne und griff sie an. Während des Gefechts erboten sich die Verbannten Theil daran zu nehmen; allein der Capitain, wiewohl erfreut durch dieses Anerbieten, hielt doch für rathsamer, keinen Gebrauch davon zu machen, sondern sie eingesperrt zu halten. Die Schwalbe wurde erobert, einiger Anker und einiges Tauwerks, wie auch der Waffen und des Pulvers beraubt, ihre Kanonen ins Wasser geworfen, dann aber freygelassen, nachdem 150 darauf befindliche Portugiesen, welche als Gefangene auf sein Schiff zu nehmen der Capitain Bedenken trug, gelobt hatten, nicht gegen Frankreich zu dienen, bevor sie ausgewechselt wären. — Im Canal von Mosambique eroberte die Chiffonne einen englischen Ostindienfahrer, die Bellona, mit einer sehr reichen Ladung, der aber, bey starkem Winde, an die Fregatte mit solcher Heftigkeit stieß, daß sie sehr beschädigt wurde. Sobald der englische Capitain sah, daß sie für den Augenblick außer Stande sey ihn zu verfolgen, nahm er die Gelegenheit wahr zu entschlüpfen, und der französische Lieutenant, der auf sein Schiff geschickt war, blieb sein Gefangener. Aber die Chiffonne besserte sich so schnell als möglich wieder aus, holte die Bellona zum zweitenmale ein, nahm sie weg und sandte sie nach Isle de France.

Bey der Ankunft auf der Insel Mahé geriethen die Einwohner derselben in die größte Bestürzung, als sie hörten, daß die Verbannten bei ihnen bleiben sollten; denn kraft einer Capitulation, die sie 1794 mit den Engländern geschlossen hatten, genossen sie einer, ihrem Handel sehr vortheilhaften Neutralität, widersetzten sich daher der Landung aus allen Kräften. Sie geschah dennoch, und mehrere Einwohner, welche die Neugierde herbeygezogen, nahmen einen Theil der Verbannten zu sich; die übrigen blieben für Rechnung des Staats, und es wurden ihnen täglich im Ueberfluß Reis, Fische und Schildkröten geliefert. Die Colonie der Sechellen (welche Reis, Mais, Ananas, Pataten, Maniocwurtzel, Citronen, Muscat-Nüsse, Zimmt, Gewürz-Nelken, und treffliche Baumwolle hervorbringen, an Fischen und Schildkröten Ueberfluß haben; deren Wälder von unzähligem Geflügel, auch schwarzen Papageyen bevölkert sind, und die, bey gesunder Luft, an gutem Wasser keinen Mangel leiden) ist von der Regierung auf Isle de France abhängig, hat nur Einen Befehlshaber, doch keinen einzigen Priester, keinen einzigen Richter, und die Einwohner müssen, wenn sie wichtige Prozesse haben, auf Isle de France klagen, welches 390 Meilen weit entfernt ist. Viele haben selbst Schiffe und treiben Sklavenhandel. Die Insel Mahé ist 7 Meilen lang, und 4, 1/2 Meile breit.

Die Chiffonne wurde noch im Hafen ausgebessert, als die englische Fregatte, Sybille, kam und nach einem heftigen Gefecht, sie wegnahm. Der Corvette, der Pfeil, ging es nicht besser. Schon unterweges hatten eine englische Brigg und ein englischer Cutter sie häßlich zugerichtet, sie mußte zweimal in spanischen Häfen einlaufen um sich auszubessern; sie hatte überdieß die unruhigsten und gefährlichsten der Verbannten am Bord, die eine, jedoch glücklich entdeckte Verschwörung anzettelten;

und als sie endlich im Hafen von Mahé anlangte, wurde sie gleich darauf von der englischen Corvette Victor angegriffen, deren Feuer sie dermaßen zurichtete, daß sie, nachdem die Mannschaft sich kaum in Böten gerettet, versank.

Einer der Deportirten, derselbe der die Verschwörung verrathen hatte, war auf der Corvette gestorben. Die übrigen 69, nun wieder vereinigt, fragten bey der Regierung an, was aus ihnen werden solle? Die Antwort war: sie wären neue Colonisten, man werde ihnen Land und Ackerwerkzeuge geben; der erste Consul habe befohlen, sie sanft und menschlich zu behandeln, damit sie ihre Grundsätze ändern und von ihren Irrthümern zurück kommen möchten. — Manche fügten sich und meynten, es sey doch nicht so schlimm als sie sich eingebildet hätten; Andere sahen in dieser Instruction nur ein ewiges Verbannungs-Urtheil. Wenn gleich ein Theil der Einwohner, mit Genehmigung des Befehlshabers und um, bey Zutheilung der Ländereyen, Verlust zu vermeiden, die Verbannten bey sich aufnahmen, so gab es hingegen viele, die fortwährend Groll hegten, gegen sie conspirirten, und bey der Colonial-Versammlung auf Isle de France bittre Klage führten. Es sey unmöglich mit diesen Leuten zu leben, hieß es; die Existenz der Einwohner und ihrer Familien stehe auf dem Spiele; lieber wolle man auswandern als solche Menschen dulden, durch deren Gegenwart sogar Hungersnoth entstehen wer[illegible]. Wirklich beschloß die Colonial-Versammlung, die 69 Unglücklichen an einen andern Ort bringen zu lassen; aber um ein Schiff dazu auszurüsten, waren 60000 Franken erforderlich, und dieser Umstand verzögerte die Ausführung des Beschlusses. Und was thaten indessen die Deportirten? sie suchten sich denen nützlich zu machen, die ihnen Wohnung und Nahrung gaben; sie theilten die Arbeiten derselben; sie schlugen die von der Regierung angebotenen Ländereyen aus; sie hatten keinen andern Wunsch, als nach Frankreich zurück zu kehren. Da nun Manche unter ihnen sich befanden, die noch Vermögen in Frankreich hatten, so schlugen die mißvergnügten Einwohner ihnen vor, ein Schiff zu kaufen, und drey derselben versprachen, sie nach der Insel Mosambique zu begleiten, wo man unter spanischer Flagge sie aufnehmen werde. Mit beyden Händen ergriffen die Verbannten diesen Vorschlag; alles wurde verabredet, das Schiff gekauft, in Stand gesetzt, und freudig sahen beide Theile den Tag herannahen, an welchem es abseegeln sollte. Da erschien plötzlich die Corvette der Widder von Isle de France, der die Nachricht von dem, zwischen England und Frankreich geschlossenen, Frieden brachte. Alsobald brachen die Einwohner den Contract, und verlangten aufs neue, daß sie ihrer Gäste entledigt werden möchten, die sie sogar sämmtlich gefangen nahmen. Alle 69 konnte der Widder nicht beherbergen, allein er nahm deren 33 auf, die sämmtlich in eine Kammer von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite gesperrt wurden, wo sie sich nicht rühren konnten, und von Hitze und Dunst dermaßen litten, daß sie laut den Tod verlangten. „Ich bin nicht Herr über euer Leben" antwortete der hartherzige Capitain. „Nun so laßt uns wenigstens Athem schöpfen!" schrie ihr Wortführer, „und behandelt uns nicht wie infame Verbrecher!" — Das fruchtete wenigstens so viel, daß sie, jedesmal 6 zugleich, täglich eine Stunde auf dem Verdeck zubringen durften.

Aber man hatte es noch weit schlimmer mit ihnen im Sinne; denn bald darauf landete der Widder zu Anjuan, einer der comorischen Inseln zwischen Afrika und Madagascar, und hier wurden die Verbannten bey der brennendsten Sonnenglut an ein verbranntes Ufer ausgesetzt, wo kein Strauch sie schützte, und wo sie noch fast eine Meile von der Stadt Anjuan entfernt waren, in welcher ein arabischer König herrschte. Diesem sagte der Capitain, die französische Regierung schicke ihm diese 33 Menschen zum Zeichen ihrer Freundschaft, damit sie beytragen sollten, seine Besitzungen zu vertheidigen; es solle jährlich eine gewisse Summe für ihren Unterhalt bezahlt werden. Zugleich brachte er ihm ein Geschenk von 3 Kanonen, 48 Flinten, 12 Fäßchen Pulver, 1000 Patronen, einigen Säcken mit Feuersteinen, und einem Stück Scharlachtuch; worauf er lustig seine Seegel aufspannte und davon fuhr.

(Der Beschluß folgt.)

Historische und litterarische Unterhaltungen.

Mit diesen hat uns ein würdiger Veteran, der Hr. Hofrath und Professor Meusel zu Erlangen beschenkt! und wir können versichern, daß sie wirklich großentheils eine recht angenehme Unterhaltung gewähren, besonders die Mittheilungen aus Bretschneider's hinterlassenen Papieren. — „Friedrich II. wollte, in seiner bekannten Abhandlung sur la litterature Allemande, ein Beyspiel der elenden Reimerey der deutschen aus seinen Jugendjahren anführen, wo ein Poet seinen Patron also anredet:

Scheuß, großer Gönner, scheuß deine Strahlen
Armsdick auf deinen Knecht hernieder.

Eigentlich heißen diese Verse, so wie ich in meiner Jugend gehört habe:

Scheuß, großer Gönner, scheuß von deinem
Gnadenlichte
Doch einen kleinen Strahl mir Armen ins Gesichte.

So, oder wie sie der König anführt, alles gleichviel. Der Minister von Herzberg, mit dem Friedrich über seine Abhandlung correspondirte, fand etwas unanständiges in diesen Zeilen, und bat den König, statt derselben, folgenden Reim von Gottsched einzuschieben:

Deiner Augen blitzend Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee,
Und das Eis wurd' endlich theuer
An der runden Caspersee.

Dazu wollten sich aber Sr. Majestät nicht verstehen. Wenn man jedoch diese letzten Reime mit einer Stelle aus den Briefen Voltaire's an den König vergleicht, so scheint es, daß ihm das Eisschmelzen nicht sogar hyperbolisch vorgekommen sey, denn Voltaire schrieb 1738: Ew. königl. Hoheit gehen Ihre nördlichen Völker zu besuchen, aber Sie werden alle jene Climaten erwärmen." —

Folgende seltsame, in Dresden vorgefallene, von Bretschneider erzählte Geschichte ist durch Original-Protocolle erwiesen:

Zwey Grenadiere standen nach Mitternacht auf der Schildwacht vor dem Hause des Grafen Rutowsky. Zu ihnen gesellte sich bey hellem Mondschein ein Mann, der sich beklagte daß sein Quartier verschlossen, und Niemand heraus zu pochen sey. Weiterhin brachte er eine Flasche Aquavit zum Vorschein, ließ die Schildwachen daran Theil nehmen, und fing endlich an, seine Absicht vorzutragen und darüber zu negociiren. Er zeigte einen Pflasterstein auf der Gasse, zwar noch auf dem Bezirke der Schildwachen, aber doch mehr entfernt von dem Mittelpunkte, und gedeckt von der Ecke des Hauses. Diesen Stein gab er vor, zu einem chemischen Experiment nöthig zu haben, und bot jedem von den Schildwachen einen Louisd'or, wenn sie ihm behülflich seyn und den Stein mit ihren Bajonetten herausgraben wollten. Man hielt ihn für einen Narren, nahm das Geld, und er erlangte was er wollte. Die 2 Louisd'or hatte er in Silbergeld bezahlt, bey der Theilung wurden die Grenadiere uneinig und zankten sich in der Wachtstube. Die ganze Geschichte kam heraus, wurde durch den wachthabenden Officier weiter bis zum Gouvernement gemeldet, und machte großes Aufsehen, die Grenadiere wurden sogleich verhaftet, u. s. w. Man glaubte damals, der Steindieb sey ein verkleideter Italiener, der einen unschätzbaren Brillanten hinweg führte. Er ward in allen Häusern gesucht, die Beschreibung seiner Person im ganzen Lande mit Steckbriefen herumgeschickt, und ich zweifle nicht, daß die Grosmütter in Dresden noch immer diese Geschichte ihren Enkeln mit Wundergeschrey erzählen. Denn die Sage geht überhaupt in Sachsen, daß die wälschen Mineralkrämer sich in Mausfallen- und Hechelkrämer verkleiden, blos um die feinen Gold- und Silberstufen, die im Erzgebürge und am Fichtelberge zu Tage liegen, unentdeckt hinweg zu fischen. — Wer sollte glauben, daß mir der Zufall 22 Jahre nach der Zeit als ich diese Geschichte gehört hatte, den vollkommenen Aufschluß darüber zuführen würde. Ich war im Jahre 1774 in Wien, beredete mich mit einem guten Freunde, der bey einer Gesandtschaft angestellt war, an einem gewissen Tage in einem Garten zusammen zu kommen; ich kam ehr als der andere, der durch die Ankunft einer Staffette aufgehalten ward, trank in einer Laube ein Glas Wein und wartete bis zur Dämmerung auf meinen Freund. Eine Gesellschaft freundlicher lustiger Menschen pflanzte sich inzwischen in die nämliche Laube, und besetzte den Tisch woran ich saß mit allerley Speisen, die ganz lieblich anzuschauen waren; besonders befand sich eine kalte Rebhüner-Pastete dabei, die ich sehr ungern unberührt würde verlassen haben. Es waren aber Weiber in der Gesellschaft, mit denen ich gar bald bekannt wurde. Ich wurde eingeladen mit zu speißen, und fand daß ich lauter Hausofficiere großer Häuser in Wien um mich sah, z. B. Lobkowitz, Schwarzenberg u. s. w. Die Herren Haushofmeister zierten die Tafel, ein jeder mit der Schüssel, die er mit brachte, und ich kann den Herren das Zeugniß geben, daß keiner übel gewählt hatte. Unter diesen Herren war ein alter Mann, der aus meiner Sprache mein Vaterland errieth, und mir sagte, daß er auch in seiner Jugend mit einem Herren als Kammerdiener in Dresden gewesen sey. Unter manchen andern Anecdoten seiner Zeit erzählte er mir auch, daß sich sein Herr damals in eine junge Gräfin verliebt habe, die von einem alten mürrischen Ehemann sehr scharf bewacht worden sey. Die Verliebten wären ganz einig gewesen, aber die Gelegenheit zu einem tête à tête war fast unmöglich. Zwar sey ein Fenster der Gräfin durch die Kammerjungfer ganz bequem zum Einsteigen bereitet gewesen, aber die Schildwachen des Grafen Rutowsky, ganz in der Nachbarschaft, die dieses Fenster vor Augen hat-

Digitized by Google

ten, hätten auch diesen Weg vereitelt. Endlich habe sein Herr, ein schlauer Savoyard, ein gutes Mittel ausgesonnen. Er, als Kammerdiener, habe sich verkleiden, in der Nacht zu den Schildwachen schleichen, und sie durch den Pfiff mit einem Stein, ganz von der Seite ablenken müssen, wo der damalige Herr des Mannes inzwischen so schnell durch das Fenster geschlüpft sey, daß die Grenadiere, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Stein gerichtet hatten, nichts davon gewahr wurden. Sein Herr sey 2 Tage verborgen in dem Hause geblieben, und erst am dritten als ein Weibsbild verkleidet durch die Kammerjungfer heraus geführt worden. — —

Eine Stelle S. 179 verdient Beherzigung: „In England, zumal in London, leben hundertmal mehr und plattere Journalisten, als Oken, der seine Einfälle, wenn es ihnen an Geist fehlt, mit Unterlagen von Eselsköpfen aufstutzt. Aber man behandelt dergleichen Menschen so, wie sie es verdienen, man zuckt die Achseln und läßt sie bey ihrer Pöbeley." —

Aus einem Schreiben von Spittler theilen wir folgendes mit: In Wolfenbüttel war ich fast drey Wochen, und es waren drey der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freyen Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weis nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' großem Manne man umgeht; und, wenn's möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen, als bey Lessing — so wärs bey Lessing's Gattin. — Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens; immer voll der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezaubernde Sympathie allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beyspiel dieser großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in W. gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen. —

Ueber das Conversations-Lexicon macht der Herausgeber verschiedene Bemerkungen, und unter andern folgende: v. Hardenberg (Friedrich), als Schriftsteller unter dem selbstgewählten Namen Novalis bekannt, wird hier auf eine übertriebene, fast möchte man sagen unbändige Art gelobt. „Wir möchten ihn fast, ohne Mißverständnisse zu befürchten, „einen poetischen Mittler zwischen Gott und der Menschheit „nennen." (!) „Man kann ihn wie eine himmlische Erscheinung betrachten, wie einen göttlichen Jüngling, der nur „auf der Erde wandelte, um sich bald wieder zu dem geliebten Lande seiner Sehnsucht hinaufzuschwingen." — „Er „wollte mit dem Geiste der Poesie die ganze Welt erobern." Die leidhafte Mystik! —

Simon von Nantua.

Es existirt in Paris eine Gesellschaft, deren Zweck ist, den ersten, oder Volks-Unterricht zu befördern, (societé pour l'instruction élémentaire.) Dieser Gesellschaft übergab ein Ungenannter 1000 Franken, mit der Bitte, sie als Preis auf ein Elementarbuch für das Volk zu setzen, „welches „einfach, kurz und weise die Grundsätze der christlichen Religion, der Moral und der Klugheit vorzeichnen, und lehren würde, wie die Menschen in allen Ständen sich betragen sollen. Welche Pflichten dem Vater, dem Sohne, dem Gatten, dem Bürger, dem Unterthan, dem Handwerker, dem Tagelöhner obliegen; welchen Einfluß auf ihr Glück die Erfüllung dieser Pflichten habe; ein Buch, welches auf gleiche Weise die Vortheile der Legitimität für Frankreich und die Wohlthaten der constitutionellen Charte, so wie die Nothwendigkeit einprägen sollte, sich den Gesetzen zu unterwerfen, damit ein Jeder seiner Freiheit und seines Eigenthums völlig froh werden könne." Dieses Buch sollte nicht mehr als 250 und nicht weniger als 200 gedruckte Seiten betragen, und in kurze Capitel abgetheilt seyn. Die Gesellschaft erfüllte den Wunsch des Ungenannten. Der Preis wurde am 28. Februar 1818 einstimmig dem Büchlein, betitelt: Simon von Nantua, zuerkannt, und noch eine goldne Metaille von Seiten der Gesellschaft beigefügt. Der Verfasser ist Jussieu. Nach unserer Meinung hat er den Preis redlich verdient. Sein Simon von Nantua ist ein treffliches Büchlein. Möchten wir für das deutsche Volk ein ähnliches besitzen! — Um unsern Lesern einen Begriff vom Ganzen zu geben, liefern wir den Anfang des ersten Kapitels:

„An einen Stein der gerollt wird, setzt sich kein Moos, sagt ein altes Sprüchwort, welches ich oft von meinem Großvater gehört habe. Dieß soll heißen: man wird nicht reich dabei wenn man in der Welt herumläuft. Auch war er eben nicht reich geworden, der Vater Simon von Nantua, der seit 40 Jahren, mit einem Pferde, welches zwei große Körbe voll Waaren trug, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt reiste. Allein Erfahrung hatte er gesammelt, und die ist Goldes werth. Er hatte gute Augen und gute Ohren, hatte viele Länder und viele Menschen gesehn und viele Dinge gehört. Sein Gedächtniß war vortrefflich, er vergäß nichts. Die Natur hatte ihm gesunden Menschenverstand und Urtheilskraft verliehen, darum konnte er Jedem guten Rath ertheilen. Er war auch nicht karg damit und that nichts lieber als sprechen; vielleicht konnte

er auch für ein wenig geschwätzig gelten. Indessen befanden sich die, die ihm zuhörten, gar wohl dabei; denn man kann wohl sagen, daß derjenige, welcher zuhört, seine Zeit oft besser anwendet, als der welcher spricht. Damit soll aber nicht zu verstehen gegeben werden, als habe Simon sprechend seine Zeit schlecht angewandt, im Gegentheil, er sagte nur vernünftige Dinge, aus welchen ein Jeder Vortheil ziehen konnte, und überdieß, ehe er selbst sprach, sah er sich lange um und hörte lange zu."

„Obschon er nicht reich war, so hatte doch sein kleiner Handel ihm so viel abgeworfen, daß er gemächlich leben und eine zahlreiche Familie erziehen konnte. Weiter erstreckten seine Wünsche sich nicht, folglich war er vollkommen glücklich, und man hörte ihn oft sagen: es gäbe keinen wahren Armen, als den, der mehr begehre, als er erlangen könne. Er fuhr fort zu arbeiten und auf die Jahrmärkte zu ziehen, trotz seines schon ziemlich hohen Alters, denn er pflegte auch zu sagen: es gäbe keine größern Feinde des Glücks und der Gesundheit, als Müssiggang und Faulheit. Auch befand Vater Simon sich außerordentlich wohl bei seinem Kahlkopf und den Paar weißen Haaren, die ihm um die Ohren stehen geblieben waren. Sein Gesicht war immer lachend, und seine rothen, wohlgenährten Wangen zu sehn, war eine Freude. Seinen dicken Bauch trug er mit vieler Leichtigkeit vor sich her, und ging aufrecht, indem er sich auf seinen Reisestab stützte."

Nun kennen unsere Leser ohne Zweifel den Mann, durch dessen Mund Jussieu das Volk unterrichtet. Damit sie aber auch von seiner Art zu sprechen und zu erzählen sich einen Begriff machen mögen, theilen wir noch das 26. Capitel mit.

„Die Wirthstafel war gedeckt, man setzte sich und schwatzte. Es schien, daß die Gäste viele Menschen in der Stadt kennten, denn sie fingen an, einem Drittheil oder Viertheil der Einwohner ganz unbarmherzig Böses nachzusagen. Wenn das noch ein Weilchen so fortgedauert hätte, so würden wir bald die skandalöse Chronik der ganzen Stadt gewußt haben. Je mehr Einer oder der Andere gemißhandelt wurde, je mehr lachte der ganze Tisch — nur Simon von Nantua lachte nicht, sondern zog seine weißen Augenbraunen zusammen, was er immer thut, wenn er ungeduldig wird. Meine Herren, sagte er endlich, wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen ein Geschichtchen erzähle? — Alle sahen ihn verwundert an, da er bisher noch nicht gesprochen hatte, schwiegen aber um ihm zuzuhören, und er hub an wie folgt:

„Bei mir daheim lebte eine gute ehrliche Haut, der Vater Paradis genannt; der konnte es nicht leiden, daß man Böses von andern sprach, und lange hatte er sehr häufig in solchen Fällen die Abwesenden vertheidigt. Er hielt das Lästern für eine sehr häßliche und auch gefährliche Sache und pflegte zu sagen: „wer weis ob Menschen, die in „meiner Gegenwart so von andern sprechen, nicht „wiederum in Gegenwart anderer so von mir sprechen? Einem Menschen, der gern Böses von andern spricht, kann man nie trauen, denn nichts ist „ihm heilig und er ist keines Menschen Freund. Es „ist recht schlimm, daß diejenigen, die von dieser „Wuth angesteckt sind, immer Leute treffen, die ihnen „zuhören, und das Gesagte spaßhaft finden." Aber der Vater Paradis hatte gut denken und reden, es gab doch immer Lästerzungen, die Zuhörer fanden. Das betrübte ihn, und da er sah, daß seine Worte in den Wind geredet waren, so schwieg er von nun an ganz, so oft Jemanden übles nachgeredet wurde, und schloß die Augen als ob er schliefe. Nachdem er das eine Zeitlang getrieben, schlief er in solchen Fällen wirklich ein. Das war allgemein bekannt, und der Schlaf des Vater Paradis zum Sprüchwort geworden, so daß man zu sagen pflegte, wenn man eine übie Nachrede hörte: das ist um den Vater Paradis einzuschläfern."

„Eines Tages predigte der Pfarrer über das Evangelium, wo der Teufel den Herrn Christum in Versuchung führt, und ihm alle Reiche der Welt bietet, wenn er das Knie vor ihm beugen wolle. Nach der Kirche setzten sich mehrere Personen, um zu schwatzen unter einen Baum, und der Vater Paradis saß auch unter ihnen. Man sprach über die Predigt, die man eben gehört hatte, und Einer meinte: der Teufel wäre doch auch recht dumm gewesen, den Herrn Christum so zu versuchen; er hätte doch wissen sollen, daß Alles was er anbot nicht ihm sondern Gott zugehörte, und daß folglich der liebe Gott dadurch nicht versucht werden konnte."

Diese Bemerkung fand Jedermann sehr richtig, und Jedermann wiederhohlte: das war recht dumm vom Satan. Der Vater Paradis sagte kein Wort, sondern schloß die Augen und war im Begriff einzuschlafen. Da schüttelte ihn der, welcher zuerst geredet hatte, bei'm Arm, fragend: nun Vater Paradis, was denkt Ihr davon? war der Teufel nicht recht dumm? — Je nun, antwortete Vater Paradis, wer sagt Euch das? vielleicht wußte er nicht, daß er mit unserm Herrn Christus sprach. — Brav! schrie die ganze Versammlung, nun vertheidigt er gar den Teufel! — Ey nun ja, sagte die ehrliche Haut, warum muß man ihm denn Böses nachreden. Ihr würdet eben so gut bei Gelegenheit einen Engel verlästern, denn ihr habt Zungen die nichts verschonen."

„Hier schwieg Simon von Nantua und schloß die Augen wie der Vater Paradis. Die Gäste, die ihn wohl verstanden hatten, sahen sich eine Weile schweigend an, als ob sie sich schämten, und als das Gespräch wieder anhub, betraf es andere Gegenstände. So lange Simon zugegen war, wurde nicht mehr gelästert; aber nach seiner Abreise wird man sich wohl dafür entschädigt haben, denn die Gewohnheit, seinen Nebenmenschen Böses nachzureden, ist eins von den Lastern, die sehr schwer auszurotten sind."

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 13. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Geschichte der im Jahr 1800 aus Frankreich Verbannten.
(Beschluß.)

Die Insel Anjuan ist sehr reizend und fruchtbar, hat aber für Europäer ein außerordentlich ungesundes Clima. Zwey sogenannte Könige residiren in zwey Städten, die nur eine deutsche Meile von einander entfernt liegen, aber zum Glücke durch eine Bergkette getrennt sind, denn diese Monarchen bekriegen sich unaufhörlich, obgleich die Zahl ihrer kupferfarbigen Unterthanen nicht mehr als 4 bis 5000 beträgt, lauter Mahometaner, deren Weiber es für eine besondere Schönheit halten, wenn ihre Brüste recht schlaff und tief herunter hängen, weshalb schon die Mädchen den obern Theil des Busens stark zusammen schnüren, auch täglich mit den Händen die Brust von oben nach unten streichen.

Die Verbannten wurden nicht in die Stadt gelassen, sondern mußten auf freiem Felde unter einem offenen Schuppen auf bloser Erde schlafen. Zwar kauften sie nach einigen Tagen sich Betten, allein gegen den Wechsel von trockener Hitze am Tage und Feuchtigkeit bei Nacht konnten sie sich nicht schützen. Auf ihre wiederhohlten Klagen wurde ihnen erlaubt, ordentliche Hütten zu bauen, auch das Holz dazu geliefert, wobei Lefrance, ein Baumeister, gute Dienste that. Sie arbeiteten an ihrer künftigen Wohnung mit angestrengtem Fleiße, und schon war dieselbe soweit gediehen, daß mehrere bereits darin schliefen, als eine fürchterliche Epidemie unter ihnen ausbrach, die in weniger als 14 Tagen ihrer 21 wegraffte. 8 der noch übrigen flohen mit Entsetzen zu dem Bruder des Königs, der eben auf einem Fahrzeuge nach Comora segelte und sie mitnahm. Es blieben also nur noch 4 Verbannte zurück, nebst 3 Negern, welche die Colonialversammlung von Isle de France den 33 Deportirten hatte geben lassen, schon als sie von den Sechellen weggebracht wurden, und die ihnen würklich treffliche Dienste leisteten, besonders Einer derselben, Fernando, der mehr ihr Freund als ihr Sklave war, und der durch Geist und Herz sich vor vielen anders gefärbten Menschen auszeichnete. Bedauernswürdig war die Lage jener vier Unglücklichen. Ein halb fertiges Haus ohne Thüren und Fenster schützte sie weder gegen Hitze noch Feuchtigkeit; sie selbst, durch lange Leiden abgezehrt, waren kaum dem Tode entronnen; die Leichen von 21 ihrer Unglücksgefährten lagen, kaum mit Erde bedeckt, wenige Schritte vor ihrer Wohnung von kreischenden Raubvögeln umschwärmt. Lefranc raffte seine letzten Kräfte zusammen und schleppte sich klagend zum Könige. Seine Jammer-Gestalt rührte den Araber. Man gab ihm und seinen Kameraden endlich eine Wohnung in der Stadt und Beystand aller Art; der König selbst besuchte sie oft, um nachzusehen, ob seine Befehle pünktlich erfüllt würden. Dennoch konnten sie sich in diesem Clima nicht recht erhohlen, und baten den König, sie nach Mosambique zu schicken. Er schien abermals gerührt, und bewilligte ihre Bitte, doch mußten sie zuvor eine Anweisung von 1500 Piastern unterzeichnen, die er für ihren Unterhalt sich auf Isle de France wollte bezahlen lassen. Auch verweigerte er ihnen die Lebensmittel bis Mosambique, sondern gab ihnen einen Brief an seinen Bruder nach Comora, der sie dann weiter schaffen werde. Zum Glück hatte ein Einwohner, Nahmens Bombejack, Zuneigung für sie gefaßt und warnte sie, ja nicht nach Comora zu gehen, wo sie ihr Grab finden würden; sie sollten vielmehr, wenn das Fahrzeug in See wäre, die Schwarzen, ihre Führer, zwingen, sie nach Mosambique zu bringen, und hierzu versah er sie mit Waffen. Der Brief des Königs an seinen Bruder, den ein mitleidiger Befehlshaber ihnen vorlas, war in der That ein Urias-Brief, in welchem er seinen Bruder rieth, sich so schnell als möglich der Franzosen zu entledigen, denn sie hätten nichts mehr. Die beyden freundschaftlichen Araber gaben ihnen andere Briefe, auch einige Waaren, deren sie bedürftig seyn konnten, um Lebensmittel einzutauschen, mit welchen der König sie sehr karg versehen hatte. Das Fahrzeug war nicht hinreichend bemannt, allein dieser saubere König wußte sich bald zu helfen. Er ließ gegen Abend alle Thore schließen, und so wie nach und nach die Neger von ihrer Feldarbeit heimkehrten, requirirte er die nöthige Anzahl, ohne zu fragen wem sie zugehörten.

Die Verbannten gingen in See von ihren drey Schwarzen begleitet. Nach fünf Tagen zwang der widrige Wind in einer Bay der Insel Comora vor

Digitized by Google

Anker zu gehen, wo sie 36 Tage verweilten, und 3 Neger von der Mannschaft aussandten, um quer durch die Insel zu Backar, dem Bruder des Königs von Anjuan, zu gelangen, und ihm die Briefe ihrer Freunde zu übergeben. Sie kamen nach einigen Tagen mit acht andern Schwarzen zurück, die Backar sandte, um die Zahl der Ruderer zu vermehren. Dennoch konnten, als man nun wieder in See ging, diese elenden Schiffarthskundigen das Fahrzeug nicht regieren, und als vollends ein Sturm hinzu kam, erfaßte derselbe das Tauwerk und warf das Schiff um, so daß der Kiel dem Wasser gleich stand. Es gelang Saunois und den drey schwarzen Begleitern der Franzosen, nebst 22 andern von der Mannschaft, nach vieler Anstrengung, den Kiel zu erklettern. Zwei andere Verbannte, Joly und Chrestien, wurden von den Wellen verschlungen, und es ist merkwürdig daß der letztere, einer der strafbarsten von Allen, schon seit 14 Tagen in Raserey gefallen war, und nur in diesen letzten schrecklichen Augenblicken wieder zur Besinnung kam. Auch der Capitain und zwey Neger ertranken. Lefranc kämpfte gegen die Wellen, die ihn bereits eine Strecke weit fortgeführt hatten, als Fernando einen tüchtigen Schwimmer bewog ihn zu retten. Nun saßen im Sturm 27 Personen auf dem Schiffskiel, und die Wellen schlugen jeden Augenblick über ihre Häupter. Es war zu fürchten, das Fahrzeug werde ganz untergehen, sobald es nur ein wenig eine andere Richtung nähme; daher bogen sich, bey jeder Bewegung desselben, die Unglücklichen nach allen Seiten, um es im Gleichgewicht zu halten.

Nach drey Stunden legte sich zwar der Sturm, aber dieser Trost war gering, denn ermattet und ohne Nahrungsmittel auf einem wenig besuchten Meere, wie konnten sie Rettung hoffen! Die Neger heulten und der Schrecken hatte ihre schwarzen Gesichter grünlich gefärbt. Nur Fernando bewahrte noch einige Kraft und erhielt sich stehend auf dem Kiele, um in die Ferne nach Hülfe zu schauen. Zwey schreckliche Stunden verflossen ohne daß er etwas gewahr wurde. Endlich näherten sich drey kleine Fischerböte, ein Freudengeschrey erhob sich. Als aber die Fischer zwey Weiße unter den Nothleidenden erblickten, schnitten sie schreckliche Gesichter, denn sie hatten noch nie einen Weißen gesehen, entfernten sich ein wenig, und verlangten, man solle sie ins Wasser werfen, sonst würden sie Niemanden retten. Die Neger waren gleich bereit dazu; allein Fernando zog sein Messer, und drohte denjenigen zu durchbohren, der Hand an seine Herren und Freunde legen würde. Dann zog er eine baumwollene Weste aus, zeigte sie den Fischern, und versprach sie ihnen als Belohnung, wenn sie ihren Widerwillen überwinden und auch die Weißen aufnehmen würden. Der Eigennutz siegte, die Fischer kamen. In jedem Kahne saßen ihrer Zwey, und mehr als noch zwey andere konnte so ein Nachen nicht fassen, es mußten folglich mehrere Reisen hin und her gemacht werden, um die Schiffbrüchigen sämmtlich an's Land zu bringen, welches jetzt nicht mehr als 3 Meilen weit entfernt war, da die Wellen das Wrack beständig gegen das Ufer trieben. Die Neger von der Schiffsmannschaft wollten zuerst in die Böte springen, aber auch das gab Fernando nicht zu; die Fischer mußten zuerst seine Herren aufnehmen; er selbst blieb der Letzte auf dem Kiele. Tief gerührt versprachen Lefranc und Saunois ihm und den beyden andern die Freyheit zu schenken, noch ehe sie die Insel Comora verlassen würden.

Neue Gefahren warteten der Weißen am Ufer. Die bewaffneten Einwohner wollten sie nicht dulden. In dieser Noth erblickten sie den Capitain des verunglückten Fahrzeuges, der sich in dem Boote desselben gerettet hatte, ihn flehten sie um Fürsprache an, und ihm gelang es, die Insulaner zu beruhigen, indem er ihnen erzählte, der König von Anjuan sende diese Weißen an seinen Bruder, und werde Rache üben, wenn man sie mißhandle. Zwölf Bewaffnete führten Lefranc und Saunois, nebst ihren getreuen Negern, noch an selbigem Tage in das Innere des Landes; ein langer, beschwerlicher Marsch. Saunois hatte noch schlechte Schuhe, allein Lefranc war barfuß. Die Hüte hatten die Wellen ihnen genommen, ein Hemd und ein paar Pantalons war alles was sie auf dem Leibe trugen. Um vor den stechenden Sonnenstrahlen den Kopf nur ein wenig zu schützen, waren sie genöthigt ihre Hemden über die Köpfe zu hängen, und den übrigen Körper Preis zu geben, der sich ganz mit Blasen bedeckte und bald nur aus einer einzigen Wunde bestand.

In einer fast wüsten Gegend wurden Anstalten gemacht, die Nacht zu verweilen. Man gab den hungrigen und müden Verbannten nichts zu essen, sondern ließ sie von ferne zusehen, wie ihre Peiniger zu Tische saßen. Zum Glück war Fernando mit eingeladen worden, und dieser treue Neger steckte seinen Herren zu, was er bey Seite bringen konnte. Freylich war es zu wenig für Leute, die seit 24 Stunden nichts genossen hatten; aber auf seinen Rath rissen sie einige Fetzen von ihren Pantalons, und, da diese Insulaner die kleinsten Stücke Leinwand sehr hoch schätzen, weil sie sich keine Leu-

Digitized by Google

teichen für ihren Betel und ihre Arka-Nüsse daraus machen, so empfingen die Hungrigen wirklich dagegen eine kleine Provision von Pataten.

Die Nacht mußten sie in einer alten großen Hütte mitten unter den Negern auf dem Boden liegen, glaubten aber, man sey gesonnen sie zu Backar zu führen, und man werde mit Tages-Anbruch die Reise fortsetzen. Das geschah aber nicht; man verweilte den ganzen Tag an derselben Stelle, und in der nächsten Nacht, wo sie wieder, umringt von Schwarzen, auf der Erde lagen, fühlte Lefranc plötzlich eine Hand auf seiner Brust und rief erschrocken: Wer da! — Stille! antwortete ihm Fernando's Stimme. Sein Geschrey hatte mehrere Neger aufgeweckt, die sich in die Höhe richteten; doch als sie weiter nichts hörten, meynten sie er habe geträumt, worauf sie sich wieder hinlegten. Fernando wartete, bis sie wieder eingeschlafen waren, entdeckte nun seinem Herrn, er habe erlauscht, daß man um Mitternacht ihn und Saunois ermorden wolle; Saunois wurde auch sogleich geweckt und von der nahen Gefahr unterrichtet, worauf sie über die Schlafenden wegstiegen, draußen in einiger Entfernung auch ihre andern beyden Neger fanden, und nun in finsterer Nacht über Hügel und auf Fußsteigen, die mit rollenden Steinen besäet waren, ihre Flucht antraten. Als es Tag wurde, und der Hunger ihre Schritte hemmte, ernährte sie Fernando mit Cocosnüssen und Pataten, die er von zerstreuten Einwohnern für einige Nähnadeln kaufte, deren er noch eine Anzahl in einem geretteten Etui bey sich trug. Erschöpft ruhten die Wanderer am zweiten Tage in einem kleinen Thale im Schatten einiger Bäume. Einer der Neger bestieg einen Hügel, kam schleunig zurück und verkündete, daß ein Trupp Bewaffneter sich nahe. Alle flüchteten in eine nahe Höhle, nur Fernando kauerte sich hinter einen Busch, und erkannte die Mordlustigen. Sie bestiegen denselben Hügel, von welchem der Neger sie entdeckt hatte; und, nachdem sie eine Viertelstunde ausgeruht hatten, verschwanden sie auf der andern Seite. Die Flüchtlinge setzten ihren Weg fort, fanden am dritten Tage keinen Fußsteig mehr; ihre Füße waren zerrissen; besonders die von Lefranc, dessen Nägel gebrochen waren. Er konnte nicht weiter, setzte sich und verlangte, man solle ihn verlassen, er wolle hier sterben. Fernando, in Verzweiflung, versuchte mehreremale ihn zu tragen, aber seine Kräfte reichten nicht hin.

In dieser Noth begegnete ihnen ein mitleidiger Neger, der Lefranc Nägel beschnitt, ihm seine eigenen Sandalen gab, und ihn im Gehen stützte. Dadurch gewann er zwar ein wenig neue Kraft; allein noch hatten sie ein, selbst von den Eingebohrnen gefürchtetes und von ihnen Sonnen-Schlagbaum (barre de soleil) genanntes, Thal zu durchwandern, in welches kein Lüftchen drang, und wo die concentrirten Sonnenstrahlen den Boden verkalchen. Hier schwollen Lefrancs Füße und die, von Palmenblätter gemachten sehr harten, Riemen der Sandalen schnitten in das Fleisch, das Blut rieselte von allen Seiten. Der gutmüthige fremde Neger suchte einige, in dieser dürren Gegend seltene, Pflanzen, kaute sie, zerriß die Leinwand die ihm zum Gürtel diente, und umwickelte die leidenden Füße. So brachte er seine Gäste endlich glücklich in einer kleinen Stadt zu seiner Hütte, wo sein braves Weib sie mit gleicher Freundlichkeit empfing, eine Matte zum Sitzen ausbreitete, mit Reis, Bananen, Cocosnüssen und Zuckerrohr sie bewirthete, und zu verstehen gab, ihr Mann sey zwar arm, allein er habe ein gutes Herz.

Gegen Abend rotteten sich die Einwohner mit feindseligen Gesinnungen vor seiner Hütte zusammen, allein er sprach lebhaft zu ihnen und zerstreute sie. Am andern Morgen wusch und verband er Lefrancs Wunden, begleitete die Flüchtlinge noch weiter und trug sogar Lefranc, wenn er nicht mehr gehen konnte. So kamen sie zu der Hauptstadt von Comora, wo der sogenannte große König residirt, der ihnen nicht allein erlaubte, bis zum andern Morgen hier auszuruhen, sondern sie auch auf seinen eigenen Böten zu Backar bringen ließ.

Von diesem wurden sie aber sehr übel empfangen, denn das im Sturm verlohrne Fahrzeug hatte ihm zugehört. Sie hofften hier die acht Gefährten wieder zu finden, die er von Anjuan mitgenommen hatte, allein sie erfuhren, daß drey derselben gestorben, und die andern fünf nach der Insel Zanzibar abgegangen waren. Unglücklicherweise hatten sie auch im Schiffbruch ihre Empfehlungsschreiben verlohren, und hingen folglich gänzlich von der Gnade dieses Backar ab, der ihnen eine feuchte Kammer ohne Betten gab, in welcher sie aufs neue erkrankten, und ihre Genesung nur der Pflege ihrer drey Neger verdankten, die, obwohl nun freygelassen, dennoch von ihren Herren nicht scheiden wollden. Aber nach 2 Monaten raubte Backar den Verbannten auch diesen Trost, denn, müde 5 Personen zu ernähren, obgleich er ihnen nichts als Igname (eine Art von Pataten) gab, zwang er die Neger, zu seinem Bruder nach Anjuan zurück zu kehren; eine Trennung, schrecklich für Alle, die aber besonders dem gefühlvollen Fernando fast das

Leben kostete. Hierauf bot Backar den Zurückgebliebenen eine Gelegenheit an, nach Moscate zu kommen. Sie fürchteten, die gewünschte Rückkehr nach Europa dadurch noch mehr zu verzögern, da Moscate auf der arabischen Küste am Eingang des persischen Meerbusens liegt; allein Backar's schlechte Behandlung ließ ihnen keine Wahl. Er versprach, sie mit Lebensmitteln zu der Ueberfahrt zu versehen, wofür sie ihm einen Wechsel von 300 Piastern, zahlbar auf Isle de France, unterschreiben mußten. Dennoch fanden sie, als sie nun an das Schiff kamen, daß er nichts geliefert hatte, und stiegen, in größerer Verlegenheit als jemals, wieder an's Land, und überhäuften Backar mit Vorwürfen, den ihnen aber ganz trocken erklärte, daß, wenn sie in 4 Tagen nicht selbst Mittel und Wege gefunden hätten abzureisen, er sie fortjagen würde. In dieser Noth erschien als ein rettender Engel ihr Freund Bombejack, jener Einwohner von Anjuan, der durch Fernando ihre traurige Lage erfahren hatte, auf einem Fahrzeuge herbey eilte, sich in ihre Arme stürzte, die Jammergestalten kaum wieder erkannte, und sie durch Arrack und Lebensmittel erquickte, sie auch, nachdem sie einen Monat auf Wiederherstellung ihrer Gesundheit verwendet, mit Allem versorgte, was zu einer Ueberfahrt nach Zanzibar erforderlich war. Hiezu fand sich Gelegenheit, mittelst einer Anweisung auf 20 Piaster, die der erste französische Schiffs-Capitain, der, um des Negerhandels willen, nach Zanzibar kommen würde, bezahlen sollte.

Der Abschied von Bombejack war herzlich und rührend. Nach 14 Tagen langten sie glücklich in Zanzibar an, wo sie sogleich auf der Rhede zwey französische Schiffe bemerkten, das Eine der kleine Adolph, Capitain Reyne, von Orient, das andere von den Sechellen, Capitain Calais. Einer jener Colonisten von Mahé, die am heftigsten die Entfernung der Verbannten betrieben hatten. Von dem einen Dollmetscher der Europäer erfuhren sie, daß von den fünf Leidens-Gefährten, die vor ihnen hier angekommen waren, abermals drey gestorben wären, die übrigen beyden, Gosset und Vauversin, wären nach Moscate abgegangen. Capitain Reyne, an den sie sich wandten, bedauerte sie, versicherte aber, nichts für sie thun zu können. Von Capitain Calais hofften sie noch weniger, und hatten recht vermuthet, denn er vergönnte ihnen nicht einmal, wenn seine Matrosen Wasser holten, ihre Krüge zu füllen, obgleich sie ihm vorstellten, daß sie allein nicht an den Fluß gehen könnten, aus Furcht vor den vergifteten Pfeilen der Eingebohrnen. „Ey, sagte er, wenn sie Euch tödten, so erzeigen sie Euch einen Dienst." — Eben so wenig ließen beide Capitaine sich darauf ein, die 20 Piaster zu erlegen, auf welche der arabische Schiffer eine Anweisung hatte. „Wir sind nur gewohnt, unsre eigene Schulden zu bezahlen" sagten beyde, und stießen den Araber zur Thür hinaus.

Der Capitain Reyne, dem es an Mannschaft fehlte, entschloß sich endlich, sie mit nach Isle de France zu nehmen, wenn sie Matrosen-Dienste thun wollten. Auch darein willigten sie gern; allein Calais brachte ihn wieder auf andere Gedanken, und er reiste ab, indem er ihnen blos drey kleine Säcke voll schlechten Reißes zurück ließ. Nur der wackere Dollmetscher hatte Mitleid mit ihnen, nahm sie in sein Haus und verpflegte sie aufs Beste. Bald nachher curirte Lefranc durch ein sehr einfaches Mittel die Verkältung eines Arabischen Schiffs-Capitains, der aus Dankbarkeit sie an Bord seines Fahrzeuges nahm, welches nach Mosambique bestimmt war. Er warf Anker an der Küste von Zanguebar auf der Insel Dibo, wo die Verbannten abermals zwey französische Schiffe antrafen, die Negerhandel trieben; das Eine von Marseille, Capitain Mordrille, das Andere von den Sechellen, Capitain Wolf, auch einst Einer ihrer grausamsten Verfolger. Der Erste, ein offener freundlicher Mann, von ihrem Unglücke gerührt, versprach sie nach dem Platastrome in eine spanische Besitzung zu führen, und der Zweyte söhnte sich reuig mit ihnen aus, lud sie in seine Wohnung, tauschte ihre Lumpen gegen neue Kleider aus, und suchte so viel möglich durch Wohlthaten sein voriges Betragen vergessen zu machen.

Am vierten Tage meldete ihnen der Araber, mit dem sie gekommen waren, er sey wieder segelfertig, allein, sich verlassend auf die versprochene Ueberfahrt nach dem Platastrome, nahmen sie dankbaren Abschied von ihm, und er seegelte weiter. Wie groß war daher ihr Schrecken, und ihre Verzweiflung, als Capitain Mordrille unter allerley Vorwand sein Wort zurückzog. In dieser traurigen Lage erschien eine Brigg von der Insel Bourbon, deren Capitain, von ihrem Elend gerührt, sie nach Mosambique mit nahm. Hier fanden sie vier ihrer ehemaligen auf Mahé zurückgelassenen Unglücksgefährten, die auf einem Caper Gelegenheit gefunden hatten zu entwischen. Die Industrie von zweyen derselben, hatte bereits einen Handel etablirt, sie standen sich gut, und boten den Ankömmlingen Tisch, Wohnung und Geldbeutel an.

Auf die Frage der Letztern, was aus den übri-

Digitized by Google

den 36 Verbannten zu Mahé geworden sey? war die Antwort: viele seyen gestorben. Einige hätten sich verheyrathet, die meisten lebten bey den Colonisten, die nun verträglicher geworden wären.

Lefranc und Saunois hatten von dem Dollmetscher auf Zanzibar ein Empfehlungsschreiben an einen reichen portugiesischen Kaufmann erhalten; als sie dieses abgaben, näherte sich ein Neger, der eine schwere Last trug, warf sie plötzlich ab, stürzte zu den Füßen der Franzosen, und sie erkannten ihren getreuen Fernando. Er hatte auf Anjuan seinen Unterhalt nicht gefunden, und war, nebst den beyden Andern, die auch herzu eilten, nach Mosambique gekommen, wo sie sich kümmerlich nährten und die Verbannten anflehten, sie wieder als Sklaven aufzunehmen. Das ging nun nicht, denn die Weißen waren selbst zu elend, aber sie empfahlen die wackern Neger demselben menschenfreundlichen Capitain, der sie hergebracht hatte, und welcher versprach, jene mit nach der Insel Bourbon zu nehmen, von wo sie leicht wieder nach den Sechellen zurück kehren könnten, welches ihr Wunsch war. Durch Vermittlung dieses wackern Capitains — er hieß Marchand — fanden auch Lefranc und Saunois Unterkunft auf einem amerikanischen Schiffe, welches nach St. Thomas, einer der antillischen Inseln seegelte, unter der Bedingung, daß sie Matrosen-Dienste thun sollten. Viel hatten sie hier noch auszustehen durch die rauhe Behandlung und den sauren Dienst. In einem fürchterlichen Sturme beim Vorgebirge der guten Hoffnung, verursachten ihre durchnäßten Kleider, die sie nicht wieder trocknen konnten, daß beyde krank und zum Dienst unfähig wurden. Nun bekamen sie aber auch nichts mehr zu essen, und ohne das Erbarmen des Kochs, eines Negers, der ihnen heimlich Speise zusteckte, hätten sie verhungern müssen.

Am 24. May 1803 erreichten sie St. Thomas, damals eine Dänische Besitzung, wo sie ein Schiff von Antwerpen fanden, welches eben nach Havre de Grace absegeln wollte. Der Capitain nahm sie auf, unter der Bedingung, daß Saunois auch hier als Matrose dienen, Lefranc aber ihm seinen kürzlich verstorbenen Koch ersetzen sollte. Obgleich Lefranc eben so wenig von der Kochkunst verstand als von der Arzneykunst, die ihm auf Zanzibar ausgeholfen hatte, so ging er die Bedingung doch ein, band eine Küchenschürze vor, und kochte so gut er konnte. Mit Ungeduld sahen der neue Koch und der neue Matrose dem Ende der Reise entgegen, als an der englischen Küste ein amerikanisches Schiff ihrem Capitain die Nachricht mittheilte, daß der Friede von Amiens gebrochen, und der Krieg zwischen Frankreich und England erneuert sey. Bestürzt gab er sich alle Mühe, Cherbourg oder Havre zu erreichen, allein umsonst! ein englischer Lugger nahm das Schiff weg, und einige Tage nachher wurden die beiden Franzosen am Bord der englischen Fregatte Nemesis gebracht, die dem Lugger begegnete und hierauf noch fast 3 Monate kreuzte, bis sie endlich in Portsmuth einlief, wo die Verbannten auf einem Gefangenschiff eingesperrt und übel behandelt wurden. Allein sie blieben nur 3 Wochen in dieser unangenehmen Lage, dann wurden sie als Kriegsgefangene ausgewechselt und im Hafen von Morlair an's Land gesetzt. Gern wären sie gleich nach Paris gegangen, allein sie hatten kein Geld, und die Hoffnung, eine alte Schuld in Brest einzutreiben, wurde auch zu Wasser. Nun schrieben sie in ihrer höchsten Noth an den See-Präfecten Caffarelli, dem sie nichts verheimlichten und der, etwas ängstlich, ihrentwegen an den Polizey-Minister schrieb. Unterdessen quartierten sie sich bei einem braven Manne ein, dem Lefranc auch sein Reisejournal anvertraute, damit er nicht, bey einer unvermutheten Durchsuchung, abermals in's Unglück gerathen möchte; denn es standen natürlich derbe Ausfälle gegen Buonaparte darinn.

Ein junger wohlthätiger Mann, Saint Brice, dessen Bekanntschaft die Verbannten schon in England auf dem Gefangenschiffe gemacht hatten, unterstützte sie auch in Brest, wie er schon zu Portsmouth gethan, und, da Lefranc Baumeister, Mechanikus, Mahler und Zeichner war, so verschaffte er ihm Beschäftigung und Erwerb bei einem Unternehmer von Gebäuden. Saunois, der nicht gleiche Hülfsquellen in sich hatte, beschloß zu Fuße nach Paris zu gehen. Schmerzlich war die Trennung zwischen zwei Männern, die so lange das höchste Maaß des Unglücks miteinander getragen hatten.

Der Zurückbleibende, Lefranc, war fleißig und verdiente so viel er brauchte, als ein böser Mensch, der nicht genannt wird, ihn der Polizey angab, nicht allein als Deportirten wegen der Höllenmaschiene, nicht allein als Zurückgekommenen ohne Erlaubniß der Regierung, sondern auch als Spion in englischem Solde und als Verwahrer einer Schrift die seine sträflichen Gesinnungen bezeuge. Auf diese Angabe ließ der Präfect ihn arretiren und in einen Kerker der Brester Citadelle werfen. Alle seine Papiere wurden weggenommen, allein das als strafbar bezeichnete nicht gefunden; denn der wackere Seemann, dem es anvertraut war, beharrte mit dem kältesten Blute darauf, daß er nichts davon wisse. Lefranc's Ker-

ker war sehr eng und feucht, Wind, Regen und Schnee drangen durch die eisernen Stäbe des kleinen Fensters, welches auf den Hof ging. Er schrieb mehrere Briefe, sowohl an den ersten Consul als an den Justiz-Minister und bat um seine Freyheit; aber erst nach 45 Tagen kündigte der Präfect ihm an, daß er zwar frey sey, doch sich auf der Stelle nach Lünel begeben solle, um dort unter polizeylicher Aufsicht zu leben. Man gab ihm 100 Franken zur Reise und versprach ihm monatlich 40 Franken zu seinem Unterhalte. Er ging aber nicht nach Lünel, weil er dort nicht hoffen durfte seine Talente geltend zu machen, sondern nach Bordeaux, wo er mit Hülfe eines alten Freundes sich den Nachforschungen der Polizey zu entziehen, und Beschäftigung zu finden hoffte. Aber dieser Freund war ein falscher hinterlistiger Mann, der ihn der Polizey verrieth, und so wurde er dennoch gezwungen nach Lünel abzugehen, wo er auch Saunois schon vorfand, der gleichfalls 40 Tage eingesperrt gewesen war, und am Ende die ähnliche Weisung erhalten hatte, in Lünel unter Aufsicht zu leben. Lefranc blieb dort bis 1812, wo er seine gänzliche Freyheit erhielt; es scheint aber er habe sie wiederum mißbraucht, denn 1816 ist er sowohl in die Sache der Patrioten als auch des dreyfarbigen Zwerges verwickelt, und abermals zur Deportation verdammt worden. Saunois wohnte noch 1815 zu Lünel.

Wir wenden uns nun zu den Schicksalen der acht Verbannten, welche schon früher als Lefranc und Saunois, nach Zanzibar gekommen waren. Drey derselben starben, wie oben erwähnt, zu Comora, die noch übrigen fünf waren in einem Puncte glücklicher als Lefranc und Saunois, sie hatten nemlich noch Geld, Uhren und ungefähr für 10000 Franken Diamanten. Um dem mörderischen Clima von Comora zu entgehen, mietheten sie ein arabisches Schiff von Zanzibar, litten aber Schiffbruch an der Küste von Afrika eine halbe Meile vom Ufer, welches Einige schwimmend, Einige durch Hülfe der Matrosen mittelst Bezahlung von 50 Piastern erreichten. Das Leben hatten sie gerettet, aber da standen sie nun an der unwirthbaren Küste von Penbanne mazi ohne Kleider, ohne Lebensmittel, den wilden Thieren und den noch wildern Menschen Preiß gegeben. Die Nacht kam. Erschöpft lagerten sie sich am Rande eines Waldes und entschliefen. Gegen Mitternacht wurden sie von 10 bewaffneten Negern geweckt, die ein in der Nähe befindlicher arabischer Befehlshaber abgeschickt hatte, um sie zu ihm zu führen, da er von ihrem Schiffbruch gehört hatte. Dieser Mann, der sogar etwas französisch radebrechte, versprach ihnen Schutz und Hülfe, um ihre Sachen zu retten. Aber es fand sich, daß das Kostbarste, nemlich das Geld, die Uhren und ein Theil der Diamanten, schon gestohlen war. Abdallah, so hieß der Araber, stellte eine strenge Untersuchung an, und brachte bald heraus, daß der Schiffer selbst und dessen Matrosen den Diebstahl verübt hatten. Ohne weitere Umstände wollte er ihnen die Köpfe vor die Füße legen lassen, und nur durch vieles Bitten retteten die Verbannten ihnen das Leben. In derselben Nacht entwischten sie. Von den gestohlnen Sachen war nichts wieder gefunden worden.

Abdallah hatte den Verbannten zugesagt, sie nach Zanzibar zu schaffen, statt dessen schleppte er sie mit in's Land der Caffern, wohin er mit großem Gefolge zog, um Elephanten-Zähne, Goldstaub und dergleichen gegen Tücher, Glaswaaren und allerley Kleinigkeiten einzutauschen. Hier starb wiederum Einer der Verbannten nach schweren Leiden und im tiefsten Elend, ob er gleich zu Paris 20000 Franken jährliche Renten besaß. Nun drangen die vier übrig gebliebenen aufs neue in Abdallah, sie nach Zanzibar zu schicken. Er forderte 1000 Piaster für diesen Dienst, und als sie sich darauf beriefen, daß sie bestohlen wären, antwortete er ganz gelassen: „habt ihr kein Geld so sterbt hier."

Man mußte sich entschließen, mit dem habsüchtigen Araber zu handeln. Vauversin hatte noch in seinem Gürtel 67 Louisd'or verwahrt, von welchen er 57 aufopfern mußte, da Abdallah sie nicht höher als zu 3 Piaster annahm. Auf Zanzibar, wohin sie nun endlich gelangten, erfuhren sie, daß der Schiffer, der sie bestohlen, seinen Raub hier veräußert und Sklaven dagegen eingetauscht habe. Vauversin klagte beim Gouverneur der Insel, Mahomed, der, weil er ihn für einen Schiffs-Capitain hielt, ihn sehr freundlich aufnahm, ihm ein angenehmes Haus zur Wohnung einräumte, ihm Neger zur Bedienung sandte, und ihm auch einen kleinen Theil des Geraubten wieder schaffte; worüber in arabischer Sprache ein noch vorhandenes gerichtliches Zeugniß ausgestellt wurde, von welchem eine, durch den berühmten Sylvester de Sacy gemachte, Uebersetzung beygefügt ist.

Hier starben wiederum zwey der Unglücklichen, nur Vauversin und Gosset blieben noch übrig, und sehnten sich in ein anderes Clima. Der Erste gerieth in eine seltsame Verlegenheit, da der Gouverneur, immer in dem Wahne er sey ein Schiffbrüchiger See-Capitain, ihm das Commando eines seiner Fahrzeuge anbot, um nach Moscats zu segeln.

Digitized by Google

Indessen, um nur fortzukommen, nahm er es an, stellte sich aber kränker als er war, um unter diesem Vorwand einen arabischen Steuermann miethen zu können, der sie auch glücklich nach Moscate führte, wo der Sultan sie gastfrey aufnahm und freygebig behandelte. Von hier gingen sie auf einem englischen Schiffe nach Bombay, wo der kranke Gosset im Hospitale bleiben mußte, und wahrscheinlich dort auch gestorben ist. Vauvenain trennte sich von ihm nach 33 Tagen, ein dänisches Schiff trug ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er mit einer englischen Escadre nach Europa absegelte, zwar in Portsmouth ebenfalls auf ein Gefangenschiff gebracht, bald aber ausgewechselt wurde, und England gerade zu der Zeit verließ, als Lefranc und Saunois dort ankamen. Er eilte nach Paris und lebte dort sehr eingezogen, um der Aufmerksamkeit der Polizey zu entgehen; allein sie spürte ihn dennoch aus, und er mußte vor dem Großrichter erscheinen, der von seinem Elend gerührt, ihm rieth, dem ersten Consul auf der Parade eine Supplik zu überreichen. Das that er. Buonaparte fragte: was verlangst du? — Die Erlaubniß in Paris zu leben. — Wer bist du? — Einer der Deportirten vom Jahr IX. — Warum bist du deportirt worden? — Ich weiß es nicht, man hat mich nie verhört. — Geh, Du bist frey.

Das war die kurze Unterredung zwischen dem ersten Consul und Vauvenain. Der Letztere gab dem Großrichter Rechenschaft davon und dieser sprach wie Buonaparte; Geh, Du bist frey. So lebte er nun still zu Paris bis die Verschwörung von Georges entdeckt wurde, wo man auch gegen ihn Verdacht schöpfte, und ihn gefänglich einzog. Da jedoch gar keine Beweise gegen ihn vorhanden waren, so schickte man ihn nach Lyon, um dort unter Aufsicht zu bleiben. In der Folge wurde er Magazin-Aufseher bey der Armee von Italien, ging mit nach Corfu, fiel abermals in englische Kriegs-Gefangenschaft, wurde nach Malta, dann nach Gibraltar, endlich wieder nach England geschleppt, von wo er erst 1814 nach Frankreich zurückkehrte.

Obgleich die, auf den Seschellen zurückgebliebenen, Verbannten in freundlichere Verhältnisse mit den Eingebornen traten, so konnten doch die meisten die heftige Begierde, in ihr Vaterland zurück zu kehren, nicht überwinden. Aber viele starben dort, viele im Hostal auf Isle de France, wohin sich zu begeben sie endlich die Erlaubniß erhalten hatten. Vor etwa zwei Jahren befanden sich noch 18 derselben am Leben, die von der Regierung die Gunst erflehten, nach Frankreich zurück kehren zu dürfen. Sie wurde ihnen verwilligt, und wenigstens nennt der Verfasser deren noch fünf, die so glücklich waren, ihr Vaterland wieder zu sehen. Also 8 von 71! —

Aus dem ersten Hefte des dritten Bandes der ehrenwerthen Zeitschrift Jedidja

liefern wir folgendes:

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an den Münzdirector Lessing wenige Wochen nach des großen Lessing Tode, der den 15. Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unserm Verluste, von der großen Niederlage die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes den wir verlohren, ist mir jetzt zu heilig um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein, ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verlohren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung die ich vorhatte, bei jeder Zeile die ich schreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn sich in diese Betrachtungen noch etwas melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Gaben mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt mein Freund, ist Ihr Bruder gerade zu rechter Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zu rechter Zeit, denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum

Durchmesser hat, zu rechter Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt und starb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles war er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entziehet — und dieß that er. — Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch 50 Jahr nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte vorgeeilt. —

Französische Romane.

Wir haben seit kurzem viele der neusten durchblättert, aber auch nicht Einen gefunden, den wir besonders empfehlen könnten. In allen war die Erfindung dürftig und die Ausführung gemein. Die guten Köpfe wenden sich alle zur Politik.

Um unser Urtheil doch wenigstens durch ein Beispiel zu belegen, erwähnen wir der jüngst erschienenen Abentheuer einer hübschen Frau oder Memoiren der Frau von *** (aventures recentes d'une jolie femme.) Diese hübsche Frau lebt auf dem Gute ihrer Eltern, welches an der Landstraße liegt. Eines Tages geht sie da spazieren, sieht eine Staubwolke, erblickt gleich darauf einen Reiter, den ein andrer Bewaffneter einholt, sie schlagen sich, der Eine fällt, der Andere wirft sich ihr zu Füßen und bittet um Rettung. Sie zeigt ihm ein Gewölbe, dort lebt er verborgen, sie bringt ihm Essen und Trinken, und läuft endlich mit ihm davon, ohne ihn zu kennen. Das kostet ihrer guten Mutter das Leben, und ihr wackerer Vater verjammert seine alten Tage in der Einsamkeit. Sie geht mit ihrem Entführer nach Paris und lebt dort still aber glücklich, denn sie liebt und wird geliebt, immer ohne zu wissen, wer ihr Gefährte ist. Eines Tages geht er aus und kommt nicht wieder. Aber er schreibt ihr zärtliche Briefchen, während Ungenannte sie schriftlich vor ihm warnen. Sie vertraut ihm jedoch und bleibt ihm treu, obgleich ihr auf mancherlei Weise nachgestellt wird; einst sogar in der Kirche und auf der Straße, wo ein gemeiner Mann sich ihrer annimmt, und sie in sein Haus führt. Dort findet sie eine Amme mit einem Kinde, dessen Mutter gestorben seyn soll, und dessen Vater oft, aber stets heimlich, es zu besuchen kommt. Das Kind sieht dem Geliebten so ähnlich, daß sie ihn für den Vater hält, und beschließt ihm aufzulauern. Aber als sie wieder kommt, ist die Amme ausgezogen und jede Spur verloren. — Endlich empfängt sie unvermuthet einen Besuch von einem jungen Manne, der dem Geliebten auch sehr ähnlich sieht, und kurz, der sein Bruder ist. Nun erfährt sie, Alphons, der Geliebte, habe sich höchst edelmüthig mit einem schlechten Kerl geschlagen, um eine, seiner Schwägerin zugefügte Beleidigung zu rächen. Der gezüchtigte Gegner ist mächtig, und Alphons hat fliehen, sich verbergen müssen, Aber sein Bruder schlägt ihr vor, binnen drei Tagen sie zu ihm zu bringen, und sie ist auch gleich bereit, mit ihm in die weite Welt zu gehn. Das Kind, welches sie gesehen, war dieses Bruders Kind. Sie reist mit ihm ab, nach den Pyrenäen führt ihr Weg, und ein andrer Wagen folgt ihnen stets in einer gewissen Entfernung, doch ohne sie jemals einzuholen. Sie kommt ohne Zufall an den Ort, wo man ihr den Geliebten zu finden verheißen hat. Er ist nicht da, er kommt auch nicht, und nach einiger Zeit verläßt sie auch der Bruder; nur einen Brief von der spanischen Grenze erhält sie noch von ihm. Nun will sie sterben, übereilt sich aber zum Glück nicht, denn Alphons erscheint plötzlich treu und zärtlich. Der im Zweikampf Gefallene lebte noch, verfolgte den Sieger, klagte des Meuchelmordes ihn an, ließ selbst durch Meuchelmörder ihm nachstellen, und um diesen zu entgehen, verließ Alphons die Geliebte, ging aber zu ihrem Vater, dem er alles entdeckte, der ihm verzieh und ihn bei sich verbarg. Der unglücklichen Verlassenen wurde nichts gesagt, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie auch in ihrer verzweiflungsvollen Lage der ersten Liebe treu bleiben werde. Die Warnungsbriefe, die sie empfing, hatte Alphons selbst geschrieben. — Indessen wuchs die Gefahr entdeckt zu werden, und es wurde beschlossen, nach Spanien zu reisen. Dahin führte sie der Bruder, und der Wagen der ihnen folgte, trug den Geliebten und den Vater. Zu Bagnères finden sich Alle wieder zusammen; der Verfolger stirbt zu rechter Zeit und bekennt in seinem Testamente, daß Alphons unschuldig ist. In einer Kapelle auf der spanischen Grenze wird die hübsche Frau endlich getraut.

Diesem faden Roman gleichen so ziemlich alle die neuern, die uns in die Hände gefallen, wenn sie nicht nebenher noch durch größere Unsittlichkeiten aufgestutzt sind, wie z. B. die von dem fruchtbaren Pigault le Brun.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 14. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Politik.

Vom Götzendienste unserer Zeit hat Sebastian Theopluton geschrieben. Drey Götzen habe man bisher geopfert: dem politischen Gleichgewicht, den Constitutionen und der Preßfreyheit. — Aha! wieder ein Finsterling! werden die Herren Licht-Pachter schreyen. Das ist aber dieser Theopluton keineswegs, er schaut nur die Dinge nicht blos von vorne an, sondern auch von beyden Seiten, und bisweilen umkreist er sie gar, um zu sehen ob nicht das alte derbe Sprüchwort auf sie anzuwenden sey: Vorne beglissen und hinten ꝛc. — Er gesteht, daß die drey genannten Gegenstände, so lange man sie weise anwendete, dem Ganzen heilsam waren, behauptet aber, daß sie, durch den Mißbrauch unserer Zeit, ihre wahre Natur verlohren und in Götzen umgewandelt worden, deren heilloser Dienst jeder Gemeinheit Gefahr bringe. Den ersten Bund für das politische Gleichgewicht habe nur die Tugend derer, die ihn schlossen, zu einem Mittel allgemeiner Wohlfahrt gemacht; denn da habe man keinen andern Zweck erreichen wollen, als Erhaltung der Staaten durch Verhütung gefährlicher Uebermacht. Sobald dieses Ziel durch Leidenschaft verrückt worden, sobald man nicht mehr den eigenen Besitz nur durch den Bund zu erhalten, sondern ein Recht auf andere Staaten in ihm zu erlangen suchte, wurde jener Bund ein furchtbares Werkzeug habsüchtiger Politik. Die Theilung Polens sey der Beginn des unglücklichen Zeitraumes, wo die Gerechtigkeit von der Erde verbannt worden, und Gewalt und Willkühr der Mächtigen über das Schicksal der Staaten zu gebieten angefangen habe. — Theopluton verfolgt diese Spur bis zum Wiener Congreß, und schließt sich eng an unsere Licht-Pachter an, indem er behauptet: es gebe keinen Friedensschluß in der neuern Geschichte, keinen Congreß, der so viele Länder ihrem alten Fürstenhause entrissen, oder so willkührlich sie zertheilt hätte; mit Ausnahme der Napoleonischen Friedensschlüsse, die aber nicht hieher gehören, weil sie blos Capitulationen des Besiegten mit dem Sieger gewesen. Daß Sachsen hier nicht vergessen wird, kann man leicht denken. Dann warnt Theopluton vor dem Riesen im Norden, der in furchtbarer Größe mit einem Fuße am euxinischen Pontus, mit dem andern am Eismeer stehe und den Nachbar fast erdrücke. Vor dem solle Europa zittern, dessen Uebermacht soll es zu vernichten streben. Durch Oesterreichs Vergrößerung in Italien und Preußens Vergrößerung am Rhein sey die Macht beyder Staaten nur geschwächt worden, denn während Preußen seine Macht an Frankreichs Grenze aufzustellen genöthigt sey, und Oesterreich seine Truppen über die Alpen schicken müsse, stünden die östlichen Provinzen beyder Mächte dem Angriff des furchtbaren Feindes offen. — Sachsen sey zwar klein und unbedeutend, aber man wisse auch, daß oft kleine Staaten stark werden, wenn ein kluger Mann in der Noth an ihre Spitze tritt; und wie werde dann Preußens Lage seyn, wenn es zugleich im Osten durch Krieg bedrängt werde? es hätte Sachsen ganz an sich reißen sollen, oder nichts davon. Nun werde Rußland die Deutschen durch innere Zwietracht schwächen ꝛc. Kurz Hr. Theopluton steht als ein Unglücks-Prophet am gestürzten Altar des ersten Götzen

Den Zweyten, die Constitutionen, nimmt er in Schutz, beruft sich auf die Versprechungen der Monarchen, meynt sogar, man könne sie, wie der Hr. Professor Krug, aus den Artikeln des heiligen Bundes folgern, „wenn man nicht Bedenken tragen „müßte, von einem Verein zum Unvermöglichen auch nur das Mögliche zu erwarten" lehnt sich aber kräftig gegen diejenigen auf, „die, „mit dem versprochenen sich nicht begnügend, heftig „und mit lärmendem Geschrey gänzliche Vernichtung „des Alten begehren; gegen die „schreibenden „Schwärmer, die in unzähligen Blättern die Er„zeugnisse ihres Gehirns und die Gebilde ihrer Phan„tasie aufstellen ꝛc." — Man verachte die Geschichte, als untauglich das Neue und Bessere zu lehren: „allein, kann der Schneider auch Kleider machen für den, dessen Gestalt er nicht kennt und dessen Maaß er nicht weiß? Könnt ihr also auch neue Constitutionen anziehen dem Volke, dessen Denkart und Sitten und Verfassungsart ihr euch nur durch Phan-

tasie bildet; in der That aber euch unbekannt ist? schafft das Neue nicht dann erst Gutes, wenn es dem Zustand der Nationen angemessen ist? und im Gegentheil Unheil und Verderben, wenn es dem National-Character widerspricht? und wer anders ist es, als die Geschichte, die diesen entwickelt, und dadurch den Grad der Empfänglichkeit eines Volks für das Neue und Bessere darstellt und erklärt?" — Dann zeigt der Verfasser, „wie jene so verhaßten und als Ursach alles Uebels verfluchten Vorrechte (des Adels) einen Stand bilden, der die Grundsäule des ganzen monarchischen Gebäu's ausmacht und es aufrecht erhält. Nehmet sie ihm, zertrümmert ihn, und ihr werdet sehen, daß ihr die Monarchie selbst vernichtet habt." (?)

Wenn wir gleich in so manche Behauptung des Verfassers nicht einstimmen können, so müssen wir hingegen ihm vollkommen Recht geben, wenn er sagt: nicht die Aufklärung sey es allein, die Moralität und Recht unter ganzen Völkern einführe, sondern die einfache, unverdorbene Sitte und die dadurch erzeugte Achtung des Gesetzes. „Im Gegentheil geht oft, um nicht zu sagen gemeiniglich, die Menschheit zurück, wenn Kunst und Wissenschaft vorwärts schreiten; ein Grundsatz, der leicht aus dem Gange menschlicher Dinge sich erklärt, und durch das Schicksal der alten Völker deutlich bewiesen wird. Denn welch ein verderbtes und elendes Volk war das griechische, als Plato, Aristoteles und Zeno in ihnen lebten und die Philosophie begründeten? wie erniedrigt und entnervt lag Rom schon darnieder, da seine Redner, Weltweise, Dichter und Historiker erst auftraten und glänzten?" — „Darum berufe sich Niemand auf die hohe Cultur unsers Zeitalters, als könne sie unsere Moralität darthun, unsere Ansprüche auf neue Verfassungen und unsere Fähigkeit zur Freiheit und Gleichheit beweisen, sie möchte leicht vielmehr für das Gegentheil zeugen. Ein eitles Blendwerk nur ist diese Berufung, durch welches die Lobredner der Zeit entweder sich selbst täuschen, oder Andere beschämen wollen. Auf das eigene Dichten und Trachten der Menschen, auf ihr Leben im Haus und in der Gesellschaft, lasset uns merken, wie sie denken und handeln in Geschäften und Dingen des Staats, wie Gottesfurcht und Religion ihr Gemüth belebe und leite ꝛc. Da werden wir erkennen, daß alles Handelns Triebfeder der Eigennutz sey." (Lauter goldne Worte!) —

Das Gemählde, welches Theopluton hierauf von dem Character unserer Zeit entwirft, ist sehr schwarz: „Elend, ohne Muth und ohne Kraft, ohne Erhebung für das Vaterland, ohne Religion und Gottesfurcht stehen wir da. Die Form soll also helfen, wo die Materie nichts taugt? — oder meynt ihr, daß aus dem Verlangen nach neuen Verfassungen auch der Sinn für das allgemeine Beste hervorgehe? mit nichten! denn auch hier sprechen Eigennutz und Selbstsucht sich aus. Rechte nur will man in Menge, von Pflichten schweigt Jeder; der Fürsten Gewalt möchten Alle gern in enge Grenzen einschliessen, um selbst freyen Spielraum zu haben; aber Niemand mag sich selber fester an den Staat ketten durch übernommene Verbindlichkeiten, und ist es denn wirklich das Volk, daß so stark und heftig nach neuen Verfassungen strebt? fragt den Landmann und Bürger, fragt den Mann, der in Staats-Aemtern steht, und keiner schreyt nach Freyheit und Gleichheit wie ihr träumt. Der Steuern drückende Last und der Soldaten unzählige Menge, die höchstens sind es, über die er klagt und deren Verminderung er wünscht; jene abstracten Ideen versteht er nicht, zu ihnen versteigt er sich nicht. Sie kommen von Niemand als von dem Geschlecht der gelehrten Schreiber, deren unzählige Menge, in allen Winkeln auf neues lauernd und von Noth gedrängt, auch das Kleinste schnell aufrafft und um des Brodtes willen seine Feder daran übt. Was der Eine gesagt, wiederhohlen viele; es läuft durch das ganze Land und gilt endlich für des Volks Verlangen und Wunsch, sollte dieses auch nie daran gedacht haben." (Rem acu tetigisti.) —

Bey Betrachtung des dritten Götzen, der Preßfreyheit, erblickt der Verfasser Alles in zwey Partheyen getrennt: „kalte Vernünftler und erhitzte Schwärmer, in deren Mitte nur wenige Gemäßigte noch stehen und das wahre behaupten." Daraus sey viel Unheil, sogar für Religion und Staat entstanden, das beweißt er „damit offenbar werde, ob wir allgemeiner Preßfreyheit würdig sind, oder ob wir sie vielmehr zur Vergrößerung des Elends mißbrauchen würden." Aus diesen Beweisen geht hervor, daß „die Presse das stark und weit ertönende Horn des Aufruhrs gegen die alte Ordnung in Religion und Staat und des Aufruhrs zu Begründung neuer Dinge auf den Ruinen der alten Einrichtung ist. Diese also sollen wir ihnen frey zu unumschränktem Gebrauch überlassen? nimmermehr! denn zu deutlich hat die Vernichtung der Religion (?) und die den Verfassungen drohende Gefahr gelehrt, daß Preßfreyheit ein Werkzeug des allgemeinen Verderbens in den Händen eines Geschlechts ist, welches tollkühn und die Folgen selbst nicht ahnend im zügellosen Mißbrauch alles Ehrwür-

dige und Heilige durch spitzfindige Sophisterey unter dem Nahmen der Aufklärung angreift und zerstört. Noch ist zwar sein Aufruf zum Sturz der Staaten-Verfassungen nicht in die Gemüther des Volks gedrungen; aber gestattet ihr ferner noch fortzufahren — so wird das Uebel am Ende unheilbar werden." —

„Man möge frey schreiben über Wissenschaft und Kunst, das kann nicht schädlich werden; aber was Religion und Staat zum Gegenstand der Untersuchung macht, das fordert strenge Prüfung. Rathen dem gemeinsamen Wohl, und im bescheidenen Ton Erfahrungen oder Lehren der Geschichte vortragen, muß Jedem erlaubt seyn und von jedem guten Fürsten gebilligt und gelobt werden; aber im jetzigen Tageton mit unverschämter Keckheit Alles in Kirche und Staat nach gewissen allgemeinen Principien reformiren und diese als unübertreffliche Universal-Medicin anpreisen, Völker und Fürsten mit anmaßender Miene über ihre Rechte und Pflichten belehren — das ist eben so unerträglich als gefährlich, und darf von keinem Fürsten geduldet werden. — Alles zu seiner Zeit. Erst wenn Ihr reif geworden, gebührt Euch Preßfreyheit: So lange ihr sie aber zu ausgelassener Zügellosigkeit mißbraucht, ist und bleibt sie ein Götze, der zwar von Euch verehrt und angebetet wird, aber dem gemeinsamen Wohl Verderben bringend ist, und darum unterdrückt werden muß." — (Der Raum hat uns nicht verstattet, alle Gründe des Verfassers gehörig auseinander zu setzen; allein wir können die Herren Licht-Pachter versichern, daß gute Zähne dazu gehören, um alle seine Nüsse aufzuknacken.) —

In französischer Sprache sind politische Gedanken erschienen, von Einem der keiner Parthey angehört. Der Verfasser meynt: Frankreich sey von Auflagen und Contributionen hart bedrückt, und seufze zugleich unter der Sklaverey der Presse, (?) es werde, wie das alte Aegypten, von sieben Plagen gemartert. — Es habe einen Fürsten, der, seit der Rückkehr in seine Staaten, bewiesen, daß er nichts gelernt und nichts vergessen habe. Jeder Fürst, der nicht dem Geiste seines Jahrhunderts folge, werde früh oder spät von demselben erdrückt. (Wenn aber nun dieser Geist nichts taugt? Gesetzt ein Fürst im Mittelalter hätte erklärt: der Geist meines Jahrhunderts ist das Faustrecht, ich will ihm aber nicht folgen; hätte er Unrecht gethan?) — Prophezeyung des Verfassers: „Der Süden wird bald keine Kraft mehr haben, sich den Völkern des Nordens entgegen zu stemmen. Die Nationen, welche zwischen dem 55. und 60. Grad der Breite wohnen, werden sich einst auf Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien werfen und diese Länder verwüsten." — „Es ist factisch, daß alle Eroberungen, sowohl in Asien als in Europa, immer von Norden nach Süden gemacht worden sind." (Das leidet große Ausnahmen, sowohl in alten als neuen Zeiten. Selbst Napoleon, ist er immer nach Süden gezogen?) — „In einem 10jährigen Kriege läßt sich immer wetten, daß die nördlichsten Völker siegen werden, wenn auch die Streit-Kräfte gleich sind." — „Das Interesse aller Völker Europa's, und besonders der Südlichen, fordert daß Frankreich seine Integrität behaupte." (Das alte Lied.) — „Während Napoleon die Deutschen unterdrückte, stellten sie sich als ob sie schliefen — (ach nein! wenigstens knirschten sie im Schlaf mit den Zähnen) — aber der geheimnißvolle Tugend-Bund bereitete ihnen ein Erwachen, welches ihre Befreyung sicherte." (Schwerlich hat der Tugend-Bund viel dazu gewirkt.) — „Machiavell, wenn er lebte, würde nicht anstehen zu erklären, daß Europa verlohren, weil in zwey Drittheilen dieses Welttheils das Recht der Nationen bloß auf das Recht des Stärkern gegründet ist, und jeder Staat sich nur auf Kosten seines Nachbars arrondiren will. So möchte Preußen, überzeugt daß es seine überrheinischen Besitzungen nicht lange behalten werde, lieber gleich Hannover und einen Theil von Sachsen [illegible]eignen." (?)

„Gescheute Leute behaupten, Europa sey noch nicht am Ende seiner politischen Fehler, und nur die Todten kämen nicht zurück! (verstanden?) — Der folgende Satz, so einzeln und wankend hingestellt, kann gefährlich werden: „Jedes durch Tyranney unterdrückte Volk hat das Recht sich zu befreyen, eine Pflicht welche die Natur ihm auflegt." (Wer entscheidet aber zuvor, ob das Volk wirklich tyrannisch regiert werde? oder ob nur die Schreyer, die im Wirrwarr sich aufschwingen wollen, es ihm eingebildet haben? hat Ludwig XVI. tyrannisch regiert? haben die Franzosen ihn mit Recht hingerichtet?) — „Es ist merkwürdig, daß, wenn Napoleon's Sohn, oder Einer von dessen Nachkommen einst den Thron von Frankreich bestiege, der Grundsatz der Legitimität nicht verletzt seyn würde, weil der junge Prinz von Parma von mütterlicher Seite in gerader Linie von Ludwig XVI. abstammt." (Dergleichen unzeitige Bemerkungen verrathen bloß die Gesinnungen des Verfassers, von dem wir übrigens etwas ganz neues lernen, daß nemlich Napoleon, trotz seiner eigenen, oft wiederhohlten Aeusse-

rungen, durch seinen Einfluß die schwedische Nation bewogen habe Bernadotte zum Kronprinzen zu wählen. — Wenn wir mit dem Verfasser in irgend etwas herzlich übereinstimmen, so ist es in dem gerechten Lobe des Großherzogs von Weimar, der ohne Zweifel alles Gute und Schöne warm und ernstlich will, und dem jeder Biedermann von ganzen Herzen wünschen muß, daß er nie Erfahrungen machen möge, die seinen schönen Glauben an die mündige Menschheit erschüttern könnten.

Populaire Arzneykunde.

Der Doctor Robbi hat merkwürdige Beobachtungen über den innern und äußern Gebrauch des Phosphors geliefert, dessen Wirkungen er zwar sehr rühmt, den er aber doch für ein höchst heroisches Mittel erklärt, welches nur mit größter Vorsicht in chronischen Krankheiten angewandt werden dürfe. Bei Lähmungen, Gicht und Typhus, äußerlich bei rheumatischen und arthritischen Schmerzen u. s. w. hat er sich dessen mit großem Nutzen bedient. In manchen Krankheiten rettete die Phosphorsäure oft noch vom Tode, wo alle andere Mittel fruchtlos angewandt wurden. Hier mitgetheilte Beobachtungen am Krankenbette bekräftigen dieses Alles. —

— Man hüte sich vor dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte vom Doctor Marius; denn er ist eine olla putrida, ein Sammelsurium, größtentheils aus den Zeitungen zusammen gelesen, ohne Auswahl, ohne Geschmack. Gleich anfangs wird erzählt, daß im Jahr 1387 um Weihnachten zu Costanz die Bäume blühten, daß man Rosen und Veilchen pflückte, daß die Mädchen mit frischen Blumen-Kränzen in die Kirche kamen, und daß die Knaben im Boden-See badeten. Eben so soll im Jahr 1289 der Weinstock im Januar geblüht und die Bäume ihre alten Blätter erhalten haben, bis sie frische bekamen. Indessen, da solche Nachrichten wenig bekannt sind, so möchten sie noch hingehen; aber was sollen uns die hundertmal gelesenen Berichte über Kuhpockenimpfung? Brunnen und Bäder? Magnetismus? ꝛc. Allenfalls Neuigkeiten für die Mondbürger. Wir nennen das eine heillose Buchmacherey.

— Fast möchten wir auch die medicinischen Paragraphen für Aerzte und Nichtärzte zu dieser Classe zählen; von einem C. St., der sich selbst einen Layen und Lehrling in der Wissenschaft nennt, aber dennoch frisch drauf los ein Werkchen auf Löschpapier zusammenschreibt, und ohne Scheu von Warzen wie von Brustbräune, von Schminke wie von Wassersucht handelt. Wir lernen hier unter andern, daß ein Borstdorfer Apfel stopft und laxirt, je nachdem er entweder spitz, in die Queere, oder gegen den Stiel, oder gegen den Kröbs zu geschabt und genossen wird. Aus diesem einzigen Beyspiele möge man das Judicium des Verfassers beurtheilen. — Um der Hypochondristen willen erwähnen wir eine Erschütterungs- oder Motions-Maschine, die hier in Erinnerung gebracht wird. Der Bergmeister Löscher in Freiberg hat sie erfunden; Damen sitzen darauf wie auf einem Sofa, für Herren ist sie zum reiten eingerichtet. Im ersten Falle kostet sie 15 thl. sächsisch, im zweyten 11 thl. 18 gr., Emballage und Gebrauchs-Beschreibung mit eingerechnet. Sie kann bequem auf dem Postwagen versendet werden, und, wenn sie wirklich das leistet, was hier von ihr gerühmt wird, so verdient sie sehr empfohlen zu werden. —

— Völlig unbedeutend ist eine kleine Schrift an Mütter, die ihre Kinder ohne Krankheiten erziehen und beym Leben erhalten wollen. Schon der Titel ist sehr drollig: Die Kunst ein Kind ohne Krankheiten beym Leben zu erhalten! In einem preziösen Style wird hier blos das hundertmal Gesagte wiederhohlt. —

— Ob die Vollständige und gemeinnützige Abhandlung über die in unsern Tagen so häufigen Verschleimungen der Brust und des Magens, für Aerzte und Nichtärzte, vom Doctor Nonne, nebst einigen Worten über die mögliche Heilung der Lungensucht, viel neues und denkwürdiges enthalten, verstehen wir nicht zu beurtheilen. Außer den allgemeinen Ursachen jener Verschleimungen, giebt der Verfasser noch folgende, besonders in unsern Zeit mitwirkende an: 1, häufigen Genuß von schwachem Thee, und überhaupt von warmen, erschlaffenden Getränken. 2, Die seit drey Jahren häufigen Regengüsse und Ueberschwemmungen, mehr fast noch die Süd- und Westwinde und die Seeluft. (?) 3, Der, selbst bey jungen Personen, überhand nehmende Genuß geistiger Getränke. 4, Große Ausschweifungen, die jetzt häufiger seyn sollen wie vormals. (Woran wir zweifeln.) 5, Das frühe und häufige Tabackrauchen. 6, Die, seit 25 Jahren, wüthenden politischen Stürme, und die dadurch gestörte Ruhe. Endlich 7, soll auch schon seit mehrern Jahren ein Catarrhal-Miasma vorherrschen. — Nachdem der Verfasser nun eine Menge Recepte gegen die Verschleimung mitgetheilt, kommt er auch auf die Diät, wo er den Thee

und (außer Wermuths-Extract) alle Liqueure ganz verbietet. — Die Lungensucht hält er für einzig heilbar durch Einathmen aromatisch-balsamischer Dämpfe, besonders des Dampfes der Benzoe. —

— Seit Hufeland die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, geschrieben, haben schon manche Andere unter mancherley Titeln denselben Gegenstand bearbeitet, ganz neuerlich der mecklenburgische Obermedicinal-Rath Wildberg, in seiner Hygiastik, oder die Kunst die Gesundheit der Menschen zu erhalten, zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. Ob viel neues in diesem Buche zu finden, mögen Aerzte beurtheilen, daß aber vieles von dem was darinn steht, sehr heilsam zu befolgen sey, glauben wir versichern zu dürfen. Wir wollen einige Meynungen des Verfassers anführen. Er findet es albern, daß man dem Hunger und Durst durch die Glocke Gesetze vorschreibe; man solle essen und trinken wenn die Natur es verlangt. — Alle Kaffee-Surrogate nennt er Rußwasser, welches für keinen Menschen ein dienliches Frühstück abgeben könne. — „Das Fechten, das Voltigiren, und alle Seiltänzerische Leibes-Uebungen, dergleichen bei dem zur Mode gewordenen, „als Mode sich hoffentlich aber auch bald wieder „verlierenden, Turnen vorkommen, sind zu entbehren, ohne eben physische Vollkommenheiten (soll „wohl heißen: die Gelegenheit solche zu erwerben) „zu verlieren, und setzen leicht Gesundheit „und Leben in Gefahr.“ (Das sagt ein Arzt.) — Dem Walzen sagt Hr. Wildberg viel Böses nach, und beklagt überhaupt, daß der Tanz, „diese für Geist und Körper so heilsame Bewegung“ jetzt so ausgeartet sey, daß er der Gesundheit mehr nachtheilig als zuträglich geachtet werden müsse. — Das Tabackrauchen soll zuerst ein gewisser Lareigh, aus Amerika zurückkehrend, die Engländer gelehrt haben. Der Taback sey ein giftiges Gewächs, und auch zubereitet enthalte er stets ein scharfes Salz, ein öligtes narkotisches Wesen, sey also schädlich sowohl vor als nach dem Essen, besonders für Jünglinge und Knaben. Saftvolle Männer dürfen mäßig Taback rauchen, bey ihnen bringt es sogar mehr heilsame Wirkung hervor. — Das Capitel von den Nachtheilen einer zu frühen geistigen Bildung der Kinder möchte sehr zu beherzigen seyn. — Die Wochenvisiten und das Schicken von Wochensuppen rügt der Verfasser streng und mit großem Rechte. Er hat in seiner 26jährigen Praxis die Nachtheile von beyden oft erfahren. — Kurz, man wird nicht leicht über eine, in die Gesundheitspflege einschlagende, Materie vergebens hier Belehrung suchen. —

— In Hufelands Journal werden Beweise von der Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber mitgetheilt, von dem Medicinal-Rath Gumpert in Posen. Als das Scharlachfieber fast in allen Häusern war auf der Straße, in welcher er wohnt, ja selbst im untern Stock seines Hauses, gab er seinen eigenen Kindern von 13, 11, 7 und 2 Jahren, Morgens und Abends, den Aeltern einen Kaffeelöffel, den Jüngern einen halben Kaffeelöffel voll von einer Mixtur, zu welcher er das Recept hier liefert, und nicht allein sie, sondern auch die Kinder in mehr als 20 Familien, die er auf gleiche Weise behandelte, blieben frey von Ansteckung. — In einigen wenigen Fällen soll die Belladonna aber auch nicht geschützt haben, doch nur, wenn sie erst eine, oder höchstens zwey Wochen gebraucht worden war; später ist ihm kein Fall der Ansteckung vorgekommen. Wir glauben allen Eltern, die wahrscheinlich gleich uns oft in Angst wegen dieses bösen Fiebers sind, einen Dienst zu leisten, indem wir sie auf dieses Vorbauungsmittel aufmerksam machen, damit sie hinwiederum ihren Haus-Arzt aufmerksam machen mögen. Der Aufsatz steht im July-Heft pag. 117. Wir fürchten nur, daß die Belladonna auf der andern Seite durch ihre Nervenzerrüttende Wirkung mehr schaden als nutzen, die Kinder wohl gar stupid machen werde. —

— Ein Engländer, Waller, der seit 20 Jahren vom Alp gedrückt wird, hat über diesen Gegenstand geschrieben. Neuere Aerzte scheinen die Krankheit ihres Nachdenkens unwerth zu achten, und darum bleiben die daran Leidenden ohne Hülfe. Manche meynen, sie befalle die Leute nur, wenn sie auf dem Rücken liegen, oder des Abends zu viel gegessen haben ꝛc. Das ist aber durchaus falsch. Zu Rom ist, nach der Erzählung des Cälius Aurelianus, dieses Leiden einst epidemisch gewesen, und es sind mehrere daran gestorben. Auch dem Verfasser ist ein Beyspiel bekannt, wo der Paroxismus mit dem Tode endete. Wenn der Patient nicht erwacht, so stellen sich bisweilen Täuschungen ein, die selbst bei gebildeten Leuten zu nächtlichen Erscheinungen Anlaß geben. Hier ein merkwürdiges Beyspiel:

H. B. zur Zeit ein Studiosus Medicinae zu London, wohnte einst nahe beym St. Thomas-Hospitale, und da er, wie er glaubte, einst mitten in der Nacht erwachte, hörte er Fußtapfen sich seiner Thür nahen, die schnell geöffnet wurde, und durch die er einen in einen blauen Rock mit weißen Knöpfen gekleideten Mann eintreten sah; der Mond schien ge-

gerade ins Zimmer und er konnte daher alles deutlich wahrnehmen. Der Mann nahete sich dem Bette, worauf Hr. B. sich unter die Bettdecke zurückzog. In dieser Lage hörte er deutlich das Schlagen der Uhr unter seinem Kissen, die er der Sicherheit halber immer da liegen hatte. Bald darauf fühlte er die das Kissen durchsuchende Hand des Mannes, als wenn sie die Uhr fassen wollte, worauf Hr. B. sie vorsichtig zu sich unters Bette zog und sie daselbst verbarg. Er fühlte indeß immer noch die Hand des Mannes, und war in der größten Angst, sowohl wegen seiner persönlichen Sicherheit, als wegen seiner Uhr, fing also an laut über Leibschmerzen zu klagen, das genossene Abendbrod als die Ursache anklagend, um vielleicht unter diesem Vorwande aus dem Bette und dem Zimmer kommen zu können, ohne den Mann, der wie er glaubte, immer noch neben dem Bette stand, auf die Vermuthung zu bringen, daß er die Ursache seines Leidens sey. Endlich wagte er es auf der andern Seite des Bettes aus demselben zu steigen, und der Thüre zuzueilen, worauf der Mann ihm gefolgt, und er versichert, deutlich den Druck von dessen Hand auf seiner Schulter, um ihn zurückzuhalten, gefühlt zu haben. Er lief sogleich in das Schlafzimmer seines Wirths und machte Lärm. Dieser stand sogleich auf, rief die Nachtwache, man durchsuchte das Haus von oben bis unten, allein es war keine fremde Person zu finden, Thüren und Fenster waren alle in guter Ordnung verschlossen, und man fand es unmöglich, daß jemand unbemerkt hätte ins Haus kommen können. Man konnte Hrn. B. indessen hierüber nicht zufrieden stellen, denn er hielt seine eigene Sinne als die triftigsten Zeugen. Er verließ sein Logis am folgenden Tage, und blieb fest dabey, seine Erscheinung sey wirklich gewesen, bis er ohngefähr ein Jahr darauf zur See dieselbe Erscheinung hatte, sie abermals wirklich glaubte, sich aber jetzt aufs deutlichste von dem Truge überzeugen konnte." —

„Die nächste Ursache des Alpdrückens hat zu vielen Hypothesen Anlaß gegeben, von denen wahrscheinlich nicht eine einzige gegründet ist. Soviel ist ausgemacht, daß da wo die Anlage existirt, keine Lage des Körpers dagegen sichert, auch ist ein leerer Magen eben so wenig ein Sicherungsmittel dagegen, als ein voller als die Ursache gelten kann."

Da Hr. W. die gute Wirkung des flüchtigen Alkali bemerkt hatte, versuchte er es gleichfalls, allein sein Magen vertrug es nicht, er versuchte andere Alkalia, aber mit nicht besserem Erfolge. Endlich verfiel er auf das kohlensaure Mineralkali, welches er in Ale oder Porter aufgelöst, als ein sehr angenehmes Getränk fand. Hiervon gebrauchte er im Durchschnitte täglich eine Drachme, nahm aber jedesmal gleich eine große Dosis, sobald er Spannung in den Prácordien, die er als Vorboten des Alps kannte, bemerkte, wobey er sich auch recht wohl befand."

„Unmäßigkeit aller Art, besonders aber das Trinken schlechter Weine ist schädlich. Fettes Fleisch, die meisten Vegetabilien, Früchte und Backwerk, müssen vermieden, oder doch wenigstens sehr mäßig genossen werden. Mäßige Bewegung ist sehr zuträglich, hingegen eine sitzende Lebensart, emsiges Studieren, und spätes Aufsitzen, sind höchst schädlich; allein auch früher als gewöhnlich zu Bette gehen bringt Anfälle zu Wege, so wie auch zu langes im Bette Liegen des Morgens. Leute die an dieser Krankheit leiden, sollten jederzeit jemand bey sich schlafen haben, der sie sogleich ächzen hören oder arbeiten fühlen könnte. Je eher jemand aus dem Anfalle geweckt wird, desto besser, denn ein heftiger Anfall ist wenig von der Fallsucht verschieden. Hat man keine Arzney bey der Hand, so diene auch ein Glas Brandwein, oder ein sonstiges Cardiacum die Blähungen abzutreiben, und den Alpanfall zu verhüten" — —

— In Parry's Elemente der Pathologie und Therapeutic, einem englischen Werke, bemerkten wir folgende Stelle:

„Schlaflosigkeit entsteht durch aufferordentliche Gegenstände oder eine Reihe von glänzenden Gegenständen vor den Augen ꝛc. Sie ist gewöhnlich mit kalten Füßen, vermehrter Thätigkeit des Herzens, und klopfen der Halsschlagader verbunden. Unter solchen Umständen hat der Verfasser unzähligemale Schlaf zu Wege gebracht, wenn man den Patienten auf der Seite liegen ließ, und eine der Halsschlagadern mit dem Daumen fest zusammen drückte." —

— Aus dem zweyten Bande der lobenswerthen Memorabilien der Heilkunde von Rausch, die auch für Nicht-Aerzte sehr viel merkwürdiges enthält, theilen wir einiges über die giftartigen Wirkungen des Brantweins mit. „Wir verwahren, sagt der Verfasser, die directen Gifte fest verschlossen in den Apotheken, und den Brantwein, diese wahre Aqua toffana, bieten wir im Uebermaße feil, ja wir dulden sogar die Kunst, den ohnehin giftigen Kornbrandtwein durch Zusätze von Blausäure für den Appetit reizender und für die Gesundheit noch verderblicher zu machen. Wer zählt die Opfer, die der Brandtwein jährlich mordet!" Hierauf folgt eine Erzählung von mehreren schrecklichen Beyspie-

len. — Auch die Geschichte des sogenannten Wunder-Doctors Richter zu Royn in Schlesien wird hier mitgetheilt und erregt wechselsweise Schaudern und Lachen. Das Abderiten-Fieber hatte zu einer gewissen Zeit nicht weniger als 47000 Kranke aus allen Ständen ergriffen. Am 21. July zählte man 1000 Wagen und 7000 gläubige Siechlinge, die Richter flüchtig an der Stirn berührte, oder auch blos segnend von sich ließ, während sein Sohn milde Gaben, angeblich zum Besten der Armen, sammelte. An diesem Tage waren alle Mundvorräthe, Brodt und Bier, rein aufgezehrt; für ein Glas Wasser gab man gern einen Groschen, und es war zuletzt auch nicht mehr zu haben. — Als Richter nach Liegnitz kam, begleitete ihn auf jedem Schritte ein Schwarm von Menschen, und in jedes Haus, wo er einkehrte, drängte man sich ihm gläubig nach, um seine Hand, oder auch nur seinen Rock zu berühren. (Das sind die gerühmten mündigen Deutschen.) Bekanntlich steuerte die Obrigkeit dem Unfug; wer aber den Betrüger ganz entlarvt sehen will, der lese diesen unterhaltenden Aufsatz, von mehrern kundigen Augenzeugen zusammen getragen.

— Der Doctor Menke hat eine neue Beschreibung von Pyrmont geliefert, die doch wohl die Marcardsche nicht verdrängen wird. Die ersten 4 Bogen scheinen uns ganz überflüssig, denn die meisten Leser sind doch wohl Kranke, die nach Pyrmont reisen wollen, und die werden fürwahr hier keine Beschreibung der Herrmanns-Schlacht und Untersuchung, wo die Römer während der Schlacht gestanden, auch eben so wenig eine Geschichte der Grafen von Pyrmont hier suchen. Eben so wenig möchte die geographisch-statistische-topographische Beschreibung von Pyrmont, sammt dessen Faune, Flora ꝛc. hier an ihrer Stelle seyn. Erst nachdem mehr als zwey Drittheile des Buchs auf diese Weise gefüllt, und ohne Zweifel von den meisten Lesern überschlagen worden, findet man endlich von dem medicinischen Nutzen und Gebrauch des Pyrmonter-Wassers gehandelt, doch ohne auf etwas neues zu stoßen, es wäre denn das Capitel von dem Gebrauch der Salzquellen, die zu Marcards Zeiten noch wenig benutzt wurden. Wir wollen übrigens dem Verfasser Fleiß und Kenntnisse keinesweges absprechen; sein einziger Fehler, als Verfasser dieses Werks ist — daß er Allen Alles seyn wollte, woraus gewöhnlich die Folge entsteht, daß man es keiner Gattung von Lesern recht macht. — Aus der Geschichte des Brunnens führen wir an, daß schon 1556 der Zulauf aus ganz Europa so stark war, daß oft über 10000 Menschen zugleich sich versammelt hatten. Außerdem wurde das Wasser zu Kranken, die nicht selbst kommen konnten, Fässer- und Tonnenweise 10 bis 100 Meilen weit gefahren. Mangel an Raum und Nahrungsmitteln trat natürlich ein. Unter den, schon damals gegebenen, Gesetzen war auch Eins, welches verbot, dem Brunnen göttliche Ehre zu erweisen. — Im Jahr 1681 waren über 40 königliche und fürstliche Personen in Pyrmont, unter ihnen auch der große Churfürst von Brandenburg; 1716 Peter der Große; 1744 und 1746 Friedrich der Große ꝛc. — Der Verfasser wirft die Frage auf: woher mag wohl der übermäßige Zulauf in jener Periode (1556) entstanden seyn? — Wir sind der Meynung, der Ruf des trefflichen Pyrmonter-Wassers werde immer von Zeit zu Zeit bald steigen bald fallen, je nachdem eine oder die andere Constitution unter den Zeitgenossen herrschend ist. Der jetzigen, an tiefversteckten chronischen Krankheiten gequälten Generation, möchte die heroisch wirkende Quelle wohl oft zu stark seyn. Es war ein anderer Schlag von Menschen, der 1556 sie besuchte. —

— Es sind uns Probeblätter aus einer Gesundheits-Zeitung für das Volk zu Gesichte gekommen, welche gemeinnützige Aufsätze, Ideen, Rathschläge, und Erfindungen zum häuslichen Gebrauch liefern soll, und wirklich liefert.

In Haase's neuem Werke über die Erkenntniß und Cur der chronischen Krankheiten wird bemerkt: daß die Söhne des Vaters, die Töchter der Mutter Constitution zu erben pflegen. Das ist wohl sehr oft umgekehrt, und öfter vielleicht noch sind Gestalt und Constitution ein Erbtheil von den Groß-Eltern. — Das ganze gelehrte Werk eignet sich nicht zu einer Anzeige für dieses Blatt, doch möchten wir besonders das Capitel von den Hämorrhoiden auch einem Nicht-Arzte zu lesen empfehlen, wenn er an dieser Krankheit leidet.

Geschichte.

Wenn wir hier zuerst an ein Werk erinnern, welches schon vor einigen Jahren erschienen ist, so geschieht es, weil wir oft befragt werden, wo man eine getreue, auf Actenstücke gegründete Schilderung des großen, nun durch Gottes Gerechtigkeit entschiedenen, Processes zwischen Frankreich und Rußland finden könne? — Diesen Fragern rathen wir, das Werk von Lüders zu kaufen: Frankreich und Rußland, oder Darstellung des großen Kampfes, eine Sammlung der wichtigsten Materialien zur neusten Geschichte des europäischen Continents. Der erste Band enthält 106 Beylagen, und ist mit einem trefflichen Holzschnitt von dem in diesem Fache einzigen Künstler, Gubitz geziert. Der zweite Band liefert abermals 79 By-

lagen, und ein Repertorium über den diplomatischen Codex beider Theile. Da das Werk nicht neu mehr ist, so enthalten wir uns der Auszüge. Wer seiner bedarf — aus Wißbegier oder zum Behuf irgend einer Arbeit — wird die Belehrung nicht vermissen. — Der erste Band der Geschichte Carl Friedrichs von Baden, vom Freyherrn von Drais, ist bereits in diesen Blättern mit gebührendem Lobe angezeigt worden, und wer dieses Lob durch ein gewichtiges Urtheil bestätigt lesen will, den verweisen wir auf die göttingische gelehrte Zeitung, die auch bereits den zweiten Band beurtheilt hat. Wir können uns jedoch nicht entbrechen, aus diesem zweiten Bande noch einige Denkwürdigkeiten anzuführen. — Schon am Tage seines Regierungs-Antritts verordnete Carl Friedrich, daß Jeder ohne Ausnahme, der etwas erhebliches anzubringen habe, sich an jedem Mittwoch Vormittag zwischen 8 und 10 Uhr bei ihm selbst melden könne. Wieder ein Beyspiel, wie unwahr die Behauptung ist, nur durch repräsentative Verfassung und Preßfreyheit sey zu erlangen, daß die Wahrheit bis zu dem Regenten durchdringe. Einem zugänglichen Regenten kann es nie schwer werden, die Wahrheit zu erforschen; ein unzugänglicher belastet sein Gewissen mit allem Bösen, was aus gehemmter Wahrheit entspringt. — Carl Friedrich legte überall Chausseen an, ließ aber, zur Verwunderung der Reisenden und Fuhrleute, gar kein Chausseegeld einfordern, überzeugt, daß der ungehinderte Verkehr ohnehin den größten wechselseitigen Vortheil bringe. Dieß schöne Beyspiel ist von keinem Fürsten befolgt worden, vielmehr scheint es, Alle hätten sich das Wort gegeben, das im Badenschen Versäumte nachzuhohlen. — (Man sollte glauben, ein Privatmann könne mit eben dem Rechte Thürgeld sodern, so oft Jemand durch seine Hausthür gehen will.) —

Im December 1777 wurde in Carl Friedrich die Frage lebendig: was ist in dem verflossenen Jahre nun eigentlich geschehen? diese Frage kleidete er in ein ausführliches Schreiben an seine Minister, in welchen er die trefflichsten Kenntnisse und liebenswürdigsten Gesinnungen entwickelte. Sein eigenhändiger Entwurf dieses Schreibens, und darneben eine Abschrift von der Hand seines Sohnes und Thron-Erben, sind noch vorhanden; der rührendste Zeuge für eine gute monarchische Regierung. Ein Fürst, der am Ende jedes Jahres diese Frage an sich und seine Minister stellt, verdient warlich mehr Vertrauen, als eine unruhige Deputirten-Kammer.

Eine, anfangs glänzende, und auf jeden Fall ächt landesväterlich gemeynte Anstalt war die Consultations-Deputation, die Carl Friedrich 1782 errichtete, um den Partheyen, ehe sie an das Hofgericht appellirten, unentgeldlich ein Gutachten auszustellen, über die wahrscheinliche Hoffnung, die sie sich machen durften. Viel Gutes mußte daraus entspringen; dennoch dauerte die Anstalt nur 8 Jahre, aus Gründen, die der Verfasser scharfsinnig entwickelt. Die Deputation stellte im ersten Jahre 32 Gutachten und, im zweiten 24, in den folgenden immer weniger. — Wir versagen uns ungern das Vergnügen, der Beweise noch mehrere anzuführen, daß diesem Regenten nur ein großes Reich fehlte, um berühmt zu seyn wie Titus und Trajan. Es ist dem zweiten Bande ein Fac Simile von Carl Friedrichs Handschrift beigefügt, und dazu sehr glücklich der Schluß der Rede gewählt worden, die er 1771 an sein Geheimraths-Collegium gehalten; er lautet wie folgt: „Ist dieser Entzweck erreicht, so sind meine Wünsche erfüllt, so genieße ich das Glück, über die Herzen meiner Unterthanen zu regieren; so vermehrt sich das Ansehen und die Größe des Hauses Baden; und es müsse ein unumstößlicher Grundsatz bei unsern spätesten Nachkommen bleiben, daß das Glück des Regenten von der Wohlfahrt seines Landes unzertrennlich sey." — Diese Worte hier von Carl Friedrichs eigener Hand zu lesen, und dabei im ganzen Buche die Beweise zu finden, daß er solche Grundsätze nicht blos niederschrieb, um sein Geheimraths-Collegium damit zu unterhalten, sondern sie auch übte länger als ein halbes Jahrhundert hindurch — ist erquicklich für Jeden, der von den Vorzügen einer, die Gesetze achtenden, Monarchie durchdrungen ist. Die Gegner werden vielleicht gerade hier erinnern, daß Carl Friedrich nicht unsterblich war; allein sie mögen kommen und sehen, ob nachmalige, vielleicht gegründete, Beschwerden, vereint mit allem Ungemach des Krieges, im Stande gewesen, den Seegen seiner Regierung zu vernichten. Vorüberziehende Wolken rauben der Flur nicht die Fruchtbarkeit, die sie lange aus milden Sonnenstrahlen eingesogen, und Carl Friedrich's Sohn verspricht seit kurzem, seines Vaters Asche auf's neue zu beleben. — Wenn einst die Repräsentativ-Verfassung in irgend einem Staate, zwei Menschenalter hindurch, wie Carl Friedrich's Regierung, gedauert haben wird, dann mögen unsere Nachkommen fragen: ob sie eben so viele Seegens-Spuren hinterlassen hat? — (Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 15. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Geschichte. (Beschluß.)

— Der Geschichte der preußischen Monarchie von Pölitz wird vorgeworfen, daß sie weniger eine Geschichte des preußischen Volkes als der preußischen Regenten sey. Umständlich werden blos die persönlichen Verhältnisse der Regenten, die auswärtigen des Staats, die Kriege, Erwerbungen u. s. w. erzählt, hingegen auf die innere Verwaltung, die Entwickelung der Verfassung, die Cultur und Bildung des Volkes gar wenig Rücksicht genommen.

— Möchte doch Raffles Geschichte von Java recht bald in's Deutsche übersetzt werden! sie würde jedem wißbegierigen Leser hohen Genuß gewähren. Man befindet sich da durchaus in einer neuen, nicht geahnten Welt. Auch Java hat vor mehr als Tausend Jahren auf einer höhern Stufe der Civilisation gestanden. Seine alterthümlichen Denkmäler bilden, gegen die jetzige Periode, einen noch grellern Contrast, als die Kunstwelt der alten Griechen gegen die heutigen. Das ganze östliche Java ist bedeckt mit Ruinen von Tempelgruppen, Tempelstätten, Steingebäuden, Bildhauereyen im indischen Styl vom feinsten Geschmack und größter Vollendung. So sehr auch seit undenklichen Zeiten Vulcane, Erdbeben, um sich greifende Dickholzwaldungen, Zerstörungswuth Muhamedanischer Eroberer und Missionaire, so wie überhaupt die Vegetation der Tropenzone, an allen diesen Denkmälern offene, schnelle Gewalt verübt, oder langsam still genagt haben, so ist doch noch eine zahllose Menge aller Art übrig geblieben, die den Wanderer bei jedem Schritte in Erstaunen setzt. — Des Verfassers Lage als Geschichtschreiber war sehr günstig; denn theils regierte er als Gouverneur den größten Theil der Insel, theils stand er mit dem einheimischen Landesfürsten in freundschaftlichen Verhältnissen, und wurde aus reichen Archiven mit vielen historischen Nachrichten unterstützt. — Die einst weit größere Volksmenge beträgt gegenwärtig 5 Millionen. — Die Rangordnung besteht nicht blos in Ceremonien, sondern erstreckt sich sogar bis auf die Sprache, denn jeder Stand hat nicht nur seinen eignen Styl, sondern eine ganz eigene Sprache, deren die untern Stände sich bedienen müssen, wenn sie die Ehre haben wollen, mit den obern zu reden. Daher sehr verwickelte Verhältnisse der reich ausgebildeten Javanischen Literatur. Die gebildete Umgangssprache heißt Basa Krama; in ihr werden auch die Briefe geschrieben. Kawi ist die alte classische Sprache, in welcher alle Hauptwerke der ältern Literatur in Poesie und Geschichte verfaßt sind. — In den Trümmern finden sich noch viele Reste von Götter-Statüen, und einzelne, vortrefflich erhaltene Meisterwerke, von welchen man in Batavia und England Sammlungen angelegt hat. Die zahlreichen Kupfer, die dieses Werk sehr schmücken, aber auch sehr vertheuern, stellen viele dieser Ueberreste dar. —

— Der Herr Kirchenrath Genßler, hat unter dem Titel Wittekind, einen gründlichen Beweis zu liefern gesucht, „daß das hohe durchlauchtige Haus Sachsen aus dem Geschlechte des „ältesten sächsischen Regenten, Wittekind des Großen, in gerader männlicher Linie abstamme." Der Verfasser hat sich freylich viele Mühe gegeben, aber gründlich kann solch ein Beweis doch nie ausfallen, und im Grunde ist das auch völlig gleichgültig, denn das Haus Sachsen wird darum nicht weniger hoch noch weniger durchlauchtig bleiben, wenn es auch nicht von Wittekind abstammte. Wir halten dergleichen Arbeiten für völlig verlohrne Zeit, wenigstens was den Hauptzweck derselben betrifft. Manche historische Perle kann nebenher wohl im Staube gefunden werden, und daß solches auch hier geschehen, wollen wir gern zugeben.

— Bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menschen, täuscht der Ruf gar oft. Gleichwie viele, Einzelne sowohl als Völker, mit Schillers Maria Stuart sagen können: ich bin besser als mein Ruf; ebenso müßten viele, wenn sie aufrichtig seyn wollten, bekennen: ich bin schlechter als mein Ruf. Das letztere möchte unter andern wohl von den Schweizern gelten, unter denen es zwar viele Biedermänner geben mag, und gewiß immer gegeben hat, die man aber ja nicht, wie bisher geschehn, für eine Nation von lauter Biedermännern halten darf. Auf diese Betrachtung führte uns ein Aufsatz im schweizerischen Geschichtsforscher, in welchem erzählt wird,

Digitized by Google

wie ein einzelner Biedermann, Nahmens Schurmacher vor etwa 100 Jahren gegen den heillosen Mißbrauch kämpfte, Pensionen von fremden Staaten zu beziehen. Vormals empfing der Canton Zug jährlich 600 Faß Salz dafür, daß er den Franzosen die Werbungen verstattete; aber 1715 wußten die Herren von Zug den französischen Gesandten zu überreden, daß er, statt dieses Salzes, 10000 Franken an einzelne, Frankreich ergebene Familien zahlte, und dann noch 16000 Franken zu willkührlicher Vertheilung. Natürlich erregte das ein Murren, welches 12 Jahre später in Flammen ausbrach. Der Landammann zur Lauben wurde angeklagt, verlohr seine Güter und starb zu Lucern in der Verbannung. An seiner Stelle wird Schurmacher Landammann, und das Volk theilte sich in zwei Partheyen: die Harten, die gegen die Pensionen eiferten, und die Linden, (gelinden) die nichts Anstößiges darinn sahen. Jene verschütteten freilich das Kind mit dem Bade, sagten Frankreich den Bund ganz auf, wollten es Hochverrath nennen, wenn Jemand sich damit befaßte, und straften allzustreng jene Eigennützigen, welche Pensionen bezogen hatten; aber sie meinten es doch ehrlich mit ihrem Vaterlande. Den Linden hingegen lüsterte vor wie nach, französische Pensionen einzustreichen, oder fremde Uniformen zu tragen, und ihre Parthey gewann die Oberhand im Jahr 1735. Da wurde Schurmacher verhaftet und für seinen reinen Patriotismus auf drei Jahre zur Galeere verurtheilt, sein Vermögen eingezogen, er selbst dem Könige von Sardinien ausgeliefert, um das Urtheil an ihm zu vollziehn, weil man selbst keine Galeeren hatte. Im Fall er die drei Jahre überlebte, sollte er doch auf ewig aus der Schweitz verbannt seyn. Noch nicht genug! man führte ihn unter den Galgen, an den er die Nahmen und Bildnisse der Pensionaire von Frankreich hatte annageln lassen, der Scharfrichter löste sie wieder ab, warf sie ihm vor die Füße, und er mußte sie aufheben und auf das Rathhaus tragen. In Turin wurde er, gleich andern Galeerensclaven, angeschmiedet, doch bald von einem hitzigen Fieber überfallen, an welchem er so glücklich war zu sterben. Daß er in seinem Privatleben ein ganz unbescholtener Mann gewesen, erkannten selbst seine Widersacher. Wie groß mußte die Mehrzahl der nicht biedern Schweizer seyn, um solch einen Mann so schändlich zu ermorden!

Eine artige Anecdote von Friedrich II. theilt dasselbe Heft des schweitzerischen Geschichtsforschers aus dem Reisejournal eines kürzlich verstorbenen Berner Rathsherrn, Nahmens Effinger, mit. Dieser Mann, der über 80 Jahre alt geworden, befand sich in seiner Jugend mit mehrern jungen Bernern zu Berlin, und, da sie sämmtlich in vielen Häusern Gastfreundschaft und Höflichkeit genossen hatten, so luden sie hinwiederum die Berliner zu einem Abendschmause und Balle. Tags darauf schickte der König einen Kammerherrn zu ihnen, und ließ ihnen scherzhaft sagen: als Fürst von Neufchatel sey er Bürger von Bern, und hätte daher erwartet, daß sie von ihrem Feste ihn nicht ausschließen würden. —

— Von Simonde de Sismondi's Geschichte der italiänischen Republiken (in französischer Sprache) sind die letzten 5 Bände erschienen; dieß geistreiche Werk ist beendigt. Die Uebersetzung wird ohne Zweifel bald in Jedermanns Händen seyn. Wir begnügen uns zu bemerken, daß die Geschichte Italiens um so unfruchtbarer wird, je mehr sie sich unsern Zeiten nähert. Das 17. Jahrhundert war eine Epoche des politischen und literarischen Todes. Im 106. Kapitel handelt der Verfasser von der Freiheit der Italiäner während der Dauer ihrer Republiken. Die Fortschritte der öffentlichen und Privat-Oekonomie bewirkten die stufenweise Abschaffung der Sclaverey. Zu der bürgerlichen Freiheit, die in Ausübung der Bürgerrechte besteht, zählt Sismondi auch die Freiheit der Presse, als ob derjenige, der z. B. ein Lehrbuch der Mathematik schreibt, ein Bürgerrecht ausübte? die Freiheit, seine Meinungen, selbst über politische Gegenstände, zu verlautbaren, war doch nie vom Stimmrecht des Bürgers abhängig. Wenn aber auch bis 1530 die Gesetze die Freiheit zu schreiben und zu drucken verstattet hätten, so wäre es doch in den meisten italiänischen Staaten immer sehr gefährlich gewesen, sich ihrer gegen die herrschende Parthei, oder selbst gegen eine Parthei, die wieder herrschend werden konnte, zu bedienen. Gab es in der italiänischen Geschichte im heftig bewegten Mittelalter irgend ein festes Gesetz, so war es das, daß in jeder Epoche der Wille des Siegers so Rechte als Pflichten bestimmte, (wie immer und überall) und daß den Besiegten nichts weiter übrig blieb, als auf ihre Gefahr zu versuchen, die Oberhand wieder zu gewinnen. Nur Venedig möchte eine Ausnahme machen, weil da, selbst mitten in den öffentlichen Unruhen, gewisse Gesetze, und gewisse Formen einige Kraft behielten.

Das letzte Kapitel hat der Verfasser der Erforschung der Ursachen gewidmet, welche, seit der Un-

terjochung von Florenz, den Character der Italiäner verändert haben. Vielleicht hätte er zuvor bestimmter anzeigen sollen, welche Veränderungen in Gewohnheiten, Sitten und Gesinnungen eingetreten waren; denn indem er uns nicht deutlich erklärt, worinn die heutigen Italiäner von den vormaligen sich unterscheiden, läßt er ein unangenehmes Dunkel in diesem Kapitel. Er theilt es in vier Theile, und handelt von dem Einfluß, welchen Religion, Gesetzgebung, Erziehung und Ehrenpunkt auf den Nationalcharacter bewiesen. Aber haben denn diese vier Ursachen nicht früher existirt als die Einnahme von Florenz? oder haben sie dann erst angefangen sich wirksam zu zeigen? oder erhielten sie dann erst solche neue Formen und Richtungen, daß eine gänzliche Veränderung in den italiänischen Sitten daraus entspringen mußte? und im Grunde, welche besondere Umwälzung ist denn im Jahre 1530 vorgefallen? Neapel, also ein Drittheil von Italien, blieb nach wie vor monarchisch, seinen Gesetzen und Einrichtungen getreu. Was seit dem 12ten Jahrhundert unter Roms Herrschaft fiel, verlohr seine Freiheit, und (nach Sismondi's eigenem Ausdruck) hörte gewissermaaßen auf für Italien zu existiren. Venedig hat, bis auf unsere Zeit, an seiner aristocratischen Constitution nichts Wesentliches geändert. Seit dem 16ten Jahrhundert errang das minder mächtige Genua wieder einige Unabhängigkeit, und Piemont hat damals weder Gesetze noch Herren gewechselt. Alles reducirt sich folglich auf Mayland und Toscana; Mayland, dessen Carl V. sich bemächtigte, und das, unter seinen Visconti's und Sforza's, wie unter den Königen von Frankreich, wohl eben nicht freyer als ruhiger gewesen war; Toscana, wo seit länger als einem Jahrhundert die Medicis, noch ehe sie Herzoge wurden, mächtigen Einfluß hatten. Wahr bleibt nur, daß seit 1530 kein italiänischer Bund gegen fremde Macht mehr zu Stande kam, und daß viele jener Staaten von Wien, Madrid und Paris abhängig wurden, statt daß sie, vor 1530, bisweilen mit Glück gegen das Joch kämpften, wenn sie nicht, wie oft geschah, miteinander sich aufrieben.

Doch die Meinungen des Verfassers haben nie Einfluß auf seine Erzählung der Begebenheiten, die stets aus den besten Quellen geschöpft, getreu vorgetragen sind. — Manche neue, dunkele Worte zu gebrauchen hat er sich erlaubt, z. B. abruptement, (statt ex abrupto) droit international, (statt droit public, Völkerrecht) aber im Ganzen ist sein Werk klar und mit Geschmack geschrieben. —

— Ein gelehrter Benedictiner, Brial, hat den 17ten Band der schon 1739 angefangenen Geschichtschreiber Frankreichs (Rerum gallicarum et Francicarum scriptores) herausgegeben, nachdem zweimal, von 1762 bis 1781, und dann wieder von 1787 bis auf unsere Zeit, dieß wichtige Werk unterbrochen worden. Dieser neue Band begreift die Regierung Philipp Augusts und seines Nachfolgers Ludwig VIII., also einen Zeitraum von nur 46 Jahren. Eine Abhandlung, die zugleich französisch und lateinisch abgedruckt ist, hat zum Gegenstande den Ursprung der Pairie in Frankreich, die dadurch schwierig wird, daß man mit diesem Worte so oft einen verschiedenen Sinn verband. Die Pairs zu Carls des Großen Zeiten waren nur Leute von gleichem Stande. Unter der zweiten Dynastie bedeutete Pair bisweilen einen Vasallen vom ersten Range. Bis zu dem Tode Philipp Augusts war von Pairs nur dann die Rede, wenn ein Spruch zu fällen war, und dieser Titel schien einem vorübergehenden Richteramte zu gebühren. Denn schon in den frühsten Zeiten der Monarchie genoß man das Recht, von seines gleichen gerichtet zu werden, und Brial bemerkt, daß die Jury's (geschwornen Gerichte) keine heutige Neuerung sind, sondern zu den ältesten Einrichtungen gehörten. Zu Anfang der dritten Dynastie wurden die Feudal-Pairs von den Pairs der Gemeinden unterschieden, welche letztere die Jury bildeten. Erst als Hugo Capet auf den Thron kam, wurden 12 Pairs ernannt, 6 weltliche, (nemlich die französischen, damals souverainen Herzoge von Normandie, Aquitanien, Burgund, und die souverainen Grafen von Toulouse, Flandern und Vermandois) und 6 geistliche. Warum aber eben 12? Brial meint, man könne die Idee wohl aus dem Roman Turpin geschöpft haben, wo Carl der Große von seinen 12 Pairs im Kampfe unterstützt wird, sowie Christus mit Hülfe seiner 12 Apostel die Welt erobert hat. Bei Philipp Augusts Krönung, 1179, findet man die Spuren der, von jedem Pair auszuübenden Ceremonien. Der Graf von Flandern trug des Königs Degen. Der junge König von England hielt, als Herzog von der Normandie, die Krone über des Königs Haupt. —

— Robert Walpole hat, vermittelst einer ausgebreiteten Correspondenz und persönlicher Verbindungen mit neuern Reisenden, eine Menge noch ungedruckte, oft nur fragmentarische Berichte über die Türkey gesammelt, und unter dem Titel: Memoiren, betreffend die europäische und asiatische Türkey, in englischer Sprache herausgegeben. Diese Memoiren bilden gleichsam ein

Supplement aller Reisen, die seit 30 Jahren in jene Länder gemacht, und deren Resultate gedruckt worden sind. Sie bestehen aus 40 verschiedenen, kleinern und größern Artikeln. — Ein Schreiben des Professors Carlisle enthält eine Beschreibung der großherrlichen Bibliothek des Serail. „Die Zahl der meistens arabischen Manuscripte ist 1294, unter ihnen die besten türkischen und persischen Schriftsteller, aber ach! kein einziges hebräisches, griechisches oder lateinisches Buch. 17 derselben sind Abschriften des Koran, 143 Commentarien desselben, 182 Sammlungen Mahomed betreffend, 324 juristische Tractate, 95 logische, 47 mystische, 86 philosophische, 31 physische, 192 Grammatiken, 79 Dichter, 42 Geschichtschreiber, 56 Wörterbücher. Vormals gab es hier auch einige hundert griechische Handschriften, allein sie sind verkauft worden. —

— Historische und geographische Memoiren über Armenien von dem Erzbischoff Orpelian, hat Saint Martin in's Französische übersetzt und mit erklärenden Noten begleitet. Da das armenische Volk zu allen Zeiten keine unwichtige Rolle in der Geschichte Asiens gespielt hat; da es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch in unmittelbarer Berührung mit den Nachfolgern Alexanders, mit den Römern, den Parthern, den Griechen von Constantinopel, den Arabern, den Persern, den Kreuzfahrern, den Türken und Mogolen geblieben, und selbst noch jetzt Colonien in allen Theilen von Asien und Europa hat, so kann seine Geschichte uns nicht gleichgültig seyn. Schon vor der christlichen Zeitrechnung war die griechische Literatur ihm nicht fremd. Nachdem es christlich geworden, stand es in noch häufigerem Verkehr mit den griechisch und syrisch redenden Völkern. Es studierte im Original den Plato, Aristoteles, Homer, Hippocrates und Galenus, wie auch eine Menge Werke der griechischen und syrischen Kirchenväter u. s. w. Folglich ist auch seine Literatur uns von Wichtigkeit. Armenien hat viele Original-Schriftsteller hervorgebracht, die in ihrer Sprache fast über alle Wissenschaften, besonders aber über die Geschichte ihres Landes geschrieben haben. Dieser erste Band enthält drei Memoiren, deren Eins sich mit der Geographie, das zweite mit den verschiedenen, Armenien beigelegten Nahmen, das dritte mit dessen Geschichte beschäftigt. Eine sehr niederschlagende Bemerkung für die Zuverlässigkeit der Geschichte überhaupt, ist folgende: Alles was uns römische und griechische Schriftsteller von Armenien, unter den Regierungen des Augustus, Tiberius, Claudius und Nero erzählen, ist so gänzlich abweichend von dem, was die armenischen Geschichtschreiber berichten, daß die Rede von zwei ganz verschiedenen Ländern zu seyn scheint. Saint Martins Erklärung hierüber ist nicht genügend. — Armenien, fast ganz aus hohen Bergen und tiefen Thälern bestehend, war unter so viele kleine Fürsten getheilt, daß man im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht weniger als 170 souveraine Familien zählte. Natürlich konnten sie, zwischen Römer und Parther eingeklemmt, keine wichtigen Rollen spielen.

— Der Nahme der Assassinen ist gewiß keinem unbekannt, der in der Geschichte des Mittelalters nur ein wenig bewandert ist; dennoch kann man sagen, daß der Ursprung, die Verfassung, die Religion und Geschichte dieser verworfenen Secte, die durch ihre schwarzen Verbrechen den Abscheu des Orients und Occidents erregt hat, bis jetzt noch ziemlich im Dunkel lagen. Herr v. Hammer hat durch seine Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen dieses Dunkel aufgehellt. Man kann sich nicht erwehren, auffallende Aehnlichkeiten zwischen ihr und den Tempelherren zu finden, sowohl in der hierarchischen Organisation, als in den Lehren, Gebräuchen, in der Art sich auszudrücken u. s. w. Hr. v. Hammer bedient sich sogar der Benennungen Orden, Loge, Großmeister und dergleichen, und meint, die Assassinen hätten eine philosophische Gesellschaft gestiftet, deren Zweck gewesen, den Thron der Vernunft auf den Trümmern der Religion zu errichten, jeden moralischen Zaum abzuschütteln, und allen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Wie er aber auf den Einfall kommt, die Freimaurer, Jesuiten, Illuminaten u. s. w. mit den Assassinen in eine Classe zu stellen, das möge er selbst verantworten. —

Zur Jesuiter-Literatur.

(Eingesandt.)

Es gehört zu den puren Ruhmredigkeiten unserer Eigenliebe, wenn wir einem Zeitalter den Ehrentitel der Aufklärung beilegen, der höchstens einer nicht übergroßen Anzahl von Zeitgenossen gebührt. Diese Eitelkeit wird ihren Pfauenschweif bald sinken lassen; man darf ihr nur unter andern die Auftritte in der Kirche vor Augen stellen, wo die Verwegenheit der frühern Zeit den thörichten Maasregeln der spätern Platz macht, und man von der Schwäche Stärke hofft. Verwegen nennen wir jenes Heidenthum im Christenthume, das die erste, duldende und republikanische Kirchenverfas-

Digitized by Google

[illegible] sorgfältig von sich abzuthun suchte, und das die hierarchische Kirche, als sie zu herrschen anfing, unter anderm Namen in sich aufnahm. Wie? das wäre kein Heidenthum, wenn man an die Stelle der Untergötter sogenannte Heilige setzt, unter denen so mancher Bösewicht ist, der von der Einfalt angerufen wird? *) Das wäre kein Heidenthum, wenn man noch jetzt die Wunderbilder nicht geradezu für falsch erklärt, zu deren Thaten doch die Parallelstellen in den Heidnischen Autoren zu finden sind? Das wäre kein Heidenthum, wenn man den zweideutigen Ausdruck: „Mutter Gottes" von Ketzern erfunden, in die orthodoxe Kirche bringt? u. s. w. Nur gerade das beste vergaß man nachzuahmen, nämlich mit den Heiden (wie Persius von ihnen sagt,) „in den Tempeln laut um Weisheit zu bitten." Es folgte vielmehr eine Reihe von Jahrhunderten, wo mens insana in corpore sano war. Diese Seelenkrankheit hat sich deutlich genug durch die unbegreiflichen Widersprüche offenbart, mit der sich die Menschen erst Idole der Hierarchie schufen, dann sie wechselsweise mit Furcht und Zittern anbeteten, und wiederum über ihre Laster und Willkühr schrien, ohne jedoch das Herz zu haben den Götzen, von Menschenhänden gemacht, mit einemmale vom Altare zu stoßen. **) Das alles kömmt uns wenigstens eben nicht aufgeklärt vor. Es verräth entweder schlechte Absichten der Politik, oder starke Unwissenheit in der Kirchengeschichte, Dummheit des Volks und verschobene Urtheilskraft. Gehen wir von der Verwegenheit zu den Thorheiten über, so lassen sich die wiederauferstandenen Väter von der Gesellschaft Jesu schwerlich den ersten Platz nehmen, den sie auch sonst so gern behauptet haben. Sollen sie mit allen Maximen und Regeln der vorigen Zeit, mit dem blinden Gehorsam gegen Rom und ihre Obern, wieder aufleben: so erklärt man dadurch dem wahren Christenthum und der gesunden Vernunft den Krieg. Sollen sie aber in gereinigter Form als Lehrer und Beichtväter brauchbar werden: so verräth es eine große Schwäche und Unkenntniß des Zeitbedürfnisses, nach keinem tüchtigern Mittel, als ein Mönchsorden wie dieser war, zu greifen. Wie schwach muß es um eine Sache stehen, die sich auf Strohhalme stützen will! Ein solcher Theatercoup bey Tageslichte kann am Ende die größte Spaltung in die Kirche bringen, weil er alle denkenden Christen wider sich hat, und höchstens von einer arglistigen Politik, so lange es gehen will, begünstigt wird. Diese Erscheinung darf unser Blatt nicht als ihm fremd bei Seite schieben, denn die Jesuiten suchten immer auch einen Einfluß auf die Literatur zu gewinnen, und haben allerdings gelehrte Männer unter sich gehabt. Vergessen dürfen wir nicht, daß der erzgelehrte Pater Hardouin unter ihnen war, der alles aufbot, um die Unächtheit der meisten alten Autoren und Kirchenväter zu beweisen. Das würde der bequemen Lehre von der Tradition allerdings sehr förderlich gewesen seyn. Wie weit es ihre Philosophen in einer nachgiebigen Moral gebracht haben, ist auch noch nicht vergessen. Da wir nun nicht wissen können, welche Art von Diensten diese neu montirte Vatican-Garde der Literatur künftig wird leisten wollen: so dürfen wir ihre Schwenkungen und Manövres so wenig aus den Augen verlieren, als die Truppen, die ihnen der rege, und fataler Weise nicht mehr so leichtgläubige Geist der Zeit entgegen stellt. Jetzt erwähnen wir folgender Flugschriften und Nachrichten über und wider den Orden:

1. „Ignaz von Loyola und Franz „von Xavier, oder die wahre Denk- und „Handelsweise der Jesuiten. Heraus„gegeben von V. J. Dewora.

2. „Die Jesuiten, eine Zeitschrift, „erstes Heft; auch unter dem Titel: Ge„heime Vorschriften der Väter der Ge„sellschaft Jesu. Mit dem Druckort: „Deutschland.

3. „Der Jesuitenfeind, Pendant zur „Zeitschrift die Jesuiten. Ohne Druck„ort.

4. „J. M. Sailer an seine Schüler im „J. 1794. n. Aufl. 1818.

5. „Lateinischer Brief eines Jesui„ten, (Vanquikenborne, Soc. I. sacer„dos.) aus Georgetown in Nordameri„ka vom 16. Jan. 1818"

Ehe wir etwas über diese Schriften bemerken, müssen wir den Lesern die zunehmende Wichtigkeit der Jesuitischen Gesellschaft selbst noch bemerklicher machen. In einem katholischen Journal wird die

*) z. B. Ein paar sehr schlechte Subjecte Theophilus von Alexandrien und sein Vetter und Nachfolger Cyrillus sind unter die Heiligen versetzt worden; vieler Andern zu geschweigen. Es war daher verständig, wiewohl vergeblich, daß der Kais. Constantin VI. gebot, Niemand als die Apostel Heilige zu nennen. Das hätte aber der Curie kein Geld eingetragen.

**) Wie hat nicht z. B. Nicolaus von Clemanges, Secretär des meineidigen Pabstes Benedikt XIII., den verderbten Zustand der Kirche beschrieben.

Zahl der Mitglieder in den Collegien zu Rom auf 140 angegeben, die zu Viterbo, Reggio, Modena und Genua nicht gerechnet. Auch wird versichert, daß sich ihre Zahl und Wirksamkeit in England und Nordamerika mit jedem Jahre mehre. Von Nordamerika erfahren wir aus dem Briefe (N. 5.) „daß „die Acatholici in der besten Verfassung seyen, sich „zu bekehren; es sey eine fast zu große (multa „nimis) und reife Erndte da. Vor 10 J. wären „in Washington nur 12 Communicanten gewesen; „jetzt eine hübsche Kirche mit 300 Communicanten. „In Georgetown, wo vor 20 J. kaum ein Katholik „gewesen, hätte die Gesellschaft J. eine Kirche er„baut, so groß wie in Quikenburg, und kaum „noch groß genug, die Gläubigen alle zu fassen. „Das Gouvernement sey ihnen nirgend zuwi„der. (?) Dann gedenkt unser Pater eines Land„strichs von mehr als 150000 Seelen, meistens „Deutsche und Protestanten. Diese wären durch „die Gründe einiger katholischen Geistlichen beun„ruhigt worden, und hätten die Jesuiten-Patres „um Belehrung gebeten, und mit solchem Erfolge, „daß schon drei ihre Ketzerey (!) abgeschworen hät„ten, und sich das Volk sehr zur Bekehrung ge„neigt bezeige, besonders weil es an Geistlichen „fehle. Bittet also den Herrn der Erndte, schreibt „er, daß er Arbeiter in seine Erndte sende. Be„sonders unter den Indianern wäre was zu ma„chen, meint er, und führt das Beispiel eines in „der Gegend wohnenden Soldaten an. Als dieser „gefangen worden war, und das Beil der Indi„aner über seinem Nacken schwebte, machte er das „Zeichen des Kreuzes, und man schenkte ihm das „Leben. Der Indianer sagte ihm, sie hätten ehe„mals schwarze Väter (Jesuiten) bey sich gehabt, „von denen sie gehört, daß wer ein solches Zeichen „mache, ein Bruder der nämlichen Religion sey. „Darauf verlangt das Oberhaupt der Wilden von „dem Soldaten, daß er sie in der Religion unterrich„ten solle. Der Unwissende verstand weiter nichts, „als den Rosenkranz abzubeten, und dazu versam„melten sich die Indianer jeden Abend. Was für „Hoffnungen, ruft P. Vanquikenborne, wenn „dieses Volk einen Priester hätte, er brauche eben „nicht schulgerecht zu seyn — und weiter unten: „man möge hübsch Geschenke schicken, um Prie„sterschmuck, Glocken ꝛc. zu kaufen." „Man müsse „nur die lieben Engel anrufen, daß sich recht bald „viele Priester einfänden." — Ferner: Aus einer andern Nachricht erfahren wir, (aus dem Schematismus, gedruckt zu Polozk typis academ. societatis Jesu) daß vom J. 1816 bis 1817 in den verschiedenen Collegien und Missionen im Russischen Reiche 336 Jesuiten waren. Auch hat ein Bischoff in Ungarn den frommen Einfall gehabt, Sr. K. K. Majestät von Oesterreich um ihre Wiederherstellung zu bitten. Sollten sich auch bei uns mehr solche eifrige Patrone finden, als der Freyherr von Mastiaux und Cons. sich erzeigt, so könnten wir wohl die Freude erleben, sie wieder zu tausenden unter uns, (die in Weltkleider versteckten ungerechnet,) aufzuzählen. Im Anfang des vorigen Jahrh. zählte man über 8095, in Deutschland.

Das wird hoffentlich genügen, um einer solchen welthistorischen Gesellschaft einen Platz in unserm Wochenblatte einzuräumen. Zuerst tritt Herr Dewora auf (s. N. 1.) und stellt uns Ignaz von Loyola und Franz von Xavier als die Repräsentanten des ganzen Ordens in Denk- und Handelsweise vor. Man könnte beinahe zweifeln, ob es dem Verf. Ernst sey, da sein Loyola ein mystisch fanatischer Schwärmer, und Xavier, wenn etwa ein eifriger Christ, doch ein sehr unnatürlicher Sohn und grausamer Mensch war, und sich der Unterdrückung kindlicher Gefühle, als einer Entsagung der Welt noch rühmen konnte.*) N. 3 ist gegen N. 2 gerichtet, worinn die bekanntlich bestrittenen geheimen Vorschriften des Ordens (monita secreta) übersetzt sind. Uns dünkt, es komme bey dem ganzen Streite wenig darauf an, ob diese Vorschriften wörtlich ächt oder unächt seyn; sondern darauf, ob sie, wenn auch nur zum Theil, im Geiste des Jesuitismus, geschrieben seyen? Wer die Politik ihres Lainez, ihres Bellarmin, die Moral und Logik ihres Suarez, Samhez, Busenbaum ꝛc. ꝛc. ꝛc. kennt; wer da weiß, daß ohne Genehmigung der Obern keine wichtige Aeußerung statt fand: der wird auch kein Bedenken tragen dürfen, jene Frage zu bejahen. Man kann die Jesuiten durch die Jesuiten überführen; ihrer gefährlichen Schriftsteller giebt es eine Legion; und der bösartigen, fürstlichen Beichtväter aus ihrem Orden eine Menge. Wieviel anstößige Sätze ihrer Casuisten hat nicht selbst Papst Innocenz XI. (1679.) zu verdammen sich genöthigt gesehen; Wie hat ihr Ordens-Egoismus die eignen Glaubensgenossen angefeindet; wie haben sie nach Macht und Reichthum gestrebt! Gleichwohl hat Se. Heiligkeit erst noch im J. 1806 einem Jesuiten das

*) Dieser Xavier hatte das blutige Sprichwort: „Man „könne kein bauerhaftes Christenthum unter den Hei„den stiften, wenn man die Zuhörer nicht in die Rä„he der Musketen stellte."

Digitized by Google

Heiligen-Patent ausgestellt, und hat die Bulle: Dominus ac redemptor ꝛc. seines Vorfahren, durch öffentliche Herstellung des Ordens umgestoßen, nachdem er ihn schon früher im Stillen begünstigt hatte. Dieses beweißt eines Theils, daß die klugen Väter die Gabe der Einschmeichelung und die Macht des emsigen Wirkens noch nicht verlernt haben. Andern Theils sollte man von der persönlichen rühmlichen Gesinnung des Papstes erwarten, daß er nicht die verderbten, sondern die gereinigten, Jesuiten habe herstellen wollen. Der einzige Scrupel bei der Sache ist, daß die Welt bis jetzt von einer Reform ihrer Regel, und von einer gemeinschaftlichen öffentlichen Verwerfung aller der unzähligen antibiblischen und verdammlichen Sätze ihrer Casuisten, Moralisten und Philosophen noch nichts vernommen hat. Wie soll man aber ohne That, an ihre Reue glauben? Die neuern Ereignisse deuten auf das Gegentheil. Der gewandte Sailer stellt in No. 4. Sätze auf, die mit Hülfe eines eben so gewandten Commentators, die Vernunft gar leicht auf eine galante Art in Ketten schlagen können; zumal wenn man sich des Mannes frühere Schrift, der artigen „Vernunftlehre für Menschen wie sie sind, „erinnert, die ein künstliches System der Leichtgläubigkeit darbietet, in der guten Absicht, „um „den Glauben an die Offenbarung zu verstärken." —

In der nämlichen Zeit nun, da die schwarzen Männer wieder geschäftig werden, arbeitet ihnen Herr von Mastiaux in seinem Journal fleißig in die Hände, und für ihn und seine Gehülfen ist Exegese, Geschichte und Logik verlohren. Ihm giebt es noch immer nur Eine wahre, alleinbeseeligende Kirche, (in der sich aber doch manche tüchtige Böswichter, als Heilige befinden.) Bey ihm wird der alte Stoßseufzer wiederholt: daß Alles Eine Heerde unter Einem Hirten werde; (wobei die Jesuiten (nach N. 4.) die Kunst des Zusammentreibens in Einen Stall wieder fleißig probiren.) Ja, es geht bis zur lästernden Vermessenheit, wenn in jener Zeitschrift, die auf einer gelehrten Schule erscheint, gesagt wird, die berüchtigten Päpste Gregor VII. und Innocenz III, seyen von der Vorsehung für ihre Zeit als nöthig erkannt worden.*) — Kurz, es giebt keine Alberheit der Vorzeit und keine Irrlehre der Tradition und Kirche, die nicht von neuen mit den alten Gründen aufgewärmt würde. — Könnte dieser Geist wieder verbreitet werden, (woran wir noch sehr zweifeln) dann möchte es auch um die Literatur schlecht genug stehen. Man will sogar behaupten, daß selbst in Frankreich, dem Lande, wo oft das ärgste wider die Jesuiten geschrieben worden, der Orden Hoffnung habe, wieder aufzukommen. Das erinnert uns an einen Kupferstich, welcher 1754 in ganz Paris verbreitet war, und die damalige wilde Stimmung wider sie bezeugte. Es war eine ganze Menge Teufel im Jesuiter-Habit vorgestellt. Zwölfe davon hielten eine Decke, worauf eine Teufelin, in Jesuiter Kutte, mit einem kleinen Jesuitchen niederkam. Unten stand folgender Vers:

Sortez, Demons, rompes vos fers,
Et prenez promtement la fuite:
Proserpine, dans les Enfers
Est accouchée d'un J. . . .

In einem andern, noch frühern Epigramm auf ein Bild des Heilandes, das die Jesuiten in ihrem Ordenskleide mahlen zu lassen gewagt hatten, hieß es:

*) Doch wohl nur als zwey würdige Vorläufer von Bonaparte, dessen Geißel wir ebenfalls die Aufregung so vieles Guten verdanken. Wenn aber jetzt noch eine gewisse Clerisey Gregors VII. Plan der Weltherrschaft und Kirchengewalt erneuern will, so erscheint das in dieser Zeit als eine wissentliche Sünde, was in jener vielleicht nur eine wohlgemeinte Verirrung des kräftigen Mannes war.

An den übermüthigen und mit Blutschuld beladenen Innocenz III. sollte man aber vollends nicht erinnern. Von ihm sagt ein neuer katholischer Schriftsteller: „die einträgliche Lehre vom Fegefeuer machte „er zum Glaubensartikel; die Ohrenbeichte, den Schlüssel zu allen Geheimnissen und die Quelle des geistl. „Richteramtes, zur heiligsten Pflicht; die Transsubstantiation zur allgemeinen Lehre. Er allein eignete „sich das Dispensationsrecht zu, und über die Kirchengüter und Aemter verfügte er in der ganzen Christenheit als Herr."

Er selbst pflegte gleichsam höhnisch von sich zu sagen: „Als ich meine Heirath mit der römischen Kirche einging, so heirathete der „Sohn seine Mutter; und seitdem ich sie „vollzogen habe, so hat der Vater die Tochter zur Frau." (S. Opera T. I. de conf. Pont.) (Ein Kardinal, der Papst wird, wird nämlich der Mann seiner Mutter, und der Mann seiner Tochter.) In der bürgerlichen Gesellschaft ist nichts abscheulicher, als solche Ehen; in der Kirche ist, wie man sieht, nichts heiliger und erbaulicher. Ja die gute Mutter und Tochter hat zuweilen drey Söhne und drey Väter zu Männern gehabt. — Zu solchen Albernheiten führt er in Rom sehr häufige Misbrauch orientalischer Bilder und die falsche Anwendung biblischer Stellen.

Ils ont pillé mon nom, rejetté mon esprit,
— — — — —
Si J. Christ ressuscité
Sous cet habit eut pu paraitre
Thomas avec raison eut méconnu son maitre
— — — — —
Ils ont habillé dieu comme eux
Afin que chacun le haisse.

Wir billigen diese Ausfälle nicht; es bedarf ihrer nicht nach dem, was die Europäischen Regierungen diesem Orden officiell nachgesagt haben. Das Parlament in Paris war sogar einmal so klug ihnen den Namen der Gesellschaft Jesu zu untersagen; er ist wirklich zu anmaßend. Sollten die Jesuiten im 19. Jahrh. nicht wenigstens eben so klug gewesen seyn, und, um mit weniger Anstoß aufzutreten, nicht lieber den Namen Loyoliten nach ihrem Stifter angenommen haben. Diesem würden sie gewiß alle Ehre machen.

Literarische Notizen.

— Da wir von den berühmten und berüchtigten 95 Thesen des Hrn. Harms nicht gesonnen sind, weitere Notiz zu nehmen, so zeigen wir blos an, daß Hr. Rätze, Lehrer am Gymnasio zu Zittau, eine kleine Schrift auf Löschpapier drucken lassen, betitelt: der Thesenstreit oder Harms und seine Gegner, ein Beytrag zur Beendigung des Streites zwischen Vernunft, Religion und dem Offenbarungs-Glauben. Der Verfasser meynt: keine einzige der Gegenschriften sey in den eigentlichen Sinn der Thesen eingegangen, er sey der erste, der den wahren Sinn gefaßt habe. Das klingt freylich etwas anmaßend. Die ganze Schrift ist gegen den Rationalismus gerichtet, doch mit löblicher Mäßigung geschrieben. —

— In des berühmten, nun verstorbenen Millin's Reise nach Mayland ꝛc. (die allen Kunstliebhabern zu empfehlen ist) wird erzählt, daß die Bernhardiner Mönche zu Chiaravelli die Gegend nicht allein sehr verschönert, sondern auch durch ihren ökonomischen Kunstfleiß es dahin gebracht haben, daß ihre Wiesen sechs Mal im Jahr gemäht werden können. Wenn alle Mönche so einer ihrer ursprünglichen ehrwürdigen Bestimmungen treu geblieben wären, wer könnte die Klöster schmähen? —

— Aus den Annalen der Societät der Forst- und Jagdkunde, von Laurop, heben wir folgende, auffallende Stellen aus: „Der polnische Bauer ist erst der „Anfang eines Menschen, der sich für ein Glas Branntwein „so lange prügeln läßt, als man Lust hat." — „In dem „neuacquirirten Sachsen waren die Oberforstmeister-Di„ricte kaum so groß, als in Preußen gewöhnlich das Re„vier eines Oberförsters. Man hätte daher glauben sollen, „die Forsten müßten sehr gut bewirthschaftet werden; allein „sehr oft war dieß doch nicht der Fall, und die strenge „Ahnenprobe, welche die Oberforstmeister bestehen mußten, hat nicht viel Gutes erzeugt." —

— Aus Schröters hermographischen Fragmenten zur genauern Kenntniß des Planeten Merkur, lernen wir, daß die Oberfläche des Merkur mit beträchtlichen Bergen besetzt zu seyn scheint, deren Höhe nicht geringer seyn dürfte, als die auf dem Monde und der Erde. Von dem wahren Durchmesser des neuen Planeten Vesta sagt der Verfasser, dieser Duodez-Planet halte, seiner genauen Messung zufolge, nicht mehr, und wahrscheinlich sogar noch weniger, als 7½ geographische Meilen, sey folglich der kleinste von allen Haupt- und Neben-Planeten. Da Vesta jedoch bey dieser Kleinheit ein flimmerndes Fixstern-Licht zeigt, welches bey noch feinern Gegenständen auf dem Monde und an den Hornspitzen der Venus sich nicht findet, so ist der Verfasser geneigt, ihr ein nicht blos zurückgeworfenes, sondern zugleich eigenthümliches Licht zuzuschreiben. —

Ein Priester des Prediger-Ordens, Tabarous, hat in französischer Sprache eine Geschichte des Cardinals Beralle geschrieben, der unter Marie von Medicis Präsident des Conseils war und Stifter der Congregation de l'oratoire wurde. Uns scheint freylich der Mann nicht bedeutend genug, um zwey dicke Bände über ihn zu schreiben, und wir wollen blos von seinem katholischen Glaubenseyfer bemerken, daß er, bey den Verhandlungen wegen der Vermählung einer französischen, also katholischen Prinzessin mit König Carl I von England es dahin brachte, daß der Bräutigam sich bequemen mußte, seine Braut von 28 Geschreibe acht und zwanzig Kaplänen begleitet zu sehen, deren nicht weniger als 12 aus der neuen Congregation, die ihr Stifter, als Beichtvater der Prinzessin, selbst dahin führte, und ohne Zweifel nur solche wählte, auf deren Bekehrungs-Eyfer er sich verlassen konnte. Auch für eine katholische Amme wurde schon vor der Vermählung gesorgt, damit, wenn die künftige Königin beerbt würde, das arme Kind keine ketzerische Milch einsaugen möchte. Was Wunder, daß die Engländer laut murrten und die Pfaffen-Cohorte ihre Rechnung an der Themse nicht fand. Ihr Anführer selbst verlohr den Muth, ließ die Prinzessin sammt ihren 28 Kaplänen im Stiche, und schiffte sich heimlich wieder nach Frankreich ein.

— In des Königsberger Philosophen Herbart Gesprächen über das Böse heißt es: „das Böse hat sei„nen Sitz in einer theilweisen Verdunkelung gewisser Maxi„men, die man sich immer noch vorhält; indem man ihnen „zuwider beschließt und handelt." — Die Worte sind klar, aber einen klaren Begriff geben sie doch nicht.

Nachricht.

Die verehrten Abonnenten und Leser dieses literarischen Wochenblatts, haben gewiß seit drey bis vier Wochen mißfällig wahrgenommen, daß das Papier zu diesem Blatte nicht mehr so schön und weiß war, wie sonst. An uns liegt die Schuld nicht, sondern an dem wasserleeren Herbst und Winter, der eine Menge Papiermühlen still stehen ließ, so daß wir gezwungen waren, eine minder weiße Sorte Papier mit verdrucken zu lassen. In einigen Wochen empfangen wir jedoch die vorherige schöne weiße Sorte wieder, und hoffen nicht, daß sie uns in der Folge wieder ausgehen werde.

Weimar, den 21. Jan. 1819.

Gebrüder Hoffmann.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 16. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Politik.

Wir erhalten in diesem Augenblicke das neue Werk des Herrn von Prädt: Europa nach dem Congreß von Aachen, welches leicht unter seinen vielen Werken eines der bedeutendsten seyn mögte. Ohne uns auf eine Beurtheilung desselben einzulassen, befolgen wir unsere gewöhnliche Methode, den Leser durch Auszüge in den Stand zu setzen, den Geist desselben zu erkennen und selbst zu würdigen. Ohne unser Erinnern wird man bald gewahr werden, daß Herr von Prädt, wie er immer zu thun pflegt, viel Wahres und Falsches untereinander mischt. Doch ist des Wahren mehr, und das Falsche ist wenigstens pikant.

Schon in der Vorrede sagt der Verfasser: „Frankreichs jetziges System ist das einfachste und harmloseste, welches nur immer erdacht werden kann: Friede mit Allen, eigne Unabhängigkeit und Vermeidung jeder Verbindung mit Andern. Wer Abweichung von dieser Bahn ihm anräth, der giebt ihm eine falsche Richtung, und setzt dessen theuerstes Interesse auf das Spiel."

„Frankreich ist nunmehro als Mitglied einer Allianz zugelassen worden, deren Gegenstand es bisher war. Aber diese Allianz, ist sie ganz? entscheidend? und setzt sie völlige Gleichheit zwischen Frankreich und seinen Alliirten fest? haben die offenkundigen Artikel keine Kehrseite, die man dem Auge entzieht, mit Vorbehalt sie im Nothfall hervortreten zu lassen? Folgt nicht etwa aus ihr, daß in gewissen Fällen Frankreich gegen sich selbst Partey ergreifen würde? und ist nicht etwa eine Pillnitzer Convention von 1792 hinter dem Aachner Congreß von 1818 versteckt?"

Das erste Capitel handelt: von Europa's Benehmen gegen Frankreich seit 1813 bis zum Aachner Congreß. „Im Jahr 1814 vertraute Europa vielleicht zu viel, 1815 zu wenig. Damals belegte es Frankreich mit Strafe für die zwiefache Unbesonnenheit, die es sich selbst zu Schulden kommen lassen, nämlich 1. daß es die Leitung seines eigenen Werkes Händen überließ, die es nur verderben konnten. 2. Daß es denjenigen vor den Thoren von Frankreich und im Angesicht seiner alten Legionen ließ, der nothwendig durch unermeßliche Erinnerungen auf sie wirken und unermeßliche Interessen anreizen mußte. Um diesen Fehler zu büßen, hätte Europa die Hälfte der Contribution, die es Frankreich auferlegt, selbst bezahlen sollen. Man hatte den Feind weder zu entfernen noch zu bewachen verstanden, und daher alles Uebel." —

„Die 1814 bewiesene Mäßigung machte harten Foderungen Platz. Die Soldaten von Waterloo mußten das Museum berauben helfen. Man hörte die Justus Gruner brüllen um die Trophäen von Frankreich, die Zierden der Hauptstadt. Man foderte vom Erz die ruhmvollen Sinnbilder zurück, die man der Geschichte doch nicht entreissen konnte u. s. w." Herr v. Prädt kann nicht begreifen, mit welchem Rechte man das gethan, und nennt es eine wahre Spoliation. Die Antwort ist sehr leicht: man nahm mit Gewalt wieder, was mit Gewalt entführt worden war. Wenn das Recht des Stärkern doch einmal gelten soll, so sehen wir nicht ein, warum nicht eben sowohl für die Alliirten als für Napoleon? — Herr von Prädt drücket bey dieser Gelegenheit besonders seine Pfeile gegen den ehrwürdigen Blücher ab, und sagt: „die Blücher wären leichter zu schlagen, als sich mit ihnen in Untersuchungen einzulassen." — (!)

„Hüningen büßte mit seiner Zerstörung die Unterbrechung des Schlafes der Einwohner von Basel. Denn es gab keinen einzigen militärischen oder politischen Grund, diese Zerstörung zu motiviren." (?) — „Hätte man 1814 nur den zehnten Theil aller dieser Vorsichtsmaaßregeln genommen, so hätte man ihrer im Jahr 1815 nicht bedurft." —

„Diejenigen, die aus Haß gegen die Revolution, diese als eine Schule des Machiavellismus, des Mißbrauchs der Gewalt, der unwürdigen oder niedrigen Vorwände um Treubruch zu beschönigen, darstellen, sollten vielmehr rückwärts schauen: da würden sie den wahren Grund in den Schlingen finden, die im ganzen Verlauf der Negociationen die Kabinette von Wien und Berlin durch Kaunitz und Friedrich ausgestellt haben. Schlesien hatte

die österreichische und preußische Politik demoralisirt; die Theilung von Polen; der Einbruch in Bayern, den Kaiser Joseph unternahm; der des Herzogs von Braunschweig in Holland 1787; Josephs Türkenkrieg; Englands Wegnahme von Canada und von 300 französischen Kauffahrtheyschiffen vor der Kriegs-Erklärung — das war die Schule der Verkehrtheit." —

Das zweite Capitel liefert Betrachtungen über die allgemeine politische Ordnung von Europa. „Die europäische Politik hat jetzt ganz ihren Sitz im Norden und in Deutschland. Sie überschreitet weder die Alpen noch die Pyrenäen; Alles was diesseits dieser beiden Grenzlinien sich befindet, ist weder in der Lage noch vermögend, Einfluß darauf zu äußern. Das Uebergewicht (Suprématie) Rußlands ist eine der Haupturſachen dieser neuen festen Bestimmung der Politik. Es ist natürlich, daß sie dem mächtigsten unter den Staaten sich nähert. Es war derselbe Fall mit Frankreich, als es noch der mächtigste war." — „Nach der neuen Ordnung der Dinge haben die meisten europäischen Staaten jetzt eine doppelte Existenz, indem sie Vereinigungen von Nationen und Staaten in sich fassen: Rußland und Polen; Schweden und Norwegen; Holland und die Niederlande; Preußen und das rheinische Großherzogthum sammt der Hälfte von Sachsen; Oesterreich und Italien; Piemont und Genua. — Wenn in manchen dieser Fälle die Vereinigung erwünscht gewesen, so hat sie doch in andern erzwungen werden müssen, daher der Wunsch nach Trennung nicht ausbleiben konnte, und stets bereit seyn wird sich zu erneuern. Je mehr die Civilisation ihre Wohlthaten ausbreiten wird, je mehr wird auch dieser Wunsch an Stärke gewinnen; denn die stets zunehmende Hauptwirkung der Civilisation ist: daß sie alle Unförmlichkeiten sowohl der politischen als der gesellschaftlichen Ordnung hervorhebt."

„Vor der Revolution gab es eine Menge Ursachen, welche die Wirkung des Uebergewichts einer Macht mäßigten und ihr Grenzen setzten; denn eine jede hatte gleichsam ihr Temperirmittel bey der Hand. Für Frankreich war es England. Durch die Niederlande wurde Oesterreich von Frankreich im Zaume gehalten. Preußen that solches in Deutschland. Die Türkey und Rußland bewachten es gegen Osten. Rußland hatte eine gefährliche Nachbarschaft an Finnland, und ein Gegengewicht an der Türkey. Dänemarck hielt Schweden im Schach. Es gab also Gegengewichte von allen Seiten, und das Spiel des blinden Glücks, durch welche sie gebildet worden, war Europa's Freiheit günstiger, als die ergrübelten Fügungen (combinaisons) welche darauf gefolgt sind. Die Revolution hat vieles an sich gerissen, und es ist merkwürdig, daß gerade sie, die sich am meisten gewaltsamen Eingriffen überließ, am Ende den wenigsten Nutzen davon gehabt hat. Diejenigen, die am meisten verlohren hatten, am meisten bedroht und beraubt waren, sind am meisten bereichert worden." — Die Herrschaft soll nun von Frankreich an Rußland übergegangen seyn, und Hr. v. Pradt behauptet, Europa habe bei diesem Wechsel eben so viel verlohren, als Frankreich selbst — und der Wiener Congreß habe Jahrhunderte von Arbeit für Europa bereitet. „Man darf nicht zweifeln" sagt er, „daß in hundert Jahren Rußlands Bevölkerung die Zahl von 100 Millionen Menschen übersteigen wird. Der Raum, sie aufzunehmen, ist bereit; die Erde bietet einen jungfräulichen Busen um sie zu ernähren; der Handel ladet sie ein, die Industrie wird die Zöglinge liefern, die ihre Bedürfnisse herbei schaffen werden; ein mannichfaltiges Clima wird jede Gattung von Cultur befördern; tausend Ströme werden die Producte der Kunst oder der Natur von Ufer zu Ufer tragen; es existirt kein Mittel, das fähig wäre, diese Fortschritte aufzuhalten, wohl aber giebt es deren tausend, die sie beschleunigen werden" — Unter die vorzüglichsten Lebens-Principe des Militär-Etats eines Landes rechnet der Verfasser die Pferde, und erinnert, daß Rußland deren in ungeheurer Menge und von allen Gattungen habe, jede Gattung vortrefflich in ihrer Art, folglich auch zu Preisen, welche verstatten, der Pferde nicht zu schonen, während im übrigen Europa die Bevölkerung und die Cultur den Raum zu deren Erziehung sehr beengt haben, weshalb der Unterhalt einer starken Cavalerie eine Last sey, die in den meisten Staaten mit den Einkünften nicht im Verhältniß stehe. Napoleon habe seine in Rußland verlohrne Cavalerie nie wieder herstellen können, indessen solches für Rußland ein leichtes gewesen wäre.

Hr. v. Pradt fährt fort, die Gründe aufzuzählen, warum er die jetzige Stellung Rußlands für furchtbar hält, und fragt: „kann man dem Kaiser Alexander eben sowohl ein ewiges Daseyn verbürgen, als die Unsterblichkeit?" Hierauf folgt eine Phrase, die — bei Rußlands bekannten großherzigen Gesinnungen und Enthaltung von aller Einmischung in fremde Angelegenheiten — nur ein Franzose zu schreiben unverschämt genug seyn konnte: „Ohne Zweifel hat Europa — welches nach Napoleons Verderben schmachtete und es benutzte, um sich zu befreyen —

das Joch nur vertauscht. Mehr für Europa's Vortheil als für den seinigen hat Napoleon auf Rußland eingestürmt (!) und hüten wir uns, daß wir nicht einst seine Niederlage beweinen müssen!" (das kommt uns fast so vor, als ob Einer zu dem Hirten spräche: du wirst es noch bereuen müssen, daß der Wolf tod geschlagen worden, denn siehst du nicht den Hund, der da heran wächst?) — Auch von den großen, Polen erzeigten, Wohlthaten spricht er zweideutig.

Schweden schreibt er vor, seine Aufmerksamkeit blos auf zwei Punkte zu richten: Befestigung des Vereins mit Norwegen und Festhalten am Körper von Europa, wenn dieses jemals in den Fall kommen sollte, Rußlands Macht zu hemmen. Uebrigens soll Schweden Frieden halten, und die friedlichen Künste und Gewerbe treiben. Norwegen habe die Trennung von Dänemark, Finnland die von Schweden bedauert, doch sey dies in beiden Fällen nur eine Wirkung der Gewohnheit, nicht des Nachdenkens gewesen: „denn das heilsamste, was beiden Ländern wiederfahren konnte, war, zu werden was sie sind, und nicht mehr zu seyn was sie waren."

Dänemark — dessen friedlicher Besitz nunmehr gesichert sey — wird auf den Seehandel angewiesen als Quelle des Reichthums und der Bevölkerung. Seine Lage biete ihm dazu alle Mittel dar, und es werde zuerst und vor Allem die Vortheile genießen, welche die Befreiung des südlichen Amerika und der Colonien dem Norden von Europa verspreche. Denn diese Befreiung werde den Ufern des baltischen Meeres Glück bringen, und besonders Copenhagen der Stapelort zwischen der Ostsee und Amerika werden. Hingegen soll Dänemark mit Politik sich gar nicht mehr befassen, damit es ihm nicht wieder ergehe, wie während seiner Allianz mit Napoleon.

Das Königreich der Niederlande hätte, nach des Verfassers Meinung, bis an den Rhein ausgedehnt werden sollen. „In seiner jetzigen Begrenzung sey der ganze östliche Theil desselben durch nichts geschützt, und stehe eben sowohl Frankreich als Preußen offen.

„Das Interesse von Europa, einig mit der Vernunft, gab Sachsen an Preußen und errichtete dem Könige von Sachsen ein Reich an den Ufern des Rheins; Europa's böser Genius hat es anders gewollt. Die höchsten Rücksichten politischer Ordnung auf ewige Sicherheit jenes Landes wurden abstracten Grundsätzen geopfert, die jedoch in demselben Augenblicke durch andere, sehr feyerliche Handlungen Lügen gestraft wurden. Europas böser Genius hat gewollt, daß, während die Aufopferung republikanischer Staaten nicht einen Augenblick Ueberlegung kostete, man beim Anblick einer Monarchie von gestern scheu zurückwich, als ob die Rechte des Einen geringer wären, als die des andern, und als ob die Legitimität blos ein Erb- und Familiengut wäre. Venedig und Genua besaßen mehr Legitimität als die sächsische Monarchie; der Infant von Parma war legitimer zu Parma als Marie Luise von Oestreich; und da doch nun Einmal Jeder seinen Platz Kraft alten Besitzes wieder einnahm, so begreift man nicht, warum das einigen so leicht gemacht wurde, während man andere so sorgfältig bei Seite schob. Kann man wohl die Ursache angeben, warum der Doge von Genua und der Infant von Parma nicht dazu gelangen konnten, die Stellen wieder einzunehmen, welche die Revolution ihnen geraubt hatte? warum hingegen der König von Sardinien, der Herzog von Modena und der Papst ohne Umstände die ihrigen wieder erhielten?"

„Man hat für Preußen Entschädigungen am Rheine suchen müssen; es hat sich dorthin begeben zum Nachtheil für Alle, wie für sich selbst, während es an der Elbe mit Vortheil für sich und Andere geblieben wäre. Dieser fatale Beschluß des Wiener Congresses hat Alles verdorben, und der Politik des Continents eine falsche, nicht zu verbessernde Richtung gegeben. Preußen ist Deutschlands Citadelle gegen Rußland; man hat diese Citadelle in zwei Theile getheilt, die gar nicht zusammenhängen, die an vielen Orten Mißtrauen erregen, aber nirgend Heil bringen können. Das ist einer der größten Fehler, den die Politik jemals begangen hat; Jahrhunderte werden kaum hinreichen, um davon zurück zu kommen." — „Es ist unmöglich, mehr Verlegenheiten aufzuhäufen, noch eine größere Anzahl verwundbarer Punkte zu vereinigen, als in Preußen geschehen — seine Stellung ist durchaus falsch in jeder Beziehung — und künftig kann es nur Krieg führen indem es Bündnisse schließt: entweder mit dem übrigen Europa gegen Rußland, oder mit den Niederlanden gegen Frankreich, oder mit Rußland gegen Oestreich — aber — (fügt der politische Spötter hinzu) welcher von beiden wäre denn der gefährlichste — der Feind? oder der Alliirte?" — „Frankreich wird es ewig zu bereuen haben, daß es bei dieser Gelegenheit Sachsen vertrat; es hat die Folgen davon schon gefühlt, und wird sie noch oft fühlen."

Hr. v. Pradt will, daß Preußen sich fest an Oestreich schließe. Diesen letztern Staat characterisirt er folgendergestalt: „Dem Genie verdankt Oestreich nichts; es scheint solches noch mehr zu fürchten als aufzusuchen. Die Einbildungskraft stützt Oestreich eben so wenig als sie es quält; aber in stufenweiser Bewegung, gleich der Zeit, ohne Erschütterung wie ohne Glanz, ohne Uebereilung wie ohne Lärm, —

gleich einem Menschen, der, wenn er jeden Tag nur einen bestimmten Raum durchliefe, doch endlich damit aufhören würde, die ganze Welt durchlaufen zu haben — strebt Oestreich, zwar langsam doch ununterbrochen handelnd, nach seinem Ziele, weicht nie von der Bahn dahin ab, und kommt endlich richtig an." — „Oestreich ist ein Land der Ordnung, von der Gewohnheit gebildet. Die Sitten haben es geschaffen, sie erhalten es auch, und die Thätigkeit, mit welcher das Blut in diesem Lande circulirt, bedroht dasselbe nicht." Des Verfassers Groll gegen Rußland ist so heftig, daß er sogar zu sagen sich erlaubt: „künftig werde jede Verbindung mit Rußland einen Anstrich von Verschwörung gegen das übrige Europa haben"

Der Rheinbund würde, nach Hrn. v. Pradts Versicherung, unter Napoleon ein glücklicheres Loos gehabt haben, als im neuen System ihnen zu Theil geworden. — Höchst lächerlich ist folgende Behauptung: „Napoleons Plane gegen England und Rußland waren noch mehr europäisch als französisch; weder Ehrgeiz noch Haß trieben ihn nach Rußland, (!) er konnte persönlich in diesem Kriege nichts gewinnen, (!) er war von Rußland nicht beleidigt worden und hatte es nicht zu fürchten; er achtete den Beherrscher desselben hoch, und war blos von dem europäischen Gefühl beseelt, daß es nothwendig sey, diesen Strom zu dämmen." (Welch ein miserables Geschwätz!)

„Deutschland ist von der Natur zur ewigen Vormundschaft bestimmt; es braucht beständig einen Protector bald gegen diesen bald gegen jenen. Schweden, Frankreich und Preußen haben dieses Protectorat abwechselnd geführt; Frankreich bemächtigte sich desselben mit Uebermacht und Uebermuth, allein der letztere wurde durch die Zuverlässigkeit seiner Protection aufgewogen, und wenn nun Deutschland doch einmal zum ewigen Clienten-Stande verdammt ist, so kann Frankreich wohl eben so gut der Patron seyn als jeder Andere." (Ein merkwürdiger Satz.)

Das dritte Capitel handelt von dem vormaligen System Frankreichs auf dem Continent und Allianz mit Preußen gegen Oesterreich und Unterstützung des deutschen Reichs, Allianz mit den Schweden und Türken gegen Rußland. Durch den Tractat mit Oesterreich von 1756 behauptet Herr v. Pradt, sey die politische Ordnung von Europa zerrüttet worden, und dieser Tractat habe vielleicht sogar einen Theil der Revolution veranlaßt.

Ueber die Schweitz steht hier folgende Bemerkung: „Frankreich hat in der Schweitz geherrscht; es hat die Macht entschlüpfen lassen; mehr bedurfte es nicht um die Pforten der Schweitz sorgfältiger für Frankreich als für jeden andern Staat verschlossen zu sehen. Das ist die nothwendige Folge aller verlohrnen Herrschaft. Die Furcht leyht der Undankbarkeit den Firniß der Klugheit."

Zwischen Frankreich und dem Königreich der Niederlande begehrt Herr v. Pradt zu Lande Neutralität, zu Wasser nie Allianz; denn beyde, meynt er, verhielten sich gegen England, wie Preußen und Oesterreich gegen Rußland und aus demselben Grunde, nemlich wegen der ungeheuern Macht von England und Rußland.

„Als das Kabinet von Versailles den Tractat von 1756 schloß, der ihm seine Nachbaren zu Alliirten, und seine alten Alliirten jenseit des Rheins zu Feinden gab, da that es der Natur Gewalt an und die schlimmen Folgen blieben nicht aus. Doch ungestraft darf man eben so wenig der Politik als der Natur Gewalt anthun. Dennoch hat hier der Wiener Congreß den Fehler von 1756 wiederhohlt, und eine der großen politischen Verirrungen Pitt's sanctionirt, der, gegen die Natur der Dinge, Preußen näher an Frankreich bringen wollte, um beide feindlich einander gegenüber zu stellen." —

„Die Allianz zwischen Preußen und Frankreich ist also zerrissen. Sie sind Nachbaren, sie können nicht mehr Alliirte seyn. — Es giebt nur noch Einen Fall, wo Frankreich sich auf Preußens Seite stellen würde, wenn nemlich dessen Schranke (barrière) gegen Norden zu stark erschüttert würde. In allen übrigen Fällen ist Ehescheidung zwischen beiden Staaten." — „Allein sicherer wendet der Magnet sich nicht gegen den Pol, als Frankreich zu den nordischen Mächten, die geringer sind als Rußland." — Von Spanien heißt es: „aus Napoleons Beyspiel hat man lernen müssen, daß nichts leichter ist als in Spanien einzubrechen, aber nichts schwerer als sich dort zu erhalten, und nichts unmöglicher, als wieder heraus zu kommen. Napoleon hat es über sich genommen zu beweisen, daß es in Europa zwei unangreifbare Staaten giebt: Spanien und Rußland; dieses geschützt durch Clima und Ausdehnung, jenes durch die Sitten seiner Bewohner. Man mag eben so gut in die Türkey gehen als nach Spanien."

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Reisen.

In italiänischer Sprache ist eine gezwungene Reise an die afrikanische Küste von Coronni erschienen. Der Verfasser, ein Priester, der ein guter ehrlicher Mann zu seyn scheint, hatte sich zu Palermo eingeschifft, um nach Neapel zurückzukehren. Das Schiff war nicht lange in See, als ein Tunesischer Seeräuber erschien. Der Schrecken ergriff alle Gemüther. Die Schiffsmannschaft und einige Passagiere sprangen in die Schaluppe. Ein Matrose, dessen achtjähriger Sohn am Bord geblieben war, kehrte zurück, umfaßte sein Kind und floh. Einige Reisende stürzten sich in's Meer und suchten die Schaluppe zu erreichen. Manchen gelang es, aber sie wurden mit den Rudern zurückgestoßen, und mußten wieder an's Schiff kommen und ihrem Schicksal sich unterwerfen. 18 Personen, worunter drei Frauen, waren noch übrig, die heulend den guten Priester umringten und um Hülfe flehten, als ob Hülfe in seiner Macht gestanden hätte. Indessen hielt ihr Flehen ihn ab, seine eigene Rettung schwimmend zu versuchen, die vielleicht gelungen wäre, da sein Stand ihm Achtung verschaffte, und man ihn schwerlich würde zurückgestoßen haben.

Jetzt näherte sich der Corsar; mit aufgehobenem Säbel sprang der Rais (Capitain) auf das Schiff und schrie, als er die neapolitanische Flagge erblickte: gute Prise! In einem Augenblick waren die Gefangenen ihrer besten Habseligkeiten beraubt, und 17 derselben wurden auf den Kaper geschleppt, unter ihnen ein kleines Mädchen von drei Jahren, Rosalie! die man mit Gewalt aus Coronni's Armen riß, wohin sie sich geflüchtet hatte.

Coronni hätte, als Bürger der italiänischen Republik, in Freiheit gesetzt werden müssen, allein zum Unglück hatte der entflohene Schiffer seinen Paß mitgenommen. Auf sein bloses Wort wollte man nicht trauen, indessen ließ man ihn doch auf dem Kauffartheyschiffe mit 3 oder 4 Räubern. Nicht zu beschreiben ist die Habgier dieser Barbaren, die Wuth, mit der sie Alles verderben oder zerbrechen, was sie nicht gleich öffnen können; die Gier, mit der sie Schiff und Reisende visitiren; die List, die sie anwenden, um das Versteckte zu entdecken. Auch Coronni wurde geplündert und entkleidet, mußte die härtesten Arbeiten verrichten, und bekam Schläge, von welchen sein Körper lange die Spuren trug. Nach acht Tagen brachte man ihn auch auf das ohnehin überfüllte Kaperschiff, wo Zwieback in Wasser geweicht und einige rohe Zwiebeln die Nahrung der Gefangenen war. Am Tage durften sie auf dem Verdeck seyn, aber mit Einbruch der Nacht wurden sie in den Raum gesperrt, mußten jedoch zuvor, zu ihrer tiefsten Erniedrigung, vor den Rais treten, und ihm die Hand küssen. Indessen war die Behandlung doch weniger empörend, als die, welche der bekannte Reisende Pananti erduldete. Der Rais war selbst zweimal ein Gefangener der Christen gewesen, und glücklicherweise, statt nach Rache zu dürsten, hatte er eine lebhafte Erinnerung an die Leiden der Gefangenschaft bewahrt, die ihn antrieb, so menschlich zu seyn, als man von einem solchen Barbaren es erwarten konnte. Am meisten war er es gegen Coronni, dem er einen alten Mantel zu seiner Bedeckung und sogar einen Theil seiner Kleider zurückgab, ihm erlaubte, auf dem Verdeck zu schlafen, seine Mahlzeit und seinen Kaffee mit ihm theilte, und im gebrochenen Neapolitanischen oder Genuesischen sich mit ihm unterhielt. Coronni's Sprachkenntnisse flößten ihm Achtung ein, denn dieser verstand alle die verschiedenen Pässe zu lesen, auch seine nautischen und geographischen Kenntnisse, die freilich unter diesen Leuten eben nicht groß zu seyn brauchten. Sie nannten ihn den papasso milanese.

Nach einer langen und peinlichen Ueberfahrt und einem ausgestandenen Sturme, landete der Kaper an der afrikanischen Küste bei dem Fort Gallikia. Während die Mannschaft am Lande schwelgte, wurden die Gefangenen einige Kriegsschiffe unter englischer Flagge gewahr, zeigten sie dem Priester, und schlugen vor, sich des Kapers zu bemächtigen, und jenen Schiffen zuzusteuern; er solle nur eine Gebetsformel sprechen, welche die Kraft habe, ihre Wächter auf eine Viertelstunde zu verzaubern. Er stellte ihnen vor, daß er sich, wegen einer solchen Formel, an den Teufel wenden müßte. Sie meinten, das habe nichts zu bedeuten, sie würden sich nachher zu Rom absolviren lassen. Allein Coronni belehrte sie, es sey besser ewig Sclaven zu bleiben, als ewig verdammt zu werden. Die kostbaren Minuten verstrichen; die Räuber hatten unterdessen jene Schiffe auch wahrgenommen, und schickten ihre Gefangenen zu Lande nach Tunis, wo die Männer Alle zusammen in Eine Kammer, die Frauen aber und die kleine Rosalie in den Harem gebracht wurden.

Einige Tage nachher wurden sie vor den Bey geführt, Coronni zuerst. Er hatte sich vorbereitet, seine Klage anzubringen, allein der Bey ließ ihm gar nicht zum Worte kommen, sondern zeigte ihm eine Medaille, ein Reliquien-Kästchen und eine Dose mit einem Portrait, lauter Dinge, die man ihm abgenommen hatte, und fragte bei jedem: was ist das? und sobald Coronni es erklärt hatte,

Digitized by Google

mußte er zurück hinter die Uebrigen treten, die nun Einer nach dem Andern vorgeschoben wurden. Da der Bey kein Belieben fand, einen von diesen Sclaven sich selbst zuzueignen, so wurden sie Alle zurückgeführt.

Indessen war es Coronni gelungen, dem französischen und österreichischen Consul sein Schicksal zu berichten, welche bewirkten, daß er unter ihre Bürgschaft gestellt wurde, bis seine Pässe ankommen würden. Diese blieben nicht lange aus; Coronni mußte aber doch noch drei Monate zu Tunis verweilen, denn es waren unter der Zeit zwei Gefangene entwischt und hatten sich am Bord eines italiänischen Kapers gerettet, worüber der Bey wütete und Coronni nicht eher frey geben wollte, bis für jene Sclaven Ersatz geleistet worden. Dem französischen Consul gelang es endlich, die Sache beizulegen. Coronni kehrte in sein Vaterland zurück, aber seine Unglücksgefährten schmachten noch jetzt in der Gefangenschaft, und nur die kleine Rosalie hat er mit dem Gelde einiger barmherzigen Christen losgekauft und sie ihren Eltern wieder gegeben; eine Freude, um welche wir den guten Priester beneiden, zumal wenn er Zeuge des ersten Wiedersehens gewesen ist.

Was nun Coronni während seines dreimonatlichen Aufenthaltes an Kenntnissen über das Land und dessen Bewohner gesammelt hat, ist weder neu noch bedeutend. Einst wohnte er einem großen Feste bei, welches Baschi Amba, ein Geheimrath oder Justizrath des Bey, bei Gelegenheit der Beschneidung seiner beiden Söhne gab, deren Einer 13, der Andere 9 Jahr alt war. 7 bis 8 Ochsen und einige Schaafe wurden geschlachtet. Auf der Straße loderten gegen hundert Feuer, um das Fleisch zu kochen. Kuchen und Wohlgerüche wurden verschwenderisch dargeboten, den Verwandten und Nachbarn Geschenke zugesandt. Während der Mahlzeit ritten die beiden kostbar gekleideten Knaben auf einem eben so reich geschmückten Pferde auf und ab, unter dem Getöse einer lärmenden Musik von einer Art von Guitarren und sehr schlechten Violinen. Alle übligen Schauspiele wurden gegeben, und unter andern eins, welches von Weibern (vermuthlich einer Art von Bayaderen) aufgeführt wurde. Sie sangen ziemlich schlecht, tanzten aber besser, und wurden gut bezahlt. Außer dem gewöhnlichen Honorar, empfingen sie noch ein Geschenk an Goldstücken auf eine sehr seltsame Weise; nemlich ein Sclave klebte sie ihnen mit Speigel in's Gesicht. Die Primadonna genoß die Auszeichnung, daß der Herr sie selbst bepflasterte. — Bei dem Abendschmause schenkte Baschi Amba dem mauritanischen Priester aus einer Flasche Madera fleißig ein, sprechend: „Laß mir das Wasser, für dich ist der Wein." Einige Tage nachher wollte er seine Meinung über das Verbot des Weines wissen. „Ich glaube nicht," antwortete Coronni, „daß ein mäßiger Gebrauch des Weins eine Sünde sey, da er ein Geschenk Gottes ist, und ich mache mir ebenso wenig ein Gewissen daraus ihn zu trinken, als ihr, unsere Küsten zu berauben." Der Türke erwiederte keine Sylbe, aber er schien die Vertheidigung des Weintrinkens mit Vergnügen zu hören.

Die Mauren fasten streng, enthalten sich sogar des Wassers, und spotten über die Fasten der Christen, welche Kaffee, Sorbet und dergleichen genießen. — Manche lassen aus Barmherzigkeit die Armen, selbst Hunde, mit sich essen; nur die Christen hassen sie, und würden denjenigen umbringen, der eine ihrer Moscheen beträte, oder Eins ihrer Gebete nachspräche, wäre es auch nur das tägliche Geschrey vom Thurme: Es ist nur Ein Gott und Mahomet ist sein Prophet. Einem jungen Manne vom österreichischen Consulat, der eines Tages aus Unbesonnenheit diese Worte wiederhohlen wollte, hielt Baschi Amba schnell den Mund zu, sprechend: „Stille! stille! ich muß es „sonst dem Bey rapportiren und du bist verlohren."

Der Bey, Sidi Hamet, war nach seiner Art ein ganz vernünftiger Mann. Als Einer seiner Christensclaven, den er wohl leiden mochte, den Vorsatz äußerte, ein Muselmann zu werden, nahm der Bey diese Eröffnung sehr kalt auf, und sagte: „Ein Schwein bleibt immer ein Schwein, wenn „man ihm auch den Schwanz abhaut." — Eine seiner Frauen, eine colossale Schönheit, prügelte manche ihrer Sclavinnen so lange, bis sie unter das Bett kroch und dort ihren letzten Seufzer aushauchte. Der Herr Gemahl verbot ihr jedoch diesen Zeitvertreib. —

— In englischer Sprache ist erschienen, eine, im Jahr 1817 vom Obristlieutenant Johnson vollbrachte Reise aus Indien nach England, durch Persien, Georgien, Rußland, Polen und Preußen. Diese Straße scheint immer mehr gebahnt zu werden; allerdings ein Vortheil für Geographie, Geschichte und Alterthümer. Man durchreist mit Leichtigkeit bewohnte, und ziemlich cultivirte Länder; das persische Clima, besonders im nördlichen Theile, ist gemäßigt und sagt den Europäern zu; man hat weder große Hindernisse zu überwinden, noch große Strapatzen auszustehn, noch starke Ausgaben zu machen, und für einen unter-

richteten Beobachter giebt es doch immer viel neues, interessantes zu sehn, ein Vortheil, der auf dem gewöhnlichen Seewege um das Vorgebirge der guten Hoffnung wegfällt. Diese Gründe bestimmten auch Johnson, seinen Weg zu Lande, und fast in gerader Linie von Bombay nach Hamburg zu nehmen. Doch begann er die Reise mit einer Seefahrt nach dem persischen Meerbusen auf einem Kauffarthey-schiffe, auf welchem sich nicht weniger als 136 Passagiere, unter andern auch Muselmänner mit ihren Weibern befanden, die von Carnate kamen und nach Mecca wallfahrteten. Die englischen Officiere fürchteten bei dieser Ueberfahrt blos die Seeräuber, Aldschiwasan genannt, welche den Meerbusen höchst unsicher machen. Man weiß, daß sie jedesmal, wenn ein Schiff in ihre Hände fällt, die ganze Mannschaft ohne Ausnahme ermorden. Die englisch-ostindische Compagnie unterhält zwar Kreuzer gegen sie, auch sind die Packetböte bewaffnet, welche Depeschen von Bombay nach Bassora bringen, aber alles das ist nicht hinreichend, die Räuber im Zaume zu halten. 1809 lief eine Escadre von Bombay gegen sie aus, und zerstörte ihre Schlupfwinkel auf der arabischen Küste, allein es währte nicht lange, so zeigten sie sich wieder, und Johnson meint, es gebe kein anderes Mittel sie zu vertilgen, als wenn man am Eingang des persischen Meerbusens einige Inseln oder Punkte an der Küste im Besitz nähme; was doch nicht geschehen kann, ohne die Erlaubniß und den Beistand des Iman von Mascate.

Das Gemählde, welches Johnson im Allgemeinen vom persischen Reiche entwirft, die Thatsachen und Anecdoten, welche er erzählt, und von welchen er oft Augenzeuge war, beweisen eben nicht, daß die Perser unter Feth Ali Schach sehr glücklich sind, wie einige Neuere uns haben überreden wollen Die Menge der Armen ist so groß, daß drey viertel der Nation betteln oder rauben und stehlen müssen. Unbewaffnet kann man nicht von einem Dorfe zum andern reisen, und oft plündert ein Kerl in Lumpen einen andern Lumpenkerl, weil dessen Lumpen noch ein wenig mehr zusammen halten.

Es scheint, daß dem Herrn Engländer noch vieles neu gewesen, was Jedermann längst weiß, denn so spricht er unter andern von den Kosacken und ihrem Hetmann Platoff mit einer Weitläuftigkeit, als ob von einer unbekannten Nation im Innern von Afrika die Rede wäre. Eben so macht er es in Polen, und bis nach Hamburg. Dieser Thorheit der Reisebeschreiber, nie zur rechten Zeit endigen zu können, verdanken wir so unzählige Beschreibungen von Teneriffa, Madera u. s. w. aus welchen man nie etwas neues lernt. So finden sich in diesem Werke 100 Seiten über alte russische Provinzen, die in 100 andern Werken zur Genüge beschrieben sind. Doch mag es von Nutzen seyn, daß der Verfasser seine Reiseroute sowohl als seine Ausgaben pünktlich aufgeschrieben hat. Die Reise von Bombay bis nach London hat ihm, Alles in Allem, 220 Pfund Sterling gekostet. —

— Vom Grafen Andreossy ist erschienen: Reise an die Mündung des schwarzen Meeres, oder Versuch über den Bosphorus u. s. w. mit Charten und Zeichnungen. Das erste Buch, der thracische Bosphorus betitelt, ist bestimmt zu beweisen, daß der Canal des schwarzen Meeres keinesweges seine Bildung einer außerordentlichen Begebenheit verdankt, sondern daß er so alt ist, als die beiden Meere, die durch ihn zusammenhängen. Das zweite Buch beschreibt den Lauf der Gewässer, die Constantinopel bespülen.

In der flüchtigen Uebersicht, welche die Vorrede liefert, zeigt der Verfasser sowohl den Staatsmann als auch den geübten Schriftsteller. Von Sultan Mahmud II. erweckt er große Begriffe. Dieser Monarch hat in zwei Jahren die Janitscharen gänzlich gezügelt; die Geistlichkeit, die sonst bei Revolutionen im Serail immer auf der Seite der Janitscharen stand, von diesen getrennt; die Wechabis zerstreut und die Wallfahrt nach Mecca wieder hergestellt; Widdin und Servien wieder erobert; die rebellischen Pascha's und Aga's unterworfen oder hingerichtet. Um sich selbst das Regieren nicht bequem zu machen, hat er einen Vezier gewählt, der ein sehr mittelmäßiger Kopf ist. Der Sultan selbst führt strenge Aufsicht über den Divan, und läßt ihm nur einen Schatten von Macht. Er ist thätig, arbeitsam, verschlossen, ein eifriger Beobachter der Religions-Pflichten, seinem Worte treu, mäßig und von ehrbaren Sitten. Kurz, der Verfasser hält ihn für ein Phänomen in der Türkey.

Die Officiere, mit deren Hülfe Graf Andreossy seine schöne Charte aufgenommen, werden dankbar genannt, und es wird hinzugefügt: „Während der fürchterlichen Pest in den Jahren 1813 und 14 war es, als ich bald mit diesem bald mit jenem dieser Officiere die Gegenden um den Bosphorus und Constantinopel durchstrich, gewissermaßen eine neue Eroberung für die Geographie, die Topographie und die Künste. Vorzüglich im zweiten Jahre hatten wir ein freyes Feld für unsere Excursionen; denn alle griechische Dörfer waren verödet, der Schrecken hatte die Bewohner derselben

in die Wälder getrieben. Selbst die Türken, so sehr sie sonst dem Schicksal vertrauen, hielten sich verschlossen in ihre Wohnungen. Tiefe Stille herrschte überall, die nur, wenn man den Dörfern sich nahte, durch das Geheul der hungernden, verlassenen Hunde unterbrochen wurde. —

— In englischer Sprache sind die Reisen des berühmten Venetianers Marco Polo neu aufgelegt, und von Marsden, dem bekannten Geschichtschreiber von Sumatra, mit Noten begleitet. Marco Polo's Ruhm hat durch die Fortschritte der Geographie sich nicht allein nicht vermindert, sondern man hat vielmehr immer neuen Grund gefunden, seine Genauigkeit und Wahrheitsliebe zu bewundern. Seine Zeitgenossen meinten, er erzähle ihnen Mährchen, weil China damals noch so ganz unbekannt war; allein was er selbst gesehn, ist stets richtig erfunden, und wenn er eine Sache nur von Hörensagen weiß, so zeigt er, wie Herodot, es immer treulich an. Marsden ist lange auf der Insel Sumatra gewesen, konnte folglich Marco Polo's Beschreibung von dieser Insel beurtheilen, und fand sie äußerst genau. Sein mühsamer und gelehrter Commentar, der bestimmt ist, jedes Dunkel aufzuhellen, enthält nicht weniger als 1529 Bemerkungen, und liefert alle die Stellen der neuern Schriftsteller, in welchen von denselben Gegenständen die Rede ist, deren Marco Polo erwähnt hat.

— Ein Prachtwerk, welches schon vor zwei Jahren erschien, ist Ayton's Reise rund um Großbritannien. Wir wollen nur Einen auffallenden Gegenstand ausheben: der Leuchtthurm auf einem Felsen unweit des südlichen Vorgebirges von St. Bride's Bay hat eine fürchterliche Lage, steht 7 Meilen vom festen Lande und ist ganz dem atlantischen Ocean Preis gegeben. Der Fels ragt nur 6 Schuh über das Zeichen der höchsten Fluth hervor, so daß die See bei der geringsten Bewegung ganz darüber hinschlägt, und bei heftigem Süd- oder Westwinde in ungeheuern Wogen 30 Schuh höher steigt. Und doch wohnen dort drey Menschen! Im Jahr 1812 waren diese drei Wächter in einer schrecklichen Lage, denn einer der Eichbäume des Fundaments war vom Sturm zerbrochen, die übrigen locker gemacht, die Laternen herab geschleudert, die Cajüte zersplittert, und so litten sie in gänzlicher Dunkelheit 15 Tage den Tod, ehe die ersehnte Hülfe kam. — Bei dem großen westlichen Vorgebirge der Insel zu Holyhead sieht man ungeheure Abgründe, weite Höhlen, Leuchtthürme und eine Seilbrücke, auf der man über einen Arm der See geht. Sie ist aus einem Netz von starken Stricken gemacht, die Seiten sind etwa 4 Schuh hoch, und der Fußboden von Tannenbretern etwas über eine Elle breit. An beiden Enden ist sie mit eisernen Bolzen in den Fels befestigt. In der Mitte beugt sie sich tief hinab, so daß sie wie ein umgekehrter Bogen aussieht. Sie ist 80 Fuß lang, und der niedrigste Theil steht 70 Fuß hoch über dem Meere. Man behauptet, die Befestigung sey hinlänglich sicher, aber die Brücke knarrt und beugt sich bei'm Darübergehn dermaaßen, daß auch dem Herzhaftesten nicht wohl zu Muthe wird. Bei heftigem Winde kann man sie gar nicht passiren, wegen der Gewalt des Windes und wegen des durchnässenden Seewassers, welches der Sturm hinaufschleuert. Vor Errichtung derselben war der Uebergang noch weit gräßlicher, denn er bestand blos in einem Seile, zu beiden Seiten an die Felsen befestigt, und in einer Wiege die daran hing, in die der Reisende sich legen und dann, vermittelst eines Strickes und Globens sich auf die andere Seite ziehen mußte. —

— Gleichfalls in englischer Sprache hat ein Officier, in Diensten der ostindischen Compagnie, ein Werk über den Ursprung der Pindaries herausgegeben, deren in den englischen Nachrichten aus Ostindien so häufig erwähnt wird. Sie sind ganz das, was in Europa die Kosacken zu jener Zeit waren, als ihre Setsch noch bestand; sind Mahomedaner, nennen sich Brüder untereinander; ihre Anzahl beläuft sich höchstens auf 40,000. In Friedenszeiten leben sie vereint in kleinen Gesellschaften von 100 bis 200 Mann, unter Anführern, die Morladar oder Tokdar heißen. Das Land, das sie bewohnen, ist äußerst unfruchtbar und wild, und da sie, bei ihrem Hang zum Kriege, auch keine Neigung haben es anzubauen, so ist es jezuweilen bloser Hunger, der sie zum Kriege zwingt. Sie reiten, wie die Kosacken, eine kleine, schnelle, dauerhafte Art von Pferden, die sie, wie die Kosacken, mit väterlicher Zärtlichkeit lieben. Im Kriege bleiben diese Pferde die ganze Nacht über gesattelt, und der Pindarie schläft nie anders als mit dem Zaume in der Hand. Doch ziehen sie selbst keine Pferde, sondern, was sie nicht erbeuten, kaufen sie von den Mahratten. Ihre Waffen sind Lanze und Schwerdt, nur wenige haben Flinten mit Luntenschlössern, den meisten sind sie zu schwer. Der geschickteste ihrer jetzigen Anführer ist Boksu, ein schöner Mann von 35 Jahren, athletisch gebaut, und der es sogar gewagt hat, die englischen Besitzungen anzugreifen, aber bei dieser Expedition seine zwei Pferde, Fahne, Trompete und Flinte verlohr, und kümmerlich zu Fuße sein Leben rettete.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 17. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Politik. (Fortsetzung.)

„Wenn Frankreich, außerordentliche Fälle ausgenommen, von der Continental-Politik ausgeschlossen ist, so erscheint es hingegen berufen zu der eine große Rolle zu spielen, ja den Mittelpunct dieser neuen Ordnung zu bilden. Von der Ostsee bis zum adriatischen Meere giebt es kein Schiff, welches nicht mit jedem franz. Schiffe in permanenter Allianz stünde; und es ist merkwürdig, daß selbst die Landschlachten, zwischen den Armeen der verschiedenen Mächte, ihre Vereinigung zur See nicht unterbrechen dürften, weil, was auch zu Lande vorfallen möchte, der gemeinschaftliche Feind doch immer auf dem Meere bliebe." (Es versteht sich, daß Engländ gemeynt ist.) — Das einzige neue System, welches Herr v. Pradt zu Lande Frankreich angemessen hält, ist: Neutralität und Mäßigung gegen Alle. (Gebe Gott daß dieser sein Rath befolgt werden möge, so darf Europa einer langen Ruhe entgegen sehen.) „Das europäische System, sagt er, ist in Hinsicht auf Frankreich gemacht. Ludwig XIV. und Napoleon haben es erzeugt. Sie wollten Frankreich durchaus furchtbar machen, und darum wurde es am Ende gar ausgeschlossen. — Jetzt ist seine Sicherheit ihm als Preis seiner Vereinzelung garantirt worden; allein so bald es ein Symptom persönlichen Ehrgeizes, oder das Verlangen, directen Einfluß wieder zu erlangen, blicken ließe, würde man begehrig (exigeant) gegen dasselbe werden. Es bleibt ihm also nur dreierley zu beobachten übrig: 1. es erhalte seine Unabhängigkeit, indem es jede Allianz vermeide. 2. es verstärke seine militärische Umgebung, und schaffe sich eine innere Vertheidigung. 3. es bilde eine diplomatische Schule. — Seitdem Preußen vor den Thoren von Metz steht, und das Königreich der Niederlande an die Stelle einer schwachen Abtheilung der österreichischen Monarchie getreten ist, seitdem giebt es keine Schutzmauer von dieser Seite, und man muß durchaus neue Vertheidigungsmittel zu den schon vorhandenen fügen. Die Hauptstadt von Frankreich ist der Grenze zu nahe. — Die, vormals verlassene, Linie der Somme sollte wieder hergestellt werden. Man muß die offenen Zugänge von Luxenburg nach Paris, von Basel und Genf nach Lyon verschließen; man muß im Innern Frankreichs feste Puncte und Arsenale anlegen; denn von Arras bis Perpignam und Bayonne, das heißt, auf der ganzen Länge des Reichs giebt es nicht einen einzigen festen Punct. Eine von der Grenze zurückgetriebene Armee weiß nicht wo sie sich anlehnen oder ein depot niederlegen soll." —

Das vierte Capitel betrachtet das südliche Europa, Italien, Spanien und Portugall. Von Spanien sagt Hr. v. Pradt: „dieses unglückliche Land rennt sichtbarlich einer unvermeidlichen Catastrophe entgegen. Es ist offenbar, daß eine große Revolution Spanien bedroht, und, wenn man auf den National-Character der Spanier Rücksicht nimmt, so ist klar, daß diese Revolution schrecklich seyn wird. Nie wurde mehr brennbarer Stoff gesammelt: Zwietracht im Innern, Krieg von außen, vertrockender Wohlstand, Mißcredit der nicht höher steigen kann, herrschende Plane und Ideen, die einem Lande nur verderblich werden können, Aberglaube, Absonderung, Rache, Trennung der Kasten — das ist das aufgehäufte Geräth des Verderbens, in dessen Mitte Spanien herum taumelt. Es hat kein Geld, und es bekriegt dasjenige Land, welches ihm Geld liefern wurde, wenn man es in Ruhe ließe. Es hat keine Menschen, und es schicket seine stärksten Söhne nach Amerika. Der Handel ist ihm unentbehrlich, und es giebt ihn den Corsaren Preiß. Nie gab es eine Lage dem Abgrunde näher." —

„Eigentlich hat England nur zwey große Interessen auf dem Continent, deren Eines in directer, das andere in indirecter Beziehung mit ihm steht: das von ihm geschaffene Königreich der Niederlande, und Hanover, das Familien-Königreich seiner Beherrscher. In allen übrigen, wenn das allgemeine Gleichgewicht nicht bedroht wird, ist sein Interesse fast null. Es muß Frankreich und Rußland bewachen, Portugall und Neapel schützen, von Spanien Nutzen ziehen, übrigens aber auf die Erhaltung der gewöhnlichen Verhältnisse zu den übrigen Staaten sich beschränken." —

Das fünfte Capitel vergleicht die alte

Digitized by Google

politische Ordnung mit der neuen. „Der Character der ersten war das politische Gleichgewicht. Der der jetzigen ist Mangel jener Gleichheit, die Allen schützend war. Zwei Colosse haben sich erhoben, England und Rußland. — Die Bürgschaft der Ruhe ist nicht mehr in den Sachen sondern blos in den Menschen, folglich ist sie gebrechlich, tausend Ursachen können sie vernichten. Sie besteht eigentlich nur noch im heiligen Bunde. — Aber alle Mächte befinden sich in einem Stande, den man den Zustand der eigenen Erhaltung nennen kann, und dieser Zustand verhütet Kriege und vereinfacht sehr die Räder der politischen Maschine. Wenn man sich erinnert, woher, seit dem spanischen Successionskriege, die ewigen Kriege, welche Europa erschüttert haben, entstanden sind, so findet man jetzt nichts mehr von dem allen. Es giebt keinen spanischen Thron mehr zu vergeben, noch spanische Domänen zu theilen, keine spanischen Niederlande, kein Mayland noch Neapel, kein Sardinien noch Sicilien, die Alle damals lockten. Es giebt keine österreichische Erbschaft, kein Schlesien mehr; es giebt kein Polen mehr zu theilen noch ein Bayern wegzunehmen. Der schwache halbe Mond wird friedlich regieren in den ihm vorgeschriebenen Grenzen. Folglich mangeln alle Gegenstände, die im 18. Jahrhundert Kriege verursachten. — Aber eine andere Frage ist: ob diese Ordnung der Dinge dem Interesse von Europa angemessener sey, als die, welche Napoleon beabsichtigte? — Freylich lag in seinem Plane die Obergewalt (Suprématie) Frankreichs, allein so unangenehm jede Obergewalt auch ist, so war diese doch weniger drohend (!) und eher abhülflich (remediable) als die von Rußland. (!!) Napoleons Obergewalt würde ein Ziel gehabt haben, er selbst wäre endlich gestorben, und so hätte sich alles wieder in's alte Gleis gefügt, (?) statt daß jetzt die Abhängigkeit durch die Natur der Sache bestimmt ist." (Gerade umgekehrt.) —

Das sechste Capitel soll den Geist der jetzigen Politik darstellen. „Der Sturm ist vorüber. Auf 25 jährige Erschütterung werden lange Tage der Ruhe folgen. (das gebe Gott!) Denn nur zwey Ursachen veranlassen politische Stürme: 1. Politische Rechte und Berechnungen. 2. Persönlicher Character der Lenker der Politik. Nun sind aber jetzt alle Rechte fest bestimmt; alle Staaten fühlen das Bedürfniß, das verlohrne Blut zu ersetzen; England trägt eine Schuldenlast von 20 Milliarden; Frankreich braucht, blos um jährlich 200 Millionen Interessen zu bezahlen, ein ganzes Drittel seiner Einkünfte; Preußen borgt; In Oesterreichs Finanzen herrscht Unordnung und Verwirrung — wir müssen die Armuth seegnen, welche die kostbare Frucht des Friedens trägt. Was die persönliche Stimmung der Machthaber anlangt, so ist sie feyerlich für den Frieden erklärt worden; und wenn Europa einmal zu einer Art von Vormundschaft verurtheilt war, so ist es doch tröstlich, daß die Vormünder so friedlich gesinnt sind."

„Eine eigene Rolle in der Geschichte scheint dem Kaiser Alexander aufbewahrt zu seyn, dem zweiten Gründer des russischen Reichs; er wurde es, indem er dessen Grenzen ergänzte und fest stellte. Ihm bleibt nichts weiter übrig, als das Innere des von ihm gebildeten Rahmens zu verzieren. Peter konnte nicht eigentlich die Russen civilisiren, sondern sie nur der Barbarey entreißen, und von den Sitten des Orients und der Tartarey sie zu denen des Occidents und Europa's überführen; er konnte eigentlich nur andere Menschen aus ihnen machen, als sie zuvor waren, nicht aber Menschen, die schon den übrigen glichen. Er kämpfte nur noch gegen die Barbarey und siegte, indem er, wie Friedrich sich sehr schön ausdrückte: auf sein Volk wirkte wie Scheidewasser auf Eisen. Durch diesen Sieg wurde die Civilisation eingeführt, jetzt kommt es nur noch darauf an, ihr Ausdehnung zu geben, und das ist es, woran der Kaiser Alexander auf eine Art arbeitet, welche den Dank der Welt wie seines Volkes verdient."

„Es giebt aber auch noch Nebenumstände, welche den Frieden verbürgen. Unter den Monarchen, welche ihn proclamirt haben, herrscht eine doppelte Gleichheit, die des Alters, und die der erlebten Schicksale. Drey derselben stehen in der Mitte ihrer Laufbahn. Das lange Leben, welches ohne Zweifel der Himmel ihnen bestimmt, und welches wir alle so herzlich wünschen müssen, wird beitragen ihr Werk zu befestigen. Dieselbe Wirkung verdanken wir den beständigen Annäherungen, die seit fünf Jahren zwischen ihnen statt gefunden haben. Je glorreicher und schwieriger das Werk war, je mehr werden sie alles anwenden, um es dauerhaft zu machen. Sehr merkwürdig ist auch daß, durch den auffallendsten Wandel des Glücks, vier dieser Fürsten die Macht wieder erlangt haben, die ihnen entrissen war, oder deren ansehnliche Verminderung sie zu fürchten hatten. Ohne von Frankreich zu reden, hat man die Hauptstädte Rußlands, Oesterreichs und Preußens occupirt gesehen; man hat die Unglückschwangern Wort: ertönen hören: dieses oder jenes Haus hat aufge-

hört zu regieren; man hat an mehr als einem Orte fürchten müssen, nichts weiter zu behalten, als was der Sieger lassen wollte. Selbst England, obgleich von den Elementen geschützt, war nicht immer sicher. Welche Lehren der Mäßigung! noch verstärkt durch das Schicksal jenes Unmäßigen! dergleichen hatte sich noch nie vor den Augen der Menschen zugetragen. Wer dem Sturm entgangen ist, stellt sich nur mit Vorsicht neuen Stürmen blos. — Muthmaßlich werden die politischen Geschäfte sich lange Zeit auf schiedsrichterliche Aussprüche und freundschaftliche Vermittelungen beschränken. — Was aber noch mehr als alles übrige einen langen Frieden verbürgt, das ist das jetzige allgemeine Streben nach Handel und wechselseitigem Verkehr der Völker. — Europa gleicht jetzt einem Schiffe, auf welchem, nach dem Sturme, Jeder das seinige wieder zusammen sucht. Und so wird aus dem wüthendsten Kriege, den Europa jemals erfahren, der längste Friede hervor gehen, den es jemals genossen hat. Auch die Einrichtung repräsentativer Verfassungen wird ein mächtiger Hebel seyn, den Frieden zwischen den Nationen zu erhalten."

Das siebente Capitel handelt von den allgemeinen Angelegenheiten der Zukunft. Hier werden Amerika zwei Regeln vorgeschrieben: 1. sich aller Theilnahme an den europäischen Angelegenheiten zu enthalten, 2. nicht zu dulden, daß Europa sich in die Seinigen mische.

Von Rom sagt Herr v. Pradt, es befinde sich, ohne es zu wissen, mitten in einer Revolution, die es von allen Seiten umspinne, deren Grund es nicht erkenne und deren Folgen es nicht ahne. Es habe die Religion an den Rand des Abgrundes geführt.

Das achte Capitel beschäftigt sich mit der Erklärung des Aachner Congresses. Hier fragt Hr. v. P., „was ist das für ein neues Tribunal, welches sich über Europa erhebt? sind es Amphictyonen? worauf gründet es seine Autorität? wo ist die Grenze derselben? wer wird sie in Bewegung setzen? wem kommt es zu? auf wen kann dies Tribunal wirken, wenn nicht auf sich selbst? denn Europa ist in ihm, alles übrige ist nichts neben diesen fünf Mächten. Wenn Zwistigkeiten zwischen ihnen selbst entstehen, wie werden die Getrennten sich einigen, um eines Sinnes zu werden? und wie können sie einig bleiben ohne eines Sinnes zu seyn? (unis sans accord) man sieht, alles dies ermangelt der Genauigkeit und der Klarheit, dieser beiden Elemente der diplomatischen Sprache."

„Der Hauptartickel fehlt in jener Erklärung ganz, nemlich der, welcher die mögliche Zwischenkunft der Mächte bei innern Unruhen eines Landes betrifft. Bis zu welchem Grade geben solche Unruhen ein Recht sich hinein zu mischen? hat Ein Theil das Recht, an eine solche Zwischenkunft zu appelliren?" (man sieht, daß Herr v. P. besonders Frankreich im Auge hat, wo er die Möglichkeit innerer Unruhen ahnet, ohne es sagen zu wollen. Allein er mangelt nicht zu erinnern, daß Jeder im Innern unabhängig seyn müsse, und sonst nichts unabhängiges existiren würde, als das Recht des Stärkern.) „Wenn eine große Veränderung in der Regierungsform eines Landes vorginge, gabe das ein Recht zur Zwischenkunft; würde man ein Volk zwingen, Einrichtungen, oder auch Personen, anzuhängen, mit welchen es erklärt hätte sich nicht vertragen zu können?" (hier hatte er offenbar die Bourbons im Auge.) „Zu solchen Fragen ist man um so mehr berechtigt, da viele Phrasen der Aachner Erklärung an den heiligen Bund erinnern, den man bey seiner ersten Bekanntmachung, die Apocalypse der Diplomatik genannt hat. — In dem ganzen Ton einiger diplomatischen Actenstücke hat man einen Hang zur Mystik zu erkennen geglaubt, der in der Politik dieselbe Wirkung hervorbringt, als der Ossianismus in der Literatur. In beiden Fällen ist die Gattung falsch. Den Hauptplatz der Welt muß man weder hinter Wolken noch über Wolken aufschlagen. — Die großen Interessen der Nationen können nicht mit Fantomen behandelt werden. Die Politik liebt feste Körper, und überläßt dem Ixion eine Wolke zu umarmen."

Das neunte Capitel soll den Geist der europäischen Völker zeigen. Er soll ganz constitutionell seyn, das heißt: den willkührlichen Regierungen durch feste Einrichtungen Schranken setzen, da jene den neuen Völkern unerträglich schienen, weil sie mit der, von ihnen erklimmten, Stufe der Civilisation unvereinbar sind. — Aber es gilt gleichviel (meynt Hr. v. P.) ob die Völker gar keine Constitutionen haben, oder ob sie ohne ihre Theilnahme gemacht worden sind. Diese Theilnahme sey durchaus nothwendig. — Täglich sehe man neue, constitutionelle Staaten entstehen. Diese Ordnung der Dinge habe die Majorität von Europa für sich, denn von 150 Millionen Einwohnern, welche, die Türkey ausgenommen, Europa in sich schließe, würden bereits 80 durch Constitutionen

regiert. (Wir zweifeln an der Richtigkeit dieser Rechnung, denn, außer England, Frankreich, der Schweitz, Polen und einigen kleinen deutschen Staaten, kennen wir kein europäisches Land, wo eine Constitution eingeführt wäre; diese haben aber alle zusammen noch keine 60 Millionen Einwohner. Wäre aber auch die Rechnung richtig, nun so müßte man ja schon gar deutlich erkennen, welch' eine höhere Glückseligkeit unter diesen achtzig Millionen, mit jenen Siebzigen verglichen, zu finden sey? davon ist aber noch nichts zu merken, und wenn ein rechtlicher Mann, unter sonst gleichen Umständen, die Wahl hat, ob er lieber in Oesterreich und Preußen, oder in Frankreich leben wolle? so wird keiner schwanken, das erstere vorzuziehen. Denn man lese nur die saubern Facta, die fast täglich in der bibliotheque historique u. a. m. aufgestellt werden.) —

Daß die constitutionelle Verfassung bald allgemein seyn werde, daran zweifelt Hr. v. Pradt nicht, denn, sagt er: „wie könnte die Eine Hälfte von Europa auf eine Weise regiert werden, die der der andern Hälfte gerade entgegen gesetzt wäre?" (Der gute Mann vergißt, daß er in seinem Werke über die Colonien ausdrücklich gesagt hat: vermuthlich würden in Amerika neben den Republiken auch Monarchien entstehen; denn die Natur liebe die Mannichfaltigkeit.) —

Blick auf die Oesterreichische Litteratur.
(Eingesandt)

Die Oesterreicher bleiben doch unsere lieben Landsleute, wenn man gleich uns andere Deutsche in Wien nicht selten mit der Frage in Verlegenheit setzt: „Sie kommen halter aus Deutschland?" Als Deutsche und als fortschreitende Mitmenschen muß uns ihre Literatur interessiren, wovon oft die besten Producte in Nord-Deutschland wenig bekannt werden. Daher kömmt es wohl, daß man ihnen bald Stillestand in der Aufklärung, bald eine geistige, zu strenge Gängelung nachsagt. Wir erlauben uns in dieser Rücksicht einige vielleicht fortzusetzende Mittheilungen, über die dortige neuere Literatur, wobei wir uns besonders der in Wien erscheinenden Chronik der Oesterreichischen Literatur mit bedienen. Was zuerst die literarische Productivität anlangt, so hat man diese gegen frühere Jahre ergiebiger gefunden, und die Anzahl der im Leipziger Ostermeßcatalog von 1818 angezeigten Oesterreichischen Werke, beläuft sich auf 217, worunter weder die Nachdrücke, (schreibe leider! Nachdrücke) Gebetbücher, noch Zeitschriften, und andere Bücher aus Tyrol, Salzburg ꝛc. begriffen sind. Der Verlagsorte sind nur wenige: Wien, Prag, Gráz, Pesth und Linz.

Außer den früher bekannten Zeitschriften, wie die Vaterländischen Blätter u. s. w. ist im vorigen Jahr eine Kärntnerische Zeitschrift, und in Ofen eine dergl. unter dem Titel: „Zeitblätter für Freunde wahrer Menschenbildung," erschienen, an welcher letztern Catholiken und Protestanten mitarbeiten sollen.

Denen, die sich gern in das Mittelalter versetzen, wird ein artistisch-historisches Werk willkommen seyn, das die Brüder Köpp von Felsenthal, unter dem Titel: „Historisch-malerische Darstellungen von Oesterreich" angefangen haben. Die erschienenen 28 Blätter enthalten lauter Gegenden, Schlösser und Ruinen vom Herzogthum Oesterreich, und die treffliche Ausführung wird sehr gerühmt. Der historische Text ist deutsch und französisch. Als diese und andere Schlösser in Deutschland überall zu hunderten auf den Höhen thronten; wie mag es da in den Hütten der Armuth und des Frohndienstes in den Thälern ausgesehen haben. Ein mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden der Oesterreichischen Monarchie, mit Kupf. ist jetzt bis zum 7. Jahrgang gediehen. Für die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, hat der Historiograph Herr von Hormayr einige Bände, als Fortsetzung von Millots allgemeinen Weltgeschichte geliefert. (Keine leichte Aufgabe, wenn man die beengenden Verhältnisse einer nahen Zeit, und seiner Vorgänger berücksichtigt, von dem sein Freund d'Alembert sagte, daß er bei diesem Abbé die wenigsten Vorurtheile gefunden habe.)

Ein Dr. Belteki hat in lateinischer Sprache eine systematisch-praktische Uebersicht der zahlreichen Mineralquellen von Siebenbürgen bekannt gemacht. Er klagt, daß die Siebenbürgen doch lieber andere Bäder, als ihre eigenen, besuchen. Freilich giebt es dort nicht die Luxusreize der berühmten Bäder. Der Recens. bemerkt hiebei: „Glückliches Erdélyen, „das aus seinen Heilquellen bis jetzt nur noch Gesundheit strömt, und nichts von alle dem kennt, „womit zu Spaa, zu Achen, zu X und Y mancher „vergiftet wird, der dort sein verlohrnes Heil sucht." Als Sonderbarkeit bemerken wir, daß der Verf. unter den Krankheiten auch eine Febris amatoria, Liebesfieber, anführt. Die es haben, wollen wohl selten kurirt seyn.

Für die Mineralogie, die seit 15 Jahren so viel Fortschritte gemacht hat, ist eine zweite Auflage von

dem Mineralogischen Handlexicon des verdienten Studiendirectors Zappe erschienen. Bei der Mühsamkeit solcher Werke erinnert der Rec. an das Bonmot des ketzerischen Lord Bolingbroke. Dieser sagte: „Wenn er der Schwachheit zu beten fähig wäre, so „würde er Gott auf den Knien dafür danken, daß „er Leute [illegible]auf, die sich der Mühe unterziehen konn„ten, die Wörter von vorne zusammenzureimen, d. h. „ein Wörterbuch zu compiliren."

Für die Jugend hat ein Herr Knieschek in Prag, (als ersten schriftstellerischen Versuch) „Fa„beln und Erzählungen zur Bildung des „Verstandes und Besserung des Herzens herausge„geben. Wir schreiben folgende ab: Der Wet„terhahn und der Eisbock. Bei einem star„ken Eisstoße klagte der Eisbock dem Wetterhahn „auf einem Brückenthurme seinen elenden Zustand, „daß er schon theilweise zertrümmert und beschädigt „sey. Wem kannst du dieses Unglück wohl anders „zuschreiben, als dir selbst? sagte der Wetterhahn; „denn würdest du früher schon dem stürmenden Eise „nachgegeben haben, so wäre noch Hoffnung gewe„sen, daß du zu einer andern Bestimmung als noch „brauchbares Holz hättest verwendet werden können. „Meine Art zu handeln bestätigt schon seit 20 Jah„ren die Wahrheit meiner Rede. Nein, sagte der „Eisbock, ich will meiner Bestimmung getreu, so „lange ich Stärke und Festigkeit habe, standhaft die „Gefahren von der Brücke abwenden, wenn ich nur „mit der Ueberzeugung ende, so lange ich war, mei„ne Schuldigkeit gethan zu haben. Kaum hatte er „dieses gesagt, so geschahen neue weit stärkere Stö„ße, welche ihn für immer zertrümmerten." (Die Idee ist trefflicher als die Ausführung.)

Von Pelzels Geschichte der Böhmen ist die vierte bis zur neuesten Zeit fortgesetzte Auflage erschienen, bei der uns folgende Anmerkung des Rec. in der Chronik der Oesterreichischen Literatur einer Anführung werth scheint. „Die böhmischen und „österreichischen Erbländer waren reifer und eben da„rum empfänglicher für Josephs weise Reformen; „dagegen die Niederlande, Ungarn und Tyrol sich „wider dieselben sträubten. Die Zeit ist noch nicht „gekommen, wo der historische Pragmatismus Jo„sephs Regierung richtig würdigen kann. Seine „Reformen hatten den Ländern der Oesterreichischen „Monarchie einer gewaltthätigen Umwälzung über„hoben; denn Joseph II. hatte bessere Anerkennung „und gesetzliche Sicherung bürgerlicher Rechte schon „selbst gegeben." (Dieses Anerkenntniß der großen Verdienste des hochherzigen Kaisers ist sehr erfreulich. Aber diese Stelle giebt auch sonst noch viel zu denken. Warum war Tyrol, Ungarn, Belgien nicht empfänglich? Weiß man denn nicht, was für Aberglaube und Pfafferei noch dort herrscht. — Warum soll es noch nicht Zeit seyn, Josephs Regierung ganz zu würdigen? Giebt es dort noch immer Migazzismus und heimlichen Jesuitismus? Giebt es dort noch Paters Fast? Mazzioli? Pochlin? Schwerlich; wenigstens in einer modernern Façon. Damit man aber wisse, wider was für Leute der große Kaiser zu kämpfen hatte *), so wollen wir nur ein paar von den tollen Sätzen jenes Pater Fast anführen: 1) Quodlibet corporis dominici, (Christi) membrum separatim adorandum est, ne illo quidem excepto, unde Praeputium desumtum est. (Cathol. Prüfung 12 Stück 10 S.) 2) In casu collisionis sanam rationem inter et revelationem, rationi renuntiandum est. Da es nur von den Priestern abhängt, was sie als Offenbarung bezeichnen wollen, so mußte die gesunde Vernunft der Laien nach diesem Satze tüchtig in die Klemme kommen. 3) Sancti, qui miraculis suis ipsum Deum excellunt, majori quoque candelarum accensarum numero jure optimo, quam ipse Deus, honorantur. Cathol. Unter. 3. 24. S.) 4) Ad bella, quae relig. occasione exarsere, evitanda, inquisitionis sacrae rogi saluberrimi plurimum valent. (!) Wie froh muß man in Oesterreich seyn, diese Zeiten überstanden zu haben; und vielleicht ist es Franz II. vorbehalten, zu den bürgerlichen Rechten Josephs II., einige politische Rechte für seine dafür empfänglichen Länder beizufügen, und das erste Geschenk durch das zweite (noch mehr im Werthe zu heben.)

Für das Oesterreichische bürgerliche Gesetzbuch, das neben andern, und unter andern in der Erbschaftslehre einen so rühmlichen Platz verdient hat, ist ein neuer nützlicher Commentar von Michael Schuster erschienen, der den frühern mehr theoretischen, den Rang im praktischen abgewinnen will. —

Für Verbreitung heller Ideen in jenen Ländern dünkt es uns überaus zuträglich, wenn Blumenlesen oder Chrestomathien aus den besten deutschen Autoren über alle Interessen des Lebens immer häufiger werden, und wenn sich viele Lesevereine bilden.

Eine Bildungsschrift dieser Art, ist unter dem Titel angefangen worden: „Aussprüche der

*) Das erste Circulär wollte kein Hofrath der Oesterreich-Böhmischen Hofcanzlei unterschreiben; und der blaue Canzleistyl entstellte des Kaisers beste Ideen und Absichten.

„Weisen über Menschenwohl. Für gebil„dete lichtfähige Jünglinge. 18 Heft: Ueber Gott „und Unsterblichkeit." Hier sind Stellen aus den hellen protestantischen Schriftstellern mit aufgenommen. —

Von des Consistorialrathes Glaz in Wien: „Nachrichten über die Feier des dritten Jubelfestes „der Reformation in den sämmtlichen k. k. österrei„chischen Staaten" haben bei fünf Tausend Exemplare gedruckt werden müssen. — In Wien ist eine theologische Leihbibliothek errichtet worden.

Im Innviertel scheint sich durch mancherley Lesegesellschaften größere literarische Cultur zu verbreiten. Die Lesegesellschaft in Ried soll sich auszeichnen. Dieser Ort rühmt sich einer ausgezeichneten Dichterin Frau von Susan, geb. Salzer mit Namen, die in mehrere Journale Beiträge liefert. Möge Oesterreich, dieses schöne Land, im Literarischen immer mehr jenem politischen Spruche nachstreben: „Oesterreich über Alles!"

Militairische Gegenstände.

So eben ist in französischer Sprache erschienen: Geschichte des Krieges, den die Franzosen in Deutschland im Jahr 1813 bestanden haben, nebst einem militairischen Atlas, vom General v. Vaudoncourt. Es versteht sich, daß die Beurtheilung militairischer Operationen ganz außer unserm Kreise liegt. Ohne Zweifel wird das Buch unter dem deutschen Militair viele geschickte Beurtheiler und Widerleger finden. Wir halten uns blos an den Nationalgeist, der darin spukt.

„Mit dem Feldzuge von 1812" so hebt die Einleitung an, „hatte man den ersten Act des großen politischen Drama's spielen sehen, in dessen Einem Zwischenacte wir uns noch jetzt befinden, und dessen Ende vielleicht eben so schwer voraus zu sehen ist, als dessen Entwickelung." (Herrlich! also höchstens drei Acte sind erst gespielt worden? und was der Herr General Vaudoncourt von den beiden letzten Acten hofft, giebt er oft deutlich genug zu verstehen.) — „Eine mächtige Parthei in Deutschland, die ihre Plane unter dem Mantel des Patriotismus zu verstecken wußte, hatte Gährung in allen Classen der Gesellschaft verbreitet. Diese Parthei, die sich schon ein Jahr früher stark genug glaubte, um ein Bündniß gegen das französische Kaiserreich zu bewirken, war, durch die Erscheinung der französischen Armeen an der Oder, und besonders durch die nach Moscau führenden Siege, für den Augenblick zum Schweigen gebracht worden. Aber die großen Verluste, die Frankreich erlitt, und die übertriebene Einbildung von der Macht eines Feindes, (nemlich der Russen) der sein Glück durch Vorgauckelei von Siegen zu bedecken suchte — (bravo Herr Franzos!) — belebte den Tugendbund und dessen Hoffnungen aufs neue. (Die gewesenen Mitglieder dieses gewesenen Bundes werden lächeln, wenn sie lesen, welchen gewaltigen Einfluß der Herr General ihnen zuschreibt. In Deutschland wissen wir nichts davon.) —

„Die politische Lage von Europa, und die Richtung, welche der Tugendbund dem öffentlichen Geiste in Deutschland gab, waren dem englischen Ministerium nicht entgegen. Es hezte aus allen Kräften."

„Schon als unsere Armeen Preußen durchwanderten, war es leicht voraus zu sehen, daß, wenn wir unglücklich wären, diese Macht von uns abfallen würde. Nicht als ob die öffentliche Meinung in diesem Lande dem constitutionellen Frankreich zuwider gewesen wäre — (wo war denn damals das constitutionelle Frankreich?) — denn vernünftigerweise kann man doch nur diejenige Meinung die öffentliche nennen, welche die Masse der Bürger hegt." (und diese wäre Frankreich nicht zuwider gewesen?) — „Aber diejenigen beiden Klassen, die unter allen despotischen Regierungen — (Preußen eine despotische Regierung!) — den Titel Nation usurpirt haben, der Adel und die Armee, hatten dem französischen Namen unversöhnlichen Haß gewidmet." (Und mit Recht.) — „Der Adel sah in der Entwickelung des constitutionellen Systems den sichern Vorboten des unvermeidlichen Sturzes des gothischen Feudalwesens." (Der Adel muß ein ganz besonderes Fernrohr gehabt haben, wenn er unter Napoleon ein constitutionelles System sich hat entwickeln sehen.) „Die bei Jena zerstreute Armee litt durch die Entlassung, zu welcher der Souverain nach dem Tilsiter Frieden sich gezwungen gesehen hatte. Auch hatten diese beiden Classen schon 1811, im Verein mit dem, in ihrem Schooße und unter ihrem Schilde entstandenen, Tugendbunde die Regierung zu einem Bündniß mit Rußland verleiten wollen." —

„Während des ziemlich ruhig verfließenden Feldzuges (1812) setzte die antifranzösische Parthei ihre Schleichwege durch ganz Deutschland fort, und die Wirkung derselben ließ sich sogar unter den mit uns fechtenden deutschen Truppen spüren, wie jeder französische Militär weiß, der damals mit ihnen in Verbindung gestanden." (Ein ehrenvolles Zeugniß für die deutschen Truppen.) „Woher dieß Mißvergnügen? in dem Widerwillen gegen einen in der Ferne geführten Krieg darf man es nicht suchen

Digitized by Google

(Die Ursache ist sehr leicht in der Nähe zu finden. Jeder rechtliche Mann fühlte das Drückende des französischen Joches. Das ist das ganze Geheimniß.) — „Der Tugendbund bot alles auf, um die Volksmasse zu bewaffnen. — Am meisten schrie er über das Königreich Westphalen und über das französisch gewordene linke Rheinufer. — Man schämte sich nicht, zu sagen und zu schreiben, daß Frankreich jederzeit friedlich gegen Deutschland gesinnt gewesen." (und ist es denn nicht wahr?) „Im Grunde konnte man Frankreich nur seine, seit 20 Jahren erfochtenen, glänzenden Siege nicht verzeihen." (Die Siege würde man ihm längst verziehen haben, aber die Ketten, welche jene Siege brachten, die konnte man nicht verzeihen.) Der Herr General sucht nun zu beweisen, daß Deutschland immer der angreifende Theil gewesen.

Bei Gelegenheit der schimpflichen Flucht aus Rußland, die der Herr General einen Rückzug nennt, heißt es: „Wenn einst der Prinz Eugen diejenigen Jahre erreicht haben wird, wo der Mensch nur noch in seinen Erinnerungen lebt; wenn er sich die Thaten in's Gedächtniß rufen wird, die seine, noch weit mehr rühmliche als glänzende Laufbahn bezeichnet haben; so darf er mit Bewußtseyn und Wahrheit sprechen: Die 20 Tage, welche ich zu Posen zugebracht, gehören zu den schönsten meines Lebens; denn es sind diejenigen, wo er dem Vaterlande am nützlichsten gewesen." (?)

Eine der größten Unverschämtheiten befindet sich Seite 28, denn da sagt der Verfasser: „er habe erwiesen, daß die im Jahr 1813 in Preußen gesammelte Armee eben so wenig freiwillig gewesen, als die Requisitionen des National-Convents und die darauf folgende Conscription." (Bester Herr General! wären Sie im Jahr 1813, so wie wir, in Preußen gegenwärtig gewesen, so würden Sie Ihren letzten Blutstropfen dazu verwenden, um noch ein wenig Schaamröthe auf ihre Wangen zu pinseln.)

Seite 40 und folgende giebt der Verfasser sich alle Mühe, das preußische Man fest Punkt für Punkt zu widerlegen, theils durch elende Sophistereyen, theils durch das Erinnern an Versprechungen, die man früher dem entwaffneten Preußen abgezwungen hatte.

Auch sogar das schändliche Benehmen gegen das Lützowsche Corps weiß der Verfasser zu vertheidigen. Er sagt, das Factum sey auf die gehässigste Weise von den Preußen verunstaltet worden, und Blücher habe sich desselben zum Vorwande bedient, um den Waffenstillstand 5 Tage vor dessen Ablauf zu brechen, ob er schon recht gut die Wahrheit gewußt habe. Der Major Lützow habe am 29. May auf den verschiedenen Straßen Thüringens kleine Convois aufgehoben, und über die Gefangenen, die er nicht mitnehmen konnte, disponirt, das heißt: er habe sie erwürgt (égorgé). — (Infame Anschuldigung, für welche der Herr General durch einen Corporal gezüchtigt zu werden verdiente.) Am 7. Juni sey er mit Woronzow und Czernischeff vor Leipzig gewesen, dort habe er den Waffenstillstand erfahren, dem zufolge die beiden russischen Generale sich über die Elbe zurückgezogen hätten; er aber sey dennoch mit seinem Corps bis Hof gegangen, und habe nach wie vor die Gefangenen beraubt. (dépouillé). Endlich habe er sich von allen Seiten abgeschnitten gesehn, und nun erst habe er den Waffenstillstand zum Rückzug benutzen wollen u. s. w. Das sey das Factum, welches man für die Franzosen als schimpflich ausgeschrien. Darauf gebe es nur Eine Antwort: Im Jahr 1806 hätten preußische Officiere, die auf ihr Ehrenwort Kriegsgefangene gewesen, im Rücken der Armee die Waffen ergriffen, und Einer derselben sey bei Usedom getödtet worden, welches er überrumpeln wollen. „Man stelle uns dergleichen Tha„ten entgegen! Man citire uns militärische Conven„tionen und Capitulationen die wir gebrochen hät„ten?" (O ihr armen zwei Tausend Türken von El Arisch! die Napoleon niederschießen ließ, nachdem er durch eine Capitulation sich anheischig gemacht hatte, Euch sicher zu geleiten, schreit herauf aus dem dürren Sande, wo die syrischen Geyer Eure unbegrabenen Körper verzehrten!) —

Von der Schlacht an der Katzbach sagt der Herr General: „sie stellt das ziemlich seltene Resultat der Verbindung zweier großen Fehler dar, die von beiden Feldherren begangen wurden. Der, welcher des größten, des unverzeihlichsten Fehlers sich schuldig gemacht hatte, wurde geschlagen, wie recht war. Der General Blücher hatte seinen Angriffsplan gegen alle strategische Regeln entworfen. Bei der schiefen Stellung, welche die französische Armee längs der Katzbach einnahm, war augenscheinlich, daß deren Communication mit den Truppen in Sachsen von dem rechten Flügel ausging, der zu Goldberg stand. Dieser hätte also angegriffen werden sollen u. s. w. Aber der Erfolg hat diesen Fehler bedeckt. Vielleicht wird der Partheygeist ihn leugnen, und nur die Nachwelt wird in letzter Instanz über die Lorbeeren des Fürsten von Wahlstadt richten. Vom Herzog von Tarent hingegen bleibt es unbegreiflich, wie er seine Armee in einer Stellung

hat in den Kampf verwickeln können, die, wenn man nur einen Blick auf die hier beigefügte Charte wirft, auf einem Flächenraum von 36 Quadratmeilen die einzige war, in der man es nie hätte wagen dürfen, sich zu schlagen u. s. w." —

Auch der General Wrede kommt, wegen der Schlacht von Hanau, übel weg. „Sein Benehmen war weniger zu entschuldigen, als das des Admiral Tzschidschaow an der Beresina, denn dieser hatte doch wenigstens einen morastigen Fluß vor sich, den der Feind passiren mußte." — „Es ist jederzeit unklug, selbst bei gleichen Streitkräften, wenn man sich auf die einzige Rückzugslinie des Feindes stellt, um so mehr, wenn man um die Hälfte schwächer ist." — „Es ist unbegreiflich, daß der Kaiser Napoleon seine ungeheuren Vortheile nicht entscheidender benutzte. Hätte er, statt zwei Bataillons, zwei Armeecorps nach Neuhof geschickt, so mußte die österreichisch-bayrische Armee entweder die Waffen niederlegen, oder sich in den Strom stürzen." —

Aus diesen wenigen Proben wird man den Geist, der in diesem Werke herrscht, hinreichend erkennen. Das übrige müssen wir der Beurtheilung verständiger Militärs überlassen.

Literarische Notizen.

Der Doctor Schlottmann hat dem Congreß zu Aachen politische Aphorismen, zur Beherzigung empfehlen. In dem Vorwort zu dieser Schrift wird Merkel eben so drollig als passend ein Politischer Musterreuter genannt. Das Büchlein, wenn es gleich in Aachen nicht beachtet worden, enthält manches was Nachdenken erregt. So z. B. erinnert der Verfasser, daß Frankreich die Inschriften seines großen Buches um 30 Millionen vermehrt hat, und dennoch der Börsenwerth dieser Inschriften beträchtlich in die Höhe gegangen sey, da hingegen vor 30 Jahren die französische Regierung in einem Deficit von 54 Millionen zu Grunde gieng. Folglich werde die Lage eines Verschuldeten dadurch besser, daß er Schulden auf Schulden häufe. — Dauerhafter Credit sey nur allein von einer repräsentativen Verfassung zu hoffen. — Jedes Volk habe das Recht sein Hauswesen nach Gutdünken einzurichten, vorausgesetzt, daß es keine Grundsätze aufstellt, die der allgemeinen Vernunft widersprechen, und folglich unverträglich sind mit der Sicherheit, der Ruhe, der Civilisation ihrer Nachbarn. (Das heißt nichts gesagt. Was ist denn allgemeine Vernunft? wer soll denn entscheiden, ob irgend ein aufgestellter Grundsatz der allgemeinen Vernunft zuwider ist? Wer darf sich anmaßen, die allgemeine Vernunft am Schnürgen zu haben?) — Um dem Völkerrechte einen directen Bürgen zu geben, soll ein Ritterorden gestiftet werden, dessen Mitglieder das formelle Gelübde ablegen, über des Völker-Rechts Handhabung zu wachen. (Kurios!) Bey der unersättlichen Lüsternheit unsers Zeitalters nach Besternungen und Behänderungen würde der Orden sehr gesucht seyn. Man habe zwar schon alle Formen erschöpft, aber wenn die Noth am größten sey, sey die Hülfe am nächsten. — Die Kaleidoscope wurden erfunden. — Die wahre Geistlichkeit unsers Zeitalters sollen die Schriftsteller seyn; diese wären die Priester der Mündigen, wie Pfarrer die Philosophen der Unmündigen. Von ihnen gehe wesentlich die Meynung aus, welcher alle Stände früher oder später Gehorsam leisten, und die in letzter Behörde die Welt regiere. — Es sey voraus zu sehen, daß diejenige Macht, welche die Gelehrten und die Schriftsteller zu freywilligen Bundesgenossen habe, den meisten Einfluß auf Europa ausüben werde. Un: welche Macht? versteht sich, diejenige, die repräsentative Verfassungen einführt. Es sey zwar jetzt nirgens in Deutschland Druck oder Gewalt zu spüren, auch werde der Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge unfehlbar mit Widerwärtigkeiten verknüpft seyn; aber — das junge Paar wolle sich verheyrathen, es koste was es wolle. Daß das Menschengeschlecht immer neu gebohren werde, sey Gesetz der Natur; auf den Frieden der Ehe scheine es nicht gemeynt. (Also — möge es drunter und drüber gehen — nur immer Hochzeit gemacht!) — Die folgende, auch hier ausgesprochene, Wahrheit, findet immer mehr Bekenner: Karls des Großen Völker-Recht war kaum gelinder als jenes der Kannibalen." —

— Bouterweck sagt im zehnten Bande seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit von der Literatur des 17. Jahrhunderts: „Lange Perioden eines falschen Geschmackes, und mannichfaltige Bestreburgen, durch die nichts gebessert wurde, kommen auch in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit anderer Nationen vor; aber von einem solchen, über ein Jahrhundert herrschenden Enthusiasmus für einen falschen Geschmack, von so viel Bewundernswerthem und Trefflichem unter dem Trivialen und Schlechten, und von einer so unermüdeten Afterkritik, die das Schlechte durch Grundsätze zu befestigen beflissen war, weiß die Literatur anderer Nationen nichts." (Der falsche Geschmack und die Afterkritik sind auch jetzt wieder im Schwange, und es könnte leicht kommen, daß sie abermals über hundert Jahre herrschten.)

Druckfehler.

No.	8.	Seite	57	Spalte 1 Zeile 32, statt Montbrillard lies Montbeillard.
—	—	S.	61	S. 1 Z. 4, st. einen l. einem.
No.	9	S.	67	S. 2 Z. 41, statt speyen. l. schreyen.
—	—	S.	72	S. 1 Z. 16, st. unter l. über
No.	10	S.	76	S. 2 Z. 39 statt gleichfriedliche l. gleichfeindliche.
—	—	S.	79	S. 1 Z. 9 statt zweymal von, l. zweimal vor
—	—	S.	80	S. 2 Z. 30, statt Sentention l. Sententien.
No.	11	S.	85	S. 2 Z. 6, statt nach unsern l. noch in unsern.
—	—	S.	—	S. — Z. 8, statt noch in l. nach.
—	—	S.	86	S. 1 Z. 33, st. seinen l. seine.
—	—	S.	—	S. — Z. 38, st. an l. von.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 18. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Februar.

Politik. (Beschluß.)

Das zehnte Capitel handelt von den Armeen und von den öffentlichen Schulden. „Ich will von zwey großen Lasten, oder vielmehr von zwei großen Wunden reden, die Europa peinigen; Wunden, die den alten Völkern unbekannt waren: ich meyne die stehenden Heere, und die öffentlichen Schulden, die eben so stehend sind als jene. Im Frieden wie im Kriege ist Europa ein Lager, verderblich im Frieden wie im Kriege. Alles ist mit Soldaten bedeckt im Frieden wie im Kriege. Kein anderer Unterschied zwischen Frieden und Krieg, als daß man bei jenem in Casernen, bei diesem unter Zelten wohnt; aber in beiden Fällen bleibt der Abgrund für die Staaten offen stehen. — Daß ein Staat so viele Vertheidiger unterhalte, als er deren bedarf, ist natürlich und billig; das Uebel liegt blos in der Uebertreibung, die vorhanden ist, sobald kein Nutzen, sondern vielmehr Gefahr und Ueberlast herbei geführt werden. Unnütz sind die großen Heere, so bald sie überall nachgeahmt werden können. Von Xerres an bis auf Napoleon, haben sie stets deren vorgefunden, die ihnen gewachsen waren. Oder sind etwa die großen Heere lenksamer, hurtiger als die kleinen? gewiß nicht; sind sie entscheidender? eben so wenig. 22000 Mann gaben auf den pharsalischen Gefilden Cäsar'n die Herrschaft der Welt, gegen die 44000 des Pompejus. Alexander besiegte Asien mit 33000 Mann, mit dieser Hand voll Menschen richtete er aus, was Tamerlan und Gengis-Chan nur bewirkten, indem sie ganze Völker nach sich schleppten. Zehntausend Mann entschieden bei Jovy zwischen Heinrich IV. und der Ligue. Cromwell commandirte nicht 30000 Mann, als er Herr von England blieb. Condé rettete Frankreich bei Rocroy und demüthigte Spanien mit weniger als 20000 Streitern. Türenne sagte, er sey verlegen, wenn er 30000 Mann zu befehligen habe. Die Anzahl der Soldaten giebt also nur eine relative Stärke. Kann man ihnen eben so viel entgegen stellen, wozu dient dann die Anzahl, als nur um sich von beiden Theilen zu ruiniren? der Sieg wird alsdann dem letzten Thaler angehören, und ein solcher Sieg ist nicht schmeichelhaft weder für den Muth noch für den Geist. Heinrich IV. hat nie mehr als 20000 Mann unterhalten, und er war von ganz Europa hochgeachtet, und er stand im Begriff, Europa eine neue politische Verfassung zu geben. Sully war Großmeister einer Artillerie, die weniger Kanonen zählte, als jetzt eine Division. Ludwig XIII. stellte 80000 Mann, und seine Finanzen fühlten es empfindlich. Da trat endlich Ludwig XIV. auf, und zeigte dem erschrockenen Europa Armeen von 4 bis 500000 Mann, ausgehoben aus einer Bevölkerung von 18 Millionen; entsetzliche Last! und ansehnlicher als die, welche Napoleon durch seine 800000 Mann auflegte, denn er zählte bis 42 Millionen Unterthanen In den Kriegen von 1740 und 1756 hat Ludwig XV. Armeen von 400000 Mann auf den Beinen gehalten. Was ist in beiden Zeiträumen daraus entstanden? ein verhältnißmäßiger Zuwachs der Streitkräfte des Feindes; Sinken der Bevölkerung; Ruin der Finanzen und endlich ein Utrechter Friede und einer von 1763, beide vom Feinde vorgeschrieben. Zu Ende des spanischen Successionskrieges unter Ludwig XIV. mußten Weiber das Feld bearbeiten. In dem unsinnigen Kriege von 1756 unter Ludwig XV., wurde der ehrbare Rollin, Rector der Universität, von Werbern gekapert; denn man fing an die Armeen eben so zu recrutiren, wie man für Batavia Menschen wirbt. Damals verwandelte sich auch Preußen in eine Caserne. Oestreich ermangelte nicht nachzufolgen, und Rußland formirte seine undisciplinirten Horden in Bataillons, die einstweilen Nebenbuhler derer von Europa seyn sollten, bis die Zeit gekommen wäre, die Herren zu spielen. Napoleon hatte seine Macht auf Bajonette und Lanzen gegründet; ein Bajonettsturm aus Norden hat diese Grundpfeiler umgestürzt und zugleich den Thron, den sie stützten. Wozu dienen denn nun diese Riesenheere, die den Staat zermalmen ohne ihn vertheidigen zu können? — Wozu sie dienen? ich will es euch sagen; um den Fürsten, der über sie gebietet, unternehmend, und die Völker zu Sclaven zu machen! Doch halt! das war ein Plagiat; denn nicht ich habe das gesagt, sondern Friedrich II., der in seinen Werken — nachdem er spitzfindig die Ursachen angeführt, die ihn bewogen, sich gegen Marien Theresien zu erklären — am Ende gesteht: der Anblick seiner schönen Armee habe ihn bestimmt; er habe doch auch auf dem Instrumente, welches er verfertigt, spielen wollen. Also betrat er die Laufbahn der Eroberun-

gen, weil er die Mittel zu erobern hatte. Ja beim Ausbruch der Revolution, wo die ganze Nation bewaffnet wurde, sah man deutlich das Gewitter über Europa heraufziehn. Kennt ihr denn das menschliche Herz nicht besser? ihr gebt die Mittel, und glaubt, der Anblick derselben werde nicht reizen sie zu gebrauchen, wißt ihr denn nicht, daß Waffen den Stolz, das Selbstvertrauen, die Herrschsucht wecken? Gebt einem Menschen ein Schwerdt in die Hand, und seht zu, ob er glauben wird, es sey geschehen, damit er es in der Scheide halten solle. Und wie oft sind nicht Könige von einer, des langen Friedens müden, Armee zum Kriege gezwungen worden? gleichwie ein General bisweilen gezwungen ist, unkluge, durch die Gegenwart des Feindes gereizte Truppen in's Feuer zu führen. Im Jahr 1806 ging Preußen unter, weil die Regierung von der Armee hingerissen wurde. Von da aus, und nicht aus dem Kabinet, ging der Krieg hervor. (?) Die Politik wurde verhandelt in den Casernen der Garde du Corps und der Gensd'armes." (!!)

„Eben so hatte 1792 die bewaffnete Menge in Frankreich weit früher als die gesetzgebende Versammlung den Krieg erklärt; die letztere diente jener nur als Herold. Die großen Heere sind also nicht nur als unnütz tadelnswerth, sondern auch weil sie wirklich oft der Grund des Krieges sind, durch den Anreiz den sie mit sich führen. Und was noch schlimmer ist: wie sehr feuern sie nicht den Despotismus an! der Gebieter einer solchen Kraft, wessen muß er sich nicht fähig fühlen! und wenn es vollends ein junger rascher Fürst ist, der den Zaum der Gesetze unlustig trägt! Die Heere sind von Natur in das Wesen des Despotismus verflochten. Einmal, weil sie eine wirkliche Macht in die Hand des Fürsten geben, und zweitens, durch die Natur des Militairstandes, die ganz aus Gehorsam gegen den Chef besteht. Der Soldat ist eine Maschine unter den Waffen. Er hat nur gehorchen gelernt, und läßt sich für Zwecke brauchen, die er nicht kennt; und wird vielleicht der Zerstörer dessen, was er zu beschützen bestimmt war. Der Soldat verschlingt den Bürger. Wo sind die Armeen zu finden, die das Vaterland gegen einen Usurpator oder Ausdehner (extendeur) seine Gewalt vertheidigen würden? im Gegentheil, waren es nicht die Armeen, die, von Cäsar an bis auf den 18. Brümaire, in allen bürgerlichen Zwisten den Ausschlag gaben, und alle gordische Knoten der Politik zerhauten? Tausend Heere sind bekannt, die sich auf die Seite ihrer Chefs gegen das Vaterland gestellt haben, aber nur Eine, die englische Armee, die 1688 das Gegentheil that. In Schweden warf Gustav mit einigen Regimentern die Constitution um. In England löste Cromwell mit seinen sogenannten rothen Brüdern das Parlement auf. — Der Himmel behüte England vor einem innern Zwist, der den König veranlassen könnte, sich der Mitwirkung des Heeres zu bedienen; vielleicht würde es ein letztes und nicht wieder gut zu machendes Beispiel von der Gefahr der Heere liefern, und die Frau v. Stael — welche von einer, aus Söhnen der ältesten Verehrer der Freiheit gebildeten, Armee Wunderdinge des Patriotismus erwartet — auffallend Lügen strafen. Denn immer schlug beim Wirbeln der Trommeln die letzte Stunde der öffentlichen Freiheit. An Einem Tage schlachteten die Prätorianer 20000 ihrer Mitbürger. Man hat bemerkt, daß zu allen Zeiten und in allen Ländern der Soldat erboster und wütiger gegen den Bürger als gegen den Feind ist, und daß, wenn er diesen nur tödtet, er jenen mit Hohn massacrirt."

In den stehenden Heeren findet Hr. v. Pradt auch das Hinderniß einer guten Constitution. „Freilich, sagt man, das paßt wohl auf England, welches einer großen stehenden Armee nicht bedarf; aber Frankreich, eine Landmacht, und eben dadurch gezwungen, viel Truppen zu unterhalten, kann nicht dieselbe Regierungsform annehmen. Wohlan! ist das nicht einer der stärksten Einwürfe gegen die stehenden Heere, daß sie die Völker zwingen dem zu entsagen, was ihnen am nothwendigsten wäre? Wie! ein Volk soll keine Constitution haben, weil es eine große Armee bezahlt? Darum soll es keine guten Gesetze haben? darum die Gebrechen seiner politischen Einrichtungen nicht ausrotten? es soll sich ruiniren durch Besoldung zahlreicher Truppen? es soll Sclave seyn, weil es eine Menge von Vertheidigern hat, die es auch sind? — Nein! gerade weil man eine große Armee nicht entbehren kann, muß man auch eine kräftige Constitution haben; gerade weil der Fürst so große Mittel besitzt, sich über die Gesetze zu erheben, muß man Schranken errichten, die er nicht überspringen könne; das Heer ist folglich kein Hinderniß, sondern ein Grund mehr für die Constitutionen. Schon klagt England, daß die Verlängerung des Kriegs, die Vielheit der Rangstufen, der Glanz der Waffen, die Gaukeleyen der militairischen Decorationen, nachtheilig auf den Volksgeist wirken; es fürchtet, er werde verlöschen durch den Reiz, den Waffen stets für die Jugend haben; denn, gleich dem Achilles in der Fabel, werden junge Leute immer zuerst nach den Waffen greifen."

„Hierzu kommt nun noch, daß die Masse der Auflagen und Schulden, welche alle Staaten zermalmen, ihren Ursprung hat: erstens in der Unter-

haltung zu zahlreicher Heere, und zweitens in den Kriegen, welche man mit diesen zahlreichen Heeren führt. Wenn man die Pensionen hinzu rechnet, so verschlingt überall das Militär fast die Hälfte der Staatseinkünfte. In Frankreich geschieht es; nun möchte man die Anwendung auf die übrigen Staaten. Entsteht Krieg, so muß man die Kosten verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen! und woher sie nehmen? die gewöhnlichen Einkünfte reichen nicht zu; man muß Anleihen machen; und welche Anleihen! großer Gott! so werden die kommenden Geschlechter verhypothecirt und gleichsam im Voraus verschlungen. Man betrachte den Zustand, in welchen diese Anleihen alle Staaten von Europa versetzt haben. Im Kriege steigen die Preise aller Dinge so hoch, daß die Mehrzahl sie nicht aufbringen kann, und man fängt damit an sich zu ruiniren, in der Erwartung zu erobern, oder erobert oder vertheidigt zu werden. Das Vorspiel des Tedeum's sind Seufzer und Banqueroute. Sollten vernünftige Staaten die Zahl ihrer Bajonette nicht nach der ihrer Thaler bestimmen? denn zuletzt muß man doch immer, in der Politik wie im Haushalt, auf diese zurückkommen."

„Sollte nicht die erste Frucht des lang ersehnten Friedens die seyn, daß alle Mächte zugleich die Waffen niederlegten? wenn das zugleich geschähe, so bliebe das Verhältniß unter ihnen dasselbe; denn nicht aus der Bewaffnung, sondern aus der relativen Kraft derselben entspringt die Macht. Geschieht das nicht, wie soll man glauben, daß wir Frieden haben? Der Eine hält 300,000 Mann. Ich muß auch so viel haben, sagt sein Nachbar, nicht weil ich sie brauche, sondern weil Jener sie hat. — Und recht als ob wir an den stehenden Heeren noch nicht genug hätten, hat man noch Milizen, Nationalgarden, Fencibles, Landwehr, Landsturm hinzugefügt; ganze Völker bilden nur Eine Armee! Das Resultat des Friedens ist folglich, daß ganz Europa Soldat geworden. Wo wird dieser militärische Wahnsinn eine Grenze finden! und wohin wird er führen! Millionen Soldaten giebt es in Europa; sie kosten auch täglich Millionen; sie verschlingen Alles, und überall muß des Volkes Schweiß und Arbeit diese Millionen Soldaten, obschon kümmerlich genug, ernähren."

„Oesterreich und Preußen werden so viele Truppen als möglich halten, weil Rußland eine große Armee hat, und überdieß wird ihre ganze Bevölkerung unter militärischen Vorsichts-Gesetzen leben. Der König der Niederlande wirft unruhige Blicke auf Frankreichs und Preußens starke Bewaffnung und thut es ihnen gleich so viel er vermag. Der deutsche Bund stellt furchtbare Streitkräfte auf. Bayern, Würtemberg, Baden werden große Anstrengungen machen, um sich eine Stellung zu geben, die einiger Aufmerksamkeit würdig sey. Selbst Piemont, zwischen Frankreich und Oesterreich gelegen, wird glauben, es müsse durch ein Heer seine Lage sichern, wie es die Gründer dieses Staates nie gehabt. So bewirken Furcht, Vorsicht, Beispiel, daß Europa mitten in dem dauerhaftesten, laut verkündeten Frieden, eben so bewaffnet bleibt, als es in dem blutigsten der Kriege war. Es wie die Römer zu machen, die, aus dem Kriege heimkehrend, das Kriegskleid ablegten und wieder Bürger waren, das verstehen die Europäer nicht. Man schläft zu Pferde, als ob der Feind vor den Thoren wäre. Man reicht die Eine Hand den Alliirten und stützt die andere auf den Degen."

An Alle dem soll nun wieder vorzüglich der Wiener Congreß Schuld seyn. „Zu so vielen Geißeln gesellt sich noch Eine: nicht Garden sind es mehr, die den Fürsten umgeben, sondern Armeen. Von der Sicherheit seiner Person, oder von einer Regierung des Thrones, ist nicht mehr die Rede. Hier sind alle Grenzen überschritten. Dieser Dienst hat große Reize: Annäherung an die Person des Fürsten, Aufenthalt in der Hauptstadt, privilegirtes Avancement, größern Gehalt, ausgezeichnete Kleidung und Sorgfalt, Rang vor den übrigen Armeecorps, die mit Recht eifersüchtig auf so viele Vorzüge sind; Alles vereinigt sich, um eine Anstellung unter diesen Truppen zum Gegenstande des allgemeinen Ehrgeizes zu machen. Zwei Dinge sind, diese Corps betreffend, noch zu bemerken: ihr Luxus und ihre Bedeutung. Dient solcher Luxus zur Sicherheit des Fürsten? oder nicht vielmehr zu Erweckung der Nacheiferung? kann jene nur durch eine Armee erreicht werden? und wie kann eine Armee einen einzelnen Menschen vertheidigen? deutet das nicht auf Furcht und Mißtrauen? wenn aber die Nation aufgeregt wäre, was könnte eine Garde schützen? — Diesen Schutz gewähren nur gute Gesetze, Liebe und Dankbarkeit der Völker für den Fürsten, der die Quelle ihres Glücks, der erste Ring in der Kette ihrer eignen Vortheile ist. Das sind die eigentlichen Garden, die nichts erschüttern kann."

„Hume bemerket, daß die Despotischsten der Beherrscher Englands, die Tudor, keine Garde hatten. Augustus zeigte sich in den Straßen von Rom einfach, wie ein gewöhnlicher Bürger. Seine drohenden Nachfolger, deren Brust das furchtbare Haupt der Gorgone bedeckte, endeten tragisch. Der Dolch eines entschlossenen Menschen wußte sich bald

einen Weg durch ihre Cohorten zu bahnen, während die Titus, die Antonine, sich ruhig der Bewachung ihres Volks überlassen durften. Die Geschichte weiß nichts von den Garden des heiligen Ludwig. Carl V., Ludwig XII. hatten deren nur eine kleine Anzahl. Erst Ludwig XIV. trat mit dem Pompe orientalischer Despoten auf. Ihm verdankt Europa die doppelte Geißel des Luxus der Armeen und des der Höfe. Er hat mehr Unheil durch seinen Pomp als durch seine Kriege gestiftet. — Oberflächliche Beobachter haben der Verminderung der Garde den Verlust der Monarchie zugeschrieben; als ob einige Tausend Mann mehr oder weniger eine ganze Nation aufhalten könnten? als ob nicht die Lavine, sammt dem was sie vertheidigen sollte, sie würde verschüttet haben? — Man weiß, welchen Eindruck auf den Zaar Peter der Anblick dieser glänzenden Truppen machte, deren Stirne dem Feinde Trotz bot, deren Kleider aber keinen Regen vertragen konnten."

„Napoleon hatte aus der Garde eine wahrhafte Armee gemacht, und eine tapfere, mit Ruhm bedeckte Armee. Sie hat die Lorbeeren ihres Anführers vermehrt, aber auch seine Gewalt. Ein so gehorsames Instrument ist gefährlich für die Freiheit. Es mag noch hingehen, wenn während des Krieges die Garden in steter Bewegung bleiben und in der Ferne kämpfen; aber zu ihrem Heerd zurückgekehrt, von den Reitzen der heutigen Capuas verlockt, werden sie sich bald, oft sogar auf Antrieb ihrer Chefs, in bürgerliche Angelegenheiten mischen, und immer die ersten seyn, welche dem übrigen Militär ein solches Beispiel geben." —

„Deutschland verdanken wir noch eine andere Verirrung, nemlich das unter den Fürsten und Großen Deutschlands allgemein gewordene militärische Costum, sowie die militärischen Beschäftigungen. Die Fürsten scheinen mehr Häupter des Militärs als des Civils zu seyn. Vor der Revolution bedienten sich in Frankreich, wie im ganzen südlichen Europa, Fürsten und Privatpersonen, nur [illegible] Militär-Costums zu gewissen Zeiten; die Civil-Formen wurden allein zugelassen; alle Bilder des Krieges vereinten sich auf den Grenzen, alle Bilder des Friedens herrschten im Innern und füllten es aus. Selbst der Soldat legte die Zeichen seines Standes ab, wenn er zu seiner Familie zurückkehrte. Nur die Deutschen und Nordländer standen immer geharnischt, wie die Bilder ihrer Ahnen. Das freie England hat diese kriegerische Thorheit nie gekannt. Nun aber haben die nordischen Sitten ganz Europa fortgerissen; Hof- und Privat-Wohnungen sind eine Art von Zelten geworden, wo Alles militärisch aussieht. Ueberall sieht man die Großen und die Behörden nur von Soldaten umringt. Ehre den Vaterlandsvertheidigern! aber was hat diese Ehre mit solchen Verirrungen gemein? — Die Ausbreitung des militärischen Geistes ist dem europäischen Geiste zuwider, der repräsentative Verfassungen begehrt. Gewalt ist die Seele von jenem, Meinung die Seele von diesem; leidender Gehorsam der Zweck des Militärs, Freiheit der Zweck der repräsentativen Verfassung. Es muß folglich ein harmonisches Verhältniß zwischen beiden gefunden werden, und das ist das schwierige Meisterstück der Regierungen. Nie war die Gelegenheit so günstig, um einen Wunsch zu verwirklichen, den Vernunft und Menschheit zugleich aussprechen." (Wir haben bei diesem Artikel uns länger aufgehalten, weil Alles was Herr v. P. darüber sagt, uns sehr beherzigenswerth scheint, und weil wir unser Motto nicht besser rechtfertigen zu können glaubten, als indem wir auch in Deutschland einen Gegenstand zur Sprache bringen helfen, den berührt zu haben vielen nicht angenehm seyn wird. Aber es ist nur zu wahr, daß die Fürsten den Schein geben, als ob das Militär ihnen mehr am Herzen liege, als das Civil. Es ist nur zu wahr, daß viele Fürsten mehr Generale als Fürsten zu seyn scheinen; daß sie, wenigstens vor dem Volke, die militärischen Geschäfte und Zeitvertreibe allen andern vorziehen, und eher hundertmal auf die Parade gehen, als Einmal einen Richterstuhl oder eine Fabrik besuchen. Was würde man von einem Gärtner sagen, der seine Gartenmauer öfter betrachtete als seine bepflanzten Beete? — Möchten doch wenigstens die Fürsten, wenn sie ihre großen stehenden Heere nicht vermindern wollen oder können, sie im Frieden, wie die Römer ihre Legionen, zu nützlichen Arbeiten, zum Bau der Landstraßen verwenden, deren Besserung in Deutschland noch so höchst nothwendig ist!) —

Zuletzt kommt Herr von Pradt auf die öffentlichen Schulden, vor welchen ihm schaudert, und über welche er sehr viel Treffendes sagt. — Die Schweitzer in französischen Diensten sind ihm, wie allen Franzosen, höchst anstößig. — Auch da, wo er des Abmarsches der alliirten Truppen aus Frankreich erwähnt, schlägt ihn der Franzose noch einmal tüchtig in den Nacken, denn er giebt zu verstehen: „die Klugheit sey bisweilen ein guter Rathgeber für „die Großmuth, und gescheite Leute eilten, von „selbst anzubieten, was sie ohne Gefahr doch nicht „länger behalten könnten."

Digitized by Google

Göttingen.

Es ist eine Actenmäßige Darstellung der bekannten Vorfälle, die zu Göttingen statt gefunden haben, im Druck erschienen, und da gewinnt freilich die Sache ein ganz anderes Ansehen, als man ihr bisher zu geben bemüht war. Nicht um die Regierung zu rechtfertigen, ist diese Darstellung gedruckt worden, sondern, „um den Geist, der jetzt auf Universitäten herrscht, einem Jeden recht lebhaft vor die Augen zu führen, und daraus erkennen zu lassen was Noth thut." — Es wird gezeigt, wie seit 1813 und 14 dieser Geist entstanden:

„Die große Zahl derer, welche den Feldzug mitgemacht, kamen mit Eindrücken und Gewöhnungen zu den Sitzen der Musen, welche durchaus verschieden waren von denen, die aus dem älterlichen Hause und Erziehungsanstalten und von den Schülern mitgebracht wurden."

„Jünglinge, die nie das älterliche Haus verlassen, nie von den Bänken ihrer Schulen gekommen waren, stellten sich Jenen gleich, nahmen deren Aeußeres, Sitten und Gewohnheiten an, ohne daß bei ihnen irgend ein Gegengewicht vorhanden war, und auf diese Weise pflanzten sie das Böse ohne das Gute fort." — „Der Jüngling glaubte, er sey ein ächter Deutscher, und etwas rechtes, wenn er ein Bärtgen, ein lang herunterhängendes Haar u. s. w. trug, halb als Altdeutscher halb als Kosack auftretend." — „Am verderblichsten war, daß die Idee aufkam und genährt wurde, als sey es die Jugend, die Deutschland gerettet habe Manche Wortführer des Tages, denen es mit ihren überspannten Ideen bei Männern nicht glücken wollte, ließen außerdem verlauten, daß auch die Erhaltung und Verbesserung der Welt in den Händen der Jugend liege und nur durch sie bewirkt werden könne. Dadurch wurde der Standpunkt der jungen Leute, ihr Verhältniß zu Staat und Welt, in ihrer Idee gänzlich verrückt — sie glaubten einen eignen festen Punkt nicht unter, sondern neben den übrigen Ständen einzunehmen, und in den großen Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft, über welche die Mündigen, eben weil sie mündig sind, nur mit Schüchternheit etwas zu entscheiden wagen, sich eine ordnende Stimme anmaßen, auch, um, wenn es Noth thäte, handeln zu können, eine enge Verbindung unter sich schließen und eine eigene Constitution einführen zu dürfen."

Alles das beweißt unter andern eine Schrift von einem studiosus juris in Göttingen, betitelt: Welchen Standpunkt hat gegenwärtig die deutsche Burschenschaft zum deutschen Volke einzunehmen? „Hiezu kam noch das Turnwesen mit seinen Uebertreibungen, führte eine eigene Sprache, eigene Sitten ein, bekannte sich zu gewissen Grundsätzen, die es in Liedern aussprach, veranstaltete Wanderungen und Zusammenkünfte, und bildete vom Pregel bis über den Rhein hin eine zunftmäßige Genossenschaft, die sich, wo nicht widerstrebend, doch mit einem gewissen Hochmuth und Dünkel andern gegenüber stellte, und dem Ganzen einen Character gab, der in keiner Anwendung etwas taugt, am wenigsten für die Jugend, die ohnehin so leicht am Vorstellen und äußerlich scheinen mehr Gefallen findet, als am innern Seyn und stillen Werden."

Das wirkte nun mehr oder weniger auf allen Universitäten; in Göttingen kam noch manches nachtheilige hinzu; die große Anzahl der Studenten (1175) welche die Disciplin erschwerte; die hohen Preise der Wohnungen, durch welche mehrere genöthigt wurden, ein Zimmer mit andern zu theilen, oder sich bei geringern Bürgern einzumiethen, die an den Umgang mit Gebildeten nicht gewöhnt waren, daraus entstanden mancherlei Klagen, und eine lebhafte Abneigung zwischen Studenten und Bürgern. — Die Anzahl der edlen, unverdorbenen Jünglinge sey kleiner als vormals, und die Rohen seyen roher als zuvor. Daher sey auch der Maasstab, der vor jenen genannten Jahren galt, jetzt nicht mehr anwendbar. In Göttingen „wo sich die Studenten ehedem so sehr durch äußern Anstand und Fleiß auszeichneten, fanden mehrere wirkliche Excesse statt." Am 30. May 1815 stürmten sie das Concilienhaus, wo die Jägerwache sich befand, zerschlugen die Gewehre u. s. w. Aus Mangel einer bewaffneten Macht mußte man damals nachgeben. Das hatte die Folge, daß noch im nemlichen Sommer sehr grobe Unordnungen vorfielen. Die Landsmannschaften nahmen wieder überhand. Im Jahr 1816 kam man sieben derselben auf die Spur und zerstörte sie. Da warf man dem Prorector die Fenster ein. Kleine Zänkereien mit Bürgern fielen häufig vor. Einzelne wurden in Verruf erklärt und dadurch um ihre Nahrung gebracht. Am Ende ließen sie sich lieber Alles gefallen, ehe sie sich zu klagen entschlossen. Die Aeltesten der Landsmannschaften hielten Versammlungen, wo sie über solche Verrufserklarungen berathschlagten. Seit der Wartburgsscene, und seit der Idee von einer allgemeinen Burschenschaft, wurden diese Verbindungen immer stärker. Die Dreistigkeit und Rohheit nahm beträchtlich zu: „Das Toben, Schreien und Singen des Abends und bis tief in die Nacht hinein, das Schlagen an Thüren und Fensterladen, wodurch nicht selten die Fenster zersprangen und die Bewohner der Häuser im Schlaf aufgeschreckt wurden, u. s. w." — „Die Anmaßungen gegen die Bürger und die

Spannung zwischen beiden Theilen wurde mit jedem Tage größer. Die wenigen Policeijäger durften sich kaum blicken lassen, die Pedelle setzten sich Mißhandlungen aus, die Achtung gegen die academische Obrigkeit verminderte sich sichtbarlich." Die Garnison scheuten die Studenten nicht, weil sie in gutem Vernehmen mit ihr standen. In Cassel sogar erlaubten sie sich bekannte Excesse. Im May zerschlugen sie, in einem einzelnen, auf dem Haynberge gelegenen, Hause die Fenster am hellen Tage und beschädigten durch Steinwürfe das Hausgeräth, weil der Wirth, der keine eigentliche Wirthschaft treibt, ihnen Bier und Milch versagte. Am 18. Juni trieben sie es noch ärger bei dem, vor der Stadt befindlichen, sogenannten deutschen Hause.

Die bekannte Begebenheit zwischen dem Studenten Ulrich und dem Metzger Krische stieß endlich dem Fasse den Boden aus. Die Veranlassung dazu gab der Erstere, indem er zu einer Zeit durch den Scharren ging, wo dieser Weg beengt war, den Jungen auf die Seite schob, und, auf des Metzgers zwar nicht höfliche, doch auch nicht beleidigende Bemerkung: es gehe da kein Weg, gleich mit einem: Kerl! dich soll der Teufel hohlen! heraus fuhr. Da wurde freilich aus gleichem Tone und wohl gar handgreiflich geantwortet, doch dem Studenten alle Genugthuung verschafft, die er, nach seinen eignen Angaben, nur immer begehren konnte; auch erklärte er selbst, er wolle die Sache auf sich beruhen lassen, und man hielt sie folglich für abgethan. Aber am 11. Juli wurden die Studenten durch einen Anschlag aufgefordert, sich Abends zahlreich zu versammeln. Es geschah. Mit Steinen und Stöcken bewaffnet zogen sie, aus Mißverstand, vor ein fremdes Haus und zerstörten es. Zerstückelten Fenster, Fensterladen, Thüren und Möbeln. Dann wollten sie dem Senator Ulrich die Fenster einwerfen, kreischten ihm ein Pereat! und zerstreuten, sich nicht eher, bis der Prorector in Person erschien.

Hieraus ergab sich nun, „daß es in die Hände „der Studenten gegeben war, ungehindert nach Be„lieben die friedliche Ruhe eines Bürgers, gegen den „sie eine Beschwerde hatten, oder zu haben vermein„ten zu stören, und die häusliche Sicherheit zu verle„tzen."

Auf die deshalb geführte Klage in Hannover, fand man natürlich dort sehr nothwendig, ernste Maasregeln zu ergreifen. Der Hof- und Kanzeley-Rath Falke, als königlicher Commissarius, kam mit einem Commando Husaren nach Göttingen. Da warfen die Studenten dem Senator Ulrich, wie auch in dem Bibliotheksgebäude, die Fenster ein, zerschlugen auch den Husaren die brennende Laterne und gingen endlich höhnend auseinander. — Nun ließ der Commissarius ein ernstes Abmahnungsschreiben an das schwarze Bret schlagen. Die Studenten verlangten, das Militär solle entfernt werden. Es wurde abgeschlagen. Da verlautete, sie wollten die Husaren angreifen, und sich dabei zum Schutz der eben aufgeschlagenen Jahrmarktsbuden bedienen. Dem vorzubeugen wurden auch 25 Mann zu Fuß in die Buden vertheilt, Allen aber möglichste Schonung der Studenten eingeschärft. Um 9 Uhr Abends ging das Tumultuiren los. Erst wurde gesungen, dann das Militär durch Hohn- und Schimpfreden geneckt, den Husarenpferden in die Zügel gefallen, Stöcke vorgehalten, nach ihnen geschlagen. Sehr lange ertrugen die Husaren alles Unziemliche; als aber das Gedränge so zunahm, daß die Patrouillen nicht mehr durchkonnten, und keiner auf seinem Platze mehr sicher war; als keine Ermahnung auseinander zu gehn half, ein Knall wie von einer Pistole gehört wurde, und Alles einen wilden Ausbruch fürchten ließ; dann erst erhielten die Husaren Befehl, den Haufen zu zerstreuen und nöthigenfalls sich der flachen Klinge zu bedienen. (Das letztere war zwar allerdings gerecht, aber, wie uns scheint, doch nicht klug. Freilich, der nächste Zweck, das Auseinandertreiben, wurde so am sichersten erreicht, allein der Hauptzweck, die Wiederherstellung der Ruhe, weit, weit hinausgeschoben. War denn schon Alles versucht worden, um jenen nächsten Zweck auf glimpflichere Weise zu erreichen? wir finden nicht erwähnt, daß der Herr Commissarius in Person unter den Studenten erschienen wäre, und das hätte doch wohl geschehen sollen, um so mehr, da die Erfahrung neulich gelehrt hatte, daß das bloße Erscheinen des Prorectors hinreichend gewesen war, die Tumultuanten ruhig nach Hause zu schicken. Erst dann, wenn der königliche Commissarius nicht geachtet, vielleicht mit Worten oder gar thätlich gemißhandelt worden wäre, erst dann, so scheint es uns, war der Befehl zuzuhauen, völlig gerechtfertigt. Bis dahin konnten die Studenten sagen: Ihr habt bei mehrern Gelegenheiten uns selbst daran gewöhnt, nicht durch Militär gezwungen zu werden. Hättet ihr gleich das erstemal nicht nachgegeben, sondern Militär gegen uns ausrücken lassen, so würden wir unser Beginnen reiflicher überlegt und wahrscheinlich davon abgestanden haben. Allein ihr gabt nach. Daß es nur darum geschah, weil ihr damals über kein Militär disponiren konntet, das konnten wir nicht wissen, das habt Ihr uns nicht verrathen. Der letzte Tumult ist also eine Folge Eurer eignen Nachsicht, und darum hättet ihr auch

gegen uns nachsichtiger seyn; der Herr Commissarius hätte unter uns treten, auf das königliche Ansehen, welches er repräsentirte, sich berufen, und uns förmlich anzeigen sollen, daß, wenn wir nicht nach Hause gingen, die Husaren nun einhauen würden; was gilt's, dann würden die meisten sich verlaufen haben. Aber am schwarzen Brete stand nichts davon; uns wurde blos mit Arrest u. s. w. gedroht; dadurch wurden wir sicher gemacht. Ihr gesteht selbst, wir hätten uns darauf verlassen, daß man das Militär nicht ernstlich gegen uns gebrauchen werde? nun, wenn ihr das wußtet, warum benahmt ihr uns diesen Wahn nicht erst durch Worte, ehe ihr zur That schrittet? — das, und mehr dergleichen, können die Studenten wohl nicht mit Unrecht gegen die Pag. 72 vorgebrachten Entschuldigungsgründe einwenden. Doch weiter:)

Der Angriff geschah. Die Studenten zerstreuten sich schnell als sie Ernst sahen und manche sogar verwundet wurden, dachten aber am folgenden Tage mit Schießgewehr wieder zu kommen. Der Verwundeten waren acht, (nicht zwanzig, wie behauptet worden). Einige derselben ganz unschuldig, bis auf die grobe Unvorsichtigkeit, sich in die Nähe des tobenden Haufens gewagt zu haben, zumal da schon das gegen die Universitäts-Gesetze lief. Uebrigens ist durch das visum repertum erwiesen, daß keine dieser Wunden als die Wirkung eines ernstlich geführten, scharfen Hiebes angesehn werden konnte. (Schade nur, daß der Herr Commissarius sich erst nach diesem Vorfalle auf die Straße begab.)

Die Studenten wanderten nunmehro aus, und machten die Entfernung der Husaren zur Bedingung ihrer Rückkehr, eine Bedingung, welche, in dieser Lage der Sachen, ihnen unmöglich zugestanden werden konnte. Man fand es vielmehr für den Augenblick recht gut, „wenn die erhitzten Köpfe sich „auswärts abkühlten — denn die bessere Classe fühlte sehr wohl, daß die academische Freiheit, so wie „sie von den jetzt herrschenden Studirenden und ihrem Anhange gefodert und geschützt wird, für die „Uebrigen nur Unterwerfung unter die willkührlichen „Beschlüsse einer kleinen Anzahl von Führern sey." — Uebrigens macht die Schrift die Bemerkung: daß die Auswanderung besonders dadurch so allgemein wurde, „daß ein Theil der Professoren für „dienlam erachtete, die Vorlesungen für's erste einzustellen. Hätten sie alle fortgelesen, so lange nur „ein einziger Zuhörer sich eingefunden; hätten sie „Alle, den Geist der getroffenen Maßregeln und „den wohlthätigen höhern Zweck des Gouvernements „lebendig erkennend, sich zusammen gethan, und, „statt Ferien zu machen, was ohnehin in Göttingen „sonst was unerhörtes war, öffentlich und einstimmig „erklärt, sie würden fortlesen, wenn auch nur ein einziger sich einfinden sollte — so würde wahrscheinlich mancher zurückgeblieben — eine Trennung unter den Studenten entstanden seyn u. s. w."

Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen der Studenten, ihr Begehren durchzusetzen, (wobei sie sich unter andern des Ausdrucks bedienten: sie wären an ihren heiligsten Rechten gekränkt worden,) erklärten sie bekanntlich Göttingen in Verruf und zogen davon. Dieser Verruf sollte die Folge haben, daß mit einem Göttinger Studenten Niemand umgehen dürfe und jede Beleidigung gegen ihn erlaubt sey. Diese wirklich freche Anmaßung zu entkräften, geschah was möglich war, doch nicht immer mit glücklichem Erfolg. Die Untersuchung wurde beendigt, ein Student nach Hannover abgeführt, drei andere relegirt, der Mezger Krische noch auf acht Tage in's Gefängniß gesetzt, der Commissarius abberufen, aber eine besondere Commission, aus den geachtetsten Professoren bestehend, zu weiterer Nachforschung und Verhinderung alles Unziemlichen ernannt. Jeder Student, der jetzt nach Göttingen kommt, muß eine Erklärung unterschreiben, die ihn verbindet, nichts vorzunehmen, was auf den Verruf Bezug hat.

Zuletzt wird die wichtige Frage aufgeworfen: „ob irgend eine Regierung einem Unwesen ruhig zu„sehn könne, welches nicht nur in sich selbst ganz unerhört sey, sondern dadurch einen noch weit bedenklichern Character erhalte, daß es die Blüte der deutschen Jugend ist; sie — aus deren Mitte Staatsbeamte und obrigkeitliche Personen jeder Art, Lehrer in Kirchen und Schulen, kurz, die künftigen „Führer der Völker hervorgehn, die sich einen frevelhaften Eingriff in bürgerliche Ordnung und Sicherheit erlaubt, ihre Zwecke mit einer bis dahin „unerhörten Hartnäckigkeit verfolgt, durch Trotz die „Nachgiebigkeit der Regierung gegen ihre vermeinten Ansprüche erzwingen will, und, als sie sich darin getäuscht sieht, in Beschlüssen, die auf nichts „Geringeres als auf den Untergang einer Lehranstalt „gerichtet sind, und die sie, als Gesetz für Alle, mit „Gewalt geltend machen zu wollen erklärt, sich Rache zu verschaffen sucht. Was läßt sich erwarten, „wenn dieser Geist der Ungebundenheit und Widersetzlichkeit tausendfach in das wirkliche Leben übergeht? u. s. w. Was wird aus der Disciplin auf „unsern Universitäten, was aus dem ganzen Universitätswesen in Deutschland werden, wenn es ohne „alle Folgen bleibt, daß ein verblendeter Haufen „Jünglinge, deswegen, weil man ihn nicht tumultuiren lassen will, eine Universität schimpfen darf?

„— wohin wird es endlich mit der Ungebundenheit „der Jugend kommen, wenn sie sich ungestört im „Besitz einer solchen Macht sieht? — das mögen die „Führer der Völker erwägen, und die Sache nicht „für unbedeutend halten."

„Wenn man in der Regel das Betragen der „jungen Leute auf Schulen und Universitäten ohne „Folgen für ihr künftiges Leben seyn läßt, „in so fern sie sich sonst nur die gehörige „Tüchtigkeit erworben haben, so muß dieses billig eine „Ausnahme leiden, wenn die Vergehungen nicht als „Ausbrüche jugendlicher Leidenschaften und jugend„lichen Leichtsinns zu betrachten sind, sondern da„durch einen ernsten Character gewinnen, daß sie „sich als Folgen überdachten Widerstandes gegen die „Verfügungen des Staats darstellen." — Dem Büchlein, welches ganz zu lesen wir empfehlen, sind 14 Actenstücke beygefügt. — Der Schlußperiode müssen wir noch mißbilligend erwähnen. — Da heißt es:

„Ein unersetzlicher Verlust wäre es doch, wenn „wir unser edles liberales Universitätswesen, in „welchem Geist und Kraft des Jünglings so reichlich „Gelegenheit zu freyer Entwicklung fodern, verlie„ren, und gegen einen Schutzzwang, vielleicht gegen „noch illiberalere Einrichtungen vertauschen sollten." — Wir bekennen, daß wir uns nicht überzeugen können, daß die sogenannte academische Freyheit edel und liberal zu nennen sey. Denn worinn besteht sie? — in nichts anderm, als in der gänzlichen Freyheit jedes Studenten, lüderlich zu leben oder nicht, die Collegia zu besuchen oder nicht, folglich etwas zu lernen oder nicht; sein Geld zu Rathe halten oder es zu verschwenden; seine Schulden zu bezahlen oder die Philister zu prellen; sich anständig oder närrisch zu kleiden; alles nach Belieben. Wo sitzt denn da das Edle? — Warum schicken wir denn unsere Söhne auf Universitäten? nicht wahr, damit sie etwas tüchtiges lernen sollen? das ist der Zweck, der einzige Zweck; für dessen Erreichung aber durchaus weiter nichts gethan wird, als daß der Herr Professor sich hinstellt und liest, ganz unbekümmert, ob man ihm zuhöre oder nicht; auch nicht einmal berechtigt sich darum zu bekümmern. Es hängt daher gänzlich von der ersten, guten oder schlechten Erziehung eines Jünglings, von seinem Temperament, von seinem Fleiße oder Hange zur Trägheit, von seiner Kraft Verführungen zu widerstehen, u. s. w. ab, ob er die Hoffnungen seiner Eltern erfüllen werde oder nicht. Er gleicht der Flasche mit Briefen, die der Schiffer ins Meer wirft, ohne zu wissen, ob sie jemals an's Land getrieben, ob sie nicht, das Spiel der Wellen, an irgend einem Corallenfelsen unterwegs sich zerschlagen werde? — Wahrlich! jeder Vater muß jetzt zittern, einen Sohn auf die Universität zu schicken; er muß gerade dann am meisten zittern, wenn der junge Mensch lebhaft und geistreich ist; denn die Corallenklippen der Landsmannschaften, der Burschenschaften, der Turnkunst, ja sogar der Hörsäle, wo unverständige Professoren ihm sagen, daß er berufen ist, sein Vaterland zu reformiren — lauern überall auf ihn, und Niemand bürgt dem sorgenden Vater für die rechte Anwendung der kostbaren, nie wiederkehrenden Zeit seines Sohnes. Wäre es denn nun nicht vernünftig und zweckmäßig, wenn die Veranstaltung getroffen würde, daß (mit Beseitigung eines Schulzwanges, der nur für Knaben gehört) der Jüngling das thun müßte, weshalb er gekommen? daß er die Collegia besuchen müßte? daß er sittlich leben müßte?

Nichts ist lächerlicher und alberner, als die Behauptung, daß durch Aufhebung der academischen Freyheit (wir nennen es Zügellosigkeit) das Genie den Spielraum verliere, sich frey zu entwickeln. Die Schulpforte bey Naumburg war dafür bekannt, daß eine fast klösterliche Zucht in ihr herrsche, und doch hat sich Klopstocks Genie in ihr entwickelt. Auf den englischen Universitäten müssen die Studenten sich großen Beschränkungen unterwerfen, und doch sind große Genie's häufig aus ihnen hervorgegangen. Die Militairschulen, die Cadettencorps halten ihre Zöglinge unter strenger Aufsicht, und liefern dennoch so manchen Helden, so manchen kräftigen, geistreichen Mann. Das Genie bricht überall aus seiner Knospe. Dünkelhafte Mittelmässigkeit hingegen thut besser unentwickelt zu bleiben, denn sie schadet mehr als Dummheit.

Wahrlich! jeder Vater, der einen sorgenvollen Blick auf heranwachsende Söhne wirft, würde es derjenigen Regierung herzlich danken, die den Anfang machte, von ihren Universitäten die Studenten-Willkühr zu verbannen; denn in dieser sogenannten academischen Freyheit gehen fürwahr mehr gute Köpfe (und gute Herzen) unter, als deren entwickelt werden. Ja, auch jeder kinderlose, aber Ruhe und Ordnung liebende Bürger würde seinen Dank mit dem der Väter vereinigen; denn — bewahre uns Gott in Deutschland vor irgend einer Revolution! — Aber — sollte sich eine ereignen, was dürften wir, nach solchen Vorspielen, von unserer Jugend erwarten? — und das Schlimmste wäre noch, daß sie uns vorwerfen könnte: Ihr habt es selber nicht besser gewollt; denn — wer ein Bäumchen ziehen will, muß nicht damit anfangen, das schwache Reis dem Sturmwinde Preis zu geben.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 19. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Letzte Antwort an die patriotischen Herren Sachsen.

Obgleich wir erst neulich auf ein Schreiben eines dieser wackern Männer so geantwortet haben, daß wir hoffen durften, man werde die Rechtlichkeit unserer Gesinnung nicht verkennen: so haben wir doch abermals ein Schreiben von einem Dresdner Patrioten empfangen, welches uns abermals zu Gemüthe führt: „daß es sich im Königreich Sachsen „behaglich lebt; daß sich dasselbe durch Wohlstand „vor seinen Nachbarn auszeichnet; daß die Regie„rung eben so mild als weise ist;" lauter Dinge, an welchen wir gar nicht zweifeln wollen, obgleich schon 1792 oder 93 die kleinen Städte in Sachsen auf dem Landtage große, unbeachtet gebliebene Klagen gegen das behagliche Leben in Sachsen erhuben, und obgleich manche die Verwirrung und Ungleichheit des alten Steuersystems mit allen seinen Varietäten — das Sportelwesen geistlicher und weltlicher Beamten — das weitläuftige Processiren, das lange Verzögern der Resolutionen im Geschäftsgange u. s. w. sehr unbehaglich finden. Hingegen mehr als behaglich (so meinen manche) hätte es der Adel mit seinen Privilegien, Exemtionen von gemeiner Last, willkührliche Entlassung seiner Justitiarien, die dadurch von ihm abhängig werden, mit seinen Trift- und Frohnrechten u. s. w. Mehr als behaglich möchte es auch dem Juristenstand vorkommen, weil die Richter es so bequem hätten, nicht selbst sprechen zu dürfen, sondern Alles nach Leipzig, (vormals nach Wittenberg) zu senden — und für die Advocaten sey Sachsen (nach Holland und England) ein wahres Paradies, wo man sich durch alte Formen in optima forma reichlich bezahlt hindurch bewege. Daher sey es nicht zu verwundern, daß das ganze Adels- und Beamten-Corps unisono jene Behaglichkeit preise. Das Resultat von allem diesem möchte wohl seyn, daß jedes Land seine besondern Vorzüge und Gebrechen hat; wer jene genießt, der lobt; wer diese fühlt, der tadelt.

Der Herr Correspondent beweist ferner, wie unklug und verderblich es gewesen seyn würde, wenn man es im Jahr 1812 gewagt hätte, Napoleon in Dresden zu arretiren. Seine Gründe sind die bereits angeführten. Wir haben unsere Meinung hierüber schon geäußert. Gesetzt aber auch, sie wäre irrig; so möchte doch schwerer zu bestreiten seyn, daß — wenn im Frühjahr 1813 Sachsen sich zu den Alliirten geschlagen, und, gleich nach Napoleons Durchreise das Land auf alle Fälle durch Landwehr zum Waffenplatz gemacht hätte, ganz Sachsen aufgestanden seyn würde, um den geliebten König mit seiner Brust zu schützen. Möchte dann auch der Anfang des Feldzuges beängstigend gewesen seyn, der Ausgang würde Sachsen mit Ruhm und Glück gekrönt haben. Die Maaßregeln, welche statt dessen ergriffen wurden, erinnern an Sachsens Benehmen im dreißigjährigen Kriege, dessen Folgen bei'm westphälischen Frieden auch fühlbar wurden.

Ueberhaupt — da man doch verlangt, daß wir freimüthig sprechen sollen — blickt man auf die neueste Geschichte blos als pragmatischer Historiker, der kein Vgterland hat, so ist eine Nemesis unverkennbar. Denn —

auf welchem Wege entriß die Albertinische Linie der Ernestinischen die Churwürde sammt den Churlanden? war es ein gerechter? ein freundvetterlicher?

Welche Regierung brachte Sachsen um die Jülich-clevische große Erbschaft? um die Erwerbung der Hauptstadt von Thüringen? dessen Landgrafen die sächsischen Fürsten heißen?

Wer hat, wegen erlittenen Verlustes von Außen, sich im Innern an seinen ernestinischen Vettern erhohlt, sich z. B. in die Hennebergische Erbschaft eingedrängt, und fünf Zwölftel derselben sich zugeeignet? wer hat das Kaiserliche Document, während der Vormundschaft über Weimar, aus dem Weimarischen Archiv wegnehmen lassen? ist nicht bekannt, aus Schultes diplomatischer Geschichte von Henneberg: daß, als später Friedrich Wilhelm von Altenburg Vormund in Dresden wurde, man jenes Document im Dresdner Archiv zerschnitten wieder fand?

Wer hat für die Gothaischen Belagerungskosten dem Ernestinischen Hause vier ganze Aemter

erst in Beschlag genommen und dann sich abtreten lassen?

Das zur Antwort auf die Klagen des Correspondenten über den Frieden mit Preußen. Was die Albertinische Linie der Ernestinischen Gutes erwiesen, das erfährt jene jetzt von dem jüngern Zweige der Hohenzollern, von welchem ein Franzos sagte: voilà un cadet qui a fait fortune.

Uebrigens wiederhohlen wir von ganzem Herzen, daß wir, so gut als jeder Sachse, die hohen Verdienste ihres ehrwürdigen Königs anerkennen und preisen, wenn wir gleich über einiges, was von warmen Patrioten vertheidigt wird, anderer Meinung sind und bleiben.

Die Turnkunst.

Es haben sich in Breslau ärgerliche Auftritte ereignet, in welchen natürlich der hochfahrende (doch sehr niedrig stehende) Herr Passow eine große Rolle gespielt hat, und die das Schließen des Turnplatzes zur Folge hatten. Wir kennen eigentlich nur die Resultate dieser Begebenheiten, und enthalten uns folglich sie zu erzählen oder zu beurtheilen. Nur ein paar Druckschriften gehören vor unser Forum, die wollen wir beleuchten. Die Eine führt den Titel: Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnziels — die Andere: Turnziel von Heinrich Steffens. Es soll noch eine dritte herausgekommen seyn: Würdigung der Turnkunst nach der Idee von Kayßler; sie ist uns aber nicht zu Gesicht gekommen. Was nun die erste dieser Broschüren betrifft, so wissen wir nicht recht, wer der Verfasser derselben ist. Auf dem Titelblatte steht zwar noch unter einem Striche: Franz Passow, Professor an der Königl. Universität, das heißt doch aber nicht, die Schrift sey von Franz Passow? denn wozu möchte die sprachwidrige Affectation dienen, das von wegzulassen?

Doch dem sey wie ihm wolle; der Verfasser hat es besonders mit dem Prorector Menzel zu thun, der sich die Freiheit genommen hat, vom Katheder herab vor der Turnkunst zu warnen. Der Verfasser gesteht, daß die Herren Turner sich Aufwallungen zu Schulden kommen lassen, die er sehr begreiflich findet, die man aber für berechnete Schlechtigkeiten genommen und als solche bestraft habe. Wie könnten auch die Richter glauben, daß ein Turner einer Schlechtigkeit fähig sey? wie könnten sie die Aufwallungen nicht sehr begreiflich finden? wie konnten sie den Respect gegen aufballende Kraken vergessen, auf deren Schultern bekanntlich die künftige Wohlfarth von Deutschland ruht? —

Auch der Director Ezler vergaß sich so sehr, in einem Programm anzukündigen, daß er über die Undeutschheit der neusten Deutschheit sprechen werde, und er sprach wirklich — gegen das Turnen. Solche Frevel konnte der Verfasser nicht ungerügt lassen. Zwar gesteht er nun selbst, daß die Passowsche Schmähschrift, Turnziel genannt, stellenweis zu leidenschaftlich und stürmisch sey, und daß das Buch reifer dastehen würde, wenn er die Erfahrungen des letzten Sommers und das Urtheil der Freunde dabei hätte benutzen können, kurz, daß Herr Passow eine unreife Schmähschrift geliefert habe; allein der Ton derselben hat ihm doch so wohl gefallen, daß er aus allen Kräften bemüht ist, in dieser Rechtfertigung ihm nachzuahmen, und Männern seine Verachtung an den Kopf zu werfen, welchen er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen, uneingedenk der großen Wahrheit: daß Verachtung eines Verachteten nur ehren kann. — In gleichem Tone vertheidigt er die, vom Prorector Menzel angegriffenen, Stellen jener Passowschen Schmähschrift; wirft ihm Verfälschung vor, deren er sich erfrecht habe; wiederholt daß die französische Sprache eine Gift- und Schmutzsprache sey, u. s. w. Man muthe uns nicht zu, mit allem diesem Gift und Schmutz uns weiter zu befassen. Wenn Hr. Passow nicht mit zunehmenden Jahren verständig wird, so ist er unverbesserlich; und wir beklagen die Jugend, die den Händen eines solchen Renommisten anvertraut wird. — Die Schrift ist unterzeichnet: Breslau am 31. des Siegesmondes. 1818. Wir wissen nicht, welcher unserer Monate so getauft worden, und auf welchen Sieg die Benennung hindeuten soll; das wissen wir aber gewiß, daß sie keinen Sieg bedeutet, den Hr. Passow über sich selbst erfochten hat. —

Die zweite Schrift: Turnziel von Steffens, ist vortrefflich, stellt sowohl philosophisch als populär das Turnziel in seiner ganzen Blöße dar, und ist dabei mit einer Mäßigung, mit einem Anstande, ja mit einer Sanftmuth geschrieben, die jeden unbefangenen Leser gewinnen muß. „Man soll von jetzt an nicht sagen" heißt es in der Vorrede, „daß nichts Gegründetes sich habe hören lassen; man soll sich stellen, soll widerlegen, oder gestehen, daß man es nicht vermag." (Das erste kann, das andere wird nicht geschehen.)

Der Verfasser fängt damit an, „den Versuch

(den Hr. Professor Kayßler gemacht) die Unternehmungen der Turnfreunde philosophisch zu begründen, entschieden abzuweisen", wozu freilich Herr Steffens ganz der Mann war. Da das aber unmöglich auf eine populäre Weise geschehen konnte, so räth er selbst denjenigen, die an philosophischen Untersuchungen keinen Antheil nehmen, die ersten 50 Seiten zu überschlagen. Allerdings bleibt auch noch genug übrig, um jeden denkenden Leser zu befriedigen. Gern schrieben wir das ganze Büchlein ab, denn es enthält lauter goldne Worte, müssen uns aber begnügen, den Leser durch einige Stellen lüstern darach zu machen.

„Eine Anstalt, die bei einem ganzen Volke alle Knaben und Jünglinge in ein Bündniß vereinigt, und für die physische Ausbildung durch Reize allerlei Art zu begeistern sucht, hat, ist die Richtung einmal gegeben, das Maas derselben, welches sich durch den Widerstand, durch den Kampf von selber bildet, nicht in seiner Gewalt. Es entsteht ein Streben nach physischer Kraftausbildung, welches, die eigenthümliche Gestaltung der Zeit überfliegend, in eine formlose Unendlichkeit hineinspielt. Spritzen kann man für mögliche Feuersbrünste aufbewahren, mancherlei Geräthe für mögliche Gefahren; aber ein Magazin von physisch ausgebildeten menschlichen Kräften, die sich mit Bewußtseyn ausbilden, für einen zukünftigen möglichen Gebrauch aufzuhäufen, wäre ein gefährliches Experiment, denn sie verhalten sich nicht so ruhig, wie das Geräth." —

„Ist es wahr, daß die Gesinnung der Familien so tief gesunken ist, daß nur die Trennung von ihnen, die leibliche und geistige Gesundheit, die tüchtige moralische Kraft und die heiligen Gefühle der Vaterlandsliebe retten kann? dann muß man den Knaben von der Mutterbrust reißen; das Erkennen, welches es wagt, positiv auf die Gesinnung aller Knaben zu wirken, muß den Muth haben, das Verderben an der Wurzel zu fassen. Dieses wäre eine nothwendige Consequenz eurer Ansicht, wenn überhaupt von Consequenz die Rede seyn könnte, bey einer Ansicht, die sich lediglich in dunklen Gefühlen, in dem Formlosen und Unbestimmten herum treibt." —

„Giebt es nicht eine körperliche Stärke, die, in unbegrenzter und zerstreuender Umgebung errungen der eigenthümlichen und geistigen Ausbildung schädlich werden kann? Ja, eine Art der rüstigen Körperausbildung, die blos als solche den Geist in vielen Richtungen, ja in den tiefsten, hemmt? Woher seyd ihr über diesen Punkt belehrt? Oder ist es wieder eine Erfahrung, die man auf den Turnplätzen erlangt?" Wahrlich, sie müssen reich seyn an tiefer Weisheit, welche die gründlichsten Forscher, mit aller Anstrengung auf andern Wegen nicht zu erlangen wußten. Wer tief über die Eigenthümlichkeiten der Menschen nachgeforscht hat, dem begegnen hier mancherley Räthsel von unergründlicher Art; er sieht herrliche Talente mit körperlicher Schwäche verbunden, und wird sich wohl hüten, den beliebten, durch nichts in der Welt begründeten, Behauptungen nachgebend, beydes von einander zu trennen; er weiß, daß selbst frühzeitige Krankheit manche Talente entwickelte: und so thöricht wie es wäre, die Pflege für die Gesundheit zu versäumen, um Talente zu nähren, so thöricht ist auch eine mit großer, zerstreuender Anstrengung verbundene physische Bildung als ein Maas für alle Menschen festzusetzen." —

„Und so sehen wir in der Behauptung, daß eine rüstige, durch zerstreuende Anstrengung errungene Gesundheit durchaus zur Klarheit des Geistes nothwendig sey, nur die kränkelnde Empfindung schwächlicher Gelehrten, die, im Bewußtseyn eigener Unklarheit, ihre eigene Krankheitsgeschichte in eine Geschichte der Zeit verwandeln möchten. Man wird mich nicht so sehr mißverstehen, als wenn ich behauptete, es solle für die physische Erziehung und für ein freyes und naturgemäßes Leben gar nichts geschehen; ich habe dieses ausdrücklich zugestanden: aber daß dieses Geständniß nicht die Nothwendigkeit der Turnplätze einschließt, das folgt von selber. Denn mancherley andere Mittel ließen sich denken; oder wo habt ihr bewiesen, daß eure Anstalt das einzig Mögliche enthielte?" —

„Laurend steht das Böse, um in dieses Feld von unbestimmten Gefühlen, in dieses Meer von unreifen, verschwimmenden, nirgends klar gefaßten Begriffen allerley Unkraut zu säen. Oder glaubt ihr, daß diesem zu entgehen ist, in einer Zeit, deren tiefstes Verderben euch eben zu eurer Unternehmung bestimmte? Und wie wollt ihr diesen Einfluß abwehren? Nicht blos auf den kleinen Platz, wo ihr einige hundert Kinder derselben Stadt, wohlmeinend, wenn auch irregeleitet, versammelt, wirkt ihr. Ein großes Bündniß, ein aufgeregter Geist hat in vielen Gegenden die Kinder, die Jünglinge ergriffen, ein jeder Turnplatz wirkt, durch das Beyspiel, auf Alle, alle auf einen jeden ein; Kräfte habt ihr in Bewegung gesetzt, deren Maas, Gefühle, deren Grund, Begriffe, deren Umfang ihr nicht kennt; und wenn nun die heimtückisch laurende Bosheit, in diese grundlose Tiefe unbekannter, unbe-

stimmter Gefühle hineinwühlt, wie wollt ihr es verhindern?" —

„Wenn ihr bedächtet, wie leicht es ist, die Maske turnerischer Gesinnungen anzulegen, wie bequem, sich die großen Werke ohne eigentlichen Inhalt zu merken, ihr würdet erschrecken über den Haufen von Narren, Thoren, ja Buben, die sich zudrängen müssen; die ihr kaum aus eurer nächsten Umgebung, noch viel weniger aus dem grenzenlosen Umfange aller Turnplätze abzuhalten im Stande seyd." —

„Habt ihr den gefährlichen Reiz vergessen, der wohl leichtbewegliche Jünglinge und Knaben herbey ziehen, in ein scheinbar festes Bündniß, selbst ohne allen positiven Grund verbinden kann? den Reiz der Neuheit und den Widerstand? daß er da ist, kann keiner läugnen; daß eine Sonderung selbst in Manieren, in Sprache, in Kleidung, in lauter Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten diese Verbindung noch kenntlicher zu machen sucht, ist eben so unläugbar. Könnt ihr die Wirkung, die diese Sonderung hervorbringt, berechnen?" —

„Eben das schnelle Gelingen eures Unternehmens hätte euch von der Oberflächlichkeit überzeugen sollen; denn hättet ihr euch dem wahren Verderben in seiner tiefsten Wurzel entgegen gestellt, euer Sieg wäre euch nicht so leicht geworden. Es war lange der größte Fehler der modernen Erziehung, das, was durch strengen Ernst nur langsam keimte, in den schnell wuchernden Boden des Spielens zu versetzen, und dieser Fehler hat für die gesammte Nation einen gemeinsamen Brennpunkt und den höchsten Gipfel erreicht durch die Turnplätze. Man wird vielleicht sagen, daß ich ja selbst an einem andern Ort, über die Ernsthaftigkeit der jungen Turner tadelnd gesprochen habe. Aber dieser Ernst ist selbst ein Spiel, und ein sehr gefährliches. Man findet etwas ähnliches auch unter Männern, wenn der Arme reich, der Geringe vornehm wird, und die innere Hohlheit durch ein angethanes Wesen zuzudecken sucht. Der wahre Ernst ist völlig unbefangen und bewußtlos, er ist der äußere Ausdruck einer inneren Unendlichkeit, die sich in tiefes Sinnen ausspricht; der Scherz, der das blos Aeußere mit heiterer blos spielender Heiterkeit treibt, steht dem wahren Ernst freundlich zur Seite. Wo aber das Spiel, die hohle Oberflächlichkeit, durch seichte Begriffe genährt, innerlich der Kern, der Ernst aber mit Bewußtseyn erzeugt wird, da entsteht jene leere Altklugheit, die das Unbedeutende mit schwerfälliger Ueberlegung treibt, und von dem eitlen Dünkel im Innern die offenbarste Kunde giebt." —

„Ferner ist dasjenige, was uns vorzüglich empört, die hohle Geistesarmuth, die seichte Ansicht des Lebens und seiner Bedeutung, die in leeren Behauptungen, in nichtssagenden Anforderungen von Tugenden, als da sind: die Turner sollen fein, züchtig und tüchtig, fromm, frey, fröhlich und frisch, sich ergießen; so, daß wir euch kühnlich auffordern, eine einzige tiefe, geistreiche bedeutende Aeußerung von irgend einem, der an dieser Unternehmung Theil nimmt, aufzuweisen. Wir kennen keine. Endlich erscheint euch ein jeder Angriff anders Gesinnter, als wollte man Vater und Mutter ermorden, nimmt gleich eine bloße Richtung auf die Sittlichkeit der Gegner, als wären sie die Verräther des Vaterlandes, weil euch keine andere Waffen zu Gebote stehen." —

„Wie mit den Liedern insbesondere, verhält es sich mit der Sprache überhaupt — der eigentliche Ausdruck der innern Armseligkeit eurer Ansichten. Wenn die manierirte Sprache, die auf den Turnplätzen gehört wird, die angethane Deutschheit, die wahre innere Lüge, die ein Leben lügt, welches nicht da ist; wenn die Nachahmung einer früheren Zeit, welche aus sich selber ein eigenes Daseyn auf eine eigene Weise aussprach, diese Erbärmlichkeit, die die Jugend angesteckt hat, wenn dieses widerwärtige, in der Rohheit gezierte Zuspitzen des altdeutschen Schnabels, allgemein würde, wie würde es mit der lieblichen Schönheit und Anmuth unserer Sprache aussehen, ein Geschenk Gottes, durch die herrlichsten Geister uns dargereicht? Welche hohltönende Einförmigkeit herrscht in allen Turnreden. In der That, daß in einer geistig reichen Zeit, wie unsere, ein Rückfall möglich war wie dieser, muß einen jeden mit Schauder ergreifen, und man muß die Hoffnung, daß so viel Herrliches und Großes nicht umsonst dem Geschlechte gegeben ward, in einem unerschütterlichen Glauben festhalten, um nicht [illegible]wissenschaft und Kunst, einer Vernichtung drohenden Zeit entgegen zu sehen." —

„Kayßler gesteht, daß er sich einem deutschen Kleide, das ein von ihm geachteter Mann trägt, gegenüber, mit seinem französischen Frack ein wenig schäme. Wenig oder viel, ich gestehe, daß, wenn ich mich in meinem Rocke beschämt fühle, ich ihn ohne Bedenken gegen denjenigen, der mir schicklicher dünkte, vertauschen würde. Aber mein guter Freund kann das nicht so ernsthaft meinen, und es ist gewiß mehr ein Gefühl von Schaam, was ihn abhält, an etwas so Geringem Theil zu nehmen und eine Tracht zu wählen, die mit seinem Alter, seinem Stande und seinem übrigen ehrenfesten Betragen einen wunderlichen Contrast bilden würde." —

„Nicht blos reifere Jünglinge, was schon tadelnswerth ist, auch Knaben haben sich kühn die Hoffnung des Vaterlandes genannt, und mit großen Worten verkündigt, welche Zukunft sie uns zu schenken getrauten.“ —

„So lange aber der Widerstand dauert, wird ein jeder Knabe es für eine Ehre ansehen, dieser Tugendmanufactur anzugehören. In der Schule schon ist das bloße Aufsteigen in eine höhere Klasse, obgleich er es mit Fleiß und Mühe erringen muß, hinlänglich, um den Knaben eitel zu machen, aber hier kann die Eitelkeit nicht lange dauern, der Tüchtigere unterscheidet sich von dem Untüchtigern, dieser Vorzug benimmt die leere Eitelkeit, die sich in einem hohlen Scheine wohlgefällt. Auf den Turnplätzen ist es ein anderes u. s. w.

Schon diese wenigen Stellen werden zeigen, daß hier das Turnziel nicht flüchtig und oberflächlich, sondern ernst und gründlich zu Schanden gemacht worden. Wir wünschen, das jeder Unbefangene, dessen Urtheil über diese eben so närrische als gefährliche Anstalt noch schwankt, nicht unterlassen möge, das Büchlein von Steffens zu lesen, wenn er auch die ersten 50 Seiten überschlagen müßte.

Nachschrift. So eben erhalten wir noch Menzel's Schrift über die Undeutschheit des neuen Deutschthums, wodurch uns die Breslauer Vorfälle klar geworden sind. Es soll etwas darüber im Weimarischen Oppositionsblatte gestanden haben. Da wir dieses in der Regel nicht lesen, so waren uns jene Vorfälle ganz fremd geblieben. Aber auch die, welche es gelesen, haben aus unlauterer Quelle geschöpft, und müssen durchaus — wenn ihnen sonst an der Sache gelegen ist — die Schrift des Herrn Prorector Menzel bedachtsam lesen und erwägen. Wem hier nicht die Augen aufgehen, der ist blind gebohren. Wem hier nicht klar wird, wohin das Turnwesen führt, der wird sich auch nicht eher vor einer Wasserhose fürchten, bis sie die Felder, über welche sie zieht, verwüstet hat. Die Schrift ist mit mehreren Beilagen ausgerüstet, deren zweite die saubere Geschichte enthält, wie die Breslauische turnende Schuljugend ihrer alten verdienten Lehrer spottet; Einen ihrer Mitschüler pasquillirt, weil er das Turnen nicht achtet, und weil er der einzige Edelmann in ihrer Mitte ist; wie sie den unbändigsten und zugleich lächerlichsten Uebermuth mit einem Trotz verbindet, der auf dem Turnplatze gebilligt, angefeuert und allen Turnplätzen in Schlesien schriftlich mitgetheilt wird u. s. w. Man muß die Schrift selbst lesen, eines Auszuges ist sie nicht fähig. Was Steffens dem reifern Nachdenken bietet, das stellt Menzel in treuen Bildern auch dem ungeübtesten Verstande dar. Wir empfehlen daher nochmals allen Männern, die sich nicht von Knaben wollen unterjochen lassen, das Büchlein!

Ueber die Undeutschheit des neuen Deutschthums

von Karl Adolph Menzel,

Prorector und Professor am Elisabetan zu Breslau.

Hoffentlich wird dies Wort zu seiner Zeit mehrere Auflagen erleben, und zu Hemmung des verderblichen Unwesens viel beitragen. Ein Glück für die Turner, daß gewöhnlich die Fürsten dergleichen nicht lesen; denn thäten sie es, wahrlich! alle Turnplätze würden eben so schnell geschlossen werden als der zu Breslau.

Um einen Vorschmack zu geben von dem was hier zu finden, heben wir nur folgende Stellen aus:

„Uns (Schullehrern) gebührt es, unserer Jugend zu sagen, daß diese Einmengung in Verhältnisse, die sie nicht beurtheilen kann, diese Zurüstung auf eine äußere Staats- und Weltverbesserung, die ihr eingeredet, diese Absichtlichkeit die in ihre Freuden und Spiele gebracht, diese Einbildung von einem hohen Ziele, die ihr in den Kopf gesetzt wird, diese Vorspiegelung von einem, an höchst untergeordnete Fertigkeiten zu knüpfenden Gesammtverein der Nation, und einer dadurch zu bewerkstelligenden Vereinigung und Rettung Deutschlands — diese lächerliche, ihr eingeredete Aneignung der vom Volk und Heer erfochtenen Kriegslorbeern — die nächsten Wege zur Verkehrtheit, zur Ueberreitigung, zum Ueberreiz und zur Unnatur sind. — Das wahre Naturleben ist ein unbefangenes, freies, kindliches Daseyn, in welchem eben jeglicher nichts anders seyn will als er ist. Das erkünstelte Naturleben, die eingeimpfte Unbefangenheit, die erzwungene Freiheit, das Jungthun der Männer und das Altthun der Jugend, geben höchst widerwärtige Zerrbilder u. s. w.“

Freilich: „nach einer schon herkömmlich gewordenen Tactik bezeichnen die Turner alle ihre Gegner als Finsterlinge und Despoten-Diener, und werfen ihnen die bestimmtesten Anschuldigungen von lichtscheuen Planen zur Verknechtung der Menschheit an den Kopf.“ Der Verfasser hingegen beweist klar, daß gerade die Turner es sind, welche die Menschheit in ein unleidliches Joch schmieden wollen. Er, der hochverdiente Schulmann und Gelehrte, erklärt öffentlich: „daß er die Richtung und Ausdehnung „des Turnens, welche in der gegenwärtigen Sache „als eine, auf dem Breslauer Turnplatze vorhande„ne, zu Tage gekommen ist, für eine solche halte,

„welche die Jugend verführen, die Schule zerstören und die Welt verkehren „würde, wenn sie sich nicht durch sich selbst vernichtete.“ Aus Passow's berüchtigtem Turnziele hat er sehr lehrreich alle die Aeußerungen zusammen gestellt, welche die gefährliche Tendenz des Turnwesens klar beweisen, und die Herr Passow in seiner neuesten Schrift vergebens zu rechtfertigen versucht hat. Auch die saubern, im schlesischen Provinzialblatte gedruckten Grundsätze eines Herrn Doctor Harnisch werden hier beleuchtet. Dieser Hr. Doctor Harnisch behauptet zum Exempel: alle Eltern, die ihre Kinder nicht turnen lassen, sind hochmüthig, eitel, in das Narrenthum verliebt u. s. w. Die Kinder werden aufgefordert, ihre Eltern zu ermahnen! — Und eine solche Aufforderung, die jedes heilige und zarte Verhältniß zwischen Eltern und Kindern zerstört, duldet die Obrigkeit! — Derselbe Herr Doctor Harnisch sagt: Kindern müsse schon auf Erden der Himmel angewiesen werden, (nemlich der Turnplatz) und nicht dort oben, denn jene Himmelsanweisungen wären nur Staatspapiere, die erst nach dem Tode ausgezahlt würden. — Der Glaube, daß der Mensch das Paradies verscherzt habe, sey ein Sündenglaube, eine Sündendecke, eine Sündenschuld. Das Kind werde, wie ohne Tugend, so ohne Sünde gebohren. (Ueber die Lehre von der Erbsünde wollen wir mit Herrn Harnisch nicht streiten; aber fragen möchten wir ihn doch: in welcher Minute seines Lebens ein Kind zum Erstenmale sündigt? und machen uns anheischig ihm zu beweisen, daß, nach seiner Ansicht, der Mensch überhaupt nie sündigen kann.)

Von der Religion sagt der Herr Doctor: „die „Schlafrocksmoral und die Nachtmützen-Religion „mit aller allgemeinen Menschenliebe, mit allen „Trostgründen in Leiden, mag gut seyn für das „Morgenland, aber nicht für unsere Zeiten.“ Auch hat bereits ein Herr Trautvetter in allem Ernst empfohlen, das altdeutsche Heidenthum und die Edda wieder einzuführen, weil das Christenthum nur jüdischer Wahn und jüdische Form sey, die für die Deutschen nicht tauge. —

Obgleich Herr Passow vom Staate verlangt, daß man die Eltern zwingen solle, ihre Kinder turnen zu lassen, so sind wir doch weit entfernt anzurathen, daß der Staat sie zwingen solle, es nicht zu thun; aber das erklären wir mit voller Ueberzeugung: Wer seine Knaben auf den Turnplatz schickt, ohne vorher Menzels Schrift gelesen zu haben, dem ist es kein Ernst um das Wohl seiner Kinder. Hat er sie aber gelesen und thut es doch — nun so thut er es wohl aus Ueberzeugung, und dann haben wir nichts weiter zu erinnern.

Zur antiken Münzkunde

können wir den Liebhabern der Numismatik ein neuerlich in Paris erschienenes Werk empfehlen. Es führt den Titel: Numismatique du Voyage du jeune Anacharsis, ou Médailles des beaux tems de la Grèce, par Landon, accompagnés de Déscriptions et d'un Essai sur la Science des Medailles par Dumersan. 2 Tom. mit 90 Kupferblättern. Landon, Maler des Duc de Berry hat sich mit Dumersan zu diesem Werke verbunden, das Abbildungen und kurze Beschreibungen aller bekannten griechischen Münzen der bessern Zeit liefert. Damit man es neben der bekannten Reise des jungen Anacharsis von Barthelemy brauchen könne, haben die Herausgeber immer auf jenes zurückgewiesen. Uebrigens ist es aber ganz unabhängig davon, und gewährt eine interessante Uebersicht dieser Denkmäler der schönen griechischen Zeit. Dem Liebhaber, der das Münzstudium weiter treiben will, möchten wir, außer den bekannten Werken, auch alten Autoren, worauf sich die Verfasser in ihren Noten häufig beziehen, zum bessern Verständniß der Schrift, (Legenden) und Monogramme auf den Münzen, des Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique empfehlen. Den früheſten Gebrauch geprägten oder gemünzten Metalls setzen die Verf. in die erste Zeit der Olympiaden, (zwischen 700 — 800 Jahre vor Christi Geb.) Die Kupfer sind sauber gestochen und auf Velinpapier abgedruckt. Es liefert im Ganzen einen neuen Beweis, daß die Franzosen sich darauf verstehen, ein interessantes Buch für die Lesewelt zu machen. Vergleicht man mit dieser Kunst der Alten, die der Neuen, so werden wir schwerlich eine ähnliche artistischmerkwürdige Sammlung auf die Nachwelt bringen, und man würde manche Kupfertafeln coloriren müssen, um dieser und jener rothbäckigen Gold- und Silbermünze ihren Charakter nicht zu rauben. *)

Dafür haben wir es in der Kunst, Geld aus Nichts zu machen, und nach und nach wieder in Nichts zu verwandeln, weiter gebracht als die Alten.

---

*) Auch die häufigen Löcher auf den 10 und 20 kr. Stücken und die beschnittenen Dukaten dürften nicht vergessen werden, welche ein Zeugniß für unsere jüdische Erwerbsamkeit ablegen.

Digitized by Google

Man sollte daher zeitig darauf bedacht seyn, in einem Folianten alles neuere Papiergeld zusammen zu stellen, und mit einem historischen Commentar über seinen Einfluß auf Ehrlichkeit, Credit und Wohlfahrt zu begleiten.

Madame Catalani.

Da in diesen Blättern noch wenig oder nichts von dieser berühmten Frau vorgekommen, so nehmen wir gern ein paar kleine, sie betreffende Artikel aus dem Hesperus auf, die sich von den gewöhnlichen schaalen Lobpreisungen unterscheiden, und deren erster besonders von einem eben so unpartheyischen als kenntnißreichen Mann in seinem Fache herzurühren scheint.

Wien den 20ten July 1818.

Endlich habe ich diese Hochgefeierte gehört. Eine schöne Frau, etwa 36—40 Jahre alt, voll Anstand und verbindlichem Benehmen, was Alles noch einnehmender wird, wenn sie singt, eine Reihe schneeweißer, wohl erhaltener Zähne zeigt, mit ungemein vieler Grazie und Anmuth grüßend und dankend. Das ist aber auch Alles, was mir an ihr gefällt. Ihr Gesang ist sicher sehr kunstreich, doch nicht in solchem Grade, daß sie Marchesi, Crescentini, Velluti, die Mara, Billington, Todi, die ich alle gehört, in einzelnen Vorzügen nicht noch übertroffen hätten. Ihre Stimme ist schön und stark, aber — ihr Gesang geht nicht zum Herzen. Und was ist Musik, die nicht zum Innern dringt? Man wird versucht, mit der Engländerin, die es zu Kozeluch sagte, auszurufen: Sonate, que me veux tu? Eine immerwährende Seiltänzerey der Stimme, welche den Verlust ihrer ehemaligen Stärke nicht mehr verläugnen kann. Ein Cantabile oder eine sonstige, das Herz erweichende, schmelzende Sangweise der Italiener hörte ich nicht von ihr. Und welche Auswahl! Lauter alte, unzähligemal gehörte Stücke, und immer die nämlichen! Zudem muß sie ihrer Stimme nicht mehr sicher seyn. Denn erst Abends, ja nicht selten im Augenblick der Aufführung, macht der Kapellmeister dem Orchester bekannt, ob das Stück in der ursprünglichen Tonart, oder um einen halben höher oder tiefer gespielt werden soll. Unmöglich kann auf diese Art die höchste Vollkommenheit in der Harmonie des Ganzen erreicht werden. Sollte Madame Catalani denn nicht die Aufmerksamkeit fürs Publikum, fürs Orchester und für ihren eigenen Ruhm haben, lieber die Partituren dreymal nach den verschiedenen Tonarten, in denen sie zu singen aufgelegt ist, abschreiben zu lassen? Das Orchester wenigstens würde dann im Stande seyn, mit weniger Anstrengung mehr zu leisten. Madame Catalani soll selbst einsehen, daß sie nicht zum Herzen singt. „Aber mit den Kunst-Päßagen," sagt sie, „habe ich mir Millionen erworben und darum bleibe ich dabey."

Die Zahl ihrer Anbeter scheint sich zu vermindern; ja einige ziehen ihr Madam Grünbaum vor, die schon zweymal hier aufgetreten ist. Gegen die Ultra-Catalanisten sind hier verschiedene Carrikaturen in Umlauf u. s. w.

Wien den 6ten August 1818.

Madame Catalani hatte die Gnade, vor Ihren Majestäten zu singen und kaiserlich beschenkt zu werden. Ueber die seltene Biegsamkeit ihres Organs und die Vortrefflichkeit ihres Gesanges ist hier wohl nur Eine Stimme, und man hat daneben mit Vergnügen in Erfahrung gebracht, daß sie sich gegen viele Hülfsbedürftige sehr mildthätig bewiesen; indeß hat doch ein großer Theil des Publikums mißliebig die Uebermäßigkeit der Ehrenbezeigungen beurtheilt, die ihr von mehreren Seiten zu Theil geworden sind, und bemerkt, solch ein Uebermaß von Ehre würde kaum der höchsten Tugend und dem seltensten moralischen Verdienste zufließen.

Ein in den Gesetzen nicht bemerkter Grund zur Ehescheidung.

Dichter haben die Haarflechten der Schönen öfters Fesseln verglichen; ein Arzt erzählt uns von ihrer abstoßenden Kraft, weil sie die Natur freilich an dem unrechten Orte angebracht hatte. Ein Mann klagte nämlich gleich nach der Ehe auf Trennung derselben, und die Ursache war keine andere, als weil er bei seiner Frau mehr als zuviel Haare gefunden hatte. Der Arzt D. Ruggieri fand bei der Untersuchung den ganzen Körper vorn an den Brüsten bis zu den Kniekehlen, und hinten von den Schulterblättern bis in die Kniekehlen, mit weichen, wolligen Haaren besetzt, die denen der schwarzen Pudel glichen; auch die Haut darunter war schwarz. Diese Monstrosität nennt R. Tricazoodes und hält sie für eine schon in der Gebärmutter entstandene Krankheit. Dieses Mädchen war die Tochter einer gesunden, wohlgebildeten Frau, und übrigens selbst nicht übel gebildet, mit lebhaften Augen, lebhaftem Geiste und Fisionomia di Baccante, wie sich D. Ruggieri in seiner Storia ragionata über den Fall ausdrückt. (Sie mag sich wohl gehütet haben, die heutige Mode der auf dem Rücken so tief ausgeschnittenen Frauenkleider mitzumachen. Es giebt da doch auch mitunter eine Aussicht, wenn auch nicht

auf Haare, die die Scheidungskosten den ohnehin seltenen Freiern ersparen hilft.)

Eine höchsterfreuliche Begebenheit

eilt der Herausgeber, seinen Lesern mitzutheilen. Kaiser Alexanders Geburtstag ist in Curland auf eine Weise gefeiert worden, die des Retters aus den Banden französischer Knechtschaft vollkommen würdig war. An diesem Tage nemlich wurde die Freiheit der Letten in allen Kirchen der Provinz feierlich proclamirt. Freiwillig hat der curländische Adel dieses schöne Opfer gebracht. Wer einen Stern auf der Brust trägt, der pflegt auch sein Wappen auf dem Petschaft in diesen Stern zu setzen. Uns will bedünken, jeder Edelmann der Ostseeprovinzen, der zu Aufhebung der Leibeigenschaft freiwillig und gern beigetragen, sollte künftig das Recht haben, sein Wappen in einen Stern zu setzen, wenn er auch keinen auf der Brust trägt. Doch gleichviel! das Bewußtseyn in der Brust ist wohl mehr werth, als der Stern auf der Brust, und so möge der jetztlebende curländische Adel sich dieses schönen Bewußtseyns erfreuen, denn er hat gethan, was Jubel auf Erden und Wohlgefallen im Himmel erregt; mit andern Worten: er hat gethan, was Alexanders Herz wünschte. Doch Ehre und Preiß gebührt vor Allen auch dem würdigen Stellvertreter eines solchen Monarchen! dem Marquis Paulucci, Oberbefehlshaber von Lief- und Curland, der schon so viel Gutes und Schönes, und nun auch dieses Große thätig vorbereitet hat. Dieser tüchtige Ehrenmann, ein Modeneser von Geburt, (dem auch die Ehre zu Theil geworden, von Napoleon gehaßt, verfolgt und gemißhandelt zu werden,) begann die Laufbahn seines Ruhmes in Grusien, wo noch heute die Perser ihren Sieger in ihm bewundern, und die Russen ihren Vater in ihm segnen. In dem verhängnißvollen Jahre 1812 trat er seinen jetzigen hohen Posten an, und bewieß auch hier sogleich seine kriegerische Thätigkeit, indem er die fliehenden Franzosen verfolgte, und der Erste, siegreich in Memel einzog. Nun aber, als die Kriegstrompeten in Rußland schwiegen, widmete er sich ganz der innern Wohlfahrt der ihm anvertrauten Provinzen, und was er in den wenigen Jahren Gutes eingeleitet und vollbracht hat, würde Bände füllen. Dabei ist der rasche Mann von der liebenswürdigsten Humanität, und verbindet strenge Rechtlichkeit mit der zartesten Bildung des Geistes; ja, schon seine Gestalt, sein offenes Gesicht flößen Vertrauen ein. Er hat aber auch in den nordischen Herzen seiner Pflegbefohlnen viel südliche Wärme wieder gefunden, denn Alle lieben ihn als einen väterlichen Freund.

Die in Mietau statt gehabte Feierlichkeit war eben so erhaben als rührend. Da jedoch der Zweck dieser Blätter keine Beschreibung derselben, so wenig als die Mittheilung einiger, bei dieser Gelegenheit erschienenen, werthvollen Gedichte zuläßt, so haben wir die darüber erhaltenen Nachrichten der Redaction eines andern beliebten und vielgelesenen Blattes zugesendet.

Literarische Notizen.

— Der vierte Theil des Geistes der Zeit enthält eine Sammlung von trefflichen Saalbadereien, über Alles was jetzt gewöhnlich besaalbadert wird. Auch eine tüchtige Vertheidigung des Turnwesens ist hier zu finden, aus der wir unter andern lernen, daß Jahn für das Gute gehungert und gedurstet hat. — „Deutsche Art" gesteht der Verfasser, „hat es wohl immer gegeben. Hätte sie nicht im tiefsten Grunde des Volks geruht, so wären wir sicher noch „Knechte der Franzosen, und Napoleon machte jetzt vielleicht „eine Lustreise über Dresden, Berlin, Danzig, Riga, Petersburg, Smolensk und Kiew, und besuchte seinen Vetter, den Großtürken in Constantinopel, statt daß er in St. „Helena sitzen muß." (Dieß zugleich als Probe von des Verfassers Witz).

Zur Nachricht.

Es ist in mehrern Zeitungen bekannt gemacht worden, der Herausgeber dieser Blätter habe eine Veranlassung erhalten, nach Ehstland zurück zu kehren. Da diese Art sich auszudrücken allerlei Deutungen zuläßt, und vermuthlich auch darum gewählt worden ist: so scheint es nothwendig, die Sache in wenig Worten so darzustellen, wie sie sich verhält.

Sr. Majestät, der Kaiser von Rußland haben dem Herrn v. Kotzebue auf dessen unterthänigste Vorstellung allergnädigst erlaubt, sowohl sein bisheriges Berufsgeschäft, als auch seine literarischen Arbeiten, künftig in Reval fortzusetzen, (insofern solches sein eigner Wunsch ist, da Kinder, Verwandte und Jugend-Freunde ihn an diese Stadt fesseln,) mit Beibehaltung seines Gehalts und sonstiger Emolumente, wie er solche im Auslande genossen. Das literarische Wochenblatt wird daher seinen ungestörten Fortgang behalten, da der Beifall, den sich dasselbe erworben, so ausgebreitet, und das redliche Streben des Herausgebers von seinem Monarchen selbst anerkannt ist. Uebrigens ist der Zeit-Punct, wann Hr. v. K. Deutschland verlassen wird, noch unbestimmt, und hängt lediglich von dessen Gesundheits-Umständen ab.

Digitized by Google

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 20. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Sulamith empfiehlt die Juden zu Freimaurern und vollen Staatsbürgern.

In der Zeitschrift dieses Namens, welche Herr D. Fränkel in Dessau zur Beförderung der Kultur und Humanität unter den Israeliten, herausgiebt, wird in einem der letztern Hefte, unter der Rubrik: Neueste Literatur, folgende Schrift angeführt:

„Kurzgefaßte Charakteristik der heutigen Israeliten und ihrer Würdigung zur Freimaurerei. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages ꝛc. Von H. C. Albanus. Leipzg. 1818."

Der Referent empfiehlt sie allen Menschenfreunden und Freunden der Wahrheit; wir vermissen aber in den Auszügen Gründe, wodurch sie sich vornämlich für den Zweck, den Israeliten die Logen zu öffnen, von selbst empföhle. Der Autor meint, nachdem er ihre bessere Bildung und Industrie, (ist diese maurerischer Art?) gerühmt hat; es müsse jeder große Geschäfts- und Handelsmann ihnen wenigstens im Stillen einen hohen Dank für die so schöne, als vortheilhafte Erfindung der Wechsel darbringen. — Gut! dafür kann man sich baronisiren lassen, oder nützliche Geschäfte mit vielbrauchenden Hofleuten machen. Was soll das aber der Freimaurerei helfen; wir haben nicht gehört, daß Wechsel- und Börsengeschäfte in der Loge getrieben werden. Es wird ferner ihre Schmiegsamkeit, Dienstfertigkeit und Erfindsamkeit gerühmt; „kein Volk, nach dem „Christlichen, sey mehr zum Freimaurer geeignet, „als das jüdische?" denn es sey ja nach der Versicherung der heiligen Schrift das Stammvolk aller übrigen Erdenbewohner, und der Gottheit näher gebracht; ihre Religion sey die Mutter der Unsrigen; sie, die lieben Söhne Gottes. — (Diese Gründe überlassen wir den Freimaurern zu würdigen. Man sieht, daß die Israeliten viele gute Freunde haben. Hat sich doch ihrer sogar ein fremder Herr Gesandte am Bundestage, mehr als vielleicht diplomatisch erlaubt war, angenommen. Wir bemerken blos im Allgemeinen noch folgendes. Erstlich, so lange die Juden, der Masse nach, noch steif an einem Ceremonial- und Feiertagsgesetz halten, können sie nicht alle bürgerliche Pflichten übernehmen, mithin nicht alle bürgerliche Rechte erlangen. Uns wundert, daß man den Einfluß des jüdischen Ceremonial- und Ritualzwanges auf den Character, bei der politischen Bestimmung ihrer Verhältnisse, nicht schärfer ins Auge faßt, vielleicht weil man jenen nicht genug kennt. Moses wollte ein in der ägyptischen Knechtschaft verwildertes Volk durch eine Masse von Ceremonien und Gebräuchen binden, nichts aus eigner Bewegung, sondern alles nach seiner Anordnung zu thun, damit aus ihrer innern und äußern Aufführung das Anerkenntniß einer höhern Autorität hervorgehe. Nicht einmal essen, trinken, bekleiden, haarabschneiden, rasiren, sich ergötzen konnten sie sich, als nach dem Gesetze. Nicht allein ihre Handlungen, auch ihre Hände, der Eintritt in ihre Häuser, und ihre Stirn trugen das Zeichen der Knechtschaft, und trieben sie zum Gehorsam. Das war der Zweck ihrer Ceremonien. Hat nun ein Volk, das noch jetzt an zwecklosgewordenen Ceremonien von knechtischer Tendenz und an übermäßigen Feiertagen hängt, schon jetzt die Reife anderer Staatsbürger, und hat die Masse einen veredelten Sinn? — Zweitens, Männer, die sie in unsere bürgerlichen Verhältnisse verflechten wollen, müssen sich besser als bisher von den jüdischen Satzungen und Schriften unterrichten. Drittens, soll die Bildung der Juden vorwärts gehen, so muß es andere Maasregeln für den großen Haufen geben, als diese galanten Zeitschriften für die wohlhabenden Juden, die es ohne sie nur noch halb sind, wenn sie Gefallen daran finden.

Der Guthmüthige.

Unter diesem Titel (le bon homme) ist eine Art von Fortsetzung des bekannten Eremiten der Chaussée d'Antin, (Bemerkungen über die neuesten Pariser Sitten) erschienen, aber nicht von Jouy, sondern von Rougemont, der ein nicht weniger glücklicher Beobachter und angenehmer Erzähler ist, als Jener. Gleich in der Vorrede finden wir folgende scharfsinnige, und auf alle große Städte passende Bemerkung: „Nirgend vergißt man so schnell als in Paris. Leichte Vergehen werden durch eine Redlichkeit von ein Paar Tagen ausgelöscht, und größe-

Ausgegeben den 25. Febr.

re durch eine Abwesenheit von einigen Monaten. Es giebt manchen in Paris, der in seinem Stadtviertel übel berüchtigt, seinen guten Ruf blos dadurch wieder erlangte, daß er in ein anderes Quartier zog." —

Wir wollen einige interessante Nummern mittheilen. Die erste: das Haus des heiligen Lazarus, bekanntlich ein Gefängniß für lüderliche Weibsbilder. Der bonhomme besuchte dieses Haus, welches ursprünglich ein Kloster war. Er fand den Aufseher, der eben seine gewöhnliche Runde machte, im Schlafsaal. — „Tiefes Schweigen herrschte in diesem Theile des Gebäudes. Wer hätte glauben sollen, es werde von 860 Weibern bewohnt, die Lasters-Gewohnheit und Heftigkeit der Leidenschaften zu Verbrechen hingerissen, und die nun, in kürzerer oder längerer Gefangenschaft, eine vernachlässigte Erziehung oder die Folgen der Faulheit und Lüderlichkeit büßten. — Howard hat die holländischen Gefängnisse sehr gerühmt, aber schwerlich sind sie denen von Paris zu vergleichen. Die Ordnung und Reinlichkeit, die zu Saint Lazare herrschen, die Thätigkeit, die Sanftmuth der Aufseher, die Fröhlichkeit der Arbeiterinnen, die Sorgfalt die man für sie hegt — Alles das ließ mich fast vergessen, daß es ein Gefängniß war, welches ich besuchte. — Das am häufigsten vorkommende Verbrechen dieser unglücklichen Weiber ist der Diebstahl, den ihr Elend bisweilen entschuldigt. Ein sehr menschenfreundlicher Gedanke ist es fürwahr, die Strafe des Verbrechens zum Vortheil der Gefangenen gereichen zu lassen. Sie lernen dort ein Handwerk, sie sammeln dort Sparpennige. Der Preis ihrer Arbeiten wird in drei Theile getheilt, den ersten behält die Verwaltung des Hauses, der zweite wird gleich ausgezahlt, und der dritte zurückgelegt, bis die Gefangene das Haus verläßt. — Eine Bäuerin, die zu sechsjähriger Einsperrung verurtheilt worden war, wußte gar nichts als sie das Haus betrat. Eine Frau, die Shawls verfertigte, machte sich ein Vergnügen daraus, sie in dieser Kunst zu unterrichten. In kurzem übertraf die Schülerin den Meister. Sie war fleißig, fand Geschmack an der Arbeit, versagte sich die gewöhnlichen Erhohlungen um ihren Gewinn zu vermehren, und besaß, als ihre Strafzeit abgelaufen war, ein kleines Capital von 923 Franken, ließ sich in einer Provinz nieder, erwarb sich dort durch ihre gute Aufführung allgemeine Hochachtung, und versäumte keine Gelegenheit, ihrem vormaligen menschenfreundlichen Kerkermeister ihre Dankbarkeit zu beweisen."

„Eben als er mir diese Anecdote erzählte, wurde er abgerufen, weil eine Frau versucht habe sich aufzuhängen, aber noch zu rechter Zeit daran gehindert worden sey. Der Knabe, der dem Aufseher dieß berichtete, nannte sie die Frau im Kerker, und ich erwartete daher ein finsteres Loch zu sehn; aber es war eine sehr geräumige Kammer, mit einem 5 Fuß hohen Fenster und der Aussicht auf den Hof. Hier lag sie auf Stroh, und die nehmliche Person, die, eine Viertelstunde zuvor, sich hatte aufhängen wollen, schlief jetzt so fest, daß sie uns nicht einmal hörte."

„Die Werkstätten der Shawlfabriken, die Bearbeitung der Wolle, der Stickereyen, des Nähens und Strickens, waren Alle in voller Thätigkeit als ich sie durchwanderte. Die Schönheit mehrerer von den Arbeiterinnen fiel mir auf. Man entwirft sich ein so häßliches Bild von dem Verbrechen, daß man alle Mühe hat, die Spuren desselben auf einem hübschen Gesichte zu entdecken. Unter den Nätherinnen wurde ich eine junge Person gewahr, deren sanfte, angenehme Physiognomie durch das Launenhafte ihres Anzuges gewissermaaßen noch mehr hervorgehoben wurde; sie hatte ihr Haar unter eine Leinwand-Mütze versteckt, und sobald sie uns gewahr wurde, suchte sie abgewendet ihr Gesicht zu verbergen. Die Weiße und Zartheit ihrer Hand bewiesen, daß sie der Arbeit ungewohnt war. Ich wurde neugierig ihr in's Gesicht zu sehn. Der Aufseher rief sie bei einem mir unbekannten Nahmen; allein kaum hatte sie sich zu uns gewandt, als ich ein junges Frauenzimmer erkannte, die, welches einst im vorigen Winter mich fast überfahren hätte, als es die Kalesche des Lord K. kutschierte. Damals lebte sie mit dem jungen Lord auf einem großen Fuße, war mit Diamanten bedeckt, und eine zahlreiche Dienerschaft reichte kaum hin, alle ihre Launen zu befriedigen; in glänzender Equipage fuhr sie in alle Schauspiele, sie war stets von Gaffern umringt, und Alles beeiferte sich ihr zu gefallen. — Und nun! — Mademoiselle Elise (so nannte sie der Aufseher) hatte ein wenig zu rasch zwischen sich und ihrem Freunde die Gemeinschaft der Güter einführen wollen, und war zu fünfjähriger Einsperrung verurtheilt worden, ein Schicksal, welches sie fast mit Gleichgültigkeit ertrug. Sie ist nicht die einzige hübsche Frau, die ich zu meinem Erstaunen hier antraf."

„Mehrere Gefangene, die im großen Hofe ihre Erhohlungsstunde feyerten, sah ich tanzen und in ausschweifender Lustigkeit sich herumtreiben. Ein Maurergesell, der eben ein verfallenes Stück von einer Mauer wieder herzustellen beschäftigt war, wurde von dieser Lustigkeit angesteckt, verlohr darüber

das Gleichgewicht, stürzte herab und verrenkte sich die Schulter. Ein gellendes Geschrei unterbrach Spiele und Arbeiten, Alle strömten herbei, Jede wollte dem Verwundeten beistehn, sie stritten sich um die Ehre, ihn in die Krankenstube zu tragen, und als der Wundarzt erklärte, er werde einige Tage nicht arbeiten können, nahm eine der Muntersten seinen Hut, ging damit bei ihren Schicksalsgefährtinnen herum, und brachte dem Maurer nach einer Viertelstunde 77 Franken 35 Centimen." —

„Ehe ich dieses Haus verließ, war ich noch Zeuge von der Entlassung einer Gefangenen und der Aufnahme einer neuen. Jene lachte, diese weinte. Jene tröstete sie durch die Versicherung, das Haus sey zu trefflich, um nicht gern wieder hinein zu kommen. Sämmtliche Gefangene bewillkommten ihre neue Gefährtin, überhäuften sie mit Fragen, sammelten unter sich ein kleines Geschenk von Wein, Zucker und Schnupftabak, welches sie ihr anboten, gaben der Abgehenden mit lächerlicher Wichtigkeit noch allerlei kleine Aufträge, und diese ermangelte nicht, bei'm Abschied ihnen zuzurufen: auf Wiedersehn! Diese Mischung von Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit, dieses Vergessen eignen Unglücks um sich nur mit fremden Leiden zu beschäftigen, bildete einen Contrast, von dessen Seltsamkeit man sich schwerlich einen Begriff zu machen im Stande ist." —

Die Caserne. Ich habe einen Neffen unter der Garde, einen braven jungen Menschen, der schon Unterofficier ist. Seit zwei Monaten hatte er mich nicht besucht, und das beunruhigte mich um so mehr, da ich von einem Duell zwischen zwei Gardeunterofficieren gehört hatte, und mir einbildete, mein hitziger Neffe habe sich geschlagen, sey vermuthlich todt; denn — so raisonnirte ich — wäre er blos verwundet, so hätte er mir sicherlich Nachricht von sich gegeben. Von dieser Furcht gequält, näherte ich mich der Caserne, und mußte mich zusammen nehmen, als ich an die erste Schildwache kam. Mit fast bebender Stimme fragte ich diese: ob der Unterofficier Gratien gegenwärtig sey? — Ich weiß nicht, war die Antwort, aber unser Adjutant, der dort im Hofe herum spaziert, kann Ihnen das sagen. Schon etwas ermuthigt, trat ich nun dem Adjutanten entgegen, der mir zu meiner Freude nicht allein versicherte, mein Neffe werde in einer Stunde von der Wache abgelöst, sondern ihn auch sehr rühmte. Jenen Zweikampf hatte er vielmehr zu verhindern gesucht. Die Veranlassung zu demselben war folgende:"

„Einer von den alten Schnurbärten hatte sich an dem jüngsten Unterofficier gerieben, der kürzlich in das Regiment getreten war, und dessen Muth Jener bezweifelte. Am Schluß einer im Wirthshause verzehrten Mahlzeit, schlug der Eisenfresser vor, die Zeche um das erste Blut zu spielen. Der junge Unterofficier bezeugte seinen Abscheu dagegen, und erbot sich, lieber die Zeche aus seinem Beutel zu bezahlen; aber man spöttelte so lange über seine Großmuth, bis er wohl begriff, er werde unaufhörliche Händel haben, wenn er dießmal nicht die Spitze böte. Er that es, und der Erste der sich ihm gegenüber stellte, war eben jener alte Schnurrbart. Seit 25 Jahren hatten die feindlichen Kanonen ihn verschont, und hier wurde er ein Opfer seines rohen Scherzes. Er fiel. Sein Gegner wider Willen warf sich auf ihn, seine eigne Geschicklichkeit verfluchend, und gab sich vergebens alle Mühe das Blut zu stillen. „Ich hatte Unrecht," sagte der Schnurrbart zu den Umstehenden, „zürnt ihm darum nicht; er hat sich brav genommen, er verdient Euer Freund zu seyn." So starb er in den Armen seines Mörders, dessen Thränen auf ihn herab flossen. Die Uebrigen nahmen sich eine gute Lehre daraus und befolgten des Verstorbenen letzten Willen."

„Um bis zur Ankunft meines Neffen mir die Zeit zu vertreiben, durchstrich ich die ganze Caserne. In einem großen Saale, aus dem ich so eben einen Haufen Grenadiere hatte kommen sehn, der sich dort in den Waffen geübt hatte, fand ich an den Wänden eine Menge galante Sprüchlein und Liebesschwüre mit Kohle angeschrieben, die so lange gültig blieben, bis die Wand geweißt wurde. Es war zugleich ein Tanz- und Waffensaal. An dem einen Ende desselben unterrichtete ein Fechtmeister einen jungen Soldaten, wie man seinen Feind zierlich tödten müsse, und zwar durch einen geheimen Stoß, den schon das ganze Regiment von ihm gelernt hatte. Am andern Ende ertheilte ein alter Corporal mit Schmarren im Gesicht einem Füselier von seiner Compagnie Unterricht im Tanzen, wozu er, statt dem Kratzen auf einer Violine, ein Tralla derideri dera zwischen den Zähnen brummte. Der Schüler, sehr zerstreut durch des Fechtmeisters Eins, zwei, Parirt! nachgestoßen! setzte die Geduld des Tanzmeisters auf harte Proben, die er nur bestand, indem er einige kräftige Soldatenflüche zu Hülfe nahm."

„Im dritten Stock fand ich ein langes Zimmer mit etwa 30 Betten, neben jedem den Inhaber desselben mit seiner Toilette für den folgenden Tag beschäftigt. Der Eine putzte seine Waffen, der Andere machte seine Patrontasche blank, der Dritte stutzte seine Bärenmütze auf. Ich wandte mich an Einen

der schon fertig war, dessen feuriges Auge mich anblitzte, und dessen braune, benarbte Wange, zusammt den drei Streifen auf seinem rechten Rockermel, mich einen Veteran errathen ließen. Wie alt? fragte ich. — 45 Jahr — Seit wann dient ihr? — seit 1791 — Auch verwundet? — 17 Mal. Ich bekam einen Schuß bei Kehl, zwei Lanzenstiche bei Marengo, einen Säbelhieb bei Austerlitz, zwei dergleichen bei Jena — und wo habt ihr das Kreuz empfangen? — hier in Paris — Von wem? — vom Könige, mein Herr Commandant. — Vermuthlich war es ein dreieckiger Hut, der mir diesen Titel eintrug."

„Ich hörte in einem Nebenzimmer Kindergeschrei. Ich öffnete es — da saß ein alter, mehr als 50 jähriger Soldat mit einem ungeheuren Schnurbart, der ihm ein furchtbares Ansehn gab; aber lachend wiegte er auf seinen Knien ein Kind von 10 Monaten, um dessen Geschrei zu stillen er ein deutsches Liedchen anstimmte, welches er in den östreichischen Feldzügen gelernt hatte, während sein ältester Sohn, der Pfeifer des Bataillons, sein kreischendes Instrument ertönen ließ und vor dem Schreibalg herum tanzte. Die Frau dieses wackern Soldaten, die in keinem Feldzuge ihm von der Seite wich, war die Schwester der Marketenderin, deren Wohnung ich unten an der Treppe bemerkt hatte. Bei dieser hatten die Officiere, die nicht viel Aufwand machen konnten, sich in die Kost verdungen. — Eine andere hatte fast eben so viele Feldzüge mitgemacht als der älteste Soldat im Regiment, und hatte Blessuren aufzuweisen, die den Kühnsten geziert haben würden. An Schlachttagen trotzte sie munter den Kartätschen, um den erschöpften Kämpfern ein Gläschen Branntwein zu Belebung ihres Muthes zu reichen, vergaß oft in solchen Augenblicken Bezahlung zu heischen, verkaufte nicht mehr, sondern gab, sich belohnt fühlend durch den thätigen Antheil, den sie an der Schlacht genommen. — Kein Sieg, hieß es, ohne die Marketenderin! — Ihre Bude war mit Früchten und Gemüse reichlich versehn. Wie stehst du dich bei deinem Gewerbe? fragte ich sie. — Sehr gut; ich möchte nie ein anderes. — Bist du Wittwe? — gewesen. Jetzt habe ich wieder einen Mann. 22 Jahre bin ich im Militär verehlicht. Mein erster Mann blieb in Italien. Er war, ohne daß ich Jemanden zu nahe treten will, der bravste bei der ganzen Armee. Der zweite, dem es, Gott sey Dank, auch nicht an Courage fehlt, ist dreimal an meiner Seite verwundet worden, jetzt Corporal, mit Ihrem Wohlnehmen. — Hast du Kinder? — Einen Jungen von 10 Jahren, der das Trommeln lernt — er sitzt jetzt auf der Polizei — ein verfluchter Junge, der das Unglück hat, Niemanden gehorchen zu wollen. Uebrigens brav wie Vater und Mutter." —

„In einem Corridor blieb ich vor zwei Figuren stehn, die auf die Mauer gezeichnet waren, und deren Bedeutung ich mir zu enträthseln suchte. Ein junger Officier, der dieß bemerkte, erzählte mir: Man hatte vor einiger Zeit die Ueberreste eines Cürassier- und eines Lancierregiments hier einquartiert, die so lange in traulicher Gemeinschaft lebten, bis einst einem Lanzenreiter einfiel, ein Vorpostengefecht hier auf die Mauer zu zeichnen, in welchem, wie Sie sehn, die Lanciers vorne und die Cürassiers hinten sind. Das nahmen die letztern so übel, daß sie auf blutige Rache sannen. Zum Glück schrieb ein anderer darunter: der Blitz geht immer vor dem Donner her, und diese Worte bewirkten einen schnellen Frieden, der durch einen gemeinschaftlichen Schmauß besiegelt wurde." —

(Der Beschluß folgt.)

Sacre et Couronnement de Louis XVI.

(Eingesandt.)

Wenn man Prunkfeste und Ceremonien nicht als bloße Opfer der Eitelkeit, oder als politische Gaukelspiele betrachtet, sondern sie in den vornehmern Standpunkt bringt und als eine symbolische Beziehung auf die hohe Würde und die schweren Pflichten eines, nicht am Ende, sondern gleich im Anfange seiner Laufbahn Gefeierten, ansieht, so ist damit der Gesichtspunkt einer solchen Anordnung von Ceremonien gefunden, wie sie die Würde des Zwecks und der hellere Geist der Zeit verlangt. Die bisher gewöhnlichen Einrichtungen solcher Feste, in denen sich das Thun und Meinen der Menschen auf eine auszeichnende Art abspiegelt, muß aber die Geschichte billig aufbewahren. Sie deutet dadurch der Nachwelt an, was das Volk war, für welches das Schauspiel aufgeführt wurde, oder doch, wofür es die Schauspieler gehalten haben. Auf diese Betrachtung hat uns die Nachricht mehrerer Zeitungen geführt, worinn die Salbung des Königs von Frankreich zu Rheims für den dritten Mai d. J. angekündigt worden ist; so daß es, staatsrechtlich genommen, scheint, als ob man der Garantie der Charte noch die der Saint ampoule beifügen zu müssen glaube, und das Neueste an das Aelteste anknüpfen wolle. Wir halten es daher in allem Betracht nicht unnütz, die heutige Lesewelt, die mehr als zuviel von der Gegenwart beschäftigt wird, mit einem seltnen Prachtwerke

über die ehemalige Salbung und Krönung des unglücklichen Ludwig XVI. bekannt zu machen, und einige historische Erläuterungen beizufügen. Es kann dadurch das Interesse des Denkers für die angekündigte Krönungsfeierlichkeit und ihre Einrichtung wohl nur erhöhet werden. Die Schrift ist im Krönungsjahr 1775 zu Paris erschienen, und macht einen starken Quartband aus, mit einer Menge Kupfer verziert, welche theils die Hauptakte der Feierlichkeit selbst, theils das Costume der einzelnen geistlichen und weltlichen Theilnehmer, des Königs dreifacher Anzug miteinbegriffen, theils endlich allegorische Bilder vorstellen. Die erste, kleinere Hälfte des Buchs, das den oben angeführten Titel hat, beschreibt kürzlich die Krönungsfeierlichkeiten aller Könige von Frankreich von dem Merovinger Clodwig I. an, und enthält einige interessante historische Notizen. Der Verf. macht bei Erwähnung der Selbstkrönung Ludwigs, die sein Vater Carl der Große anordnete, die Bemerkung: daß die Maxime, „ein König von Frankreich erhalte seine Autorität vor allen andern Potentaten, blos von Gottes Gnaden," (nicht durch Päpstliche Salbung) in das höchste Alterthum hinaufreiche. Wir bemerken dagegen, daß jene alte Maxime zwar den Glanz, aber das neuere Staatsrecht die wahre und größere Macht verleihe. Man darf nur des Verf. historische Notizen von den alten Pairs und Großämtern des Reichs überblicken, um zu erkennen, wie zersplittert die Regentenmacht der Vorzeit gewesen, und was sie, durch Einziehung der großen Lehne und Würden geworden ist. —

In der zweiten Hälfte der Schrift, ist nun die Salbungs- und Krönungsfeierlichkeit Ludwigs XVI., welche den 11. Junius 1775 in Rheims erfolgte, mit allen Umständen beschrieben. Wir heben nur folgendes aus:

Das Aufstehen des Königs am Krönungstage. Die in der Hauptkirche versammelten geistl. und weltl. Pairs schicken zwei Bischöffe nach dem Erzbischöffl. Pallast ab, wo der König sich befand. Auf zweimaliges Anklopfen fragte der Duc de Bouillon, Ober-Kammerherr: Was verlangen Sie? ohne die Thüre zu öffnen. Die Antwort war: den König, und der Duc erwiederte: „der König schläft." Beim dritten Klopfen sprachen die Abgeordneten: Wir verlangen Ludwig XVI. den Gott uns zum König gegeben hat. Jetzt öffnete man das Zimmer und der Ober-Ceremonienmeister führte die Bischöffe zu dem Königl. Paradebette, wo sie Sr. Majestät Weihwasser präsentirten, und ihn aufstehen halfen. Nun ging ein prächtiger Zug zur Kirche durch eine Gallerie mit 21 Arkaden von weißer Marmorfarbe, und 306 Fuß Länge. In der Kirche kniete der König vor dem Hauptaltare nieder, und nahm dann seinen Sitz vor demselben mitten im Chore ein. Jetzt kam das heilige Oelfläschchen aus der Abtey St. Remi unter einem Thronhimmel an, das vier vornehme geistliche Herren in großem Pomp dort abgeholt hatten. Sie müssen allezeit in Gegenwart des Fiscalprocurators einen Schwur ablegen, daß dem heil. Fläschchen kein Schade widerfahren soll, und daß sie ihr Leben an dessen Erhaltung wagen wollen. Der Großprior der Abtei übergab es dem Erzbischoff von Rheims mit den Worten: „Monseigneur, ich übergebe Ihren Händen den kostbaren Schatz, der dem großen Heiligen Remigius zur Salbung des Clodwig und der Könige seiner Nachfolger vom Himmel gesandt wurde; und bitte Sie, nach altem Herkommen, es mir nach der Salbung zurückzustellen;" was der Erzbischoff versprach. Nun forderte dieser letztere Sr. Maj. vor allen Dingen ein Versprechen ab, jedem Geistlichen und ihren Kirchen die canonischen Privilegien, Rechte und Gerichte zu schützen und zu bewahren, wie es des Königs Pflicht sey Erst nachdem der König das versprochen hatte, fragten die Bischöffe von Laon und Beauvais nach einer alten Förmlichkeit, (wie der Beschreiber sagt,) die umher stehenden Großen und das Volk, ob sie Ludwig XVI. zu ihrem König annehmen wollten? Als ein Ehrfurchtsvolles Stillschweigen die Einwilligung ausgedrückt hatte, wurde Sr. Majestät sitzend und mit bedecktem Haupte, folgender Schwur in lateinischer Sprache abgenommen: 1) der Kirche Gottes zu aller Zeit den Frieden durch das christliche Volk zu erhalten; 2) Alle und Jede an Raub und Unrecht aller Art zu hindern; 3) Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in allen Urtheilen beobachten zu lassen, damit der Gott der Gnade und Barmherzigkeit sie auch auf mich und Euch ergießen; (Schön!) 4) Mich aus aller Macht zu befleißigen, in allen meiner Herrschaft unterworfenen Ländern die von der Kirche ausdrücklich verdammten Ketzer auszurotten. (Das paßt vortrefflich zur Barmherzigkeit Gottes. Soll das Ludwig XVIII. auch wieder beschwören?) — Noch ein Schwur als Haupt des heil. Geistordens in der katholisch-apostolisch-römischen *) Religion zu leben und zu sterben und den Orden nie untergehen zu lassen; dann ein Schwur als Großmeister des Ludwig-

*) Wie paßt aber Apostolisch — und Römisch zusammen? Eins hebt das Andere auf, wie jetzt Jedermann weiß, der nur etwas weiß.

ordens, und endlich ein Schwur auf Haltung der Edicte wider die Duelle. Nun erfolgte die Salbung, Krönung und Bekleidung mit den königl. Gewändern und Insignien, durch den Erzbischoff von Rheims. Die Salbung geschah siebenfach; nach geendigten Gesängen und Gebeten nahm der Erzbischoff seine Mitra ab, machte dem Könige eine tiefe Verbeugung und küßte ihn, und rief 3mal laut: Vivat rex in aeternum! Die weltlichen und geistlichen Pairs thaten desgleichen, und das herbeiströmende Volk rufte: Vive le Roi! während daß die Trompeten schmetterten, die Kanonen donnerten, die Königin weinte, und man eine Menge kleiner Vögel ins Freie fliegen ließ, um anzudeuten die Ausbreitung der Gnaden des Souverains über sein Volk, und daß die Menschen niemals wahrhaft freier sind, als unter dem Regiment eines aufgeklärten, gerechten und wohlthätigen Königs. Die Auswerfung von Krönungsmünzen, Messehalten, die Ehrentafel mit steifstem Ceremoniel, die Audienzen, Ordensfeste, die Andacht bei einer Menge Reliquien und dergl. übergehen wir billig. Zuletzt folgte noch das Heilen oder Anrühren der Kröpfigen, deren nicht weniger als 2400 im Park der Abtei versammelt waren. Der König berührt sie mit ausgestreckter Hand, Kreuzweise übers Gesicht von der Stirne zum Kinn, und von einem Backen zum andern und sagt: „Gott heile dich; der König berührt dich." Den 16. Junius kehrte der König nach Versailles zurück; gewiß ohne Ahndung der Zukunft und der schwachen Garantie solchen äußern Pompes aus alter Zeit. Von der, nach unserer Meinung sehr geschmacklosen Pracht vieler Anzüge geben die Kupfer einen anschaulichen Begriff.

Nun wollen wir noch den Umstand des heiligen Oelfläschchens erläutern, aus dem Manche haben vermuthen wollen, daß es auch im Himmel Oelbäume geben müsse. Der Verfasser des Sacre de Louis XVI. (der ein Benedictiner zu seyn scheint,) macht die Bemerkung: „daß nach dem Salischen „Gesetze die Geburt an sich und allein das Recht zum „Throne gebe; daß also nur, um die Gelangung „dazu feierlich zu machen, das Salbungs- und Krö„nungsfest eingeführt worden, welches aber den „Völkern desto kostbarer seyn müsse, weil da der „Souverain mit einem Schwure bekräftigt, daß er „sie nach den wesentlichen Vorschriften der Gerechtig„keit regieren wolle."

Die früheste Ceremonie dieser Art nun ging bei der Taufe des vorhin heidnischen Königs Clodwig I. vor. Der heilige Remigius verrichtete diese in Rheims, Weihnachten 496, im funfzehnten Jahre von Chlodwigs Regierung. Durch seine Gemahlin, eine christliche Prinzessin, mit ihrer Religion bekannt, versprach er, wie man erzählt, in einer zweifelhaften Schlacht wieder die Allemannen dem lieben Gott, daß er sich bekehren wolle, wenn er gewönne, und er errang den Sieg. Bei der Taufe selbst fehlte es gerade an dem heil. Oel, womit man, der Gewohnheit nach, die Salbung vornehmen mußte. Was geschah? Der heil. Remigius ließ sichs ein Gebet kosten, und es kam eine Taube vom Himmel, die in ihrem Schnabel ein Fläschlein himmlischen Balsams brachte, welches die sogenannte sainte ampoule ist, die man noch heut zu Tage in Rheims verwahret, in der Stadt, die übrigens durch ihre guten Pfefferkuchen berühmt ist; *) — hätte die Taube vorher gewußt, wie heidnisch sich unser neuer Christ nachher in seinen Handlungen erwiesen, sie würde schwerlich den weiten Weg vom Himmel bis nach Rheims gemacht haben. Inzwischen kam Rheims dadurch zu hohen Ehren, und in der spätern Zeit wurde es zur festen Gewohnheit, daß alle Könige von Frankreich von dem Erzbischof daselbst gesalbt und gekrönt wurden. Und das Fläschchen giebt noch immer Oel her, wie man aus Ludwig XVI. Krönung gesehen hat. Dieses Fläschchen hat indessen auch viele Gegner gefunden, die seine Aechtheit anfechten, und es dürfte ihrer in jetziger Zeit in noch größerer Zahl bei den satyrischen Franzosen finden. Es ist aber auch eben so geschickt vertheidigt, als angegriffen worden, woraus man sieht, daß Geschicklichkeit und bon sens zuweilen verschieden sind. Freilich hat weder St. Remi selbst noch Gregor von Tours von der Begebenheit etwas erwähnt, indessen weiß sie doch der spätere Hincmar umständlich zu erzählen, und es ist vielleicht ein Argument von Gewicht, daß in jenen Zeiten die Wunder häufiger waren, als jetzt die Satyren, und daß es der Heiligen so viele gab, daß sie die Kirche kaum selbst alle kennt, und man alle Armeen des Napoleons damit hätte überflügeln können. Es kann mithin auf ein Wunder mehr nicht ankommen, da das Fläschchen einmal da ist. Denn auch die große Menge der heiligen Reliquien, die sonst Wunder gethan haben, ist ja in und um Rheims noch zu sehen, und die Könige müssen ihnen ihre Verehrung umständlich bezeigen.

Sollte also dennoch die hohe Geistlichkeit und Pärschaft einige Zweifel empfinden, so werden sie

*) Cette ville est particulièrement renommée pour ses manufactures de pain d'épice, sagt der Marquis de Paulmy in den Melanges tirés d'une grande Bibl. Tom. 13.

doch wohl thun, wenn sie das Ansehen der sainte ampoule, Rom und deren Anhängern und Missionären zu gefallen, (die jetzt Frankreich mit Glauben überziehen, und das Alterthum predigen,) aufrecht erhalten, und die ernsthafteste Miene von der Welt dabei machen. Ein treuer Staatsrath dürfte Sr. Maj. freilich anders rathen. Ein Fürst von dieser trefflichen Gesinnung wie Ludwig XVIII. und unter den jetzigen Verhältnissen, der das Rechte offen will und sein königl. Wort zu lösen strebt, ist in den Augen aller braven Franzosen schon von Rechtswegen ein Gesalbter des Herrn, und sein Thron ruht auf festen Stützen. Wenn also den 3. Mai sogar eine zweite Taube geflogen käme; er dürfte es ohne Bedenken höflich bedauern, daß sie sich ohne alle Noth so viel Mühe machte. —

Schöne Literatur.

Cyane, ein episch-romantisches Gedicht in 10 Gesängen, von Walther, scheint ganz übersehen zu werden. Wir wollen auch gerade nicht behaupten, daß es besonders ausgezeichnet zu werden verdiene; es scheint ein jugendlicher Versuch zu seyn; aber eben deswegen halten wir für Pflicht, dem jungen Dichter zu erkennen zu geben, daß wir keineswegs gesonnen sind, die muthig und auch nicht ohne Glück begonnene Laufbahn ihm zu verleiden, daß wir aber noch mehr von ihm erwarten, als wir gefunden haben. —

— Unterhaltungen für gebildete Leser, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schießler, erscheint, dem Titelblatt zufolge, bei drei Verlegern in Wien, Leipzig und Prag. Schwerlich wird Ein Buchhändler, viel weniger drei, seinen Unterhalt bei diesen Unterhaltungen finden. Am meisten angezogen hat uns die Schlacht auf dem weißen Berge, Bruchstück eines größern historischen Werkes: der böhmische Krieg, welches wir von Herrn Griesel — zu erwarten haben.

— Auch mit einem Taschenbuche des Scherzes und der guten Laune hat uns Herr Schießler beschenkt. Es enthält lauter Epigramme. Fürwahr ein großes Wagstück! Noch ist es keinem Dichter gelungen, (Martial und Kästner nicht ausgenommen) ein ganzes Bändchen lauter guter Epigrammen zu liefern. Hier Eins zur Probe:

Der kranke Bezier.

X. Er leidet entsetzlich am Sand und Stein,
man hört sogar öfters ihn heftig schreyn.
Ach! was für ein Stein macht wohl ihm diesen Schmerz?
B. Vermuthlich wird ihm sein versteinert Herz
hinab in die Blase gesunken seyn.

— Um das, bei Cotta erschienene, Taschenbuch für Damen 1819, zu empfehlen, brauchen wir nur die Namen der Gärtner zu nennen, welche die Blumen zu diesem wohlriechenden Strauße geliefert haben: Göthe, Therese Huber, Caroline Pichler, Theodor Hell, Lafontaine, Langbein u. s. w. Es hat dabei den großen Vorzug, daß es nur wenige Verse enthält, denn — wir wissen nicht wie es zugeht — es überfällt uns ein Grauen, so oft wir ein Versebuch aufschlagen, weil wir immer und immer nichts weiter finden, als ein paar hundert verficirte Phrasen, die schon ein paar tausendmal da gewesen sind. Fast thun wir es jetzt in wässerigten Versen den Franzosen zuvor, und das will viel sagen. —

— Ein Trauerspiel von Lord Byron: Manfred, hat Adolph Wagner deutsch, mit daneben gedrucktem englischen Texte, geliefert. Das letztere hat uns besonders lobenswerth geschienen, da jeder Liebhaber der englischen Sprache, wenn er noch nicht ganz vertraut mit ihr ist — (und fürwahr man muß sehr vertraut mit ihr seyn, um Lord Byron immer zu verstehn) — hier nicht allein genießen, sondern auch lernen kann. Daß der Uebersetzer nicht blos des Englischen, sondern auch des Deutschen sehr mächtig ist, möge die erste beste Stelle beweisen. Der Gemsenjäger fragt Manfred: was meinst du jetzt vor dir zu sehn? und Manfred antwortet:

Mich, und nun wieder dich, den Alpenlandmann,
Demüthiger Jugend, edler Gastlichkeit,
Geduldgen Geistes, fromm und stolz und frey,
Voll Selbstgefühls, geimpft auf Sinnes-Unschuld,
Gesunde Tage, Schlaferquickte Nächte,
Schuldloses Mühsal, durch Gefahr geadelt,
Hoffnung auf muntres Alter, stilles Grab,
Mit Kreuz und Kränzen auf dem Rasengrün,
Zuletzt zur Grabschrift deiner Enkel Liebe u. s. w.

Auf die Frage der Schicksalsschwester an die Nemesis: Sag, wo warst du? — antwortet diese:

Zerfallne Throne hatt' ich auszubessern,
Narr'n zu vermählen, Reiche herzustellen,
Menschlein an Feinden nach Gelüst zu rächen,
Neu anzufachen dann in ihrer Brust
Zum Wahnwitz trieb ich Weise; von dem Blödsinn
Ließ ich Orakel ausgehn zu der Welt
Umbildung, denn sie hat sich überlebt,
Und Menschen wagten für sich selbst zu denken,
Die Fürsten abzuwägen, von der Freiheit
Verbotner Frucht zu sprechen —

Digitized by Google

Wir verkennen die großen Schwierigkeiten einer solchen metrischen Uebersetzung nicht, und es wäre daher verdammliche Kritteley, einzelne wenige Stellen nachzuweisen, wo sie etwa verfehlt worden. Nur mit manchen neuen Worten des Uebersetzers können wir uns nicht vertragen. Dahin gehört: Rack (?) Uebermuthhehr, eingeister, Zirk (statt Zirkel). In den Schlußanmerkungen sagt Hr. Wagner: „Auch in England ist mancher verjährte, auf Hörensagen hin eingeräumte Anspruch auf Klassicität ab und zur Ruhe verwiesen, vielen im Besitz Glücklichen sind die welken Lorbeeren vom Haupte gerissen, den Bewerbern aber ganz andere Beglaubigungen, Urkunden und Beweise, als die bisherigen, abgefordert worden." Dasselbe wird einst ein Engländer auch von Deutschland sagen, wo von manchem, der jetzt für classisch gilt oder gelten möchte, nach funfzig Jahren kein Mensch mehr sprechen wird. — (Die Fortsetzung folgt.)

Eine französische Literatur-Zeitung.

Den meisten Lesern ist wohl der Prospectus einer Revue encyclopédique, ou Analyse raisonnée des Productions les plus remarquables dans la littérature, les Sciences et les arts, nicht zu Gesicht gekommen.

Es haben sich eine Menge nahmhafter Gelehrten zu dieser mit 1819 anfangenden Unternehmung verbunden, welche Frankreich bis jetzt gefehlt hat. Sie wollen analysirende und kritisch beleuchtete Auszüge von den besten Werken geben, weniger selbst urtheilen, als das Urtheil des Lesers vorbereiten, und diesem das Mittel verschaffen mit Zeitgewinn mehr und mit mehr Nutzen zu lesen. Es sollen jährlich zwölf Hefte, jeder von ohngefähr 12 Blättern herauskommen. Das Abonnement für Paris beträgt 42 Franken. (Wenn besonders der Gesichtspunct festgehalten wird, den Gang und die Fortschritte der menschlichen Kenntnisse, und ihr Verhältniß zur bürgerlichen Ordnung und Vervollkommnung treulich und ohne Secten- und Partheigeist aufzuzeichnen und gründlich darzustellen, so wird die Unternehmung sehr verdienstlich seyn, und manche andere Literaturzeitung beschämen.)

Neue Erfindungen und Heilmittel.

Ein Inwohner von Pottendorf bei Wien hat eine Petinet- und eine Tricotmaschiene erfunden, und ein Privilegium auf 10 Jahre dafür erhalten. Die letztere wird durch's Wasser getrieben und wirkt auf zwei Seiten. Bei der Petinetmaschiene wird blos auf jeder Seite ein Knabe zum Einlegen der etwa reißenden Fäden angestellt. Die Tricotmaschiene verfertigt mit einem Gesellen auf 2 Stühlen mehr, als auf den gewöhnlichen Stühlen mit 4 Gesellen gewirkt werden könnte. —

Gegen die von Petersburg aus als unfehlbar gepriesene Kraft des Wasserwegerich, Alisma plantago, zur Abwendung und Heilung der Wasserscheu nach dem Biß toller Hunde, hat der Medicinalrath bei'm Ministerium der Volksaufklärung eine Warnung bekannt gemacht; die Heilkraft sey keineswegs erwiesen. —

Eine neue Schwefelräucherungsanstalt ist in Wien von einem Doct. Fabera errichtet worden. Für jede Räucherung zahlt man 6 fl.

Literarische Notiz.

— In englischer Sprache hat Thomas Maurice Beobachtungen über die, neulich von Rich besuchten und beschriebenen, Ruinen von Babylon herausgegeben, welche Ruinen freilich, da seit der Erbauung Babylons 4000 Jahre verflossen sind, wenig sichere Belehrung gewähren. Das ganze Land, Irak genannt, war im Alterthume sehr fruchtbar und bevölkert, und enthielt mehrere große Städte, ist aber jetzt eine, größtentheils sumpfige, Wüste, von wilden arabischen Horden bewohnt. — Der Verfasser legt großes Gewicht auf die Aehnlichkeit der Bauart des Tempels zu Babel mit dem zu Merico, vergleicht auch einige Religionsgebräuche der Mexikaner mit denen der Chaldäer, und will dadurch wahrscheinlich machen, daß Amerika in sehr frühen Zeiten von phönicischen und carthaginensischen Schiffen besucht worden sey, welche die Entdeckung den Aegyptern und Griechen mitgetheilt hätten. — Eine andere seiner unsichern Hypothesen ist, daß vor der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai nichts mit Buchstaben geschrieben worden; er glaubt also, daß Gott uns die Buchstabenschrift unmittelbar offenbart habe. —

Berichtigung und Aufforderung.

Die Haude- und Spenersche Zeitung in Berlin hat drucken lassen, ich habe von Wien aus von meinem Monarchen den Befehl erhalten, Deutschland zu verlassen, vermuthlich wegen einer unschicklichen Aeußerung in diesen Blättern. Wenn die Haude- und Spenersche Zeitung künftig noch mehr solche Albernheiten und Lügen debitiren will, so wird sie ersucht, ihre Quellen anzugeben, damit ich im Stande sey, den verkappten Neidhammel zur Rechenschaft zu ziehen.

Den 11. Febr. 1819. Kotzebue.

Bei uns ist angekommen und zu haben:
Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte, avec les cours étrangères, les princes, les ministres et les généraux français et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. Premiere Livraison. Italie. Tom. I. gr. 8. Paris chez Panckoucke 1819. 3 thl. 4 gr.
Weimar, den 25. Febr. 1819. Gebr. Hoffmann.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 21. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Der Gutmüthige. (Beschluß.)

Aller guten Dinge sind drei, also werde auch eine dritte Nummer mitgetheilt, wobei uns nur die Wahl schwer fällt, denn anziehend sind sie Alle. Wir wählen den Lumpensammler. (Le chiffonnier.)

„Um 2 Uhr Morgens verließ ich ein Fest, welches Hr. v. Seval zur Verlobungsfeyer seiner Tochter mit dem jungen Grafen Lestades gegeben hatte. Im Vorzimmer standen eine Menge Bedienten in Galla-Livreen, oder schliefen auf Stühle hingestreckt, bis es ihren Herrschaften gefällig seyn würde aufzubrechen. Der Hof war mit Equipagen angefüllt, deren Kutscher die Wagenlaternen fleißig unterhielten, und bei ihrem Schimmer auch wohl gähnend Piquet spielten. Gähnend und halb schlafend zog der Schweitzer die Schnur an, ich selbst mußte ihm helfen das Thor zu öffnen. Langsam wanderte ich nun durch die Straßen von Paris, in deren Mitte die Laternen ein bleiches, zweifelhaftes Licht verbreiteten, welches Verliebten und Spitzbuben gleich günstig war. Patrouillen, Bauerwagen, die zu Markte fuhren, und das Rasseln der Equipagen einiger für den Moment glücklichen, unterbrachen in langen Zwischenräumen das Schweigen der Nacht, und gaben der Hauptstadt ein Leben, wie es manche Provinzstadt an ihren Festtagen sich wünschen würde."

„Indem ich so schlenderte, ließ ich alle die Bilder an mir vorübergehn, die im Laufe des verflossenen Abends mich beschäftigt hatten: Die stolze Zufriedenheit des Herrn v. Seval, der durch ein Heirathsgut von 500,000 Franken das Vergnügen erkauft hatte, seine Tochter Frau Gräfin zu nennen; die Unruhe seiner Gattin, die, wider Willen das Opfer bringend, mit ängstlicher Zärtlichkeit jedem Blicke, jeder Bewegung ihres künftigen Eydams nachspürte, und bei der kleinsten, der Braut erwiesenen Artigkeit lächelte; die Bescheidenheit und Unschuld Ernestinens, die weniger Freude an dem ihr zugedachten hohen Range, als Kummer zu haben schien, ihre Eltern verlassen zu müssen. Sie hielt sich fast immer nahe bei ihrer Mutter, gab ihr die rührendsten Beweise kindlicher Liebe, und so oft sie sich in ihre Arme warf, wandte sie ihr Gesicht nach dem Grafen, ihn gleichsam auffodernd an diesen Liebkosungen Theil zu nehmen, während ein fast bittender Blick der Mutter zu ihm sagte: mache sie glücklich! und sein Feuerblick antwortete: ich werde sie ewig lieben!"

„Auch die Lächerlichkeiten, die ich bemerkt hatte, gingen auf's Neue an mir vorüber, sammt der Pracht des Putzes. Ich berechnete in Gedanken den launenhaften Werth aller der glänzenden Sächelchen, die der Schönheit nichts leihen, und nicht einmal das Privilegium haben, der Häßlichkeit etwas zu entziehn. Wie viele arme Familien, dachte ich, hätten Jahre lang von diesem Kamme oder jenem Halsband leben können! und indem ich bei diesem Gedanken die Achseln zuckte, stieß ich an einen Mann, der mich mit den Worten anfuhr: Na! ist der Herr blind? Er trug eine Stocklaterne und suchte etwas auf der Erde, was er, wie ich vermuthete, durch meinen Stoß verlohren hatte. Statt ihm zu antworten, hielt ich für schicklicher, ihm suchen zu helfen, und bückte mich deshalb. Das schien ihn aber nur noch mehr zu reizen. Treibt der Herr seinen Spas mit mir? fragte er in einem Tone, den man fürwahr nicht höflich nennen konnte. Ich erwiederte gelassen: ich meinte Schuld daran zu seyn, daß Ihr etwas verlohren, und wollte Euch helfen es wieder zu finden. — Sie sind sehr gütig, antwortete er nun weit milder, aber ich treibe nur ein Handwerk, ich suche was andere verlohren haben. Wir richteten uns beide empor. Ein Blick auf seine elende Kleidung überzeugte mich, daß er wirklich nichts verlohren haben konnte. Er war mit einem eisernen Haken bewaffnet, auf dem Kopfe trug er eine wollene Mütze, auf dem Rücken eine Butte oder Tragkorb, in der Hand seine unentbehrliche Stocklaterne. Jeder Andere an meiner Stelle würde geeilt haben die verdächtige Gesellschaft los zu werden; ich benutzte die Gelegenheit, mich von den Leiden und Freuden eines Lumpensammlers zu unterrichten. Auf mein Befragen hub er an: O es giebt schöne Nächte in unserm Stande, dem freisten den ich kenne und zugleich dem leichtesten in der Ausübung. Wir brau-

Ausgegeben den 25. Februar.

chen weder Patente, noch Aufwand, noch Kleiderputz; fast Niemand kennt uns, und vor den wenigen Menschen, die uns begegnen, ohne auf uns zu achten, brauchen wir unsers Elends uns nicht zu schämen. Von manchen Nachtintriguen sind wir verschwiegene Zeugen, die Tagesintriguen bleiben uns unbekannt und das sind nicht die angenehmsten. Niemand bemerkt, Niemand beneidet uns, und doch ist unser Handwerk weder so lästig noch so wenig einträglich, als der Herr vielleicht glaubt. Freilich, oft erhaschen wir gar nichts, aber bisweilen ist uns auch der Zufall günstig." — „Ey! wie das?"

„Ich lebe nicht allein gemächlich," fuhr der Schlaukopf fort, „sondern ich unterhalte auch einen ältern Bruder, der am Tage das in Ordnung bringt, was ich in der Nacht finde, und mir sagt, wie ich meine Entdeckungen benutzen muß. So brachte ich neulich der Frau Baronin C. den Entwurf eines Briefchens, den ich an ihrer Hausthür gefunden hatte. Mein Bruder schloß aus der Feinheit des Papiers, aus der Frauenzimmerhand, aus einigen mehr als freundschaftlichen Ausdrücken, und besonders aus dem nicht schmeichelhaften Gemählde des Gatten, daß die Frau Baronin das Papierchen wohl gern wieder einlösen würde. Ich zog meine Tageskleider an, und lauerte, bis der Herr Baron ausgegangen war. Dann ließ ich mich melden, als mit einem geheimen Auftrag gesendet. Man wollte mich anfangs nicht vorlassen, die Kammerjungfer wollte mir mein wohlriechendes Papierchen abnehmen, aber ich gab es nicht her, und wurde endlich in das Cabinet der Frau Baronin geführt. Potz Tausend! sie war schön, ich gaffte sie an und vergaß mich fast. Sie fragte lächelnd was ich wolle? schweigend überreichte ich ihr das wohl eingewickelte Briefchen. Kaum hatte sie die Augen darauf geworfen, als sie einen kleinen Schrei ausstieß, und mich sehr höflich fragte: wie ich dazu gekommen sey? ich erklärte es ihr und fügte die Vermuthungen meines Bruders hinzu, den sie einen gescheiten Kerl zu nennen beliebte. Dann griff sie in eine Art von Tasche von rothem Maroquin, gab mir ein Goldstück, und dankte dabei so süß, daß ihr Dank mir mehr Vergnügen machte, als ihr Gold. — Ein anderesmal war das Glück mir noch günstiger. Vor dem Hause eines dicken Banquiers hatte ich eine Menge zerrissene Papiere in meinen Korb geworfen, unter welchen mein Bruder Eins fand, welches vierfach zusammengefaltet, dadurch dem Zerreißen entgangen war. Oben stand: Entwurf einer Bilanz des Banquiers M. Herrlich! sagte mein Bruder, indem er mich auf die Schulter klopfte, schnell das Papier abschrieb und mich mit der Abschrift und einer beigefügten Note zu M. schickte, der eben Geld empfangen hatte von einem Freunde, der sich Glück wünschte, es so gut untergebracht zu haben. M. erschrak nicht wenig, als er das Papier sammt der Note durchlief, und fragte mich wohl zwanzig Mal in einer Viertelstunde, ob auch sonst Niemand es gesehn hätte? auf mein jedesmaliges Verneinen rieb er sich vergnügt die Hände, schrieb ein Billet an meinen Bruder und steckte mir 10 Thaler in die Hand, wobei er sagte, es solle schon besser kommen. Und wirklich kam mein Bruder nach einer Stunde von ihm zurück, einen Sack mit Thalern tragend. Wären wir nicht so ehrliche Leute gewesen, so hätten wir den Bilanz-Entwurf M's Gläubigern mitgetheilt; so aber konnte er in aller Ruhe zwei Tage nachher seinen Banquerout erklären."

„O es ist mir noch manches Merkwürdige bei meinem nächtlichen Umtreiben begegnet! ich habe Kleinodien, Manuscripte, auch wohl Kinder gefunden; mit der Zeit fanden alle diese Dinge ihre Eigenthümer wieder, manche sind auch noch in unserm Magazine aufgehäuft. Aber ich merke, daß es anfängt zu schneien. An solches Wetter ist der Herr nicht gewöhnt wie unser Einer. Ich wünsche Ihm eine wärmere Nacht als die meinige. Ist Er neugierig mehr von uns zu wissen, so besuche Er uns; wir wohnen in der Straße Croule Barbe No. 11, er darf nur nach den Brüdern Jerome fragen."

„Ich nahm die Einladung an, und fand am andern Morgen das kleine Haus, dessen Aeußeres schon den Zustand der Bewohner verrieth. Von 12 Fensterscheiben in zwei Fenstern waren nicht weniger als fünf von Papier, und die Mauer, wiewohl überdünch, hatte starke Risse. Der ältere Jerome, ein großer, freundlicher Mann mit schwarzen durchdringenden Augen, öffnete mir die Thür. Das kleine niedrige Zimmer war möblirt mit vier Strohstühlen, einem Tische von Fichtenholz und dem Bilde eines Parlamentsraths, welches der ältere Jerome in einer Auction gekauft hatte, weil es seinem verstorbenen Vater, einem Bierfiedler, ähnlich sah, und er wollte einen Mahler von seiner Bekanntschaft bitten, den Herrn Parlamentsrath auszukleiden, und ihm den schlichten Castanienbraunen Rock anzuziehen, den sein Vater getragen hatte. Dieser ehrliche Musicant war freilich im Hospital gestorben, allein er hatte den Söhnen seine Rechtschaffenheit und die Kunst zu entbehren hinterlassen. Anfangs hatten sie allerlei ohne Erfolg versucht, bis eines Abends der Jüngere einen Diamantring fand, dessen Eigenthümer ihm die ausgesetzte Belohnung zahlte. Dieser

Zufall brachte beide Brüder auf die Idee, verlohrnen Sachen nachzuspüren."

„Ich war sehr neugierig, ihre Magazine kennen zu lernen. Sie bestanden aus alten Leinwandfetzen, Eisen- und Glasstücken, Anschlagzetteln aller Art u. s. w., doch alles vom ursprünglichen Schmutz gereinigt, sogar die Knochen, die aufgehäuft in einem Winkel lagen. An allen solchen Lumpereien, sprach Jerome, geht wohl der Herr, gleich Tausend andern, verachtend vorüber, und doch steckt noch ein großer Werth darinn. Aus den Glasstücken werden Flaschen; aus den Knochen Schachspiele, Messerstiele, Kinderklappern und dergleichen; aus dem alten Papier entstehen Pappschachteln, auch Kinderspielzeug; aus den Leinwandlumpen schönes Papier, und, wenn der Zufall es will, so berechnet vielleicht einst ein reicher Mann seine Millionen auf den Fetzen seines ersten Hemdes."

„Das Bureau des ältern Bruders war in der musterhaftesten Ordnung. Sachen von einigem Werth befanden sich in einem Kasten, auf dem geschrieben stand, wann und wo sie gefunden worden. Nur wenn sechs Monate lang keine Nachfrage darnach war, hielten sich die Brüder für Eigenthümer derselben. In einem Tagebuche stand genau verzeichnet, was jede Nacht abgeworfen hatte. Indem ich es durchblätterte, stieß ich auf folgende Zeilen: Am 19. August um 2 Uhr Morgens in der Straße Dauphin ein Kind gefunden in eine baumwollene Decke gewickelt und auf die Schwelle der Thür No. 15 niedergelegt. O das ist nicht das einzige Kind, sagte der ältere Jerome, welches wir so gefunden haben; mit diesem hier ging es glücklich. Mein Bruder schob es sanft in seinen Tragkorb und brachte es gleich nach Hause. Ich kleidete mich schnell an, eilte nach der Straße Dauphin und lauerte bei No. 15. Eine Stunde mochte ich wohl gestanden haben, als die Thür sich öffnete, und ein junges blasses Mädchen herauskam, welches schwankend und mit niedergeschlagenen Augen sich entfernen wollte, aber unwillkührlich nach dem Platze hinschaute, den mein Bruder mir bezeichnet hatte. Sie stand einen Augenblick still und trocknete sich die Thränen. Nun zweifelte ich nicht, daß sie die Mutter sey. Rasch trat ich auf sie zu. Sie erschrak, faßte meine Hand, und bat schluchzend sie nicht unglücklich zu machen. Ich flößte ihr Muth und Vertrauen ein. Noch am selbigen Abend erhielt das Kind eine Amme. Während der ersten Monate führte ich selbst die Aufsicht. Einige Zeit nachher meldete mir die Mutter ihre Heirath. Gott sey Dank! sie ist glücklich, und ihr kleiner Jerome — denn ich bin sein Pathe — befindet sich vortrefflich. Er besucht mich bisweilen, und wenn ich ihn sehe denke ich immer: den hab' ich gerettet!"

„Der jüngere Bruder stand eben im Begriff, eine Brieftasche, welche eine ansehnliche Summe in Banknoten enthielt, auf die Polizey zu tragen, um den Eigenthümer auszumitteln. Das sind aber auch die einzigen Dinge, sagte der ältere, die wir der Polizey anvertrauen. Mein Bruder schläft bis Mittag, dann ordnet er seine Beute, oder durchwandert die Quartiere der Stadt, und zieht Nachricht ein, wo etwa ein Fest gegeben werden soll. Dort geht er dann auf die Jagd, denn es ist selten, daß bei einem Ball oder sonst einer großen Versammlung nicht irgend etwas verlohren würde. Kommt er nach Hause, so steh' ich auf, und thue was mir zukömmt. Ich classificire die Gegenstände, schätze ihren Werth, verkehre mit dem Lumpenhändler, dem Glaser, dem Pappdeckelmacher u. s. w. Seit 10 Jahren treiben wir das saure Handwerk, leben anständig und haben auch noch etwas für unsere alten Tage gespart."

Schöne Literatur. (Fortsetzung.)

— Herr Adolph von Schaden hat eine Parodie anzufertigen gewagt, betitelt: die Ahnfrau, ein musikalisches Quodlibet tragi-komischer Natur. Grillparzers Borotin ist hier Hans v. Pferdefuß mit seiner Tochter Grete. Ein paar Pröbchen aus der ersten Scene werden hinreichen, diesen Wechselbalg zu characterisiren:

Pferdefuß. Habe leider keinen Sohn,
Nicht einmal ein Hurenbalg. —
Grete. Vater, 's ist erschrecklich kalt!
Zu den wollnen dicken Hosen
Mußt' ich armes Mädchen greifen.
Pferdefuß. Ach die wollnen dicken Hosen
Machen leider nicht den Mann.
Grete. Immerhin das alte Lied
Vom versoffenen Fahnenschmidt.
Deine Schuld ist's ja allein
Daß ich nicht ein Junge bin.
Pferdefuß. Meines Stammes Ahnfrau war
Eine Bettel. —
Grete. (Von ihrem Geliebten sprechend:)
Muskulös war sein Gebäude,
Speckfett auch der weiße Hals.
Glich er nicht dem Cherubim,
Will ich eine Metze seyn.
Einen Kuß gab ich zum Lohne,
Hätte auch wohl mehr gegeben,
Wenn der Schwarze es verlangt.

Dann singt sie zur Harfe:

O du lieber Großpapa,
Liegest wie ein Stockfisch da.

Und Pferdefuß unterbricht sie:

Willst du schweigen junger Racker!

Das sind Kraftstellen von den ersten sieben Seiten, und das Ganze hat deren 95. Schwerlich wird irgend Einer unserer Leser Lust haben, mehr zu hören. —

— Auch einen französischen Almanac des dames pour l'an 1819 hat der geschmackreiche Cotta herausgegeben, und — obgleich das Büchlein recht viel anziehendes enthält — so wird es dem Herausgeber doch schwer werden, sich gegen Herrn Passow in Breslau zu vertheidigen, daß er, ein ächter Deutscher, in der Schmutz- und Giftsprache etwas hat drucken lassen. Für diejenigen, welche diese Sprache nicht lesen können oder mögen, liefern wir hier auszugsweise ein Schreiben der Frau v. Krüdener aus Riga 1806 an Herrn Berenger in Lyon, merkwürdig für jeden Beobachter des stufenweis Emporkletterns einer Schwärmerin.

„Ich entschädige mich für Trennung und Schweigen. Ich schreibe, ich schreibe ganze Bände. Meine Tochter hilft mir. So verleben wir reizende Nächte, wenn man anders eine leichte Verdunkelung von zwey Stunden, und wo es doch immer hell genug bleibt um unter freyen Himmel zu lesen, Nacht nennen kann." (In Parenthese hat Frau v. Krüdener hinzugefügt, so sey es 4 Monat im Jahr; dem müssen wir aber widersprechen; das Lesen unter freyem Himmel um Mitternacht möchte höchstens einen Monat lang zu bewerkstelligen seyn.) —

„Ach! diese hellen Nächte der Ostsee haben einen unbeschreiblichen Reiz! unsere Birken, vom Hauche des Windes bewegt, senden uns ihren Rosenduft; unsere Fichten, unsere Lerchenbäume (?) verbreiten am Morgen einen balsamischen gesunden Harzgeruch. Alle diese melancholischen Bäume, diese Freunde der Gräber spiegeln sich in der Düna, welche die Alten Eridanus nennten; (?) sie umdunkeln das Ufer ohne es düster zu machen; denn man wandelt gern in diesen kunstlosen Gängen, unter diesen Blättergewölben, wo eben jetzt Nachtigallen und Rothkehlchen ihre verliebten Klagen in das Murmeln der Wellen und der Zephyre mischen. Mitten im Genuß dieser ländlichen Freuden höre ich bisweilen durch Kanonenschüsse und die Glocke des Schlosses ein vor unserm Hafen ankommendes Schiff ankündigen. Ich horche — mein Herz klopft — fröhliches Geschrey der Matrosen begrüßt die fremde Küste. Diese, oft nächtlichen, Scenen bieten der Einbildungskraft eine düstere melancholische Größe dar. — Man gedenkt der Verwegenheit des Seemannes, der weite Meere durchschweift, bald um die Reichthümer der verschiedenen Völker auszutauschen, bald um ihnen Laster zu bringen. — Indessen ist es angenehm für die Nachbarn von Lappland, die nichts weiter haben als gesalzenen Fisch, Flachs, Pech, Tonnenbreter und etwas Bernstein, diese elenden (?) Waaren, die Reichthümer der nordischen Natur, gegen die Früchte der schönen Provence vertauschen zu können, gegen die herrlichen Stoffe von Lyon, die artigen Kleinigkeiten von Paris und die neuen Broschüren, die man sich hier aus den Händen reißt, die sehr theuer verkauft werden, und die unter uns die Herrschaft Ihrer Sprache, den Triumph Ihres Geschmackes und vielleicht auch den Ihrer ewigen Revolutionen vollenden." (Mit der Wahrheit nimmt es Fr. v. K in diesem Briefe nicht sehr genau. Die Lerchenbäume, den Eridanus u. s. w. wollen wir ihr gern erlassen, so wie das sehr mangelhafte Register unserer nordischen Waaren, wo sogar das Eisen fehlt; was aber die Herrschaft der französischen Sprache in den Provinzen der Ostsee betrifft, so hat sie nie, auch nur in einem gewissen Grade existirt, und vollends ihr vielleicht! wenn gab es je einen Augenblick, wo unter Alexanders Regierung ein solches vielleicht dem Schreiber eines Briefes einfallen konnte?) — „Sie fragen, wie meine Mutter sich befindet? Vollkommen wohl. Sie überhäuft mich mit Güte und Wohlthaten. Sie ist ein Engelgleiches Wesen, wie ich es nie auf der Welt angetroffen habe. Ihr opfere ich meine Leidenschaft für Frankreich und alle meine Gewohnheiten; denn freylich ist das Leben, welches man hier führt, ganz das Gegentheil von dem, welches ich zu Lyon und Paris, zu Venedig und Neapel, und an den verschiedenen Orten, wo mein Mann Gesandter war, führte. Meine Mutter hält ein sehr großes Haus, und empfängt täglich viele Besuche. Sie wissen vielleicht, daß Alles was der Luxus nur glänzendes, bequemes und auserlesenes bieten kann, in Rußland zu finden ist. Aber die Art zu leben hindert mich am Schreiben, erschöpft meine Kräfte (éteint mes moyens) und stört die Reyhenfolge meiner Gedanken. Ausgenommen das in sich kehren, (le recueillement) die Zurückgezogenheit, ich möchte fast sagen die Einsamkeit, ist Alles übrige im Leben frivol, unzusammenhängend, kalt und übel; man ist ein Märtyrer

der Etikette, gemeinen Gesetzen unterworfen, stets außer sich selbst und außer der Natur. — Für Personen aus der großen Welt ist alles verlohren, sobald sie sich nicht amüsiren, daher ist Alles auf Zerstreuung und Eitelkeit berechnet. Die Geheimnisse von Glückseligkeit, welche die Vorsehung einfachen Herzen gewährt, sind ihnen unbekannt. Glück und Tugend, so wie alles Große und Erhabene auf der Erde, sind einfach; will man etwas zusammengesetztes daraus machen, so entschlüpfen sie uns. O Mittelmäßigkeit! Mutter des guten Geistes! deine Träume umgaukeln mich. Du allein bewahrst in deinem Busen die Keime des wahren Glücks. Süße Mittelmäßigkeit! du bist meinem Herzen tausendmal theurer, als jener Prunk, jener Luxus, jenes eitle Aeußere, was nicht mir ist, was nur vom Reichthum abhängt, den meistens Narren oder Lasterhafte besitzen, um uns den wahren Werth desselben kennen zu lehren. — Leben Sie wohl, mein lieber Berenger, aber nicht für immer. Ich will die Ufer der Saone wieder sehen und bewohnen; ich will wieder Abende genießen wie diejenigen, an welchen der Herzog von Weimar uns mit seiner Gegenwart beehrte."

In einer Nachschrift empfiehlt Fr. v. K. dem Berenger ihre Valerie, ihre Chartreuse, ihren matelot pélerin, und fügt hinzu: „Fahren Sie fort in ihren Schriften den scheuslichen, bestialischen Atheismus zu bekämpfen, der so sehr um sich greift, Alles austrocknet und verödet, und der bald mit Verwilderung und grenzenlosem Egoismus enden wird. Die Elenden! sie sehen den Himmel und glauben nicht an dessen Baumeister! und was sind sie? Baumeister der Zerstörung! sie sehen nichts jenseits der Sterne. Ha! wenn diese Menschen Gesetzgeber eines Reiches würden, so müßte man über die Säulen des Herkules hinaus fliehen; denn bald würde das gesellschaftliche Gebäude mit schrecklichem Krachen zusammen stürzen. Ja, dann müßte man sich darauf einrichten am Nordpol zu sterben."

Wir glauben unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, indem wir eine Stelle aus einem Briefe der Frau v. Stael, von demselben Jahre 1806, auf diesen folgen lassen. Er wurde zu Coppet geschrieben, an wen? ist nicht angegeben.

— — „Ich glaube nicht daß in meiner Delphine irgend etwas unmoralisch ist. Sie gehen sehr hart mit ihr um. Der Partheygeist bemächtigte sich dieses Werkes als es erschien, und, da ich die Grundsätze der Freyheit liebte und liebe, so rechnete man mir Alles, was einen Roman ausmacht, zum Verbrechen an. Aber ich bin mir bewußt und das Bewußtseyn trügt nicht, — daß in der Delphine kein einziger Grundsatz, keine einzige Empfindung ist, welche die reinste Moral nicht anerkennen dürfte. Jetzt beschäftige ich mich mit Deutschland, aber ohne Rahmen; denn ich glaube, um ein Land zu schildern, welches mehr durch Philosophie und Literatur, als durch sein Klima und die schönen Künste sich auszeichnet, müsse man den romantischen Rahmen vermeiden. Ich theile mein Werk in Capitel und in Briefe; dennoch hoffe ich, Sie werden auch die Einbildungskraft nicht vermissen; dann dieses, dem Anschein nach, schwerfällige Land ist das Allerpoetischte im jetzigen Europa, das einzige wo es noch sinnenden Enthusiasmus giebt. (enthousiasme rêveur.) Dieser Almanach bewahrt noch einen andern, ein Jahr früher geschriebenen, Brief der Frau v. Krüdener, aus denen wir folgende Stellen ausheben: „O Franzosen! die Natur behandelt Euch als verzärtelte Kinder. Fühlt ihr auch Euer ganzes Glück? welches Volk auf Erden ist mehr Dank der göttlichen Vorsehung schuldig, die von Unsinnigen in stolzer Gottlosigkeit des Wahnsinnes geleugnet wird. — O mein Freund! halten Sie mich nicht für närrisch. Man ist es nicht, wenn man Frankreich und die Franzosen über allen Ausdruck liebt. (eperdument) — Meine Tochter, meine in Dänemark, wo sie gebohren wurde, hinsterbends Juliette, wurde mir in Paris erhalten. In Lyon fand ich meine Gesundheit wieder und wahre Freunde. In Lyon vollendete ich meine Valerie, die ich zu Genf angefangen hatte, wo die melancholischen Schönheiten des Leman und der großen Carthause mich begeisterten. Ich las Ihnen die Hälfte vor, auch B** und Camille Jordan vertraute ich mich. Man drang in mich, dieses romantische aber sehr treue Gemählde einer eben so beispiel- als schuldlosen Leidenschaft zu vollenden. Nicht das Verlangen, Geist auszukramen, hat mir die Stellen dictirt, die ich für rührend halte, und die Ihre Journale einiges Lobes würdigten, nein gewiß nicht. Was Gutes in Valerie ist, gehört den religiösen Gesinnungen an, mit welchen der Himmel mich begabt hat. — Sie haben ohne Zweifel jenen andern Roman gelesen (Delphine), dessen sonst gute und großmüthige Heldin ihr Geschlecht so sehr durch einen Selbstmord entsetzt — trotz seiner Schönheiten wird er kein Glück machen — Die Religion erhebt sich nun, eine Lehre zu verdammen, die um so schrecklicher erscheint, je größer das Talent ist, welches sie fortzupflanzen strebt. Uebrigens ist eine Unbesonnenheit noch kein Vorsatz.

Warum sollte man glauben, Frau v. Stael habe ein gefährliches Buch schreiben wollen? sie, die aus der Moral sich ein Studium macht, und in diesem seltsamen Jahrhundert so fest an die Perfectibilität glaubt. — Ich sehe in Delphinen nur das traurige Opfer einer starken aber unglücklichen Leidenschaft, und in ihren letzten Handlungen nur die Inconsequenz eines Kopfes, der nicht mehr räsonnirt." — Zuletzt spricht sie von ihrer vielgeliebten Valerie, und von Thee und Rosenessenz, welche, ihrer Versicherung zufolge, mit den Caravanen von Kaschemir nach Rußland kommen. —

Unter den Gedichten, welche dieser Almanach liefert, sind manche recht allerliebst, z. B. an Frau von Stael, das Liedchen der Ultra's, die Epistel an meine Hälfte u. s. w., und wenn wir wüßten, daß alle unsere Leser französisch verstünden, so würden wir gern einige abschreiben. Doch dieser Almanach wird ja wohl ohnehin von allen denen gekauft und gelesen werden, die über die französische Sprache nicht à la Passow denken. Mit Vergnügen haben wir auch eine Uebersetzung von Gellerts Hut darin gefunden. —

(Der Beschluß folgt.)

Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber, von einem wackern und gelehrten Kriegsmanne.

Es kommt mir vor, wenn die Leute von Constitutionen reden, als ob sie in der Mitte anfingen; denn ich glaube daß, weil der gegenwärtige Zustand eines Staats sich nicht wegdenken läßt, man zuvörderst an ganz andere Dinge als an Constitutionen denken sollte, welche, wenn sie wirklich sind was sie seyn sollen, nur als das Siegel zu betrachten sind, welches einer Verfassung aufgedruckt wird. Da eine Constitution ohne diese Procedur ohne Garantie bleibt, so muß, wie schon oft geschehen, sie durch wesentliche Abänderungen umgestaltet, und endlich ganz umgeworfen werden, als ein Gesetz, das den Zeitumständen angepaßt wird. Da aber eine Verfassungsurkunde, wenn sie sich der Vollkommenheit nähern soll, durch die Dauer als erprobt erscheinen, und nur mit der Nation, für die sie gegeben worden, aufhören sollte: so scheint es gewiß zu seyn, daß man sie auf einem ganz andern Wege suchen müsse, als bisher geschehen ist. Erlauben Sie, meine Gedanken, jedoch ganz kurz, auseinanderzusetzen. Schon Montesquieu behauptet, daß ein jeder Staat ein Ziel habe, nach dessen Erreichung er streben müsse. Er führt uns die Römer an, welche einen kriegerischen Staat bildeten; die Juden, bei denen die Erhaltung der Religion ihrer Väter die Hauptsache war u. s. w. In der heutigen Europäischen Staatenrepublik ist dies freilich schwerer zu ermitteln, aber ausgemacht ist gewiß, daß es für einen Jeden ein Ziel gebe, nach dem er hinarbeiten müsse, eine Grundidee, die als oberste Staatsmaxime ihm eigenthümlich angehören müsse. Hat doch das Leben der Menschen überhaupt und für Jeden insbesondere eine ihm zum Grunde, zum Leitstern dienende Idee nöthig, wie sich bei genauerer Untersuchung findet, warum nicht auch die Staaten? Auf Beide finde ich anwendbar, was der Prof. Fischer in Berlin, in einer kleinen Abhandlung über den Sinn der höhern Mathematik sagt: daß jeder Wissenschaft eine Hauptidee zum Grund liegen müsse, und daß jemehr sie sich von dieser entfernt, sie desto mehr auf Abwege geräth, wovon die Alchimie für die Mineralogie, die Astrologie für die Astronomie, zum Theil auch der Somnambulismus für die medicinische Psychologie Belege liefern.

Wenn dies nun seine Richtigkeit hat, so sollte, dünkt mich, der Regent, von dem doch, wenn wir keine Revolution erleben wollen, die Constitution ausgehn muß, damit anfangen, über die Natur, Lage und Beschaffenheit seines Staats in politischer, physischer und intellectueller Beziehung, ernstliche Betrachtungen anzustellen, sodann seine Minister zusammen rufen, und ihnen das Hauptziel ihrer Bestrebungen, die Grundidee, nach welcher der Staat regiert werden muß, und nach welcher hin, als nach einem einzigen Brennpuncte alle Organisationen und Staatsgeschäfte geleitet werden müssen, angeben. Ich weiß nicht ob dies in irgend einem Cabinet geschieht; aber ich bin überzeugt daß da, wo dies nicht statt findet, vielleicht ein einzelner Verwaltungszweig, es sei die Politik, oder das Innere, oder die Justiz ꝛc. sehr vollkommen organisirt seyn können, ohne jedoch irgend einem Zweck des Ganzen, geschweige der eigentlichen Grundidee, die der Staat befolgen sollte, angemessen zu seyn. Ist dies der Fall, so kann es nicht fehlen, daß die verschiedenen Ministerien einander oft entgegen arbeiten, und daß das Ganze darunter leidet. Da überdem verschiedene Zwecke in einem Staat die Regierung desselben zu einer äußerst complicirten Maschine machen, so erfindet man Surrogate für die Einheit, Controllen und dergl., was nichts hilft, sondern nur noch mehr verwirrt. Wollte man einen festen Endzweck, oder wüßte man was man wollte recht deutlich,

so würde sich gewiß dieß Chaos entwickeln, und man würde bald einsehn, daß die höchste Vollkommenheit eines einzelnen Theils, nicht immer zweckmäßig ist, wenn demselben nicht eine Harmonie für das Ganze zum Grunde liegt.

Ich verstehe mich nicht auf die höhere Staatskunst, wohl aber etwas auf die Zwecke des Kriegs. Erlauben Sie mir also hierüber einiges zu sagen. Ich nehme an, es gebe einen Staat, dem seine Erhaltung, die Unwandelbarkeit seiner Existenz am nächsten liege, und welcher durch Intelligenz ersetzen müsse, was ihm an specifischer Schwere in der Waagschaale der Politik abgeht. Dieser Staat wird damit anfangen, seine eigne Kräfte genau kennen zu lernen, und sie mit andern zu vergleichen. Er wird diese Kräfte zu erhöhen suchen, hauptsächlich in Beziehung auf seinen Zweck, er wird den Willen der Menschen zu leiten bemüht seyn; er wird unaufhörlich das Leben des Staats im Auge haben, und für alles was diesem gefährlich werden kann, ein Maas besitzen. Er wird aber auch die mögliche Anspannung aller Kräfte, sowie die desorganisirende Ueberspannung kennen, und nie ohne Noth irgend eine Kraft in Bewegung setzen. — Hieraus ergiebt sich beiläufig, daß man höchst oberflächlich urtheilt, wenn man unter einem sogenannten Militairsystem, nichts als Despotismus und Willkühr versteht, da es doch ausgemacht ist, daß eine wahrhaft kriegerische Verfassung die größte Ordnung und eine höchste Sparsamkeit in Anwendung aller Staatskräfte voraussetzt. Ein Militair-Staat wird seine Politik, seine Gesetzgebung, seine Administration, seine öffentliche Erziehung sämmtlich zu einem Zwecke: dem Krieg, leiten. Er wird den Krieg als eine solche Angelegenheit betrachten, deren Wichtigkeit es nöthig macht, immer darauf gefaßt zu seyn, er wird in jedem möglichen Kriege eine Bedrohung seiner Existenz, und keine bloße Klopfechterei, sehen, und er wird die Nation als seine Armee betrachten, in welcher alle für einen und einer für alle stehn.

Gesetzt nun, in einem solchen Staate schwebe die Grundidee den Regierern nicht klar und deutlich vor Augen, so kann es nicht fehlen, daß derjenige, der den Krieg für ein entferntes, ungewisses Uebel hält, und nur voll von dem ist, womit er sich alle Tage beschäftigen muß, diesen ihm anvertrauten Zweig als das Wichtigste betrachtet, und je weiter er geht, sich immer mehr und mehr von der Hauptidee entfernt. Hieraus müssen Dissonanzen entstehn, welche die Regierungskunst nicht aufzulösen vermag, es sey denn, daß sie lernt, alle Staatsgewalten zu einem einzigen Zweck in Wirksamkeit zu setzen.

Ich bescheide mich, dies Thema nicht weiter ausführen zu dürfen, und hoffe, daß Sie zugeben werden, daß für einen jeden Staat, es sey in kriegerischer, oder merkantilischer u. s. w. Beziehung nur ein Weg vorhanden ist, auf welchem derselbe seinen individuellen Character ausbilden, und dadurch seine Bewohner zum Genuß der größtmöglichsten Ruhe und Glückseligkeit führen kann. Ich weiß, wie viel sich noch hierüber sagen läßt; allein es ist mir nur darum zu thun, den obigen Begriff etwas zu erläutern, damit ich mir schmeicheln darf, denselben einigermaßen klar ausgedrückt zu haben.

Wenn nun eine Regierung in diesem Sinne verführe, d. h. den höchsten Zweck des Staats deutlich vor Augen hätte, und die gesammte Organisation desselben darnach einrichtete: so müßte hieraus ein solches harmonisches Ganze werden, daß keine Abweichung von dem einmal eingeschlagenen Wege möglich seyn könnte, je länger diese Verfassung durch die Dauer befestigt würde. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, daß, wenn alle Staatskräfte und alle Kräfte der Einwohner möglichst durch gegenseitige Uebereinstimmung in einander greifen, und zu einem Endzweck vervollkommnet werden, der Wunsch nach einer andern Verfassung schwerlich Wurzel fassen, sondern Jedermann sich in einem gewissen gewohnten Geleise finden dürfte, aus welchem er herauszutreten kein Interesse mehr haben möchte. Wenn es nun auch nicht nöthig und nicht möglich ist, den höchsten Grad der Vervollkommnung einer ähnlichen Verfassung abzuwarten, so scheint es mir doch, daß eine Constitution nur alsdann ihre Garantie in der Nation selbst findet, wenn diese bereits die zu einer solchen Gewährleistung erforderlichen Neigungen und Gewohnheiten erworben hat. Diesen Zeitpunct nun, und keinen frühern, halte ich für den wahren, um dieser Nation eine geschriebene Constitutionsurkunde zu ertheilen. Es scheint mir daher, ich bekenne es freimüthig, ein großer Fehler zu seyn, wenn Regierungen, die eigentlich am besten selbst die Hauptzwecke ihres Volks kennen sollten, sich nicht darum bekümmern, sondern, ohne die Nation für ihr wahres Interesse zu stimmen, geneigt zu machen, und mit einem Worte zu erziehn, die Entdeckung dieser Haupthebel der Menge überlassen, welche, wie die Erfahrung lehrt, in solchen Dingen, und überhaupt da, wo es auf Belebung allgemeiner und abstracter Begriffe ankommt, gar keinen deutlich ausgesprochenen Willen hat und

haben kann. Ich glaube vielmehr, daß es eigentlich die Regierungen seyn müßten, welche ihren Völkern den wahren Leitstern zu ihrer Unabhängigkeit und Glückseligkeit vorhalten sollten, sie, welche das Fatum einmal an das Steuerruder des Staatsschiffs gesetzt, und im Grunde genommen, ihr wahres Interesse mit dem Interesse des Volks zu innig verbunden hat, als daß, wenn sie nicht zu Grunde gehn wollen, sich eine Theilung denken ließe.

Schreiben an den Herausgeber.

(Der ehrenwerthe Einsender hat sich genannt, wünscht aber nicht, daß sein Nahme gedruckt werde.)

In No. 5. des diesjährigen literarischen Wochenblatts haben Sie unter den Auszügen aus der Schrift des General Gourgaud über den Feldzug von 1815 die Behauptung desselben aufgenommen: „daß „der franz. General Duhesme, als Gefangener am „Tage nach der Schlacht von Belle Alliance von „Truppen der Alliirten mit kaltem Blute massacrirt „worden sey," und die Frage hinzugefügt: „sollte „dies wahr seyn?"

Als Augenzeuge der Gefangennehmung und ferneren Behandlung des gedachten Generals, glaube ich hierin eine Aufforderung zu finden, und halte es für meine Pflicht, eine Lüge zu berichtigen, die, so wenig glaubwürdig sie auch ist, doch zu beschimpfend für die verbündeten Truppen bleiben würde, wenn man ihr nicht glaubhaft widerspräche.

Es ist notorisch, daß am Abend des 18. Jun. 1815, zwischen 10 und 11 Uhr, der Fürst Blücher mit den Generalen Gneisenau und Grolmann und den übrigen Personen seines Hauptquartiers der erste war, welcher die dem Schlachtfeld zunächst liegende Stadt Genappe einnahm. Nur ein Officier und etwa 20 Mann des Dragoner-Regiments Prinz Wilhelm bildeten unsere Avantgarde. In der Stadt ward durchaus nicht mehr gefochten, und kein Schuß fiel. Man sah auch keine Franzosen als todte oder sterbende, wer nur noch kriechen konnte, hatte die Flucht fortgesetzt, oder sich in den Gebäuden verborgen.

Der Fürst nahm mit uns Allen sein Hauptquartier in dem gleich vorn in der Stadt zur linken Hand gelegenen Gasthof zum König von Spanien. Um 1 Uhr Nachts etwa hörten ich und mehrere Officiere des Generalstabes, unter denen der Major Graf Blücher, Sohn und Adjutant des Fürsten sich befand, ein Geräusch und Gewimmer im Keller des Hauses, der mit Franzosen angefüllt seyn mußte. Wir öffneten die Thür und riefen den Eingesperrten zu, dreist hervorzukommen; Sie könnten zwar der Gefangenschaft nicht entgehn, würden aber verbunden und gut behandelt werden, um so mehr als das Hauptquartier im Hause sey. Unter mehreren, die hierauf zum Vorschein kamen, befand sich auch der General Duhesme, den 2 junge Officiere, von denen einer sein Neffe war, führten. Der General hatte einen Flintenschuß, der ihm hinter den Augen durch den Kopf gegangen war, und den er, wie sein Neffe uns erzählte, gegen das Ende der Schlacht erhalten hatte. Ich selbst räumte ihm gern meine Matratze ein, und der Graf Blücher suchte den Leibarzt des Fürsten, Regiments-Chirurgus Bieske auf, der zwar versicherte, daß die Wunde absolut tödtlich sey, aber doch gerne bereit war, sein Möglichstes zu thun. Wir holten Wasser herbei, flößten dem General Wein ein, machten ihm ein bequemes Lager, und sicherten seinen Begleitern, die nicht Worte finden konnten uns ihre Dankbarkeit auszudrücken, allen möglichen Schutz zu.

Das Hauptquartier ging am Morgen weiter, und ich reisete als Courier mit der Siegesnachricht nach Berlin ab. Auf der Rückreise zum Hauptquartier kam ich Anfangs Juli wieder nach Genappe, und fragte den Wirth des Gasthofes, dem wir die gute Pflege des Generals zur Pflicht gemacht hatten, nach dem ferneren Schicksale desselben. Er versicherte mir, daß Duhesme noch bis zum Dienstag, den 20. gelebt, von ihm auf's Beste verpflegt, und von den ihn begleitenden Officieren beerdigt worden sey, die man hiernächst mit andern Gefangenen rückwärts transportirt habe.

So ist der wahre Hergang der Sache, wie ihn alle Officiere des Hauptquartiers bestätigen können. In der Berliner Zeitung vom 24 Juni 1815 ist dieses Factum mit wenigen Worten ebenso gedacht.

(Also wiederum eine der frechsten Lügen, welche sich die Franzosen so gern erlauben, um ihre Sieger in ein gehässiges Licht zu stellen; und zugleich ein neuer Beweis, wie wenig dem Herrn General Gourgaud und seinem erkaiserlichen Gewährsmanne zu trauen ist. Aber sollte man nicht meynen, die jungen Officiere, die den General Duhesme aus dem Keller führten, und besonders sein Neffe, würden es schon längst für Pflicht gehalten haben, dem Verläumder Gourgaud öffentlich zu widersprechen? — ja, wenn es nicht die Ehre der Deutschen beträfe, die jedem Franzosen ein Dorn im Auge und ein Pfeil im Herzen ist.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 22. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Schöne Literatur. (Beschluß.)

— Auch Urania, ein Taschenbuch auf das Jahr 1819, mit Shakespeare's Bildniß und fünf Darstellungen zu Romeo und Julie, darf in keiner eleganten Damenbibliothek fehlen. Ohne Zweifel ziert es auch schon die meisten derselben, und das überhebt uns, mehr davon zu sagen. Die längsten Aufsätze sind auch zugleich die vorzüglichsten. Das romantische Gedicht Saladdin in vier Gesängen hätte wohl mit Recht der bezauberten Rose den Preis streitig machen können. Unter den prosaischen Erzählungen athmet die Verkannte von Therese Huber den zartesten Dufft, der nur einer so schönen, so tugendlich und minniglich ausgebildeten weiblichen Seele entsteigen konnte. — Auch der geniale Hoffmann hat sich hier nicht verleugnet. —

— Ein in Wien und Prag erschienenes Taschenbuch des Scherzes und der Satyre für 1819 verräth des Verfassers Anlage zu einem guten Satyriker und sicher werden die Leser bei vielen Stellen herzlich lachen. Schon die Zueignung, an einen hoch- und wohl-eben zu rechter Zeit für ihn gebornen Herrn, ist voll heitrer Laune. Die Erzählung: der junge Mensch der nicht lügen wollte, erinnert angenehm an Gilblas. Seine Mutter hatte ihm die Lehre eingeprägt: Lüge niemals! und sie selbst „hatte nur zweimal in ihrem ganzen Leben Jemanden etwas vorgelogen, und das war nur ihrem Manne." Der Sohn befolgte ihre Lehre und machte natürlich kein Glück damit. Die Tragödie Gasparo Gasparini persiflirt unsere Schicksalstragödien sehr treffend. Am Ende sind zwei Recensionen angehängt, wie man sie wirklich täglich liest, deren Eine alles das lobt, was die Andere getadelt hat. Die Parodie eines Acts von Schillers Räubern, ist, wenn man diese daneben liest, äußerst belustigend. Die sonst gewöhnliche Breite unserer deutschen Satyriker ist fast überall glücklich vermieden worden. —

— Johannes Falk's auserlesene Werke, drei Bände, hat der Verleger auserlesen drucken und mit einem auserlesenen Einbande versehen lassen, aber die Werke selbst sind nichts weniger als auserlesen. Herr Adolph Wagner in Leipzig, derselbe, der vor einiger Zeit die seltsame Schrift: Falks Liebe, Leben und Leiden in Gott bekannt machte, (eine Schrift, in welcher sein Johannes dem Evangelisten Johannes so ziemlich gleich gestellt wird) hat auch diese Werke herausgegeben, und der Verfasser sagt in der Vorrede: der Herausgeber werde überall wo es zuläßig sey, ihn selbst sprechen, und für das was er sey oder nicht sey, gelten lassen. (Eine sonderbare Vorerinnerung.) Hr. Adolph Wagner, der sich Chorizont und Diaskeuast nennt, hat eine lange Einleitung in seiner Manier geschrieben. Fragt man uns, welches ist seine Manier? so rathen wir dem Frager, von der Höhe einer engen Felsenschlucht in die finstere Tiefe hinab zu schauen, in welcher etwa ein Bach über Steine rauscht; vernehmen wird er da allerlei seltsames Getös, aber sehen wird er nichts. Es bleibt seiner Einbildungskraft überlassen, sich irgend etwas zu denken, was da unten vorgeht. Herr W. findet in Falk's Geistes-Producten eine Folge von Keim, Blüte und Frucht — auf des gutmüthigen Wieland Ansehen hin, habe man Falk wohl hie und da für eine satyrische Fratze wie Boileau gehalten — während er doch nur den in der Tiefe seiner Natur gegebenen Gegensatz habe hervor heben wollen — und er nur von den Gramanzen der Zeit als muthwilliger Jüngling angesprochen worden — an der seufzenden Creatur sey nur die höhere Lichtnatur sich zu heben bestimmt und geeignet — nun sey die Liebesrose wirklich durchgebrochen — er liefere hier das Liebesbüchlein, das Osterbüchlein und das Narrenbüchlein — auch manche Liebesdramolete — Liebe sey dem Verfasser Ideen-Erzeugung und Geburt — diese Liebe habe ihm Engelflügel ertheilt — das Wesen dieses nämlichen Geistes sey der heilige Liebesothem, der hohe Liebespuls — man solle ihm nur lauschen, so werde man sehen, wie sein Wort sich umwandeln werde in Fleisch und Bein von des Lesers Fleisch und Bein — das jugendlich Ungeschlachte und blos Zeitliche habe der Herausgeber weggelassen — (also ein castrirter Falk) —

Ausgegeben den 4. März.

Digitized by Google

das Urleben erfahre allerley Entstellungen, denn also räche sich die Unschuld an der verlohrnen Ur-unschuld — der freymilde Verleger habe die Umschläge gefördert, welche den Bildungscyclus des Verfassers versinnbilden — ein Hauptlicht und Drucker von Falks Bildniß sey das Gedicht: „Armes ausgeweintes Mutterherz — Gottesschmerz — Engelscherz — deins! meins! — Alle eins! — wo ich stehe — wo ich gehe ꝛc. — Die Kunstrichter und Tageblätter sollen freye Hand haben, zu thun was sie nicht lassen können, das heißt: mäkeln, feilen, putzen, schneidern und schniegeln wie sie mögen — (das wäre warlich verlohrne Arbeit.) — Die Aufklärung sey eine frevliche und dünkelhafte Naseweisheit, eine wahre Ultrakrepidamie — das tragische Schicksal, von neuern Dichtern mit schön aberwitziger Besessenheit ausgebreitet, sey eine Teufelsfratze — ꝛc. Hr. Adolph Wagner mag es uns nicht übel nehmen: unsere frevliche Naseweisheit hält ihn für einen der abgeschmacktesten Ur-Mystiker. — Im ersten Bande haben uns die Briefe des Johannes von der Ostsee an seinen Vetter, seine Jugendgeschichte betreffend, am besten gefallen, obgleich wir nicht glauben, daß sie in den angegebenen Jahren geschrieben worden. Seine Muhme, die Frau Anna Martens, die an der heiligen Geist-Straße wohnt und mit Tuchen und englischen Waaren handelt, hat ihm segnend die Hand aufs Haupt gelegt und gesprochen: „ich weiß und bin dessen in meinem Geiste gewiß, daß dich der Herr zu seinem Dienste erkohren hat." Es ist doch ein Glück, wenn man solche Muhmen hat, die mit Tuchen und englischen Waaren handeln. — Hierauf folgen Seestücke, unter welchen manche recht artige, auch wohl kräftige, z. B. die Rache des Oceans, wohl alle schon längst gedruckt und zu einer neuen Sammlung schwerlich geeignet. Es sind deren viele mit untergelaufen, die kaum die Jahrmarktsbude eines Bänkelsängers zieren würden, z. B. das Scheimlied der heiligen drey Könige und wohl noch hundert andere. Der zweyte Band enthält die längst bekannten heiligen Gräber, die eben so bekannte Reise des alten Braminen ꝛc. Das Gute ist nicht neu und das Neue ist nicht gut. Man lese z. B. eines der neuesten Gedichte: Empfindungen auf einem Ritt nach Leipzig am Charfreytag 1818, welches anhebt: „Ich ritt von der Ilm — im Thale — der Saale — zu Charfreytag wie sie's nennen — im Abendroth — war's todt — aus den Bächen — wollt' es nicht sprechen — ꝛc." — Nun vollends der dritte Band! die auf allen Marionetten-Theatern abgedroschene Prinzessin mit dem Zauberrüssel, (vormals Saurüssel), unser Herr und der Schmidt von Apolda, kurz alles, wodurch Falk den in der Tiefe seiner Natur gegebenen Gegensatz vor 20 und mehr Jahren hat hervorheben wollen. Einer der neuesten dieser vortrefflichen Gegensätze ist betitelt: Napoleon, die Sirenen und die Parzen, der europäischen Schicksals-Tragödie erster Theil, der Angabe nach 1811 geschrieben, aber dem Inhalte nach, in der neuesten Zeit, — denn die Parzen singen unter andern: „horch! in Neapel ist ein Schuß zu hören! — Ja, Mürat fiel! entthront sind auch die Brüder — und Neufchatel stürzt aus dem Fenster nieder." —

Wenn wir nach alle dem Herrn Falk's Muse mit gutem Gewissen in den Cirkel unserer Leser nicht einführen können, so müssen wir dagegen mit der höchsten Achtung Herrn Falks wohlthätiges Bestreben für die Erziehung armer, ohne ihn verlohrner Kinder, anerkennen. Zugleich mit seinen nicht auserlesenen Werken, ist ein Aufruf, zunächst an die Weimarischen Landstände, im Druck erschienen, über eine der schauderhaftesten Lücken unserer Gesetzgebungen, die durch die traurige Verwechselung von Volkserziehung und Volks-Unterricht entstanden ist, mit 19 Actenstücken. Dies Büchlein wird Niemand ohne Rührung und ohne tiefgefühlte Hochachtung für den Verfasser aus der Hand legen, ja, es wird sogar dazu dienen, ein milderes Urtheil über seine Liebes- Oster- und Narrenbücher auszusprechen, wenn man erfährt, daß, als seine Armencasse durch das Hungerjahr 1816 ein Deficit von 1905 Thaler hatte, er nicht allein ein, von der Fr. Großfürstin ihm persönlich zugedachtes Geschenk von 637 Thalern in diese Casse legte, sondern auch ein seit mehreren Jahren fertig zum Druck gelegenes Manuscript, (vermuthlich die eben angezeigten drei Bände) an Herrn Buchhändler Brockhaus in Leipzig für 690 Thaler verkaufte, und auch mit diesem Gelde das Deficit decken half. Nicht wahr, nun erscheinen die auserlesenen Werke in einem ganz andern Lichte, da sie blos gedruckt wurden, um eine auserlesene That vollbringen zu helfen? Schon seit mehrern Jahren hat Herr Legations-Rath Falk verwilderte Kinder aufgenommen, und sie fast Alle zu guten, nützlichen Menschen erzogen. „Es ist keine bloße Idee mehr," sagt er, „die ins Reich der Hirngespinnste verwiesen werden kann, sondern die Idee sitzt leibhaftig in der Werkstatt vom Meister Büchner am Graben zu Weimar, die Idee macht Schuh und Stiefeln bei Meister Zwickel, steht bei

Meister Neuß in der Gerbergasse zu Weimar, schürt das Feuer des Blasebalgs u. s. w." Hr. Falk ist nemlich von dem sehr richtigen Grundsatz ausgegangen, daß nur Arbeit, anhaltende Beschäftigung ein verwildertes Gemüth bessern könne. „Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staate Spitzbuben die lesen, Spitzbuben die schreiben, „Spitzbuben die rechnen können? Sie sind ihm nur „um so gefährlicher. Ja, was lateinische, was griechische, was französische Spitzbuben?" Er bemerkt ganz richtig, daß man den Bau der Häuser nicht unten im Keller mit Tapezierer und Vergolder anfangen muß. Er erinnert, wie viele Hausgottesdienste von Familienvätern seit einem Menschenalter untergegangen; wie viele neue Ressourcen, Bäder, Schießhäuser, Schenken entstanden; wie viele neue Comödienhäuser und Branntweinsladen; wie ungeheuer die Zahl der unehlichen Kinder zugenommen; wie viele Kirchen, Klöster, Stiftungen eingezogen, und wohl gar, wie die alte Garnisonskirche zu Halle, in ein Comödienhaus verwandelt worden — andere in Malzdarren, Bier- und Branntweinbrennereyen, so daß ein reicher Jude in Norddeutschland sich lächelnd gerühmt, er habe zwanzig Kirchen und Klöster auf diese Weise reformirt. Diesen offen stehenden Krater Europa's könne keine magna charta allein zudecken. „Die Klagen über den Einfall „der Franzosen, denen man so gern allein diese moralische Verschlimmerung beimessen möchte, sind „zwar ziemlich allgemein: aber leider war der teufsche Schnee auf unsern Bergen längst geschmolzen. „Nun kam freilich ein Wasser zu dem andern: aber „die Fluth schlechter Lesebücher und ein durch alle „Stände verbreiterer Strudel, der Jung und Alt „zum Sinnengenuß dahin rafft, wüthet leider fort, „auch nachdem die Franzosen längst das Land verlassen haben. Wie im Volke, so in den höhern „Ständen, denkt Alles nur auf den Tag und die „Gegenwart. — Was oben unter schlechten Beamten für Austern und Champagner, wird unten im „Volke für Semmel und Branntwein geopfert, Gottesfurcht, Ehre und Religion! die Furcht vor dem „Unsichtbaren ist hin, Genuß ist das Losungswort! „Durchsaufen Tagen folgen durchschwärmte Nächte. „Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals! Selbstmord ist eine Kleinigkeit, das Jenseit „eine Nebelküste." — Herrn Falk's schöner Triumph ist: daß 200 Werkstätten im Weimarischen Lande während der letzten schweren Jahre 200 arme, vaterlose, zum Theil verwilderte Knaben gespeist, getränket, mit Arbeit beschäftigt, in Zucht und Aufsicht erhalten haben, und daß, bis Michaelis 1818 bereits 60 dieser Knaben Gesellen geworden, und zum Theil auf die Wanderung gegangen waren. Unter diesen war Einer, der siebenmal entlief, und als Hr. Falk ihn zum siebentenmale in die Werkstatt zurückbrachte, sich selbst die Hand mit einem Beile abhauen wollte, um nur sein Vagabundenleben fortsetzen zu können, der aber nun ein rechtschaffener Leinweber ist. Alle Jahre läßt Herr Falk 50 Knaben bei Meistern aufdingen und eben so viele lossprechen. Heil ihm! mit diesem Bewußtseyn im Busen kann Recensenten-Lob oder Tadel ihm sehr gleichgültig seyn. — Der Raum verstattet uns nicht, alle die trefflichen Vorschläge zu berühren, die er den Landständen macht; nur wünschen wollen wir von Herzen, daß er offene Ohren gefunden haben möge. „Der Augenblick ist da," so schließt er, „wo es sich, nach dem Vorgang von „Weimar, vor den Augen von ganz Deutschland entscheiden muß, ob Hundert, von Blut rauchender „Schaffotte, die wir im Nahmen der ewigen Liebe „so gern einreißen möchten, im Nahmen Justinians, „oder ich weiß nicht was für eines andern blinden „Heiden, wieder aufgerichtet werden sollen." — Nach diesem Aufruf folgt die Geschichte der Entstehung und des Fortgangs der Weimarischen Gesellschaft der Freunde in der Noth, eine Erzählung alles dessen, was bisher geschehen, und eine Rechnungs-Ablegung. Wir zeichnen hier nur noch aus: das Spinnrad, ein Mittel zur Seelenrettung armer und entblößter Mädchen. 58 arme Familien spannen Interessen ab. Arme fleißige Kinder retteten im Hungerjahre die Häuser und Grundstücke ihrer Eltern vom gerichtlichen Verkauf, erhielten dieselben gleichsam am Spinnfaden, und es läßt sich actenmäßig nachweisen, daß aus der Zahl solcher Häuser sich bequem ein artiges Dörfchen erbauen ließe. — Nein! nicht mit den albernen Lobhudeleyen des Herrn Wagner, sondern mit diesem Büchlein in der Hand, wird Falk vor dem Richterstuhle Gottes und der Nachwelt finden was er verdient. Um aber auch zu zeigen, welchen süßen Lohn er hier schon bisweilen erndet, schreiben wir nur noch Folgendes ab: Carl Nusseck. Den 22. September 1817 haben wir von unserm ersten Lehrling, Carl Nusseck, gebürtig von Weimar, der bei dem seligen Böttgermeister Birke ausgelernt, einen Besuch erhalten. Derselbe ist weit und breit in der Welt herum gewesen, anderthalb Jahre in Wien, in Ungarn, Elsaß, Böhmen, Baiern, und wo sonst Weinländer den Böttg-

gern Beschäftigung gewähren. Er hat sich sehr ordentlich und brav gehalten und besonders in Oestreich, auch in seiner Profession bedeutende Fortschritte gemacht. Er war vom Kopf zu Fuß nach Böttiger-Sitte in dunkelblauem Manchester sehr reinlich gekleidet, und es gewährte uns einen sehr angenehmen Eindruck, daß dieß der ärmliche Knabe war, der damals in zerrissenen Kleidern, nackt, blos und weinend an unsre Thür klopfte, und das christliche Mitleid unserer frommen Gesellschaft in Anspruch nahm. Russeck versicherte uns seine Liebe und Anhänglichkeit in den rührendsten ungekünstelsten Worten. „Wenn ich, sagte er unter andern, auf „meinen Wanderungen in der Fremde zuweilen an „eine Thür klopfte, und dieselbe verschlossen fand, „so sagte ich zu mir selbst: da würden die edlen „Freunde in der Noth gewiß anders gehandelt und „dich eingelassen haben. Eröffneten mir aber gut„herzige Menschenfreunde die Thür und nahmen mich „auf, so dacht ich ebenfalls an Weimar zurück, weil „mir daselbst die nemliche Güte wiederfahren war, „u. s. w." Er ist 4 Jahr in der Fremde gewesen.

Bemerkung.

Es ist uns von Hamburg ein Blatt der sogenannten Originalien zugesandt worden, deren Herausgeber bekanntlich blind, aber nicht so blind ist, als manche seiner Mitarbeiter. Zu diesen Blinden gehört denn auch der angebliche Satyriker Friedrich, auf den man höchst selten das alte Sprüchwort anwenden kann: ein blindes Huhn findet auch zuweilen ein Körnchen. Das lächerlichste dabei ist, daß er so possierlich kräht, als ob er alle Augenblicke Perlen fände. So hat er denn auch hier, in einem Aufsatz, über Preßfreyheit und academische Freyheit in Deutschland, mit seiner gewöhnlichen Keckheit und Gemeinheit über die dem Congreß zu Aachen überreichte Schrift abgesprochen, deren Redacteur (und nichts weiter) der Hr. Staatsrath von Stourdza gewesen. Da meynt denn Herr Friedrich: bald würden Kosacken und Baschkiren Preßgesetze und Studien-Plane für Deutschland entwerfen. — Der Verfasser wolle Wissenschaft und Kunst in eine russische Hornmusik verwandeln, wo Jeder nur Einen a posteriori eingeübten Ton hervorbringe; und was dergleichen ekelhafte Gemeinheiten mehr sind, deren Verantwortung von Rechtswegen die posteriora des Hrn. Friedrich übernehmen sollten, wobei allerdings einige Kosacken und Baschkiren nützliche Dienste leisten würden.

Ist es aber Preß-Freyheit oder Preß-Frechheit zu nennen, wenn ein Quidam, der ein Witzbold seyn will, sich herausnimmt, eine Schrift so wegwerfend zu caracterisiren, die auf höhern Befehl gedruckt, in wenigen Exemplaren confidentiell an Mächte vertheilt worden, die Deutschlands Heyl zu berathen versammelt waren? eine Schrift, die große auf lauter Thatsachen gestützte Wahrheiten enthält? Wahrheiten, die von dem liberalsten Herrscher anerkannt werden? — und wer sind denn die Schreyer, die gegen das Memoire sich aufgelehnt haben? lauter Menschen, welche fühlen, daß wunde Flecke ein wenig unsanft berührt worden, und fürchten, von ihrem verderblichen Einfluß zu verlieren, wenn gewisse Gegenstände ernstlich zur Sprache kommen. Kein vernünftiger und rechtlicher Mann, der das jetzige Turn- und Studenten-Unwesen auch nur von ferne beobachtet, zweifelt an der Nothwendigkeit, die Jugend — und in ihr das Glück der kommenden Geschlechter — dem Irrgarten zu entreißen, in welchem sie jetzt herumstolpert.

(Eingesandt.)

Für die Geschichte unserer Zeit

und besonders für die französische Revolution, an deren Folgen wir noch Alle zu tragen haben, ist eine Schrift merkwürdig, die der ehemalige Deputirte, J. Ch. Bailleul in 2 Bänden unter dem Titel: Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme la Bne de Staël, (Considerations etc.) herausgegeben hat. Da eine weitläuftige polemische Schrift dieser Art für die meisten Liebhaber keine Lectüre, ihr Inhalt aber in mehr als einer Beziehung wichtig, und in andern Zeitschriften nur flüchtig berührt ist, so glauben wir nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir nach und nach aus diesem Werke Einiges zur Belehrung, Einiges für die Unterhaltung ausheben. Der Verf. findet in den Betrachtungen der Frau von Staël über die französische Revolution folgendes zu unterscheiden: die Grundsätze, die Anwendung der Grundsätze auf gewisse Thatsachen, historische Ansichten und ein schönes Talent. Den Grundsätzen und dem Talent will er Gerechtigkeit wiederfahren lassen, er glaubt aber öfters in der Anwendung Jener und in dem historischen Theile sehr verderbliche Irrthümer entdeckt zu haben. Weniger, um Fr. v. St. zu wider-

Digitized by Google

togen, als um für den redlichen Geschichtschreiber neben jeden Irrthum ein Licht der Wahrheit aufzustecken, will er geschrieben haben. Wir glauben wohl, daß persönliche Ab- und Zuneigungen und die Gewohnheiten der großen Welt, Einfluß auf die Ansichten der Fr. v. St. gehabt haben; vielleicht mag aber bey Herrn Bailleul das System, dem er anhängt, ähnliches wirken. Immer wird der künftige Historiker aus Vergleichung beider Schriften großen Nutzen ziehen. Für eine wahre Ausbeute halten wir zuerst die Kritik unsers Verf. über die Ansicht, welche die Fr. v. St. über die frühere Geschichte Frankreichs aufstellt, wo sie eine Epoche der Feudal-Freiheit annimmt, um daraus zu folgern, daß der Despotismus neuerer Abkunft sey. Bailleul hat; die Geschichte auf seiner Seite, wenn er sagt, daß der König in den ersten Zeiten der Monarchie nichts war, als der Oberste unter den Eroberern, die allein die Nation vorstellten, indem die übrigen Knechte oder Sclaven waren. Die Masse der Einwohner hatte soviel Herren als es Krieger oder Edle gab; alle übrigen entbehrten eines politischen und moralischen Werths. Der Adel war aber kein vermittelnder Zwischenkörper, und unter seinem Druck seufzten die Könige so sehr, als die Völker. (Man darf nur Strubens Nebenstunden aufschlagen, wenn man Exempel finden will, wie noch in ziemlich später Zeit die Herren von Hardenberg und andere Ritter ihren Lehnherren und Fürsten auch in Deutschland auflauerten, sie gefangen nahmen, sich gegen Kaiser und Reich bey Kriegssteuer setzten u. s. w.) Die Gerichtsbarkeit, (die der Adel späterhin, ohne Beleihung auf die gefährliche Polizeigewalt ausgedehnt hat,) war eine mächtige Stütze ihrer Autorität gegen ein gesundes Staatsrecht. Es war also im Interesse der Nation, wenn Ludwig XI. und Richelieu die königliche Würde über die Gewalt des Feudaladels empor hoben; nur muß man Zweck und Resultat nicht mit manchem grausamen, aber durch die Stellung fast unvermeidlichen, Mittel vermengen. Sie haben den Despotismus nicht gegründet, er war vorher da: aber sie haben der rohen Masse der Nation zu einer Gestaltung verholfen, das war ein Verdienst, eine Anfangsstufe einer politischen Civilisation. Die großen Vasallen, die man für Vermittler ausgiebt, haben die frühern Grausamkeiten nie verhindert, aber oft die Hand der Könige zurückgehalten, wenn es einer Wohlthat für die Völker galt. Wenn Fr. v. St. behauptet: „Richelieu's Despotismus habe „die Originalität des französischen Charakters, seine „Loyalität, seine Redlichkeit und Unabhängigkeit „zerstört," so setzt ihr Bailleul folgende Antwort aus A. Jay Geschichte des Ministeriums des Cardinals Richelieu entgegen, welche einer Mittheilung werth scheint. Jay sagt: „Zu jener Zeit bildeten „die Großen eine Classe, die dem Regenten und dem „Reste der Nation schreckhaft war. Der Zügellosigkeit aus den bürgerl. Kriegen gewöhnt, stolz auf „ihre Reichthümer, und von der Erinnerung an eine Feudalregierung erfüllt, unterwarfen sie sich kaum „der Gewalt des Monarchen; und mehrere warteten „nur auf eine Erschlaffung der Obergewalt, um „Frankreich mit Herzogthümern, und unabhängigen „Baronien zu bedecken, und so die Tyrannei zu vervielfältigen. Daher rührte jene Verschwörung des „Marschall von Biron, der ein tapferer Feldherr, „ein undankbarer Diener, und rebellischer Unterthan war." — „Nach dem Frieden von Montpellier (1622.)-lagerte der Adel in seinen Schlössern, „stets zum Aufstand bereit, und kannte kein „anderes Gesetz, als seine Launen oder sein Interesse. „Die Landleute waren unterdrückt, die Städte ohne „Polizey, die Wege unfahrbar und voll Räuber „u. s. w" „Als nun Richelieu die Zügel der Regierung ergriff, war die Frechheit und die Unordnung auf das höchste gestiegen; keine Sicherheit „auf dem Lande, als für Soldaten und für die „Edelleute in ihren festen Burgen. Die letztern erkannten kein anderes Recht an, als das des Stärkern, und unterdrückten ungestraft die Bauern. „Den Gerichten fehlte es an Macht gegen diese Räubereien. Die kleinen Edelleute folgten dem Beispiel der großen Herren, die sich in ihren Besitzungen als Souverains aufführten, und über Vermögen, „ja zuweilen über das Leben der Bürger, nach Belieben schalteten. Der privilegirte Theil der Nation erdrückte den arbeitsamen Theil, und hielt „sich allein zu allen Ehrenstellen, Belohnungen und „Sorgen von Seiten der Regierung berechtigt." (Wir glauben ebenfalls, daß aus der Geschichte die Erfahrung zu schöpfen sey, ein solcher Feudal-Adel könne keine vermittelnde Zwischenmacht zwischen Thron und Volk abgeben; wir glauben ferner, daß die Erfahrung lehre, daß auch ein Hofadel, mit noch so galanten Sitten, weder eine solche Vermittelung, noch eine Stütze der Thronen gewähre. Aber soll es nicht in einem gut organisirten Staate, eine dritte Art, einen Guts-Adel geben, der auf diese Weise nützlich wirkte, ohne durch prägravirliche Vorrechte feindseelige Affecten aufzuregen? Wir glauben das.) Allen diesem Unwesen steuerte nun

Richelieu mit kräftiger Hand. (Verlangt man einen Augenzeugen, so höre man den ehrwürdigen Canzler von Frankreich L'Hopital*), an dessen Tugend auch der Neid keine Flecken fand. Er sagt in einem seiner Briefe: „Was jene Großen betrifft, „die sich einbilden von der Race des Priamus abzu„stammen, so ist es sehr schwer sie zu regieren, und „unter das Joch der Vernunft zu bringen. Sie ge„ben vor, daß sie vor Andern verschiedene Rechte „haben, und daß die Gesetze nicht für sie gemacht „seyen. — Sie sehen aber wohl, daß so lange ich „leben werde, sie den Thron nicht umstürzen, noch „ihre verderblichen Pläne ausführen sollen." —)

Wenn diese Data Anlaß zu einer belehrenden Vergleichung der belobten Vorzeit mit unsern Tagen geben; so finden wir für unsere Leser eine eben so wichtige Belehrung über einen andern Gegenstand in Bailleuls Schrift. Frau v. St. hat über die demagogische Gewalt geklagt, dagegen bemerkt B. folgendes: „Es ist ein Irrthum, wenn man klagt, „daß eine gewisse Anzahl von Menschen, mit noch „so großen Talenten, einen großen Einfluß auf die „Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben „könne, blos aus dem Grunde, weil ihr Ehrgeiz „es begehrt. Diese Gewalt liegt lediglich in der am „allgemeinsten angenommenen Meinung, in den „Wünschen und dem Willen eines Volks. Sie ist „daher nichts in einem Staate, wo alles im In„teresse der Nation geordnet ist; sie wird merkbar, „schwillt an, und wird fürchterlich, je nachdem „man dieses Interesse verkennt." Er sagt ferner: „Man kann gegen eine in der Gewalt der Umstände „liegende Revolution keine bewaffnete Macht anwen„den. Armeen können nur gegen Armeen marschi„ren. Zusammenrottirungen lassen sich wohl zer„streuen; aber man kann dieserhalb weder Alles nieder„machen, noch Armeen im Kriegsstande erhalten. „In Frankreich bestand die Revolution nicht in den „Rottirungen; sie war in der Meinung der Men„schen, in der Unvollkommenheit und dem Mangel „an Zusammenhang der Dinge zu suchen. Man „nehme einen militärischen König und eine völlig „ergebene Armee an. Sollen diese einen Feldzug „gegen Ideen machen? Wird man auf die Dauer „durch Hülfe der Bajonette beweisen können, daß „das Schlechte gut sey? Es sind das zwei Gewalten „verschiedener Natur, die einander nicht berühren „können. Darum kann eine Truppen-Aufstellung „nur reizen; sie kann die Ereignisse nur beschleunigen „und Unheilbringender machen." (Uns dünkt, man könne wenigstens billige und allgemeine Wünsche einer Nation auf die Dauer nicht mit Säbel und Blei zur Ruhe bringen. Irrthümer bey solchen Gegenständen sind so gefährlich, daß wir diese Stelle ausheben zu müssen glaubten, damit man solche Sätze von allen Seiten erwäge. Es scheint das nicht überflüssig, wenn die Anekdote aus dem Munde eines ansehnlichen Mannes wahr ist. Ein großer Herr soll vor einiger Zeit gegen einen Diener seines Nachbars geäußert haben: „wenn die Leute dort „wegen des Verlangens von Ständen unruhig wür„den, so müsse man marschiren lassen." Wo und von wem diese Aeußerung gefallen, wollte man uns nicht sagen; das sey künftigen Memoiren vorbehalten. Wir können die Großen nur bedauern, denen man solche Rathschläge unbedingt zu geben wagt, ohne Pöbel und Libellisten vom Volk, billige Wünsche von unverschämten Ansprüchen, genau zu unterscheiden.)

*) Er starb etl. Monate nach der greuelvollen Bartholomäusnacht 1573.

Ueber das Bayerische Concordat

sind uns freimüthige Briefe zugesandt worden, welche zugleich Rücksicht auf die der protestantischen Kirche in Baiern drohende Gefahr nehmen. Ironisch oder satyrisch sollen diese Briefe nicht seyn, denn Ironie und Satyre, meint der Verfasser, wären nur Papierdrachen, durch die man nur gemeine Thorheiten verscheuchen könne, enthielten auch überdieß wenig Salz, und viel Pfeffer, um das Concordat noch bitterer zu machen, und die Regierung herabzuwürdigen. Dahin gehöre die Schrift, betitelt: die gegenwärtige Lage der Diöcese Constanz, eine Schlange, aus deren Schwanze giftige Dinte fließe; dahin gehöre Felders katholische Literaturzeitung, die an das Mittelalter erinnere. Zum Beweis wird folgende Stelle angeführt: „Jetzt ist's sonnenklar geworden, wie ausgegossenes Wasser sind sie alle zerronnen, die sich vom Schooße der Kirche trennten. Sie sagen sich nicht von unserer, sondern auch von jeder Kirche los, wenn nemlich außer der katholischen noch eine andere Kirche möglich wäre. Es ist zerstört das menschliche Werk der sogenannten Reformation, (?) es herrscht unter ihnen eine solche Verwirrung, Zerstreuung und Religions-Anarchie, daß keiner den andern versteht, und keiner des andern Meinung ist, außer in der zügellosen Denkfreiheit, und im gemeinsamen Streben, die allein wahre Kirche beharrlich

und aus allen Kräften zu bekämpfen." — Der Verfasser meint in seinem ersten Briefe, für die protestantische Kirche in Baiern sey jetzt fast keine andere Sicherheit vorhanden, als die Gesinnung des Königs. Im zweiten sieht er das ganze Staatswohl durch dies Concordat gefährdet, da es dem Staate einen großen Theil seiner Einkünfte durch die Errichtung so vieler Bisthümer, Domkapitel u. s. w. entziehen wolle. 6 Bischöffe und 2 Erzbischöffe sey für Baiern viel zu viel. 4 Bischöffe und Ein Erzbischoff wären genug. An Wiederherstellung der unnöthigen, kostspieligen Pfründen könne dem Staate gar nichts gelegen seyn. Die Vicarien vertändelten nur das Leben; sie und die ebenso unnöthigen Pröbste würden allein jährlich 21000 Guld. kosten. Im Ganzen belaufe sich der Etat auf 270000 Gulden, wovon der Staat, durch Abschneidung der Auswüchse, jährlich 114500 Gulden hätte ersparen können. Dem Könige müsse es äußerst schwer und drückend seyn, in diesen ohnehin magern Zeiten eine jährliche Summe von 270000 Gulden, und zwar in liegenden Gründen, auszumitteln. Was würden nicht noch die vielen ansehnlichen Gebäude kosten! unter andern die Klöster! von welchen es in einer ungeschickten Vertheidigung heiße: „daß dann eine büßende Magdalene ruhig wieder ihre Tage, fern von den Lockungen der Welt, zubringen, und der Wollüstling, wenn ihm die Gnade Gottes die Augen öffnen wird, einen Hasen vor sich sehen und seine Fehler gut machen könne." — Also Himmelspforten für die büßenden Magdalenen und Wollüstlinge! ruft der Verfasser aus. „Waren denn, fragt er, die Mönche je treue Fürstendiener? Nur blinde Werkzeuge des römischen Ehrgeizes und der Geldbegierde, nur beeidete Leibgarden und Haustruppen, die gegen die Souveraine dienen mußten, nur Spione und Landesverräther sind sie gewesen." Zum Beweise führt er den Eid an, durch den alle Orden dem Pabste huldigen und unter andern schwören müssen: „ich will Alle, die wider unsern Herrn, den Pabst, rebelliren, nach Vermögen verfolgen und bestreiten." — Auch das Recht, neue Besitzungen zu erwerben, solle die Kirche haben, und der Verkehr zwischen Rom und Bayern soll vollkommen frey seyn; da würden jährlich unermeßliche Summen für Annaten, Dispensationen, Indulgenzen und Rekurse aus dem ärmlichen Volksvermögen in die römische Dataria fließen. — Im dritten Briefe zeigt der Verfasser, daß, während die katholische Kirche Dotationen aller Art empfangen solle, die protestantische nur allen Arten von Privationen ausgesetzt sey; die kirchlichen Gebäude seyen verfallen, und nicht einmal die nöthigsten Reparaturen könnten bewürkt werden; viele Pfarrwohnungen wären kaum noch bewohnbar, die Schulgebäude befänden sich in einem noch schlimmern Zustande; die meisten Pfarrstellen wären blos von der Dürftigkeit ausgestattet; eine Unterstützungsanstalt für arme Geistliche sey zwar errichtet, aber von wem? vom Staate? nein! die ärmsten Geistlichen müßten Procente von ihrem elenden Einkommen dazu geben; nach vielem Bitten und Flehen erhalte man aus dieser Casse eine Lebensstärkung, aber eine öffentliche Rechnung sey nicht abgelegt worden. Eben so verhalte es sich mit der Pfarrwittwen-Casse, zu der der Staat nichts contribuire. Nur auf 50 Gulden sey die jährliche Pension bestimmt, und alte, kranke, vielleicht kinderreiche Wittwen erhalten eben nicht mehr als die jungen, vermöglichen. Unter den vorigen Regierungen sey den Wittwen noch ein halbes oder ganzes Jahr der Einkünfte ihrer verstorbenen Männer bewilligt worden, jetzt nur ein Vierteljahr, weil sie eine Pension von 50 fl. bezögen. Die Lehrer der Volksschulen stünden noch tiefer, und wären meistens so schlecht besoldet, daß sie gern mit einem Tagelöhner tauschen würden, wenn nur ihre Hände eben so abgehärtet wären als ihr Kopf. Die sogenannten unständigen Schullehrer in den Dörfern, deren Zahl sich zu denen in den Städten wie 4 zu 1 verhalte, müßten von den Landleuten ernährt werden, und bestünden aus Viehhirten, verdorbenen Handwerksleuten, müßigen Tagelöhnern u. s. w. — Im vierten Briefe sucht der Verfasser zu beweisen, daß das Concordat auch alle politische, kirchliche und Geistesfreiheit mächtig zu beschränken, oder wohl gar zu vernichten drohe. Den Kirchenstrafen sollen auch bürgerliche Wirkungen im Staate beigelegt werden, und, da sie keine bestimmten Grenzen haben, so könne man sie nach Belieben ausdehnen. — Im fünften Briefe wird erinnert, daß der König die drei christlichen Glaubensconfessionen mit gleichen Rechten anerkannt habe, daß aber das Concordat sich sehr bedenklicher Ausdrücke in dieser Hinsicht bediene. — Im sechsten Briefe wird gezeigt, wie die Preßfreiheit durch das Concordat gefährdet sey, da die Regierung alle solche Schriften verbieten solle, die dem Inhalt des (katholischen) Glaubens oder der Kirchenzucht zuwider wären, folglich eine Menge protestantische Schriften. Ferner werde durch das Concordat offenbar darauf hingearbeitet, das ganze Erziehungswesen in Hände zu spielen, in denen es nicht

so wohl aufgehoben seyn möchte als jetzt. In einer Note wird bemerkt, daß vor mehreren Jahren ein Mann verfolgt worden, der Bayle's Dictionnaire für die Universitätsbibliothek habe anschaffen wollen, und daß in der Landshuter Literaturzeitung sich schon mächtig die Hildebrandischen Geister regen. — Punkt für Punkt zeigt der Verfasser, wie des Königs Majestätsrecht und höchste Kirchengewalt durch das Concordat geschmälert worden, und ruft endlich aus: „Ach! warum hat Baiern, ein Separat-Concordat vorziehend, nicht mit den deutschen Fürsten vereinigt eine gemeinsame Unterhandlung begonnen? Die vereinigte Stimme Deutschlands würde die Gewalt Roms gebrochen, und das Gewicht der deutschen Souveraine die Waagschaale auf die rechte Seite gelenkt haben." — Nach allen diesen Klagen triumphirt der Verfasser im siebenten Briefe über die Erklärung des Königs vom 12. März, die ihn, in Hinsicht der protestantischen Kirche, vollkommen beruhigt hat. — Wie dieses Religionsedict sich mit dem Concordate vertragen werde und könne? ist freilich eine andere Frage, die er im achten Briefe abhandelt. Er baut besonders auf den starken Damm, den Geist der Zeit, und auf den großen defensor pacis, den König.

Kaiser Friedrichs III. Entwurf einer magna charta für Deutschland, v. J. 1441,

deren Herausgabe durch Herrn Böhmer, wir im vorigen Bande unsers Wochenblatts als eine deutsche Merkwürdigkeit angezeigt haben, wird in dem ersten Bande der Kieler Blätter von diesem Jahre, (S. 235 f.) rücksichtlich ihrer Aechtheit bezweifelt, und für eine blos schriftstellerische Arbeit, sogar eines spätern Schriftstellers gehalten. Man will aus den Stellen wider die Kaufleute, die Pfaffen und das Römische Recht auf Ulrich von Hutten schließen, der bekanntlich einen starken Haß gegen diese hegte. Man sieht, daß die Zweifel auf Gründen aus dem Inhalt der Urkunde beruhen. Gleichwohl gedenken sowohl frühere Gelehrte, und zuletzt noch Schmidt, der Verf. der Geschichte der Deutschen, der Sache unter Friedrich III. Regierung, als eines Gegenstandes von Reichstagsverhandlungen. In diesem Falle bliebe es historisch merkwürdig genug, wenn auch der erste Entwurf aus einer Privatfeder geflossen seyn sollte. Wir machen diese Zweifel bekannt, damit ein fleißiger Archivar Gelegenheit erhalte, uns weiteres Licht darüber zu geben. Denn, nicht blos Olenschlager will die Urkunde in Archiven gesehen haben, sondern Goldast versichert ausdrücklich, daß sie in dem Mainzer Reichsarchive und in der Kurfürstl. Sächs. und Pfälzischen Canzley aufbewahrt werde. Da zwischen Gutes wollen und Gutes vollbringen eine so große Kluft liegt, so darf man kein Zeitalter, ohne genaue Untersuchung sogar um das Verdienst des Erstern bringen. Es wäre ja möglich, daß man nach etlichen 100 Jahren auch die Aechtheit unserer neuesten Reformation vom J. 1815 bezweifelte. Sie steht ja aber doch auf dem Papier. (Müllers Reichstags Th. von 1440 — 1493. S. 57. ꝛc.)

Notizen aus dem grauen Manne, und der Bibliothèque historique.

— Alle Freunde des National-Ruhmes werden sich freuen über einen neuen Kalender, betitelt: Ein Sieg täglich, (une victoire par jour.) Dieser Titel zeigt schon an, daß man daselbst auf jeden Tag im Jahre eine französische Waffenthat findet. Auch hat dieser Kalender bereits zwei Auflagen erlebt. —

— In Chalons haben die vornehmsten Einwohner den Abzug der Alliirten durch einen Schmauß gefeyert, und sich einander das Wort gegeben, abermals einen Schmauß zu veranstalten, wenn auch die Schweitzer abziehen würden. —

— Officiere auf halben Sold, an deren Spitze ein Obrister steht, haben eine Chocoladenfabrik angelegt, und die Güte ihrer Waare durch ihr Ehrenwort verbürgt. Diese neue Fabrik soll auch schon großen Zulauf haben. —

— In dem Collegio von Montmorillon sind am 27. August Preise vertheilt worden. Die Sitzung begann mit einer kleinen satyrischen Comödie, deren Stachel gegen die Philosophie des verflossenen Jahrhunderts, und besonders gegen Voltaire und Rousseau gerichtet war. Die Hauptrollen waren: ein dem Tollhause entsprungener Narre, ein Wunderdoctor und ein Schüler von Rousseau, der sich für La Mettrie's Mensch-Maschine ausgab. Am Ende wurde der Narre wieder vernünftig, rühmte die alten guten Ritterzeiten und schimpfte auf die Philosophie. —

— Von Belgien sagt der graue Mann: Der Machiavellismus der Engländer habe es von Frankreich getrennt — allein vergebens verschwende England sein Gold um die Infamie zu bezahlen, (!) die Niederländer und Franzosen würden doch nie auf den süßen Brudernahmen Verzicht leisten. — (Wenn, zur Zeit als das linke Rheinufer französisch war, ein deutscher Schriftsteller sich solche Aeußerungen in Beziehung auf die Rheinländer erlaubt hätte, ganz Frankreich hätte geschrieen: kreuzigt ihn!) — (Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

No.	12	S.	90	Sp.	2	Zeile 45	statt an l. in.
—	—	—	93	—	2	— 10	st. Dunst l. Durst.
No.	13	—	104	—	2	letzte Z.	st. Pignault l. Pigault.
No.	15	—	113	—	1	— 21	st. heutigen l. heutige.
—	—	—	114	—	1	— 16	st. wird l. wurde.
—	—	—	115	—	2	— 12	st. die l. der.
—	16	—	124	—	1	— 18	st. ihnen l. ihm.
—	—	—	124	—	2	— 11	st. nie l. eine.
—	—	—	128	—	1	— 18	st. erfunden l. befunden.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 23. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Napoleon.

Die so eben erschienenen Beiträge (Memoires pour servir etc.) zum Leben eines berühmten Mannes (Buonaparte's) von M. sind nichts als eine elende Buchmacherey, denn sie enthalten lauter, sogar wörtlich abgedruckte Anecdoten, die wir schon in frühern Memoiren gelesen, und auch unsern Lesern mitgetheilt haben. Das wenige, was uns noch unbekannt war, wollen wir ausheben.

„In Betreff meiner (ehemaligen) Magerkeit" sagt Buonaparte, der redend eingeführt ist, „erinnere ich mich eines ganz artigen Scherzes von Frau von Stael. Diese politische Philaminte, (!) die nie mehr Republikanerin war, als seitdem man sie zur Baronin gemacht, und nie mehr Engländerin, als seitdem sie eine Schwedin geworden, saß, an der Tafel von Barras, zwischen Sieyes und mir. Jemand sagte: ich glaube fast, wir werden dieses Jahr zweimal Herbst haben. Ja, erwiederte Fr. v. Stael, indem sie einen Blick auf Sieyes und dann auf mich warf: den Herbst der Blätter und den der Früchte. Sieyes warf die Frage auf, ob der Herbst im französischen ein Masculinum oder ein Femininum sey? und behauptete, als Femininum sey das Wort gebräuchlicher. Das kann wohl seyn, mein lieber Abbé, versetzte Fr. v. Stael, wenn von dem Herbst der Blätter die Rede ist; was aber den Herbst der Früchte betrifft, so ist er entschieden ein Masculinum. Nicht wahr General?" —

S. 46 wird ein höchst albernes Mährchen aufgetischt, Berthier's Tod betreffend. Napoleon's Gemahlin nemlich soll von einem todten Kinde entbunden worden seyn. Auf diesen Fall habe man aber schon einen andern Knaben in Bereitschaft gehalten, den Sohn eines Soldaten, der damals Adler-Träger in einem Garderegiment gewesen, und nachher sehr schnell avancirt sey. Dieses Kind habe Berthier unter seinem Mantel herein gebracht, und es wird weitläuftig erzählt, wie sein Napoleon und er sich dabei benommen, und wie eine ungeschickte Krankenwärterin bei einem Haar die ganze Comödie verdorben hätte. Nachher, als Berthier von Napoleon abgefallen, habe der vormalige Adlerträger, nunmehriger Obrister, einen heftigen Brief an ihn geschrieben, und gedroht, das Geheimniß zu enthüllen: dieser Brief sey nach seinem Tode gefunden worden, (solche Briefe hebt man auch auf) und erkläre die Ursache seiner Melancholie, seines Wahnsinnes und seines Todes. (!) —

— „Man hat gesagt, Napoleon habe sich sehr vor Vergiftung gehütet. Dem ist nicht also. Er that es vielleicht zu wenig. An jedem Morgen wurde sein Frühstück im Vorzimmer hingesetzt, wo eine Menge Menschen sich versammelten, und stand daselbst oft lange, ehe er es begehrte. Mittags gingen die Schüsseln aus Hand in Hand. Es wäre nichts leichter gewesen, als ihm Gift beyzubringen. — Die folgende Anecoote kann verbürgt werden. Buonaparte, schon als erster Consul sehr an's Tabakschnupfen gewöhnt, hatte zu seiner Bequemlichkeit nicht allein auf seinem Schreibtische, sondern auch in mehreren der nächsten Zimmer auf den Kaminen gefüllte Dosen stehen, damit er zu Hause, ohne eine Dose in der Tasche zu haben, dieses Bedürfniß sogleich befriedigen konnte. Eines Tages näherte er sich im Audienz-Zimmer mechanisch seiner Dose, öffnete sie, stutzte, machte sie schnell wieder zu, und eilte in sein Kabinet, wo eine Dose stand, die der im Saale vollkommen ähnlich war. Diese letztere war vergiftet. Seitdem wurde der Gebrauch, überall Dosen hinzustellen, abgeschafft, und Buonaparte schnupfte entweder aus seiner Westentasche, oder aus einer Dose, die sein Kammerherr jeden Augenblick ihm zu präsentiren bereit stand." (Aber wenn es so leicht war, sein Frühstück oder Mittagsessen zu vergiften, wozu denn der künstliche Plan mit der Dose?) —

— „Aus dem Ex-König von Westphalen machte Buonaparte sich gar nichts, der figurirte blos als Höfling. Weit mehr schätzte er Murat als Cavallerie-General, wegen seines Muthes und seines durchdringenden Ueberblickes. Ihn und Ney gebrauchte er stets in den kritischsten Umständen, unterhielt sich auch sehr gern mit dem stets heitern Murat, der bey den ernsthaftesten Geschäf-

Ausgegeben den 4. März

ten immer noch einen Scherz in Bereitschaft hatte. Aber dieses Vertrauens genoß er blos als Soldat; denn sobald von politischen Dingen die Rede war, wandte Napoleon ihm den Rücken und sprach mit Maret, Berthier oder Caulincourt. Dann entfernte sich Mürat, und man sah deutlich, daß er sich darein nicht mischen konnte oder wollte. — In Gefechten und während des Marsches war Mürat stets Napoleon zur linken und bildete einen auffallenden Contrast mit ihm; denn was war B's kleine Figur mit dem großen Bauche, dem nachlässigen Haar, dem kleinen dreieckigen Hute und dem grauen Mantel, neben seinem Schwager, der alle Blicke durch sein glänzendes Costüm und sein reichaufgezäumtes Roß auf sich zog."

Cadet de Gassicourt nennt die meisten Adjutanten bei der französischen Armee die Elstern oder Häher, (geais) die, wenn sie ein paar Briefe hin und her getragen hatten, ohne jemals den Feind zu sehen, Orden und Majorate wegschnappten, durch ihren Luxus arme wackere Officiere demüthigten, nur an ihre Toilette dachten, und im Felde eben solche Windbeutel waren, als im Boudoir ihrer Schönen. Er versichert, Einen gekannt zu haben, der in seiner versilberten Patrontasche ein vollständiges sogenanntes nécessaire mit sich herum trug, enthaltend, statt der Patronen, Riechfläschchen, Bürsten, einen Spiegel, einen Zungenkratzer, Kamm u. s. w. Es fehlte blos ein Schminktöpfchen. —

Ein Augenzeuge, der aber nicht genannt ist, erzählt von der merkwürdigen Nacht des 20. auf den 21. Juny 1815 folgendes: „Es schlug 9 Uhr. Ich war sehr unruhig. Ein Brief meines Freundes D. ließ mich alles fürchten, und Napoleons letztes Wort, als er mich verließ, war gewesen: ich spiele quitte à double. Fünf Minuten nach 9 Uhr sah ich einen grauen, bestaubten Reisewagen in den Hof fahren — ich eilte hinab — dem ersten Wagen folgte ein zweiter, und endlich ein dritter, hinter dem die Pforten still verschlossen wurden. Mein Freund D. sprang aus dem ersten, drückte mir die Hand und murmelte: es geht schlecht, wir sind verlohren. — Im dritten Wagen saß ein bleicher Mensch, den ich anfangs für Napoleon hielt, allein es war Jerome, der eine verwundete Hand in der Binde trug. Er stieg doch langsam aus, als Napoleon selbst ihn schon vor sich her stieß, ihn vom Tritte herunter warf, die Treppen hinauf sprang, und in sein Zimmer eilte, ohne ein Wort zu sagen und ohne Jemanden anzusehen. Wir alle hintendrein. Da wiederhohlte mein Freund die Worte leise: du siehst, alles ist verlohren! Aber Napoleon hörte sie, wandte sich, warf einen Blick auf D. und erwiederte ungestüm: nur die Ehre nicht! — Das ist das erste Wort, flüsterte D. mir zu, welches er seit 48 Stunden gesprochen. — Napoleon, in seinem Zimmer angelangt, setzte sich einen Augenblick. Ich überreichte ihm Depeschen, er warf sie auf den Tisch und suchte die kleinste heraus. Es war ein wohlriechendes Briefchen, welches er zuerst an die Nase, oder auch wohl an den Mund drückte, denn das ließ sich nicht unterscheiden. Er las und erhob die Augen einigemale zum Himmel. Mitten im Lesen rief er: man bringe mir Bouillon! und gleich darauf: ein Schreibzeug! Er schrieb, legte den Brief zusammen, und hieß mich niedersetzen, um die Adresse an die Prinzessin Hortense darauf zu schreiben. Die Depesche ging ab, die Suppe kam, er aß die Hälfte. Dann mußte ich den Herzog von Bassano und den Grafen Regnault v. St. Jean d'Angely schriftlich zu ihm fodern. Dann ließ er sich die Stiefeln ausziehen, warf sich angekleidet auf's Bett und schlief bald ein. Ein Kammerdiener hatte Befehl ihn zu wecken, wenn die beyden Minister kämen."

„Als ich die kleine Treppe wieder zu meinem Zimmer hinauf stieg, da stieß ich an zwey Personen, die in einem Winkel so vertraulich mit einander conversirten, daß sie mich kaum gewahr wurden, und sich auch gar nicht stören ließen. Es war der Prinz Jerome, der, wie ich vermuthe, sich von einem kleinen artigen Gärtnermädchen seine Wunde verbinden ließ. Aha! Georgette! sagte ich, bist du es? ich habe dieß Talent noch nicht an dir gekannt. — Ich konnte nicht schlafen. D. kam zu mir und erzählte kurz was vorgegangen, als der Kaiser mich schon wieder rufen ließ."

„Er sah es mir an, daß ich erschüttert war, und sagte mit gewissem Ernst: D. hat geplaudert? er ist ein Furchtsamer. — Dann fügte er in einem mildern Tone hinzu: ein Uebel, das sich wieder gut machen läßt, ist so groß nicht. Und wäre es unabhelflich, nun so muß man sich drein ergeben. Setzen Sie sich und schreiben Sie." —

„Es war schon spät in der Nacht. Bassano saß in einem Winkel mit eiskaltem Gesicht. Regnault stand vor einem Tische, und machte dann und wann Striche mit Bleystift auf einem beschriebenen Papiere. Der Kaiser ging auf und nieder, beschnitt seine Nägel und nahm in jeder Secunde eine Prise Tabak. Plötzlich stand er still; ließ sich das Bülletin vorlesen, welches nach-

her im Moniteur erschienen ist. Einmal unterbrach er diese Lecture mit dem Fuße stampfend und ausrufend: die Schlacht war gewonnen! und als Regnault geendet hatte, sagte Napoleon seufzend: sie ist verlohren! und — nach einer Pause — mein Ruhm mit ihr!" —

Später will der Erzähler in einem Kabinet, aus welchem ein, durch einen gefalteten Vorhang verhülltes, sogenanntes Ochsenauge (runde Oeffnung) in Napoleons Zimmer ging, eine Unterredung zwischen ihm und Hortense belauscht haben. „Sie saß mit dem Gesicht dem Lauscher zugewendet, hielt in einer Hand ein Schnupftuch, mit welchem sie sich oft die Augen trocknete, in der andern ein Riechfläschchen, an dem sie roch. Sie war bleich und schien sehr leidend. Der Kaiser, bald stehend, bald sich hastig niedersetzend, sprach so einsylbig und zerhackt, (entrecoupé) daß ich nur Töne vernahm, doch ohne den Sinn der Rede zu fassen. Ihre Geberden, ihre Thränenschweren Blicke, ihr Schluchzen ließen wohl errathen, daß sie um etwas bat, was ihr Stiefvater ihr abschlug. Ich erfuhr nachher, daß sie ihn gebeten Frieden zu machen. Auf Alles was sie sprach, vernahm ich von ihm nur die Worte: die Bourbons — die Engländer — Unehre; endlich stampfte er heftig mit dem Fuße, und drückte eben so heftig mit den Fäusten einen Haufen Bücher zusammen, die auf seinem Schreibtische aufgestapelt waren, so daß sie umher flogen. Eins derselben traf Hortensens Fuß, und ihre Thränen verdoppelten sich. Napoleon stuzte, beruhigte sich, trat lebhaft zu ihr, und aus ihrer wiederkehrenden Heiterkeit schloß ich, daß sie die Gewährung ihrer Bitte zum Theil erlangt hatte. Die Unterredung schloß mit den, von Napoleon laut ausgesprochenen Worten: schicken Sie mir Ihren Sohn; worauf er ihr die Hand mit Herzlichkeit küßte, und verschwand." — —

„Nachdem bekanntlich Napoleon's Lage immer kritischer geworden, und Lucian schon das bittere Wort gesprochen hatte: der Rauch der Schlacht von St. Jean hat ihm den Kopf verdreht, er ist ein verlohrner Mensch, saß er eine ganze Stunde in seinem hintersten Kabinet hermetisch verschlossen. Er hatte Fleischbrühe und Kaffee verlangt; beides schickte ihm der Kammerdiener durch einen Knaben, den er wohl leiden mochte. Dieser fand ihn unbeweglich die Fäuste auf die Augen gedrückt. Essen Sie, sagte der Knabe, das wird Ihnen wohl thun. — Bist du nicht von Gonesse? fragte Napoleon. — Nein, Sire, ich bin von Pierre fitte. — Wo deine Eltern ein Häuschen und einen Acker haben? — Ja Sire. — Das ist das wahre Glück!" (Sollte Napoleon wirklich einer solchen Empfindung fähig gewesen seyn?)

Wir verbinden mit der Anzeige dieser Memoires den Entwurf einer Bittschrift an das englische Parlament vom Grafen Las Cases, lauter abgedroschene Phrasen, darauf abzielend, dem Henker von Europa mehr Freyheit auf St. Helena zu verschaffen. Der Hr. Graf versichert, man sey zu Longwood von der Unmöglichkeit einer Flucht überzeugt, und Buonaparte, der freywillig, auf Treu und Glauben sich den Engländern in die Arme geworfen, verlange nichts, als ruhig in England oder Amerika unter dem Schutze der Gesetze zu leben. Man solle ihm wenigstens eine gesundere Wohnung einräumen. Der Gouverneur gestehe selbst ein, daß das Leben des Gefangenen in Gefahr sey, aber man bemerke kalt, das sey Napoleons eigene Schuld. Warum beharre er so hartnäckig darauf, sich keine körperliche Bewegung zu machen, weil ein Officier ihn begleiten solle? Was denn diese Formalität so anstößiges habe? — Eine sehr richtige Bemerkung, auf welche der Herr Graf blos antwortet: „Wer hat das „Recht die Empfindungen des erlauchten Opfers zu „beurtheilen?" — Alle Vorwürfe, welche die ganze Welt dem Ungeheuer, das sie verwüstet hat, mit so großem Rechte macht, fertigt der Herr Graf folgender Gestalt ab: „Einst wird man sa„gen, daß die großen Handlungen, die großen „Wohlthaten nur von ihm herrührten, die Uebel „hingegen in der Zeit und im Schicksal lagen." (!) Ferner: „er sey ja auch von der Insel Elba mit „den besten Vorsätzen zurück gekommen, und habe „blos ein Monarch der Constitution und des Frie„dens seyn wollen." (Gesetzt, er habe das wirklich seyn wollen, hätte ein Mann wie Napoleon es auch seyn können?) —

Zuletzt beruft sich der Herr Graf auf die reisenden Engländer, ob sie nicht überall in Frankreich gefunden, daß das Volk Napoleon anhänge? Das Bedauern eines großen Volkes! rufter aus, welche Apotheose!

Die neuesten Entdeckungen haben bewiesen, wie nothwendig es ist, daß Napoleon den Weyhrauch seiner Vergötterung nur auf St. Helena schlürfe. Möge er immerhin von seinem Felsen gen Himmel schweben; so lange er aber auf Erden wandelt, gehe der englische Officier ihm nicht von der Seite.

Buonaparte's ungedruckte Correspondenz.

Von diesem, für die Geschichte äußerst wichtigen Werke ist so eben der erste Band auf 518 Seiten erschienen, unter dem Titel: Correspondance inédite, officielle et confidentielle, de Napoleon Bonaparte mit fremden Höfen, Fürsten, Ministern, französischen und fremden Generalen in Italien, Deutschland und Aegypten, mit dem Motto: Scripta manent. Die Aechtheit dieser Briefe liegt klar zu Tage. Viele von denen, welche die Briefe empfangen oder geschrieben, leben noch. Die ganze Correspondenz war in Buonaparte's geheimen Kabinet niedergelegt, und ist von den Originalen treu abgeschrieben worden; von wem? ist zwar nicht angeführt, allein, der Herausgeber sagt mit Recht: die Aechtheit derselben bedarf keines Beweises. Seiner Angabe zufolge, hat er nicht allein alles schon bekannte, sondern auch dasjenige ausgemerzt, was nicht interessant genug war. Hierinn ist er jedoch nicht streng genug verfahren, denn eine Menge kleiner unbedeutender Rapporte von Generalen hätten wohl wegbleiben können. Hingegen sind sowohl die Instructionen des Directoriums als auch Buonaparte's Berichte an dasselbe von dem höchsten Interesse. Carnot erscheint hier als der General-Bolzen-Dreher.

Der erste Band umfaßt Italien vom 28. März 1796 bis zum 23. August desselben Jahres. Die zweite Lieferung, die wir begierig erwarten, soll einen Theil der Correspondenz in Aegypten enthalten. Wir begnügen uns, einige interessante Bruchstücke mitzutheilen.

Am 28. März 1796 schrieb B. an das Directorium: „Die Regierung von Genua hat mehr Genie und Kraft als man glaubt. Es giebt nur zwei Wege mit ihr einzuschlagen: entweder man muß Genua überrumpeln und wegnehmen — aber das wäre Ihren Absichten und dem Völkerrechte zuwider — oder man muß in Freundschaft mit ihr leben, und ihr kein Geld abzuzwacken suchen, denn Geld ist das einzige was die Genueser schätzen." — (Buonaparte spricht hier noch vom Völkerrecht.) —

Am 9. Mai schrieb er an Carnot: „Was wir dem Feinde abgenommen haben, ist gar nicht zu berechnen. Je mehr Menschen Sie mir schicken, je leichter werde ich sie ernähren. — (Mit andern Worten: je leichter kann ich plündern.) Ich übersende Ihnen zwanzig Gemählde der ersten Meister, von Correggio und Michel Angelo. — Ich danke Ihnen besonders für die Aufmerksamkeit, welche Sie meiner Frau erweisen. Ich empfehle sie Ihnen. Sie ist eine aufrichtige Patriotin, und ich liebe sie zum närrisch werden. (Den Beweis dieser Versicherung ist er schuldig geblieben.) — Ich habe keinen guten Cavalleriegeneral. Schicken Sie mir doch einige, die Feuer haben und fest entschlossen sind, niemals gelehrte Rückzüge zu machen." (des savantes retraites.) —

Am 7. Mai schrieb das Directorium an Buonaparte: „Wenn Rom uns entgegen kommt, (fait des avances) so ist das Erste, was wir fodern müssen, daß der Pabst sogleich öffentliche Gebete für das Glück der französischen Republik anordnen lasse. Einige seiner schönen Denkmäler, seiner Statüen, Gemälde, Medaillen, Bibliotheken, Bronzen, silbernen Madonnen, ja sogar seine Glocken (!) müssen uns für die Kosten entschädigen, die Ihr Besuch in Rom verursachen wird." (Man hat also doch Buonaparte'n Unrecht gethan, wenn man das Raubsystem ganz auf seine Rechnung geschrieben hat.) —

Höchst characteristisch sind B's. Schreiben an Carnot und an das Directorium vom 14. Mai, als man ihm den General Kellermann an die Seite setzen wollte. „Kellermann, schreibt er an Carnot, wird die Armee eben so gut commandiren, als ich, denn Niemand ist mehr als ich überzeugt, daß nur dem Muth und der Verwegenheit der Armee der Sieg zuzuschreiben ist; aber mich und Kellermann in Italien vereinigen, heißt Alles verlieren wollen. Ich kann unmöglich gern mit einem Manne dienen wollen, der sich für den ersten General in Europa hält, und überdies glaube ich, es sey besser einen schlechten als zwei gute Generale zu haben. Der Krieg ist, wie die Regierung, eine Sache des richtigen Gefühls (tact) Ob ich hier oder anderwärts Krieg führe, das gilt mir gleich. Dem Vaterlande dienen, meinem Nahmen ein Plätzchen in unserer Geschichte erwerben, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit geben, das ist all' mein Ehrgeiz. Aber es liegt mir sehr am Herzen, nicht in 8 Tagen die Frucht zweier mühseligen und gefahrvollen Monate zu verlieren, und mich nicht gehemmt zu sehen. Ich habe mit einigem Ruhm angefangen, und wünsche auch so fortzufahren." —

Und an das Directorium: „Wenn Sie mir Hindernisse aller Art in den Weg werfen; wenn ich den Regierungs-Commissairen jeden meiner Schritte berichten soll; wenn sie das Recht haben, meine Bewegungen zu verändern, mir Truppen zu schicken oder wegzunehmen, so erwarten Sie nichts Gutes mehr. Wenn Sie Ihre Mittel schwächen, indem Sie Ihre Kräfte theilen, wenn Sie die Einheit des militairischen Gedankens in Italien unterbrechen; so sage ich Ihnen mit Schmerzen, Sie wer-

den die schönste Gelegenheit verlieren; Italien Gesetze vorzuschreiben. In der jetzigen Lage der Sachen, müssen Sie durchaus einen General haben, der Ihr ganzes Zutrauen besitzt. Bin ich der nicht, so werde ich nicht darüber murren, sondern meinen Eifer verdoppeln, um Ihre Achtung zu verdienen. Jeder hat seine Weise Krieg zu führen. Der General Kellermann hat mehr Erfahrung als ich, und wird es besser machen als ich; aber wir beide zugleich werden unsere Sache schlecht machen. Ich kann dem Vaterlande keine wesentlichen Dienste leisten, wenn ich nicht Ihr Zutrauen g a n z besitze. Ich fühle, daß viel Muth dazu gehört, Ihnen diesen Brief zu schreiben; es wäre so leicht, mich des Ehrgeizes und des Hochmuths anzuklagen, aber ich bin Ihnen den Ausdruck meiner innigsten Gesinnungen schuldig." —

Am 7. Juni gab er dem Directorium einen Beweiß von seiner feinen politischen Berechnungskunst, da er mit Venedig Händel vom Zaune gebrochen hatte. „Wenn Sie, schrieb er, gesonnen sind, 5 oder 6 Millionen von Venedig zu ziehen, so habe ich Ihnen mit Fleiß diese Art von Bruch zum Vorwande geliehen. Sie könnten sie als Schadloshaltung für das Treffen von Borghetto fodern, welches ich liefern mußte, um diesen Platz einzunehmen. Haben Sie aber bestimmtere Absichten, so glaube ich, man müsse diesen Gegenstand des Gezänkes (brouillerie) unterhalten, mich von dem unterrichten, was Sie thun wollen, und dann den günstigen Augenblick abwarten, den ich nach Umständen ergreifen werde; denn man muß nicht mit der ganzen Welt zugleich zu thun haben. Im Grunde hat Beaulieu die Venetianer hintergangen, (das wußte er also?) er hat freien Durchmarsch durch Peschiera für 50 Mann gefodert, und sich so des Ortes bemächtigt." (Also ohngefähr so wie Kaiser Napoleon es in Spanien machte.) —

Am 20. Juli schrieb er an den Regierungs-Commissair Garrau wie folgt: „die Requisition, die Sie, Bürger Commissair, an den General Vaubois haben gelangen lassen, läuft meiner Instruction zuwider. Ich bitte Sie, sich künftig in den Ihnen vorgeschriebenen Grenzen zu halten, sonst werde ich genöthigt seyn, der Armee zu verbieten, Ihren Requisitionen Folge zu leisten; wir existiren Alle nur durch das Gesetz. Derjenige, der befehlen und Functionen usurpiren will, die das Gesetz ihm nicht zugesteht, ist kein Republicaner. Als Sie noch Repräsentant des Volks waren, da besaßen Sie unbegrenzte Gewalt, Jedermann hielt für Pflicht Ihnen zu gehorchen. Jetzt sind Sie Regierungs-Commissair, ein hoher Posten, aber mit bestimmten Instructionen, daran halten Sie sich. Ich weis wohl, daß Sie das Geschwätz wiederholen werden, ich würde es machen wie Dümouriez. Es ist freilich klar, daß ein General, der sich einbildet eine Armee zu commandiren, welche die Regierung ihm anvertraut hat, und Befehle zu geben, ohne ein Decret der Herrn Commissaire, nichts anderes als ein Verschwörer seyn kann." —

Sehr merkwürdig ist auch folgende satanische Aeußerung des Directoriums vom 3. Juli: „Es geht ein Gerücht, daß der Kaiser von Oesterreich sehr kränklich und dem Tode nahe ist. Sie müssen das wissen, um, wenn der Fall eintreten sollte, mit der größten Schnelligkeit Nutzen davon zu ziehen. Unterhalten Sie deswegen Verständnisse in Wien. Der Großherzog von Toscana, der Thronerbe, wird nicht ermangeln, gleich nach seines Bruders Tode nach Wien zu eilen. Dem muß man sodann zuvorkommen, ihn entführen, als Feind der Republik, und Toscana militairisch besetzen." — (Der Himmel hat dieses neue Verbrechen den Franzosen erspart.)—

In einem Schreiben vom 25. August, in welchem B. dem Directorium klagt, daß die Regierungs-Commissaire gewöhnlich Feige wären, obgleich sie im Grunde des Muthes mehr bedürften als selbst die Officiere, und daß man doch lieber künftig gediente Officiere zu solchen Posten wählen möchte, fügte er das merkwürdige Bekenntniß hinzu: „Der Muth, dessen sie bedürfen, soll ganz moralisch seyn, er ist aber nie etwas anderes, als die Frucht der G e w o h n h e i t d e r G e f a h r e n." —

Am 13. August schickte er dem Directorium folgende Characteristik seiner Generale: „Ich halte für nützlich, Ihnen meine Meinung über die Generale zu sagen, die unter mir dienen. Sie werden sehen, daß nur wenige derselben mir wirklich Dienste leisten können B e r t h i e r: Talente, Thätigkeit, Muth, Character, Alles für ihn. (tout pour lui) — A u g e r e a u: viel Character, Muth, Festigkeit, Thätigkeit, Kriegs gewohnt, von den Soldaten geliebt, glücklich in seinen Unternehmungen. — M a s s e n a: thätig, unermüdlich, verwegen, hat einen richtigen Ueberblick und beschließt schnell. — S e r r u r i e r: schlägt sich wie ein Soldat, nimmt nichts auf sich, ist fest, vertrauet seinen Truppen nicht genug, ist krank. — D e s p i n o i s: weichlich, ohne Thätigkeit, ohne Verwegenheit, nicht für den Krieg geschaffen, von den Soldaten nicht geliebt, steht nicht an ihrer Spitze; übrigens hochmüthig, geistreich, von guten politischen Grundsätzen; ist gut im Innern zu commandiren. — S a u r e t: gut, guter Soldat, nicht

gebildet genug, um General zu seyn, nicht glücklich. — Abatucci: taugt nicht um 50 Mann zu commandiren. — Garnier, Meunier, Casabianca: unfähig, in einem so lebhaften, ernsten Kriege auch nur ein Bataillon zu commandiren. — Macquart: sein braver Mann, ohne Talente, hitzig. — Gauthier: gut für ein Bureau, hat den Krieg nie mitgemacht. — Vaubois und Sahûguet waren in festen Plätzen angestellt, ich habe sie zur Armee beschieden, und werde sie kennen lernen. Was ihnen bisher anvertraut war, haben sie gut verwaltet. Aber das Beispiel von Despinois, der in Mailand sehr gut war, und an der Spitze seiner Division sehr schlecht ist, gebietet mir, die Menschen nach ihren Handlungen zu beurtheilen." —

Schließlich wollen wir dem Leser noch einen Begriff davon geben, wie damals die Franzosen in Italien sich betrugen. Der General Laharpe schreibt am 20. April: „Alle Agenten, Magazin-Wächter und andere, in allen Verwaltungszweigen, lassen Requisitionen der Kreuz und Quer ausgehen; die Bauern sind durchaus ruinirt; die Soldaten sind im Elend und die Chefs in Verzweiflung; nur die Spitzbuben bereichern sich. Es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn man die Armee retten, und verhüten will, daß wir in Piemont nicht für ärger gelten, als Gothen und Vandalen. — Ums Himmelswillen, General, hemmen Sie diesen Schwarm von ungesetzlichen Requisitionen; sonst wäre es besser, man versammelte die Einwohner, ließe sie alle todt schießen und vollendete die Verwüstung nachher; denn Hungers sterben müssen sie doch."

Und der General Chambarlhac schrieb zu gleicher Zeit: „die Indisciplin hat den Gipfel erreicht; alles was ich dagegen thue ist vergebens. Es giebt keine Ausschweifung, welcher der Soldat sich nicht überließe. Ich bitte Sie daher, General, mir meinen Abschied zu geben; denn ich kann mit Soldaten nicht länger dienen, die weder Subordination, noch Gehorsam, noch Gesetze kennen, und die alle Augenblicke selbst ihre Officiers und Chefs bedrohen."

Und Maugras schrieb dasselbe, und bat gleichfalls um seinen Abschied.

Und Laharpe wiederholte am 22. April: „die Contributionen, von welchen wir, mit Mäßigung erhoben, würden leben können, werden unmöglich, da der Soldat in Einem Augenblicke alles das zerstört, was uns, ohne die Einwohner zu ruiniren, acht Tage ernährt haben würde. Es giebt auch keinen Gott mehr, weil der rächende Blitz die Böswichter nicht zerschmettert."

Und in einem andern Briefe erklärt derselbe wackere General: es sey nicht möglich, der Zügellosigkeit Einhalt zu thun, da man nicht das Recht habe, solche Schurken niederschießen zu lassen. Er könne das unmöglich länger dulden, bitte daher auch um seinen Abschied; denn lieber wolle er den Acker pflügen, als Menschen commandiren, die weit schlimmer als Vandalen wären."

Und nach solchen Zeugnissen konnte es Buonaparte noch sehr übel nehmen, wenn die italiänischen Bauern jeden Einzelnen todt schlugen, der in ihre Hände fiel!

Man weiß, wie ekelhaft prahlend die Franzosen stets im Allgemeinen von ihrer Tapferkeit sprechen. Aber in dieser Sammlung befindet sich ein Brief vom General Despinois, welcher beweist, daß in der französ. Armee, eben so wohl als in allen übrigen Heeren, es eine Menge feige Menschen giebt; denn also klagte der genannte General am 4. August: „Es ist meine Pflicht, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen. Von der achten Brigade ist gar nichts zu erwarten. Sie ist von der Feigheit so krebsartig angesteckt, daß heute Morgen die Hälfte davon lief, als eine Schildwache ihre Flinte auf einen österreichischen Gefangenen abfeuerte, der sich auf der Straße sehen ließ."

Voyage de Zurich à Zurich.

Unter diesem Titel liefert ein, wie er sagt, alter Einwohner von Zürich eine kurze, aber interessante Schilderung dieser alten Stadt, ihrer Merkwürdigkeiten und Sitten, wovon die zweite Abtheilung eine Zugabe zum Besten der Reisenden enthält. Inhalt und Vortrag sind so beschaffen, daß wir diese kleine Schrift aus der Fluth von Local- und Gelegenheitsschriften heraus zu angeln der Mühe werth geachtet haben, um sie einer größern Lesewelt bekannt zu machen. Zürich muß jedem Freunde der Wissenschaften werth seyn, in deren Gegend schon im 12. u. 13. Säc. das edle Manessische Haus der Sammelplatz der berühmtesten Troubadours von dieser frühern Morgenröthe der deutschen Literatur wurde. Der großen Namen, Hottinger, Geßner, Lavater u. s. w. zu geschweigen, so zählt diese Stadt von etwa 10,000 Seelen noch jetzt an die 70 Schriftsteller. „Man „kann sich kaum vorstellen," sagt unser Verf., „wie „ansteckend der Geschmack für Wissenschaften ist, „und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt; „wenn er erst einmal tiefe Wurzeln geschlagen hat." (Nicht, um zu beleidigen, um weitern Nachdenkens willen, bemerken wir, daß vielleicht selten Residenzen

von einem Umfang wie Zürich, so viel literarische und literaturliebende Männer aufzuweisen haben. Lieben die Höfe etwa nur den augenblicklichen Genuß der seltenern Früchte, und kümmert die Köpfe von Rang die größere und herablassende Verbreitung der wissenschaftlichen Kultur zu wenig, um sie in dem engen Boden einheimisch zu machen? Nur dadurch aber würde der Kleinstädterey und Gemeinheit der Gesinnung weniger werden.) Der Verf. macht ferner die Bemerkung, daß selbst einfache Kunst- und Handwerksleute, die den Tag über grobe Arbeit verrichten, Geschmack für das Lesen (nämlich kein fades) und für ihr Schulenlatein und Griechisch behielten. Er findet den Grund in der Verfassung und in den politischen Rechten des Volks, vermöge welcher mancher Zunftgenosse zu obrigkeitl. Stellen zu gelangen hoffen durfte. Denn, so trotzig und übermüthig auch bisweilen der Zunftgeist sich bewiesen habe, so habe er doch für einen hohen Grad von Unterricht und Einsicht eine tief gefühlte Achtung beibehalten. Seit der Revolution sey das etwas verändert. H. z. T. fühlten sich Bürger, Bauern und ehemalige Standespersonen sehr versucht zu glauben, daß sie alles wüßten, ohne jemals etwas gelernt zu haben. Wer diesen edlen Geist in ein verbessertes Zunftwesen zu bringen und durch politische Institutionen in Generalartikeln für alle Innungen oder Corporationen, Keime von Ehrbegier und Gemeinsinn zu legen verstände, der würde den Ländern eine halbe Polizey ersparen, und den Dank der meisten Residenzbewohner verdienen, wo man dem Betrug und der Beutelschneiderey so vieler Handwerker ausgesetzt ist, die sich aufgeklärt genug dünken, wenn sie ihre Theater- und Weinkellersucht auf Unkosten ihrer Kunden zu befriedigen verstehen. — Das Büchlein ist mit mehrern radirten Kupfern ausgestattet.

Ein merkwürdiges Actenstück.

Unter dem Titel: Napoleons Entwürfe vor Anfang des Feldzugs von 1812, macht das 4te Heft des 5ten Bandes der historischen Bibliothek Instructionen bekannt, welche der Baron ***** empfing, als er im April 1812 nach Polen geschickt wurde. Hier einige Stellen aus dieser Instruction:

„Mein Herr Baron. Der Kayser zählt so sicher auf ihre Ergebenheit und Geschicklichkeit, daß er Ihnen eine Mission von dem größten politischen Interesse anvertraut, zu welcher Thätigkeit, Klugheit und Verschwiegenheit erforderlich sind. Sie werden nach Dresden sich verfügen, unter dem Vorwande, dem König von Sachsen einen Brief einzuhändigen, den der Kayser Ihnen morgen früh übergeben, und Ihnen mündlich sagen wird, welche Eröffnungen Sie dem Könige zu machen haben. Der Kayser will, daß dieser Souverain mit aller der Achtung behandelt werde, die Sr. Majestät für dessen Person empfinden. Sie werden sich daher, entweder mit ihm selbst, oder mit seinen Ministern ganz freymüthig besprechen. Sie werden den Notizen Glauben beymessen, die Ihnen der Graf Sefft-Pilsac (Senft-Pilsach) geben wird. Sachsen soll kein Opfer bringen ohne Ersatz. Sachsen macht sich wenig aus der Souverainität über das Herzogthum Warschau, welches, so wie es jetzt existirt, immer nur einen zweifelhaften und lästigen Besitz gewährt. Die Herrschaft über dieses Bruchstück von Polen bringt Sachsen in eine falsche Stellung gegen Preußen, Oestreich und Rußland. Sie werden diese Ideen in der Art entwickeln, wie solches am 17. in des Kaisers Kabinet in Ihrer Gegenwart geschehen ist. Es ist folglich von keiner Zerstückelung der Staaten des Königs von Sachsen die Rede."

„Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden werden Sie sich nach Warschau begeben, und dort neue Befehle des Kaisers erwarten. Er wird den König von Sachsen bitten, Sie bei seinen polnischen Ministern zu accreditiren. In Warschau werden Sie Ihre Schritte mit dem Fürsten S., Kammerherrn des Kaisers, und dem General Z. verabreden. Diese beiden, aus den ersten polnischen Familien abstammenden Personen, haben versprochen, ihren Einfluß anzuwenden. — Die Polen sollen die Franzosen als mächtige Alliirte betrachten." —

„Freilich ist das Unternehmen ein Wagestück, und ein gefährliches sogar, da Frankreich gegen Freunde und Feinde kämpfen muß." —

„Europa ist in drei große Theile getheilt: Frankreich in Westen, Deutschland im Mittelpuncte, Rußland in Osten. England kann auf dem festen Lande keinen andern Einfluß haben, als den die Mächte ihm zugestehen wollen. Man muß durch eine starke Organisation des Mittelpunctes verhindern, daß Frankreich oder Rußland nicht einst sich weiter ausbreiten und das Oberlehnsrecht (suceraineté) von Europa sich zueignen. (Als ob damals Frankreich das nicht schon würklich gethan hätte!) Frankreich genießt in diesem Augenblicke der ganzen Kraft seiner Existenz, und wenn es die politische Constitution von Europa nicht jetzt vollendet, so kann es morgen die Vortheile seiner Stellung wieder verlieren, und in seinen Unternehmungen scheitern."

„Die Errichtung eines militärischen Staates in Preußen, die Regierung und die Eroberungen des großen Friedrich, die in Umlauf gekommenen Ideen des Jahrhunderts und die der französischen Revolution haben die alte deutsche Reichsverbindung vernichtet, (also nicht Napoleon). Der Rheinbund gründet sich blos auf ein provisorisches System, dessen Befestigung vielleicht von denjenigen Fürsten, die erworben haben, gewünscht wird; aber diejenigen, die verlohren, die Völker, die durch den Krieg gelitten haben, die Staaten, welche Frankreichs zu große Macht fürchten, werden der Erhaltung des Rheinbundes entgegen streben, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbietet. Selbst die gewinnenden Fürsten werden von dem neuen Systeme sich nach und nach entfernen, wenn die Zeit ihre neuen Besitzungen befestigt hat. So würde Frankreich endlich sich eines Protectorats beraubt sehen, welches fürwahr durch zu viele Opfer erkauft worden." (?)

„Der Kaiser glaubt, daß eine Zeit kommen wird, wo es schicklich seyn werde, dem Bunde der Mächte des Mittelpuncts von Europa seine Freiheit wieder zu geben. Oestreich, im Besitz von drei großen Königreichen, muß, wegen der topographischen Lage seiner Staaten, die Seele dieser Unabhängigkeit, aber nicht Beherrscher desselben seyn. Wenn im Fall eines Bruchs zwischen Frankreich und Rußland der Bund der Zwischenmächte durch einen und denselben Anstoß in Bewegung gesetzt würde, so würde das den Ruin einer der streitenden Partheien nach sich ziehen, und Frankreich wäre mehr ausgesetzt als Rußland."

„Der Mittelpunct von Europa muß aus Staaten bestehen, die an Macht ungleich sind, und deren jeder seine eigne Politik hat; Staaten, die durch ihre Lage und politischen Verhältnisse genöthigt sind, auf das Protectorat einer der überwiegenden Mächte sich zu stützen. Immer werden sie die Erhaltung des Friedens wünschen müssen, weil sie stets die Opfer des Krieges seyn würden. Zufolge dieser Ansichten würde Europa, ohne Polens Wiederherstellung, keine Grenzen von diesen Seiten haben. Oestreich und Deutschland würden dem mächtigsten Reiche der Welt gegenüber stehen. Der Kaiser sieht voraus, daß Polen wie Preußen in der Folge mit Rußland sich verbinden werden, aber diese Epoche ist noch weit genug entfernt, um die einzuführende Ordnung Festigkeit gewinnen zu lassen. Ist Europa so organisirt, so wird kein Grund zur Nebenbuhlerschaft zwischen Frankreich und Rußland mehr vorhanden seyn; beide Reiche werden dasselbe Handelsinteresse haben, und nach denselben Grundsätzen handeln."

„Vor der eingetretenen Spannung mit Preußen, war des Kaisers erster Gedanke, eine solide Allianz mit dem Könige von Preußen zu knüpfen, und die polnische Krone auf dessen Haupt zu setzen. Es waren weniger Schwierigkeiten zu überwinden, weil Preußen schon ein Drittel des Königreichs besaß. Man würde das, was Rußland durchaus hätte behalten wollen, ihm gelassen, und Oestreich entschädigt haben. Der Gang der Begebenheiten hat die Entwürfe des Kaisers verändert. Er hat, zur Zeit der Tilsiter Unterhandlungen, gerührt durch die hochherzigen Gesinnungen des Kaisers Alexander, und in Hinsicht der Schwierigkeiten, die Oestreich ihm erregte, seine Politik durch das Verlangen beherrschen lassen, einen Frieden zu unterzeichnen, welcher dauerhaft werden konnte, wenn, durch Oestreichs und Rußlands Einfluß England in den allgemeinen Frieden hätte willigen wollen."

„Preußen hatte aus seinen erlittenen Unfällen einen Haß gegen uns geschöpft, der uns nöthigte, dieser Macht Schranken zu setzen. In dieser Hinsicht wurde das Großherzogthum Warschau organisirt, und dem Könige von Sachsen übergeben, dessen ganzes Leben stets dem Glück seiner Unterthanen gewidmet war. Man suchte die Polen durch annehmliche Einrichtungen zu befriedigen, die ihrem Character und ihren Sitten entsprach n Aber man hat in jeder Hinsicht sich übel benommen (malagi). Sachsen, von seinen neuen Besitzungen durch die preußischen Staaten geschieden, konnte mit jenem keinen mächtigen Körper bilden. Die Eröffnung einer Militairstraße durch das preußische Gebiet, demüthigte zusehr die preußische Nation, und die Polen seufzten, sich in ihren Hoffnungen getäuscht zu sehen. Der Kaiser stipulirte die Besetzung der preußischen Festungen, um gewiß zu seyn, daß diese Macht ihm keinen neuen Krieg erregen würde. Der Feldzug von 1809 hat gezeigt, wie nützlich diese Vorsicht war. Der Kaiser hat den festen Entschluß gefaßt, unermüdet an der Beendigung der europäischen Organisation zu arbeiten, welche den unseligen Kriegen ein Ziel setzen soll u. s. w." (Er wollte nemlich durch den unseligsten aller Kriege den Kriegen ein Ziel setzen.)

Druckfehler.

No. 17 S. 129 Sp. 1 Z. 4 st. zu der l. zur See.
— — — 131 — 2 Z. 31 st. Hauptplatz l. Schauplatz.
— — — 132 — 2 Z. 32 st. seiner l. seinen.
— — — 134 — 2 Z. 13 st. entgegen l. entgangen.
— — — 135 — 1 Z. 9 st. friedlich l. feindlich.
— — — 136 — 1 Z. 9 st. Tschidschagow l. Tschitschagow.
— — — 136 — 2 Z. 9 st. wurden erfunden l. würden aushelfen.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 24. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Dritter Brief. Ich wußte es wohl, verehrte Freundin, daß die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirchen auch Sie erfreuen würde. Im Grunde war diese Vereinigung schon längst vorgegangen, nur nicht ausgesprochen. Liefen doch die Wege der Lutheraner und Reformirten stets parallel und dicht neben einander, und, wenn sie sich auch nie ganz berührten, so konnten doch die darauf Wandernden in dieser Nähe sich freundlich begrüßen, und thaten es auch, bis sie endlich gewahr wurden, daß sie sich sogar die Hände reichen könnten; das haben sie nun auch gethan, zur Freude und Erbauung aller Vernünftigen und Guten.

Aller sagte ich? — ach leider nein! es giebt noch Männer, denen ich weder die Vernunft noch die Güte absprechen mag, und die dennoch, wohl gar mit Heftigkeit, gegen die Vereinigung sich auflehnen. Ist es nicht höchst seltsam, daß, wenn die Menschen gefragt werden: ob sie Alle Einen und denselben Gott erkennen? sie Alle mit Ja antworten; wenn man sie aber ersucht, diesen Gott gemeinschaftlich zu verehren, dann sagen sie nein; dann disputiren sie über Lehrsätze, von welchen sie selbst bekennen, daß sie unbegreiflich sind, und über Ceremonien, von welchen sie abermals bekennen, daß nur das Gefühl dessen, der sie beobachtet, ihnen Werth verleihe.

Der Professor Tittmann in Leipzig hat sich in einer Schrift gegen die Vereinigung erklärt, hält sie sogar für schädlich, meint, sie werde Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt herbei führen, wenn man nicht zuvor die streitigen dogmatischen Punkte in's Klare bringe; denn es könnte ja das große Unglück geschehn, daß man eben diese Punkte für unbedeutend hielte! – Im Vertrauen, liebe Freundin, ich glaube selbst, das könnte daraus entstehen, aber ich halte es nur für kein Unglück, und noch weniger der wahren Religiosität gefährlich, die doch wahrlich nicht bei'm Empfang des Abendmahls auf den Worten: „das ist mein Leib" oder „das bedeutet mein Leib" beruht? — und was das Drolligste ist: Hr. Tittmann selbst giebt das erste Beispiel von dem, was er Gleichgültigkeit nennt, indem er seinem berühmten Gegner, Schleyermacher in Berlin, zugesteht, es sey billig und Recht, daß er (Schleyermacher) sich eben so fest an Calvin halte, als er (Tittmann) an Luther. Nun, wenn das billig und Recht ist, so ist es ja auch einerlei, an wen man sich hält, es sey der Papst oder Moses, Mahomet oder Confucius? in solche Widersprüche verwickeln sich die Herren. — Doch die möchte ich eher dem Herrn Professor verzeihen, als die gehässigen Einlispelungen: daß die Reformirten nur die fetten Pfründen der Lutheraner beneideten und dergleichen. Es steht fürwahr nicht fein, den guten Handlungen seines Nächsten schmutzige Motive unter zu schieben; man stellt dadurch den eignen Character in ein sehr zweifelhaftes Licht. Nur erwiesene Thatsachen könnten das entschuldigen.

Weit leidenschaftlicher als Herr Tittmann hat ein sogenannter Irenäus der Zweite sich gegen die Vereinigung ausgesprochen, in einem Büchlein, betitelt: Das neue Papstthum. Er nennt sie ein Papageyen-Spiel, ein blindes Nachbeten, ein Ungeheuer, in dem Gehirne einiger Fanatiker ausgebrütet; er nennt die Beförderer derselben falsche Propheten im Schaafskleide u. s. w., glaubt jedoch, sie könne nie zu Stande kommen, und hätte folglich alle diese Sprudeleyen sich ersparen können. — Ein gewisser Beckedorff treibt den Unfug noch weiter, in einem Briefwechsel zwischen zwei Geistlichen, denn, ob er gleich selbst ein Protestant ist, und sogar Hofmeister eines protestantischen Prinzen seyn soll, scheint er doch nur dahin zu trachten, alle Protestanten im Schooße der katholischen Kirche zu versammlen, nennt Luther's und Calvin's Lehren trostlos, und macht uns die katholische Verwandlung des Brodes und Weines in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi auf eine sehr drollige Weise anschaulich; er vergleicht sie nehmlich — rathen Sie womit? — mit dem Papiergelde! denn so wie das Papier zum Gelde wird, wenn der Staat seinen Stempel darauf drückt, so werden Brod und Wein zu Fleisch und Blut, wenn die Kirche ihren Stempel darauf drückt, obgleich im ersten Falle das Papier und im zweiten das Brod nicht verschwindet. Mich dünkt, ich sehe den guten Mann, wie er entzückt an seinem

Ausgegeben den 11. März.

Digitized by Google

Schreibtische über das gefundene Gleichniß triumphirt. Im Vorbeigehn sagt er: von den Rationalisten könne gar nicht die Rede seyn, denn die wären nicht einmal Heiden, sondern Atheisten und nichts weiter. — O Geist der Liebe und Duldung! wohin bist du geflohen! unter den geistlichen Schriftstellern darf man dich wenigstens nicht suchen.

Der berühmte Ammon in Dresden ist auch kein Freund der Vereinigung, wie solches sein Glückwünschungsschreiben an Heß in Zürich beweist; doch widerstrebt er ihr auch nicht, wenn sie einzig auf Christi Lehren gegründet, und wenn zuvor alle dogmatische Verschiedenheit der Meinungen abgethan sey. Das letztere wird nie geschehn; aber meinen Sie nicht auch, das habe nichts zu bedeuten? sind doch seit Jahrhunderten nicht einmal die Lehrer einer und derselben Kirche über solche Punkte einig geworden, und haben darum doch keinen Anstand genommen, miteinander zum Tisch des Herrn zu gehen; warum wäre es denn durchaus erforderlich, daß die Reformirten und Lutheraner erst Alle über Einen dogmatischen Leisten geschlagen werden müßten, ehe sie vereint mit brüderlichen Herzen vor den Altar treten könnten?

Der Doctor Cramer zu Königsberg hat für die Vereinigung geschrieben, und gründet sie mit Recht vor allen Dingen auf das religiöse Bedürfniß. Derselben Meinung ist Blanc in seiner Schrift: an meine Mitbürger, die besonders den Wahn einer zu befürchtenden Gleichgültigkeit siegreich bekämpft, mit Recht hält er die Gegenwart Christi im Abendmahle für erwiesen, wenn sie im Herzen des Genießenden sich offenbart. — Ich könnte Ihnen noch manche Schriften für und wider die Vereinigung nahmhaft machen, doch eben nichts Neues Erhebliches daraus anführen. Leider würden Sie nur in den meisten die traurige Wahrheit bestätigt finden, daß heutzutage die Geistlichkeit im Ganzen intolerant ist, die protestantische nicht weniger als die katholische; vor Allen jedoch diejenige, die den bequemen Glauben hoch über die Vernunft stellt, oder vielmehr die Vernunft als eine elende, feile Dirne behandelt. Der Stadtpfarrer Lehmus zu Rothenburg nennt in einer Predigt den Unglauben eine Liebgeburt des Vernünftelns über geheiligte Hoffnungen; und wie intolerant selbst Männer wie Ammon sind, mögen Sie aus folgender Stelle schließen, die in seinem Magazin für christliche Prediger steht: „Wenn man die schaalen Deisten, die nun auf christlichen Canzeln ihre moralischen Chrieen ablesen, auf ein Katheder, oder, wie den Volksredner Hunt, in eine Taberne stellte, so würde auch ihre Schulweisheit bald in einem epicureischen Schattenspiele endigen." Wie manchem Ehrenmanne, der die Wahrheit redlich sucht, mag Herr Ammon dadurch weh gethan haben! Ist ihm Alles so klar, nun so danke er Gott dafür, und habe herzliches Mitleid mit denen, die, ohne ihr Verschulden, dieser Wahrheit noch nicht theilhaftig geworden sind. Das wäre wahrhaft christlich. Meint er denn die Blinden auf den rechten Weg zu leiten, indem er ein Theaterfeuer von Colophonium um ihre Köpfe macht? —

Aber nicht blos intolerant ist ein großer Theil unserer Geistlichkeit, sondern auch voll der hochmüthigsten Ansprüche, die sie unter dem weiten Deckmantel des Heils der Kirche geltend zu machen sucht. Die treffliche Schrift des Präsidenten v. Bülow, deren Anzeige Sie im literarischen Wochenblatt des vorigen Jahres gelesen haben, ist von dem, an Titeln reichen, an christlicher Demuth armen Superintendenten und Oberpfarrer des kleinen Städtgens Ronneburg, Herrn Jonathan Schuderoff, mächtig angefochten, oder vielmehr angebellt worden. Ein Geistlicher, der, wenn man nicht seiner Meinung ist, alsobald leidenschaftlich und grob wird, sollte sich der Ronneburger Bäder etwas öfter bedienen, um sein ungeistliches Blut zu beruhigen. Doch Sie kennen diesen Mann schon, seine Hitze steckt nicht im Blute, sondern im Kopfe; denn er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß von Allem, was auf das Kirchenwesen Beziehung hat, jeder Nichtgeistliche ausgeschlossen seyn soll. Im Staate — ja da fodert er selbst eine freie Repräsentation; aber in der Kirche soll die Gemeinde nichts zu sagen haben; da sollen nur Geistliche aristocratisch herrschen. Bedauern wir den armen Mann, an dessen Leben der Geyer der geistlichen Herrschsucht nagt. — Auch ein Archidiaconus zu Danzig, Namens Dragheim, hat in vier Predigten, die er Licht, Leben und Freiheit betitelt, viel von der Freiheit der Kirche geschwatzt; denn Christus habe dem Staate nicht aufgetragen, die Vormundschaft über die Kirche zu führen; — (Sie wissen, liebe Freundin, daß Christus keine Kirche hatte) — es sey unrecht, daß die Kirche unter der Gewalt des Staates stehe; ja es sey schädlich, denn diese Gewalt erstücke das Leben der Kirche, und hemme die Erreichung ihrer erhabenen Zwecke. — Ein schönes Kompliment für den Staat. Sie werden mit mir die Bemerkung machen, daß, nach diesen Grundsätzen, die Kirche wohl nie lebendiger gewesen, und ihre Zwecke nie vollkommener erreicht hat, als unter den Päbsten. Im Grunde meinen es die Herren auch so Jeder möchte ein kleiner Pabst seyn. — Der Probst Hanstein klagt auch in vier Predigten, die er das Jubeljahr der

evangelischen Kirche betitelt, daß die Tempel und Altäre leer stehen; denn daß von 170000 Einwohnern (in Berlin) an jedem Sonntage nicht mehr als 5 bis 6000 in die Kirche gehen, sey doch wohl nicht zu rechnen. Gleichgültig lasse man die Entheiligung der Sonn- und Festtage zu; fast jedes Werk der Werkeltage werde ohne Scheu getrieben, so wie jede Lust der Welt.

Ewalds unmaaßgebliche Vorschläge zur Verbesserung des evangelischen Kirchenwesens enthalten auch viel seltsames und widerliches. Die Predigten findet er zu lang, (das mag wahr seyn) die Zuhörer in den Kirchen zu wenig beschäftigt. Die Versammlung soll gefragt werden: „ob sie glaube, sich selbst bessern zu können?" und soll antworten: „sie fühle wohl, daß sie das nicht vermöge." Am Charfreitage soll ein Crucifix vor dem Altare stehen, und am ersten Ostertage ein offenes leeres Grab zu schauen seyn. (Eine Theater-Decoration.) Die Geistlichen sollen sich weiß kleiden, denn schwarz sey unevangelisch. (Das haben Sie auch wohl noch nicht gewußt, daß es evangelische und unevangelische Farben giebt?) — Die Leute sollen gezwungen werden, wenigstens alle Vierteljahre Einmal, und an hohen Festtagen Einmal in die Kirche zu gehen, auch jährlich Einmal zu communiciren. Die Kirchenvorsteher sollen Bischöffe heißen, einen hohen Rang haben, und es soll ein eigner Orden mit einem Ordenskapitel für Geistliche gestiftet werden. Die Consistorien sollen aus lauter Geistlichen bestehen, (à la Schuderoff) und überhaupt sollen die Geistlichen allen weltlichen Gerichten entzogen seyn.

In einer andern Schrift, betitelt: Anliegen, Wünsche und Bitten der protestantischen Geistlichkeit an die Bundesversammlung, (eine Schrift, die selbst dem Pabste Ehre machen würde) fodern die Herren nichts geringeres, als Steuerfreiheit, Immunitäten, Ausnahme ihrer Söhne vom Soldatenstande, einen privilegirten Gerichtsstand, Verwaltung der Kirchengüter u. s. w., denn die Kirche sey ein Anhängsel (Pendant) des Staats geworden, und werde von diesem wie eine Polizeyanstalt umschlungen. (?) Daß doch die Herren ihre werthen Personen immer und immer mit der Kirche verwechseln. — Nun bitte ich Sie, liebe Freundin, denken Sie sich einen Augenblick alle diese Ansprüche zugestanden, fügen Sie noch die oben erwiesene Intoleranz hinzu, und fragen Sie sich: wie es in der Welt aussehen, und ob ein ehrlicher Mann, der kein Geistlicher wäre, noch darin leben möchte? fürwahr, der militairische Uebermuth, über den man so oft klagen hört, würde gegen den geistlichen Uebermuth als ein sanftes Joch erscheinen. Die Herren lassen sich sogar Seelenärzte nennen, warum ahmen sie nicht den leiblichen Aerzten darin nach, daß sie nur für die Kranken da zu seyn glauben, und sich den Gesunden nicht aufdringen mögen? oder glauben sie etwa, man könne, ohne Seelen-Leib-Arzt, keine gesunde Seele besitzen?

Dieses Glaubens ist wenigstens Herr Dassel nicht, ob er gleich schon seit 20 Jahren Prediger zu seyn versichert. Dieser Herr Dassel hat ein paradoxes Werk geschrieben über den Verfall des öffentlichen Religions-Cultus, in welchem er behauptet: das Christenthum sei nur darum in die Welt gekommen, um den Menschen nach und nach alle Religionsübungen und allen Cultuszwang entbehrlich zu machen. Das Christenthum nemlich bediene sich der Kirche, um den Menschen immer höher zu heben; aber je höher er nun wirklich sich erhebe, je tiefer müsse die Kirche sinken, bis sie endlich in der allgemeinen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sich ganz auflösen und verlieren werde. Darum dürfe es auch die Kirche gar nicht übel nehmen, wenn sie in Verfall gerathe; das gereiche ihr vielmehr zur Ehre, weil es ein Beweis sey, daß sie ihre Bestimmung erfülle, und der menschlichen Cultur einen höhern Schwung gebe. Alle Vorschläge, dem gesunkenen Cultus aufzuhelfen, wären vergebens, denn die Hauptidee — durch äußere Religionsübungen Gott wohl zu gefallen und Frömmigkeit zu beweisen — müsse nun einmal mit zunehmender Aufklärung erschüttert und vernichtet werden. Das werde freilich am Ende die Aufhebung des geistlichen Standes u. s. w. nach sich ziehen, hingegen würden die Schullehrer Volkslehrer werden, und die Polizey für Anstand und äußere Sitte sorgen. — Vielleicht dachte der Verfasser bei dieser seltsamen Hypothese an Fichte, der bekanntlich den Staat für eine Anstalt hielt, den Staat überflüssig zu machen. Er meynt übrigens, die Zeichen der Zeit verkündeten, daß das Aufhören alles Kirchenwesens ziemlich nahe sey. — Sie erschrecken! Beruhigen Sie sich. Wir werden es nicht erleben, und wahrscheinlich auch unsere Urenkel nicht. —

Zum Trost kann ich Ihnen sagen, daß, während Hr. Dassel die Kirchen ganz zuschließt, ein Ehrenmann in Felders Literaturzeitung für katholische Religionslehrer die Klöster wieder einzuführen anräth, und daß der Senior Heydenreich zu Merseburg über die Kirchenscheu der Gelehrten derb gepredigt hat. Es ist freilich wahr, diese Scheu ist ziemlich allgemein; allein der Verfasser hat eine der Hauptquellen derselben anzuführen unterlassen: die geistlose, und doch anmaß-

sende, polternde Weise, in welcher so manche Prediger von der Kanzel sich vernehmen lassen. Wie kann man gebildeten Gelehrten als Christenpflicht zumuthen, solches Zeug mit anzuhören? es ließe sich allenfalls beweisen, daß man eine subtile Sünde begehe, indem man sie anhört; denn in der Kirche soll man weder Langeweile haben, noch sich ärgern, am wenigsten lachen, und alles das ist oft unvermeidlich. Wollen Sie einen recht grellen Beweis? hier ist er. Ein Geistlicher im Canton Unterwalden hat eine Ermahnungsrede gehalten, und auch drucken lassen, wider die heutigen Moden, wider die Hoffarth und Kleiderpracht. Er will sich, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, unter die vernarrten Modekinder wagen, und ihnen beweisen, daß die Modesucht geradeswegs zur Hölle führt. Er eifert besonders gegen die, die ihren Leichnam in neumodische Kröße, Schmisetten, Bänder und Lumpen hüllen, aber ihre Schulden nicht bezahlen. Die aufgeschnittenen Schnürbrüste, die entblößten Busen, die nackten Arme kommen sehr übel weg, und der Prediger will lieber in eine Hölle voll der häßlichsten Teufel hinein schauen, als ein gekräuseltes, zitelgeziertes Modegeschöpf nur eine Minute lang ansehen. Ja, er verspricht am Ende, wenn die Modedamen in der Hölle heulen und jammern werden, mit Gott und seinen Heiligen über sie zu lachen und zu spotten. Gerade wie Voltaire: O que je rirai, quand je vous verrai damnés! —

Geschwind, werfen Sie ihren Modekram ins Feuer, und danken Sie meiner mittheilenden Freundschaft die Rettung Ihrer Seele.

Die Nordpol-Expedition.

Das Edinburger Journal liefert zwei interessante Briefe englischer Seeofficiere, welche Theil an jener Expedition genommen haben. Der erste, aus Deptford vom 4. November, lautet wie folgt:

„Als wir England verließen und ich Ihnen sagte, Sie würden nicht früher als aus Kamtschatka oder vom Columbia-Strome Nachricht von mir erhalten, da war ich weit entfernt zu glauben, daß mein nächster Brief von der Themse datirt seyn würde. Wir waren unserer Sache so gewiß, daß wir sogar den Vorschlag der Mannschaft der übrigen Schiffe verwarfen, die 25000 Pfund Sterling zu theilen, die das Parlament demjenigen Schiffe verheißen hat, welches zuerst die Südsee erreichen würde. Jetzt haben jene freilich ein besseres Spiel als wir. Was uns aber noch mehr kränkt, sind die abgeschmackten Urtheile, die man hier über das Mißlingen unserer Unternehmung fällt. Man behauptet sogar, sie sey gottlos gewesen und man müsse gar nicht einmal versuchen, die Gränzen zu überschreiten, welche die Vorsehung der Kühnheit der Menschen gesetzt habe. Diese Grenzen nimmt man als unwandelbar an, und weiß nicht, daß mehrere Schiffe schon 3 bis 4 Grad nördlicher vorgedrungen sind, als der Punkt, wo wir unser Ziel fanden. Man weiß nicht, daß das Eis in jedem Jahre, ja in jedem Monate seine Lage verändert. In diesem Jahre war sie der Schifffahrt in jenem Meere äußerst ungünstig, weil die Süd- und Südwestwinde unaufhörlich das Eis im Norden anhäuften und den engen Kanal verstopften, der das alte Grönland von Spitzbergen trennt, während die nordöstliche Strömung gleichfalls beitrug, die Eismassen an jenen Küsten aufzuthürmen. Ich erzähle aus dem Gedächtnisse, denn alle unsere Papiere sind der Admiralität abgeliefert worden, die vermuthlich Materialien zu einem Bericht an das Publikum sammelt.

Mitten unter schwimmendem Eise kamen wir am 7. Juni auf die Höhe von Hakluyt unter dem 80. Grade 22 Minuten. Einige Wallfischjäger benachrichtigten uns, daß gegen Norden Alles verschlossen sey. Der Wind war Nordost, weshalb wir hofften, östlich einen Weg um Spitzbergen zu finden, weil dieser Wind eine große Menge schwimmendes Eis herbei führte, und es folglich schien, als müßten jene Küsten frei davon geworden seyn. Auch wurden wir einige Tage durch eine freiere See in dieser Hoffnung unterhalten. Doch bald umringte uns das Eis von neuem und wir saßen völlig fest. Ein heftiger Ostwind befreite uns wieder und zerstreute die Schollen. In den letzten Tagen des Juny warfen wir Anker bei Vogelsang und verweilten dort acht Tage. Mit Vergnügen sahen wir, daß große Eismassen unaufhörlich nach Südwest getrieben wurden, und endlich sahen wir gegen Nordost das Meer frei. Dahin steuerten wir nun, wurden jedoch aufs Neue vom Eise eingeklemmt, und als wir nach einigen Tagen dessen entledigt wurden, befanden wir uns unter dem 80. Grade 30 Minuten, der höchsten Breite, die zu erreichen uns möglich gewesen.

Am 29. July erhob sich ein heftiger Südwind und nur mit Mühe konnte das Schiff dem Anprallen der schwimmenden Eisblöcke ausweichen; es wälzten sich sogar viele derselben über uns hin. Am 30. wuchs der Sturm, das Barometer stand sehr tief und der Himmel war bewölkt. Wir waren von dem feststehenden Eise nicht mehr als 5 Meilen entfernt, ein Windstoß konnte uns darauf schleudern — und das geschah wirklich. Es kam ein Windstoß, der uns nördlich trieb, ohne daß wir im Stan-

de waren es zu vermeiden. Es blieb uns nichts anders übrig, als der verzweifelte Versuch, mit vollem Winde auf das Eis los zu fahren, denn wurden wir mit einer Seite des Schiffs an die Eismasse geworfen, so waren wir ohne Rettung verlohren. — Das war ein schrecklicher Augenblick! die Wellen thürmten sich zu Bergen; der Sturm war zum Orkan geworden, und wir meinten Alle, unsre letzte Stunde sey gekommen. Beide Schiffe stießen mit den Vordertheilen mit entsetzlichem Gekrache auf das Eis. Wären sie nicht so außerordentlich fest gebaut und mit Eisen beschlagen gewesen, so wären sie unfehlbar zertrümmert worden. Die Heftigkeit des Windes schob sie nach und nach immer ein wenig weiter, in das Eis hinein; das Wanken und Schwanken verminderte sich, und, als wir etwa eine Viertelmile vorgedrungen waren, hörte es fast ganz auf. Indessen hatten beide Schiffe, sowohl durch den ersten Stoß, als durch das Reiben der Eisblöcke, sehr gelitten, besonders schien die Dorothea die Bay von Smeermberg kaum erreichen zu können. — Am 31. July legte sich der Wind, wandte sich nach Norden, das Eis öffnete sich und wir eilten nach jener Bay, wo wir den ganzen Monat August zubrachten, um uns auszubessern. Die Trent war bald wieder im Stande See zu halten, die Dorothea hingegen war so arg beschädigt, daß, nachdem wir Alles nur irgend entbehrliche ausgeladen hatten, deutlich erkannt wurde, sie könne nicht ohne Gefahr allein in See gehen, und dürfe nur unter dem Schutze der Trent sich hinaus wagen. Es war daher unmöglich, in diesem Jahre noch etwas zu unternehmen. Auf unserer Rückfahrt haben wir vergebens versucht, die Küste von Grönland zu gewinnen. Nach jenem unglücklichen Tage schien das Meer gegen Osten frei, und ich glaube, daß, wenn man jemals eine Durchfahrt über den Pol in's stille Meer entdeckt, solches zwischen Spitzbergen und Nowaja Semla geschehn wird. Auch habe ich, seit unsrer Zurückkunft, in England erfahren, daß der Capitän wirklich instruirt war, diese Durchfahrt zu versuchen.

Während wir in der Bay von Smeermberg vor Anker lagen, sind wir nicht müssig gewesen. Unsere astronomischen, geographischen und naturhistorischen Beobachtungen sind merkwürdig und nützlich. Der Lieutenant Beenhey hat schöne Zeichnungen von beiden Schiffen entworfen, wie sie eben in die feste Eismasse eindringen. Auch unsere Beobachtungen über die Schwingungen der Pendel sind interessant. Hätten wir unsern Hauptzweck nicht verfehlt, so dürften wir sagen, daß wir 6 Monate recht angenehm zugebracht haben. Zu Lande und auf dem Wasser, in der Gegend von Spitzbergen, fanden wir Wild in Menge, Bären, Füchse, Wallrosse, Seekälber und vor Allem Rennthiere, die uns treffliches Fleisch im Ueberflusse lieferten, Fleisch, welches drei bis vier Zoll hoch mit Fett bedeckt war. Wie es zugeht, daß diese Thiere so gedeihen, ist unbegreiflich. Als wir dem Cap Hakluyt uns näherten, schienen die dänischen Inseln und die Insel Amstadem ganz mit Schnee bedeckt, aber als wir zurück kamen, um die Schiffe auszubessern, war der Schnee an vielen Orten verschwunden, und man sah hier und da ein wenig Moos zwischen den Felsen, von dem die Rennthiere sich hauptsächlich ernähren. Eis gab es damals hier nicht, einen einzigen ungeheuren Block ausgenommen, der einem Berge glich und am Ufer sich aufgethürmt hatte. Als wir eines Tages an diesem Berge vorbei gingen, schoß der Cassier von der Trent nach einem Vogel, und durch den Schall dieses Schusses stürzte die ganze Masse mit entsetzlichem Gekrache zusammen, und einen Augenblick nachher war das Meer auf eine Meile weit mit Eisstücken bedeckt; es gerieth dadurch so sehr in Bewegung, daß unsere Schaluppe auf den Sand geworfen wurde. Daraus kann man schließen, daß die Wegweiser auf den Alpen ganz Recht haben, die Reisenden in der Nähe der Gletscher zur Stille zu ermahnen.

Sehr aufgefallen sind uns am Ufer 3 bis 400 Gräber, meist holländische. Das nahm um so mehr uns Wunder, da der Ort einer der gesündesten zu seyn scheint. Mehrere dieser Gräber sind ein Jahrhundert alt. In einem solchen hundertjährigen fanden wir noch auf dem Hirnschädel eine Mütze, und auf den Beinknochen gestrickte Strümpfe. Beides so neu als ob es eben erst gemacht wäre. — (Wer hat denn den Herren Engländern erlaubt, die Gräber aufzuwühlen?) — Wir haben Sammlungen von Allem was uns merkwürdig schien gemacht, die wir dem brittischen Museum schenken werden.

Gesetzgebung.

(Eingesandt.)

a) „Königlich Preuß. Gesetz über den Zoll „und die Verbrauchssteuer vom 26. Mai „1818. Vergl. mit Geschäfts-Instruc„tion für die Königl. Preuß. Regie„rungen vom 26. Dec. 1808."

b) „Freimüthige Beleuchtung der neuesten Zoll- und „Verbrauchssteuer-Ordnung im Pr. Staate; ohne „Druckort. 1819." (Nordhausen bei Happach.) Ein diebischer Nachdruck der Recension jenes Gesetzes im Novemberstück der Jenaischen Literaturzeitung.

e) „Freimüthige Worte eines Deutschen „in Anhalt über die Ausdehnung der „Preuß. Verbrauchssteuer auf die An„haltischen Staaten." Deutschl. 1819.

d) Berl. Staatszeitung von diesem Jahr.

(Le Gouvernement est le bras d'Hercule qui doit cultiver la tendre plante de l'industrie et du commerce. (Mirabeau.)

Was für ein Stimmengeräusch erhebt sich auf einmal in vielen Gegenden von Deutschland, Alt- und Neupreußen mit eingerechnet? „Wie theuer „werden wir künftig essen und trinken, „rauchen und schnupfen, und uns klei„den?" rufts von mehr als einer Seite. „Was „soll aus unserer Fabrikation, aus un„serer Nahrung werden?" schreien Andere. „Wie kommen wir am besten um die Preus„sische Grenze herum?" zischeln sich die Fuhrleute zu. „Wie sollen wir solche Vorschrit„te und Behandlung unserer Unterthanen verstehen?" fragen mehrere Regierungen. „Was sollen wir vom deutschen Bunde „denken?" schreien die Staatsklügler. „Fiat „pecunia et pereat probitas!" seufzen die Moralisten. Fürwahr! von einem Gesetz, das unter solchen Acclamationen in die Welt tritt, darf unser Wochenblatt nicht schweigen, um so weniger, weil auch die literarische Waare ihren derben Schlag mit wegnehmen muß, wie uns mehrere Buchhändler mit einem bösen Gesicht versichert haben, die sich in der ersten Hitze, Montgolfieren außer Kanonenschußweite wünschten. Aber eine Sache abzuurtheln, die aus höhern Gesichtspuncten der Völkermoral uns sehr wichtig vorkömmt, kann nicht unsers Berufs seyn; und wir können uns blos auf den Versuch beschränken, (mit Rücksicht auf die oben angeführten Druckschriften,) in die Seele einiger Hauptinteressenten dasjenige anzuführen, was sie für und wider die Sache zu sagen haben möchten. Wir stellen uns zu diesem Zwecke folgende drei Personen vor: den Entwerfer des Gesetzes, den Gegner aus Anhalt, gleichsam als Repräsentant mehrerer deutscher Länder, und einen Preuß. Patrioten.

Der Entwerfer des Zollgesetzes beginnt seinen Spruch etwa folgendergestalt: Meine Frühlings-Geburt aus dem schönen Mai lag das ganze vorige Jahr vor den Augen des Publicums, das jetzt erst so zu schreien anhebt. Will denn das Ausland Preußen verübeln, was es jedem kleinen Souverain einräumen muß, das Besteuerungsrecht? oder will das Inland die Erleichterung verkennen, die eine geregelte Zollordnung an die Stelle des vorigen Wirrwars mitbringt? Eine Abgabe kann und soll an sich keine Wohlthat seyn; denn das große Staatsbedürfniß ist eine Noth, welcher abgeholfen werden muß, damit der Zufall nicht das Aergere herbei führe. Es kömmt also bei der Einrichtung nur auf mögliche Erleichterung der Gebenden an, und welche kann größer seyn, als die, wodurch man einen ansehnlichen Theil der Last auf fremde Schultern zu laden sich bemühet; die Vortheile fremder Strafgelder und die Confiscation fremder Waaren in den nicht ausbleibenden Umgehungsfällen nicht einmal zu gedenken. Man übersehe auch einen andern Vortheil, der gelinden Transito-Ansätze nicht, die vieles Fuhrwesen durch das Land ziehen müssen. Auch die Ersparniß an dem unvermeidlichen Einnahme- und Aufpasserpersonal gegen die vorige Anstalt sollte man loben, und die Idee des Ganzen überhaupt, wodurch die volle Freiheit des innern Verkehrs erreicht, und die eigene Fabrikation in ein regeres Leben versetzt wird. An dieß innere Verkehr muß das äußere, und zwar der große Welthandel, mit eigentlich das deutsche Verkehr angeknüpft werden. Verbergen wir uns nicht selbst, um der Eifersucht einiger Bundesstaaten willen, worauf Preußen losteuern muß. Waren wir es denn, die die Keime des Isolirungssystems in den Bund gesäet haben? oder waren es nicht fremde Mächte, die das Interesse eines zahlreichen Standes, des deutschen Handelsstandes, sich zum Nutzen, von Deutschlands Interesse losrissen, als man völlig freie Handelsstädte schuf, in denen das Geld, ohne Circulation im Innern, stets zu neuen Speculationen zusammen fließt, und die vielleicht als christliche Judencolonien, noch den ganzen Großhandel an sich ziehen? Wir müssen also die Vereinigung des Handels auf möglichst große Massen im Lande ebenfalls bezwecken. Ich übergehe andere eben so zarte als bedenkliche Verhältnisse: aber kurzum, alle machten es nothwendig, daß die Finanzoperation zu allernächst eine politische Richtung durch Verstärkung der innern Kraft bekäme. Eine zweite Verstärkung, durch die kleinen Nachbarstaaten, kann auf eine oder die andere Art nicht ausbleiben. Entweder sie schließen sich an unser System durch Verträge an, die das Gesetz so freundlich anbietet; dann ist ihr Interesse an das unsere gebunden: oder sie ergreifen die Opposition, dann muß die Nachwirkung des Gesetzes auf ihre stockende Industrie sie zu uns zurückführen. Alle größere europäische Staaten erheben Abgaben von Einfuhr, Abgaben von Ausfuhr, Abgaben von Durchfuhr. Sie mögen Recht oder Unrecht dabei haben; immer würde unser Staat ohne dieses Repressaliengesetz schwach und wehrlos gegen die Nachbarn da stehen. Und wie könnte man den Verbrauch inländischer Pro-

ducte, z. B. Salz, Branntwein, Tabak u. s. w. mit Erfolg besteuern, wenn man die eingehenden frei ließ; überdem ist die Besteuerung des Handels mit dem Auslande allenthalben eine bedeutende Finanzquelle. — Aber das Gesetz ist überdem edler, als blos politisch und finanziell gedacht. Die Krämerey, Hökerey u. dergl. soll sich verlieren, und besserm Gewerbe, das Herumschweifen der Hausirer dem Fleiße des Hausvaters Platz machen. Der Geist unsers nach und nach reformirten Steuersystems soll Keime eines edlern Lebens pflegen helfen, und sich als dankenswerthes Mittel zu höhern Staatszwecken legitimiren. „Davon, meine Herren! gehe die „öffentliche Meinung aus, wenn sie Menschenwerke menschlich richtet." *)

Gegen diese Rede thut aber

der Gegner aus Anhalt,

mit glühendem Gesichte, den Mund weit auf und spricht folgendes ziemlich derb **) heraus: Was ich da hören muß, kann mich nicht Wunder nehmen, seit ich lese, was Berlin in den freimüthigen Blättern uns Deutschen für- oder vorschreibt, und was bei den Rheinzoll-Verhandlungen geäußert worden ist. Aber dieses literarische Blatt sagt der Welt alle Wochen: „Rede wahr, scheue Niemand." Darum kann ich weder das Zollgesetz noch seine Ausführung preißen; ich muß vielmehr erwarten, daß unsere Regierungen gegen seinen Druck den Recurs an den Bundestag ergreifen werden. Bis dahin stelle ich vor dem Publicum folgendes entgegen. Die älteste, rohe Zeit, kannte zwar die Wahrheit noch nicht: daß der Handel eine allgemeine Völkeranstalt, ein das Menschengeschlecht umschlingendes Band sey, in Ansehung dessen die Geschlossenheit der Gebiete keine Statt haben sollte. Gleichwohl findet man bei den ältesten Zollsätzen z. B. von Byzanz und Babylon nur 10 Procent der Ladung. Sie, mein Herr, da Sie die Wahrheit des Satzes nicht in Abrede stellen können, wollen sich hinter die traurige Nothwendigkeit von Repressalien verstecken †), indem ja alle Welt die Hand an den „Handel zu legen pflege." Es sey! ja, ich halte sogar eine Abgabe vom Handel für billig, in so weit sie zur Entschädigung für die Unterhaltung der Häfen, der Ufer, der Straßen und dergl. dienen soll; ich will auch, mit zugedrücktem Auge, noch einige Procente Ueberschuß für billig halten, so lange die übrige Welt nicht größer und moralischer verfährt, als Sie da sagen und so lange uns so viel Schulden als Sünden drücken. Wie wollen Sie aber Ihrem, die Taxe anderer Länder oft weit übersteigenden Tarif, das Wort reden? — Nach Versicherung vieler Kaufleute und Fabrikanten nehmen Sie gerade von gröberen Wollen- und Baumwollenwaaren 30 — 40 pCt., von groben Kattunen 25 pCt., von geringem Tabak 70 — 90 pCt. u. s. w. und die feinen Artikel der Engländer hingegen, die bei ihrem großen Handelscapital und wohlfeilen Bezug der rohen Producte ohnehin gute Preiße stellen können, werden vor den Deutschen begünstigt. Sie legen dem Tarif das Gewicht zum Grunde, während die Theorie auf Werth und Bedarf gesehen wissen will; daher soll denn bei einem gewissen Falle von einer nicht volle 300 thl. betragenden Waare 83 thl. Verbrauchssteuer gefodert worden seyn! Die Waaren werden durch vermehrte Speditions- und Bureaukosten, durch Versäumniß und Umwege des Fuhrmanns, dem auf einmal mehrere Straßen gleichsam zugenagelt worden sind, ohnehin vertheuert. (Beschluß folgt.)

*) Eigene Worte der Berliner Staatszeitung.

**) Da er für andere Länder mitspricht, so fassen wir die lautgewordenen deutschen Stimmen in seiner zusammen.

†) S. Berl. St. Zeitung.

Notizen aus der Bibliothèque historique.

— Die historische Bibliothek (des 5. Bandes 2. Heft) liefert eine, im September 1818 zu Madrid erschienene Ankündigung eines Journals, des einzigen, welches, die Zeitungen ausgenommen, in Spanien existirt, und zwar — ein Journal der Stiergefechte, deren, vom Mai bis in den November, 18 gehalten werden. Während dieser Monate soll wöchentlich ein Stück erscheinen und enthalten: 1) Das Vaterland jedes Stiers, den Nahmen seines Eigenthümers und seiner Devise. 2) Die Zahl der Pikenstöße, die jeder Stier empfangen, den Nahmen des Picador, wie oft dieser umgeworfen worden, die Zahl der auf dem Platz gebliebenen Pferde, wie auch die sterbenden, die man vollends abschlachten müssen, und der Verwundeten, welche, für ein neues Stiergefecht zu heilen, noch Hoffnung vorhanden ist. 3) wie viele Banderilla's (Wurfspieße mit Fähnlein) in den Stier gepflanzt worden; ob sie mit Raketen versehn waren oder nicht; ob es der Hunde bedurfte um den Stier zu reizen; wie viele Hunde todt geblieben oder verwundet worden. 4) Wie viele Stiche mit dem Stoßdegen der Stier erhalten — wie viele mit dem Dolche — welche Unglücksfälle sich zugetragen u. s. w. — Man versichert, daß der Infant von Spanien, Don Carlos, (aber nicht der Schillersche) als ein großer Liebhaber von Stiergefechten, bei dem Entwurf zu diesem Journale thätig gewesen. —

— Schreiben des Abée Dujardin, eines modernen Missionairs, an einen seiner Freunde, (vom 11. July 1818). „Die Gemeinde Salies zählt 8000 Einwohner, unter welchen 500 Calvinisten sich befinden. Diese Bevölkerung ist auf einen so kleinen Raum beschränkt, daß in manchen Häusern bis 50 Personen beisammen wohnen, woraus gewaltige Unordnung und Verderben entsteht. Ganz allein kam ich am 16. Mai in diese Stadt, und am 17. eröffnete ich die Mission. Die Wunder der Gnade zeigten sich bald. Zehn bis zwölf Weiber und Mädchen, die lüderlichsten der ganzen Stadt, warfen sich mir zu Füßen. Diese unvermutheten Bekehrungen machten solches Aufsehn in der Stadt, daß alsobald die Kirche die Herzuströmenden nicht mehr fassen konnte. Selbst die Protestanten kamen. Nach und nach stellten sich Männer und Weiber von 40 bis 70 und sogar von 80 Jahren ein, die noch nie zum Abendmahle gegangen waren. Das

von uns angefertigte Verzeichniß derselben, beträgt 174 Männer und 115 Weiber. Ihnen folgten eine Menge andere, welche begehrten ihre Ehe einzusegnen. Als ich Saliès verließ, zählte ich 293 Paare solcher Rehabilitirten. Die göttliche Barmherzigkeit erwieß sich auch an den Protestanten, deren wenigstens 24 bekehrt wurden."

„Mit dem Anfange der vierten Woche ließen wir zum ersten Male die Kinder communiciren, welchen 800 erwachsene Personen folgten. Denken Sie sich 115 Hausmütter, schwarz gekleidet und verschleiert, (denn sie hielten der weißen Farbe sich unwürdig) und 174 Familienväter, zum Theil alte Krieger mit grauen Haaren, Paarweis, mit Kerzen und Rosenkränzen in den Händen, bescheiden das Miserere singend. Es schien, als ob sie öffentliche Buße für allen Scandal thäten, dessen sie sich schuldig gemacht. Es war ein höchst rührendes Schauspiel, u. s. w."

Hingegen lautet ein anderes Schreiben aus Riom wie folgt: „Du würdest mein langes Stillschweigen mir gewiß verzeihen, wenn du wüßtest, in welcher Atmosphäre wir seit einiger Zeit hier leben, und wie in dieser neuen Welt alle sonst üblichen Gebräuche und Begriffe umgestürzt worden. Denke dir das Uebertriebenste und du hast immer nur ein schwaches Bild von dem Schwindel, der unserer Stadt sich bemächtigt hat, und von der Revolution, welche die Missionaire in derselben bewirkt haben. Ich selbst weiß nicht recht, ob ich nicht auch ein Heiliger geworden bin. Alle unsere Damen sind jetzt tüchtige Betschwestern, und die selige Magdalene hat nicht strenger gebüßt als unsere Koketten. Doch ich muß in der Ordnung erzählen."

„Nicht weniger als 18 Missionaire kamen in unsere Gegend, 12 nach Clermont, und sechs in unsere Stadt; unter ihnen ein vormaliger Kapellan Buonaparte's, ein Cravocat und ein vormaliger Officier mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Diese drei, deren Beredsamkeit derb ist, sollen die Männer bekehren; für die Weiber hat man jüngere, elegantere ausgesucht, die einen blühenden Vortrag haben; endlich giebt es auch Andeller (aboyeurs) für das Volk."

„Unter den sechsen, die sich hier befinden, ist Guyon ein schlauer Fuchs. Er fing damit an, daß er, im Tone eines Gebieters, den Gerichtshof, die Nationalgarden und sämmtliche Behörden der Stadt aufforderte, der Procession beizuwohnen, durch welche die Mission eröffnet werden sollte. Ebenso gebieterisch verlangte er, daß die jungen Herren und Frauenzimmer aus den ersten Familien ein Chor bilden sollten, um die geistlichen Lieder zu singen. Die Melodien dieser Lieder sind großentheils die berüchtigsten aus der Revolution, die der Marseiller Hymne u. s. w., deren infamer Text auf diese Weise gereinigt werden soll. Wir haben täglich zwei Predigten, die eine um 5 Uhr Morgens, die andere um 6 Uhr Abends, die bis 9 Uhr dauert. Anfangs ging man aus Neugierde hin; bald wurde es ein Mode-Zeitvertreib, die Kirchen waren immer voll. Es gab Leute, welche diese religiöse Wuth zu einem ganz neuen Gewerbszweige benutzten, indem sie die ganze Nacht in der Kirche blieben, und dann am Morgen ihre Plätze zunächst dem Beichtstuhle verkauften. Man hat einen Stuhl mit 12 Franken bezahlt. — — Als der Tag der allgemeinen Communion heran nahte, und die Herren Missionaire gewahr wurden, daß gewisse bedeutende Männer keine Anstalt machten sich gleichfalls einzufinden, schrieben sie Ermahnungsbriefe an dieselben, unter andern an einen Präsidenten und zwei berühmte Advocaten; allein vergebens. Der Gerichtshof hingegen berathschlagte wirklich, ob er sich in corpore in rothen Amtskleidern einfinden solle; die Majorität war jedoch dagegen, und es wurde beschlossen, Jeder solle einzeln als Privatperson hingehen. Ueber 2000 Menschen aller Classen communicirten an diesem Tage, unter ihnen drei Präsidenten und 7 Mitglieder des Gerichtshofes, der Maire, der Unterpräfect, (also nicht der Präfect) der Commandant der Nationalgarde u. s. w. Das artet in eine wahrhafte Inquisition aus. Vor einigen Tagen wurde eine sogenannte feurige Capelle veranstaltet, (chapelle ardente) wo Jeder mit seiner Kerze erschien, um die Verbrechen abzubüßen, die er während der Revolution begangen. Später gab es wieder eine andere Ceremonie zur Erneuerung des Taufgelübdes, wo man ausdrücklich versprach, keinen Ball und kein Schauspiel mehr zu besuchen. Die Missionaire lassen ein prächtiges, ganz vergoldetes Kreuz machen, welches 12000 Franken kosten, und auf dem Platze stehen wird, wo vormals der Freiheitsbaum stand. Man eifert schon um die Ehre es zu tragen. 120 Mann in vier Abtheilungen sind dazu auserlesen, und Guyon läßt sie bereits in einem großen Hofe exerciren, und commandirt dabei auf eine Weise, die leicht errathen läßt, daß er nicht immer nur Kreuzträger commandirt hat."

„Noch Eins, was nicht weniger merkwürdig ist. Du sollst wissen, daß Jedermann unerläßlich eine Abbildung seines Herzens diesem Kreuze opfern muß, und daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, welche die Herzenslieferungen übernommen. Gestern wurde von der Kanzel verkündet, daß drei Gattungen Herzen zu haben wären, große, mittlere und kleine; Jedermann könne in der Sacristey sich ein Herz aussuchen, und seinen Nahmen darauf stechen lassen, worauf man selbiges an das Kreuz nageln werde, und zwar — um doch die Decenz in allen Stücken zu beobachten, die männlichen Herzen auf einer, die weiblichen auf der andern Seite. (Es ist zu hoffen, daß mancher Gatte das verlohrne Herz seiner Gattin da wieder finden wird, und umgekehrt.) Ganze Wolken von Rosenkränzen, Reliquien und Medaillen hat es auf uns geregnet. Man sieht überall nur härne Gewänder und Geißeln. — Führwahr, mein Freund, ein Fremder der unser Departement besuchte, würde glauben es habe sich um einige Hundert Jahre verjüngt. — Ich überlasse dich deinen Betrachtungen." (Und wir überlassen unsere Leser den ihrigen.) —

Ein ähnlicher Brief wird aus Clermont mitgetheilt, und geklagt, daß die Mission Zwietracht in die Familien bringe, und Haß zwischen Freunden oder Personen, die einander zuvor gleichgültig gewesen, veranlasse; daß man auf diejenigen mit Fingern zeige, die sich nicht hinreißen lassen; daß die berüchtigsten Menschen jetzt am eifrigsten an der Mission hängen, ohne deshalb ihre Lebensart zu ändern; daß aber auch die meisten der hitzigsten Proselyten ihre Unvernunft schon bereuen, und nicht gern mehr davon reden hören, da weder sie selbst noch ihre Freunde sich den übertriebenen Entbehrungen unterwerfen mögen, die sie eidlich angelobt haben. —

Trotz dieser, jetzt in Frankreich herrschenden, ungeheuren Frömmigkeit, wurden in Paris, im August 1818, 25 Selbstmörder gezählt, unter welchen doch nur Einer aus Liebe, 7 wegen häuslicher Zwistigkeiten, 3 durch das Spiel in Verzweiflung gebracht, 4 wegen Verlustes ihrer Aemter. Und noch war der August nicht einmal ein ergiebiger Monat. Eins ins andere gerechnet, zählt man monatlich 35 bis 40 Selbstmorde in Paris. Eine ganz neue Erscheinung in Frankreich. Die Schlachtopfer mehren sich täglich, und sind häufiger als in dem mehr bevölkerten London. Der Herausgeber macht die verständige Bemerkung: daß vor der Revolution die Selbstmorde darum seltener gewesen, weil Jeder von Jugend auf seine Bestimmung gekannt habe, da hingegen jetzt ein Jeder unaufhörlich höher strebe, und, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sehe, zur Pistole greife.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 25. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 März.

Briefe an eine Dame über theologische Literatur.

Vierter Brief.

Erlauben Sie, liebe Freundin, daß ich Sie heute mit einigen kirchengeschichtlichen Gegenständen unterhalte, so wie die neueste theologische Literatur sie mir ins Gedächtniß ruft. Die theologische Facultät zu Landshut hat ein merkwürdiges Gutachten drucken lassen, betitelt: freymüthige Darstellung der Ursachen des Mangels an katholischen Geistlichen nebst den sichersten Mitteln zur Abhülfe. Der Ursachen werden sechs angeführt: Mangel an Achtung gegen die Geistlichen, Raub der Kirchengüter u. s. w. Zuletzt auch der ehelose Stand, und diese Ursache mögte leicht die erste seyn. Denn so lange die katholische Geistlichkeit, der Natur und der Bibel zum Trotz, auf dieser Barbarey beharrt; so lange sie den Ausspruch des Apostels: ein Bischoff soll eines Weibes Mann seyn, geradezu verachtet; so lange kann sie nicht begehren, Menschen für ihren Stand zu gewinnen, die der Natur und der Bibel gehorchen wollen. Die theologische Facultät zu Landshut hätte sich erinnern sollen, was schon 1563 zu Wien, in einer Berathung über die Priester-Ehen, zur Sprache kam; wie schon damals der Triersche Gesandte bemerkte: die Priester-Ehe sey nothwendig, wenn die Pfarreyen nicht leer stehen sollten; wie Bayern mit den Worten einstimmte: wenn man so continuire, so werde es zugehn zum Erbarmen; und wie endlich die kayserlichen Commissarien erklärten: wenn der Kayser alle verehelichte oder unkeusche Priester aus seinem Lande treiben wollte, so würden die Kirchen öde stehen, denn unter hunderten sey nicht Einer, der sich der Keuschheit rühmen dürfe. Dem allen ungeachtet nennen die Herren von Ingolstadt den Ehestand ein Band niederer Art; welches Gott, der den Ehestand eingesetzt, ihnen verzeihen möge.

Leider giebt es auch schon protestantische Mystiker, welche noch neuerlich den Cölibat für wünschenswerth erklärt haben. Der katholische Pfarrer Huber hingegen hat, durch kritische Anmerkungen, welche er jenem Gutachten beygefügt, sowohl die Herren Ingolstädter als diese Protestanten beschämt. Jene heißen Schneider, Zimmer, Sailer, Moll und Roider, diese heißen Kirchhof, Küster, Neumann und Zirbel. Der Himmel erleuchte sie alle, und bediene sich allenfalls dazu so frommer Augen als die Ihrigen sind. — In Stäudlins und Tzschirners Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, beweißt der Pastor Worbs; daß in Polen und Schlesien die Priester-Ehe erst in der Mitte des 13ten Jahrhunderts aufgehört hat.

Nicht einmal die Furcht, Zeitlebens an eine Xantippe geschmiedet zu werden, sollte die guten Leute abhalten sich zu vermählen, denn ein gewisser Herr Frenzel hat kürzlich in einer lateinischen Dissertation bewiesen, daß die Unauflösbarkeit der Ehe keine katholische Glaubenslehre sey; daß viele christliche Kayser, so wie die fränkischen Könige, die Ehen oft getrennt und das Wiederheyrathen erlaubt haben, ohne Widerspruch eines allgemeinen Conciliums; ja daß auch viele Kirchenväter und Synoden, vom 5ten bis zum 9ten Jahrhundert, von der Auflösbarkeit der Ehe überzeugt gewesen sind. So haben auch hier spätere Zeloten zwar auf einer Seite manchen Leichtsinn verhütet, aber auch auf der andern manches schwere Joch bis zum Grabe zu schleppen, arme Leidende verdammt.

Nicht wahr, Sie verzeihen allenfalls noch eher die christlichen Geißler-Gesellschaften, deren Geschichte kürzlich von Förstermann geliefert worden. Im 14ten Jahrhundert brachte der spanische Dominicaner und Inquisitor Vincenz Ferreri, das Geisseln recht in die Mode. Wehe dem der sich davon hätte ausschließen wollen! Aber man wußte sich zu helfen; man zog nemlich unter den Sack, in welchem man Buße that, eine Weiberschnürbrust oder ein ledernes Wamms, oder wohl gar einen blechernen Küraß, und dann schlug man tüchtig auf den Sack los. Wenn der Reisebeschreibung einer schelmischen Dame, der Gräfin Aunoy, zu trauen ist, so gab es damals in Spanien Geissel-Meister, die, gleich unsern heutigen Tanzmeistern, in der Kunst unterrichteten, sich mit Grazie zu geisseln. — In Thüringen gab es sogenannte Flegeler, im Paderbornischen Bengeler, wo-

Ausgegeben den 11. März.

bey Sie aber nicht an unsere heutigen Flegel und Bengel denken dürfen.

Des Grafen Stollberg Geschichte der Religion Jesu Christi rückt langsam fort. Der neueste Band derselben, der 14te, umfaßt nur 16 Jahre. Es ist übrigens keine prüfende, sondern eine gläubige Geschichte, und doch — was meynen Sie? — bin ich auf eine Stelle gestoßen, die ich mit dem Dichterglauben des Verfassers nicht zusammenreimen kann. Er wird mir ohne Zweifel zugestehen, daß er alles Philosophiren über die heilige Schrift und jede menschliche Auslegung derselben mit Abscheu verwirft? und dennoch hat er sich selbst eine dergleichen zu Schulden kommen lassen, indem er, bey Erwähnung der Antropomorphiten, sagt: sie hätten, aus Mißverstand der heiligen Schrift, Gott einen Leib und menschliche Gliedmaßen beigelegt. Aber so steht es doch nun einmal würklich im alten Testament. Warum soll denn von dem klaren Buchstaben abgegangen werden? etwa weil die menschliche Vernunft sich dagegen auflehnt? das wird der Herr Graf schwerlich zugeben, denn so wäre er ja selbst ein Rationalist? und doch ist es in diesem Falle nicht anders. Seine Behauptung, die heilige Schrift sey von den Antropomorphiten mißverstanden worden, gründet sich blos auf seine Vernunft. Da sieht man, wie schwer es ist, diese Feindin ganz los zu werden.

An rüstigen Kämpfern gegen dies Ungethüm fehlt es freylich nicht, aber sie ist eine Hydra, der nicht blos die Köpfe immer wieder wachsen, sondern der sogar die Köpfe bisweilen von den Rittern, die sie heruntergehauen, selbst wieder aufgesetzt werden. Da hat z. B. ein Ungenannter einen historisch kritischen Versuch zur Beleuchtung der Reformation Luthers geschrieben; der so ziemlich alles enthält, was jemals gegen den Reformator, und folglich nebenher gegen die Vernunft, gesagt worden ist. Allein bemerken Sie den drolligen Widerspruch, in den der Verfasser mit sich selbst gerathen ist. Er behauptet nemlich, Pabst Paul III. habe selbst bereits einen schönen Reformationsplan entworfen gehabt, und Luther habe es zu verantworten, daß dieser Plan nicht ausgeführt worden. Der gute Mann hat nicht daran gedacht, daß er auf diese Weise selbst das Bekenntniß ablegte, eine Reformation sey doch nöthig gewesen; denn wenn sie nicht nöthig war, warum bemühte sich Paul III. mit seinem Plane? ja es folgt daraus, daß sie noch jetzt hoch nöthig ist, da nichts seitdem geschehen, was eine Milderung der päbstlichen Grundsätze bewiese.

Es scheint beinahe, daß ein frommer Christ sich in das Labyrinth der Geschichte seines Glaubens gar nicht wagen sollte, weil er mit dem besten Willen Gefahr läuft, sich zu verirren. So möchte es z. B. dem Verfasser des Buches vom Zwecke Jesu ergangen seyn. Er nennt sich einen innigen Freund Jesu und seines heiligen Werkes, erscheint auch würklich durchgehends als ein solcher, ja als ein Muster gefühlvoller Frömmigkeit; aber — er behauptet, Lucas erkläre Jesum für einen Sohn Eli's; Maria sey mit diesem Eli vermählt gewesen, eine Ehe, die durch einen leichtsinnig gegebenen Scheidebrief getrennt worden, weshalb es heiße: Maria schwanger mit heiligem Geiste, welches so viel bedeute, als: mit vorwurfsfreyem Gewissen und bewahrter Unschuld.

Er bemüht sich ferner, das Wundervolle von Christi Sendung aus der Seelenkunde zu enträthseln, ohne alle übernatürliche Beihülfe.

Lassen Sie uns, liebe Freundin, aus diesem Irrthume die milde Lehre schöpfen, daß Jeder, der Christi Gebote erfüllet, ein würdiges Glied der Gemeinde ist, wenn auch seine Vorstellung von der Person Christi uns nicht rechtgläubig scheinen sollte.

Wir werden sogleich Gelegenheit haben, diese Lehre auf den Conrector Richter in Dessau anzuwenden, der so eben ein Buch: das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients, drucken lassen, in welchem er beweißt, daß die Hauptlehren des Christenthums ursprünglich schon in Indien und Persien ausgesprochen waren. Von Indien aus, so sagt er, gingen durch Aegypten, Persien und Griechenland die Begriffe von Dreyeinigkeit, Erbsünde, Auferstehung, Weltgericht, von guten und bösen Engeln, von einem Mittler zwischen Gott und den Menschen u. s. w. in das Christenthum über. Christus, mit den höchsten geistigen Talenten ausgerüstet, habe den, in den Geheimlehren der Mysterien aufbewahrten, Schatz benutzt, auch durch den animalischen Magnetismus (!) Wunder verrichtet. Das Letztere giebt der Herr Conrector freilich nur für eine Hypothese, allein die Wanderung aller christlichen Hauptlehren aus Indien bis zu uns, sucht er mit vieler Belesenheit und Gelehrsamkeit zu beweisen. Vielleicht kennen Sie den Mann schon aus seinen Phantasien des Alterthums von einer löblichen, und aus seinen Betrachtungen über den animalischen Magnetismus von einer unlöblichen Seite. Hier, in seinem neusten Werke, spricht er auch von dem Glauben an das Göttliche, von welchem der Urmensch in seinem somnambulistischen Zustande aufs Innigste

durchdrungen gewesen sey, denn weder Noth noch Furcht habe zuerst diesen Glauben in der Brust des Menschen geweckt. Am schwersten möchte ihm der historische Beweis fallen, daß, als Christus erschien, „die Menschheit größtentheils so weit heran gereift „gewesen, daß sie nicht länger mit Phantasien und „nutzlosen Zeremonien, sich befriedigen lassen." Wir wollen ihm den dritten Band von Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs zu lesen empfehlen, und übrigens uns nicht herausnehmen, den Stab über ihn zu brechen. —

Sie haben neulich den Wunsch geäußert, etwas Populäres über Luther zu lesen? ich empfehle Ihnen zu diesem Behuf Luthers Leben und Thaten für den Bürger und Landmann beschrieben vom Superintendenten Tischer zu Plauen. Sie sind zwar weder Bürger noch Landmann, aber ich weiß, das Büchlein wird Ihnen gnügen, so wie es schon Tausenden gegnügt hat, denn es ist so eben die fünfte Auflage davon erschienen.

Die Nordpol-Expedition.

Zweiter Brief. (Von einem Officier der Dorothea.) Es war am 27. Mai, als wir zum ersten Male Eis entdeckten, bei der seltsam gestalteten Insel Cherry, die aus lauter Felsenspitzen besteht, deren Eine durch ein Erdbeben gespalten zu seyn scheint. Diese Insel liegt, etwa 150 Meilen weit, südwestlich von Spitzbergen. Einige Tage früher spürten wir eine große Veränderung in der Temperatur der Luft. Das Thermometer fiel bis auf 32 Grad Fahrenheit; mehrere Tage stand es fast auf 18 Grad, obschon wir am Ende des Monats May waren. Schnee fiel oft und reichlich.

Wir entdeckten bald die hohen weißen Gebürge von Spitzbergen. Man kann sich schwerlich von dem Anblick dieser traurigen Wildniß einen Begriff machen. Wir schifften längs der Westseite der Insel, wurden aber bald durch Eis gehemmt, welches in allen Richtungen sich erstreckte, mit dem Lande zusammen hing und die Häfen verstopfte. Indessen erreichten wir dennoch den 80. Grad, wo ein Windstoß von der Trent uns trennte, doch waren wir so glücklich, sie am andern Morgen wieder anzutreffen. Wir fuhren in die Magdalenen-Bay, verließen sie aber bald wieder, da wir die Unmöglichkeit gewahrten, an's Land zu kommen, und in Gefahr standen, vom Eise umringt zu werden. Am Rande dieses Eises, welches eine einzige solide Masse zu bilden schien, schifften wir westlich hin.

Am 10. Juni begegneten wir mehreren Wallfischjägern, die uns alle Hoffnung raubten, die westliche Richtung verfolgend, nach Norden vorzudringen. Die Steuerleute dieser Fahrzeuge riethen uns einstimmig, uns so nahe als möglich an Spitzbergen zu halten, wenn wir unsern Zweck erreichen wollten. Wir kehrten also um und sahen uns bald ringsum durch festes Eis blockirt. Schwerlich kann man sich einen Begriff von der Wirkung machen, die dieses Eis auf den Zuschauer hervorbringt. Sie ist malerisch und großartig. Man denke sich zwei Schiffe mitten in einem unbegränzten Raume von festem Eise, welches aus Blöcken von allen Größen und allen Gestalten besteht. Die beiden Schiffe erschienen wie zwei schwarze Flecken auf einer unermeßlichen, alabasterweißen Ebene. Bei'm Schein der mitternächtlichen Sonne, deren Licht sanfter war, gewann jene Ebene ein bläuliches Ansehn, und die steilen Gebürge von Spitzbergen bildeten den Hintergrund des schauerlichen Gemähldes. Der Gedanke, daß wir wohl für immer so stecken bleiben könnten, fuhr mir bisweilen durch den Kopf, und mehrte den Eindruck, den ein solches Schauspiel auf mich machte. Zehn Tage blieben wir so unbeweglich. Nur die Strömungen brachten eine Veränderung in unserer Lage hervor, die wir blos durch unsere, gegen Spitzbergen veränderte Richtung, erkannten. Wir waren damals 8 bis 10 Meilen von Spitzbergen entfernt. Endlich öffnete sich das Eis ein wenig, und es gelang uns, ihm zu entkommen.

Nun schifften wir wieder lange Zeit am Rande hin, stets vergebens hoffend, nach Norden durchzudringen. Am 26. Juni warfen wir Anker bei Fairhaven, zwischen den Inseln Vogelsang und Clover Cliff, wo wir viele Rennthiere, und auf dem Küsteneise eine unglaubliche Menge von Wallrossen fanden. In einiger Entfernung sollte man sie für eine Heerde Kühe halten. Wir tödteten einige, deren Gewicht uns in Erstaunen setzte. Eins derselben wog 20 Centner. In der Nachbarschaft des Landes ist Alles voll von ihnen, und in den Bayen sieht man sie bei Hunderten auf dem Sande ruhen. Wer diese Thiere zum Erstenmale sieht, für den haben sie etwas Schreckliches. Wenn man sie lange durch Flintenschüsse neckt, so gerathen sie endlich in Zorn, vereinigen sich zu 30, 40 und noch mehrern, und umringen die Schaluppe, als ob sie dieselbe angreifen wollten. Sie kommen dann so nahe, daß man sie mit dem Flintenlauf berühren kann, und zischen oder bellen den Feind an. Schießt man auf sie, so tauchen sie einen Augenblick unter, kommen aber gleich wieder zum Vorschein, um den

Angriff zu erneuern. Unsere Ruder sind oft von ihnen zerbrochen worden. In der obern Kinnlade haben sie zwei starke Zähne, deren sie sich sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung, bisweilen auch als Stützpunkt bedienen, wenn sie aus dem Wasser auf das Eis steigen wollen. Sie stinken unerträglich, und wir mußten den Körper, sobald wir ihm die Haut abgezogen hatten, geschwind ins Wasser werfen.

Die Rennthiere von Spitzbergen, von deren Fleische wir einen großen Vorrath sammelten, scheinen mir nicht wesentlich von den englischen Dammhirschen verschieden zu seyn; nur werden sie weiß im Winter, und selbst einige, die wir am Ende des Juni schossen, trugen noch einen Theil ihres Winterpelzes. Wir sahen auch viele weiße Bären, tödteten aber nur Einen. Als ich am 30. Juni mit dem Capitain Buchan und dem Cassier auf der Jagd war, hatte ich das Unglück, durch die Unvorsichtigkeit des letztern, von einer Kugel getroffen zu werden, die mir die Kniescheibe zerschmetterte.

In den acht Tagen, die wir zu Fairhaven zubrachten, wurden ohngefähr 50 Rennthiere geschossen, deren mittleres Gewicht 120 Pfund betrug.

Als wir wieder unter Seegel gingen, hofften wir, daß die vorgerückte Jahreszeit uns erlauben werde, nun auch nach Norden vorzurücken; auch kamen wir bis 80 Grad 32 Minuten, indem wir bisweilen mit Gewalt durch das Eis drangen. Wir kamen aber doch nicht weiter, sondern blieben abermals im Eise völlig stecken, und zwar drei Wochen lang. Während dieser ganzen Zeit war ich nicht im Stande, an irgend einer Beobachtung Theil zu nehmen. Endlich, am 29. Juli, brachten wir es mit unsäglicher Mühe dahin, wieder flott zu werden. Wir ahnten nicht, was uns am andern Tage bevorstand. Am 30. Juli, als wir ungefähr 8 Meilen vom festen Eise entfernt waren, erhub sich ein heftiger Wind, der uns gerade darauf los trieb. In wenigen Stunden war unsere Lage schrecklich, denn wir konnten die Schiffe nicht mehr regieren, und kamen den Eisfelsen immer näher. Wir mußten uns endlich entschließen, mit den Vordertheilen der Schiffe daran zu prallen. Das war ein entsetzlicher Augenblick. Es war 9 Uhr, Niemand zweifelte an unserm Untergange, und Jedermann erwartete den Stoß in der schrecklichsten Angst. Er war furchtbar. Die ungeheuren Wellen drohten uns zu verschlingen. Das Schiff litt sehr. Aber nach einer halben Stunde war es tief genug in das Eis eingedrungen, um die Gewalt der Stöße zu mildern, und nach und nach hörten sie fast ganz auf, je weiter wir vorwärts drangen, und je mehr die uns umringenden Eisgebirge uns vor der Wuth des Sturmes schützten.

Denken Sie sich während dieser ganzen Zeit das Schreckliche meiner Lage! Ausgestreckt auf ein Schmerzenslager, kaum im Stande den Kopf aufzuheben, wußte ich nicht was vorging, und hatte Niemanden mit dem ich sprechen konnte; denn Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Jedermann wollte auf dem Verdecke selbst sehen, Niemand hatte Zeit an mich zu denken. Der erste Stoß gegen das Eis hätte mich fast aus dem Bette geworfen. Umsonst versuchte ich, mich hinaus zu schleppen und zu erfahren was uns drohe. Ich zweifelte nicht, daß wir auf eine Klippe gerathen wären. Wie froh war ich, als der Wundarzt endlich mir berichtete, wir säßen im Eise. Der Wind legte sich, aber das Schiff hatte viel Wasser gezogen, und die Pumpen konnten es nicht überwältigen. Am andern Morgen klärte sich das Wetter auf; es gelang uns frei zu werden und die Bay von Smeermberg auf der Küste von Spitzbergen zu erreichen. Unser Schiff befand sich in einem so kläglichen Zustande, daß wir gar nicht daran denken konnten, den Winter in dieser Gegend zuzubringen; wir zweifelten sogar, ob es möglich seyn werde, England zu erreichen. Indessen gelang es uns doch, es so weit wieder auszubessern, daß wir die Ueberfahrt wagen durften, und am 10. October sahen wir die englische Küste wieder.

Gesetzgebung. (Beschluß.)

Unter diesen hier nur flüchtig berührten Verhältnissen thut es doppelt wehe, daß das Zollgesetz sich für etwas besseres ausgeben will, als es ist. Denn laut und pomphaft verkündet der Eingang eine Handelsfreiheit, die doch der ganze mittlere Inhalt sammt dem Tarif erschwert, beschränkt, ja vernichtet, um ein inneres Fabrikations-Monopol auf den Trümmern des Nachbarfleißes aufzurichten. Sehen wir noch dabey auf die Handhabung des Gesetzes, so treffen wir auf eine Administrations-Straf-Macht, *) die uns an die alte Accisevorfassung erinnert, und deren gewöhnlicher Unfug in Frankreich aus des trefflichen Malesherbes Memoiren an seinen König mehr als zu bekannt ist. — Solche hohe Sätze rufen aber zu-

*) Sie kann, ohne eigentlichen Justizgang, bis zu 10 Jahr Zuchthaus strafen.

Digitized by Google

gleich, trotz aller Strenge der Strafen, bey denen kein Unterschied des dürftigen und des Wucher-suchenden Defraudanten statt findet, die Contrebande gleichsam von selbst auf, und es ist nicht abzusehen, wie viel in die Casse fließen wird, wenn auf der einen Seite der Transito und die Einfuhre vermindert, die Contrebande vermehrt wird, auf der andern aber die Verwaltung mit vielen Kosten bestritten werden muß. Es könnte daher leicht ein Fall eintreten dem ähnlich, von dem jener Perser aus Frankreich schrieb: *) „die Finanzmän-„ner erheben die Auflagen, die das Volk bezahlt; sie „geben dem Könige etwas davon."

Aber es soll einmal nichts thun, daß auf dem breiten Grunde der allgemeinen Handelsfreiheit eine partikuläre Handelsfestung aufgerichtet werde; dennoch verhält sich die Sache ganz anders, wenn sie England, oder auch das arrondirte ganz unabhängige Frankreich, und wenn sie Preußen, als Bundesmitglied, aufrichtet und wenn dieses sogar die Verschanzungen bis über den fremdherrlichen Boden hinaus erstreckt. Meines Wissens ruht der deutsche Bund nicht blos auf Völkerrechtlichen, **) sondern auch auf Staatsrechtlichen Verhältnissen. Eine solche Anfeindung des Handels und Verkehrs unter seinen Gliedern verletzt also die im Art. 19 der Bundesacte versprochene Begünstigung desselben offenbar. Einrichtungen dieser Art in Preußen, in Bayern u. s. w. müssen Deutschlands Erwartungen von einer Reformation des öffentlichen Gesammtzustandes gar sehr herabstimmen und vielmehr die völlige Spaltung zwischen Nord- und Süd-Deutschland befürchten lassen. War es doch sogar bei unserer verschrieenen Reichsverfassung in dieser und mancher andern Angelegenheit besser bestellt, wo der Landeshoheit eine billige Schranke zum gemeinen Nutz und Frommen gezogen war, für welche die neue Souverainetät in dem lockern Verbande freilich keinen Respect zu haben braucht. †) Leider! wissen wir, daß in der letzten Congreß-Sitzung zu Wien (8 Jun. 1815.) die Stelle der Bundesakte wieder ausgestrichen wurde, wodurch der Bund auf der ersten Versammlung für die Freiheit des Handels und Verkehrs zwischen den deutschen Staaten zweckmäßige Anordnungen zu treffen versprach; aber als ein gemeinschaftlicher Gegenstand ist der Handel und Verkehr doch stehen geblieben. Aber kein Congreß in der Welt kann, bei der Civilisation des Zeitalters, die Völkermoral und die Verbindlichkeiten ausstreichen, die in der vorhandenen Bundesacte liegen. Sie wird doch nicht unsern Zustand haben schlimmer machen wollen, als selbst zu den Reichszeiten, wo das Zollwesen, wie gesagt, seine verbandmäßige Grenze fand? Oder haben die Völker durch den Bund verlieren sollen, was die Regenten in der Souverainetät gewannen? Wie schön hat aber nicht der Oesterr. Bundes-Gesandte in seinem ersten Vortrage gesprochen: „der deutsche Bun-„destag kann das nicht von seinen Berathungen aus-„schließen, was nach Eröffnung desselben im Strome „der Zeit sich zu seiner Berücksichtigung eignen wird, „wie es der Augenblick, wie es die Pflicht erheischt, „in heiliger Beachtung der Grundfesten des Bundes." Was würde nun diese Grundfesten mehr erschüttern, als das Isolirungssystem auf Kosten der Mitglieder? Was aber endlich die deutschen Nachbarstaaten hiebey mit dem größten Schmerze erfüllte, das ist die Manier der Ausführung dieses Zollgesetzes. „Unser „Weheruf und Schmerz muß laut verkündigt werden, „damit ihn Preußens erhabener König vernehme und „heile, damit die Welt sehe, nicht Er habe diese „Ungerechtigkeit gewollt, oder gebilligt." *) Nein, ein Ministerial-Rescript, das die Bundesstaaten, das Ausland und Enclaven nennt, hat verordnet, „daß die dahin durchgeführten Waaren eben so, als „bleben sie im Preuß. Staate, angesehen, und der „Verbrauchssteuer unterworfen werden sollen." Und diese Verfügung über fremde Unterthanen, diese Besteuerung derselben, ist ohne alle vorgängige Anzeige an die betreffenden Regierungen geschehen. Warum stand nun dieses nicht gleich in dem Gesetz? Ist das nicht ein Zeichen, daß der edle und gerechte König solches nicht gewollt hat? Liegt hierin nicht ein directer und indirecter Zwang, um die eigene, oft mit der Localität verwachsene, Finanz-Einrichtung anderer Länder wesentlich zu stören, damit sie sich durch abhängige Verträge an Preußen anschließen, weil der Schlag doch einmal schon gefallen ist? — Doch wir lassen den Anhalter oder Deutschen, der das Pr. Ministerium bey des Königs Majestät verklagt, hier nicht weiter reden, da sein Schriftchen verbreitet genug ist, und wir seine heftige Partheysprache zu wiederholen nicht gemeinet sind.

*) Montesquieu Lettres Persannes.

**) Baiern meint es freilich anders, s. Protoc. vom 14. Nov. 1816. Beilage, und in der Allemannia nennt man den Bund blos eine Allianz.

†) S. Pütters St.-Recht, Bd. VIII. Th. 2. S. 1.

*) Worte aus der Anhaltischen Schrift.

Digitized by Google

Hören wir lieber noch an, was jener gesetzte, ansehnliche Mann mit der schwarzen Kokarde, nämlich:

der Preußische Patriot,

zu sagen haben mag. Uns dünkt, er spräche also: Als Unterthan ehre ich meines Königes Gebot, und zweifle nicht an der guten Absicht der Berather und Verfasser des neuen Zollwesens. Sie leuchtet mir sogar zum Theil aus dem Gesetz hervor, und hat wenigstens offenbare Vorzüge vor dem ältern Wirrwarr des Regie- und Accise-Instituts. Soll ich als Patriot davon sprechen, so muß ich mir erst selbst von dem Grunde meines Patriotismus Rechenschaft zu geben suchen. Auf Preußens Intelligenz und Kraft gründet sich sein Ruhm, und das hohe Ehrgefühl, die warme Anhänglichkeit seiner denkenden Bewohner. Dieser Sinn erhöhet sich, weil auch das Ausland und der deutsche Landsmann dieser Kraft und Intelligenz und dem freien Worte in Preußen seinen Beifall immer schenkte. Unser Stolz und seine Freude an uns flossen aus einer Quelle. Laufen wir die Reihe unserer Regenten von dem großen Kurfürsten an durch, so finden wir bei Jedem derselben ein rühmliches Bestreben, den Irrthum oder Mißgriff eines Vorgängers zu verbessern, und einen Geist, der durch Plan und That die Bewunderung und Neigung auch des Auslandes an sich riß. Vorzüglich glänzt dem Ausländer unser Friedrich II wenn er sich in der Baierschen Erbfolgesache als Reichsmitstand erzeigte; eben so vorzüglich mein tapfermüthiger Friedrich Wilhelm III, der Deutschland die laute Unabhängigkeit erkämpfen half, und die stille oder völlige gewiß noch erringen helfen wird. Ich hoffe also ein guter Patriot zu seyn, wenn ich ein schonend Vorwort für das deutsche Land einlege, dessen Beifall und Zuneigung Preußen weniger als je entbehren kann. Wie hat man uns in Wien gestellt, wo England und andere Mächte uns entgegen wirkten, wo selbst ein Talleyrand wohl mehr als der deutsche Gesandte galt. Der Congreß hat uns zwar größer aber ohnmächtiger gemacht, und uns, vielleicht in guter Absicht, durch schwächende Ausdehnung ganz an das Interesse des Bundes fesseln wollen. Rechnen wir die Verpflichtung jeden Bundesgliedes noch so gering an, so wird doch mein Vaterland bey seiner Lage in diesem Bunde eine Art von Gewährleistung für seine Sicherheit zu gründen haben. Darum müssen wir die alten Preußen seyn, die man einst gerne sah und lobte, an deren Triumphen und Unglück Deutschland einst so warmen Antheil nahm; wir müssen populär seyn, wir müssen den Staatenbund einem Bundesstaate näher bringen helfen. Das Zutrauen der Völker wird uns Gewinn seyn. Also um Preussens willen, darf ich den Nachbarn eine Modification des Zollgesetzes wünschen; nicht eine uneingeschränkte Freiheit, sondern eine solche, wo kein Theil dem andern geradezu zum Schaden lebt. Als Preuße muß ich ferner wünschen, daß die Erleichterung des Instituts von uns selber ausgehe, ehe denn es Gegenstand einer bündischen Discussion werde. Wie die Sachen jetzt stehen, scheint auch mein Vaterland von der Seite der Sitten und der Rechtlichkeit gar sehr in Nachtheil zu gerathen. Die Douanenlinie bildet für das In- wie für das Nachbarland einen mehrere Meilen breiten Gürtel, auf welchem Betrug und List, Meineid und Unmenschlichkeit reichliche Saaten hervortreiben dürften. Der Verstand allein, der sich blos auf Zahlen verläßt, bringt dieses freylich nicht in Rechnung, aber die Menschlichkeit verlangt die möglichste Rücksicht, und das edle Gemüth meines Königs wird auch mit dem Klugen, das Rechte, das Billige und das Bundesmäßige verbinden, und andern Separatisten mit besserm Beispiel vorleuchten. Hierinn wird alsdann mein Preußen von dem verständigen Auslande seine Popularität sicherlich wieder erobern. Es lebe mein Vaterland!

Ein neues wunderthätiges Bild.

Die historische Bibliothek theilt einen Brief aus Mirepoix in Languedoc mit, der an einen Professor der Mathematik zu Bordeaux geschrieben worden, und folgendes erzählt: „In dem Dorfe Teilles, anderthalb Stunden von hier, wurde vor zwei Jahren ein kleines achtjähriges Mädchen krank, und durch diese Krankheit völlig contract an allen Gliedern, so, daß sie weder gehen noch sich rühren konnte. In diesem Zustande blieb sie 18 Monate, wo endlich die Mutter sich entschloß, ihr Kind nach einer kleinen, nicht weit entfernten Kirche zu tragen, die der heiligen Jungfrau gewidmet, und unter dem Namen unserer lieben Frauen von Vals bekannt ist. Voll Vertrauen begab sie sich auf den Weg, von mehrern Frauen ihrer Bekanntschaft begleitet. In der Kirche ließ sie eine Messe lesen und communicirte dann sehr andächtig. Während dieser Zeit war das Kind neben ihr auf einem Stuhle, und stets unfähig sich zu rühren. Nach der Messe betete die Mutter ihren Rosenkranz ab, und hatte die Geduld, ihn auch Wort für Wort von dem Kinde nachsprechen zu lassen, worauf sie selbst in ihrem Gebete

fortfuhr, ohne vor der Hand weiter auf das Kind acht zu geben. Aber das hatte unterdessen gefühlt, daß ihm nichts mehr fehle, war vom Stuhle herunter geklettert, hinausgelaufen, und sprang munter wie ein Reh mit andern Kindern herum. Wer es sah, vergoß Freudenthränen über dieses Wunder. Und als nun vollends die Mutter, ihr Kind vermissend, unruhig aus der Kirche eilend, es plötzlich frisch und gesund erblickte — wer mahlet ihr Entzücken und ihren heißen Dank gegen die heilige Jungfrau! Alle Einwohner des Dorfes waren Zeuge dieses Wunders, und die Kapelle unserer lieben Frauen von Vals ist natürlich in großen Ruf gekommen. — Der Professor Jabaud hat am 19. November 1818 ein förmliches Zeugniß über den Empfang dieses Briefes ausgestellt, dessen Schreiber sich eben so, wie unsere Herren Magnetiseurs, auf eine Menge unbescholtener Augenzeugen beruft.

Schöne Literatur.

Die nordischen Gäste, oder der 9te Januar des Jahres 1814, ein Gedicht in 12 Gesängen von Georg von Gaal, liefert eine lebhafte, bisweilen an Vossens Luise und Göthe's Dorothea erinnernde Darstellung des häuslichen Lebens eines ehrlichen Küfers und seiner Familie in dem Dorfe Neuhausen bey Schafhausen, und wie solches durch den unvermutheten Besuch des, von Besichtigung des Rheinfalls zurückkehrenden russischen Monarchen und seiner liebenswürdigen, leider nun verstorbenen, Schwester, der Königin von Würtemberg, auf das Angenehmste unterbrochen wurde. Wir haben dieses Gedicht mit Vergnügen gelesen, können jedoch nicht umhin zu bemerken, daß es viel zu lang ist, und daß es eine weit größere Würkung hervorbringen würde, wenn eine verständige Hand es wenigstens um ein Drittheil verkürzte. Die nordischen Gäste erscheinen erst im neunten Gesange. Auch ist es für einen Leser, außer der Schweiz, sehr störend, alle Augenblicke auf Worte zu stoßen, deren man sich nur in der Gegend von Schafhausen bedient, die oft recht absichtlich angebracht zu seyn scheinen, und deren Bedeutung man erst in einem angehängten Wörterbuche aufsuchen muß.

Von der Art des Vortrags liefern wir eine Probe, indem wir eine Anecdote von einem Kosacken ausheben, der einen Franzosen zum Gefangenen gemacht hatte. —

„Auf den Feldern von Wachau, im jüngst vergangenen Weinmond,
wo die tapfern Russen beynah den feindlichen Kaiser
selbst gefangen, da war ein französischer Schütz in die Hände
eines Kosacken gefallen, und sollte in stiller Ergebung
ohne Waff' und zu Fuß, dem reitenden Sieger zur Seite
wandeln den traurigen Weg, bis hinan zum Lager der Reussen.
Was beginnen? — entlaufen? wie konnt' er es wagen? gehorchen
lehrt' ihn die Noth, drum folgt er gelassen dem bärtigen Reiter.
Als so ziehend die beyden wohl eine bedeutende Strecke
Weges vollbracht, doch immer noch weit von der Wanderung Ziele
sich entfernt sah'n, da begannen allmählig die Kräfte
des Gefangenen zu sinken, mit Müh' nur folgt' er dem Führer,
wankte und schwankte, wie taumelnd einher, ihm versagten die Beine.
Dieses sah mit Bedauerniß der Reiter: sonder Bedenken
stieg er vom Pferd und bot dem Gefang'nen Sattel und Zügel.
Ließ so fort ihn gewähren und schritt ihm geruhig zur Seite.
Leichter zogen sie jetzo des Weges, und sahen auch bald schon
näher die Heide, die weit sich ums Lager der Reussen erdehnte;
aber noch eh' sie die Gränze erreicht, verweilte die Wand'rung
plötzlich ein Bach, der rings von Gestäude und Weiden umgränzet
steglos, schlammig und breit, in tiefem Bette dahinfloß.
Beyde sollten hinüber, doch wie? das war nun die Frage: —
sprang der Franzose zuerst, so blieb der Kosacke zurücke,
und der gedoppelten Last versagte der Rücken des Pferdes.
Zweifelnd standen am Ufer die zwey, und sannen nach Rathe,
mehr der Gefang'ne zu Pferd, als der Reiter zu Fuß, denn dieser
kannte seit Jahren genau die Wunder der fränkischen Reitkunst. —
Jetzo winkt er jenen herab, und hieß ihn verweilen,
schwang sich behend in den Sattel, und sprengte der Erste hinüber
Und nun feuert er flink mit Worten und Hieben, den Gaul an,
wieder zurück zu setzen zum Dienst des verzagten Gesellen.
Leicht entschwang das gelehrige Thier sich wieder dem Ufer,
und es ermuthigte laut der Kosack mit mahnendem Zuruf
jenen, und winkte und wieß mit Wort und Geberden ihm jede
Weise des Sprungs, die Haltung der Zügel und jeglichen Vortheil.
Mühsam erfaßt' und bestieg der Franzose nun wieder das Pferdchen,
brach vom Gestäude ein Gertchen sich ab, und — tummelte rastlos
statt zum Sprunge, den Gaul in gewaltiger Eile zurücke.
Und dem folgenden Blicke des bethörten Feindes entfliehend,

drängte und trieb er mit Hieben das Thier zu verdoppelter Schnelle,
hielt an Sattel und Mähnen sich fest, und jagte ins Weite. —
Aber mit Lächeln sah der Kosacke des Flüchtlings Bemühen,
maß mit ruhigem Auge des Wegs durchwandelte Strecke,
und als längst in der Ferne der Reiter gerettet sich wähnte,
da entschallt' ein gewaltiger Pfiff dem Munde des Russen,
und als triebe ein plötzlicher Blitz die Beeilten zurücke,
sprengte, wie Pfeilesflug, dem gebietenden Rufe gehorchend,
wieder zum Bache das Pferd, und setzte, noch ehe der Flüchtling
sich versehn, mit gewaltigem Sprung ihn von Ufer zu Ufer." —

Notizen aus dem grauen Mann. (Beschluß.)

— Den braven Herzog von Richelieu, attakirt der graue Mann sehr beißend. Zuerst liefert er eine Stelle aus dem Journal de Paris, wo es heißt: „Eine lange, ehren„volle Laufbahn in fremden Ländern erwarb ihm das Ver„trauen eines großen Monarchen. Seine Rechtlichkeit machte „dieß Vertrauen allgemein. Es ist offenkundig, daß er der „stärkste Ring der Kette war, welche eine fremde Politik mit „dem Interesse Frankreichs verknüpfte." — Hier hat nun der graue Mann nicht allein die Stelle: Ehrenvolle Laufbahn in fremden Ländern, sehr groß drucken lassen, sondern dem Ganzen gleich folgende Anecdote beigefügt:

„Ein Engländer, seit langen Jahren aus seinem Vater„lande entfernt, hatte das Bürgerrecht verlohren. Er kam endlich zurück und benutzte seine Verbindungen mit dem Aus„lande, um seinem Vaterlande nützlich zu seyn. Da wollte man seine Dienste belohnen. Das ist nicht schwer, sagte ein Londoner Bürger, man darf ihm ja nur das Bürgerrecht wieder geben." — Aber auch diese beißende Verspöttelung (wir glauben das sey ein gutes Wort für persiflage) schien dem grauen Manne noch zu fein, darum hing er noch folgenden groben Artikel an: „Ein russisches „Journal meldet, daß die Tataren von Odessa Seine Maje„stät den Kaiser gebeten haben, eine Ehren-Knute votiren „zu dürfen. Das Journal sagt nicht, wem dieser glänzende „Beweis der öffentlichen Zufriedenheit zugedacht ist." (Wir glauben in der That, der edle Herzog von Richelieu passe nicht mehr zu den heutigen Franzosen. Eine Flasche guten alten Weines in ein Faß voll verdorbenen Weines gegossen, ist verlohren, und kann das Verdorbene nicht verbessern.) —

Politische Notizen.

Von Willemer zu Frankfurt ist eine Schrift erschienen: Was war der gesezgebende Körper bestimmt zu seyn? was sollte und könnte er seyn? was ist er? Wir lernen daraus, daß vormals die Bürger in Frankfurt noch etwas Besseres kannten wie reich zu seyn; (vormals — also jezt nicht mehr?) — daß man durch unnütze Reibungen der Obrigkeit das Regiment nicht erschweren solle; — daß die Anhänglichkeit an den Kayser in Deutschland, in Frankfurt und der Umgegend noch keineswegs erloschen ist, wie der Triumphzug des Kayserö auf seiner Reise nach Aachen den Rhein hinab bewiesen habe; — daß Frankfurt, an Stelle des ehemaligen Reichshofraths, einer Austrägal-Instanz bedürfe, daß aber der gesezgebende Körper dazu nicht tauge, und daß der Senat, indem er jenen dazu vorschlug, sich am Staatswohl oder an der Staats-Einsicht versündigte; — daß, ohne diese Versündigung, die Bürger nicht glauben würden, sie wären mehr als der Senat, und der Senat nicht glauben würde, er sey mehr als die Bürger; — (also ist beides in Frankfurt der Fall?) — daß der gesezgebende Körper nur dem Namen nach ist, was er sich zu seyn einbildet; — daß der Senat die Wiener Congreß-Acte falsch auslegt; — daß die ehemalige Anhänglichkeit der Bürger an ihre Obrigkeit in Mißtrauen, ihre Liebe in Unlust und Abneigung verkehrt sey, denn welcher Mensch lasse gerne mit sich spielen. — (In Frankfurt wird also mit den Menschen gespielt.) — Hierauf folgt eine gedrängte Darstellung der auffallenden Art und Weise, wie der Senat sein gegebenes Wort brechend, die Constitution, von den Bürgern ungeprüft, verliehen hat, weshalb von 1200 Steuern zahlenden Bürgern auch nur 2733 dafür, 47 dagegen gestimmt und die übrigen zu stimmen verweigert haben, indem sie die Art der Abstimmung für gezwungen und widerrechtlich hielten.

Ehemals, heißt es ferner, habe Frankfurt eine bedingte Freiheit, aber eben deshalb eine wirkliche gehabt; jezt sey man dem Worte nach unabhängiger, der That nach abhängiger als zuvor, denn Niemand schüze die Bürger, wenn ihre Rechte mit Fußen getreten würden. Man sey in die Zeiten des Faustrechts zurück versezt, man solle sich selbst helfen. Der Senat habe sich geholfen. — Einzelne im Rath beherrschten den Gesammtrath, einzelne Bürger zögen ihr Wohl dem Gesammtwohl vor, so, daß alle Einkünfte für Verwaltungskosten oder Zinszahlungen drauf giengen, für Verbesserungen, Verschönerungen, Kirchen und Schulen nichts übrig bliebe. — Der gesezgebende Körper könne mit einem Schiffe verglichen werden, in welchem die Ladung ungleich vertheilt sey, oder mit einer unglücklichen Ehe, wo man nicht wisse, wer Herr im Hause sey. Man solle lieber den Ballast, womit das Schiff beladen sey, nemlich, Hoffarth, Eigendünkel, bösen Willen, Herrsch- und Habsucht über Bord werfen. Es sey die Frage: ob ein hochedler Rath zu halten verbunden sey oder nicht, was er zu vier verschiedenmalen der Bürgerschaft versprochen und angelobt. Den Bürgern sey blos die Rolle vornehmer Figuranten im Staate zu Theil geworden. Der gesezgebende Körper sey eine leere Formalität. Aus alle dem gehe die Nothwendigkeit hervor, einen neuen Reichshofrath einzusetzen, eine Behörde außer Gemeinschaft so wie mit dem Kläger, so mit dem Beklagten. Das Ganze schließt mit der Bemerkung der Frau v. Stael: „eine unvollkommene National-Repräsen„tation ist weiter nichts, als ein Instrument mehr in der „Hand des Tyrannen." (Also wiederum ein Beispiel, wo das Alte besser war, als das Neue ist! Wir werden leider noch oft in den Fall kommen, solche Beispiele anzuführen.) —

Druckfehler:

No. 18. Seite 137 Spalte 1 Z. 38. st. wenn er 30000 Mann, l.: wenn er mehr als 30000.
— — — 138 Spalte 1 Z. 44. st. seine, l.: seiner.
— — — 139 — 2 — 22. st. Regierung, l.: Verzierung.
— — — 140 Spalte 1 Z. 31. st. in, l.: sich in.
— — — 144 — 1 Z. 24. st. Schutzzwang, l.: Schulzwang.
— — — — Spalte 1 Z. 48. st. auch, l.: ist auch.
— 19 — 142 — 1 Z. 5. st. Werke, l.: Worte
— 23 — 183 — 2 Z. 45. st. sucerainéte l.: suzeraineté.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 26. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Reisen.

Der jetzige französische Consul auf der Insel Candia, Tancoigne, vormals ein Begleiter des General Gardanne, der bekanntlich französischer Gesandter in Persien war, hat Briefe über Persien und die asiatische Türkey in 2 Bänden herausgegeben, welche wenig neues und viel langweiliges enthalten. Die Reise gieng von Constantinopel zu Lande, und die ersten 14 Briefe beschäftigen sich mit Aufzählung der Stationen. Was man vollends gar nicht hier sucht, ist die Uebersetzung eines großen Theils des persischen Gedichtes Gulistan. Doch wir wollen, statt zu kritteln, lieber ausheben, was uns interessant geschienen.

In der Stadt Khoi fand die Gesandtschaft 200 persische Soldaten auf dem Marktplatze in Parade, die russisch organisirt waren und von einem russischen Major commandirt wurden (?) — Gleich nachher erwähnt der Verfasser abermals mehrerer russischer Soldaten in persischen Diensten (?) — Nach seiner Versicherung soll der Prinz Abbas Mirza „nach dem Augenblicke seufzen, wo „es ihm vergönnt seyn wird, die, von fremden Völkern abgerissenen, persischen Provinzen zu befreyen."

In Ispahan werden Säbel gemacht, welche die berühmten Damascener Klingen noch übertreffen. Eine geschickte Faust kann leicht mit solch einem Säbel eine eiserne Stange von der Dicke eines halben Zolls durchhauen, und selbst einen ziemlich großen Ballen Baumwolle. —

Den National-Character der Perser verspricht Hr. Tancoigne unpartheyisch zu beurtheilen, und thut es folgender gestalt:

„Ich bin nicht der Meynung derjenigen, welche die Perser die Franzosen von Asien nennen. Ich finde keine Aehnlichkeit zwischen einem Volke, welches den höchsten Gipfel der Civilisation erreicht hat, ja, dessen Ueberlegenheit durch seine Verleumder nur einen neuen Glanz erhält, und eine Nation, die in den Finsternissen der Unwissenheit und des Aberglaubens versunken ist. Auf den ersten flüchtigen Blick gewinnen die Perser freilich durch ihre übermässige Höflichkeit, ihre zuvorkommenden Aufmerksamkeiten gegen Fremde, und wahr ist, daß sie sich vortheilhaft von den Türken unterscheiden; daß sie geistreich und liebenswürdig sind; daß sie jenen barbarischen Fanatismus der Türken nicht kennen; daß der Christ, der Muselmann, der Jude und der Guebre fast gleicher Rechte in Persien genießen; (?) daß kein erniedrigendes Abzeichen die verschiedenen Secten beschimpft, und daß es nicht ohne Beyspiel ist, einen Christen zu Ehrenstellen gelangen und mit dem Titel Chan und Mirza geschmückt zu sehen; aber — unter einer glatten, verführerischen Außenseite verbergen die Perser ihren Mangel an Offenheit und Rechtlichkeit. Sie sind Spitzbuben, Heuchler, Prahler und Lügner, und in alle dem sehe ich nichts französisches." (Was die letzten beiden Eigenschaften betrifft, so sind sie doch wohl nicht ganz antifranzösisch.) — „Das Lügen scheint einen Haupttheil ihrer Erziehung auszumachen. Sowohl in den ernstesten Geschäften als im gemeinen Leben scheinen sie die Wahrheit zu verabscheuen. Der Fremdling, wenn er nicht verachtet seyn will, muß immer bestimmt zeigen, daß er ihnen nicht traut, ja einen Ton der Ueberlegenheit gegen sie annehmen; das ist das einzige Mittel ihnen zu imponiren. Von Natur sind sie kriechend gegen alle diejenigen, von welchen sie einen Vortheil zu ziehen hoffen. Religiöse Heucheley, Habsucht und Geiz gehören auch zu ihren Characterzügen. In einigen Provinzen sind sie feige, faul und unkriegerisch. Nie habe ich Menschen gesehen, die gleichgültiger gegen Beschimpfungen und unempfindlicher gegen Prügel wären. Man prügle sie halb todt, sie werden es kaum zu fühlen scheinen. Sie boxen sich untereinander wie die Engländer, suchen sich den Bart auszureißen, und der Ueberwundene geht heulend davon." — Trotz dieser häßlichen Schilderung meynt der Verfasser doch, daß, wenn sie nur nicht so weit von Europa entfernt wären, sie für eine schnelle Civilisation empfänglich seyn würden.

Im zweiten Bande beschreibt Tancoigne die verschiedenen Spiele, durch welche man den Schach und die Gesandtschaft zu belustigen suchte. „Einige liefen auf Stelzen, die höher als zwanzig Fuß waren. (!) Andere machten Balancir-Künste, schwenkten sich auf dem Schlappseile, oder trugen eine Säule von Töpfen auf dem Kopfe, die sich in einem Blu-

Ausgegeben den 18. März.

mentopf endigte. Gereizte Widder mußten miteinander kämpfen. Zwei junge Kinder tanzten auf dem Seile mit einer Geschicklichkeit, welche unsere Seiltänzer noch lange nicht erreicht haben. Das Seil war von Pferdehaaren gemacht, und folglich härter und weniger geschmeidig als ein gewöhnliches Seil. Es war auf zwei Böcke von mehr als 40 Fuß Höhe gespannt und stieg aufwärts bis zu dem Gipfel von des Schachs Kiosk. Der Eine der Knaben, höchstens 10 Jahr alt, gelangte bis zu einer Höhe von mehr als 80 Fuß und stieg auch wieder herunter. Wir bemerkten mit Vergnügen, daß mehrere Menschen mit einer ausgebreiteten Decke sorgsam jede seiner Bewegungen mit den Augen verfolgten, und bereit waren ihn aufzufangen, wenn er einen Fehltritt thun sollte. Kaum hätten wir die Perser einer solchen Aufmerksamkeit fähig gehalten, besonders in Gegenwart des Schachs. Man nennt diese Seiltänzer Dschianbaß, das heißt: Einen der um seine Seele spielt. Sie liegen unter einer Art von Bannfluch, wie vormals unsere Comödianten. — Dann kamen gewaltig große Elephanten, deren Körper bunt bemahlt, deren Rüssel, Zähne und Schweif vergoldet waren. Ein Kind regierte sie, und, wenn es ihnen befohlen wurde, kauerten sie sich nieder gleich Kameelen, begrüßten den Schach mit ihrem Rüssel, gaben Töne von sich, schüttelten die Ohren, und erhoben sich endlich sogar auf den Hinterfüßen. Eine Gruppe von Springern schwang sich mit Leichtigkeit auf den größten Elephanten des Schachs, und unser junger Seiltänzer ließ uns noch einmal für sein Leben zittern, indem er von dem Rücken des ungeheuern Thiers sich rücklings überschlug. — Zuletzt erschienen Ringer und nackte, mit Keulen bewaffnete Männer, die den Wilden glichen. Sie schlugen ihre Keulen aneinander, thaten sich aber nichts zu Leide, so wenig als die Ringer, deren Kampf sehr widrig anzuschauen war. Der Sieger, der seinen Gegner auf den Rücken legte, trat unter den Kiosk, und der Schach warf ihm ein Stück Geld zu." —

Der Verfasser meynt, die vielen Brunnen, welche die Frömmigkeit der Türken auf den Landstraßen zum Behuf durstiger Wanderer gräbt, hätten, außer andern mannigfaltigen Vortheilen, auch wohl noch den, daß sie die Hundswuth verhüteten, eine Geißel, die man in der ganzen Türkey nicht kenne. (Hierin möchte er wohl irren. Die Hundswuth entsteht höchst wahrscheinlich aus dem unbefriedigten Geschlechtstriebe. Da nun bekanntlich in der Türkey eine zahllose Menge von herrenlosen Hunden sich herum treibt, so kann es wohl nie einem Hunde an Gelegenheit fehlen, diesen Trieb zu befriedigen, und darum giebt es keine tollen Hunde in der Türkey.) —

Von den Armenianern zu Constantinopel sagt der Verfasser: „Sie sind Baumeister, Banquiers, Goldschmiedte, u. s. w., sind geduldig und friedlich, sehr industriös und unerschrockene Speculanten. Das Geld lieben sie über Alles. Sie reden auch von nichts anderem, als von den Mitteln, Geld zu gewinnen. Ihre von Natur sehr ernsten Gesichter strahlen vor Freude, wenn sie einen Para erblicken, und sie sind so daran gewöhnt, diese kleine Münze zu zählen, daß der Daumen und Zeigefinger ihrer rechten Hand krumm davon geworden sind. Das mag unglaublich scheinen, aber es ist wahr." (?)

Ein Erbeamter der französischen Militair-Hospitäler hat einen Bericht von einer, neuerlich in die Provinzen von Laplata gemachten Reise herausgegeben, nebst einer Beschreibung von Buenos Ayres, dessen Regierungsform, dessen Unabhängigkeit der Truppen von Artigas, die der portugiesischen Armee von Montevideo entgegen gestellt sind, u. s. w. Alles hier Angeführte steht auf dem Titel, das ganze Büchlein ist aber nur 61 Seiten stark. Der Verfasser wollte sein Glück in Buenos-Ayres machen, fand sich in dieser Hoffnung getäuscht und schimpft nun gewaltig auf die dortige Regierung, die sich eben so wenig um Männer, die ihr zu dienen gekommen, bekümmere, als ob es Reisende wären, die in Paris von der Diligence abstiegen; ja, der Herr Staatsdirector soll sogar gesagt haben: „wir brauchen keine Fremden; wir können auch ohne sie den Krieg gegen die ganze Welt aushalten."

Uebrigens schildert der Verfasser Buenos Ayres als das jämmerlichste Land, wo man fast nichts als Rindfleisch speist; wo es wenig und schlechte Früchte, ausgeartetes Gemüse und Kartoffeln giebt, die bitter und nur so groß als eine Nuß sind. In großer Entfernung von der Stadt kann man die Ochsen noch immer zu zwei Piaster das Stück, Pferde und Maulesel zu einem Piaster kaufen. Das Land ist so sparsam bevölkert, daß man einen Menschen, der 100 Meilen weit wohnt, Herr Nachbar nennt. Der Reisende findet keinen Baum, der ihm Schatten, keinen Hügel, der ihm eine freundliche Aussicht gewährte. Vermuthlich hat üble Laune dem Verfasser den Pinsel geführt.

Die ganze Kriegsmacht besteht aus 7000 Mann, die in zwei sogenannte Armeen getheilt sind.

Die folgende Stelle soll den Glücksjägern zur Warnung dienen: „Wenn man sich in einem so „vollkommen elenden Zustande befindet, so sollte man

„nicht durch trügerische Berichte und allerley Schleich-
„wege noch andere Unglückliche anzulocken suchen, um
„sie nur noch unglücklicher zu machen. Wenn ein
„Land durch seinen bloßen Anblick so abstoßend ist,
„wenn man durchaus keine Annehmlichkeit, keine Ge-
„mächlichkeit des Lebens da findet, so sollte man es
„nicht als eines der schönsten Länder der Welt aus-
„schreyen, — wenigstens sollten Sr. Excellenz der
„Herr Staatsverwalter die Officiere, die sich blind-
„lings dem Dienste dieses Landes widmen wollen,
„mit mehr Achtung empfangen."

Die folgende Erzählung verbürgt der Verfasser. (Wir verbürgen sie nicht.) „Vier Tyger hatten sich einst bei Tagesanbruch bis in die Straßen von Montevideo gewagt. Zwei derselben befanden sich in der Nähe von Buden, und, als diese geöffnet wurden, verfügten sie sich hinein. Die Eine war eine pulperia, (eine Art von Schenke) in welcher der Tyger ganz gelassen sich auf das Comptoir setzte, während der Aufwärter die Gläser in einem Hinterzimmer ausspülte. Man kann sich sein Schrecken denken, als er bei seiner Zurückkunft den fatalen Gast erblickte. Schnell schlug er die kaum geöffnete Thüre wieder zu und eilte zu einer nahen Wachtstube, wo er einige europäische Soldaten hohlte. Diese fanden den Tyger noch auf derselben Stelle, er rührte sich auch nicht einmal beim Anblick seiner Feinde. Der Kühnste der Soldaten, der die Kraft seines Gegners noch nicht kannte, trat vor und rief: „Wie könnt ihr euch vor einem solchen Beest fürchten? ich will wohl mit ihm fertig werden." Mit diesen Worten stieß er mit dem Bajonette nach dem Tyger. Allein dieser ergriff das Bajonett mit der Tatze und bog es zusammen, als ob es von Bley gewesen wäre, doch immer, ohne vom Platze zu weichen. Man mußte ihn erschießen."

„Der zweite Tyger war zu einem Barbier gerathen, der nicht lange verheirathet war. Die junge Frau erblickte ihn zuerst, hielt ihn für einen großen Hund, und rief ihren Mann, um ihn wegzujagen. Der Mann kam; allein sobald er das Thier erblickte, schlug er, ohne an seine Frau zu denken, die Thür wieder zu, und schrie aus Leibeskräften: Tyger! Tyger! Die erschrockene Frau stürzte in ein kleines Nebenzimmer, wo ihr säugendes Kind lag, und wollte es mit ihrem Körper bedecken. Ihr folgte der Tyger und sie schrie gräßlich. Diesen Augenblick benutzte der Mann, um zu entspringen und Hülfe zu suchen. Indessen warf der Tyger die Frau nieder, doch ohne alle Wuth, und ohne ihr ein Leides zuzufügen; er hielt sie blos mit seiner Tatze auf dem Boden fest. Zehnmal versuchte sie sich aufzurichten und los zu machen, aber eben so oft drückte der Tyger sie zurück, ohne daß sie andere Wunden empfieng, als die sie sich selbst dadurch machte, daß sie von den Klauen sich befreyen wollte. Dieser Kampf währte sehr lange, denn es waren so früh noch wenig Menschen aufgestanden. Der Tyger sah indessen auch das Kind, berührte es sogar, that ihm aber nichts. Endlich kamen Leute, und ein beherzter, aber unbewaffneter Mann, wollte, da er die Frau in so großer Gefahr sah, sie den Klauen des Tygers entreißen. Allein der wandte sich und mit einem einzigen Schlage seiner Tatze schund er ihm das ganze Gesicht, indessen er mit der andern Tatze seine Gefangene immer noch fest hielt. Das kleine Schlafzimmer war von der Bude nur durch einen Verschlag getrennt, der nicht bis an die Decke reichte. Hinter diesem Verschlage stieg man nun auf Tische und zielte mit der Flinte nach dem Ungeheuer. Die arme Frau verdoppelte ihr Geschrei, als sie sich in Gefahr sah, von ihren Rettern erschossen zu werden. Aber es war doch nichts anderes zu thun; ein glücklicher Schuß streckte den Tyger auf seine Beute. Der arme Mann, der zuerst gewagt hatte, ihn anzugreifen, starb drei Tage nachher. Die junge Frau, die ich selbst auf dem Schauplatze dieser Begebenheit kennen lernen, hatte 32 Wunden, doch keine gefährlich; sie fuhr sogar fort ihr Kind selbst zu stillen. Die übrigen beiden Tyger wurden in den Straßen getödtet, ohne daß sie Schaden angerichtet hatten."

„Man hatte einige Tage zuvor Ebenen von Schilf nahe bei der Stadt abgebrannt, in welchen die Tyger zu hausen pflegen, und man hatte bei dieser Gelegenheit kleine lebendige Tyger erhascht. Vielleicht waren es also Mütter, die ihre Kinder suchten. Indessen wogte seit dieser Zeit sich Niemand in Montevideo Abends spät oder Morgens früh auf die Straßen. Die beiden Buden heißen seitdem: Tyger-Schenke und Tyger-Barbierbude."

Satyre.

Nicht satyrischer Kornfusel oder Kartoffelbranntewein à la Friedrich, sondern Kirschgeist, den Jonathan Kurzrock im vierten Theile von Welt und Zeit uns kredenzt. Er beginnt mit einer Sammlung neuer deutscher Heldengedichte aus der romantischen Urflegelwelt, von einer Gesellschaft hungriger Poeten. „Es giebt Leute," sagt er, „die den Homer für den größten Dichter der Welt ansehen. Ich selbst bin weit entfernt, ihm alles Verdienst abzusprechen, aber in meinen Augen ist Homer, an Kraft und Derbheit, ein armer Tropf ge-

gen den Verfasser des Niebelungenliedes. Was sind denn auch alle dessen zarte und mattherzige Liebesscenen gegen König Günthers Hochzeit-Nacht, wo der Bräutigam von der kräftigen Braut, wie eine Handquäle an der Wand aufgehängt wird, und der Braut selbst von einem Dritten alle Knochen am Leibe zerbrochen werden müssen, ehe der neue Eheherr glücklich seyn kann? Und was sind alle griechische Helden gegen Hagenen von Troneck, der kalten Bluts beim Mittagsessen den Kopf des schwächlichen Kindes abhaut, und ihn der Mutter auf den Teller wirft, und ist nicht selbst Achilles nur ein Pfuscher im Würgen gegen diesen Hagene, der gleichsam im Hunnenblute schwimmt? — Diese Poesie unserer Vorfahren müssen wir wieder hervor rufen, und dem gegenwärtigen erbärmlichen ästhetischen Gezwitscher ein Ende machen. Das Derbe und Tüchtige ist auch immer das Schöne. Die Kultur macht keine großen Sprünge vor- oder rückwärts, sondern steigt immer die Leiter langsam auf und nieder, wenn sie nicht mit Gewalt zerstört wird. Die Mutter des Mittelalters, das Urflegelthum, muß also erstlich wieder erscheinen und seine Aussteuer geben, ehe wir uns mit der Tochter vermählen können."

Hierauf wird der Inhalt eines Heldengedichtes in 24 Gesängen, die Micheliade, vom Schulmeister Lorenz Sauerwein, zu Hatzeport an der Mosel, geliefert. Dann besingt „der talentvolle Jagdjunker, Baron Jonathan von Jammerblick aus Nimmersatt, den Ursprung der legitimen Könige und Fürsten und die Geburt der Minister; der Magister Sebastian Striegel zu Grünmoosbach im Spessart erfreuet das Publikum durch ein komisches Heldengedicht in 12 Gesängen; betitelt: die Staatsbaukunst der Spießbürger und die Republick der Knechte in punctirter Manier, und endlich mahlt Hr. Professor Kleinwitz in Leipzig die Leiden und Freuden der Mystiker alter und neuer Zeit, oder die empfindsame Reise des bileamschen Esels in sentimentalen Knittelversen." — Proben aus der Micheliade:

— „Der Ostsee Küstenvolk mit Schnaps- und Heringsnasen,
das, von Kamaschen-Stolz gar mächtig aufgeblasen,
in langer Beine Schritt durch große Ebnen zieht,
und dessen spitzen Mund die fette Auster flieht,
das mit dem Wespenleib und ausgestopfter Brust
in Riemenschmachterei ist seiner Mädchen Lust." —

„Wo die Caschuben Junker im Stalle nie verwelken,
und derbe Fräulein selbst die fetten Kühe melken." —

„Auch Hollands Wel myn Heer, die, mäßig gleich den Fischen,
den Coffee wohl verdünnt den Freunden aufzutischen
und Blumen-Zucht verstehn, die fette Kälber mästen,
in langer Weile sind die Geißel ihren Gästen,
wo grüne Frösche keck die Nachtigallen spielen,
und in dem Tabacksdampf Perücken sich abkühlen.
Der Heideschnocken Herrn, die Bürgerstand entehrt,
und Braunschweigs feiste Lörk mit Bier und Wurst genährt." —

„Der Diemel rauhen Grund, wo Niemand Geld erwirbt,
und von der Zwetsche Wurf der stärkste Lümmel stirbt.
Des bittern Hessen Zopf mit seinem langen Bande,
des Märkers schwerer Fuß, entwischt dem dürren Sande,
wo sein beschweißter Arm die kleine Rübe baut,
und die Familie stets an der Kartoffel kaut.
Des Schlesiers träger Bauch, stark im Kalhaunenschlucken,
der, unbekümmert des, was die Gelehrten drucken,
den Pflug und Weberschiff auf seinem Boden treibt,
und dabei überall sehr wohlbehalten bleibt.
Der Krampf von Höflichkeit, mit dem sich Sachsen bücken,
Soll immer Maasstab seyn für deinen steifen Rücken." —

„Des Bayern starke Brust, die Bier und Klöße mästen,
Erspäht man ohne Müh auch unter rothen Westen.
Und wenn gleich Niemand mehr jetzt dessen Herkunft kennt,
so hört ers doch nicht gern, daß man ihn Deutschen nennt.
Was in dem Lande selbst den feinen Ton beweist,
ist, daß aus Liebe dich der Schatz: du Sauschwanz! heißt." —

„Das fromme Schwabenland will ich dir auch noch zeigen,
wo immerhin gleich hängt der Himmel voller Geigen.
Ein langsam fleißig Volk, das sich in Secten quält,
und seines Glaubens Ziel breitmäulig dir erzählt.
Der Schweizer feilen Leib, kannst du auch schwerlich ehren,
doch für Tyroler Muth will ich dir selbsten schwören." —

„So wird im schönen Land, wo hoher Waizen steht,
der große Nassauer, der fette Wiesen mäht,
sich schwerlich für dein Wohl den Kopf sehr stark zerbrechen,
und man in Darmstadt selbst viel lieber Spargel stechen." —

Hierauf folgen Reisebeschreibungen, und zwar erstens: des Chirurgen Eleonor Hypolith Subiac aus Cognac in Gascogne, höchst merkwürdige Reise in die Sonne, mehrere Planeten und den Mond.

„In den größten Mondstheilen ist man seit drei Jahren noch nicht mit der Bestimmung dessen fertig, was allenfalls geschehen könnte, aber niemals geschehen wird. Den Völkern wird dort, wie Kindern, der Versprechungen und Hoffnungen Saugklappen in den Mund gesteckt, und wenn sie zu schreien anfangen, mehr oder weniger durch auf Schrauben gestellte Erklärungen angefeuchtet. An dieser Nahrung kauen sie ruhig fort und die Regierungen gehen ebenfalls ihren Gang. Auch braucht man eine Art verkleideter Fastnachts-Landstände, die, wenn es anfängt am politischen Himmel trübe zu werden, wie die Männchen auf den Wettergläsern, augenblick-

lich zum Vorschein kommen, aber bald wiederum verschwinden, oder auch wie Drathpuppen langweilige Komödien spielen, die sich immer mit ungeheuren Bücklingen gegen die Regenten und Minister endigen. Noch sahen wir im Monde eine Gattung Gelehrte, welche anfangs sehr stark gegen die Regierungen schreien, aber nachdem sie mit dem Pensionsmesser castrirt worden, alles, was die Herrscher thun, vortrefflich finden. Man nennt sie, nach ihrer verschiedenen Kraft und Größe, Staats-Wallachen oder Staats-Kapaunen, und die Letzteren verlieren gewöhnlich am Ende ganz die Stimme."

Die zweite Reise, und zwar nach dem Nord-Pole, ist die des Bärenführers Nepomuk Tollpatsch aus Münster in Westphalen. — Die dritte: eine Reise nach Aachen vor dem Congresse, von dem Gutsbesitzer Theodor Wurmsamen. Diese hebt folgendergestalt an:

„Das Reisen ist jetzt an der Tagesordnung. Seit Aurelian und Napoleon im Kriege die Meilen zu tausenden zurücklegten, ist uns auch im Frieden dieser Geschmack geblieben, scheint die ganze europäische Menschheit gleichsam in das Treiben gerathen zu seyn, und vom Throne an bis zu den Studenten und Educationsräthen mit ihrer hoffnungsvollen Jugend, reist Alles was vornehm seyn will, Pässe einlösen, Post- und Chaussee-Gelder bezahlen kann." —

„Ich war entschlossen mehrere Tage in Frankfurt zu verweilen. Das Geräusch dieser Stadt contrastirte sehr mit meiner gewohnten Einsamkeit, doch machte es mir viel Vergnügen, die Menschen, wie Ameisen ihre Eier, das Geld in Säcken, hin- und herschleppen zu sehen, und ich ging aus Neugierde auf die Börse. — Die gespannten Gesichter der Papier-Speculanten, der Makler Thätigkeit und die wichtige Miene, mit welcher manche Handelsleute herumgingen, war für mich ein ganz neues Schauspiel. Der eine Makler versicherte: London sey heute sehr angenehm, Amsterdam, schlapp, aber Paris werde mit Laterner gesucht; ein anderer: der Caffee sey flau, die Zucker überführt, und die Indigo lägen auf der Straße. Die Papierhändler täuschten einander durch bestellte Estafetten aus Wien und Amsterdam, und jeder suchte seinen Handelsfreund zu überlisten. Der eine hob die neuen Metalliquen (wie man sie nannte) in Himmel; der andere sagte: sie müßten bald einen großen Purzelbaum machen, je nachdem sie dabey interessirt waren. Dieser ewige Kampf und Krampf der Habsucht gewährte für den ruhigen Beobachter wirklich den lächerlichsten Anblick, und es kam mir wirklich vor, als sähe ich eine Menge in einem Topfe eingesperrte Mäuse, welche sich einander aufzuzehren bestimmt und entschlossen waren. — Als Bundesstadt ist diese ehemalige Krönungsstadt gegenwärtig ein wahrer politischer Kirchhof, wo die tödtende Langeweile nur durch den Genuß der Tafel verscheucht wird. In der Entfernung vom diplomatischen Zauberkreise leibt fast ein jeder den Cabinettengroße Projecte; wer aber diesen Kreis in der Nähe gesehen, weiß auch, daß das Meiste darinnen leerer Dunst ist, daß sich die von Leichtsinn und Genuß geleiteten Höfe gewöhnlich nur mit den unbedeutendsten Dingen beschäftigen, und in den meisten Fällen Eigennutz, Familien-Rücksichten, persönlicher Haß oder Liebe der Machthaber entscheidender wirken, als die Fürsorge für das allgemeine Beste." —

Der Reisende fuhr mit der Wasser-Diligence nach Coblenz. „Die Unterhaltung zweier neben mir sitzender bejahrten Altpreußen, wovon der eine als Hauptmann bei der Landwehr und der andere im Civilfache zu Cöln angestellt war, fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. „Nein, Herr Bruder, bei Ehre „und Dienstpflicht, sprach der Hauptmann: diese „Menschen, es ist die Möglichkeit, man kann sie „nicht belehren, nicht bändigen! Das ist ein ewi„ges Geschnacke von großen Formen und Liberalität, „daß einem die Ohren wehe thun. Das Franzosen„grob hat mank alle Subordination, allen Respect „reine aufgehoben. Gott verdamme mir, ich ärgere „mir noch zu Tode über das ewige raisoniren. Haut „man einen auf die Jacke, so ist der Teufel los, und „schreit alles Zeter und Mord; flucht man sie ein „Schock Donnerwetter oder auch nur Mohrenschwe„renothe auf den Kopf, so lachen die Bengels laut „auf und spotten des Kamaschendienstes, wie sie es „nennen! Ich wes ost, Gott strafe mir, keinen Rath „und habe es och dem Herrn Obersten schon geklagt, „der, unter uns gesagt, en bischen zu jung ist und „och manchmal gerne fünf grade seyn läßt. Die „Latten sind, Gott sey Lob und Dank! noch das „einzige, was sie fürchten. Wenn aber der Anarchie „nicht bald ein Ende gemacht wird, so geht der „Staat offenbar zu Grunde." — „Mich geht es och „nicht besser, sagte der Civilist. Von Feder und „Dinte wollen die Menschen gar nichts hören und „das Papier ist ihnen ein wahrer Gräuel. Alles soll „mit der Zunge ausgefochten werden! Wie kann das „gehen. Ich habe mich aber eine Raison gemacht „und bekümmere mir um nichts mehr, was nicht „grade zu befohlen wird. Wäre das Leben hier sonst „nicht gut; so hätte mir längstens die Galle wieder

Digitized by Google

„nach Pasewalk zurückgetrieben, aber so mag es gehen wie es will." —

(Beschluß folgt.)

Eine napoleonische Feyerlichkeit.

Der dritte Band der kriegsgeschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Monographieen, (ein durch sich selbst empfehlendes Werk) enthält unter andern einen Umriß des Befreyungskrieges der spanischen Provinz Catalonien, der sehr anziehend ist, und aus welchem wir nur ein kleines Bruchstück mittheilen wollen. „In Barcelona bereitete sich unterdessen eine Feierlichkeit vor, die gerade jetzt in einem übel gewählten Zeitpunkte statt fand. Napoleon hatte, um sich Spaniens zu versichern, den Entschluß gefaßt, Catalonien mit Frankreich zu vereinigen. Mehrere Proclamationen hatten schon darauf hingedeutet; eine von Napoleon selbst unterzeichnete stellte den Cataloniern die Vortheile und das Glück vor, welches ihrer erwarte, erinnerte an Carl den Großen und andere Zeiten ihrer Vereinigung mit Frankreich und forderte sie auf, nun keinen Antheil mehr an den unglückseeligen Verirrungen zu nehmen, in denen Spanien sich verderbe, da ihnen diese Sache jetzt eine fremde sey. Die Proclamation schloß mit dem Ausruf: „Venez! venez chers Catalans, que je vous embrasse dans mes bras paternels." — Der Sonntag am 7ten April 1810 war dazu bestimmt, die Vereinigung Cataloniens mit Frankreich feierlich zu begehen, und die neuen Behörden schwören zu lassen. Der Kanonendonner von allen Werken kündigte am Morgen das Fest an; die ganze Garnison, die Generalität und die sämmtlichen Civilbehörden versammelten sich auf dem Platz am Pallast des Generalcapitains, von da gieng der feierliche Zug neben der Muralla del Mar, längs der großen schönen Promenade der Rambla hin, nach der Kathedrale. Die Geistlichkeit und die alten spanischen Behörden, die schon dem König Joseph Napoleon geschworen hatten, leisteten nun dem Kaiser Napoleon und Frankreich den Eid; auch Präfecten und Unterpräfecten, meist Franzosen, schwuren für ihre Departements, in denen größtentheils kein Franzose mehr stand. Anschlagzettel an den Straßenecken machten die Eintheilung des Landes, und die Ernennung der Beamten bekannt. Am Abend waren die Häuser der Generalität, und der den Schwur geleisteten Behörden, so wie die Börse, erleuchtet; an letzterer war Merkur mit dem Frieden Hand in Hand dargestellt. Die Inschrift: Mercurio y la paz, (Merkur und der Friede) lasen die Barcelonesen laut und wiederholt: Mercurio y el rapaz! (Merkur und der Räuber) Der Zulauf der Barcelonesen, um den Zug oder die große feierliche militärische Messe nach der Eidesleistung mit anzusehen, war verhältnißmäßig sehr gering. Die Begleiter des Zuges mußten mit Gewalt durch Gensd'armes zurück gehalten werden, um den auf einem Schimmel reitenden, auf das Aeußerste herausgeputzten Marschall Augereau nicht allgemein und laut mit dem Ruf: el tambor mayore, el tambor mayore! zu verfolgen, der nur einzeln wiederholt aus dem Gedränge erscholl. Dieser Ruf hatte seinen Doppelsinn: Augereau war wirklich früher Tambourmajor bei einem Schweitzerregiment in spanischen Diensten gewesen, und hatte einige Zeit als solcher zu Barcellona in Garnison gestanden." — Vier Tage nach dieser Comödie mußte er schon wieder abmarschieren.

Politische Notizen.

In den freimüthigen literarischen Blättern des Hrn. v. Cölln No. 6 steht: „Das Geschrei eines Häufleins überspannter Geister, welche die Staaten in ihrem „Hirnkasten erbauen, wo dafür Platz ist. Ihr Geschrei vernimmt das Volk gar nicht, und der Weise verachtet es. „Werden diese Schreier nur nicht von den deutschen Regierungen in hohen Staatsämtern angestellt, die da meinen, sie „seyen etwas, wo sie Einfluß haben; sondern etwa in einer „Canzeley, um sich im Sitzen und Schreiben zu üben; werden „ständische Verfassungen nur auf Volks-Interessen und nicht „auf Schriftsteller-Ideen begründet, einer allmächtigen schreienden Staatsdienerschaft gegenüber, um diese zum Denken „und Handeln zu zwingen, und mehr im Lande umzuschauen wie im Bureau, dann werden wir keine Revolution „haben."

Und No. 5 wird von der sogenannten Burschenschaft mit Recht gesagt: „die Zukunft, welche sie im Herzen trägt, „wollen wir ihr lassen, aber die Gegenwart gehört denen an, „die ausstudiert haben."

Im Januarstück der Zeiten erklärt Hr. Voß (oder einer seiner Mitarbeiter), er ehre das Vorurtheil, nach welchem man, z. B. in Thüringen, vor jedem Schriftsteller eine besondere Hochachtung hege — (davon wissen die Thüringer kein Wort) — wenn das gewöhnliche Censurgesetz, daß nichts gegen Religion, Staat und gute Sitten gedruckt werden solle, streng gehandhabt werde, so dürfe gar nichts Geistreiches erscheinen; (!) denn jeder geistreiche Schriftsteller werde eingestehn müssen, daß, wenn er etwas geschrieben habe, worin für ihn ein belohnendes Bewußtseyn liege, solches gegen Kirche und Staat — nehmlich gegen deren Mißbräuche — gerichtet sey. (Der Verfasser scheint bei dieser Behauptung blos sich selbst im Auge gehabt zu haben, vermuthlich weil er ein belohnendes Bewußtseyn in sich fühlte, welches wir ihm nicht verkünmern wollen.)

Unter den Nahmen, welche er mit Verehrung ausspricht: Luther, Lessing, Kant, Klopstock, Herder, Göthe, Schiller, findet sich auch ein Carl Schmidt, den wir nicht die Ehre haben zu kennen, der wohl ein verdienst-

voller Mann seyn mag, dessen Nahme jedoch wahrlich noch nicht neben jene Nahmen gestellt werden durfte. Der Verfasser hat aber diesen Carl Schmidt, der einen Zitterstoff geschrieben haben soll, dermaaßen in Protection genommen, daß er ihn, sammt Tiedge, dem Staate empfiehlt, um beide nicht nur zu ehren, sondern auch zu nähren. Wer weiß ob Göthe's Nahme unter den Verehrten des Verfassers stehen bleiben würde, wenn er wüßte, wie dieser erfahrne Mann sich über die Preßfreiheit ausgesprochen hat. —

In der Königswürde findet der Verfasser etwas dichterisches (?). — Wenn der Erbadel fortbestehen wolle, müsse er nicht blos die Geldreichen, sondern auch die Geistreichen unter sich aufnehmen. (Es fragt sich noch ob die Geistreichen das wollen?) — Alle gelehrte Stellen und Würden sollen zugleich geistliche, kirchliche Stellen und Würden seyn. (!) Eine deutsche Kirche müsse wieder hergestellt werden. (Also haben wir jetzt keine deutsche Kirche?) Auch Fürstenkinder sollen in den geistlichen Stand treten. (Das ist nichts Neues.) —

Wo eine Judenseele gebohren werde, müsse ein deutsches Kind ungezeugt und ungebohren bleiben. (!) Wo jetzt ein Jude Bürger w[illegible], müsse ein deutscher Bruder in die Fremde auswandern. (!) Der Hebräer, wenn er zehnmal ein Christ werde, bleibe uns bis in's tausendste Glied ein Undeutscher und Fremder. (Also sind die deutschen Juden keine Deutsche? Also sind auch die französischen Refugiés in Berlin noch immer keine Deutsche?) — Die Hebräer habe Gott dazu aufbewahrt, daß durch den Kampf mit ihnen das Leben wieder erwachen solle, sonst wären wir alle verlohren. (!) Das Ganze schließt mit folgender liebenswürdigen Tirade: „Deutscher Stamm! bist du noch nicht ganz faul, wie weyland dein östlicher Nachbar, so erwehre dich des Ungeziefers! zum dritten Theile hat es dich schon aufgefressen!“ — (Fast scheint es, der Verfasser selbst sey schon zum dritten Theile aufgefressen worden, und zwar von oben herunter.) —

In einem Etwas über die gegenwärtige Einrichtung der Hannöverischen Aemter, wird gefragt: ob Administration, nebst Polizey- Justiz- und Domainen-Verwaltung, nicht wirklich unvereinbar seyen? die öffentliche Stimme habe diese Frage längst beantwortet. Daher geschehe es mitunter, daß alles stocke, weil die zusammen fließenden Geschäfte das Maaß menschlicher Kräfte überstiegen. Mit vielen der ersten Aemter wären beträchtliche Domainen-Pachtungen verbunden, worüber das Privatinteresse mit dem öffentlichen Beruf in schlimme Collision gerathen müsse. — (Allerdings sehr wahr.) —

In einem Schreiben aus Bayern heißt es: der Reichstag sey nun da, mit seiner fast ganz adelichen Ver- oder Zertretung des Volkes, mit seiner unnützen Geistlichkeit u. s. w. — (Man sollte, statt des Adels und der Geistlichkeit, lauter Studenten zum Reichstag schicken.) —

Von den Freimaurern wird gesagt: sie würden ihr Heimlichkeitswesen nothwendig bald aufgeben müssen, da es mit dem Zeitgeist im Widerspruch stehe, und vielleicht sey die Schrift Mac benac der Todtenvogel, der das letzte Stündlein der Freimaurerey verkünde. (?) —

In der Uebersicht der Hauptmomente der Geschichte des Tags, wird gezweifelt, ob die heilige Allianz ganz befriedigend gefunden worden, da man wieder neue Verträge geschlossen, und das Völkerrecht zur Basis des neuen politischen Systems erklärt habe. (Als ob das Völkerrecht nicht auch in der heiligen Allianz läge?) Hr. Voß nennt es aber eine wächserne Nase. — Dann dringt er auf Verminderung der stehenden Heere, findet es auffallend, daß Frankreich gerade in der Zeit, da der Friedenszustand mit ihm vollendet worden, seine Kriegsmacht wieder herstelle, und zieht daraus den Schluß, daß auch von den übrigen großen Mächten noch nichts in dieser Hinsicht zu erwarten sey.

— Im ersten Stück des politischen Journals, wird versichert: Baden habe, in seinem Zwist mit Bayern 30000 Mann zu Demonstrationen aufgestellt; (wovon man im Badenschen kein Wort weiß.) — Das neue preußische Zollwesen sey äußerst drückend, es verderbe die Moralität des Volks, und die Unzufriedenheit darüber sey sehr groß. — In Minden liege das brave Regiment Bülow von Dennewitz, dem diese Benennung auf ewige Zeiten beigelegt worden sey, nun aber schon wieder den Nahmen des Prinzen von Oranien führen müsse; welches von den Officieren tief gefühlt werde. (Und wohl mit Recht. Ohne Zweifel wird auch die Familie des wackern Bülow es tief fühlen.) — Die Versammlung der hannövrischen Stände könne nicht folgenreich seyn, da sie nicht wissen könnten, wie sie zu reden, was und worüber sie zu entscheiden hätten. — Die Tortur könne nicht abgeschafft werden, so lange in der Criminalverfassung die Bestimmung gelte, daß, zu Bestrafung des Verbrechers, das Geständniß desselben nöthig sey. (Aber ein Geständniß durch Tortur! hat es denn irgend einen Werth? Warum giebt man nicht lieber dem Angeklagten so lange zu saufen, bis er dermaaßen besoffen ist, daß er Alles nachlallt was man ihm vorsagt? Hat denn der Wein mehr Gewalt über den Menschen als die Furcht? und ist die Aussage eines Besoffenen nicht eben so viel werth, als die eines durch Todesangst Verrückten?) —

Literarische Notizen.

In einer Rede, die der Professor Jahn zu Bern gehalten, versichert derselbe: „Schon durch Geburt von den Niedern geschieden zu seyn, sey ein Geschenk, das immer mit Dank aus der Hand des Zufalls angenommen werden müsse, auch habe er durch lange Erfahrung bestätigt gefunden, daß die Jugend der Vornehmen meistens mit vortrefflichen Naturanlagen ausgestattet sey.“ (!) —

— Auf dem Gymnasium zu Freyburg ist der Satz vertheidigt worden: „durch priesterlichen Ablaß werde auch die schwerste Sünde von Gott nachgelassen, und es sey gar nicht vonnöthen, daß der, welcher die Sünde vergiebt, selbst einen frommen Wandel führe.“ (Eine schöne Aufmunterung für die Theologie studierende Jugend.) — Hingegen ist daselbst auf das strengste befohlen worden, die neuern Ausgaben von Voltaire und Rousseau ja nicht über die Grenze zu lassen, und nöthigenfalls Haussuchungen bei den Buchhändlern zu veranstalten. Auch ist, um die brüderliche Einigkeit zu befördern, die Feyer der Schlacht von Villmergen erneuert worden, wo Schweitzer auf Schweitzerboden Schweitzer mordeten zur Ehre der Religion. (!) —

— Wie doch die Leidenschaft, wenn sie Befriedigung sucht, Alles zu drehen weiß! Wer sollte in Wachler's theologischen Annalen ein Werk über das Turnen suchen? (de arte gymnastica). Diese offenbare Ungebührlichkeit entschuldigt der Herausgeber folgendergestalt: „Das „Turnen greift in das, der Geistlichkeit mit Recht am Herzen liegende und ihrer Pflege mit anvertraute Gesammtwesen, zu tief ein, als daß nicht u. s. w.“ — Mit eben dem Rechte kann er künftig auch Bücher über die Geburtshül-

se anzeigen, denn diese greift in das der Geistlichkeit zur Taufe anvertraute Gesammtwesen gleichfalls sehr tief ein. Befriedigender würde Hr. Wachler sich entschuldigt haben, wenn er geradezu bekannt hätte: Der General-Vorturner Passow ist mein Schwiegersohn, dem zu gefallen mußte ich den Artikel aufnehmen, sonst hätte er mir die Ohren voll geturnt. — Der Herausgeber gehört übrigens zu den vernünftigen Turnfreunden, denn er sagt selbst: „Das Turnen sey der Gefahr ausgesetzt, in schlechte Hände zu fallen, zur Abrichterei für die Absichten gemeiner Selbstsucht mißbraucht zu werden und zu knechtischer Dienstleistung herab zu sinken; also daß Gaukelrey und roher Trotz auf Körpergewandtheit daraus erwachse." — Dieser Gefahr waren die gymnastischen Uebungen in Dessau, Schnepfenthal u. s. w. nicht ausgesetzt, folglich wird es wohl besser seyn, es beim Alten zu lassen. —

— Wenn Recensenten tadeln, ohne das, nach ihrer Meinung, Bessere nachzuweisen, so kann der Leser sich einbilden, der Recensent werde es besser gemacht haben. Sehr drollig vergalloppiren aber die Herren sich bisweilen, wenn sie mit vornehmer Miene zeigen, wie es hätte heißen sollen. Diese Bemerkung ist durch eine Recension von Wessenbergs Blüten aus Italien veranlaßt worden, wo dem Dichter die beiden Zeilen:

Manch Denkmal, das die Schmeicheley ersann,
In Florenz sah der Wandrer staunend an,

als schwerfällig vorgerückt, und also verbessert worden:

Manch Denkmal, das die Schmeicheley ersann,
Sah staunend zu Florenz der Wandrer an.

Nicht zu gedenken, daß die beiden Sylben sann und sah sehr cacophonisch auf einander folgen, muß man nun auch Florenz skandiren, welches falsch und sprachwidrig ist. Si tacuisses u. s. w. —

— Eine bedeutende neue Erscheinung ist das erste Stück von Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, dessen Unternehmer Herr Brockhaus und dessen Anordner Hr. Professor Krug in Leipzig ist. Dieses Jahrbuch soll, der Ankündigung zufolge, nur das Neue und Wichtige aus jedem Zweige der Literatur dem Leser vorführen, und darüber kritische Berichte abstatten, die nicht blos das flüchtige Interesse des Augenblicks befriedigen, sondern durch ihren selbstständigen Gehalt dieser Zeitschrift einen höhern und dauerhaftern Werth ertheilen. Die besten englischen und französischen Zeitschriften dieser Art schwebten dabei als Muster vor Augen, und es wird versprochen, (was ohnehin von einem so gediegenen Manne als Hr. Prof. Krug zu erwarten war) daß keiner, weder literarischen noch politischen Parthey gehuldigt werden, hingegen man die Rechte der gesunden Vernunft gegen böse Geister aller Art, besonders gegen die jetzt mehr als je spukenden Schwarm- Wirr- und Zwanggeister freimüthig vertheidigen wird. Wenn auch, so spricht das Vorwort, in diesem ersten Stücke das vorschwebende Ideal noch nicht verwirklicht worden, so liege das in der Natur eines neuen, gemeinschaftlichen Unternehmens u. s. w. — Wir haben diesen ersten Band mit großem Vergnügen durchgelesen, und alle die Erwartungen erfüllt gefunden, welche die Person des Anordners in uns erregt hatte; nur traf die Wahl nicht immer das Neue und Wichtige. Neu sind z. B. nicht Nitzsch über das Heil der Welt, Fischer's Denkmale der Baukunst, die Betrachtungen über die verschiedenen Formen der bewaffneten Macht, Herbart's Gespräche über das Böse u. s. w. Wichtig scheinen uns nicht der Roman Wahl und Führung, Merkel über Deutschland u. s. w., ja wir glauben sogar, daß die Vossische Uebersetzung von Shakespeare wenigstens nicht so unverhältnißmäßig breit hätte angezeigt werden sollen; denn sie nimmt nicht weniger als 54 Seiten ein, und ist bei weitem die längste im ganzen Bande. Wir wetten, daß es unter Hundert Lesern kaum Einen geben wird, dem sie nicht viel zu lang wäre. Merkels Deutschland wird mit Recht zu den Flugschriften gezählt, weil sie im Fluge geschrieben worden, und weil der Verfasser „neun Monate lang von Berlin aus, und dann auf einer flüchtigen Reise nur einen kleinen Theil von Deutschland beobachtete." Bei der die Juden betreffenden Stelle: „Von Rechten kann bei Fremden im Staate gar keine Rede seyn" macht der Recensent die richtige Bemerkung: „Wie? sind denn die Fremden nicht Menschen? und was würde der Verfasser gesagt haben, wenn man ihm, der doch auch ein Fremder in Berlin war, gar keine Rechte hätte zugestehn wollen? Aber, sagt er, die Juden sind keine Christen, und unsere Staaten sind christliche. Freilich wohl! allein welche schreckliche Lehre, daß das Recht des Menschen im Staate von der Art und Weise abhängt, wie der Mensch sein Verhältniß zur Gottheit denkt und äußerlich darstellt. Das ist ja dieselbe Lehre, nach welcher man in katholischen Ländern Ketzer gerichtet und Scheiterhaufen errichtet u. s. w." Sehr unrecht hingegen hat der Recensent gewiß, wenn er aus einer andern Stelle beweisen will: „daß nicht blos die National-Russen, sondern auch die Deutsch-Russen, bereits ziemlich lebhaft von einer neuen Universal-Monarchie träumen." Dieß ist sicherlich weder Herrn Merkel noch sonst Jemanden eingefallen. — Uebrigens wird auch hier das zu starke Hervortretenlassen seiner Ichheit Herrn Merkel mit Recht vorgeworfen und gesagt: seine Schrift sey „eine Herausforderung an die deutschen Gelehrten, ihr Land und ihre Literatur gegen einen freibeuterischen Zugvogel zu vertheidigen." — Sehr lesenswerth ist, was über den schändlichen Büchernachdruck und über des Regierungsraths Krause Vertheidigung desselben gesagt wird. Dieser Herr Regierungsrath betrachtet ein Buch wie ein Paar Stiefeln, und dessen Verfasser als den Schuster. Mehr braucht man nicht von ihm zu wissen. Es scheint, er selbst würde als Schuster auf einem ihm angemessenern Standpunkte stehn." — Der Anhang, ausländische Literatur, ist fürwahr nicht das mindest interessante in dieser Sammlung, denn er liefert uns die gediegenen Recensionen aus den besten englischen Reviews über Religion und Sitten der Hindus, über Tuckey's africanische Reise, Wilson's Werk über Rußland, über die verschiedenen, für und wider die Nordpolexpedition erschienenen Schriften u. s. w. —

Protestation.

Abermals sieht sich der Unterzeichnete genöthigt, gegen ein schlechtes Schauspiel in 5 Acten zu protestiren, welches in Stettin unter seinem Namen aufgeführt wird, betitelt: die Kunst wohlfeil zu leben. Ich kenne es nicht, es soll aber nicht allein ein elendes, sondern auch in mancher Hinsicht anstößiges Product seyn. Ich fodere hiedurch den Herrn Director des Stettiner Theaters, Adolph Schröder, öffentlich auf, zu erklären, wer ihn auf eine so grobe Weise mit diesem Stücke betrogen hat? und wie er so schwach seyn konnte, den Betrug nicht zu ahnen? da ein Stück von mir doch wohl früher in Berlin, Wien, Hamburg u. s. w. erscheinen würde, als in Stettin.

Es ist in der That schändlich von manchen Theater-Directionen, daß sie, entweder aus Eigennutz, oder aus unverzeihlicher Unwissenheit, einen Dichter auf solche Weise beschimpfen, dem sie, seit länger als einem Vierteljahrhundert, den größten Theil ihrer Einkünfte verdankt haben. Kotzebue.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 27. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Satyre. (Beschluß.)

Aus dem Allerley, welches nun folgt, wollen wir einige Sprüche auszeichnen: „5) als König oder Fürst würde ich das Magnetisiren an meinen Ministern und Geheimenräthen aus allen Kräften versuchen, um doch endlich einen Hellseher zu finden." — „9) Die Aermsten am Geiste sind die Reichsten an sogenannten Heiligthümern des Gemüths." — „12) In Weimar wurde die Preßfreyheit wie Abälard castrirt, (?) nachdem dieselbe vorher gewaltig philosophirt hatte." — „23) In der Dummheit bringt es der Mensch viel weiter, als in der Vernunft." — „30) Die Herzen mancher Weiber sind den Festungen gleich, welche in kurzer Zeit oft genommen und wieder genommen werden. Man kann sich darin nicht mehr halten." — „34) Im 17ten Jahrhundert war die Preßfreyheit in Deutschland größer als jetzo, denn Johannes Althauß, der Rechte Doctor, schrieb Anno 1703 ein Werk über die Politik, (politica methodice digesta) in welchem er behauptet, daß die Herrschaft im Staate dem Volke allein gehöre, man jeden Tyrannen absetzen, durch einen bessern Herrscher ersetzen, und im Nothfall tödten könne. Freylich fielen die damaligen Hofpublicisten gewaltig über ihn her, aber man ließ ihn doch persönlich unangefochten. Heutzutage würde ein solcher Jacobiner wenigstens auf der Stelle gemassenbacht." — „37) Es hat sich in den neuern Zeiten schon mancher Constitutions-Macher über die Anordnung der Wahlen den Kopf zerbrochen, ohne daß noch irgendwo der sehr unpartheyischen Bürgermeisterwahl zu Hardenberg in Schweden Erwähnung geschehen wäre. Dort versammeln sich (nach Huetius in itinere Suecico) alle Wahlfähigen des Orts in einem Saale und setzen sich um einen Tisch, den langen Bart auf selbigen gestützt. Eine Laus wird mitten auf den Tisch gesetzt, und derjenige, in dessen Bart sie läuft, ist Bürgermeister." — „48) Souverainität und repräsentative Staatsform sind so wenig vereinbar als Feuer und Wasser." — „49) Die englische Geschichte hat mit der jetzigen französischen Geschichte die größte Aehnlichkeit, und Bonaparte war doch im Grunde nur ein Cromwell am Ufer der Seine." — „53) Schiller war ein entschiedener Republikaner, und doch ehren alle Alleinherrscher seine Werke Das ist der Zauber der Poesie, welche der Meynung Schärfe bedeckt." — „62) Die (deutschen) Regierungen überbieten einander gegenwärtig in der Constitutions-Macherey, und Eine will immer dem Volke mehr Rechte einzuräumen scheinen, als die andere, doch aber keine einzige derselben das wahre Recht hergeben. Was mit der rechten Hand gereicht wird, nimmt die linke wieder weg, und alle bisherige Producte sind daher auch nur noch Blendwerke und Irrlichter, um den wahren Weg vergessen zu machen. Selbst die Bewilligung der Abgaben, ein uraltes Recht der Völker in Deutschland, ist in den neuen Verfassungen überall so auf Schrauben gestellt und mit Winkelzügen verwahrt, daß die Regierungen nur auf geringen Umwegen wiederum machen können, was ihnen beliebt, und die Völker offenbar zum Narren gehalten werden sollen." (Uns dünkt vielmehr, die Völker halten sich selbst zum Narren, indem sie Ideale verwirklichen wollen, daß der Künstler sein Meisterstück, die Venus, aus den Reizen von sieben schönen Mädchen zusammen setzte, die ihm als Modelle dienten, das war schon recht und löblich; hätte er sich aber in den Kopf gesetzt, diese herrliche Venus solle nun auch durchaus lebendig werden und ihn umarmen, so wäre er ein Narr gewesen.) — „96) Las Cases ist ein eitler gutmüthiger Schwärmer im Geschmack der Blondele, aber auch weiter nichts. Durch die Wichtigkeit, welche er in seinem Buche auf das Etui und die Sporen legt, die Napoleon in den Schlachten von Austerlitz und Champaubert brauchte und nachher ihm schenkte, giebt uns dieser gute Mann den richtigsten Maasstab seiner eigenen Geistesgröße. Doch zieht man mit großem Rechte solche dankbare Kammerdienerseelen den Verräthern vor, welche ihren Wohlthäter den Engländern in die Hände spielten." — „100) Die Hauptkrankheiten unserer jetzigen Zeitungen sind folgende: die Berliner Zeitung leidet an Obstructionen; der österreichische beobachtende Volkseducationsrath an den heftigsten Devotionsdurchfällen; die allgemeine Zeitung an politischer Gallsucht und Gliedergeschwulst; die Frankfurter Ober-

Ausgegeben den 18. März.

Postamts-Zeitung an Starrsucht; das Journal de Francfort an den Franzosen; der Nürnberger Correspondent ist von Winden geplagt; der neue rheinische Merkur steif in den Gliedern und der Volksfreund verstummt — die Bremer Zeitung ist gewaltsam castrirt worden; die übrigen hat der Marasmus befallen, und alle Hofzeitungen stecken in den Lakayen-Livreen." — „107) Der Nebel und die mystische Dunkelheit im Style entstehen blos aus dem Nebel und der Finsterniß in den Köpfen der Schreibenden." — „Niemand wird den Israeliten überhaupt Geist, Witz und eine eigene Lebhaftigkeit absprechen; Niemand läugnen, das es unter ihnen interessante, angenehme Menschen giebt; aber die wissenschaftliche Unterhaltung eines ästhetischen Handelsjuden erregt bei mir immer den nemlichen Widerwillen, als wenn ich in einen stark überzuckerten Schafkäse beißen sollte." — „125) In kleinen Staaten giebt es eben so wenig große Ansichten, als in tiefen Thälern herrliche Aussichten. — Wenn ich von den Landständen eines kleinen monarchischen Staates höre, so meyne ich immer, den Puppenspieldirector zu sehen, welcher mit seinen hölzernen Figuren den Hamlet und Don Carlos aufführt." — Nach dieser olla potrida, deren Ingredienzien, wie man sieht, von sehr verschiedenem Geschmacke sind, doch fast alle auf der Zunge beißen, folgt: die Unvernunft der gegenwärtigen Zeit, und zwar erstens eine Fortsetzung von des deutschen Michels Geständnissen, Freuden, Leiden und Hoffnungen, wo der deutsche Michel unter andern sagt: „der Einseitigkeit darf mich gewiß Niemand beschuldigen, denn vielseitiger als ich giebt es nichts auf Erden. Alles kann man aus mir machen, nur nichts Ganzes und Tüchtiges." — „An nichts bin ich reicher als an leeren Titeln. Die Räthe habe ich zu tausenden und doch nirgends guten Rath. — Manche Regierungen halten mich für dumm, aber darin sind sie alle vollkommen einig, daß ich zu Bezahlung der höchsten Steuern reif und cultivirt genug sey. — Uebrigens weiß ich nicht, wie ich mit ihnen daran bin, denn sie wechseln alle Augenblicke die Cocarden: bald sind sie napoleonisch, bald preußisch, bald östreichisch, bald altdeutsch; wirklich deutsch ist aber keine. Bald lachen, bald weinen, bald zittern, bald rasen sie; bald machen sie Fürsten-, bald rheinische, bald deutsche Bündnisse; aber meine armen Glieder werden dadurch immer nicht verbunden; daher gleiche ich denn auch dem Aderlaß-Manne im Kalender, der von allen Seiten angebohrt wird, und immer stille halten muß." —

Nummer zwei der Unvernunft ist ein freimüthiges Schreiben an Herrn v. Cölln, bei Gelegenheit seiner Abhandlung über Preußens Verfassung — aus dem wir nur die Eine Stelle ausheben wollen: „In Deutschland, und also auch in Preußen, giebt es gegenwärtig nur Seufzende, Schwätzer und Schreyer, aber keine kräftigen Partheimänner. Auch sind wir überhaupt wegen unserer politischen Rechte niemals die Arme, sondern blos die Kinnladen zu bewegen gewohnt."

Nummer drei ist das Schreiben der Jungfer Lisette Bach (jener ästhetischen Kammerjungfer, die unsere Leser schon kennen) an ihre Schwester Kätchen, verheirathete Kiefer. Wir können uns nicht enthalten, einige der komischsten Stellen mitzutheilen:

„Ihr Eheleute lebt ein ruhiges Pflanzenleben, und jedes von Euch harmonirt für sich. Nach deinem Gemüthe wärst du ganz glücklich, hätte dein guter Mann nicht den romantischen Schmerz im Arme und den organistischen Fehler an der Leber, der ihn so oft quält. Ich war aber leider, wie du selbst oft sagtest, von früher Jugend auf zu höherem Schwung gebohren, und bin auch jetzo das Opfer meiner gröfseren Dendenz. Du kennst meine Gefühle für Sebastian Nagel. — Unsere Trennung war schrecklich, aber die Hoffnung baldigen Wiedersehens linderte der Schmerzen Fülle. Hätte ich damals denken sollen, daß mich der traute Jüngling meines Herzens so ungerecht, so grausam und hart behandeln und mich selbst ein anderes Gefühl bald von ihm entfernen würde? Aber warum wurde auch der hartköpfige Nagel Jalousie? warum schrieb er mir als ich das Haus meiner vorigen Herrschaft darum verlassen mußte, weil mich die gnädige Frau im unschuldigen manetisiren mit dem guten gnädigen Herrn überraschte, (welche Begebenheit ihm sein sauberer Freund, der schmutzige Stiefel, gemeldet hatte,) die unerhörtesten Gröbungen und Verleimungen? warum wagt er zu sagen: ich mögte wohl thierisch und manctoll seyn, aber manctisch gewiß nicht? warum drohte mir der Dirann, wie Attila und Waßington, mit blutiger Rache, und warum schickte er mir die 10 Thaler nicht, um welche ich so dringend gebeten hatte? — O ihr Schandmänner, o ihr Barbaren mit eisernen Herzen, wie wenig seyd Ihr der herrlichen Weiblichkeit werth! — Haben ihm die höhere Politik, der Ehrgeiz, die Ruhmsucht nach einer größeren Stelle im Staatenleben, das rege Streben nach Entwicklung des altdeutschen Kunstsinnes, der Anblick der schönen jugendlichen Madronengesichtern in den Kirschen am Rheine etwa den Kopf verrückt, oder hat ihn die Mainzer Meisterstochter mit ihren Korallen-Augen und Falkenlippen, wie er früher meldete, bezaubert! Hat er ganz vergessen, daß er wie ein Lapp-

länder in Karderobe abgerissen hierher kam, und ich ihn in Zärtlichkeit kleidete; daß ich es bin, die sich die silbernen Schuhschnallen und den seidenen Berablie am Munde abzog und ihm zum Weinachtsgeschenke gab? Der gnädige Herr machte in seiner Leutseligkeit die Bemerkung, daß man von gemeinen Menschen nur gemeine Gesinnungen erwarten könne, und ich für eine höhere Bestimmung geschaffen sey. In Wahrheit dieses fühle ich auch jetzo doppelt und dreifach, da ein würdigerer Geliebter mein Herz, meine volle Liebe besitzt. Von ihm will ich dir reden und den grausamen undankbaren Nagel vergessen. Er heißt Emanuel Liebich und ist Combanigiricus bey der Jarde. Schon sein Nahme ist hinreißend. Aber du mußt ihn nicht mit seinem Bruder, dem Gummi im H... schen Handelshause, dem Lustgavalier, welcher den Peter-mäder spielt, verwechseln. Ich lernte ihn kennen, als er der gnädigen Frau Majorin die Hühneraugen schnitte. Welch eine edle Haltung, welcher männlich-kräftig-schöne Wucks! Sehen solltest du ihn wie er mit seinen süßen Liebeleyen um mich herum phantasirt, und im Uebermaße seines Strebens nach dem Herzensziele der Gegenliebe, mit meinen Wellenlocken spielt u. s. w.

Sebastian Nagel schreibt hingegen an seinen Freund Balthasar Stiefel:

„Was ist das weibliche Herz? eine Seifenblase die der erste Wind verweht. — Sie wollte auch noch 10 Thaler geschickt haben, aber Prosit die Mahlzeit! — Mein erspartes Geld will ich auf Kunstgegenstände verwenden. Schon habe ich von einem unwissenden Juden ein herrliches Bild um 1 Reichsthaler 5 Groschen erkauft, welchem man gleichsam den Rauch des Alterthums anriecht. Es ist ein christlicher Bachus auf dem Weinfaße, welcher ein heidnisches Rauchfaß in der Hand hält, wenigstens ein Raphael, oder sonst das Werk eines großen deutschen Meisters. Mein Reisekamerad, dessen Vater Schreinermeister in Düsseldorf ist, und die Gallerie-Rahmen machte, behauptet, es sey ein Lucas Cranach, ein Wansdick, ein von der Narr oder ein Seekatz. Nun stehe ich im Handel über ein paar eiserne Sporen des tapfern Dumeorix von Trier, und den Dohm zu Cöln aus Korkenholz, noch aber sind mir diese Gegenstände zu theuer, denn ich soll dem nemlichen Juden, außer 3 Reichsthalern, ein Paar Stiesel vorschuhen, die viel Leder wegfressen." —

„Verzeihe, liebster Freund, die Länge meines Briefes. Mein Herz und Kopf sind zu voll. Ich mußte mich aussprechen gegen dich, den edlen Freund meiner harmlosen Jugend. Auch dich hat leider der Liebesgott schon schrecklich mißhandelt, als dir die schöne Zigeunerin in der Lausitz das Felleisen gestohlen u. s. w. Du weißt also was Menschen sind und verstehst ganz deinen Freund." —

Den Beschluß dieses Bandes macht: die Staatsbaukunst der Deutschen im Jahr 1900, wo es dem Redner an scharfen Bemerkungen wiederum nicht fehlt, und er „aus voller Ueberzeugung „wiederholt, daß, ohne Einheit unsers Vaterlandes, „keine Ehre, kein Wohlstand, keine Ruhe und keine „wahre Cultur für das deutsche Volk mehr denkbar sey."

Der Verfasser möge uns verzeihen, daß wir ihn ein wenig geplündert haben. Wir wußten unsere Leser nicht angenehmer zu unterhalten, wenn gleich ihnen bieweilen dabei zu Muthe gewesen seyn mag, als ob sie ganz frische Pfeffermünzküchlein im Munde hätten.

Einige französische neue Schriften.

Das Feld der Freystatt. (Champ d'Asile.)

Unter diesem Titel ist ein topographisches und historisches Gemälde von der Provinz Texas erschienen, enthaltend die Beschreibung des Bodens, Climas und der Producte jener Gegenden, authentische Documente, die Organisation der französischen Flüchtlings-Colonie betreffend, Nachrichten von den Gründern derselben, Auszüge aus ihren Proclamationen und Briefe der Colonisten an einige ihrer Landsleute. Das Buch wird zum Vortheil jener Flüchtlinge verkauft, erzählt uns aber wenig oder nichts, was nicht schon in den Zeitungen, in der Minerve u. s. w. gestanden, und was man nicht weit besser aus Humboldts Reisen und ähnlichen Werken lernen könnte. Die Vorrede sagt: das Buch sey bestimmt, Verläumdungen zu widerlegen, Zweifel und Vorurtheile zu zerstreuen, die Flüchtlinge, als würdig der Theilnahme, kennen zu lehren, eine Beschreibung des Landes zu liefern, und der Hülfsmittel, welche es darbietet; aber auch Leichtsinnigen, die ihr Vaterland verlassen wollen, die Schwierigkeiten zu enthüllen u. s. w. Alles das kommt wohl zu spät, da nach den neuesten Berichten, die ganze Colonie von den Spaniern auseinander gesprengt worden. Man muß gestehen, daß die Spanier daran ganz recht gethan; denn Menschen, welche sich nicht entblöden, in öffentlichen Acten Spanien mit einem gefräßigen Thiere zu vergleichen, welches den Raub einscharre, den es nicht fressen könne; Menschen, welche den Spaniern ihre Undankbarkeit zu Gemüthe führen; (vermuthlich weil sie die Wohlthaten nicht erkennen, die ihnen Napoleon erzeigt hat) Menschen, welche selbst erklären, daß sie, 600 an der Zahl, mit gewaffneter Hand in die spanische

Provinz Texas eingebrochen, und daß man sie dort als Befreyer empfangen habe; Menschen, welche selbst erklären, daß sie auf fremdem Boden zu ihrem Schutz eine militairische Colonie errichten und sich deshalb in Cohorten theilen; solche Menschen darf man doch wohl als Räuber behandeln? — Begierig sind wir jedoch zu erfahren, welche Bewandniß es mit dem Schutz habe, den, wie sie sich rühmen, die vereinigten Staaten ihnen zugesagt haben? und ob dieser Schutz nun wirklich einen Krieg veranlassen werde?

Es wird übrigens in diesem Buche behauptet: ein Einwohner von Mexico, wer er auch sey, werde lebendig verbrannt, wenn man Pope's Versuch über den Menschen bei ihm finde, und im Jahr 1818 wären zwey Schiffsladungen confiscirt worden, weil der Capitain des einen Schiffes eine Charte constitutionelle bey sich gehabt, und der des andern eine Sammlung von Kupferstichen, unter welchen sich auch die Portraits von Voltaire und Rousseau befunden. Wenn das wahr ist, so haben freylich die Spanier eben so wenig als die Franzosen verdient, in Mexico zu herrschen. —

Ueber die Constitution, die Civilliste, und die Majorate hat der Graf Lanjuinais, Pair von Frankreich, so eben eine kleine Schrift drucken lassen, in welcher er beweißt, daß — „wenn auch der so grausam und schimpflich verspätete, Abmarsch der alliirten Truppen ein glorreiches Ereigniß sey, man dasselbe doch durch eine Milliarde von Thalern und dreijährige zerreißende Leiden erkauft habe; auch wären der König des schönen Frankreichs und sein tapferes Volk doch nicht so tief herunter gekommen, wögen nicht so leicht auf der Wagschaale von Europa, daß man, um Frankreichs Schande zu hemmen, noch die persönliche Hochachtung, die Geschicklichkeit und Freymüthigkeit und das seltene Glück des Ex-Premier-Ministers hinzufügen müsse; — daß ferner — gesetzt auch es sey alles erwiesen, und das seltene Glück des Tractats von 1818 übertreffe, das nicht weniger seltene Unglück des Tractats von 1815; — gesetzt auch, es sey nicht genug daß man den Herzog von Richelieu seine confiscirten Wälder wieder gegeben, und daß er, der Unvermählte, durch Inscriptionen, Gehalt als Pair, als Staatsminister, als erster Kammerherr, und als auswärtiger General ein sehr anständiges Auskommen habe — gesetzt auch, das Geschenk, welches man ihm machen wolle, sey nicht als eine öffentliche Last für das ohnehin verschuldete Frankreich zu betrachten — gesetzt auch, das so schlecht motivirte Beyspiel werde nicht für künftige abgehende Minister ansteckend seyn u. s. w., so sey das Vorhaben doch unverträglich mit der Constitution, da es die Civil-Liste verringere und die Majorate zulasse. Jene sey für die ganze Dauer der jetzigen Regierung fest bestimmt, und es könne nichts daran geändert werden. Diese, die Majorate, widersprächen gleichfalls der Constitution, und wären überdieß äusserst verderblich, wie schon Canthena 1791 in einer Schrift, und später auch Sismondi in seiner Geschichte der italienischen Republiken bewiesen. Der Verfasser schließt mit den Worten: „Hüten wir uns, der Con„stitution neue Wunden zu schlagen! beeifern wir „uns vielmehr, die veralteten Wunden, von welchen „sie bedeckt ist, zu vernarben." (Ein merkwürdiges Bekenntniß! wozu nützt denn nun den Franzosen ihre schöne Constitution, wenn sie schon in den wenigen Jahren mit Wunden bedeckt erscheint? — Was übrigens gegen die Majorate gesagt wird, hat uns sehr wahr geschienen; sie sind eine in jeder Hinsicht barbarische Einrichtung.) —

— Nicht uninteressant sind die Anecdoten, welche als Folge der Memoiren der Madam d'Epinay erschienen sind. Es wird darin ziemlich klar bewiesen, daß nicht sie, sondern Grimm, der Verfasser jener Memoiren ist. Folglich mußte, um keinen Widerspruch zu erfahren, der Todt aller darin vorkommenden Personen abgewartet werden. Die letzte war Madam d'Houdetot, Rousseau's Geliebte, welche 83 Jahr alt wurde. — Als Rousseau ihr ihre Briefe zurücksandte, verlangte er auch die seinigen. Ich habe sie verbrannt, war ihre Antwort. „Solche Briefe verbrennt man nicht!" rief er aus, „man hat Juliens Briefe feurig gefunden, Himmel! was würde man erst von diesen gesagt haben!" — Eine Freundin fragte Madam d'Houdetot, ob sie sie würklich verbrannt habe? — „ja, sagte sie, mit Ausnahme eines einzigen, den ich nicht den Muth hatte zu vernichten, weil er ein Meisterstück der Beredsamkeit und der Leidenschaft war. Ich habe ihn St Lambert gegeben." — Auch bei diesem erkundigte sich die Freundin nach dem Briefe. Es hieß, er habe ihn beym Ausziehen aus seiner Wohnung verlegt, und könne ihn nicht wieder finden. Freylich konnte er in keine üblern Hände fallen, als in die eines Nebenbuhlers, und wenn man bedenkt, wie schön Rousseau eine erkünstelte Leidenschaft schilderte, so muß man es für einen wahren Verlust halten, daß der Brief verlohren ging, indem er eine wahrhafte Leidenschaft ausdrückte. —

— Von dem, in Weimar begonnenen, französischen Blatte, der nordische Erzähler oder Journal für die Schmollwinkel (boudoirs)

Digitized by Google

der Damen sind nur drey Blätter erschienen, und der Herausgeber macht bekannt, daß er erst zur Ostermesse die Fortsetzung ununterbrochen liefern wird, und zwar nicht mehr in Form fliegender Blätter, sondern in Heften, um, wie er sich ausdrückt, den wissenschaftlichen Artikeln mehr Ausbreitung, und den zur Unterhaltung bestimmten mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Wir mögten ihm rathen, die wissenschaftlichen Artikel lieber zusammen zu ziehen als auszudehnen. Gleich im ersten Blatte befindet sich eine Abhandlung über die Vorzüge, das Genie und das Studium der französischen Sprache, die schwerlich einer Dame in ihrem Schmollwinkel behagen wird Auch dem Artikel: Uebersetzungen classischer Schriftsteller, mögte schwerlich eine Dame viel Geschmack abgewinnen. Indessen beweisen diese Artikel, wie günstig der Herausgeber von der Bildung der deutschen Damen denkt; denn den schönen Pariserinnen würde er sie wohl nicht dargeboten haben. Uebrigens empfehlen wir ihm, sich vor Herrn Passow in Breslau zu hüten, denn der hat seiner Gift- und Schmutz-Sprache den Tod geschworen. —

— Ein historisch-politisch-literarisches Mosaik in zwey Bänden hat du Saul-Choiy herausgegeben, Gutes und Schlechtes durcheinander. Das Schlechte möge der etwanige deutsche Leser selbst herausfinden; vom Guten, oder wenigstens Unterhaltenden, wollen wir ihm einige Proben liefern. — Schon 13 Jahre vor der Revolution hat der Pater Beauregard dieselbe von der Kanzel prophezeiht, und 1789, als er zu Versailles vor dem Könige predigte, plötzlich mitten in der Predigt inne gehalten, und nach einer Pause, in der sich die lebhaftesten Gemüthsbewegungen auf seinem Gesichte mahlten, mit einer Donnerstimme ausgerufen: Frankreich! deine Stunde naht! — Dieser neue Jeremias wurde 1792 deportirt, floh nach London, nach Mastricht, nach Cölln, und starb 1804, 72 Jahr alt, auf dem Schlosse Graning in Schwaben bey der Frau Fürstin Sophie von Hohenlohe. — 7 Meilen von Paris liegt an der Marne die Stadt Lagny, deren schöne Damen im Jahr 1544 von einem brutalen General, Nahmens de Lorges, zu einem Balle eingeladen und, nach plötzlich ausgelöschten Lichtern, der Wuth der Soldaten Preis gegeben wurden. Seitdem ist in Lagny der Nahme de Lorges, welcher auch Gerste bedeutet, so verhaßt, daß, wenn Einer, dem diese Anecdote unbekannt ist, ihn ausspricht, ohne zugleich einen Sack mit Gerste vor sich zu haben, ohne Erbarmen zum Brunnen geschleppt und untergetaucht wird; eine Rache, die manchem das Leben gekostet hat. So ging es 1776 einer jungen hübschen Dame, die auf dem Postwagen durch Lagny fuhr, und die von ihren neckenden Reisegefährten verleitet wurde zu fragen: wie theuer die Gerste? der Pöbel umringte sogleich den Wagen, mit Mühe entrann die Dame in eine Kirche, aber auch da war sie nicht sicher, obgleich der Pfarrer die Kirchthüren zuschloß, und den rasenden Pöbel zu besänftigen versuchte. Sie mußte endlich ausgeliefert werden, wurde in den eiskalten Brunnen getaucht, in fürchterlichen Krämpfen wieder herausgezogen, und starb in wenigen Minuten. —

Baron D., Capitain der Schweitzergarde, einer von den wenigen, die den 10ten August überlebten, hatte bis Abends 5 Uhr gefochten und manchen Säbelhieb erhalten. Er kletterte endlich auf einen Baum im Garten der Tuillerieen und hoffte so der Wuth des Pöbels zu entkommen. Drey Stunden saß er auf dem Baume; da es nun stiller und auch dunkel geworden, so schmeichelte er sich, eine bequemere Freystatt erreichen zu können. Auf dem Platze Vendome begegnete ihm ein Haufe, vor dem er sich hinter die Statue Ludwig des XIV. versteckte. Dort erblickte ihn der Bediente eines Finanziers und rief: Wer da! — er nannte sich und sagte: mein Leben ist in deiner Gewalt. — „Ziehen Sie meinen Rock an" erwiederte der ehrliche Kerl, ohne sich lange zu bedenken, „und geben Sie mir ihre Uniform." Es geschah. Die Uniform wurde in ein Schnupftuch gewickelt, der Bediente im Hemde und der Capitain in der Livree gelangten glücklich zu dem Hause des Finanziers, wo der Flüchtling 14 Tage in der Kammer seines Retters verborgen blieb. Endlich erfuhr es der Finanzier und jagte sie beyde aus dem Hause. Da führte der Bediente den Gast zu seiner Mutter, einer Kohlenverkäuferin, bei welcher einige Tage nachher Hausdurchsuchung geschah. Aber D. steckte hinter einem Dutzend Kohlensäcken, und obgleich die Suchenden mit langen Piken in die Säcke stachen, fanden und trafen sie ihn doch nicht. Mit einem falschen Passe kam er glücklich in sein Vaterland zurück, von wo er seinen Wohlthätern 20000 Livres, mit der dringenden Einladung sandte, zu ihm in die Schweiz zu kommen. Sie kamen auch wirklich und erhielten ein Güthchen zum Geschenk. Beide Familien lebten noch im Jahr 1808. —

Man hat berechnet daß, wenn man die englische Nationalschuld in Banknoten von einem Pfund Sterling nebeneinander legte, sie 4516 Quadratmeilen bedecken würde. In Guineen würde die Linie über 10000 Meilen lang seyn; in Schillingen wür-

de sie fast neunmal die ganze Erdkugel umwickeln; in Pfennigen würde diese Linie 17mal von der Erde bis zum Monde reichen, und nebenher noch zweymal um die Erde und fünfmal um den Mond geschlungen werden können. Um die Nationalschuld in baarem Gelde zu tragen, 40 Pfund auf jeden Träger gerechnet, würden 374531 Mann erforderlich seyn, wenn es Gold wäre; weit über 5 Millionen Menschen, wenn es Silber wäre, und mehr als 262 Millionen, wenn es Kupfer wäre. Wollte man die Schuld auf Wagen transportiren, so würde man für das Gold 7401 Wagen, jeden zu 2000 Pfund, gebrauchen u. s. w. Oder zur See 9375 Schiffe zu 500 Lasten. Um sie in Gold zu zählen, gesetzt man zählte 100 Goldstücke in einer Minute und beschäftigte sich täglich 12 Stunden damit, so würden mehr als 27 Jahre dazu erforderlich seyn, und in Pfennigen fast 7000 Jahre; so daß, wenn man bei Erschaffung der Welt angefangen hätte, man jetzt noch nicht fertig wäre. — Wer sollte nicht glauben, die Gerberey von Menschenhaut zu Meudon sey eine Fabel? und doch ist nichts gewisser, als daß zu Anfang der Revolution ein gräßlicher Speculant sie unternahm, und daß die Herren Mitglieder der Committee der öffentlichen Wohlfahrt die ersten waren, welche Stiefeln von Menschenleder trugen. Robespierre schund also das Volk im eigentlichsten Verstande, und vielleicht hat mancher französische Soldat Schuh von der Haut seiner Anverwandten und Freunde getragen. —

In dem Schlosse Saint Gratien im Thal von Montmorency steht noch jetzt auf dem Hofe ein sehr alter Baum, unter welchem der Sieger bei Marsaille seinen Plutarch zu lesen pflegte. Der noch frische Hauptzweig desselben soll gerade an dem Tage abgefallen seyn, an welchem die Alliirten zum erstenmale in Frankreich einrückten, obgleich an diesem Tage kein Lüftchen sich regte. —

Unsere Damen wissen wohl schwerlich, woher die Isabell-Farbe ihren Nahmen hat? Isabelle, Tochter Philipp II. und Gemahlin des Erzherzogs Albert, that ein Gelübde, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, bis sie Ostende erobert haben werde. Zum Unglück für ihren Gemahl dauerte die Belagerung drey Jahre, und die Farbe, welche man nun bei jenem Hemde voraussetzte, wurde eine Modefarbe. —

Aus einem Schreiben der Miß Anna Seward, eines berühmten Frauenzimmers, deren Briefe 1810 in London im Druck erschienen. „Der berühmte Ritter, Mademoiselle d'Eon, ist jetzt hier in Lichfield, wo jedermann für 2 Schillinge sein oder ihr Talent in der Fechtkunst bewundern kann denn sie giebt öffentliche Fecht-Stunden. Welche Erniedrigung für die Adjutanten des Herzogs von Broglio! den französischen Gesandten am russischen und englischen Hofe! den vornehmsten Friedensunterhändler von 1782! der sich nun durch Fechtstunden ernähren muß. Fünf Jahre diente sie rühmlich im deutschen Kriege, sechs Schlachten wohnte sie in Amerika bei und öfter wurde sie verwundet. Ich habe eine lange Unterredung mit ihr gehabt, sie besitzt einen edlen unabhängigen Geist. Sie selbst hat mir erzählt, wie ihre Eltern, um den Verlust einer Erbschaft zu verhüten, sie in einen Knaben verwandelt! Ihr kriegerisches Aussehen und ihre körperliche Stärke sind erstaunlich für eine Person von 69 Jahren. In französischer Uniform vereint sie das militairische mit der Grazie des Hofmannes; aber in Frauenzimmerkleidern ist nichts so linkisch als sie."

Briefe an eine Dame über theol. Literatur.

Fünfter Brief.

Sie klagen, liebe Freundin, daß meine beyden letzten Briefe Ihnen keine Erbauungsbücher genannt, da ich doch wohl wüßte, daß Ihrem Geschlechte am meisten um Erbauung zu thun sey? — Ich eile, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Ein Wort zur Ehre der Bibel hat der Pastor Petersen gesprochen, und beginnt mit einer Parabel: die Quelle der Väter. Ein Greis, obgleich von den Nachbarn verspottet, schöpfte noch immer sein Wasser aus einer uralten, verschmähten Quelle, und weissagt eine Zeit der Dürre, wo es den neugegrabenen Brunnen an Wasser mangeln, und man die Quelle der Väter wieder aufsuchen werde; eine Weissagung, die bereits eingetroffen ist. Sie finden hier, außer manchem Andern, was Ihr Herz ansprechen wird, auch eine gelungene Parodie des Göthischen Liedes: kennst du das Land wo die Citronen blühen, angewendet auf das höhere Vaterland. — Derselbe Pastor Petersen hat, in einem kleinen Andachtsbuche, Kernsprüche auf jeden Tag im Jahre geliefert, und in seinem Christen in der Einsamkeit fromme Klagen, Wünsche, Bitten und Danksagungen bey verschiedenen Veranlassungen gesammelt. Seine Schriften werden bey Vielen ihren Zweck erfüllen.

Ein Herr C. A. D. hat es herzlich gut gemeynt, indem er uns mit einer Schrift: Selige Hoffnung des Wiedersehens in jenem Leben, beschenkte, aber außer dem Gutmeynen, ist wenig daran zu loben. Zwar, das Verweisen auf Schriftstellen ist allerdings löblich, nur kommt

es immer auf den Geist und auf das Herz an, mit welchen sie gelesen werden. Diese zu erwecken, sey des christlichen Lehrers Beruf am Schreibtische wie auf der Kanzel. Schriften, wie die eben erwähnte, setzen die Erweckung schon voraus, und beschränken ihren Nutzen folglich gerade auf solche Leser, die dessen am wenigsten bedürfen.

Ewalds christliche Betrachtungen auf alle Abende im Jahre hätte ich Ihnen zuerst nennen sollen, da der Verfasser sie besonders christlichen Frauenzimmern widmet, weil Ihr Geschlecht, nach seiner Meynung, mehr religiöse Bedürfnisse hat als das unsrige. Daß Sie viel ausgezeichnetes in diesem Buche finden werden, wage ich nicht zu behaupten. Wenigstens seh' ich voraus, daß ein Unwille sie ergreifen wird, wenn Sie den Schluß des schönen Stollbergischen Liedes, wo ein Kind Gott zu preisen ermuntert wird:

Und wenn's nach seinem Namen fragt,
So drückt mit beyden Armen
Das Kind an Euer Herz und sagt:
Sein Name heißt: Erbarmen!

also verhalhornt finden:

Und wenn's nach seinem Namen fragt,
Ihn fühlt in jeder Ader,
So drückt es fest an's Herz, und sagt:
Er nennt sich deinen Vater! —

Hoppenstedts Predigten darf ich Ihnen empfehlen. Sie gewinnen an Interesse noch durch den Umstand, daß sie in den Jahren der feindlichen Unterdrückung von 1805 bis 1813 in Harburg gehalten worden. Lesen Sie z. E. folgende Stelle, und gestehen Sie, daß dieser Mann das Herz anspricht: „Wenn alle Freuden des Lebens zur Zeit „des großen Verhängnisses so gut wie dahin sind; „wenn Du, wohin Du nur blickest, auf zertretene „Blumen und zerstörte Früchte des schönsten, vor„hin bestandnen Guten geräthst; wenn ringsum die „Welt in Trauer und der Himmel in Wolken ge„hüllt ist; dann trittst Du, durch die Religion ge„leitet, in Dein Haus zurück, und baust Dir Deine „eigne Welt von Freuden, und Deinen eignen Him„mel von Hoffnungen. Du knüpfest das Band fe„ster, das Dich mit den Deinigen verbindet. Du legst „dein Herz näher an ihre Herzen. Du verweilst bei „ihnen, und bringst am liebsten Deine Zeit bei ihnen „zu. Du strengst Dich zur Arbeit, zu mancher sonst „kaum gekannten, oft verschmähten Arbeit für sie „an. Es gelingt Dir oft, mehr als zuvor zu erübri„gen, und für die künftige Zeit zusammen zu hal„ten. Dein Auge ist sorgfältiger als je auf Deine „Kinder gerichtet. Du siehst mehr als je die Noth„wendigkeit ein, sie gut zu erziehen, und das beste, „was Gott in ihnen Dir gab, wohlbewahrt durch die „verwüstende Zeit zu bringen. — Welche Ruhe hast Du „dann für Dein Herz durch die Hoffnungen!" — Ueberhaupt sind die Gegenstände, mit welchen diese Predigten sich beschäftigen, nicht die alltäglichen. Sie sprechen z. B. von der Nothwendigkeit, die äußern Bedürfnisse des Lebens einzuschränken — (eine sehr heilsame Erinnerung in solchen, und auch in unsern Tagen, wo die äußern Bedürfnisse der Fürsten so ungeheuer anwachsen, und jeder ihrer verschwenderischen Genüsse uns eine Entbehrung kostet) — sie sprechen vom Hange zum Wohlleben — von der edlen Kühnheit im Bitten, wenn es das Wohl Anderer gilt u. s. w.

Die Predigten des Pastor Tiede haben einzelne schöne Stellen, und was er am Pfingstfeste 1812 kühn gegen Napoleon gesprochen, bezeichnet ihn als einen wackern deutschen Mann. „Warum „vertröstet er die jammernden Zeitgenossen auf einen „Erdenhimmel für künftige Geschlechter, die er doch „selbst im Keime erstickt? Warum will der reissende „Wolf immer im Schaafskleide erscheinen, und „spiegelt, indem er sich mit Blut und Thränen „weidet, den Zerrissenen goldne Berge der Zukunft „vor? — Wie in des Hochgebirges unzugänglicher „Kluft der Adler einsam, seinen Raub verzehrend, „azt, so sitzt der mächtige Frevler, vom Men„schen abgeschieden, am köstlich besetzten Tisch, „kennt nicht die Freuden des geselligen Maales, „und ihren Becherklang, und ißt aus einer fremden „Schüssel. — Er ist schon gerichtet!"

Und beim Ausbruche des Kriegs mit Rußland sprach der Redner: „Ist das kein Weltgericht? Wo„hin das Zünglein der Waage sich neige, welche „Waagschaale der Völker in der Hand des Welten„richters schwerer wiege, Seufzer, Thränen, Blut und „Leichen hängen sich an jede."

Doch sicher war der Herr Pastor im Irrthume, wenn er zu Reichenbach am 5. November 1812, an einem dunkeln Abende, einen Schimmer von dem Brande von Moskau zu sehen wähnte.

Weigl's katholisches Gebet- und Gesangbuch ist allen Katholiken herzlich zu empfehlen. Und warum nicht auch den Protestanten? Jeder Leser muß den Mann lieb gewinnen, der Gesänge wie folgende dichtet:

Der bis zum Tod die Menschen liebte,
Und, was sein Mund zu thun befahl,
Zuerst als unser Vorbild übte,
Der stiftete dieß heilge Mahl,
Daß wir in Liebe sein gedächten,
Der Tugend jedes Opfer brächten,
Getreu dem Schöpfer der Natur,
Ein Herz und Eine Seele nur.
Der Liebe Band soll uns verbinden,
Wie Gottes Huld die Welt umfaßt:

Digitized by Google

Am Sünder seyn uns nur die Sünden,
Doch nie der Mensch in ihm verhaßt! —
An jenem schauervollen Tag',
Wo Herr wie Knecht vor Gott erscheint,
Wägt Jeden so des Richters Wag,
Wie Er gerichtet Freund und Feind.

Hingegen werden Sie Reinwellers christkatholischem Erbauungs- und Andachtsbuche schwerlich Geschmack abgewinnen. Der gute Mann erzählt Ihnen unter andern, daß die Kayserin Helena nicht blos das Kreuz Christi, sondern auch die Kreuze der beyden Schächer, alle drey neben einander liegend, gefunden, und, um zu entscheiden, welches von den dreyen das rechte sey, habe man eines nach dem andern einem Kranken aufgelegt, der natürlich bey den Schächerkreuzen keine Besserung empfand, aber, sobald er mit dem wahren Kreuze berührt wurde, aufsprang und davon lief.

Die biblischen Gemählde und Gedichte von Conz werden Sie, als eine Verehrerin religiöser Dichtkunst, gern empfangen; und an der rührenden Sitten-Einfalt, der kindlichen Unschuld in den Familiengemählden aus dem alten Testamente sich ergötzen. Auch der Versuch, die Geschichte Hiobs romantisch zu bearbeiten, wird Sie freundlich ansprechen. Unter den sogenannten Gnomen des Verfassers zeichnen sich viele aus. Hier zur Probe die Versöhnlichkeit:

Gern verzeihe dem Bruder, und gern verzeiht dir der Vater.
Geben kannst du wie Gott nicht, doch vergeben o Mensch!

Und dann der Schluß des Wunders am Pfingstfeste:

Nur die Liebe kann erkennen,
Kann den Ungesehnen sehn,
Fühlen seiner Liebe Wehn!
Er, den keine Sprachen nennen,
Hat dem Herzen, das entbrannt
Ihn erforscht hat und erkannt,
Unaussprechlich sich genannt
Wer ihn liebet, wird ihn schauen,
Wer ihn schauet, liebet ihn.
Wollt ihr in den weiten Auen,
Auf den Bergen, in den Gründen,
Draussen in der Welt ihn finden?
In dem Dunkel sehn das Licht?
In dem Dunkel wohnt es nicht.
Auf den vielbetretnen Straßen
Wollt Ihr suchen Euern Freund?
O er wird allein Euch lassen,
Der nur stiller Demuth sich vereint.

Darf ich hoffen, ein heutiges Tagewerk zu Ihrer Zufriedenheit beendigt zu haben, wenn ich Ihnen nun noch Deutschlands Wiedergeburt von Dräseke in einer Reihe evangelischer Reden gefeyert, nenne? — Das Buch ist Ihnen ohne Zweifel schon bekannt? besitzen Sie es aber noch nicht, so kaufen Sie die eben erschienene zweyte, von neuem durchgesehene, auch wohlfeilere Auflage. Denkmale einer entschwundenen Zeit, sagt der Verfasser, dem es, wie vielen Tausenden, längst klar geworden, daß — unsere Hoffnungen zu schön waren. Sie wissen, ich gehöre nicht zu den vielen Tausenden. Was ich gehofft habe, ist glorreich erfüllt worden; das Frankenjoch ist abgeschüttelt. Auch scheint es in der That, der Verfasser habe erst später sich hinreißen lassen, schimärische Hoffnungen zu hegen; denn nach dem Siege bey Waterloo sprach er folgende kräftige Worte: „Trug nicht das ganze Volk deutscher „Zunge und Sitte die Ketten der Knechtschaft? „waren nicht die Fürsten und die Städte dem „Tyrannen zinsbar? Raubte er nicht in allen Gegenden den Eltern den Sohn und den Kindern „den Vater, sobald seine heißhungrige Unterdrückungslust irgendwo eine neue Schlachtbank ausersehen hatte? Gab es noch einen Winkel, „Deutschland, in deinen herrlichen Gauen, wo das „freye Wort den freyen Mann nicht ächtete? — „Und sie wurden zersprengt diese schimpflichen „Banden vom Rheinstrom bis zum baltischen „Meere. Müssen wir denn nicht alle jauchzen „da wir Alle gerettet sind?" — Nun ja wir jauchzen, und fürchten nicht, wie es weiter heißt: „eine Sklaverey gegen die andere vertauscht zu haben." Was der Verfasser von verblendeten Fürsten spricht, welche die Augen öffnen, und das Volk würden schätzen lernen, daß ihre Fehler wieder gut gemacht; so glaube ich, daß unsere Fürsten seitdem bewiesen haben, wie sehr ein dauerhafter Friede, und folglich das Glück ihrer Völker, ihnen am Herzen liegt; und ich würde mich schämen mit dem Verfasser, in seiner, zur Feyer der Schlacht bey Leipzig gehaltenen, Predigt, auszurufen: „Es stehen Gewitter am vaterländischen Himmel! nicht neue, sondern alte, die sich noch immer nicht haben zertheilen und verziehen wollen." Und wenn er dann die Fürsten anklagt vor Gott, daß sie die Fortschritte in Rückschritte verkehren. Ich gestehe Ihnen, liebe Freundin, es hat mir weh gethan, daß ein Mann, den ich in vieler Hinsicht so sehr verehre, in einem solchen Buche erklären konnte: daß die Beschreibungen der Wartburgsscenen ihn entzücket haben. Wie konnte ein Dräseke sich so vergessen! — Doch es ist ja nur eine Meynung, die ich für irrig halte. Eben so irrig scheint ihm vermuthlich die meinige, und dennoch bin ich überzeugt, er wird mich darum nicht hassen, so wenig als ich ihn, wenn wirs nur beyde ehrlich meynen. Und so wiederhohle ich von Herzen die Empfehlung dieses Buches, das so viel herrliches, rührendes und erhabenes enthält.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 28. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Einige französische neue Schriften. (Beschluß.)

Dieselbe Miß Seward hatte in einem Gedicht, Monody, den General Washington als den Urheber des Todes des unglücklichen Major André bezeichnet. Da sandte er einen seiner Adjutanten, mit allen, auf jene Begebenheit Bezug habenden, Papieren zu ihr, um ihr zu beweisen, wie unrecht sie ihm gethan und wie schmerzlich dieses Unrecht ihm gewesen. (Es ist erfreulich zu sehen, daß ein Held wie Washington, einen so hohen Werth auf die Aeußerung eines Dichters legte. Der Held unserer Tage bekümmerte sich nicht einmal um den Geschichtschreiber. Stillschweigend bekennt er alle seine Mordthaten.) —

Im October 1812 wurde zu Paris der Catalog von den Büchern eines alten Staatsraths Clos gedruckt; unter den Manuscripten befand sich unter andern die Oper le devin du Village, ganz von Rousseau's eigner Hand geschrieben, und Clos hatte eine Nachricht von seinen Verhältnissen zu Rousseau beigefügt. Da heißt es: „Man hat ihn verleumdet, er heuchle nur Armuth und Genügsamkeit; von der Letztern bin ich oft Zeuge gewesen. Eines Tages hatten wir bis 2 Uhr miteinander geplaudert, als seine Frau kam, ihm zu sagen, daß die Suppe auf dem Tische stehe. Wollen Sie mein philosophisches Mittagsmahl theilen? fragte er mich. Ich antwortete, ich sey schon anderwärts eingeladen, aber wenn es ihn nicht genire, so wolle ich mich noch ein Weilchen mit an den Tisch setzen. Er hatte nichts dagegen. Da wurde in einem braunen irrdenen Geschirr eine Suppe aufgetragen, in der ein kleines Stück Rindfleisch lag. Dann hohlte seine Frau noch zwei gebratene Aepfel, und das war alles. So lebte er immer, und seine Mäßigkeit war eben so wenig Heuchelei als seine Uneigennützigkeit. Er war begieriger nach Ruhm als nach Gelde. — Von Voltaire glaubte er, daß er an der Spitze einer Verschwörung gegen ihn stehe. Sein Verdacht war ungerecht wie sein Haß. Als Voltaire 1778 zu Paris war, fiel mir ein, es müsse höchst interessant seyn, diese beiden berühmten Männer, die einander so oft und so grausam gemißhandelt hatten, beim Glase Wein zu vereinigen. Der Umstand, daß Voltaire bei mir logirte, und Rousseau mir schon längst versprochen hatte, einmal ein Kalbs-Rippchen (Côtelette) bei mir zu essen, schien mir günstig. Als Voltaire in meiner Bibliothek Rousseau's Werke erblickte, erkundigte er sich nach ihm mit einigem Interesse. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm zu sagen, daß Rousseau bei mir speisen würde, und zu fragen, ob er der Dritte seyn wolle? Er nahm es an, sagte, er werde Rousseau mit Vergnügen sehen, und bat mich, ihn dessen zu versichern. Froh eilte ich zu Rousseau — aber der bestand darauf, nicht eher bei mir zu essen, als bis Voltaire weg seyn würde; denn wenn dieser so große Lust habe, ihn zu sehen, so sey es nur um ihn besser zu beobachten, und nachher auf seine Manier zu schildern. Ich mogte wiederhohlen so oft ich wollte, daß Voltaire nichts gegen ihn habe, und daß zwei so berühmte Philosophen einander nicht vermeiden sollten; er antwortete mir mit Heftigkeit: „Voltaire ist nach Paris gekommen, um sich von „Hof und Stadt angaffen zu lassen, ich hingegen begehre, daß man mich ungehudelt lasse." —

Als Marville General-Polizei-Meister in Paris war, erhielt er von einem Polizei-Lieutenant in einer kleinen Stadt folgenden naiven Brief: „Mein „Herr und lieber Mitbruder! Gestern, als ich Audienz „gab, hat mich ein unverschämter Mensch einen „Schurken genannt. Ich habe keinen Lärm machen, „sondern Sie zuvor fragen wollen, wie Sie es in „solchen Fällen zu halten pflegen?" —

Aus einem Schreiben über Volks-Aberglauben. „Als ich meine Tante auf dem Lande besuchte, fand ich sie, nebst ihren beiden Töchtern beschäftigt, ein Hufeisen auf die Schwelle des Hauses zu nageln, um die Zaubereien einer alten Hexe zu verhüten, welche gegen eine meiner Cousinen erbittert war, weil sie ein paar Strohhalme kreuzweis gelegt, um zu sehen, ob die Hexe werde drüber hinschreiten können. Man hatte sie das Vater Unser rückwärts hersagen hören, auch hatte sie öfter eine Stecknadel gefodert, aber keine erhalten, weil alle spitzige Instrumente zur Hexerei geeignet sind. Eine meiner Cousinen war lange von Krämpfen geplagt, die sie

Ausgegeben den 25. März.

nicht eher verlohr, bis meine Tante ein Messer nach einem alten Weibe warf. In einem Zimmer des Hauses meiner Tante spukte eine verstorbene Wäscherin, die Geld vergraben, und nicht eher Ruhe finden konnte, bis sie ihr Geheimniß mitgetheilt. Ein Bedienter des Hauses hatte sich aus Liebe erhenkt und so lange gespukt, bis ihn der Pfarrer im rothen Meere ersäuft hatte. — In der Nacht heulte der Hofhund, das bedeutete einen Todesfall. Eine Henne krähte wie ein Hahn, das bedeutete auch ein Unglück. — Eine Magd war blos deshalb gestorben, weil bei einem Leichenbegängniß der Zug vor dem Hause geruht hatte. — Wenn das Feuer Funken sprüht, so verkündet das entweder einen Schatz oder einen Sarg. — Meine Ankunft war lange vorher in den Kohlen des Kamins gesehen worden. — Wenn ein Frauenzimmer das Kaminfeuer so zu schüren versteht, daß es lebhaft brennt, so bekommt sie einen freundlichen Mann, besonders wenn sie auch unglücklich im Spiele ist. — Die Lichtschnuppe ist eine große und sichere Wahrsagerin, besonders kündigt sie Briefe an. — Ein besuchender Nachbar saß an der Seite, wo das Talg vom Lichte herablief, und brach am andern Morgen auf der Jagd den Hals. — Brennt das Licht mit blauer Flamme, so ist ein Geist im Zimmer. — Wer ein verlöschtes Licht wieder anblasen kann, der ist sehr tugendhaft. — Wenn die Katze, auf der Erde liegend, ihren Schwanz gegen den Kamin strecket, so bedeutet es Frost; wenn sie ihn leckt, Regen; wenn sie sich mit der Pfote putzt, so kommt ein Fremder; wenn sie dreimal niest, so bekommt das ganze Haus den Schnupfen. Wenn der Kopf jucket, so regnet es; wenn die Stirn jucket, so kommt ein Gast; wenn das rechte Auge jucket, so wird man weinen, wenn das linke, so giebt es zu lachen; wenn die Nase, so thut man einen Fehltritt; wenn die rechte Hand, so muß man Geld auszahlen, wenn die linke, so empfängt man Geld; wenn der Rücken, so wird die Butter im Preise fallen. — Wenn die Haut schaudert, so geht eben Einer über den Platz, wo man einst begraben wird. u. s. w." (Man könnte die Liste dieser Albernheiten in Deutschland noch ansehnlich vermehren, besonders seitdem der Magnetismus spukt.) —

In der Straße des Victoires stieg neulich ein Spitzbube zu einem offenen Fenster hinein. Da trat ihm der Herr des Hauses entgegen, der ihn für einen Galan seiner Frau hielt, und sprach: „Mein „Herr, ich könnte Sie zum Fenster hinaus werfen, „allein ich erlaube Ihnen, sich durch die Hausthür „hinweg zu begeben, erwarte Sie aber Morgen Früh „im Boulogner Hölzchen auf ein Paar Pistolen." Der Spitzbube merkte das Mißverständniß, versprach zu kommen, eilte durch die Zimmer nach der Treppe, steckte unterwegs eine Uhr ein und kam nicht in's Boulogner Hölzchen. Wüßte man seinen Namen, so wäre er ein entehrter Spitzbube. —

Stolz auf Verwandtschaft. Eine Schwester von Descartes sprach stets mit Wohlgefallen von einem Bruder, der ein kleines Amt verwaltete, aber mit Bedauern von ihrem Bruder, dem Philosophen, weil er der einzige sey, der ihrer Familie keine Ehre mache. — Zwei Nonnen, die, so wie Molière, Pocquelin hießen, schämten sich der Verwandtschaft mit dem Verfasser des Tartüffe dermaßen, daß sie jährlich an einem gewissen Tage fasteten, um die Schande abzubüßen. — Eine andere Nonne hingegen rühmte sich einer weitläuftigen Verwandtschaft mit Voltaire, schrieb auch einmal an ihn, und war sehr stolz darauf, eine Antwort erhalten zu haben, die sie Jedermann lesen ließ, obgleich er sich einige Spöttereyen über den geistlichen Stand darinn erlaubt hatte. —

Französische Prahlerey. Bei Zürich soll, im Jahr 8, ein Soldat, Namens Amand, sich ganz allein mitten in ein feindliches Bataillon gestürzt, drei Mann getödtet und eine Fahne genommen haben, dann mit vier seiner Kameraden zurückgekehrt seyn, und 14 Officiere nebst 163 Soldaten gezwungen haben, die Waffen niederzulegen. (Vermuthlich hatte er Hüons Horn bei sich.) — Ein Adjutant soll in der Schlacht bei Hohenlinden mit 130 Mann in einen Wald gedrungen seyn und 1100 ungarische Grenadiere zu Gefangenen gemacht haben. — Im Jahr 6 soll ein dritter, mit nicht mehr als dreien seiner Kameraden, in der Schweiz eine Brücke erobert haben, die durch vier Bataillons und eine zahlreiche Artillerie vertheidigt wurde. Alle diese schönen Sächelgen werden in vollem Ernste erzählt.

Im Jahr 1761 bewieß ein königlicher Procureur dem Parlamente, daß die Jesuiten 22 Verschwörungen in Europa angezettelt. Dann gieng er ihre Schriften durch, und es fand sich, daß 2 Jesuiten den Kirchenraub vertheidigt, 34 den Diebstahl, 5 den Vatermord, 36 den Todtschlag, 5 die Zauberei, 2 den Götzendienst, 17 den Ehebruch, 29 den Meineid, 75 den Königsmord. Der Herausgeber fügt hinzu, diese Schrift werde noch jetzt in der königlichen Bibliothek unter der Nummer 1852 aufbewahrt. —

Digitized by Google

Unter Ludwig VIII. entführte ein Canonicus zu

Beauvais die Frau eines Bürgers und wurde, auf dessen Anklage, verurtheilt — die Frau spätestens in 14 Tagen zurück zu geben. —

Ein Engländer, der zu Calais gelandet war, ließ einen Barbier kommen, legte eine Guinee und ein paar Pistolen auf den Tisch, und sagte: „wenn du mich nicht schneidest, so bekommst du die Guinee, schneidest du mich aber, so jage ich dir eine Kugel durch den Kopf." Sehr wohl, erwiederte der Barbier, rasirte den Engländer mit fester Hand, und schnitt ihn nicht. „Wie war es möglich", fragte nun der Engländer, „daß nach einer solchen Drohung „deine Hand nicht zitterte? warest du denn nicht „für dein Leben besorgt?" — Keineswegs, versetzte der Barbier, denn hätte ich Sie geschnitten, so hätte ich Ihnen auch gleich vollends den Hals abgeschnitten. —

Zum Schluß liefern wir noch einen Auszug aus einem Briefe des Marquis d'Hamouville vom 30. December 1669 an einen seiner Freunde, als Beweis, daß das Urtheil über einen lebenden dramatischen Dichter nie rein ist, und daß selbst Personen, die durch Geist und Herz sich auszeichnen, so bald sie über ein Schauspiel urtheilen sollen, die Vorurtheile ihrer Verhältnisse, die Neigung oder den Widerwillen gegen den Verfasser, die Furcht, gegen eine Mode-Meinung anzustoßen, und die Stimmung guten Freunden oder Ton-Angebern nach dem Munde zu reden, mit in's Theater bringen, wo sie, ohne sich selbst es zu gestehen, sich gegen jede angenehme Empfindung waffnen, die das Stück ihnen etwa entreißen könnte. Hier ist von Racine und von der ersten Vorstellung seines Britannicus die Rede.

„Einige von Racine's Lobrednern" so schreibt der Herr Marquis, „hatten so viel Wesens von dem Stücke gemacht, daß ich mit Mühe noch einen Platz auf dem Theater fand. Ich unterließ nicht Frau von Sevigné in ihrer Loge die Hände zu küssen, und fand daselbst die Damen v. Villars, Coulanges und Lafayette, sammt Villars und Grignon; Sie können sich daher leicht vorstellen, wie Britannicus in dieser Loge verarbeitet wurde. Frau v. Sevigné sagte schon neulich, Racine würde aus der Mode kommen wie der Caffee. Man lachte viel über dieses Witzwort, und Jedermann gab zu, daß es eben so passend als spaßhaft sey. Ich erstaune nur über die Einbildung dieses tragischen Schülers, der sich herausnimmt, nach Corneille, noch Römer sprechen zu lassen. — Die Versammlung im Theater war sehr glänzend, und wäre eines bessern Stückes würdig gewesen. Man gähnte um die Wette im Parterre, und man schlief in den Logen. Despréaux, (Boileau) neben dem ich stand, war wüthend über die Kälte des Parterre's, und behauptete, Britannicus sey Racine's bestes Werk. Fast wäre er und Subligny einander in die Haare gerathen, weil der letztere laut lachte, als Nero sich hinter den Vorhang verbarg, um Junien zu belauschen, und weil dieses Lachen sich über den ganzen Saal fortpflanzte. Ausser Boileau und Ninon hat niemand das Stück vertheidigt, und ich bin neugierig zu sehen, wie der kleine Nebenbuhler des großen Corneille seinen Fall (chûte) aufnehmen wird; denn ein Fall war es wirklich. — Floridor spielte vortrefflich. Es schien, als ob er darauf gewettet hätte, einer der schlechtesten Rollen, die er jemals gespielt hat, Beifall zu erzwingen. — Ich erzähle Ihnen nichts von dem Plan des Trauerspiels — wie hätte ich den gehörig fassen können, da ich mich zwischen Ihrem Bruder und dem dicken Vicomte befand — aber daß das Ganze schlecht ist, sehr schlecht, darauf können Sie sich verlassen, was auch der Satyriker (Boileau) davon sagt. Die Entwickelung ist das Lächerlichste, was ich jemals gesehen habe. — Wenn die nouvelles à la main (ein damaliges Morgenblatt oder elegante Zeitung) bis zu Ihnen dringen, so werden Sie diesen Racine von Meisterhand verarbeitet finden u. s. w."

(Sollte man nicht glauben, in diesem, 150 Jahr altem Briefe ein heutiges, von Neid und kleinlichen Leidenschaften eingegebenes, Urtheil zu lesen? — Dieser Herr Marquis d'Hamouville mag vielleicht nur ein elender Pflastertreter gewesen seyn; aber auch die berühmte Frau v. Sevigné und ihre sehr gebildete Umgebung, ja, Ninon und Boileau ausgenommen, die ganze, ohne Zweifel von Tonangebern irre geleitete Menge urtheilte eben so! und jetzt sind die Franzosen stolz auf ihren Racine! jetzt stellen sie ihn nicht so weit hinter Corneille wie damals. Das macht: er lebt nicht mehr, und der Neid, die thätigste aller Leidenschaften, schweigt. — Wie viele unserer heutigen Kunstrichter werden nach 50 Jahren ausgelacht werden, so wie wir heute den Marquis d'Hamouville und die Frau von Sevigné auslachen! Fürwahr, jeder dramatische Dichter, von dem ein neues Stück aufgeführt wird, sollte von den Zuschauern nichts weiter erbitten, als: bildet Euch ein ich sey todt.)

Digitized by Google

Sechster Brief. Werden Sie mir erlauben, liebe Freundin, Sie heute zur Abwechselung mit einigen theologischen Albernheiten zu unterhalten?

Der hypermystische Kanne hat einen Christus im alten Testamente geschrieben, ein Buch, so abgeschmackt, als alle die er bisher geliefert hat. Sie wissen, ich bin kein Feind der ächten Mystik, die ich für ein, zwar überspanntes, doch immer schönes Gefühl halte. Aber was soll man dazu sagen, wenn ein Mensch sich folgendergestalt vernehmen läßt: Der physische Bildungstrieb zeigt sich bekanntlich am kräftigsten bei den drei niedrigsten Thierklassen, den Amphibien, Insekten und Würmern. Also erscheint auch der geistliche Bildungstrieb nicht in solchen Menschen, die die Welt Genies und Männer von Kraft nennt, sondern in den niedrigen, demüthigen, zerschlagenen Herzen, den geistlichen Amphibien, Insekten und Würmern. — Die Seele muß ihre männliche Natur aufgeben, und weiblich werden, um als Braut des Wurms empfangen zu können. — In Urias Weibe, Bathseba, ist die Vereinigung des Heidenthums mit dem Judenthume vollkommen vorgebildet, denn sie ist dem Könige vermählt worden, aus dessen Stamme der Bräutigam entspringen sollte. Sie war freilich eine Ehebrecherin, aber das hat wohl nur eine verborgene Bedeutung. „Gerade die „Frucht einer blutschänderischen und buhlerischen Um„armung sollte unter so vielen Enkeln Jacobs allein „derjenige werden, aus dessen Nachkommenschaft „David und der Messias hervorginge, damit Gott „Mensch würde in einem Geschlechte, auf dem die „Unehre ruhte, (!) sich also auf's Tiefste erniedrig„te, um Satans Hochmuth um so tiefer zu beschä„men, und dem niedrigsten Sünder Muth zu geben, „daß auch aus ihm noch ein Kind der Herrlichkeit „werden könne.“ — Giebt es wirklich menschliche Köpfe, in denen so krasse Vorstellungen sich erzeugen können? — Vieles darf ich Ihnen nicht einmal wiederhohlen, denn alles Schlüpfrige erhebt Herr Kanne zu Vorbildern auf den himmlischen Bräutigam und dessen Braut. Der Teufel hat, nach seiner Behauptung, ein Recht auf diese Welt und macht es geltend. — Sie werden, nach Lesung solcher Stellen, vermuthlich zweifelhaft bleiben, ob der Verfasser zu den Amphibien oder zu den Insecten oder zu den Würmern gezählt werden müsse? unzweifelhaft ist aber, daß er zu den vernünftigen Geschöpfen nicht gehört — und unsäglich, welchen Schaden solche erbärmliche Mystiker der wahren Religion zufügen.

Nicht viel besser als jener Kannesche Christus im alten Testamente ist der Messias-Freund von Schuberth, der die alte Klage führt, daß die Welt im Argen liege; der sich in mystischen Herzensergießungen von allerley Art gefällt, und dem christliche Duldung völlig fremd ist; denn, wer nicht denkt wie er, den nennt er einen bösartigen, leichtsinnigen Schriftverdreher, einen Christushasser, einen kalten Frevler, einen Lügenchristen u. s. w. Der Satan ist ihm der Urheber aller Sünden; des Satans Macht herrscht, ihm zufolge, in jedem sterblichen Leibe; woraus leicht, wider seine Absicht, folgen möchte, daß dem Menschen die Sünde nicht zuzurechnen sey, zumal da, nach Kanne's Behauptung, der Satan ein Recht auf die Welt hat. Endlich schließt Hr. Schuberth mit der Versicherung, daß er gern ein Narr um Christi willen werden wolle; ein Wunsch, den zu erreichen er auf gutem Wege ist.

Ja, wenn es nur bei einzelnen Narren bliebe! aber diese Narren sind Karkinomaten. Halt! Halt! höre ich sie rufen, Karkinomaten? was sind das für Geschöpfe? — Ach! da stoßen wir schon wieder auf eine Albernheit! Karkinomaten sind Krebsgeschwüre. Einem Mitarbeiter an Schuderoffs neuem Journal hat beliebt, sich so wunderlich auszudrücken.

Wollen Sie wissen wie Gott aussieht? — In Wachlers Annalen erzählt ein Reisender, er habe eine Schule besucht, wo der Lehrer fragte: wie sieht unser Herr Gott aus? die Kinder schwiegen. Ey wißt ihr das nicht? fuhr er fort: wie ein Gespenst sieht unser Herr Gott aus. — Nicht wahr, in diese Schule schicken Sie Ihre Kinder nicht? aber auch Baumgartens ersten Religionsunterricht mag ich Ihnen nicht empfehlen. Zwar sind Erzählungen und Denksprüche wohl geeignet, jungen Gemüthern sich einzuprägen, doch meine ich, sie müssen anders klingen, als z. B. der folgende:

Hat dir ein Kind Unrecht gethan,
So mußt du nicht gleich schimpfen, schlagen,
Du kleiner Mensch, kannst Du nicht dann
Mit Sanftmuth ihm sein Unrecht sagen? —

Eben so wenig rathe ich Ihnen, die, vom Professor Oertel zu Ansbach mit Anmerkungen begleitete Bibel sich anzuschaffen, ob gleich der Verfasser sie als eine allgemein verständliche Hausbibel für Jedermann empfiehlt. Sie taugt aber schwerlich weder für Ihre Kinder, noch für Ihre Hausgenossen, denn sie ist gewaltig

Digitized by Google

modernisirt, und eine modernisirte Bibel kommt mir vor wie ein geharnischter Mann aus dem 14. Jahrhundert mit einem dreieckigten Hute auf dem Kopfe. Die Nahmen sind geschrieben wie sie im Hebräischen ausgesprochen werden: statt Isaac, Jizhak, statt Rebecca, Ribca, statt Syrien, Arram, statt Aegypten, Mizraim u. s. w. Wozu das? werden Sie fragen. Ich weiß Ihnen nicht darauf zu antworten. Die poetischen Stücke sind auch poetisch übersetzt, das erste Buch Moses z. E. in Jamben! Manche Erläuterungen des Verfassers setzen sehr reife Leser voraus, und manche sind sehr überflüssig. Wer sucht z. E. bei dem Worte Paradies den Paradiesvogel, den Paradiesapfel und sogar Arndt's Paradiesgärtlein? — Die Wunder Mosis nennt der Herr Professor geheime Kunststücke, physikalische Experimente, die derselbe von den ägyptischen Priestern gelernt habe. Gehört das, und noch viel mehr dergleichen, in eine Hausbibel für Jedermann?

Lieber würde ich rathen, die vier neuen Festtage einzuführen, die der Superintendent Nebe zu Eisenach in einem Gutachten über die würdige Feyer des Jubelfestes vorgeschlagen hat. Das Erste, das Fest der Apostel, soll am 29. Juny gefeyert werden. Ich erlasse Ihnen, sich dabei einzufinden. Ansprechender ist das Fest des Vaterlandes am 18. October, das Todtenfest, und das Fest der Saat im Frühling. Die beiden Letztern scheinen den Chinesern abgeborgt zu seyn. Sie stimmen wohl auch dem Verfasser bei, wenn er für Kirchen und Altäre Verschönerung durch die Kunst erheischt. Er hätte wohl noch hinzufügen sollen, daß man alte prächtige Kirchen nicht aus Knauserey verfallen lassen, und endlich an den Meistbietenden zum Abbrechen verkaufen soll; eine Sünde, deren sich besonders Franzosen, sowohl französische als deutsche Franzosen, schuldig machen.

Aber es ist nun einmal eine Unart der Menschen, daß sie nichts Altes bestehen lassen, es sey auch noch so trefflich. Jeder denkt doch, er könne es besser machen. Alle Augenblicke stößt man auf solche Beispiele. Kennen Sie die schöne Liturgische Fürbitte für den König von Preußen? in der es vormals hieß: „Wollest deinem Knechte, „unserm theuersten Könige und Herrn, zu seiner Re„gierung verleihen ein weises Herz, königliche Ge„danken, heilsame Rathschläge, gerechte Worte, „tapfern Muth, starken Arm.“ Das ist nun in der Liturgie für die Hof- und Garnisonskirche zu Potzdam und Berlin folgendergestalt verbalhornt: „Laß deine Barmherzigkeit groß werden über die „Person unsers allergnädigsten Königs und „Herrn.“ —

Da dieser Brief nun einmal bestimmt ist, Sie mit theologischen Verirrungen bekannt zu machen, so mögen hier zum Schluß noch ein Paar Beispiele von priesterlicher Industrie eine Stelle finden, die Wachler's Annalen mir geliefert haben. Das Erste: einige katholische Geistliche zwingen ihre armen Amtsbrüder, deren Vorgesetzte sie sind, so wie auch die noch ärmern Schulmeister, auf ihre Werke zu subscribiren, wenn sie nicht bei etwaigen Beförderungen übergangen seyn wollen. — Das Zweite ist noch drolliger, oder empörender, wie Sie wollen. Ein Superintendent J. übersendet seinem Freunde, dem Pfarrer W., (schade, daß die Nahmen nicht genannt sind), eine Schrift, mit der Bitte, den Absatz derselben zu befördern. W. thut es, und empfängt zum Dank 12 Exemplare als Geschenk. Was beginnt er nun? — er schneidet sauber das Titelblatt weg, läßt ein anderes, mit seinem eignen werthen Nahmen drucken, und fügt den 12 Exemplaren 12 verschiedene Dedicationen bei, an die Kaiserin von Oestreich, die Kaiserin von Rußland, die Königin von Dänemark u. s. w., schickt sie auch richtig an die 12 hohen Personen ab. Vielleicht wäre der Betrug unentdeckt geblieben, wenn nicht in Oestreich ein Gesetz existirte, welches der Kaiserlichen Familie, ohne vorhergegangene Erlaubniß, ein Buch zu widmen verbietet. Man beschwerte sich also bei dem Gesandten in Wien über die Kühnheit des Pastor W.; der Gesandte zeigt es seiner Regierung an, diese untersucht, entdeckt den saubern Kniff, und — was weiter geschehen, ist mir nicht bekannt.

Fortsetzung aus Bailleuls Kritik des nachgelassenen Werks der Frau von Staël.

(Eingesandt.)

Die unbequeme Form dieser meistens polemischen Kritik muß dem Verf. manchen Leser abspenstig machen; aber wie wir schon neulich sagten, für den Geschichtschreiber und den Staatsmann muß es von Interesse seyn, die Angaben und Behauptungen dieses Kritikers zu hören. Er war Augenzeuge der großen Weltbegebenheit, war ein Deputirter, und schreibt mit vieler Einsicht und Ruhe, so daß er auch da belehrend wird, wo man seine Ansicht nicht theilen kann. Es ist auch nicht gleichgültig, ob man sich dem Eindruck unbedingt hingebe, den das vielgelesene Werk der Frau von Staël durch den Zauber ihres Vortrags bewirken kann. Ver-

bergen wir uns nicht, daß nur die wilde Crise der Revolution, nicht die Revolution überhaupt, vorüber ist, wenn sich die letztere auch in der Ausführung mehr dem Charakter der Reform nähert. Demnach wird die Stellung der Thatsachen, die Beurtheilung der Maasregeln, die Folgerung aus den Ereignissen jener Zeit, immer mehr oder weniger unvermerkten Einfluß auf das Benehmen in dieser Zeit haben, und es ist von der höchsten Wichtigkeit für Staatsruhe und Hausfrieden, die Lehren der nächsten Vergangenheit weder mißzuverstehen, noch ihnen gar entgegen arbeiten zu wollen. Von diesem Standpunkte aus können Schriften dieser Art sehr nützlich seyn. Unser Blatt kann nur noch wenige Auszüge liefern.

B. findet einen Grundfehler der Staëlschen Betrachtungen über die französische Revolution darinn, daß sie nach dem doppelten Zwecke hinstreben, das öffentliche Betragen des Herrn Necker, als Staatsmann, überall vollkommen zu rechtfertigen, und ihre Vorliebe für England und für einige historische Familien zu rechtfertigen. Dieses führe zu einem Durchkreuzen mit ihren liberalen Ideen, zu irrigen historischen Ansichten und Widersprüchen mit sich selbst. Mehrere der letztern scheint B. in der That sehr gut ins Licht gesetzt zu haben, so wie er auch die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maasregeln des Herrn Neckers in den kritischen Momenten unsers Bedünkens ziemlich einleuchtend gemacht hat, der besonders irrte, daß er die Nation für eine Parthey hielt. Eben so triftige Bemerkungen macht B. gegen den Vorwurf des irreligiösen Geistes, den die Fr. von St. dem 18ten Jahrhundert macht, indem sie ihres Vaters Schrift „über die Wichtigkeit religiöser Meinungen" erwähnt. Die Verirrung einiger Schriftsteller charakterisirt den Geist der Maße nicht, daß man auf Reinigung der Religion von Menschenzusatz und Mißbrauch dringt, ist vielmehr ein Beweis des Gegentheils. (Wer Frankreichs Kirchengeschichte kennt, der muß die Clerisey der Aergernisse schuldig finden, die Voltaire und einige Andere gaben. Welche Dogmen, welche Handlungen, welchen Unsinn gab Jene nicht für Religion aus? was für Tollheiten beging man über den Jansenismus! Wen verfolgten die Jesuiten nicht alles unter diesem Namen. Tausend Schock Verhaftbriefe wurden gegen Jansenisten ertheilt.!! Auch ganz neuerlich fängt ein Theil derselben wieder mit Vorwürfen der Irreligiosität an, und will, unter dem Vorwande der Religion, ihre weltliche Wichtigkeit auf dem Boden der Schwärmerey und scheinheiliger Grimassen und mit Hülfe von Missionen wieder herstellen. Es ist daher unklug; durch solche bodenlose Anklagen des Zeitgeistes, den Feinden der gesunden Vernunft und Denkkraft zur Stütze zu dienen. — Ueber Siéyes sagt B. „Fr. v. St. hat „Recht, wenn sie findet, daß Siéyes Charakter der „Laune unterworfen ist; aber das habe ich nicht ge„sehen, daß man viele Mühe hätte, ihm einige „Worte abzunöthigen, es sey denn bei einer öffent„lichen Handlung. Er spricht gern, und ist der „Mann, der mehr als irgend Jemand die meisten „Ideen in die wenigsten Worte drängt. Er besitzt „einen Geist von erster Stärke, das gebe ich der Fr. „v. St. zu, aber mehr um die Gebrechen von dem, „was vorhanden ist, herauszuheben, als um zu ent„decken, wie es seyn sollte. Er ist ein großer Nie„derreißer; man kann ihn als den Heraclit oder Je„remias der Revolution betrachten. Ich sollte nicht „glauben, daß es einen Menschen, oder eine „Idee auf Erden gäbe, die er mit seinem Beifall „beehrte. Einige Züge von Genie haben ihm an„fangs einen großen Namen gemacht; nachher hat „er mehr durch seinen Namen als durch seine Arbei„ten gewirkt. Viele weniger gerühmte Männer der „constituirenden Versammlung sind nützlicher gewe„sen als er." — Ueber Mirabeau sagt B. folgendes: „Mirabeau war ein außergewöhnlicher „Mensch, und hinterließ große Erinnerungen. Un„terdessen ist in meinen Augen unter allen Vorzügen „der heiligste, die einfache Eigenschaft als Mensch. „Ich wünschte, daß diese der vornehmste Gegen„stand der Aufmerksamkeit, der Achtung und Rück„sichten bei allen denen wäre, die sich eines Urtheils „über ihres Gleichen anmaaßen; so verlangt es die „Billigkeit und eine gesunde Moral.' Eine große „Berühmtheit ist der Antheil Weniger; die Ehre ist „das erste Gut für Alle. Man sollte demnach alle „Individuen unter diese gemeinschaftliche Egide stel„len, selbst die berühmtesten Namen. Denn ein „glänzender Ruf sollte Niemanden ermächtigen, die „Rechte des Individuums, als Mensch und als Bür„ger, in ihm zu kränken, noch die Leichtigkeit der „Urtheile auf seine Kosten entschuldigen." Nach Vorausschickung dieser Regeln sucht nun Bailleul den Charakter Mirabeau's gegen Fr. von St. in Schutz zu nehmen, die ihn bekanntlich das böse Princip, den Catilina jener Epoche genennt hat. — B. leugnet auch, daß man irgend eine Spur nachweisen könne, als ob Mirabeau eine democratische Regierung in Frankreich habe errichten wollen; Sein Zweck sey eine auf positive Gesetze gegründete Regierung, und das Volk nur das Instrument gewesen, um den Widerstand der Privilegirten gegen alle

dauerhafte Verbesserung und gesetzmäßige Verfassung zu überwältigen. Die Idee eines democratischen Gouvernements sey einzig durch den verlängerten Widerstand dieser Privilegirten entstanden.*) — „B. behauptet, eine Opposition und Erörterung der „Regierungshandlungen sey immer in Staate gewesen, theils von Seiten der Parlamente, Klerisey „u. s. w., theils von Seiten der Privatpersonen. „Diese sey aber gefährlicher, zerstörender Art, weil „sie hinterher komme und die Akte schwäche. Es sey „eine unermeßliche Folge der Revolution, daß diese „Opposition nunmehr vorausgehe, daß die Prüfung „und Bestreitung der Gesetze vor ihre Annahme und „Bekanntmachung gestellt sey; daß die Autorität „nichts promulgire, was nicht von der Mehrheit als „das Bessere anerkannt sey. In dieser Organisirung „liege eine starke Garantie der Königl. Gewalt und „der Freiheit zugleich. (Diese Bemerkung scheint Aufmerksamkeit zu verdienen.) — B. bemerkt ferner, daß nicht allein Ludwig XVI. seine Lage nicht gekannt habe, weil er stets von Feinden der Revolution umgeben gewesen, sondern daß sogar Bonaparte, mit seinem Kopf und starren Willen, auf die Dauer dem Einfluß seiner Umgebung zu seinem Schaden nicht widerstehen können. (Auf diese Art sollten Regenten ihre Umgebung öfters mischen und wechseln, und mehr als einer Parthey angehören.) Am meisten zufrieden bezeigt sich B. mit der Fr. von St. da, wo sie über Bonaparte schreibt, und läßt ihrem Talent alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er meint aber, daß von allen denkenden und sprechenden Wesen, die er kenne, Fr. von St. gerade einem Bonaparte den meisten Argwohn habe erregen müssen. Sie habe das Uebergewicht eines seltnen Geistes mit dem Einfluß ihres Geschlechts vereinigt, habe eine Geschäftigkeit ohne Beispiel, ein lebendiges Streben für's Beste besessen. Dieses Beste hätte aber kein anderes seyn sollen, als was und wie es ihr erschiene. Es brauche nur zwey solcher Weiber, um das ruhigste und bestgeordnete Gouvernement umzuwerfen; (?) geschweige eins, das unter solchen Unruhen entstand. — Ueber die Invasion der Schweiz stellt B. eigne Ansichten auf, und theilt über die Unterdrückungen des Waadlands durch die Berner Aristokratie Nachrichten mit, die man in vielen andern und frühern Schriften bestätigt lesen kann. — Ueberhaupt werden auch entschiedene Gegner des Verf. in seiner Schrift manche Belehrung finden.

*) Der Verf. erzählt anderswo, er habe mehr als einmal vom Abbee de la Trimouille gehört, daß dieser täglich einer Zusammenkunft im Schlosse beigewohnt habe, wo man sich mit den Mitteln beschäftigte, alles über den Haufen zu werfen. Dieses verrathen auch die Memoiren von Moleville.

Literarische Notizen.

— Eine wahrhaft schreckliche Geschichte, wie dem Stadtpfarrer Dereser in Carlsruh, von einem Minister Nahmens Andlau mitgespielt worden, enthalten die Wachlerschen Annalen Septemberheft. Sie ist so empörend, daß wir sie noch nicht glauben mögen. Sollte sie aber wahr seyn, so wird der neue Großherzog dem so schmählich Unterdrückten gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dereser's ganzes Verbrechen bestand darin, daß er in einer Leichenrede an des unvergeßlichen Carl Friedrichs Grabe dessen Enkel vor Schlingen, das ist, vor schlechten Ministern und Rathgebern warnte; weil er glaubte, nicht nur berechtigt, sondern sogar von Amtswegen verpflichtet zu seyn, die Wahrheit zu sagen, sie möge seinen Zuhörern süß oder bitter schmecken. Mehrere, an den Großherzog gerichtete Vorstellungen, blieben ohne Erfolg. Die letzte derselben ist hier abgedruckt und allerdings sehr stark; aber auch diese blieb ohne Antwort. Solche Willkühr der Minister muß freilich den Wunsch erregen, sie zur Verantwortung ziehen zu können, und — vorausgesetzt die Anklage sey wahr — wird jeder rechtliche Mann wünschen, den Herrn von Andlau derb gezüchtigt zu sehn. —

— Im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger wird aus einem alten Buche ein Recept mitgetheilt, wie man es anzufangen habe, um in einer Entfernung von 100 oder 1000 Meilen sich die Nachricht mitzutheilen, ob man gesund oder krank, lebendig oder todt sey. Bei der Trennung zweier Freunde nehmlich, ritzt sich der Eine am Arm, der Andere in den Finger, daß es blutet, und beide lassen wechselseitig einige Tropfen von ihrem Blute in die Wunde des Freundes laufen, und legen dann ein Pflaster darüber. Die Wunden heilen bald. Wenn aber der Eine mit einer Nadel seine Wunde berührt, oder gar sticht, so fühlt es der Andere, er sey wo er wolle, und stirbt der Eine, so fängt der Arm des Andern an zu faulen. Alle die an den Magnetismus glauben, werden auch hieran nicht zweifeln. —

— In demselben Anzeiger wird erzählt, daß ein, mit der Clairvoyante Maria Rübel angestelltes Experiment, da sie einen allzuwohl verwahrten Brief mit dem Magen lesen sollen, sehr übel für die Ehre der Kunst abgelaufen, denn es fanden sich an dem Briefe „so auffallende Spuren absichtlicher Verletzung," daß der Betrug offenbar wurde, und Hr. Köttger, (vermuthlich der Magnetiseur), zuletzt die Gesellschaft dringend bat, die Sache mit Stillschweigen zu bedecken, und im Publikum blos für einen mißrathenen Versuch auszugeben. Es sind auch Prediger als Zeugen dabei gewesen, und diese werden aufgefordert, die Wahrheit öffentlich zu erklären. — Später hingegen macht besagter Hr. Köttger bekannt, „was in dieser Begebenheit als Betrug erscheine, sey der stärkste psychologische Beweis für die Wahrheit aller frühern Beobachtungen." Das Räthsel jedoch zu erklären, behält er sich noch vor. — Indessen liefert der Anzeiger ein Seitenstück zu den magnetischen Manipulationen, das Messen bei der Abzehrung. Wer nehmlich den Appetit verliert und mager wird, von dem sagen die schlesischen Landleute, er habe die Verzehrung. Da muß der Kranke zu einer Messerin gehn, deren jedes beträchtliche Dorf Eine hat, gewöhnlich ein altes Weib. Die läßt den

Patienten die Arme ausspreiten, mißt ihn mit einem Faden von dem Scheitel zur Sohle, und wiederum von der einen Hand zur andern. Ist die erste Länge kürzer als die andere, so ist die Abzehrung da, und reicht etwa der Faden nur noch bis zu dem Ellenbogen, so ist keine Hülfe mehr. Diese Probe ist auch zugleich die Cur. Der Kranke wird zu verschiedenen Zeiten 6 bis 8 Mal immer wieder gemessen, wenn dann der Faden nach den Handspitzen zu avancirt, so bessert sich der Patient, und mit Erreichung der Fingerspitzen ist die Cur vollendet. Diese Procedur ist nicht um ein Haar lächerlicher oder unwirksamer als der animalische Magnetismus. —

— Da halte man sich doch lieber an Hochheimers Haus- und Kunstbuch, von welchem kürzlich Hr. Professor Poppe die vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage herausgegeben hat. Dieses Buch ist in der That außerordentlich reichhaltig an Unterricht in allerley nützlichen Künsten, welche der Natur abgelauscht worden, und entweder des Herausgebers eigne Erfahrung, oder die Erfahrung glaubwürdiger Schriftsteller, bürgt für das Gelingen. Jeder Haus- oder Landwirth, jeder Handwerker oder Künstler, so wie jeder Kunstliebhaber, kann zum Nutzen und Vergnügen sich Raths daraus erholen. —

— Eine Gesellschaft von Gelehrten hat angefangen, ein allgemeines Repertorium der neusten in- und ausländischen Literatur herauszugeben. Des ersten Bandes erstes Stück zeigt auf 64 Seiten gegen 60 neue Werke an, die in deutscher, französischer, englischer und italiänischer Sprache erschienen sind. Die Beurtheilung ist freilich kurz, auch wohl etwas trocken, und darum möchte zu fürchten seyn, daß, der Kürze halber, die Gelehrten, und der Trockenheit halber die Ungelehrten diese Literaturzeitung in nuce nicht lesen werden, die übrigens durch einen anständigen Ton sich vortheilhaft auszeichnet. —

— Jemand hat eine Kehrseite Wessenbergs geschrieben, die wir das Vergnügen haben nicht zu kennen. Ihm ist geantwortet worden durch eine Kopf- und Herz-Seite Wessenbergs, die wir vor uns liegen haben. Der Verfasser ist ein hitziger Kämpfer, der den römischen Stuhl noch härter angreift als Weissenbergs Gegner zu Schanden macht, ja der auch manches Kühne, den Gläubigen aller christlichen Religionen anstößige Wort fliegen läßt, bald sich über die katholischen Gebetbücher, das Marianische Waldtrompetelein, die geistliche Klistierspritze für verstopfte Sünder u. dgl. lustig macht, bald auf Menschen deutet, die zwei linke Füße an einen Heiligenleib verkaufen; bald erinnert, die römische Curia ziehe vom blinden Glauben mehr Vortheile als der himmlische Vater, und Rom wolle durchaus kein Reis von der Ruthe herauszupfen lassen, mit welcher stets herum gehauen worden. — Bisweilen haben wir den Verfasser durchaus nicht verstanden. Z. E.: „versteht der Arzt den Kranken hinzuhalten bis die „Natur wirkt, so wird er berühmt, deren doch ein König „vierzig überleben kann.“ Wie das zusammen gehört, mag Gott wissen! Solcher Stellen finden sich viele. —

— Von demselben Verfasser ist Pantalon der Brillenschleifer im Breisgau, auch eine Ehrenrettung Wessenbergs gegen den Verfasser einer Schrift: über Wessenbergs Aufenthalt im Breisgau, die wir nicht kennen. Dieser Pantalon ist in demselben Tone geschrieben, der in der Kopf- und Herzseite herrscht. Hier ein Paar Proben: „Sie dürften es bereuen, sich auf „das frühere Zeitalter berufen zu haben. Nein, Lieber, die„sen Skandal mag ich nicht erleben, und lassen Sie mich für „diesen Fall aus dem Spiele; denn ich wette, Alexander VI. „steht mit seinen, aus dem römischen Schatze versorgten, „vielen Kindern gleich an der Spitze, wie der Viertelmeis„ter Wolf in den Hussiten vor Naumburg; ihm zur Seite „rechts Leo X. mit dem Sünden-Tarregister, und links „Johann XXII. mit der Peitpeitsche.“ — „Freilich haben „alle Miethlinge, so wenig als der römische Hof, gewußt, „daß den Deutschen das Loch in der Bärennase zugewachsen „sey, in welchem sonst der römische Ring gelaufen ist.“ — Der Verfasser erzählt auch, das bairische Concordat sey von Rom aus sämmtlichen Pfarrherrn mit einer geheimen Instruction zugesandt worden, und eine geistliche Gesellschaft in Baiern habe 1100 Unterschriften für eine geheime Adresse an den heiligen Vater negociirt. Wenn das wahr ist, und die Regierung es duldet, so möchte doch wohl das Loch in der Bärennase noch nicht zugewachsen seyn. —

— Eine merkwürdige Broschüre ist: Willemer's vorjährige Erfahrungen in der gesetzgebenden Versammlung (zu Frankfurt am Mayn.) Aus dieser lernen wir, wie bei der Wahl der Vice-Präsidenten der Senat nach Einfluß geizt; wie ein Hochedler Rath gegen einen, der Stadt nachtheiligen Beschluß der Bundesversammlung — nichts gethan, und auf erfolgte Anmahnung geantwortet: Moralien gehörten nicht in die gesetzgebende Versammlung; wie derselbe den Stadtwald von dem Communal-Vermögen zu trennen gesucht; wie keine Nachweisung noch befriedigende Auskunft über den Ertrag der Staatsgüter zur Sprache komme; wie die Kosten der Verwaltung so hoch gestiegen sind, daß jede Seele jährlich 20 Gulden zu verwalten kostet; wie die Staatsschulden, statt abzunehmen, jedes Jahr zugenommen, obgleich kein Feind vor den Thoren gewesen, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Im Ganzen ein neuer Beweis, daß alle Regierungsformen gut oder schlecht sind, jenachdem sie gehandhabt werden. — Frankfurt hat eine Constitution. —

— Herr Professor Kayßler hat eine Würdigung der Turnkunst nach der Idee (nemlich nach seiner Idee) drucken lassen, die von Steffens hinreichend widerlegt worden. Wir wollen aus dieser Broschüre blos anführen, daß die Turnkunst „eigentlich Lebenskunst, oder noch ge„nauer, Erziehungskunst zum gemeinsamen Leben nach der „Natur und Wahrheit“ heißen sollte; daß „der (südamerika„nische) Fieberbaum ein chinesischer Baum ist; (?) daß „Deutschland vielleicht schon 10000 Turner zählt; daß der „Staat künftig nur Turner brauchen soll, weil sie die uner„schrockendsten, furchtlosesten und abgehärtesten in den Gefah„ren des Krieges, so wie die unbestechlichsten in den Aem„tern des Friedens seyn werden; (das muß die Zeit lehren,) „daß die altdeutsche Kleidertracht keine Spielerey, sondern „blos gegen die Einfälle eines Pariser Hofschneiders gerichtet „sey u. s. w.“ (Wir könnten noch manches hinzu fügen, aber uns ekelt schon vor der losen Speise.) —

— In einer Sitzung der Pariser Academie der Wissenschaften, hat ein Herr von Varennes, veranlaßt durch den Brand des Theaters Odeon, vorgeschlagen, statt der Leinwand, ein von allem Fett wohl gereinigtes wollenes Zeug zu den Decorationen zu nehmen, es mit Alaun zu schwängern, und dann wohl zu glätten, um darauf mahlen zu können. Die Academie hat Commissarien ernannt, um diesen Vorschlag zu prüfen. —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 29. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Zur Lectüre für weibliche Bildung.

1) Symposion. Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung. Von Chr. und Aug. Bernhard. 2te Aufl. 1817.
2) Weltkunde, ein Mittel höherer Geistesbildung für die spätere (erwachsene) weibliche Jugend, von L. A. Kähler. 1r Thl. mit Kpf. 1818.
3) Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde, nach den besten Quellen ꝛc. bearbeitet von J. G. Sommer. 4 Hefte. 1819.
4) Auswahl aus den Papieren einer Unbekannten, herausgegeben von Fr. Jacobs. 1r Band. Frauenspiegel.
5) Lebensbilder von der Verf. der gesammelten Briefe von Julie.
6) Poetische Werke von Aloys Schreiber. 3r Band. Erzählungen in Prosa.
7) Gemeinnützige Waaren-Encyclopädie, oder allgemeiner Rathgeber beim Waareneinkauf, hauptsächlich zur richtigen Kenntniß und vortheilhaftesten Auswahl der Waaren, und zur Verhütung vor Betrug, als ein Handbuch für Hausväter, Hausmütter ꝛc. in Alph. Ord. von Poppe.

Wir stellen hier einige Schriften zusammen, die dem schönen Geschlecht Bildung, Unterhaltung und häuslichen Nutzen gewähren können. Weniger als je darf unserm Zeitalter die Bildung einer Hälfte des Menschengeschlechts gleichgültig seyn, da auf ihr Familienglück und Länderwohlstand mit beruhet. Es sey uns vergönnt, zuerst Einiges über die genannten Schriften im Einzelnen zu berichten, und sodann etwas aus unserm Beobachtungskreise über die heutige weibliche Bildung beizufügen.

Nro. 1. kündigt seinen Zweck im Titel an, und ist das Erzeugniß eines zarten Sinnes, das eine Empfehlung verdient; sich auch schon selbst empfohlen hat, wie diese 2te Auflage beweist. Eine ernste Belehrung finden die Leserinnen in Nro. 2. und 3. Beide Schriften sind in ihrer Art zweckmäßig bearbeitet, und indem sie dem Blicke eine weite Aussicht in die unermeßliche Werkstatt der Schöpfung eröffnen, muß sich die Neigung des jungfräulichen Herzens von faden, herzerschlaffenden, geistlähmenden Halbdichtungen abwenden, und die Fähigkeit erlangen, an der Schönheit des wirklichen Lebens und seiner Umgebung, (von deren Größe und tiefen Bedeutung jede Dichtung nur ein ahnendes Bild ist,) die Seele zu vergnügen.

Nro. 2. hat der rühmlich bekannte Verfasser des Herrmann von Löbeneck, der Theodore von Manstein, und anderer Romane, bearbeitet; er ist ein Geistlicher, der eine Unterrichtsanstalt zur höhern Bildung für Töchter gegründet hat, und also in der Phantasie- und wirklichen Welt zu Hause ist. Sein Handbuch der Weltkunde ist nach einem großen Plane angelegt, und soll eine anschauliche und vollständige Belehrung über Sternkunde, Naturkunde, Länder- und Völkerkunde, Geschichte und Religion für alle die enthalten, welchen Gelehrsamkeit entbehrlich ist. Der vor uns liegende erste Theil enthält I. die Sternkunde, als Lehre vom Weltumfange, also unser Sonnengebiet mit Planeten und Kometen, und das Sterngebiet. II. die Naturlehre, ihre Kräfte und Wirkungen. Des Verf. Methode zeichnet sich dadurch aus, daß er jeder Lehre einen Hauptgedanken zum Grunde legt, auf den er durch ein allmähliges Fortschreiten vom Kleinen zum Großen, und vom Nahen zum Fernen kömmt; und den er bei der deutlichen und kräftigen Darstellung der Naturkräfte verfolgt, um von der an sich leeren und erdrückenden Anschauung der Weltmassen und Welträume, in eine überströmende und erhebende Anschauung voll mannigfaltigen Lebens überzugehen. Auf diese Weise sucht er eine geordnete und gedankenweckende Reihe von Kenntnissen in das junge Gedächtniß zu bringen, eine wissenschaftlich-religiöse Weltansicht einzuprägen, und die gewählte Einkleidung des Vortrags wird der verdienstlichen Absicht des Verf. zu Hülfe kommen. Einen Theil dieser Gegenstände findet der Liebhaber in Nro. 3. noch ausführlicher behandelt. Man kann den Inhalt dieser Hefte als eine populäre Astronomie in Verbindung mit mathematischer Geographie und Kalendereinrichtung betrachten, und der Vortrag ist nach einem durchdachten Plane geordnet. Vielleicht theilen wir ein andermal einige Stellen daraus mit. Nro. 4 — 6 sind mehr zur Unterhaltung und moralischen Meditation geeignet.

In Nro. 4, das vorzüglich für Stunden einer sich sammeln wollenden Seele paßt, erhalten wir

Ausgegeben den 25. März.

den Nachlaß von Papieren einer liebenswürdigen Familie, die in beschränkten Verhältnissen ihr Glück in sich selbst, in Gott und in der Erfüllung ihrer Pflichten gesucht hat; die oft ein rauhes Schicksal anfeindete, und die dennoch, bei der festen Richtung der Seele auf das Bleibende, mit Vertrauen und ruhigem Sinne, durch bedornte Lebenspfade zur Ruhe gieng. Sie enthält gediegene Worte für den, der für ein gediegenes Leben Sinn hat. Die Lebensbilder Nro. 5. enthalten sechs kleine, gut vorgetragene Erzählungen, worunter wir die erste: die literarische Hausfrau nahmhaft machen. Diese hat für ihre Schriften, wie für ihr Leben, nur ein und dasselbe Titelblatt: „Gute Frau und gute Mutter." Diese hat sie nur überall gewollt; sie schrieb gut, aber doch nur, um ihre Existenz zu sichern. Sie nennte ihre Schriftstellerey nur ihre Schattenseite. Darum merkte man ihr weder diese, noch eine gewisse Männersucht, noch jene Frauen- und Wirthschafts-Verachtung an, deren sich zuweilen die gelehrten Damen von Ton sogar öffentlich rühmen sollen. — Wiewohl neuerlich eine Litt. Zeit. dem Verf. von Nro. 6 übel mitgespielt hat, die ihm alles poetische Talent abspricht, so glauben wir doch, die oben genannten Erzählungen, vor vielen andern, zur Unterhaltung empfehlen zu dürfen. Endlich, da der Mensch, neben der Geistesnahrung, auch das bedenken muß, was seinen Leib angeht, so haben wir in Nro. 7 das praktische Handbuch zur Waarenkenntniß angefügt, da wir den lieben Hausfrauen doch gewöhnlich den Einkauf fürs Haus überlassen. Schon vom Anfange des vorigen Jahrh. hat man ein Betrugslexikon eines gewissen Paul Hönns, das wohl einer verbesserten und wahrscheinlich zu erweiternden Ausgabe bedürfte. Der gegenwärtige Autor geht zum Theil mit auf die Waarenverfälschung ein, beschäftigt sich aber hauptsächlich mit ihren natürlichen Eigenschaften. Wir empfehlen es wirthschaftlichen Frauen zum Nachschlagen; zweifeln aber, daß sich die Verkäufer manche der vorgeschlagenen Waarenproben gefallen lassen. Lassen Sie uns nun den Vorhang von der heutigen weiblichen Erziehung ein wenig lüften. Dort, sehen Sie, rathschlagen ein paar junge Eltern sehr ernsthaft darüber, welches Talent bei der kleinen Polyrena, oder Alwine zuerst ausgebildet werden soll; denn das Ding kann schon Papa und Mama stammeln, ist erstaunlich klug, und ein frühzeitiger Erfolg trägt doch auch Zinsen auf dem Boden der Eigenliebe. Die Frucht einer guten Erziehung reift erst am Ende derselben; eine glänzende bezahlt die Mühe früher durch das Bewundern der Menge. Darum eilt jener treuherzige Oekonom, (ohne daran zu denken, ob auch das Korn oder die Wolle recht lange theuer bleiben werde,) um das Töchterchen nach der Residenz zu schaffen. Da lernt sie singen, hüpfen, spielen, sticken, Phrasen drechseln, Schauspiele besuchen, Thee's arrangiren, daß es eine Freude ist, zu sehen, wie sich das gute Kind vom Hause von den Ihrigen und von ihren Verhältnissen entwöhnt. Nun tritt sie in den Ehestand und soll dem Manne beistehen, da stickt sie; sie soll das Gesinde in Ordnung halten, da singt sie; sie soll die Kinder besorgen, da liest sie. Kurz sie kann viel mehr als sie braucht, nur das nicht, was sie braucht und was ihr wohl gar anekelt. Sie weiß Alles, außer was sie selbst ist, und was sie soll. Sie ist mit mancherlei Ansprüchen erzogen und an die Genüsse des Reichthums gewöhnt. Wie? wenn nun der Gatte nur ein mäßiges Auskommen zu schaffen vermag? wie? wenn der Eltern Habe durch eignen Luxus gemindert, oder durch den gerade jetzt dem Erwerb drohenden Wechsel der Dinge verzehrt wird? Und wenn alsdann Sorge und Verwirrung etwas mehr fodert, als eine trillernde Kehle und klimpernde Finger? wie dann? dann wird weder eine Opernarie, noch die Bekanntschaft mit Calderons standhaftem Prinzen u. s. w. aushelfen. — Man sieht, wir beziehen unsere Bemerkungen hauptsächlich auf den Mittelstand, worin jetzt eitle Mütter und schwache Väter Geistesputz mit Geistesbildung verwechselnd, das junge Gemüth mit prunkenden Zierrathen so behängen, daß für die stillen Tugenden ihrer künftigen Verhältnisse kein Raum bleibt. Sie sind in der Mythologie bewandert, wissen aber von Hausgöttern nichts; sie reden mit allerlei Zungen, aber das kluge Wort bei den Launen des Mannes, das tröstende bei seinen Sorgen, das mild-ernste für das Gesinde fehlt. Der Putz wird zum Alltagskleide gewählt, und das eitle Vergnügen des glänzenden Moments wird der Kunst in allen Zuständen und Altern des Lebens zu gefallen vorgezogen.

Man bedenkt auch nicht, daß die Erziehung nur denen viel giebt, die schon die Natur reichlich begabte; man will aus jedem Klötzchen eine Huldgöttin schnitzen. Das giebt denn eine Menge verschnitzter Grazien, die man häufig in die Modeladen eilen, aber desto seltener zur Trauungskirche führen sieht. — Aus solchen Rücksichten empfehlen wir allen wohlmeinenden Eltern etwas mehr Nachdenken über die Erziehung ihrer Töchter; denn ihr künftiges Glück und ihre Zufriedenheit beruht weniger auf Anfüllung des Gedächtnisses und auf conventionellen Manieren, als auf der schönen Tu-

gend der Hingebung an die Pflicht, die ihre Bestimmung ist und ihr Genuß seyn muß. Wo soll der kräftige Vorsatz der Entsagung, die Erhebung der Seele herkommen, wenn der Kitzel der Eitelkeit und die herrschende Glanzsucht unsere Kraft, für Andere zu leben, schwächt, wo nicht gar zerstört? Viel Lesenswerthes darüber und über das, was Bildung zu heißen verdient, wird man in der Vorrede zu Kählers Weltkunde, (Nro. 2.) finden. Wir wollen zum Beschluß folgende Stelle ausziehen: „Die gemeinschaftliche Erziehung scheint an und für „sich so wenig, wie Kosterziehung, dem weiblichen „Wesen zuzusagen. Gerade die Gewohnheit und „Neigung, sich an das Nächste mit aller Liebe eines warmen Herzens, und aller Kraft eines lebhaften Geistes zu heften, und eine damit verbundene, der jungfräulichen Schaam ähnliche Scheu „gegen das Fremde, und gegen jenen geräuschvollen „Lebensmarkt, wo der Mann sich zu tummeln berufen ist, sind Grundzüge dieses Wesens, und das, „was Jungfrauen liebenswürdig und Frauen ehrwürdig macht. Wie wollen diese Grundzüge bestehen, wenn die Jungfrau in früher Jugend von „den Banden des Hauses losgerissen, an eine erkaufte, (oft sehr theuer bezahlte,) Mutterliebe, und „eine von allen Ecken der Welt hergeschneite Schwesternmenge gewöhnt wird? — Die wirklich besten „und edelsten Frauen tragen oft Zeit ihres Lebens, „gleich einer Schnürbrust, diese Sucht zu prunken, „und sinken oft, von der schauspielerischen Anstrengung, ihre Bildung zu zeigen, ermattet, insgeheim in krampfhafter Ohnmacht nieder, blos weil „sie das, was sie lernten, nicht als Nahrungssaft „ihrer eignen innersten, edelsten Natur, sondern „nur als einen in der Gesellschaft nothwendigen und „auszeichnenden Schmuck erlangten." — Wir wollen davon absehen, daß die Kost- und Pflegeeltern öfters mit ihrer eignen Bildung noch nicht recht fertig sind, ohne es zu merken; in jedem Falle werden die meisten, um doch für ihr Kostgeld ein täuschendes Kunststückchen zu liefern, der Bildung des Pflegekindes eine solche Richtung geben, die dessen Ansprüche ans Leben höher spannt, statt es ihm unter allen Umständen leicht und klug tragen zu lehren. Das heißt aber ein junges Herz um seine künftige Zufriedenheit betrügen. Dazu sind die Residenzen — wie gemacht.

Bescheidene Fragen.

In Bayern hat die Armee, den neuesten Zeitungs-Nachrichten zufolge, sich's verbeten, den Eyd der Treue auf die Constitution zu leisten, da der König die vollziehende Gewalt sich ausdrücklich vorbehalten habe; ein Vorbehalt, mit dem die Leistung des Eydes im Widerspruch stehe. Diese, in dem jetzigen Augenblicke sehr wichtige, Begebenheit, veranlaßt den gesunden Menschenverstand, allerley Fragen aufzuwerfen, deren genügende Beantwortung ihn erfreuen und beruhigen würde. Nur müssen wir voraus erklären, daß wir bey diesen Fragen nicht gerade Bayern im Auge haben, sondern jedes constitutions-durstige Land, in dem es eine Armee gibt.

Erste Frage: Kann ein blindes Werkzeug einen Eyd schwören? — Man glaube ja nicht, als wollten wir der militärischen Ehre im mindesten zu nahe treten, indem wir die Armee, in Hinsicht ihrer Bestimmung, ein blindes Werkzeug nennen; nein! das Militair selbst gibt sich für nichts anders aus. Wie viele brave Officiere haben wir gekannt und kennen sie noch, die, wenn von den ungerechten Kriegszügen nach Spanien und Rußland die Rede war, die Achseln zuckten, die Abscheulichkeit dieser Expeditionen zugestanden, und ihre eigene tapfere Theilnahme an denselben blos mit den Worten entschuldigten: der Soldat muß gehorchen. Dasselbe gilt von allen Kriegen. Der Soldat darf nie untersuchen, ob sie gerecht oder ungerecht sind? er muß gehorchen. Folglich ist er ein blindes Werkzeug.

Zweyte Frage: Wenn nun aber doch der Soldat den Eyd auf die Constitution leistet, heißt das nicht: nun will ich nicht mehr blind gehorchen! nun will ich, so oft mir etwas befohlen wird, erst, meinem Eyde gemäß, untersuchen, ob das Befohlene auch mit der Constitution übereinstimmt? — Diese Untersuchung kann ein Jeder nur nach dem eigenen Maaße seiner Einsichten anstellen; dieses Maaß ist sehr verschieden, folglich werden auch die Resultate der Untersuchung sehr verschieden seyn, und nicht die Befehle des Fürsten, sondern tausend eigne Meynungen werden auf tausenderley verschiedene Weise die Armee in Bewegung setzen.

Dritte Frage: Wird in diesem Falle das noch existiren, was wir bisher unter dem Wesen einer Armee verstanden haben?

Vierte Frage: Oder soll die Armee den Eyd leisten und dennoch blind gehorchen wie zuvor?

Fünfte Frage: Kann man einem ehrlichen Manne zumuthen, einen Eyd zu leisten und sich hinterdrein, um diesen Eyd gar nicht weiter zu bekümmern? oder

Sechste Frage: Darf man voraussetzen, daß

Digitized by Google

ein Fürst nie etwas anders befehlen werde, als was der Constitution gemäß ist? — Von den jetzt lebenden Fürsten glauben wir solches gern; aber wird denn nie Einer auftreten, der anders gesinnt wäre? — Die Geschichte möge antworten.

Siebente Frage: Gesetzt nun der Fall, es gäbe einmal einen solchen Fürsten: was soll die Armee thun? — Gehorchen? — Dann handelt sie gegen ihren Constitutions-Eyd. — Nicht gehorchen? — dann handelt sie gegen ihren Dienst-Eyd.

Achte Frage: Wenn sie gehorcht, was wird daraus entstehen? — eine Revolution. (Siehe zum Beyspiel Schweden unter Gustav III.)

Neunte Frage: Wenn sie nicht gehorcht, was wird daraus entstehen? — eine Revolution. (Siehe zum Beyspiel England unter Cromwell.)

Zehnte Frage: Hängt folglich nicht am Ende alles wieder an der Persönlichkeit des Fürsten, die Constitution sey welche sie wolle? — Kann ein unternehmender, ihr abgeneigter Fürst nicht in jedem Augenblicke durch Hülfe der Armee sie umstoßen?

Eilfte Frage: Wo bleibt denn nun der gerühmte Vortheil, das bey Repräsentativ-Verfassungen es gleichgültig sey, ob ein schlechter Regent auf einen guten folge oder nicht? — Wo anders, als in der Persönlichkeit des Fürsten liegt die Bürgschaft für Erhaltung der Constitution?

Zwölfte Frage: Liegt sie etwa in der Bundesversammlung zu Frankfurt? — Aber gesetzt, der entschlossene Fürst gehorche deren Ausspruche nicht? wie machte sie diesen geltend?

Dreyzehnte Frage: Werden die übrigen Bundesglieder einen Krieg deshalb anfangen? werden sie nicht erst zu vermitteln suchen? — Und wenn jener Fürst ihnen antwortet: „die Wiener Congreß-„Acte hat mir zwar die Verpflichtung auferlegt, eine „ständische Verfassung einzuführen, meiner Convenienz aber ganz überlassen, wie viele oder wie „wenige Rechte ich meinen Ständen zugestehen „wolle? ich habe es versucht mit vielen, allein der „Versuch ist mißlungen, und folglich steht es nun in „meiner Macht, die vielen Rechte auf wenige „zu beschränken. Ich thue solches zum Heyl meines „Landes." — Was wird man ihm antworten?

Vierzehnte Frage: Aber gesetzt, man bekriegt ihn, wird man siegen? und gesetzt, man siege, wird es nicht Blutströme kosten? — und wird die Armee des wiederspenstigen Fürsten nicht gezwungen seyn, mit ihm zu stehen oder zu fallen? und folglich gegen ihr Vaterland zu fechten? — und werden die übrigen Fürsten gern gegen Grundsätze kämpfen, die sie vielleicht heute oder morgen zu den ihrigen machen müssen, wenn anmaßliche Leidenschaften sie dazu zwingen?

Funfzehnte Frage: Da in jedem Falle der Sieg nur durch Armeen erfochten werden kann, so entsteht nun wieder die Frage: ob diese Armeen die Constitutionen ihrer Länder beschworen haben oder nicht? — haben sie sie beschworen, so brauchen sie nicht blind zu gehorchen, und wird dann nicht ein Theil derselben nach andern Ansichten handeln wollen? — haben sie sie nicht beschworen, wo ist dann die Bürgschaft für die Constitutionen ihrer eignen Vaterländer?

Sechzehnte Frage: Muß man nicht unterscheiden zwischen executiver Macht und executiver Gewalt? ist nicht die Macht das Geistige, die Gewalt das Körperliche? ruht jene nicht im Fürsten? diese in der Armee? und muß der Geist den Körper nicht regieren? kann man einem Arme vorschreiben, sich anders zu bewegen als der Kopf es will?

Siebenzehnte Frage: Scheint nicht aus alle dem hervorzugehen, daß stehende Heere und Constitutionen — so wie wir sie jetzt verlangen — entweder nicht vereinbar mit einander sind? oder daß die letzteren keine Sicherheit gewähren? — wie kann man der Willkühr Schranken setzen, so lange die Armee, ohne untersuchen zu dürfen, was Willkühr ist, ihr gehorchen muß? oder wie kann man der Armee einen andern Standpunct anweisen als ihre Fahnen?

Wer alle diese Fragen genügend löst, Magnus mihi erit Apollo.

Verantwortlichkeit der Minister.

Bekanntlich ist eben jetzt in Frankreich über diesen Gegenstand ein Gesetz in Vorschlag, worüber der europäische Censor, in seinem neuesten (eilften) Bande sich folgendergestalt äußert: „Sobald in Frankreich die Grundsätze einer repräsentativen Verfassung wiederum zur Sprache kamen, begehrte man dringend jenes Gesetz; seitdem aber ist dieses Verlangen immer schwächer geworden, und jetzt giebt es kein Gesetz, dessen Bedürfniß man weniger fühlte. Das ist keine Folge einer rückgängigen Bewegung, sondern das Resultat der Erfahrung. Man hat sich nemlich überzeugt, daß Unfähigkeit, Unwissenheit und Bosheit der Unterbeamten weit mehr schreyende Mißbräuche erzeugen, als die, welche von den Ministern selbst herrühren. Man hat gefühlt, daß es

lächerlich wäre, den Ministern zu Leibe gehn zu wollen, in einem Lande, wo die Präfecten, die Unterpräfecten, die Maire's, die Policey-Commissaire, die Gensd'armen, und sogar die Feldwächter unantastbar sind."

„Man ist noch weiter gegangen. Man hat eingesehen, daß selbst die Verantwortlichkeit der Unterbeamten nur ein schwacher Damm gegen Unterschleife sey. Es ist besser, hat man gesagt, die Macht so zu organisiren, daß kein Mißbrauch entstehen könne, als Mittel gegen den Mißbrauch zu suchen. Man gebe den Gemeinden und Departements die Berechtigung wieder, ihre Verwalter selbst zu wählen, den Nationalgarden die, ihre Officiere zu ernennen; man organisire die Tribunale, und besonders die Jury's, so, daß sie nicht blos Beauftragte der vollziehenden Gewalt sind; und man wird der Verantwortlichkeit der Beamten wenig bedürfen; man wird sich wenigstens nicht beklagen können, da alles böse, was uns zustoßen könnte, alsdenn größtentheils von uns selbst ausgehen würde."

„Es gehört bei einem armen Teufel schon eine große Dosis von Muth dazu, wenn er es wagen soll, wir wollen nicht einmal sagen, gegen einen Präfecten, oder Unterpräfecten, sondern nur gegen einen Maire oder Gensd'armen zu klagen. Spottet man folglich seiner nicht noch obendrein, wenn man ihm die Berechtigung, die Minister selbst anzugreifen, als eine Bürgschaft vorgaukelt? es giebt vielleicht in Frankreich nicht hundert Personen, welche es wagen würden, nicht die Sache wirklich zu unternehmen, sondern auch nur den kühnen Gedanken zu fassen."

„Der neue Gesetzesvorschlag ist folglich nichts, oder blutwenig. Die Cammern mögen ihn annehmen oder verwerfen, ihn modificiren oder lassen wie er ist, ihn verschieben oder gleich vornehmen; alles das kann uns gleichgültig seyn; wir werden deshalb keinen Mißbrauch mehr oder weniger sehn. Wird das Gesetz angenommen, so wird es in das Büllettin der Gesetze begraben, und vielleicht werden Jahrhunderte verfließen, ehe es Jemanden einfällt, es da aufzusuchen. Wahrhaft wichtig aber für Frankreich ist eine neue Organisation der Verwaltung, welche die Mißbräuche an der Wurzel abschneidet; und dann: eine Reform der Gerichtsordnung. Zum dritten die Verantwortlichkeit der Unteragenten der Gewalt. Die Verantwortlichkeit der Minister hingegen kommt erst in die vierte Reihe, und vielleicht wäre wenig Gefahr dabei, sie ganz für unverletzlich zu erklären, wenn sie nur von Herzen darein willigen wollten, die ihnen Untergeordneten einer tüchtigen Verantwortlichkeit unterworfen zu sehn."

„Wir werden uns also über dieses Gesetz weiter nicht heraus lassen. Sobald ein Entwurf gar kein Resultat liefern kann, so liegt wenig daran, ob er gut oder schlecht redigirt sey. Die Zeit ist zu kostbar, um sie mit solchen Untersuchungen zu verlieren. Wir brauchen Gesetze, die gleich angewandt werden; die, deren Anwendung der Nachwelt vermacht wird, betreffen uns nicht, und unsere Deputirten sitzen nicht da, um künftige Geschlechter zu repräsentiren."

„Man versichert übrigens, das Ministerium habe verschiedene Gesetzesentwürfe für mancherlei Reformen, Verantwortlichkeit der Beamten aller Classen, Verminderung der Gehalte, Abschaffung unnützer Aemter, Einschränkung gewisser Gewalten, gemacht. Aber als es die Augen auf die Liste der Mitglieder der Deputirten-Cammer warf, und als es gewahr wurde, daß so gewaltig viele königliche Procureure, General-Procureure, Präfecten, Requetenmeister, Staatsräthe, Einnehmer, Directoren und Staatsminister darin sitzen, die alle gemeiniglich sehr geschickt sind, ihre Macht und ihren Gehalt zu vertheidigen, so hat es, wie man sagt, gefürchtet, die Majorität zu verlieren, oder wohl gar des Verraths angeklagt zu werden. Darum hat das Ministerium die Mittheilung seiner Entwürfe auf eine Zeit verschoben, wo aufgeklärtere Wahlmänner nur solche Deputirte in die Cammer schicken werden, die nicht persönlich dabei interessirt sind, sich der Verminderung der Auflagen und der Errichtung neuer Bürgschaften zu widersetzen."

(Abermals ein augenscheinlicher Beweis, daß auch die beste Constitution ein Volk nicht glücklicher macht, wenn sie nicht treulich gehandhabt wird — und wo wird sie das? — Man denke nur immer an das alte gemeine Sprüchwort: Viele Köche versalzen den Brey.)

Derselbe Censeur liefert auch ein Schreiben aus Paris, aus welchem recht klar hervorgeht, auf welche erbärmliche Weise die Wahlen der Deputirten geleitet werden — denn da schreibt ein Präsident an seinen Freund: er habe den König, die Prinzen und die Minister gesprochen, Alle wären einstimmig dagegen, daß ein gewisser Mann zum Deputirten gewählt werde. Zwar sey er, der Herr Präsident, überzeugt, daß man dem Manne Unrecht thue, aber die Gesinnungen der Regierung müsse man doch respectiren; er wenigstens wolle so vielen vornehmen Leuten nicht entgegen handeln. Man müsse diejenigen wählen, die die Regierung wünsche.

Zum Exempel Hr. A. habe zwar bis jetzt sich wenig ausgezeichnet, auch wenig Einfluß gehabt, aber nun heyrathe der Polizeyminister dessen Nichte, der Polizeyminister sey allmächtig, und folglich — Ein anderer, Hr. S., sey von Natur außerordentlich gefällig. Man könnte freilich leicht einen Mann finden, der beredter und unterrichteter sey als Er, aber schwerlich Einen der gefälliger seyn würde.

(Ist es möglich, nach solchen Bekenntnissen die Repräsentativ-Verfassung noch als eine solche anzupreisen, die allein fähig sey die Völker zu beglücken? — Daß sie, redlich in Ausübung gebracht, heilbringend seyn könne, haben wir nie geleugnet, daß sie aber, schon ihrer Natur nach, mehr dazu geeignet sey als die monarchische, dem widersprechen Vernunft und Erfahrung die beiden Lehren, daß Einheit kräftiger als Vielheit das Gute wirkt, und weniger dem Verderben ausgesetzt ist.) —

Eine Religions-Veränderung seltener Art.

„In meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele." Das mag ein Trostsprüchlein für alle seyn, die äußerer Beweggründe halber von einer Kirche zur andern übertreten, wenn es etwa einen Thron, eine vornehme Heirath, eine glänzende Versorgung gilt. Einer Kirche, der es mehr um das Bekennen als um das Erkennen zu thun ist, werden auch solche Gäste immer willkommen seyn. Es giebt aber auch innere Antriebe zu solchen Religionsänderungen; entweder aus Hang zu Schwärmerey und heißer Phantasie, oder aus Bedürfniß eines neuen Nervenreizes, wie etwa bey den Poeten und Weibern von einem gewissen Alter, oder aus Reflexion und wahrer Ueberzeugung. Von der letztern Art zählt die protestantische Kirche, die nichts auf Proselytenmacherey hält, nur wenige, aber desto achtungswerthere, Beyspiele. Eins dieser Art erfahren wir jetzt durch eine Schrift, die ein Hr. D. Hebenstreit aus dem Spanischen Manuscript übersetzt hat, und die den Titel führt: „Manuel „Mendozay Rios Geschichte meines see„gensvollen Uebertritts zur evangeli„schen Kirche. Leipzig 1819." Der Uebersetzer erzählt in der Vorrede, daß er den Vf. mit seiner liebenswürdigen Familie auf einer Schweizer Reise im Waadlande habe kennen lernen, wo sich derselbe niedergelassen hatte. Er ist im spanischen Südamerika zu Caracas, der Hauptstadt der Provinz Venezuela gebohren, wo seine Eltern etliche große Pflanzungen besessen haben. Bey einer Handelsreise nach St. Eustache machte er im 18. Jahre Bekanntschaft mit einem jungen Engländer, Namens John Saunderson, die zu einer starken Freundschaft wurde, und den ersten Grund zu einer unbefangenen Ansicht und Prüfung der römischkatholischen Religion legte. In welchen Fesseln jene Clerisey die jungen Gemüther hält, kann man schon daraus sehen, daß sich Mendoza, als er einst mit dem Engländer in eine evangelische Kirche gegangen war, vornahm, dieses Vergehen sogleich nach seiner Zurückkunft nach Caracas zu beichten. Ein Gespräch über die vielerley Bullen und Indulgenzen, die jeder Katholik nehmen muß, wenn er sich nicht der Ketzerey verdächtig machen will, erregte sein Nachdenken über die geistliche, käufliche Waare. „Glauben und zahlen, beten und zahlen, arbeiten und zahlen, blindlingsgehorchen und zahlen." Dazu gehört freilich ein sichtbares Oberhaupt, das der Garant einer solchen geistlichen Handelsgesellschaft sey. Später lernte Mendoza in Kingston einen würdigen Geistlichen, in dem Hauptprediger Mr. Brownley und durch ihn die besten theologischen Schriften kennen. Er trat 1796 zur protestantischen Kirche über, verheirathete sich auf St. Thomas mit einer Dänin, zog nach England und von da nach der südlichen Schweiz, wo ihn der Uebersetzer kennen lernte. Die einfache Schilderung seiner wachsenden Einsicht in die Mißbräuche des Papismus *), die Aufzählung mehrerer solcher Mißbräuche und Vernunftfesseln, die Gottlob den meisten Protestanten unbekannt seyn werden, der ruhige Ausdruck, der den redlichen Forscher nach Wahrheit bezeichnet, verdienen, daß diese kleine Schrift von guten Menschen gelesen werde, um den Werth eines vernünftigen Glaubens gegen den zitternden Gehorsam für eine fremde Autorität abzuwägen.

Literarische Notizen.

— Ein deutscher Correspondent aus Paris meldet, er habe in einem unserer Blätter gelesen, daß wir uns gewundert, daß ein Franzose eine Büchersammlung nach der Größe des Formats aufzustellen empfohlen, wir würden aber wohl noch mehr erstaunen, wenn wir vernähmen, daß die große Königl. Bibliothek in Paris keineswegs nach wissenschaftlichen Fächern, sondern einzig und allein nach der Größe und Dicke der Bände aufgestellt sey. Der Correspondent erfuhr solches,

---

*) Von einem gereinigten Katholicismus, wie ihn jetzt viele von uns verehrte, würdige Glieder dieser Kirche, und selbst viele Geistliche, ein Werkmeister, Bronner, von Wessenberg u. A. bekennen, ist hier die Rede nicht. Aber Papismus ist nicht Katholicismus, am wenigsten evangelisch-apostolischer.

als er nach militairischen Büchern fragte, und man ihm antwortete: sie wären in der ganzen Bibliothek zerstreut, man könne aber, nach dem Catalog, jedes Buch sogleich finden. Als er sein Befremden über diese sonderbare Einrichtung äußerte, erwiederte man: diese Methode sey zu Ersparung des Raumes durchaus nothwendig, und es sähe so auch schöner aus. —

— Wir pflegen der fliegenden Unterhaltungsblätter zwar nie zu erwähnen, (am wenigsten derer, deren Ruf schon längst gegründet ist, z. E. Morgenblatt, elegante Zeitung, Gesellschafter u. s. w.) wir glauben aber doch zu Gunsten des Dresdner Abendblattes eine Ausnahme machen zu müssen. Wer mit Vergnügen das Morgenblatt am Morgen las, wird am Abend mit Vergnügen nach dem Abendblatte greifen; denn es gehört offenbar unter die Blätter von gutem Ton, deren Zahl fürwahr nicht häufig ist. Findet man gleich selten etwas Ungemeines, so findet man doch auch nie etwas Gemeines darin. —

— Der dießjährige Berliner Genealogische und Post-Calender ist mit einer sehr wohl gerathenen Ansicht des Berliner Opernhauses und der Lindenallee, wie auch mit trefflich gezeichneten und gestochenen Scenen aus Hamlet, Germanicus, Gisela, der gerade Weg der beste, das Blatt hat sich gewendet und die Drillinge verziert. Beim Blättern stießen wir auf das Extra-Postwesen und sahen mit Bedauern, daß das Harte, oft in seiner Anwendung widersinnige Gesetz noch immer in Preußen existirt, kraft dessen derjenige, der ganz allein in einem leichten halben Wagen mit seinem Bedienten und einem einzigen Koffer reise, gezwungen ist, drei Pferde zu bezahlen; hat er vollends seine Frau bei sich, so muß er 4 Pferde nehmen, und so für jede Person ein Pferd mehr, ohne alle Rücksicht auf Schwere oder Leichtigkeit des Wagens oder des Gepäcks, ohne Rücksicht auf guten oder schlechten Weg. Freilich sind die Wege in Preußen fast überall schlecht, aber es giebt doch hie und da Strecken, die chaussirt sind. — Wenn man dagegen im südlichen Deutschland einem sogenannten Hauderer oder Miethkutscher begegnet, der mit seinen zwei Pferden einen viersitzigen, ganz verdeckten, schwer bepackten und mit Menschen vollgepfropften Wagen so lustig dahin fährt, als ob es ein Cabriolet wäre, so kann man nicht ohne Unwillen an die preußischen Extra-Posten denken. —

— Der Verleger der Zeitung für die elegante Welt, Hr. Voß in Leipzig, hat nun auch ein Kochbuch für die elegante Welt geliefert, auf so schönes glattes Papier gedruckt, daß kein zartes Händchen sich scheuen darf darin zu blättern. Es ist die Frage aufgeworfen worden: ob die Zeitung oder das Kochbuch der eleganten Welt mehr Nutzen und Vergnügen gewährt. Jedes Ding hat seine Zeit, sagt der weise König Salomo. Man schmause nach diesem Kochbuche, und lese dann die Zeitung im Verdauungsstündchen. Uebrigens versichert unsere Hausehre von jenem, daß die Zurichtung der Speisen wirklich sehr elegant, aber freilich auch etwas theuer ist. —

— Fast hätten wir im westphälischen Anzeiger eine Merkwürdigkeit übersehn! Im Septemberheft dieses Blattes, und zwar in der Beilage Nro. 25. schließt die Wundermannische Buchhandlung eine Ankündigung einer neuen Auflage des Conversations-Lexikon mit folgenden Worten: „Wer jetzt pränumerirt und seine Bestellung macht, hat den Vortheil, die ersten und bessern Abdrücke zu erhalten.“ Also wohl gar Abdrücke avant la lettre? Wir wetten, daß der Artikel Bücher avant la lettre, in dem sonst sehr vollständigen Conversations-Lexikon fehlt, ob es gleich selbst das erste Beispiel davon aufstellt. Wir glauben aber auch nicht, daß ein Buch dadurch empfohlen wird, wenn man dem Publikum sagt, die ersten Abdrücke desselben wären besser als die letzten; denn wenn das wahr wäre, so würde Niemand nach Jahr und Tag die schlechten Abdrücke kaufen wollen. Ey! ey! Herr Wundermann! —

— Ein Ungenannter hat eine französische Epistel Heinrichs des Vierten gegen die Jesuiten an die Einwohner von Freyburg in der Schweiz gerichtet. Die Epistel selbst ist in Versen, allein ihr sind eine Menge philosophische, theologische, historische, politische, moralische und literarische Noten beigefügt, welche sämmtlich beweisen — was wir schon längst wissen, und zum Theil glauben — daß es nie größere Verbrecher aller Art auf der Welt gab, als die Jesuiten. Unterrichtete Deutsche werden nichts Neues daraus lernen. Nur die Franzosen sind bekanntlich in der Geschichte unwissend, daß sie ohne Zweifel in diesen Noten viel Neues entdecken werden. Wir begnügen uns, eine auszuheben, die nicht die Jesuiten, sondern die Franzosen selbst betrifft: „Es giebt vielleicht in Frankreich keinen einzigen Republikaner, dessen Grundsätze gegen eine Elle gewässertes Band (nemlich Ordensband) aushielten.“ —

— Frau von Sartory hat ein kleines Gemählde von Paris im Jahr 1818 ausgestellt, welches der neue graue Mann in seiner 9. Lieferung sehr spöttisch beurtheilt. Vor allen Dingen eilt er uns zu erzählen, es sey dieselbe Frau von Sartory, welche 1792 als Bäuerin verkleidet nach Landau geschlichen und versucht habe, durch eine honette Verrätherei diese Festung in die Hände der Oestreicher und Emigrirten zu spielen. Dann lächelt er über die Anecdote: daß Napoleon im Lager von Boulogne blos zum Zeitvertreib ein superbes Regiment Cürassier auf platten Böten habe einschiffen und manövriren lassen, die Alle ersoffen wären. Tags darauf habe Napoleon bei dem Admiral Bruix gespeist, und sich über die außerordentliche Größe einer auf der Tafel stehenden Steinbutte gewundert, worauf der Admiral gesagt habe: „Sire, das geht sehr natürlich zu, da Sie die Steinbutten mit Cürassiers füttern.“— Dann spöttelt er wieder über die, allerdings komische, Bemerkung der Frau v. Sartory, daß der Buchstabe C mit dem Schicksale der verstorbenen Kron-Erbin von England in seltsamer Verbindung gestanden habe, denn: „ihre Mutter hieß Caroline, sie selbst Charlotte, ihr Gemahl Coburg. Sie wurde vermählt zu Carltonhouse, in London wohnte sie im Cambforthouse, dessen letzter Eigenthümer, Lord Cambfort, im Zweikampfe blieb. Ihr Landhaus hieß Clarmont, welches zuvor einem Lord Clear zugehörte, der sich selbst umbrachte. Sie starb in den Wochen (Couches) und ihr Geburtshelfer hieß Croft.“

Da bei dieser Spielerei nur die französische Sprache gilt, so hätte Frau von S. auch noch hinzufügen können, daß die Prinzessin in einem Sarge (cercueil) begraben wurde, und daß dabei eine Menge coups de canon zu hören gewesen. — Uebrigens erfährt man aus diesem Buche, daß ein Sträußermädchen zu Paris im Januar einen großen Veilchenstrauß für 30 Sous verkauft, und daß ein gewisser Restaurateur in einem niedlichen Garten Austern auftischt, die eben so frisch sind als die, welche man in dem berühmten Rocher de Cancale schlürft. — Eine kleine galante Intrigue hält das Ganze zusammen. Fr. v. S. ist gelehrt, und, um solches anzubringen, in Uebergängen besonders stark. Will sie z. B. zu erkennen geben, daß sie die Aeneide gelesen, so läßt sie ihre handelnden Personen sagen: wir wollen in's Theater gehen. Da

wird denn zufällig Andromache gespielt, und was ist nun natürlicher als auf das dritte Buch der Aeneide überzuspringen, in welchem von Andromachen die Rede ist? — Will sie ihre botanischen Kenntnisse auskramen, so sprechen ihre Personen: wir wollen auf den Blumenmarkt gehen; u. s. w.—

— In demselben Hefte spöttelt der graue Mann über das Paradies berühmter Männer, welches ein Ungenannter in nicht weniger als 24 Bänden herausgiebt, und sich nicht wenig darauf einbildet. 7574 berühmte Männer aus allen Völkern wandeln in diesem Paradiese, und man sucht darin nicht vergebens die berühmten Namen Arpharad, Cainan, Chodorlahomor, Andonibesec, Chusan Rosathaim, u. s. w. Wie gelehrt der Verfasser ist, möge man daraus schließen, daß er 7574 eigne Anmerkungen hinzugefügt hat, von welchen z. B. die über Simson folgendergestalt lautet: „ich begreife nicht wie 300 „Füchse sich haben Feuer in den Hintern stecken lassen, denn „in meinem Leben habe ich keinen Fuchs nicht einmal von „forne gefangen." —

— Der graue Mann erzählt: ein neuernannter Feldprediger hielt Umfrage in seinem Regiment: von welcher Religion bist du? — catholisch — und du? — reformirt — und du? — lutherisch. — Endlich kam er auch an einen Grenadier, der, ohne viel auf ihn zu achten, sein Pfeifchen schmauchte, und du alter Schnurbart, von welcher Religion bist du? — von der alten Garde. — Auch erinnert der graue Mann, daß die Franzosen seit 25 Jahren Königreiche gespeist und Ruhm getrunken haben, daß diese Schwelgerei (bombance) ihre Kräfte verhundertfältigt hat, und— daß Bewegung ihnen nothwendig geworden ist. (Avis au lecteur.)

— Gegen den General Gourgaud ist schon wieder eine neue Schrift erschienen, ein Brief eines Ungenannten, der sich auf den militairischen Inhalt von Gourgaud's Schrift nicht einläßt, hingegen an dem Uebrigen sehr viel mäkelt. Z. B. es müsse nicht heißen: der Kayser Napoleon sey am 20sten März zu Paris angekommen, sondern der Ex-Kayser; den Beschluß, sich zum Dictator zu machen, habe Napoleon gleich bei seiner Ankunft in Paris gefaßt; seine Abdankung sey keineswegs das Resultat einer freien und reifen Ueberlegung, sondern eine Folge der Begebenheiten gewesen; eben so habe, bei der Nachricht von dieser Abdankung, sich keineswegs Bestürzung und Verzweiflung in der Armee verbreitet, sondern diese habe einen Menschen und ihr Vaterland sehr wohl zu unterscheiden gewußt u. s. w. Das Ganze bedeutet sehr wenig.

Notizen aus periodischen Schriften.

Die Bibliotheque historique liefert ein Schreiben aus Rom von einem reisenden Engländer, der seinen Aufenthalt in Italien nicht so reizend findet als er sich vorgestellt hatte. „Nach Allem, was man in Paris mir gesagt, glaubte ich, die französische Revolution habe einen großen und heilsamen Einfluß auf Italien gehabt; es sey aus dem langen Schlummer erwacht, in dem es gelegen, seit Carl V es in Fesseln schmiedete; die Einwohner wären freymüthiger, geselliger, kräftiger geworden, ja, es habe sich sogar ein gewisser öffentlicher Geist, eine Art von Patriotismus gebildet; die Wohlthaten der Revolution (?!) ließen sich bis in das Innere der Familien spüren; die französischen Damen, die ihren Männern über die Alpen folgten, wären in ihren reizenden Manieren und in der Decenz (?) ihres Betragens, von den Damen in Turin, Mayland und Florenz nachgeahmt worden. — Alles das mag vor einigen Jahren der Fall gewesen seyn, allein die Spuren davon verwischen sich täglich mehr, und zugleich mit den alten Regierungen sind auch die alten Sitten wieder erschienen. Da die Franzosen in den päbstlichen Staaten kürzere Zeit verweilt haben, als in dem übrigen Italien, so sind auch ihre Wohlthaten (?!) dort am wenigsten fühlbar. Die römischen Italiäner haben alle Laster ihrer Schwäche beybehalten, sind noch immer mißtrauisch, arglistig und voll Verstellung; nichts erinnert an ihren edlen Ursprung; nur Trümmer, nicht Character, haben sie von ihren Vorfahren geerbt. Die Volksmasse ist den Priestern unterthänig wie in den blühendsten Zeiten der Hierarchie; den dritten Theil des Tages bringt der Römer mit Beobachtung alberner Ceremonien zu. Ich kann nicht an mein Fenster treten, ohne irgend eine Procession von grauen, weißen oder schwarzen Brüdern oder einen Haufen junger Seminaristen zu erblicken. Meine Thür ist belagert von Bettelbrüdern, die nicht selten die berühmtesten Nahmen des Mittelalters tragen. Im Allgemeinen sind sie von sanftem und leicht zu befriedigendem Humor, aber das immerwährende Schauspiel dieser Herabwürdigung des menschlichen Geschlechtes beklemmt das Herz."

„Napoleon trägt hier wie in Frankreich die Schuld, nicht alles das Gute gethan zu haben, was er hätte thun können. In demselben Augenblicke, als seine Gewaltthaten gegen den Papst Europa entsetzten, schonte er der Priester weit mehr als man zu glauben scheint; gewiß nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Beweggründen, die denen glichen, welche ihn bestimmten, in Frankreich den alten Aristocraten zu liebkosen, und ihnen so viel möglich ihre vormaligen Gaukeleyen wieder zu geben. Gern hätte er den Priestern allen ihren Einfluß gelassen, wenn sie ihn nur dem seinigen hätten unterordnen, seine Macht ausbreiten und befestigen wollen."

„In Rom glaubt man allgemein, Oestreich habe Napoleons Pläne auf Italien betreffend geerbt; es zittre vor der gefährlichen Möglichkeit, daß der Zufall einst auf Rußlands Thron einen Mann von wilder Größe und Energie setzen könne, und auf diesen Fall wolle es seine Macht in Italien ausbreiten und befestigen, um dem durch Polen erlangten Zuwachs der russischen Macht ein Gleichgewicht zu geben. Man versichert, Oestreich wünsche, wie Napoleon, den Pabst in einen bloßen Patriarchen, gleich dem griechischen zu Constantinopel, zu verwandeln und seine Staaten mit der Lombardey zu vereinigen; es wolle nur den Tod des jetzigen Pabstes abwarten, dessen hohes Alter und ausgestandene Mühseeligkeiten kein langes Leben mehr prophezeyhten."

„Der Erzherzog Joseph ist immer noch hier, und seine langen Conferenzen mit dem Cardinal Consalvi sollen jenen Plan zum Gegenstande haben. Käme er zu Stande, so möchte schwerlich dem Kirchenstaate Glück zu wünschen seyn, da Oestreich nicht ermangeln würde, ihn durch Auflagen zu erschöpfen, wie es die Lombardey und seine übrigen Staaten jenseits der Alpen erschöpft." (Freylich, unter den Franzosen sind sie glücklicher gewesen!!!) —

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler:

Nro. 20. pag. 154. Sp. 2. Z. 31. fällt d. Wort: die weg.
— 21. — 165. — 1. — 16. st. mir: lies ich.
— — — — — 2. — 18. — denen: l. dem.
— 25. — 200. — 2. letzte Zeile st. suzeraineté: l. suzeraineté.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 30. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Die beiden Belagerungen von Saragossa.

In dem ganzen, höchst merkwürdigen und an ächt dramatischen Ereignissen so reichen Kriege, den Napoleon gegen Spanien führte, zeichnet sich die zweimalige Belagerung von Saragossa vorzüglich aus, und verdient in allen ihren Einzelnheiten dem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt zu werden. Schwerlich wird irgend ein Volk des Alterthums, selbst in der Epoche seines höchsten, glänzendsten Ruhmes, ein Beispiel von Tapferkeit und Patriotismus aufstellen können, das nicht von Saragossa's Bewohnern erreicht und übertroffen worden wäre. Es würde daher ein Verbrechen gegen die Nachwelt seyn, wenn man ihr nicht die allerumständlichsten Beschreibungen von dieser herzzerreißenden Episode des genannten Krieges zu überliefern suchte, und es hat uns Vergnügen gemacht, einen abermaligen Beitrag zu einem künftigen vollständigen Gemählde derselben in einer vor kurzem erschienenen Geschichte des Krieges in Spanien und Portugal in den Jahren 1807 bis 1814 von dem englischen Oberst John Jones und ins Französische übersetzt von Beauchamp zu finden. Unsere Leser werden es nicht ungern sehen, wenn wir ihnen aus dieser Darstellung einer so höchstmerkwürdigen Begebenheit, die allen Völkern der Erde zum nachahmungswerthen Beispiele dienen kann, hier einen kurzen, unserm beschränkten Raume angemessenen Auszug mittheilen.

Saragossa liegt in einem Thale am Flusse Ebro, auf dessen jenseitigem Ufer sich eine Vorstadt befindet, die durch eine steinerne Brücke mit der Stadt zusammenhängt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und, so weit das Auge reicht, mit Olivenbäumen bedeckt. Die Stadt wird von einer nahen Anhöhe beherrscht, die den Namen Torrero führt, und auf welcher ein Kloster nebst mehrern andern Gebäuden stehen. Die Mauern der Stadt scheinen keine andere Bestimmung zu haben, als die Erhebung der Abgaben von den hineingebrachten Waaren zu erleichtern, denn an mehreren Stellen sind sie blos durch die Mauern von Gärten, und von großen Gebäuden ausgefüllt; eben so unbedeutend sind auch die neun Stadtthore. Die Straßen sind eng und krumm, mit Ausnahme einer einzigen, die der Cozo heißt und fast in der Mitte der Stadt liegt. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich ohngefehr auf 50 tausend Seelen.

Gegen Ende des Mays 1808, stunden die Bewohner dieser ganz vertheidigungslosen Stadt, nebst den Bauern in der Umgegend in Masse auf, um sich gegen den ihnen drohenden Angriff der Franzosen zu vertheidigen. Als der damalige General-Gouverneur von Arragonien sie daran verhindern wollte, und die Absicht verrieth, sich dem Vaterlandsfeinde zu ergeben, so nahmen sie ihn gefangen, warfen ihn ins Gefängniß, und erwählten einstimmig Don Joseph Palafox, der zwar früher unter der Königl. Garde gedient aber sich noch nicht durch wirkliche Kriegsdienste berühmt gemacht hatte, zu ihrem Anführer. Die Franzosen näherten sich bald nachher von allen Seiten der Stadt, die Besatzung bestund in 220 Mann regulärer Truppen, und in dem öffentlichen Schatze befanden sich nicht volle 100 Thlr. Unschätzbar waren aber der Muth und der Patriotismus der Einwohner, und im festen Vertrauen auf diese traf Palafox sogleich Anstalten zum nachdrücklichsten Widerstand. Hierzu blieb ihm jedoch wenige Zeit, denn schon in der Mitte des Juny rückten die Franzosen mit 9000 M. Infanterie und 900 Pferden heran. Die Ausfälle der Einwohner waren fruchtlos, denn sie konnten natürlicherweise den geübten Truppen nicht widerstehen, aber sie bewiesen dabei so viele Festigkeit und Muth, daß die Feinde selbst sie bewundern mußten. Diese glaubten ohne weitere Schwierigkeit in die Stadt selbst eindringen zu können, allein zu ihrem großen Erstaunen, fanden sie einen solchen verzweifelten Widerstand, daß alle ihre Versuche vergeblich waren. Die Einwohner fochten zwar ohne alle Ordnung; ihre wenige Artillerie wurde von Leuten bedient, die der bloße Zufall zu den Kanonen führte, und jeder Einwohner ertheilte und empfing Befehle; allein ein gemeinschaftlicher Geist beseelte sie alle, und nach einer bewundernswürdigen Gegenwehr schlug sich der Sieg auf ihre Seite. Zu zweien malen waren einzelne Abtheilungen von Franzosen in die Stadt eingedrungen, aber jedesmal wurden sie bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Der feindliche General beschloß daher, die Stadt förmlich zu belagern,

Ausgegeben den 1. April.

und zog deshalb eine beträchtliche Verstärkung von Truppen und Artillerie an sich. Ohne andere Festungswerke als ihre schwachen Mauern, ohne Truppen und grobes Geschütz, um Ausfälle zu thun und die Werke der Feinde zu zerstören, verließen sich die Einwohner auf Gott, ihren Muth und ihre gerechte Sache, und faßten den einstimmigen Beschluß, die Straßen der Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Gegen Ende des Monats wurden die Franzosen Meister von Torrero, und der benachbarten Batterie, der einzigen, die von einem wirklichen Artillerie-Officier befehligt wurde; weil er nicht alles gethan hatte, was in seinen Kräften stund, um diesen wichtigen Posten zu vertheidigen, so wurde er für einen Vaterlands-Verräther erklärt, und bey seiner Zurückkunft in die Stadt sogleich aufgehängt. Die Einwohner trafen jetzt alle Vertheidigungsanstalten, die nach ihren schwachen Mitteln möglich waren. Aus den leinenen Schirmdächern vor den Fenstern machte jeder Hausbesitzer Säcke, füllte sie mit Sand, legte sie vor der Hausthüre in Form einer Batterie über einander und umzog das ganze mit einem tiefen Graben. In die Mauern der Häuser wurden überall Löcher angebracht, um durchschießen zu können, und wo es angieng, auch Kanonen darin aufgestellt. Die schönsten Gärten, die der Vertheidigung nur einigermaßen hinderlich seyn konnten, wurden von den Eigenthümern selbst zerstört. Das weibliche Geschlecht munterte die Männer zur Tapferkeit auf, übernahm die Pflege der Verwundeten, und trug Wasser und Lebensmittel in die Batterien und an die Thore; die Kinder trugen eben dahin die Patronen, die von den Mönchen verfertigt wurden.

Um diese Zeit kamen ohngefehr 1000 Mann von mehrern gesprengten spanischen Regimentern in die Stadt; aber diese wurde auch von nun an von den Franzosen immer enger und enger eingeschlossen, und es verging selten mehr ein Tag, wo nicht dicht vor den Stadtthoren die blutigsten Gefechte vorfielen. Am letzten Juny wurde durch eine französische Bombe ein sehr beträchtliches Pulvermagazin in die Luft gesprengt, und dadurch fast eine ganze Straße der Stadt zerstört. Kaum aber hatten sich die Einwohner von dem ersten Schrecken erholt, und die Leichname ihrer Mitbürger unter den Ruinen hervorgesucht, so fingen die Feinde, die unterdessen eine beträchtliche Verstärkung von schwerem Geschütz erhalten, an, die Stadt von allen Seiten auf das furchtbarste zu beschießen, und man rechnet, daß allein an einem Tage mehr als 1200 Bomben hineinflogen. Die Feinde richteten ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Portillo, ein großes, viereckigtes, mit einem breiten Graben umringtes Gebäude, das zum Gefängniß diente. Hier stund eine mit Sandsäcken umgebene Batterie, die mehrmals zerstört und von den Einwohnern immer aufs neue aufgeführt wurde. Täglich hatte hier das furchtbarste Blutvergießen statt, und hier war es auch, wo eine Frau ein merkwürdiges Beispiel des seltensten Heldenmuthes gab. Die schöne, 22jährige Auguste Zaragoza brachte eben Lebensmittel in die Batterie, als die sämmtlichen Vertheidiger derselben gefallen waren, und die Bürger ihre Abneigung das Feuer wieder aufs neue anzufangen, zu erkennen gaben. Auguste aber dringt zwischen Todten und Sterbenden hindurch, reißt einem schwer verwundeten Artilleristen eine brennende Lunte aus der Hand, feuert sogleich eine Kanone ab, setzt sich alsdann auf dieselbe, und schwört den feierlichsten Eid, daß sie, so lange die Belagerung dauern werde, auf ihr bleiben wolle. Dieses Beispiel von Unerschrockenheit flößte den Einwohnern neuen Muth ein; sie strömten in die Batterie, und vertheidigten sie mit einer solchen Tapferkeit, daß die Feinde nicht im Stande waren, sich ihrer zu bemächtigen. Der Verfasser dieser Erzählung sah die schöne Auguste späterhin zu Saragossa; sie hatte von ihren Mitbürgern zum Beweis ihrer Dankbarkeit das Recht erhalten, auf dem Ermel ihres Kleides einen kleinen gestickten Schild mit der Inschrift: Saragossa, zu tragen.

Die Franzosen griffen hierauf nicht nur diesen Posten zu wiederholten malen, sondern auch mehrere Thore an, wurden aber immer mit dem größten Verlust zurückgeschlagen, man sah allen diesen Operationen an, daß sie sich fest einbildeten, die Einwohner wären durch das vorhergegangene Bombardement überzeugt worden, daß die Stadt sich nicht halten könne, und sich der ersten Abtheilung von Truppen, die hinein dränge, ergeben müsse. Der Erfolg hat jedoch bewiesen, wie wenig die Franzosen den Character und die Energie der Einwohner zu würdigen verstunden. Je enger sie der Stadt zusetzten, desto mehr verwandelte sich der Muth der Bürger in wüthende Verzweiflung. Es fehlte ihnen schon sehr an Lebensmitteln, und auf eine Hülfe von außen war gar nicht zu rechnen. Nach einer schon 46tägigen Anstrengung waren ihre körperlichen Kräfte erschöpft, und nirgends hatten sie mehr einen Zufluchtsort für ihre Kranken und ihre Kinder. In jedem Augenblick mußten sie ein noch stärkeres Bombardement befürchten, als das frühere gewesen war, und schon lagen alle Straßen mit Todten und Verwundeten bedeckt, die nicht mehr weggeschafft werden konnten. Noch einmal machten die Unglücklichen einen blutigen

Versuch, sich des Torrero's wieder zu bemächtigen, und als auch dieser fehlschlug, so faßten sie den einmüthigen Entschluß, entweder zu siegen oder insgesammt in den Ringmauern ihrer Stadt umzukommen.

Das Bombardement fing wirklich wieder von neuem an, und am 2ten August steckte eine Bombe das Findlingshaus in Brand, in welches man eine Menge von Kranken und Verwundeten gebracht hatte. Mit Nichtachtung ihres ebenfalls in Gefahr befindlichen Eigenthums eilten die Einwohner zur Rettung dieser Unglücklichen, so wie der Findlingskinder herbei, und besonders zeichneten sich hierbei die Frauenspersonen durch die Menschenliebe aus, mit der sie dem feindlichen Feuer, den Bomben, die von allen Seiten nieder fielen, und den alles verzehrenden Flammen der brennenden Gebäude trotz boten. Am 3ten Aug. stürzten durch den Donner der feindlichen Artillerie ein großer Theil der schwachen Stadtmauern bei dem Thore Santa-Engracia ein, und das schöne, dicht daneben liegende Kloster dieses Namens ging zu gleicher Zeit in Flammen auf. Sogleich rückten die französischen Colonnen in die Stadt ein, und drangen unter einem mörderischen Gefechte bis auf den Cozo, d. h. bis fast mitten in die Stadt, so daß sie vor Abend beinahe die Hälfte der Stadt in Besitz hatten. Der französische General forderte sogleich in folgenden Ausdrücken zur Capitulation auf: „Haupt-Quartier Santa-Engracia: die Capitulation.“ Die Antwort, die ohne allen Verzug erfolgte, war: „Haupt-Quartier Saragolla: Krieg bis zum Messer.“

In der sehr breiten Straße Cozo stunden nun auf der einen Seite die Franzosen, und gegen ihnen über auf der andern Seite hatten die Einwohner in der Geschwindigkeit vor allen Eingängen in andere Straßen Batterien aufgeworfen, die nur wenige Schritte von den französischen Batterien entfernt waren. Der Raum zwischen beiden wurde bald durch Haufen von Leichnamen ausgefüllt, und dies war es, was Palafox am meisten Sorge machte, denn er fürchtete mit Recht, daß ansteckende Krankheiten daraus entstehen möchten. Weil aber die Einwohner es nicht wagen durften, sich in der Straße sehen zu lassen, ohne sogleich niedergeschossen zu werden, so warfen sie die französischen Gefangenen, deren sich in diesen Häusern viele befanden, mit Stricken festgebunden, vor die Thüren unter die Todten und Sterbenden, um tiefe Gruben zu graben und die Leichname hineinzuwerfen. Theils nun wegen der Art ihres Geschäftes, theils aus Mitleiden mit ihnen selbst, fügten ihnen größtentheils ihre Landsleute keinen Schaden zu, und durch dieses Mittel wurde wenigstens einigermaßen dem Greuel, den das Verwesen der Leichname verursachte, abgeholfen. Die Nacht war die Zeit, wo in diesem seltsamen Kriege gefochten wurde. In der Dunkelheit drangen beide Theile in die Mitte der Straße vor, und griffen die gegenseitigen Batterien mit einem unbeschreiblichen Muthe an; das Gefecht, das bei den Batterien anfing, zog sich gewöhnlich in die Häuser, und in allen Stockwerken derselben wurde mit Wuth und Verzweiflung gekämpft.

Am 3. Aug., als die Franzosen eben anfingen, neue Anstalten zu treffen, um sich auch der andern Hälfte der Stadt zu bemächtigen, wurden die Einwohner mit Entsetzen inne, daß ihre Munition sehr stark auf die Neige ging. Dies schlug jedoch ihren Muth keinesweges nieder, und es fiel keinem ein, kapituliren zu wollen; überall wo sich der General sehen ließ, schallte ihm der einstimmige Ruf entgegen, daß, wenn es an Munition fehle, man den Feind mit Messern angreifen müsse. Allein — wo die Noth am höchsten ist, da ist auch die Hülfe am nächsten! In dieser furchtbaren Crisis rückte ganz unerwarteter Weise eine sehr ansehnliche Zufuhr von Lebensmitteln und Munition in die Stadt, nebst einer Verstärkung von 3tausend Mann spanischer und schweizer Garden, die Don Francisco Palafox, Bruder des Generals, herbeyführte. Zwei Tage nachher wurde in einer allgemeinen Versammlung der merkwürdige Beschluß gefaßt, daß die Einwohner den Theil der Stadt, den sie noch inne hatten, ferner aufs tapferste vertheidigen sollten, daß sie aber, wenn der Feind dennoch den Sieg davon tragen würde, sich insgesammt auf der Brücke über den Ebro in die Vorstadt zurück ziehen, die Brücke hinter sich abschlagen, und die Vorstadt bis auf den letzten Mann vertheidigen sollten. Elf Tage lang dauerte dieser blutige Kampf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer ununterbrochen fort, bis es endlich den Einwohnern nach und nach glückte, die disciplinirten feindlichen Truppen immer mehr zurück zu drücken, so daß sie zuletzt nur noch ohngefehr den achten Theil der Stadt inne hatten. Es fielen dabei sehr viele Handlungen der heldenmüthigsten Tapferkeit vor, und auch das weibliche Geschlecht nahm an dem blutigen Ruhm dieser Tage den thätigsten Antheil. Die Gräfin Burita, eine der vornehmsten Damen des Landes, errichtete ein besonderes Corps von Frauenspersonen, das bestimmt war, den Verwundeten beyzustehen, und den Soldaten Wein und Lebensmittel zuzutragen. Diese sehr junge, schöne und zartgebildete Dame erfüllte mit dem kältesten Blute die Pflichten, die sie sich

selbst auferlegt hatte, unter dem heftigsten Kanonen-Kartätschen- und kleinen Gewehr-Feuer, und niemals hielt sie der Gedanke an persönliche Gefahr von ihrer patriotischen Thätigkeit ab. Es kamen dabei sehr viele Frauen ums Leben, so wie überhaupt während der ganzen Belagerung, und die Anzahl derselben kommt der von den getödeten Mannspersonen beinahe gleich; denn sie begaben sich beständig ohne alle Ueberlegung in die augenscheinlichste Gefahr, und es kostete die größte Mühe, ehe man sie nur einigermaßen daran gewöhnen konnte, mit Besonnenheit, Klugheit und Ueberlegung zu Werke zu gehen.

Am 14. Aug. bot sich den Einwohnern das belohnende Schauspiel dar, daß sich die Franzosen aus der Stadt zurückzogen, und den Weg nach Pampelona einschlugen. Wahrscheinlich waren sie zu diesem Entschluß durch die falsche Nachricht gebracht worden, daß 6000 Mann heranrückten, die die Junta von Valencia der Stadt zu Hülfe schickte. Hiermit endigte sich die erste Belagerung von Saragossa, die in Rücksicht der glühenden Vaterlandsliebe und der von beiden Geschlechtern und allen Ständen bewiesenen heldenmüthigen Tapferkeit gewiß einzig ist in den Annalen der Weltgeschichte.

(Der Beschluß folgt.)

Minerva und europäische Annalen. (Januar.)

In der Minerva zeichnen sich die kecken Meynungen und Ansichten aus, die bei Lesung des Befreyungs-Kriegs von Venturini entstanden sind, eines Schriftstellers, der bekanntlich in das Wörterbuch der Wetterfahnen (dictionnaire des girouettes) gehört; denn nachdem er den Franzosen lange genug Weyhrauch gestreut, nennt er sie nun lumpige Theaterhelden, und mit Recht bemerkt der Sprecher, daß sie die ersten Heldenrollen in unsern Trauerspielen zu lange und mit zu vielem Erfolg gegeben haben, um diesen Titel zu verdienen. — Dann geräth er in Erstaunen über die Theilung von Sachsen, nachdem dessen Integrität so heilig zugesagt worden. — Dann meynt er, man müsse das Lützowsche Corps gekannt haben, und mit ihm in Verbindung gewesen seyn, um die unbedingte Beylegung des Prädicats Heldenschaar beherzigen zu können. — Dann schiebt er auf Rußland die Schuld, daß Preußen, trotz der erhaltnen weitläuftigen Besitzungen, doch nichts Ganzes geworden, ja sogar in der öffentlichen Meynung gesunken sey — Oestreich habe Preußen ganz Polen garantiren sollen, um Rußland in seinen alten Grenzen zu halten — Preußen, und überhaupt Deutschland, würden Rußlands Freundschaft vielleicht noch theuer bezahlen müssen. (Solche Vielleicht's scheinen uns sehr unzeitig. Sie gleichen der Warnung von einem Arzte, der den Patienten aus einer schweren Krankheit gerettet, dessen Freundschaft der Patient aber meiden soll, weil es doch wohl möglich sey, daß bei einer andern Gelegenheit derselbe Arzt ihm Schaden zufügen könne. Aber daß er schon todt wäre, mausetodt, wenn der Arzt ihn nicht gerettet hätte, davon wird nichts erwähnt.) —

Auf den König von Sachsen sey von den Verbündeten nicht kräftig genug gewirkt worden (!) Der König von Preußen habe zwar liebevoll und freundlich an ihn geschrieben, aber leider nicht kräftig genug. (!) (Dieses Kräftige soll doch wohl Drohungen bedeuten? — Der Sprecher macht da dem König von Sachsen ein schlechtes Compliment, indem er zu verstehen giebt, daß Liebe und Freundschaft weniger auf ihn wirkten, als Drohungen gethan haben würden.) — Obgleich, nach des Sprechers eigenem Bekenntnisse, das sächsische Cabinet sich „übermüthige Neckereyen und Plackereyen gegen Preußen erlaubt hat, als dieses gesunken, Sachsen aber unter dem Schutze Frankreichs gestiegen war" so habe doch der König von Preußen, als er erfahren, daß der König von Sachsen sich auf dem Wege nach Prag befinde, die merkwürdigen Worte gesprochen: „Prag ist nicht Dresden. Ihr König „sollte hier seyn. Es ist nicht die Zeit, wo die Fürsten ihre Völker verlassen, sondern die, wo sie in „ihre Mitte treten und sie auch um sich versammeln „sollten. Ich habe Alles vergessen, habe das Meinige gethan, meine Hand zur Versöhnung geboten; „aber ich bin zurück gewiesen worden. Es ist traurig, daß in so großen Momenten noch Mißverständnisse zwischen deutschen Fürsten obwalten können." Und diese letzten Worte habe der redliche Mann mit thränenden Augen gesprochen. (Fürwahr, diese Aeußerung gereicht dem Könige von Preußen zum höchsten Ruhme, und beschämt die Sachsen, welche noch immer vorgeben, die Theilung sey schon zu Kalisch beschlossen worden, während sie doch nur in der — Standhaftigkeit ihres eignen Königs den Grund davon aufsuchen sollten.)

Wir erfahren hier ferner, daß sächsische Patrioten, nachdem, bei der Handlungsweise des Königs, für diesen nichts mehr zu thun war, wenigstens für die Ehre des Volks und für das Vaterland noch zu retten suchten, was zu retten war: daß der jetzige General Miltitz die Commandanten der Regimenter Reitergarde und Zastrow, als sie noch

Digitized by Google

in Böhmen standen, zum Uebertritt zu den Verbündeten beredete, daß aber die Ausführung mißglückte; daß ein anderer Officier, der sein Ehrenwort gegeben hatte, nur für, nicht aber gegen die Verbündeten zu dienen, dieses Ehrenwort brach, und daß zu seinem Glücke sein altsächsischer, dadurch gebrandmarkter Nahme den Geschichtschreibern entwischt sey. — Wir erfahren, daß Frau von Thilau auf ihrem Schlosse den Kayser Alexander und das ganze russische Hauptquartier mehrere Tage nach Möglichkeit bewirthet, aber keine Bezahlung, auch kein Andenken oder Geschenk dafür erhalten hat und fast verarmt sey. (Ist dieser Umstand wahr, so darf sicherlich der eben so großmüthige als freigebige Kayser ihn nur erfahren, um die Frau v. Thilau reichlich zu entschädigen.) —

Die Zusammenstellung Jomini's mit Moreau findet der Sprecher sehr unpassend. Jomini sey nie Heerführer gewesen, und blos als ein gewandter militärischer Schriftsteller bekannt. — In dem österreichischen Manifeste wegen des Beitritts zur großen Verbindung, erscheine weder eine Volksansicht noch Volksstimme, sondern vielmehr eine furchtsame Natur. (!) — In Venturini's Erzählung von der Schlacht bei Dresden sey Wahres und Falsches so gemischt, daß, um Alles zu widerlegen, eine besondere Relation erforderlich seyn würde. Beispiele werden angeführt. — Moreau, nur angekommen, habe den Plan zum Angriff auf Dresden gewiß nicht entworfen, sondern ihm nur nicht widersprochen. Dieser Plan verrathe eine engsinnige Strategie und sey auch schlecht ausgeführt worden.

Den sächsischen Truppen wird vorgeworfen, daß sie die französischen Adler während der Schlacht, und nicht früher, verlassen; daß sie noch in den beiden ersten Tagen der Schlacht bei Leipzig mit auffallender Erbitterung und so zu sagen con amore gegen die Verbündeten gefochten, obgleich mehrere Truppen-Anführer das Gegentheil versprochen hatten; daß sie noch während des Waffenstillstandes in ihren Lagern den Geburtstag Napoleons durch freiwillige Beiträge recht glänzend zu begehen gestrebt; und daß sie erst am dritten Tage der Schlacht bei Leipzig, als Alles für die Franzosen schon verlohren gewesen, zu ihrer eigenen Rettung übergegangen, was nicht edel, und vielmehr gegen alle ritterliche Sitte gewesen. In einer Note wird hinzugefügt: „Ist wohl ein Sachse, der mit offner Stirn behaupten kann, er wäre auch übergegangen, wenn die „Schlacht bei Leipzig zu Napoleons Vortheil ausgefallen wäre?" Uebrigens wäre die Schlacht auch ohne den Uebertritt der Sachsen gewonnen worden, woran jedoch der Redacteur in einer Note zweifelt; denn der größte Theil der französischen Cavallerie habe nun eiligst vom rechten Flügel auf den linken sich begeben müssen, wodurch das Vordringen der Alliirten gegen Probstheyda sehr erleichtert worden sey.

Es sey auffallend, fährt der Sprecher fort, daß schon in einem der Rheinfeldzüge der sächsische General Lindt Oesterreich heimlich verlassen habe, um sich an Preußen anzuschließen, und daß dieselben Sachsen, im Jahre 1806, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, die Preußen wieder verlassen hätten. „Hätte Sachsen die ihm einzige heilsame, „natürliche Politik, nie verlassen, wäre es mit Preußen gestanden, gegangen und gefallen: so wäre es „auch jetzt, nach einer Prüfungszeit, wieder mit „Preußen erstanden u. s. w."

Bei dem Zusammentreffen der Monarchen vor der Wohnung des Königs von Sachsen zu Leipzig, meynt der Sprecher, wenn der Letztere damals nur einen recht kräftigen Rathgeber gehabt hätte, der ihn über die Barriere der Etikette, d. h. über die Hausflur und Schwelle, auf die Gasse hinausgetrieben hätte, so würde das Erscheinen des ehrwürdigen Königs auf die, durch den Sieg zur Freude gestimmten, Verbündeten den gewünschten Eindruck nicht verfehlt haben. —

Französische Gefangene, in den Johanniskirchhof eingesperrt und vergessen, sollen den, in jenen Tagen beerdigten Professor E. ausgegraben, angeschnitten, seine Theile an dem angezündeten Sarge gebraten und gespeist haben. —

Als Napoleon auf seinem Rückzuge gesehen, daß man die Pässe von Kösen und Freyburg kräftig zu besetzen unterlassen, soll er gesagt haben: Voyez vous, ils ne sçavent pour faire la guerre.

Dem General Wrede wird vorgeworfen, daß er, nachdem Napoleon sich bei Hanau durchgeschlagen, nicht wenigstens den französischen Nachtrab von 14000 Mann unter Mortier aufgehalten — dem General Tauenzien, daß er die Kreise Torgau und Wittenberg als feindliches Land behandelt, die Forste ruinirt und z. B. 6000 Klafter Holz für 1500 Thaler verkauft, ein altes Erziehungsinstitut in Annaberg aufgehoben, und die Zöglinge, Söhne braver Krieger, verjagt habe, deren ein Theil elend gestorben, u. s. w. (Ohne Zweifel wird der kecke Sprecher, dessen Berichtigungen durch keine Nahmens-Unterschrift verbürgt sind, lebhaften Widerspruch finden.) —

Die europäischen Annalen liefern diesesmal blos Uebersetzungen schon allgemein bekann-

ter Schriften: des Memoire's von Stourdza, des Feldzugs von Gourgaud, und Auszüge aus Pradt's Werke über die Concordate.

Französische periodische Schriften.

Das erste Heft des 6. Bandes der Bibliothéque historique liefert Briefe aus Madrid, in welchen der Gouverneur von Valencia, Ellio, als der abscheulichste Unmensch erscheint, und behauptet wird, selbst der König, der doch eben nicht zur Gnade geneigt sey, habe sein Verfahren gemißbilligt, und Befehl gesandt, die Execution der dreizehn von Ellio verurtheilten Verschwörer aufzuschieben, allein dieser Befehl sey zu spät gekommen. — Eine neue Königin sey auf der Wahl, eine österreichische oder sächsische Prinzessin, denn catholisch müsse sie vor allen Dingen seyn. Vermuthlich werde die österreichische den Vorzug behalten, weil man auf diese Weise sich einen Freund gegen Portugall zu machen hoffe. — Ein Regiment, welches aus Saragossa nach Valencia beordert worden, habe auf dem Marsche rebellirt, und sey auseinander gelaufen, weil es nicht dazu beitragen wolle, seine Mitbürger in der Sclaverey zu erhalten. —

Dann theilt die Bibliothek einige Actenstücke mit, betreffend die in Montpellier sich erneuert habenden Göttingischen Auftritte; zuerst den Beschluß des Präfects, der den Studenten auf Einen Monat das Theater untersagt, weil sie schon seit längerer Zeit die Vorstellungen gestört, in den Zwischenacten sich sehr unanständig betragen, und nun sogar, als man einen solchen Unruhstifter arretirt, geschrieen haben: Studenten in's Parterre! u. s. w. — Hierauf folgt eine, an die Professoren gerichtete Supplik der Studenten, in welcher sie um Schutz bitten — eine Verabredung unter sich, den Befehlen der Obrigkeit vor der Hand strenge Folge zu leisten — und endlich ein Memoire an den Minister des Innern, in welchem sie sich weiß brennen und zu verstehen geben, die Strenge des Präfecten rühre blos daher, daß er selbst Verfasser des ausgepfiffenen Stückes gewesen. Dieses Memoire ist vom 4. Februar, der Erfolg noch unbekannt. Indessen erwarten die Einwohner von Montpellier mit großem Verlangen die Entscheidung des Ministers, denn 1100 Studenten sind wirklich ausgezogen, und zwar in der schönsten Ordnung, indem sie zuvor überlegt und verabredet, welche Straßen man zu wählen, an welchen Orten zu verweilen, wie viele an einem Tage ausziehn sollten, damit die Straßen und Wirthshäuser nicht gestopft würden u. s. w. — Wie groß indessen auch in Montpellier die academische, zugestandene oder selbst herausgenommene, Freiheit sey, erhellt schon daraus, daß die Studenten erst noch darüber deliberiren durften, ob sie den Befehlen der Obrigkeit gehorchen wollten oder nicht? wir übrigen Philister müssen gehorchen ohne zu deliberiren. —

Merkwürdige Beispiele von Mißbrauch der Gewalt der Präfecten, Unterpräfecten und Maire's kommen auch in diesem Hefte der Bibliothek vor, und beweisen, daß die Präfecten in Frankreich ganz dieselbe, bisweilen mit Recht, bisweilen mit Unrecht angefeindete Gewalt ausüben, die man oft den Gouverneur's in den entfernten Provinzen Rußlands vorgeworfen hat. —

Aus einem politischen Journal vom Jahr 1789 hat der Herausgeber in Erinnerung gebracht, daß Ludwig XVI. damals bei dem Tode des ersten Präsidenten Ormesson, der Familie des Verstorbenen 400,000 Livres anwieß, um dessen Schulden zu bezahlen, und noch überdieß eine Pension von 20000 Livres, daß aber die Familie beides nicht annahm, und als Grund ihrer ehrerbietigen Weigerung angab: daß der Zustand der Finanzen ihr die Annahme nicht verstatte. Dieser Zug des Patriotismus wird natürlich sehr gepriesen, und nicht allein erwähnt, daß der Herzog von Richelieu in unsern Tagen gleich uneigennützig gehandelt, indem er die ihm bestimmte National-Belohnung den Hospitälern von Bordeaux überlassen; sondern es werden auch alle wohlhabende Pensionairs aufgefordert, ihren starken Pensionen zu entsagen, damit die von 4 bis 500 Franken, bei welchen alte gediente Officiere kaum das liebe Brod haben, auf 800 bis 1000 erhöht werden könnten. —

Ein sogenanntes Mandement eines Vicarius wird scharf mitgenommen und in der That enthält es die Grundsätze der empörendsten Unduldsamkeit. Es wird darin geklagt „daß die einzige wahre Religion gezwungen werde, die Irrthümer, welche „sie so sorgsam auszurotten suche, nicht allein zu „dulden, sondern auch in ihrem Schoose diejenigen „zu toleriren, die sie insultiren und zerreißen." Hie und da gebe es zwar „einige Züge von Religion, „Tugend, Weisheit und Anhänglichkeit an den Bes„ten der Könige und an seine erhabene Dynastie, „hingegen aber eine große Menge (foule) von Beispielen einer außerordentlichen Verderbniß und ei„nes Wahnsinns in den politischen Meinungen." — Der Herr Vicarius liebt auch den Luxus in den Kenntnissen eben so wenig als den der Reichthümer; diejenigen Talente, die zum Vergnügen der Gesell-

schaft dienen, scheinen ihm ein unnützer Zierrath, und was die nützlichen Künste betrifft, so meint er, es sey sehr gleichgültig, ob diejenigen, die sie ausüben, ein wenig früher oder später lesen, schreiben und rechnen lernen. Er zielt damit auf die Bell- und Lancasterschen Schulen, deren Vorsteher, nach seiner Behauptung, bei vielem Uebermuth doch noch selbst des religiösen Unterrichts bedürftig seyn sollen. — Indessen hat das Ministerium befohlen, den Catechismus von Besançon zu cartonniren (ein umgedrucktes Blatt einzulegen) weil er folgende beide Vorschriften enthält: „Du sollst, außer der vorgeschriebenen Zeit, keine eheliche Verbindung eingehn — Du sollst die Excommunicirten meiden, und sie ausdrücklich angeben." —

In Poitiers haben die sogenannten frères ignorantins Schulen eröffnet, ohne, wie sich's gebührt, von dem Rector der Academie dazu autorisirt zu seyn. Auf die deshalb erhobene Klage, haben sie geantwortet: sie hingen nur von ihrem Generalsuperior ab — sie richteten sich nur nach einer vom Pabst Benedict XIII. ihnen verliehenen Vorschrift — sie würden an die, für sie competenten Behörden, darüber rapportiren und nur nach Beschaffenheit der erfolgten Antwort sich fügen oder nicht fügen.

Zuletzt zeigt die Bibliothek noch eine neue Schrift an: Die Gelehrten und das Militär (les hommes de lettres et les hommes d'Epée) von ihres Gleichen gerichtet, oder Project, zwei Jury's zu bestellen, die Eine für Ehrensachen, die andere um literarisches Eigenthum zu sichern. Jene soll besonders die Zweikämpfe seltener machen, indem sie dieselben gewissen Regeln und Gesetzen unterwirft. Aber der Herausgeber meint: ein Verbrechen könne nicht durch solche Einrichtungen gesetzlich werden; der Mord verhülle sich im Zweikampf in den Mantel der Ehre; diese Ehre sey nichts weiter als das Recht des Stärkern, und die Ausübung dieses Rechtes führe uns in's Mittelalter zurück. — Unter freien Völkern sey nie erlaubt gewesen, in Friedenszeiten Waffen zu tragen; das Vaterland erkenne nur diejenigen für seine Kinder, die ihr Blut für dasselbe vergossen; unter Ludwig XV habe es sicherlich nicht mehr Patriotismus in Frankreich gegeben als jetzt, und doch seyen die Zweikämpfe eben so häufig gewesen, weil — hommes d'épée, Soldaten, vorhanden waren; sobald nur eine einzige Classe der Staatsbürger berechtigt sey, Waffen zu tragen, sobald wären alle übrige unterjocht, u. s. w. „Ums Himmelswillen errichte man kein Tribunal für Stolz und Müssiggang! Der ehrliche Handwerker schlägt sich nicht, und die Gerechtigkeit muß für Alle dieselbe seyn. Man berufe nur Alle Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes, die ein heiliges Recht für Alle ist, und man wird bald die Einzelnen wie die Völker in Ruhe sehn."

Der zweite Vorschlag betrifft eigentlich nur die Theaterdichter, über deren Werke eine vorbereitende Jury richten soll, damit kein aufkeimendes Genie erstickt werde.

Notizen aus periodischen Schriften.

(Fortsetzung von Nro. 29.)

„Uebrigens, sagt die Bibliothèque historique, ist die päbstliche Regierung nur dann sanft, wenn sie keinen Widerstand findet, aber unbarmherzig wenn auch nur Verdacht sie reizt. Das beweisen die unglücklichen Carbonari, eine Art von freymaurerischer Verbindung (?) deren Häupter zum Tode verurtheilt worden. Fremde Zeitungen und Journale werden in Rom nicht zugelassen, das diario romano handelt blos von religiösen Feyerlichkeiten; daher befindet diese alte Hauptstadt der Welt sich in der tiefsten Unwissenheit über Alles was in der Welt vorgeht."

„Montesquieu ist zu lesen verboten. Selbst Bossuet, wenigstens seine Politik der heiligen Schrift, die doch sehr unschuldig ist. Was in Rom selbst gedruckt wird, unterliegt einer doppelten Censur, zuerst in der Handschrift und dann im Correcturbogen. Indessen ist man doch gefällig gegen fremde Ketzer, welchen die Buchhändler, gegen Vorzeigung der Pässe, verbotene Bücher verkaufen dürfen. Man behandelt sie als unheilbare Kranke, denen man alles erlaubt, weil sie doch auf keinen Fall selig werden können."

„Die Familie Buonaparte genießt eines ausgezeichneten päbstlichen Schutzes, und würde, ohne die Neckereyen des französischen Gesandten, sehr ruhig leben. Lucian und der Cardinal Fesch wenden einen großen Theil ihrer Einkünfte dazu an, Künstler arbeiten zu lassen. Mir scheint, der letztere sey in Frankreich nicht genug geschätzt worden; er ist ein Mann von feinem Geist, von Geschmack und Gefühl für die Künste. — Der vormalige König von Holland lebt in der größten Eingezogenheit und erzieht seinen Sohn. Die Prinzessin Borghese hingegen macht ein großes Haus. Trotz ihrer ausgestandenen Leiden, hat sie alle Grazie und einen Theil der Anmuth ihrer ersten Jugend behalten. Ihr Haus wird häufig von Engländern besucht, und besonders von dem Marquis Douglas, demselben schottischen Pair, der nach der Insel Elba ging um Napoleon zu sehen, und der, zu einer Zeit, wo alle Verbindung zwischen Frankreich und Großbrittannien abgebrochen war, ihn schriftlich um sein Portrait bat. Diese Huldigung eines Feindes schmeichelte Napoleon und er schickte ihm sein Bild von David gemahlt. — Hingegen hat der französische Gesandte, Hr. v. Blacas, ihm hier sein Haus untersagt, und als Lord Douglas an einem dritten Orte ihn um die Ursach fragte, antworteten Sr. Excellenz: daß ein Betragen, welches bei jedem andern vielleicht zu entschuldigen wäre, dem Sohne eines Pairs von Frankreich nicht gezieme. Die Familie Douglas nemlich ist seit dem 16ten Jahrhunderte berechtigt, in Frankreich den Titel der Herzöge von Chatellerault zu führen. Ohne Zweifel wird Hr. v. Blacas wegen dieser wichtigen Angelegenheit eine Depesche an seinen Hof abgefertigt haben, denn außerdem

ist er hier sehr wenig beschäftigt. Vom Concordat ist nicht mehr die Rede. Der Pabst will von keiner Modification hören, und hat den Herrn Pastoret und Portalis, welche dem Hr. v. Blacas zu Hülfe geschickt wurden, stets geantwortet: er begehre das Concordat von Franz dem Ersten oder das von 1801." u. s. w. — —

— Am 1ten Januar 1819 wollte des Chaumes, der Inhaber eines Kaffeehauses, sein Kind taufen lassen. Der Priester, Delonnay, erkundigte sich vor allen Dingen, ob die bestimmten Pathen auch zu Ostern zum Abendmahle gegangen wären? — Das weiß ich nicht, erwiederte der Kaffeewirth, meyne auch es sey unschicklich, sie darum zu befragen, da von dergleichen Dingen Jeder nur sich selbst und Gott Rechenschaft zu geben hat. — Die Pathen waren ein Jüngling von 19 Jahren und ein Mädchen von 16. Als sie in der Kirche erschienen, wurde obige Frage an sie gestellt. Auf ihre Antwort, daß sie katholische Christen wären, und weiter nichts zu sagen hätten, verweigerte der Priester die Taufe, und wollte eigenmächtig andere Pathen wählen. Der Vater des Kindes litt nicht, daß man die jungen Leute so beschimpfe. Das Kind blieb vor der Hand ungetauft, und nur als eine sehr ernsthafte gerichtliche Procedur gegen den Priester anhängig gemacht wurde, entschloß er sich endlich nachzugeben. —

Noch empörender ist die folgende Begebenheit: Ein gewisser Clozais bat auf dem Todbette um die Sacramente. Der Priester verweigerte sie unter dem Vorwande, daß Clozais Nationalgüter gekauft habe. Der Kranke starb ohne Sacramente. Der Priester verbot den Schreinern einen Sarg zu machen, den Todtengräbern ein Grab zu graben; er ließ die Stricke von den Glocken, die Zierrathen aus der Kirche, die heiligen Steine (?) vom Altar wegnehmen und die Kirchenthüren verschließen. Den Pächtern des Verstorbenen untersagte er, der Familie desselben irgend einen Beystand zu leisten. Der Sohn hohlte Arbeiter herbei, die in einem benachbarten Walde Holz fällten. Sie kamen; aber in dem Augenblicke als sie die Leiche wegtragen wollten, erschien der Priester in seiner Amtskleidung und sprach den Bannfluch über die Träger aus, die erschrocken davon liefen. Der Unterpräfect mußte endlich requirirt werden, kam mit einer Brigade von Gensdarmen, ließ die Kirchthüren sprengen und die Leiche auf dem gewöhnlichen Gottesacker begraben. —

— Ein protestantischer Franzose reiste, um seiner Gesundheit willen, mit seiner Frau und Tochter nach Montpellier, starb aber unterwegs in St. Vallier, wo die Civilobrigkeit die Erlaubniß versagte, ihn auf dem dortigen Kirchhofe zu begraben, obgleich die Wittwe sich sogar erbot, das Plätzchen zu kaufen und mit einer Mauer zu umgeben. Die Landstraße wurde ihr als der einzige Ort angewiesen, wo sie die Leiche ihres Mannes verscharren könne. Vier Tage sah die trostlose Familie ihn unbegraben, bis endlich ein Reisender ihr rieth, ihn nach Annonay zu führen, wo eine protestantische Gemeinde ihn aufnahm. (Solche Geschichten fallen jetzt täglich in dem aufgeklärten constitutionellen Frankreich vor.) —

— Im 6. Hefte des 5. Bandes steht ein Brief aus Madrid, in welchem unter andern folgende Betrachtungen angestellt werden: „Eine Art von Epidemie scheint die regierenden Häuser ergriffen zu haben. Unlängst starb ein König von Schweden, dann eine Königin von Portugal, dann die Erbin des englischen Thrones, und Gott weiß wie viele kleine deutsche Fürsten, die Alle sehr legitim waren." (Ausser dem Grosherzog von Baden wüßten wir keinen deutschen Fürsten, der kürzlich gestorben wäre.) „Hierauf folgte der Tod der Königin von England, der Königin von Würtemberg, und zweier Königinnen von Spanien. Und merkwürdig ist, daß auf allen diesen Familien der Fluch der Unfruchtbarkeit zu ruhen scheint. Ich glaube, daß von allen seit einigen Jahren gefeierten hohen Vermählungen, nur die des Prinzen der Niederlande Erfolg gehabt hat." (Hat denn nicht die preußische Prinzessin einen Grosfürsten in Rußland geboren?) „Die Verbindungen der englischen Prinzen sind unfruchtbar geblieben." (Seltsam! alle drei Gemahlinnen der englischen Prinzen sind guter Hoffnung.) „Die Herzogin von Berry hat zweimal die Hoffnungen der Bourbons getäuscht, und der Tod der Königin von Spanien, welche schwanger war, (?) zerstört auch die Aussichten der spanischen Bourbons."

Derselbe, wie man sieht, schlecht unterrichtete, Briefsteller behauptet auch, die letzte Verschwörung in Spanien habe den König für einen Verräther des Vaterlandes erklären und einen großen Preiß auf seinen Kopf setzen wollen.—

— In demselben Hefte wird erzählt: „während der Occupation der Alliirten verliebte sich Hr. v. Bühler, würtembergischer Kriegs-Commissair und Neffe des Finanz-Ministers, in die Tochter seines Wirths zu Sarreguemines; allein der Priester dieses Orts wollte ihn durchaus nicht mit ihr verheirathen, weil er ein Protestant ist. Endlich entschloß sich der Priester unter der Bedingung, daß Hr. v. Bühler ein schriftliches Versprechen ausstellen solle, seine Kinder in der catholischen Religion erziehen zu lassen. Das wollte er nicht, und gieng mit seiner Braut nach Weissenburg in das würtembergische Hauptquartier, wo er nun zwar protestantisch, aber noch immer nicht catholisch getraut wurde, denn der Pfarrer bedurfte dazu eine Erlaubniß des Bischofs; kurz, Hr. v. B. mußte halb verheirathet abreisen." (Uns scheint, er sey ganz verheirathet.) —

(Beschluß folgt.)

Antwort auf ein Schreiben aus Berlin.

Die gütigen Gesinnungen, welche das, im Namen einer großen Anzahl mir befreundeter Männer unterzeichnete, Schreiben vom 4. März für mich ausdrückt, habe ich mit Vergnügen und Dankbarkeit gelesen, und in dieser Hinsicht war jenes Schreiben mir sehr willkommen. Was aber die Nachricht anbelangt, daß ein gewisser Herr S—i, den ich die Ehre habe nicht zu kennen, „an allen öffentlichen Orten die gemeinsten und gröbsten Schmähungen gegen mich ausspricht," so ist mir das völlig gleichgültig; und wenn er gar sich rühmt, Papiere von meiner Hand zu besitzen, die er bekannt machen könne; so ist das blos lächerlich. Man lasse ihn folglich in Gottes Namen lästern, wenn's ihm Vergnügen macht.

Kotzebue.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 31. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April

Die beiden Belagerungen von Saragossa. (Beschluß.)

So wohlverdient die Befreiung der Stadt nach so zahllosen Leiden und nach der so heldenmäßigen Vertheidigung von Seiten der Einwohner war, so hatte doch die Vorsehung beschlossen, daß alle diese Scenen des Jammers und des Entsetzens sich nochmals, und in weit höherm Grade erneuern, und erst mit dem Falle der Stadt sich endigen sollten. Sogleich nach dem Abzuge der Franzosen hatte Palafox Anstalten getroffen, mehrere Vertheidigungswerke, woran es der Stadt gänzlich fehlte, anzulegen; allein unglücklicherweise geschah dieses mit mehr Eifer, als mit Sachkenntniß und Ueberlegung, so daß durch alle diese neuen Werke die Stadt nur scheinbar verstärkt wurde. Die Zeit rückte unterdessen immer näher heran, wo dieser Held seines Vaterlandes neue Lorbeeren einerndten sollte, denn die zweite Belagerung, so unglücklich sie auch endete, war noch weit schrecklicher, als die erstere. Schon gegen das Ende des nämlichen Jahres rückte eine französische Armee von 36000 Mann mit einer solchen Menge von Artillerie und Munition gegen die Stadt, daß das Schicksal derselben diesesmal nicht zu bezweifeln war. Am 20. Dec. 1808 nahm die Belagerung mit dem Sturm auf den Torrero und dem Versuch der Feinde, sich in der Vorstadt jenseits des Ebro festzusetzen, ihren Anfang; allein nach einem mehrtägigen Kampfe und einem fürchterlichen Blutvergießen wurden endlich die Franzosen zurückgeschlagen. Diese schränkten sich nun vorerst auf die Bombardirung der Stadt ein, die so heftig war, daß vom 10. Jänner an oft über 3000 Bomben innerhalb 24 Stunden in die Stadt fielen. Am 26. feuerten 55 Kanonen vom groben Kaliber auf die innerhalb der Stadtmauern aufgeführten neuen Werke und bewirkten darin bald eine brauchbare Bresche. Am andern Morgen rückten die Franzosen mit Sturmschritt hinein; allein sie fanden einen so furchtbaren Widerstand, daß sie sich nicht darin halten konnten. Die Bürger unterhielten nicht nur ein unaufhörliches Feuer, sondern hörten auch nicht auf, Ausfälle zu machen, wobei sie beständig Mann für Mann mit den Franzosen fochten. Bei diesen blutigen Gefechten befanden sich beständig Frauen und Mönche im vordersten Gliede, die insgesammt mit dem größten Muthe kämpften. Die Belagerer gaben nunmehr die Hoffnung auf, durch eine Bresche in die Stadt eindringen zu können. Sie schränkten sich daher blos auf das Sappiren ein, und suchten sich unter der Erde einen Weg in die Stadt zu öffnen, was zwar ein langsames, aber sicheres Mittel ist. Es glückte ihnen auch jetzt so gut, daß sie schon am 6. Febr. in die Hauptstraße der Stadt, Cozo genannt, eindrangen, und von jetzt an nahm der Kampf eine andere, furchtbare Wendung. Jedes von den daselbst gelegenen großen und festen Häusern wurde eine Citadelle, die besonders angegriffen werden mußte. Auch hierbei bediente man sich vorzüglich der Kunst des Minirens, und der Heldenmuth der unwissenden Spanier erlag gegen die Geschicklichkeit ihrer Feinde. Allein wenn auch diese durch den Erdboden in ein Haus eingedrungen waren, so leisteten dennoch die Bewohner desselben noch immerfort den lebhaftesten Widerstand; wenn sie in dem einen Zimmer sich nicht mehr halten konnten, so fieng der Kampf in dem folgenden wieder von vorn an, und wenn sie ganz aus dem Hause vertrieben waren, denn in jedem befanden sich Communicationen mit den Nachbarshäusern, so setzte sich Palafox oft durch einen kühnen und verzweifelten Angriff von außen wieder in den Besitz desselben, und der Feind mußte es nun zum zweitenmale und mit dem nämlichen Widerstande erobern. Was vermag aber der Muth allein gegen den Muth, mit Kenntnissen verbunden! Täglich, ja stündlich machten die Franzosen Fortschritte, und als eben neue, kräftige Anstrengungen erforderlich gewesen wären, so brach eine pestartige Krankheit, durch die außerordentlich große Menge von unbegrabenen, halb verweseten Leichname verursacht, unter den Einwohnern aus, und wurde ihnen noch weit verderblicher als das Schwerd der Feinde. Sie konnten dieser furchtbaren Seuche um so weniger widerstehen, weil ihre körperlichen Kräfte durch Mangel und Entbehrungen aller Art, so wie durch die schon so lange Tag und Nacht fortdauernden Anstrengungen erschöpft waren. Endlich wurde auch der furchtlose Palafox selbst von dieser Krankheit befallen, und nunmehr war an keine Rettung mehr zu denken.

Ausgegeben den 1. April.

Digitized by Google

Noch wurde zwar der kühne Muth der Spanier nicht niedergeschlagen, und ein Geistlicher, Namens Rio, der sich an ihre Spitze stellte, vertheidigte noch mit einer unbeschreiblichen Tapferkeit die wenigen noch übrigen Straßen. Dies dauerte bis zum 20. Febr. ununterbrochen fort; an diesem Tage ließ aber der Marschall Lannes, von Bewunderung für diesen unerhört heldenmüthigen Widerstand durchdrungen, den noch übrigen Spaniern die vollkommenste Sicherheit und ehrenvolle Bedingungen zusichern. Nach einer 52tägigen Belagerung, wovon 23 Tage ein Häuserkrieg waren, streckten die Ueberbleibsel der Besatzung das Gewehr und verließen die Stadt. Dreißig tausend Bürger waren unter den Ruinen ihrer Häuser begraben worden, und mehr als 24 tausend Soldaten waren umgekommen; die Franzosen selbst konnten den schrecklichen Anblick, der sich ihnen überall darbot, nicht aushalten. Ganze Quartiere waren durch Minen in die Luft gesprengt, und stellten nichts mehr als einen Haufen Ruinen dar, zwischen denen eine Menge von Leichnamen und einzelnen verstümmelten Gliedern zerstreut lagen; alle übrige Häuser waren von Kugeln und Bomben ganz durchlöchert, die Thüren und Straßen noch überall versperrt, und mit Leichnamen bedeckt. Unter diesen Ruinen und Leichnamen irrten hin und wieder einige blasse, abgemagerte, gespensterartige Einwohner herum, die in jedem Augenblicke ihren umgekommenen Mitbürgern folgen zu wollen schienen. Die Feinde brachen auch bald wieder auf, und rückten zu neuen Blutbädern vor.

(Eingesandt.)

Petit Cours de Jurisprudence litteraire, aus dem bald überfließenden und doch gehaltleeren Kapitel von Injurien und Schmähschriften.

Unter diesem Titel giebt ein Herr Jouslin de la Salle in Paris eine Schrift Heftweise heraus, die er auch Repertoire de Police correctionnelle à l'usage des gens de lettres nennt, und wobei er den, wie es scheint, spöttischen Zusatz macht, selon M. M. Hua, Vatismenil, Marchangy etc. (bisherige Kron-Sachwalter.) Wir haben den zweiten Theil des zweiten Bandes von d. J. vor uns, der den aus den Zeitungen bekannten Proceß der Herausgeber des Censeur Européen, der Herren Comte und Dunoyer enthält. Soll dieser Gegenstand für die Leser des lit. Wochenbl. ein erhöhtes Interesse gewinnen, so werden sie erlauben, daß wir an einen kürzlichen Bericht von der Sache einige allgemeinere Bemerkungen anknüpfen. Der Hergang dieser Sache, die in das Kapitel von Injurien und Schmähschriften einschlägt, ist folgender: Die Herren Comte und Dunoyer hatten in den dritten Band ihres jetzt bis zum XI. Bande gediehenen Censeur einen Abdruck des sogenannten Manuscrit de St. Hélène aufgenommen, und mit widerlegenden Bemerkungen begleitet. Sie reichten von diesem am 11. Mai 1817 der Generalpolizei als zum Druck fertig gemeldeten Bande, durch den Drucker, die im Gesetze vorgeschriebenen fünf Exemplare, den 5. Junius ein, und den Tag darauf verordnete der Instructionsrichter M. Reverdin die Beschlagnahme dieses Buchs. Weil aber die Benachrichtigung hievon nicht auf legale Art binnen 24 Stunden erfolgt war, wurde dieser Arrest für nichtig erklärt. Er wurde aber hierauf mit den nöthigen Formen wiederholt, die Herausgeber C. und D. wurden von dem Hr. Reverdin über den Inhalt dieses 3. Bandes, rücksichtlich mehrerer als unerlaubt angesehenen Stellen vernommen und dann auch für ihre Person zu Arrest gebracht. Der richterliche Haftbefehl bezog sich blos im Allgemeinen auf etliche Artikel eines Gesetzes von 1815, die von einer ganzen Menge Verbrechen handeln; ein bestimmtes Vergehen war nicht bemerkt.

Die Arrestanten kamen dagegen ein, wurden aber durch einen Spruch bei verschlossenen Thüren, also nicht vorschriftmäßig, abgewiesen, und appellirten an den königl. Gerichtshof in Paris. Sie legten mehrere Nichtigkeitsbeschwerden wegen der Procedur vor. Abermals abgewiesen; in der Hauptsache jedoch wurde, in Rücksicht des schon erlittenen Arrestes und anderer (ungenannten!) Umstände bei der Sache, die Gefängnißstrafe von einem Jahr auf drei Monate beschränkt, die Geldbuße von 3000 Franken auf 1/3 ermäßigt, und die wider sie ausgesprochene Beraubung der Bürgerrechte auf fünf Jahre, so wie der verordnete öffentliche Anschlag des ersten, harten Urtheils unterdrückt. Der Cassationshof bestätigte das Urtheil und verurtheilte die Reclamanten zu 150 Franken Buße. Fragt man, was eigentlich in dieser Schrift als strafbar befunden worden, so sind darüber der Instructionsrichter, der Staatsanwald, (ministère public) und das Gericht nicht übereinstimmend. M Reverdin glaubte, wie man aus den abgedruckten Verhören sieht, eine ganze Menge gefährlicher Stellen im Censeur zu finden; er fand sogar schon unrecht, daß man Vorsicht in den Wahlen der Deputirten empföhle (!) daß man ohne Vorwissen und Willen des Hofs das Manuscript von St. Helene, widerlege (!) daß den

Digitized by Google

Deputirten Mangel an Eifer für die Steuerbaren nachgesagt sey, wodurch sich ja die Herausgeber zu Censoren der Arbeiten der Deputirten aufgeworfen hätten (!) ꝛc. ꝛc. (Das nennen wir einen Correctionsrichter; er verdiente an eine gewisse Censur-Anstalt in Deutschland berufen zu werden.) Das Ministére public wollte mehrere Stellen für die Autorität und Majestät des Königs strafbar finden. Endlich beschränkte es sich nebst dem Gerichte darauf, daß der Abdruck des Mscpt. von St. Helene strafbar, und die Widerlegung desselben, die Injurien jenes Mscpts. gegen den Souverain und dessen Familie nicht entschuldige. Der Herr Generaladvocat Hua, (dessen Namen hier an Huée erinnert,) hatte das Gesuch der Beklagten erst lächerlich gefunden, hernach aber seine Anklage selbst auf die Stelle beschränkt, die in dem Mscpt. den Sohn Bonaparte's betrifft. — Man sieht nun wohl, daß die Procedur und das Urtheil bei den Unbefangenen manche Zweifel erregen müsse. Kläger und Richter sind in nichts einig gewesen, als die Herren C. und D. strafbar zu finden, das Obergericht war übrigens doch noch um 2/3 billiger als die erste Instanz, und auf diese Weise scheint die Vermuthung des Herausgebers des Petit Cours nicht ungegründet, daß die angefochtenen Stellen nur der Vorwand seyen, um die Unterdrückung anderer Stellen des Werks zu bewirken, die den Ministern mißfielen, über die sie sich aber nicht zu beklagen gewagt haben. Desto schwerer war die Vertheidigung gegen solche wechselnde und unbestimmte Vorwürfe. So weit wir den Inhalt des Censeur Européen bis jetzt kennen, scheint die herrschende Idee darin, die neuern Grundsätze der Staatswirthschaft im Sinne eines Turgot geltend zu machen, ohne eine gefährliche Absicht zu verrathen. Ein solches Werk, das obendrein nur eine beschränkte Zahl ernsthafter Leser findet, würde bei uns seinen Weg ruhig machen können. —

Was sagen nun unsere deutschen Leser zu der belobten französischen Preßfreiheit, und den Gerichts-Anstalten?*) Wollen sie mehr ähnliche Fälle erfahren, so verweisen wir sie auf S. 90 unsers Petit Cours, wo dergl. genug aufgezählt sind, wie es wackern Männern ergangen ist. Ferner empfehlen wir die ältere erbärmliche Censur-Geschichte, z. B. in d'Alemberts Briefen an Friedrich d. Gr.; ferner die Anfechtungen des großen Büffon, wegen einiger sehr unschuldigen Stellen seiner Nat. Geschichte; ferner die Dummheiten, die die Sorbonne gegen die französischen Gelehrten hat ausgehen lassen, nachzulesen; endlich darf man nur auf das Geschrey hinhorchen, das die Clerisey jetzt wieder gegen die neuen Auflagen der Werke eines Voltaire, Rousseau etc. erhebt; kurz, es sind immer die alten Franzosen; es ist die große Nation, die mitunter rechte kleine Streiche macht. Gegen sie stehen unsere Censur-Anstalten, wenigstens, um richtig zu reden, ein guter Theil derselben mit großen Ehren da, und eine Menge Schriften, gegen die in Frankreich die Herren Hua, Reverdin und Marchangy alle ihre Frag- und Verdammungskunst aufbieten würden, wandern bei uns frank und frei im Publikum herum, und zeugen von einem stolzen Bewußtseyn tüchtiger Regierungen; erhaben über kleinliche Empfindlichkeit, und frei von dem leidenschaftlichen Argwohn, der jenes phrasenmachende Volk zur gerichtlich-fiscalischen Phrasenjagd reizt. Unerhört sind bei uns solche Personalverhafte um solcher Ursachen und solcher armen paar Worte willen; unerhörter noch solche harte Strafen in einem Falle, wie der erzählte. Das sollten unsere deutschen Schriftsteller anerkennen, und ihnen zu Liebe halten wir die heutige Mittheilung nicht für überflüßig. Sie kann uns mit dieser oder jener kleinen Anfechtung aussöhnen, wo, bald wir Autoren, bald die Censur, sich was Menschliches hat zu Schulden kommen lassen. Den Character der Grausamkeit wird nicht einmal unsere Polizey, geschweige unsere Justiz dabei verschulden. Ja, wir stehen vor der Aussicht einer noch liberalern, festern Bestimmung der Literar-Jurisprudenz, auf eine oder die andere Art, während unsere Nachbarn vielleicht noch lange auf eine Ordre des Herrn Reverdin, (die uns nicht viel besser als die alte Lettre de cachet dünkt,) in den Thurm kriechen müssen. — Aber nun noch ein paar Worte von der Kehrseite. Daß die ehrenwerthen Schöppenstühle und Facultäten auch bei uns über das weitläuftige Kapitel von Injurien und Schmähschriften noch lange nicht einig sind, haben wir in der neuesten Zeit erfahren. Daß die Partheyen nicht immer gehörige Nachricht von den sie etwas angehenden Actenversendungen erhalten, daß mitunter die Acten etwas unreif fortgeschickt werden, um ein unreifes Urtheil von einigen für den Fall verwerfbaren Düngstühlen heimlich *) zu

*) Man vergleiche dagegen die freimüthigen Schriften unsers Moser, Schlözer, v. Bibra und Anderer schon vor 40 Jahren.

*) Wenn ein Landesgericht selbst spricht, so weiß es jede Parthey, ohne daß man Bestechung in der Nähe arg-

erholen, das dürfte wohl auch vorfallen. In dieser Rücksicht dürften Schriftsteller und Gelehrte wohl nicht schlimmer fahren, wenn sie sich unter einander über Schiedsrichter vereinigten, und so ihre Irrungen abzumachen suchten.

* * *

Kehren wir noch einmal zu unserm Petit Cours de Jurisprudence litteraire zurück. Die ersten zwei Abtheilungen des ersten Theils liefern die Processe gegen die Schriftsteller Patris, Rioust, Chevallier und Dentu, Scheffer und Gillé, und gegen Esneaux. Die erste Abtheilung des 2ten Bandes, 385 Seiten stark, enthält den Anfang und die umständlichen Verhandlungen gegen Comte und Dunoyer. Ueberall ein ähnlicher Justizgang, eine hämische Wortklauberey, eine übertriebene Strenge im Strafen. Nur eine kleine Probe noch. Rioust, der sich rühmen darf, Anhänger des unglücklichen Ludwig XVI. gewesen zu seyn, der in der Revolution nicht reich, sondern arm geworden ist, giebt zu Gunsten des vertriebenen Carnot eine Lobschrift auf ihn heraus. M. Huée, der Kron-Advocat, der schon das Motto: Fruitur famâ suâ als insolent angreift, klaubt ein Packet Phrasen aus der Schrift, knetet einen aufrührerischen Teig daraus; die Richter verschlucken ihn devotest, und geben nun das Urtheil von sich: „daß Rioust zwei Jahre „Gefängniß- und 10,000 Franken Geld„strafe leiden, 10 Jahre der bürgerli„chen Rechte verlustig seyn, und nach „dem Arrest 5 Jahre unter der geheimen „Polizey mit 10,000 Fr. Caution stehen; *) „daß das Werk durch den Blutschreiber „zerrissen und vernichtet werden soll." Das famöse Gesetz vom 9. Nov. 1815, das man zum Deckmantel solcher Händel braucht, enthält im betreffenden Art. 5. nichts als „Strafe gegen diejenigen, welche durch Injurien und Ver„leumdungen, die Ehrfurcht und Autorität des „Königs zu schwächen sich bemühen." Soviel wir aus ziemlich langer Erfahrung von dem Justizfache kennen, haben wir in allen angefochtenen Stellen nichts gegen diesen Artikel anstoßendes entdecken können. Rioust Schrift war noch nicht ausgegeben, vor der Behörde vorgelegt gewesen; das sogenannte Verbrechen also noch gar nicht ausgeführt. Das strengste deutsche Gericht dürfte höchstens einen Verweiß oder eine Warnung sich erlaubt haben. Laßt uns doch ja Gott danken, daß wir in Deutschland und unter deutschen Gerichtshöfen wohnen! — Aber die Sache hat eine ernsthafte Seite, welche Deutschland wohl so nahe angeht, als Frankreich selbst, und die dieses Blatt bemerklich machen soll. Warum wird sogar kein Unterschied zwischen wirklich aufrührerischen, lästernden und ehrverletzenden Schriften, und zwischen historischen Bemerkungen, Irrthum des Urtheils und unbedeutenden Ausfällen gemacht? Warum reizt man dadurch ein jetzt doppelt reizbares Volk, wie die Franzosen? Warum beleidigt man die Masse der Leser in ihren Schriftstellern mit blinder Hitze und offenbarer Leidenschaftlichkeit, welche den Kron-Advocaten, wie den Richtern, gleich übel ansteht? Ein Volk von Scharfblick, ein Volk so reizbar und ehrsüchtig, um etlicher Phrasen willen hudeln, ihm, wie den Kindern solche wenig gefährliche, und schwerlich vielgelesene Schriften vor der Nase wegnehmen, und jetzt? wozu kann das führen? werden sie nicht schließen, wenn das unter des guten Ludwig XVIII. Augen geschehen darf; was wird uns geschehen, wenn diese wohlwollenden Augen geschlossen seyn werden? — Läßt sich nicht schon die jetzige unruhige Stimmung in Frankreich mit aus dieser höchst unpolitischen Papier-Verfolgung und aus der zweideutigen Behandlung der Charte erklären? Und wenn die Herren Marchangy und Consorten und ihre vornehmen Aufhetzer so ohne richtige Unterscheidung und ohne kluge Nachsicht mancher Fälle fortfahren: was kann werden? — Wie sollen denn wir Deutschen dazu kommen, noch einmal mit unserm edelsten Blute Feuer zu löschen, das die Gewaltschritte jener Unvorsichtigen sichtbar anschüren? — Die Sache der Literatur gehört von dieser Seite der Politik nahe genug an. —

---

wohnt. Der Verdacht für entfernte Spruch-Collegien, der die Heimlichkeit der Versendung veranlaßt, ist also desto beleidigender für diese. Aber ungerecht ist es gar gegen die Partheien, denen man die Versendung vorher nicht einmal meldet, damit sie wider diese oder jene Universität protestiren könnten, oder unreife Acten erst ergänzen u. s. w. Ein Gericht muß keine Mysterien haben; ein Gericht muß Injurienprocesse der Gelehrten und Männer von Ruf nicht wie geringfügige Händel mit beliebter Formlosigkeit, oder nach der Kunstsprache summarisch behandeln. Dem Mann von Ehrgefühl ist die Sache oft wichtiger, als wenn ein Klumpen Geld auf dem Spiele steht.

*) Haute Police ist wohl nichts viel besseres als geheime Polizey?

Digitized by Google

Französischer Hof-Kalender.

Der Pariser Königliche Kalender (Almanach royal) für 1819 ist erschienen, und enthält nicht weniger als 936 Seiten. Man muß aber auch bekennen, daß man Alles, Alles darin findet von der Ceder bis zum Ysop. Wir wollen einiges anmerken, was uns aufgefallen ist.

Unter der Kayserlichen Familie von Oesterreich, ist die Erzherzogin Marie Luise als Herzogin von Parma aufgeführt; ihres Sohnes wird gar nicht erwähnt; eben so wenig, daß sie vermählt gewesen oder es noch ist. — Von der, an Jerome Buonaparte vermählten würtembergischen Prinzessin ist gar nicht die Rede, indessen die Verbindung der bayerischen Prinzessin mit Eugene Beauharnois nicht übergangen ist. Uns dünkt, es wäre weit schicklicher gewesen zu sagen: vermählt mit dem vormaligen Kayser von Frankreich, vermählt mit dem vormaligen Könige von Westphalen ꝛc.; denn die Geschichte wird doch nicht vergessen, daß diese Prinzessinnen Männer hatten, und wir begreifen nicht, welches Uebel daraus entstehen könnte, wenn man im Kalender sie ihnen gelassen hätte? — Eben so scheint es uns eine alberne Affectation zu seyn, daß man die Familien-Namen der Königin von Schweden und der Großherzogin von Baden verschwiegen hat, während man alle andere Familien-Nahmen der vermählten Fürstinnen nennt, ob sie gleich auch nicht alle fürstlich sind. —

Zu der sogenannten Maison du roi gehören auch drey Kammer- und Kabinets-Vorleser. —

Der Erhalter (Conservateur) der öffentlichen Monumente heißt — Narrheit, Lafolie. —

Wenn es kein Druckfehler ist, daß Talleyrand den Orden des heil. Geistes im Jahr 1808 erhalten, so gäbe das Stoff zum Nachdenken. — Unter den Ludwigsrittern sind mehrere Fremde genannt, deren Tod man auch in Frankreich aus den Zeitungen recht gut hätte wissen können, z. B. Fürst Barclay de Tolly, Graf Bülow von Dennewitz ꝛc. Den letzten nennt dieser Kalender Bülow-Dönitz, vermuthlich weil das Dennewitz den Franzosen im Halse stecken bleibt. —

Zu dem Departement des Großmeisters von Frankreich gehören auch zwey Becher-Controleurs (Contrôleurs de gobelet) und zwey Mundthürsteher (Huissiers de la bouche.)

Der Oberkammerherr reicht dem Könige das Hemd und tritt diese Ehre nur den Prinzen von Geblüt oder den legitimirten Prinzen ab. (Wer mag doch wohl zuerst auf den wunderlichen Einfall gerathen seyn, das Ueberreichen eines Hemdes für eine hohe Ehre zu erklären?) — Bey der Königlichen Salbung (Sacre) hat der Oberkammerherr auch die hohe Ehre, dem Könige die Stiefeln anzuziehen. Bey feyerlichen Audienzen steht er hinter dem Lehnstuhle des Königs; bey andern Ceremonien stellt man ihm einen Feldstuhl (Siége pliant) hinter den königlichen Lehnstuhl, und wenn der König stirbt, so begräbt ihn der Oberkammerherr — und das ist nun Alles was er zu thun hat! und dafür bekommt er jährlich 100000 Franken! —

Es ist unglaublich, welch' eine Menge unnützer Menschen zu der sogenannten Kammer des Königs gehören. Da sind z. E. vier erste Kammerdiener — zwölf Kammerdiener par quartier — drey ordinaire Kammerdiener — zwey Balbier-Kammerdiener — zwey Tapezier-Kammerdiener — zwey Uhren-Kammerdiener — und noch überdieß sechs Kammerjungen und drey Toilett-Jungen — zwey Kabinets-Thürsteher — dreyzehn Kammer-Thürsteher — vier Vorzimmer-Thürsteher — sechs Mantelträger und zwey Büchsenspanner (Portes-Arquebuse). Wenn wir nun noch acht Pagen dazu rechnen, so braucht der König (die gemeinen Bedienten ungezählt) neun und sechzig Menschen zu seiner Kammerbedienung. —

Der Obergarderobe-Meister hat auch so ein Aemtgen wie der Oberkammerherr, hängt an feyerlichen Tagen dem Könige den Mantel um und läßt alle Kleider machen. Unter ihm steht abermals ein Heer von Garderobe-Dienern, unter welchen sich auch ein Halsbindenmacher befindet. (Cravatier.)

Auch das Personal der vornehmsten Theater ist in diesem Almanach verzeichnet, und die geringe Zahl desselben bildet einen gewaltigen Contrast mit dem unserer deutschen Bühnen, auf welchen — Dank sey es unsern Spectakelstücken — die kleinste Gesellschaft in der Provinz nicht unter 30 bis 40 Mitgliedern bestehen kann. Das theatre français, bekanntlich das Erste in Paris für Trauer- und Lustspiele, zählt nicht mehr als 16 Männer und 10 Frauen. Noch Einige sind, unter dem Titel Comédiens à l'essai (Schauspieler auf die Probe) beygefügt. Das theatre Odeon hat gar nur 12 Männer und 7 Frauen; das theatre Feydeau nur 10 Männer und 6 Frauen. —

Unter dem Artikel Academie française haben wir mit Verwunderung bemerkt, daß unter den 6 auswärtigen Mitgliedern der Academie des inscrip-

Digitized by Google

ihrem Einfluß verlohren haben; daß Gesetze und Gerechtigkeit sich vor ihnen beugen u. s. w., so giebt er nach, geht nach Paris, zeichnet Alles auf was er sieht, und überzeugt sich wirklich, daß in Frankreich sich Alles vereinigt, um eine rückgängige Bewegung des menschlichen Geistes zu bewirken. Das Büchlein soll bisweilen an Voltaire's Candide erinnern, (ein großes Lob!) und es soll leichter seyn, es zu verdammen als zu widerlegen. Der europäische Censor fällt ein ähnliches Urtheil, und nennt Châtelain als Verfasser. —

— Die 13. Lieferung des neuen grauen Mannes zeigt die Erscheinung einer Auswahl von Rapporten, Meinungen und Reden an, die seit 1789 bis jetzt auf der National-Tribune vorgetragen worden, in chronologischer und historischer Ordnung gesammelt, und jeder Band durch 6 Bildnisse der berühmtesten Redner geziert. Allerdings ein interessantes Werk, von welchem im Januar schon der vierte Band herauskommen sollte. Im dritten Bande findet sich unter andern Mirabeau's Schwanengesang. Talleyrand war es, der Mirabeau's letzte Worte der Versammlung überbrachte und der Dollmetscher des allgemeinen Schmerzes war. Alle Deputirte ohne Ausnahme beschlossen, seine Leiche zu begleiten. — Mehrere Verhandlungen in diesem Bande berühren wiederum das jetzige Zeitinteresse, z. B. die über das literarische Eigenthum, über die Einführung der Jurys u. s. w. —

— Die 14. Lieferung theilt einen Auszug aus einer Rede von Argenson mit, die bei Gelegenheit der Debatten über Richelieus Majorat gehalten worden; ein finsteres Gemählde des durch seine Constitution so glücklichen Frankreichs! „Sind nicht fast alle unsere Einkünfte" sagt der Redner, „auf eine geschickte Weise dem Zwecke gewidmet, die Unterdrückung zu unterhalten? durch sie wird mit großen Kosten ein Verwaltungssystem gestützt, welches ein knechtischer Geist erfunden, der sein Ziel so vollkommen erreicht, und der bis jetzt dem einstimmigen Verlangen nach einer liberalen und ökonomischen Verwaltung der Auserwählten des Volks widersteht. Unsere Finanzen erschöpfen sich, eine Menge von Officieren ohne Truppen zu besolden, eine incomplette Armee, fremde Truppen und eine zahlreiche Gensd'armerie, statt daß man gegen alte Militärs die Schuld der National-Erkenntlichkeit entrichten und diejenigen unter ihnen anstellen sollte, deren Dienste wir zu reclamiren fortfahren werden; statt daß man eine, ganz aus freyen, dem Vaterlande ergebenen, Männern bestehende Nationalgarde unterrichten und leiten sollte. Wir verschwenden Millionen an einen Seeminister, der mehr Beamte als Segel und Matrosen hat; an frivole, prunkende Gesandtschaften, die geheime diplomatische Dienste leisten; wir vermeiden hingegen die Verhältnisse, aus welchen allein Freiheit und Unabhängigkeit des Handels Nutzen schöpfen könnten. Die Regierung braucht besoldete Directoren, Schwärme von Beamten, Regisseurs, Inspecteurs; überall stoßen wir auf Monopole, da wo Handel und Industrie Freiheit fordern und von einer verderblichen Protection sich gern loskaufen möchten. Und endlich — weit entfernt das Beispiel eines Volks nachzuahmen, welches seiner Civilliste überläßt, für den Prunk und die Bewachung des Hofes zu sorgen — belästigen wir den Nationalschatz mit einer Menge von Ausgaben, die kaum einen andern Zweck haben. Wenn wir die Dienstbarkeit so theuer erkaufen, warum beklagen wir uns über den kleinen Zuwachs von Verschwendung?" — (Da haben wir nun einen Volksdeputirten, einen Volksrepräsentanten, der öffentlich auf der Rednerbühne gesteht, daß man jetzt in Frankreich, trotz dessen gepriesener Constitution, nicht allein dienstbar ist, sondern daß man sogar die Dienstbarkeit theuer erkaufen muß!) — Noch eine wichtige Lehre können wir aus dieser Debatte ziehn, an deren Schluß die Minister mit 124 weißen Ballen gegen 95 schwarze siegten, nemlich die: daß Volksdeputirte, aus Rücksichten, ihre eigentliche Ueberzeugung selten aussprechen; denn — so oft durch Sitzenbleiben oder durch Aufstehen gestimmt wurde, wagten es kaum vierzig derselben sich auf diese Weise für Verwerfung des Antrags zu erklären, und doch fanden sich nachher fünf und neunzig schwarze Ballen? Der graue Mann zieht daraus den Schluß: daß es in der Cammer noch viel Menschen giebt, die nicht offen ein Gewissen zu haben wagen. (Und so wird es immer und in allen solchen Versammlungen seyn.) —

Das erste Heft der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur beginnt mit einem höchst drolligen quid pro quo. Der Herausgeber dieser Blätter nemlich, hat vor mehreren Jahren zum Scherz Briefe der Generalin Bertrand von der Insel St. Helena geschrieben, die in dessen politischen Flugblättern gedruckt erschienen sind. Diese Briefe sind, wir wissen nicht wann und wo, einem Franzosen in die Hände gefallen, der eine französische Uebersetzung davon geliefert hat, und die Miscellen liefern nun abermals eine Uebersetzung aus dieser Uebersetzung, und meinen, die Briefe enthielten manche Notizen, die nur aus ächten Quellen geflossen seyn könnten, u. s. w. Sie sollen bei der auswärtigen Lesewelt Interesse erregt haben. Das freut uns. Es wäre nur zu wünschen, daß sie auch im Original bei dem Redacteur der Miscellen Interesse erregt hätten, so würde er uns jetzt nicht eine Uebersetzung aus einer ziemlich französirten Uebersetzung aufgetischt haben. —

Berichtigung.

Herr Doctor Pfeilschiffter, Herausgeber der Zeitschwingen, hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß die, von uns aus der Bibliotheque historique entlehnten Ansichten des Grafen Las Casas über das berüchtigte Manuscript von St. Helena, zuerst ihm mitgetheilt und zuerst in den Zeitschwingen erschienen sind, aus welchen sie in die englischen Times übergegangen, und aus diesen wiederum in die Bibliotheque historique, die ihre Quelle nicht nannte. Uns war das unbekannt, und wir eilen daher, das Suum cuique zu beobachten.

Druckfehler.

No. 24 S. 186 Sp. 2 Z. 34, st. Leben l. Leber.
— 24 — 187 — 2 Z. 2, st. sogar l. so gern.
— 24 — 189 — 1 Z. 17, st. Mile l. Meile.
— 24 — 189 — 1 Z. 21, st. Smeermberg lies Smeerenberg
— 24 — 189 — 2 Z. 8, st. Amstadem l. Amsterdam.
— 24 — 191 — 2 Z. 29, st. feiner l. seine.
— 24 — 191 — 2 Z. 32, st. die l. der.
No. 25 S. 194 Sp. 1 Z. 9, st. Dichterglauben lies Köhlerglauben.
— 25 — 195 — 1 Z. 31 fast l. fest.
— 25 — 199 — 1 Z. 14 st. Jabaud l. Chabaud.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 32. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Politik.

Stößig und anstößig sind die freimüthig-patriotischen Beobachtungen und Bemerkungen, über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland, die größtentheils ein Land betreffen, welches, durch die Verhandlungen seiner Volksvertreter, jetzt aller Augen auf sich zieht, nemlich Baiern.

Seite 40 wird behauptet: „die Illuminanten-Brüder waren so schlecht und so verdorben, daß sie, ihres gegebenen Ehrenworts und ihres geleisteten Eides ungeachtet, als heimliche Ankläger ihren Orden und ihre Freunde verriethen, und zwar um schnöden, so reichlichen Lohn, daß noch jetzt mancher Angeber die großen, dadurch erworbenen Reichthümer, Aemter und Ehrenstellen genießt." —

Seite 47. „Noch bis auf diese Stunde sieht eine gewisse Classe von Menschen in Bayern in einem Napoleonisch-Gesinnten zugleich einen klugen und aufgeklärten bayrischen Patrioten" — und diese will der Verfasser (ein Franke) vorzüglich gemeint haben, wenn er sich über Ungerechtigkeiten von Seiten der Bayern gegen Franken beschwert. Seine, ohne Zweifel übertriebenen Klagen, sind in Folgendem enthalten:

„Der Franke konnte ein- und auswandern, wohin er wollte. Der Vater konnte seinen Sohn erziehn, wie er wollte, und ihn für ein Fach bestimmen, wozu er ihn tauglich fand, oder Gelegenheit sich für ihn zeigte. Jetzt ist es ein anderes! Winket dir, baierischer Unterthan, ein Glücksstern in einem andern deutschen Lande freundlich zu; — du darfst nicht folgen den Winken des Schicksals, ohne erst, durch eine Menge geld- und zeitverschwendende Formalitäten, die allerhöchste Gnade erhalten zu haben, in einem andern deutschen Lande dir Brod und Unterhalt verschaffen zu dürfen. Selbst das anspruchlose, für Häuslichkeit nur lebende Mädchen, darf ihr Herz und ihre Hand nicht einem benachbarten deutschen Manne geben, wenn nicht bei Land- oder Stadtgericht vorher mehrere Bogen voll protocollirt, recherchirt, begutachtet, und dann von der höhern Behörde Allergnädigste Erlaubniß dazu ertheilt worden wäre." —

„Frei und ungehindert war der Handel in Franken, — und was ist er jetzt? — jetzt haben wir die liebenswürdige Mauth, die strengsten Gesetze, zufolge deren wir uns nur baierischen Salzes, nur baierischen Tabaks bedienen dürfen." —

„Als Franken noch Franken war, hatte der fränkische Unterthan äußerst mäßige und geringe Steuern und Abgaben zu entrichten — jetzt da es zu Baiern umgeschaffen worden, haben sich Steuern und Abgaben so in's Unendliche vermehrt und erhöht, daß sie kaum mehr zu erschwingen sind, und das sonst so glückliche und wohlhabende Franken wird seiner Verarmung und seinem Untergange nun Preis gegeben. Viele der neuen baierischen Abgaben sind dem Franken gänzlich fremd, wie z. B. der Malz-Aufschlag, welcher durch seine ungeheuere Erhöhung eine sehr drückende Last für sämmtliche Unterthanen ist." —

„Ferner Wein- und Most-Accise, die absichtlich sehr erhöht wurden, um das Biertrinken, und dadurch den Malzaufschlag zu befördern — eine Maaßregel, die vielleicht für Baiern, nie aber für Franken, als Weinland, entschuldigt werden kann." —

„Eine wahrhaft schädliche Giftpflanze ist gewaltsam in unser Vaterland verpflanzt worden, sie heißt: Lotto und Lotterie."

„Statt das Postwesen blos als eine öffentliche, wohlthätige Anstalt, für National-Industrie, geistigen Verkehr, für Familien- und Staatswohl zu betrachten, wird es nicht selten zu einem geldeintragenden Finanz-Regal umgeschaffen, (leider überall!) um unter der Firma einer polizeilichen Anstalt, das Publicum zwar masquirt, dennoch aber fühlbar zu besteuern. Diese, wie uns scheint, nicht wohl zu rechtfertigende verkappte Steuer, wird vorzüglich erhoben:

1) durch übermäßig hohes Postporto.

2) Dadurch, daß man absichtlich dem Postlauf eine solche verlängerte Richtung giebt, daß Briefe und Paquete, statt sie möglichst schnell an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern, oft viele Meilen

Ausgegeben den 8. April.

innerhalb der Gränzen des Landes, eine durchaus vergebliche Spazierreise machen müssen, wodurch sehr häufig wichtigen und pressanten Geschäften wesentlich geschadet wird — und dies blos, damit das Postgeld um einige Kreuzer oder Groschen erhöht werden könne!" —

„Uns scheint, daß es in der Natur und Eigenschaft, im Zweck einer Postanstalt liege, nur so viel zu erheben, als die Verwaltungskosten betragen. Jedes desfallsige Plus scheint uns wahre Plusmacherei zu seyn, und der Idee einer gut eingerichteten Postanstalt ganz zu widersprechen." — (Sehr wahr, aber man braucht Geld!)

„Frankens Vereinigungsperiode mit Baiern führte eine recht empfindliche, fast möchte man sagen, eine Landplage herbei. Es ist die zu große Begünstigung, deren sich die Juden dermalen zu erfreuen haben. — Daß Juden gutsherrliche Rechte, ganze geschlossene adliche Besitzungen, mit Patrimonial-Gerichtsbarkeit, christlichen Kirchen- und Schul-Patronaten, kaufen und besitzen, ist factisch. Eben so factisch und notorisch ist es, daß die Juden bei der Conscription zum Kriegsdienst so auffallend begünstigt werden, daß man zweifelhaft werden muß, ob nicht das Blut der Kinder Israels reiner, besser und kostbarer sey, als jenes der Christen, weil nur letzteres auf den Schlachtfeldern vergossen, ersteres aber möglichst geschont werden soll. Bei Magazin- und andern öffentlichen Lieferungen, so wie bei'm Verkauf von Staatsdomainen, u. dgl. mehr, werden die Juden so auffallend begünstigt, daß es fast wie ausgemacht anzunehmen ist, daß bei diesen und ähnlichen Geschäften, selten ein Christ einen Accord oder Kauf machen kann, wenn sich Juden dabei einfinden." —

„Diese Begünstigung, und die auffallende Bemerkung, daß fast alle Juden in Franken, Schwaben und Baiern, eben so eifrige baierische Patrioten, als treue Anhänger und Verehrer von Napoleon Buonaparte sind, lassen vermuthen, daß eine nähere Verbindung der in Baiern herrschenden, von uns oben genau bezeichneten Faction, mit den Hebräern vorhanden seyn müsse." —

„Statt wohlgeordneter Landes-Collegien, haben wir in der Person der General- und Hof-Commissaire, französische Präfecten. Und das unselige Büreau-Wesen ist in Baiern wie in Frankreich an der Tages-Ordnung." —

„Franken muß mit den bittersten Gefühlen zusehen, wie die Privat- und National-Reichthümer, unter der scheinbaren und gleißnerischen Firma einer Oberaufsicht des Staats, ganz an fremde Hände gerissen, alle Mitwirkung und Mitaufsicht der Privat-Familien und der Nation, denen sie von Gott und Rechtswegen gehören, gewaltsam entzogen werden. Man muß mit blutendem Herzen sehen, wie die trefflichsten und einträglichsten Güter, an Ministerial-Günstlinge, Juden und Judengenossen, oft um den halben Preis verkauft werden, wie der Erlöß hiervon, nebst dem großen Schatze von Stiftungs-Capitalien, mithin der Betrag von mehreren Millionen, nach München geschleppt, dort in den großen Schlund, (dessen Ausgang der Nation völlig fremd ist,) in die Staatscasse geworfen, und mit dem übrigen sauern Schweiß der Unterthanen, auf eine Art verwaltet wird, über welche nur eine Stimme in der gesammten Nation, nemlich jene des Zweifels und der Unzufriedenheit vorhanden ist. — Der Menschenfreund und Patriot muß ferner mit den bittersten Gefühlen zusehen, wie die Staats-Casse für das an sich gerissene, große und bedeutende Stiftungs-Vermögen, Staats-Papiere dagegen giebt, die meist unter dem halben Nominal-Werth im Kurse stehen, und muß endlich mit Wehmuth sehen, wie die Administration des, jedem rechtlichen Manne heilig bleibenden Vermögens der Stiftungen für Kultus, Unterricht und für Wohlthätigkeit, Unter- und Oberadministratoren anvertraut ist, unter welchen viele zu finden sind, die sich durch den auffallendsten Luxus und die größte Verschwendung, oder durch schleuniges, ungewöhnliches Reichwerden, bei dem ganzen Publikum verdächtig machen, während sehr häufig nicht so viel Geld in den Cassen ist, um die Besoldungen der Geistlichen und Lehrer zu gehöriger Zeit zahlen zu können; während es den sonst reich dotirten Schulen, Universitäten und öffentlichen Bibliotheken, an den gebührenden jährlichen Zuschüssen mangelt, während den Armen das Almosen verkleinert, und unter dem schamlosen Vorwande, es sey kein Geld in Cassa, nicht selten ganz entzogen wird." —

„Während man in Frankreich doch noch einen Theil der National-Güter gerettet hat, befinden sich in Franken, Schwaben und Baiern, mit Ausnahme einiger, verhältnißmäßig sehr weniger, fast alle Staatsgüter in den Händen der Juden und Judengenossen, die sie größtentheils um die Hälfte des Werths erhalten, und größtentheils mit bairischen Staats-Papieren (die bekanntlich die Hälfte ihres Nominal-Werths damals verlohren hatten) al pari bezahlt haben."

„Alles das findet gleichmäßig bei dem Gemeinde- (Communal-) Vermögen statt."

„Der unbefangene Wahrheitsfreund findet, daß

Digitized by Google

es nicht blos die Anmaßungen des Adels sind, die bekämpft werden müssen, sondern daß es außer diesem noch einen weit stärkern, mächtigern und der Volksfreiheit weit furchtbareren Feind giebt, den zu bekämpfen und zu besiegen es heilige Pflicht für jeden Wahrheits- und Volksfreund ist. Er heißt: Besoldeter Staatsdiener- oder auch Amts-Aristocratismus. Dieser hat sich in Baiern zu einem starken, furchtbaren, colossalischen Riesen gebildet, gegen welchen der Adels-Aristocratismus wahrlich nur ein Zwerg ist." —

„Dies mag auch erklären, warum die bairischen besoldeten Staatsdiener in der Regel, zwar mit Ausnahme, aber der Mehrheit nach, vor Napoleons Fall, leidenschaftliche Verehrer von Buonaparte und treue Anhänger seiner Grundsätze waren, und heimlich manche derselben es noch sind." —

„Viele," ja recht viele, die als Volksfreunde, als reine ächte Patrioten, nicht selten als Democratischgesinnte, allgemein bekannt waren und die laut über Willkühr, Mißbräuche und Despotismus declamirten, — waren von dem Augenblicke an, als sie ein einträgliches oder ehrenvolles Aemtchen im Staatsdienst erhielten, wie eine Windfahne umgedreht."—

„Zum Schlusse führen wir die allgemein und immer lauter werdende Klage noch an: daß ein Schwarm oft unnütz beschäftigter Beamten das Mark des Staats aufzehre. Man entschuldigt zwar dieses mit der Nothwendigkeit. Wie, wenn nun aber gefragt würde: Warum es nothwendig sey? und wie, wenn man darauf antworten würde: deswegen, weil man den Bürgern und Bauern ihre Gemeinden- und Communal-Angelegenheiten nicht selbst besorgen lassen will, was sie gern umsonst thun würden, — und weil man keinen Gemeingeist will, durch den die Menschen besser, kräftiger und weiser werden, vielmehr nach allen Kräften, ihn zu unterdrücken bemüht ist." —

(Wir haben um so mehr für Pflicht gehalten, alle diese Klagen zu verlautbaren, da eben jetzt die bairischen Volksvertreter versammelt sind, und folglich ohne Zweifel der Ungrund derselben dargethan, oder ihnen abgeholfen werden wird. Uebrigens sind wir weit entfernt, den leidenschaftlichen Ton zu billigen, der in dem Ganzen herrscht und der, der guten Sache — wenn es eine solche ist — nur schaden kann, obgleich die dem Könige schuldige Ehrfurcht nirgend verletzt worden.)

Das Buch enthält noch manches andere, was Beachtung verdient, z. B. eine Abhandlung über den deutschen Adel, den der Verfasser in Schutz nimmt, und meynt, weder Bauern, noch Fabrikanten, noch Kaufleute und Künstler wünschten dessen Zerstörung, sondern blos die nicht adelichen besoldeten Staatsdiener und die Stubengelehrten, mit Einschluß der Journalisten.

Dann ein Aufsatz über die öffentliche Meynung in Deutschland, wo es sehr wahr heißt: die öffentliche Meynung über die öffentliche Meynung (über das, was sie eigentlich ist) sey eben so getheilt und widersprechend, als die öffentliche Meynung selbst. Es gebe Unwissende, Gleichgültige, Egoisten, Furchtsame, Zweifler, Schreyer, Tadler, Widersprecher, Oppositionsmänner, Hof- und Ministerial-Parthey, Aristocraten, Democraten, Royalisten, Ultra's, Jacobiner, Revolutionsmänner, (die Schandbuben genannt werden) Obscuranten, Schmalzgesellen, und endlich Patrioten.

In einer Perspective der zweifelnden und hoffenden Rheinländer wird behauptet: sie hätten den Glauben an eine deutsche Constitution verlohren, die mehr sey als die Kriegs-Artikel in einem Heere — sie hätten den Glauben verlohren, daß das Heil des Vaterlandes vom deutschen Bundestage ausgehen werde, u. s. w.

Der Verfasser verlangt von den Fürsten ein Opfer: Einschränkung der Souverainität. Bis jetzt hätten die Fürsten, während die ganze Nation gelitten und noch leide, Opfer gebracht habe, und noch bringe, nie aufgehört die Schaale der Lebensfreuden voll auszutrinken, ja sich damit zu sättigen; nun sey es hohe Zeit, daß auch sie der Nation, dem Vaterlande und der Menschheit ein Opfer brächten.

Noch Einen patriotischen Wunsch spricht er aus, nemlich den, daß die deutschen Höfe sich entschließen möchten, die Muttersprache als Hofsprache zu erklären, und daß patriotische Vereine, Preise auf die besten, besonders dramatischen, Satyren setzen möchten, um den Gebrauch der französischen Sprache lächerlich zu machen.

Baiern soll, nach seiner Ansicht, künftig heißen: das süddeutsche Königreich, oder Königreich der vereinigten süddeutschen Völker, oder Königreich der vereinigten Baiern, Franken, Schwaben und Rheinländer, oder allemannisches Königreich.

Wilson und Partrous.

Es sind im vorigen Jahre zu London die Erzählungen eines Wirths (tales of my Landlord) in vier Bänden erschienen, aus welchen wir die folgende, zu Edimburg vorgefallene, interessante Begebenheit aus dem Jahr 1736 entlehnen.

Wilson, vormals ein Bäcker, war einer der

kühnsten Schleichhändler, hatte endlich, mit Hülfe eines gewissen Robertson, einen Zolleinnehmer beraubt, war sammt seinem Gefährten ergriffen und zum Tode verurtheilt worden. Bekanntlich haben die Zollbeamten nirgend Freunde, die ausgenommen, die sie mit dem ungerechten Mammon sich zu machen wissen. Wilson und Robertson wurden allgemein bedauert, man steckte ihnen Feilen zu, es gelang ihnen, einen der eisernen Fensterstäbe ihres Kerkers zu durchfeilen, und ohne Wilsons Eigensinn würden sie glücklich entschlüpft seyn. Für den schlanken Robertson nehmlich war die Oeffnung groß genug, er wollte zuerst hinaus, und versprach dann draußen die Oeffnung zu vergrößern, damit der dickere Wilson bequemer nachfolgen könne. Allein dieser bestand darauf, der Erste zu seyn, meynte, das Loch sey auch für ihn groß genug, drängte und zwängte sich mit Gewalt zwischen die eisernen Stäbe, konnte am Ende weder rück- noch vorwärts, wurde in dieser Stellung von dem Kerkermeister ergriffen, und natürlich nunmehr durch kräftige Vorkehrungen aller Hoffnung zur Flucht beraubt. Dennoch ließ Robertson nicht ein Wort des Vorwurfes sich entschlüpfen. Wilson fühlte diese Großmuth tief. Ohne seine Hartnäckigkeit war sein Freund gerettet, das schrie ihm sein Gewissen unaufhörlich zu; er vergaß sich selbst, und sann von nun an auf nichts anderes, als wie er den Freund in Freyheit setzen könne.

Die Kirche von Tolbooth stieß an das Gefängniß. Es war Sitte, alle Verurtheilte am Tage vor der Hinrichtung wohl bewacht in diese Kirche zu führen, weil man voraussetzte, daß auch die Verstocktesten in solchen Augenblicken erschüttert werden würden. Wilson und Robertson wurden der Kanzel gegenüber gestellt, Jeder zwischen zwey Soldaten. Der Geistliche hielt eine rührende Anrede an sie. Er erinnerte unter andern, daß alle die zahlreich dort Anwesenden schon durch die Natur zum Tode verurtheilt wären, daß aber sie, die Verbrecher, den Vortheil vor jenen voraus hätten, den Augenblick ihres Todes zu wissen, um sich darauf vorbereiten zu können; und diese Vorbereitung übernahm er mit aller Kraft der Beredsamkeit. Robertson vergoß Thränen, aber Wilson schien ihn kaum zu hören. Er war zerstreut oder in Gedanken versunken.

Als nach gesprochenem Seegen die Versammlung sich nach und nach entfernte, nicht ohne im Vorübergehen theilnehmende Blicke auf die beyden Verurtheilten zu werfen, ergriff der herkulisch gebaute Wilson plötzlich mit jeder Faust einen der Soldaten, schrie seinem Gefährten zu: Rette dich! und warf sich auf den dritten Soldaten, den er mit seinen Zähnen beym Kragen faßte. Robertson, der von seinem Vorhaben nichts wußte, stand einen Augenblick unentschlossen; als aber das Volk um ihn her das Geschrey, rette dich! wiederhohlte, gab er dem letzten Soldaten einen derben Stoß und entschlüpfte unter die Menge. Jeder machte ihm Platz, er erreichte die Kirchthür und verschwand.

Natürlich verdoppelte Wilsons großmüthige That den Antheil, den das Volk an ihm nahm. Man sprach davon, daß seine Hinrichtung wohl aufgeschoben werden könnte, oder daß der Kühne vielleicht noch im letzten Augenblicke Mittel finden würde sich zu befreyen. Die Obrigkeit glaubte daher, alle nur möglichen Vorsichtsmaaßregeln nehmen zu müssen, damit die Execution auf keine Weise gestört oder gehemmt würde. Eine zahlreiche Wache, unter dem Commando des Capitain Partrous, wurde befehligt, die Polizey zu unterstützen. Dieser, in Schottland berüchtigt gewordene, Capitain Partrous, war der Sohn eines Handwerkers zu Edimburg, und vergebens angehalten worden, seines Vaters Handwerk zu erlernen. Der Vater entschloß sich endlich, den lüderlichen Burschen nach Holland zu schicken, um unter dem schottischen Corps zu dienen, welches damals von den Generalstaaten gehalten wurde. Nach seiner Zurückkunft, 1713, gebrauchte ihn der Magistrat von Edimburg, um die Stadtsoldaten zu exercieren und discipliniren und machte ihn zum Chef derselben. Diese Stelle verdankte er seinem militärischen Talent und seinem Rufe der Entschlossenheit und des Muthes, denn übrigens war er in jeder Hinsicht ein nichtswürdiger Mensch. Er leistete oft gute Dienste, unterdrückte manchen Auflauf, und hatte sich allen Unruhstiftern furchtbar gemacht. Seine Stadtwache bestand aus 120 Mann, die gut bewaffnet und disciplinirt waren. Man recrutirte sie aus Veteranen und aus Bergschotten, die ohnehin die Städter nicht leiden konnten, und daher die Polizey oft rauh verwalteten.

Robertson's glückliche Entweichung hatte diesen Partrous tief gedemüthigt; er fand sich und seine Soldaten dadurch beschimpft. Er fuhr Wilson deshalb sehr hart an, und schwur, daß er dem Galgen nicht entrinnen solle, was auch dessen Freunde unternehmen möchten. Der Spott des Pöbels, der seitdem sich oft äußerte, hatte diesen Partrous endlich so giftig gemacht, daß er in der That einem persönlichen Haß gegen Wilson den Zügel schießen ließ. Diese gehässige Stimmung vermehrte sich noch, als der Magistrat ihm zwar mit 80 Mann

die Polizey bey der Hinrichtung übertrug, allein aus Vorsicht noch ein Detaschement königlicher Truppen requirirte, um die Zugänge zu dem Markte zu besetzen, auf welchem der Galgen errichtet zu werden pflegte. Das kränkte den tapfern Partrous gewaltig Als daher der Kerkermeister ihm den Gefangnen übergab, um ihn zum Richtplatze zu führen, ließ er ihm Handschellen anlegen, und als diese für Wilson's starke Faust zu eng waren, zwängte und preßte er ihm die Hände mit solcher Gewalt hinein, daß der Unglückliche laut schrie und sich beklagte, der Schmerz erlaube ihm nicht, sich zum Tode zu bereiten. „Du wirst sogleich expedirt seyn" sagte Partrous höhnisch, und Wilson antwortete: „Sie sind sehr grausam! wer weiß, ob Sie nicht selbst „bald in die Lage kommen werden, das Mitleid an„zusprechen, welches Sie mir verweigern. Aber Gott „vergebe es Ihnen!"

Diese Worte liefen alsobald von Munde zu Munde, und vermehrten die allgemeine Theilnahme an Wilson, so wie den Haß gegen Partrous. Indessen zeigte sich doch kein Merkmal von Widersetzlichkeit, während des Hinganges zum Galgen, und während der Vorbereitungen zur Hinrichtung. Das Volk stand finster schweigend. Wilson bestieg die Leiter, und litt den Tod mit ruhiger Ergebung.

Aber kaum hatte der Körper einige Augenblicke am Galgen gehangen, und gab kein Lebenszeichen mehr von sich, als plötzlich ein Tumult entstand. Partrous und seine Soldaten wurden mit Schmähungen und Drohungen überhäuft; Steine flogen; man drängte sie von allen Seiten. Ein junger Mensch, in eine Matrosenmütze vermummt, sprang aufs Schaffot und schnitt den Strick ab, während andere den Leichnam auffingen und mit ihm verschwanden, entweder um ihn zu begraben, oder um zu versuchen ihn wieder ins Leben zu bringen.

Der wütende Partrous vergaß, daß er hier nichts mehr zu thun hatte, und daß er mit seinem Detaschement sich hätte zurückziehen sollen. Er riß einem seiner Leute die Flinte aus der Hand, er commandirte, Feuer auf das Volk zu geben, und Zeugen sagten nachher gegen ihn aus, er habe selbst einen Menschen erschossen Sechs Todte und mehrere Verwundete blieben auf dem Platze.

Nach dieser Heldenthat wollte Partrous sich nach der Caserne zurückziehen, allein der Pöbel, mehr gereizt als in Furcht gesetzt, verfolgte ihn und seinen Trupp mit Steinen und Flüchen. Die hintersten Soldaten, die am meisten ins Gedränge geriethen, feuerten zum zweyten Male. Es ist zwar nicht erwiesen, daß es auf Befehl ihres Capitäns geschehen, allein der allgemeine Haß bürdete auch das ihm auf. Als er nun dem Magistrat Rechenschaft ablegen sollte, schien er die Folgen seiner Wuth zu fürchten, leugnete, Feuer commandirt und selbst geschossen zu haben.

Indessen befanden sich unter den Getödteten und Verwundeten Leute, die nicht zum Pöbel gehörten, denn die Soldaten hatten, um das Volk blos zu schrecken, zu hoch, und folglich in die Fenster geschossen, die mit neugierigen Zuschauern besetzt waren. Der Unwille war allgemein, und Partrous wurde gerichtet, ehe noch der Sturm der Leidenschaften Zeit gehabt hatte sich zu legen. Doch stimmten die abgehörten Zeugen gar nicht überein; manche bestätigten seine Aussage. Allein die Jury entschied, er habe selbst geschossen, und Feuer auf das Volk zu geben commandirt, folglich einen freywilligen Todschlag begangen, worauf er verurtheilt wurde, am 7. September 1736 auf dem gewöhnlichen Richtplatze gehangen zu werden. An diesem Tage strömte das Volk in aller Frühe zusammen und alle Fenster waren mit Zuschauern gefüllt. Der ganze Markt schien ein wogendes Meer, aus welchen zahllose Köpfe hervorragten, und im Mittelpunkte erhob sich der schwarz angestrichene Galgen, an welchem der Strick flatterte. Man vernahm nichts als ein dumpfes Gemurmel. Die Gewißheit einer nahen Befriedigung der Rache ließ keine Ungeduld aufkommen; ruhig bereitete sich das Volk, das Schauspiel einer gerechten Vergeltung zu genießen. Aller Lippen waren geschlossen, Aller Augenbraunen zusammen gezogen, Aller Blicke finster und drohend. Vielleicht hätte der Anblick des armen Sünders diese menschenfeindliche Stimmung gemäßigt, vielleicht sogar in Mitleid verwandelt; aber die Stunde der Hinrichtung schlug, und er kam nicht — noch einige Minuten verflossen — und er kam nicht. Nun entstand ein lautes Murren. Der Magistrat, hieß es, hat diesen Menschen immer als eine treffliche Stütze der Polizey betrachtet, wird wohl von dieser Seite dem Minister die Sache vorgestellt haben und der betrogene König hat ihn begnadigt. Wirklich schien es ein gefährliches Beispiel, einen Officier hinzurichten, der sich gegen den Pöbel stets mit solcher Kraft benommen; hieß das nicht, seinen Nachfolgern ihr Amt erschweren? hieß das nicht gewissermaaßen dem Pöbel Recht geben? Wer würde es künftig übernehmen wollen, in solchem Berufe mit Kraft zu handeln? Auch waren ja die Beweise zweideutig; und gesetzt, Partrous hatte zu schießen befohlen, war er nicht in Ausü-

Digitized by Google

bung seines Dienstes angegriffen worden? hatte er nicht blos zu seiner Selbstvertheidigung gehandelt? — So raisonnirten die Vernünftigen, Leidenschaftlosen. Allein der Pöbel behauptete, Partrous habe stets die Ausschweifungen des jungen Edimburger Adels begünstigt, und dieser habe ihn nun unterstützt. Alle diese Hin- und Widerreden verursachten ein Getöse, dem der Brändung des Meeres gleich, ein Sausen, wie vor dem Ausbruch eines schweren Gewitters. — Lange hatte der Magistrat angestanden, die Proclamation anschlagen zu lassen; endlich lief sie mit Blitzesschnelle von Munde zu Munde: Die Königin Caroline hatte, in Abwesenheit ihres Gemahls, Georg des Zweiten, einen Aufschub von 6 Wochen bewilligt. — Plötzlich entstand ein Geheul, wie von einem Tyger, dem man seinen Raub entrissen. Der Magistrat, Aufruhr befürchtend, hatte seine Maaßregeln genommen. Indessen ging diesesmal Alles stille vorüber. Nur als der Galgen niedergerissen wurde, erhub sich ein neuer Schrei des Unwillens, worauf das Volk sich zerstreute.

Aber die Wuth kochte im Innern jedes Busens. Eine Verschwörung entspann sich auf dem Lande, den verhaßten Partrous bei Nacht zu entführen und hinzurichten. Ein zahlloser Haufe überwältigte die Thore von Edimburg, überrumpelte die Caserne, bewaffnete sich mit den geraubten Gewehren, durchzog die Vorstadt, und ein junger Geistlicher, Namens Buttler, der das Unglück hatte, den Meuterern zu begegnen, wurde gezwungen sie zu begleiten. An den Zugängen des Gefängnisses wurden Wachen ausgestellt, Alle Uebrigen stürmten auf das Gefängniß los und begehrten eingelassen zu werden. Niemand antwortete, denn bei Annäherung des Ungewitters hatte der Kerkermeister sich aus dem Staube gemacht. Nun wollten die Verschwornen die Pforte mit Hammern, Beilen und Hebebäumen aufsprengen, allein sie war mit Eisen stark beschlagen und widerstand allen Angriffen. Als Buttler das sah, hoffte er, der Magistrat werde Zeit gewinnen, mit bewaffneten Bürgern herbei zu eilen. Wirklich geschah das auch. Ein Bürgercorps, von Gerichtsdienern begleitet, erschien mit Fackeln, um das Kriegsgesetz abzulesen. Die Vorposten zerstreuten sich schnell; als aber die Bürger dem Kerker selbst sich näherten, fanden sie alle Zugänge verrammelt, wurden mit einem Steinhagel und vorgestreckten Bajonetten empfangen. Ein junger, muthvoller Officier stürzte sich mitten unter die Aufrührer, und entwaffnete den Ersten, der ihm aufstieß. Da aber Niemand ihm folgte, unterlag er der Menge, wurde selbst entwaffnet, und man ließ ihn laufen, ohne ihm das geringste Uebel zuzufügen; ein merkwürdiger Umstand, welcher beweist, daß mit einer Art von kaltem Blut und Mäßigung verfahren wurde, und man durchaus nur das bestimmte Opfer heraus haben wollte. Als der Magistrat sah, daß er nichts ausrichten konnte, zog er sich zurück, verhöhnt und von Steinwürfen begleitet.

In der Citadelle lagen zwei Bataillons regelmäßiger Truppen, an den Commandanten derselben erging eine dringende Aufforderung zu helfen, allein nur mündlich, denn der Bote hatte, aus Furcht den Verschwornen in die Hände zu fallen, sich geweigert, einen Brief zu bestellen, der, wenn er bei ihm gefunden worden wäre, ihm das Leben gekostet haben würde. Der Commandant wollte nicht ausrücken, weil er nicht vorschriftmäßig requirirt worden war, und weil er sich erinnerte, wie gefährlich es für einen Officier sey, mehr zu thun, als seine strenge Pflicht ihm vorschreibt. Indessen fürchteten die Empörer sein Erscheinen. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Garnison marschiere, und man werde Bomben unter sie werfen. Die eiserne Pforte wich noch immer nicht, und Viele wurden muthlos. Da schrie plötzlich eine Stimme: Versucht's mit Feuer! und tausend Stimmen wiederhallten: Schafft Pech herbei!

Sogleich brachte man Tonnen mit Pech und andern brennbaren Materien angefüllt, man thürmte sie an der Pforte auf, man steckte sie in Brand. Dicke Rauchwolken verbreiteten sich alsobald. Die Flamme wirbelte an dem Gebäude empor, und erleuchtete die wilden Gesichter der Rachedurstigen, so wie die bleichen Gesichter der ängstlichen Zuschauer von den benachbarten Fenstern. Die brennende Pforte krachte. Ein fürchterliches Jubelgeschrei erhob sich, als eine Bresche sichtbar wurde. Die Hitzigsten warteten nicht, bis die Gefahr vorüber war; auf den Schultern ihrer Gefährten drangen sie über glühende Kohlen mitten durch Rauch und Flammen. Der Kerker war erobert.

Nur wenige Stunden früher hatte man dem Gefangenen verkündigt, daß ihm das Leben geschenkt sey; was er, bey dem allgemeinen Haß, kaum zu hoffen gewagt hatte. Er überließ sich einer ausgelassenen Freude, saß eben mit einigen Freunden bey der Tafel, zechte und sang lustige Lieder, als das Volksgekreusch und der erschrockene Kerkermeister das frohe Gelag unterbrachen. Hätte Partrous nicht in diesem Augenblicke den Kopf verloren, so hätte er sich wahrscheinlich retten können, so gut

als seine Freunde, welche ihn im Stich ließen und entschlüpften. Er blieb in seiner Kammer in einer Art von Betäubung, bis die Helligkeit, welche die Flamme verbreitete, ihn glauben machte, das Gefängniß sey in Brand gerathen; dann erst kam er auf den Gedanken, sich durch den Schornstein zu retten. Mühsam klimmte er bis zu einer gewissen Höhe, wo er aber eiserne Stangen vorfand, die mit der Mauer verbunden waren, um die Entweichung der Gefangenen zu verhüten. Er klammerte sich an diese Stangen und blieb in einer sehr peinlichen Lage an ihnen hängen.

In dem Augenblicke, wo das Freudengeschrey der Aufrührer verkündete, daß sie alle Hindernisse überwunden hätten, und nun in dem ganzen Gefängnisse sich ausbreiteten, jauchzten von allen Seiten die übrigen Eingekerkerten ihren Befreyern entgegen. Alle wurden während des Tumultes in Freiheit gesetzt. Durch sie erfuhr der Pöbel, in welcher Kammer Partrous sich befinde, drang in dieselbe und entdeckte bald seinen Schlupfwinkel. Er wurde mit einer solchen Hastigkeit heruntergerissen, daß es schien, man werde ihn auf der Stelle ermorden; aber Einer der Verschwornen, in Weibskleidern, schrie: „Verderbt unser Spiel nicht! Gerechtigkeit „wollen wir ausüben, nicht morden!" — „Recht „so!" riefen Andere, „er muß gehängt werden! „auf den Markt mit ihm! zum Galgen!" — „Thut „ihm nichts zu Leide" hub der Erste wieder an, „laßt ihn seinen Frieden mit Gott machen, wenn „das möglich ist; wir wollen seine Seele nicht tödten." — Dem widersetzten sich Einige, erinnernd, man müsse ihn behandeln, wie er andere, die besser gewesen als er, behandelt habe. Indessen blieb es doch bey dem, was der Erste gesagt; man erlaubte ihm, über sein Geld nach Gefallen zu disponiren, und schleppte ihn auf die Straße. Wildfeuer (so nannte man den Anführer des Haufens) hielt Partrous unter einem Arme. „500 Pfund Sterling für mein Leben" flüsterte dieser ihm zu. — „500 Pfund Gold können dich nicht „retten!" war die Antwort: „denke an Wilson! „mache deinen Frieden mit Gott. He da! wo ist „der Priester?"

Buttler hatte sich bisher in einiger Entfernung gehalten; jetzt näherte er sich und beschwor die Meuterer, zu bedenken was sie thäten. Wenn auch dieser Mensch das Leben verwirkt habe, so hätten doch sie kein Recht es ihm zu rauben. Im Namen des Allbarmherzigen foderte er sie auf, Barmherzigkeit zu üben, ihre Hände nicht mit Blut zu beflecken und nicht dasselbe Verbrechen zu begehn, welches sie angeblich rächen wollten. — „Faßt Eure „Predigt kürzer" schrie Einer, „Ihr steht hier nicht „auf der Kanzel." — „Habt Ihr etwa Lust, neben „ihm gehangen zu werden!" rief ein Anderer.

„Schweigt!" donnerte Wildfeuer dazwischen. „Beleidigt den ehrlichen Mann nicht, er spricht „nach seinem Gewissen, und das liebe ich. Ihr „habt Eure Gründe gesagt, Herr Pfarrer, hört nun „auch die unsrigen. Blut fodert Blut. Wir haben „uns Alle durch einen Eyd verbunden. Er muß daran, „da hilft nichts! also macht fort, und bereitet ihn „zum Tode."

Partrous war in einer Weste ohne Ermel ergriffen worden, auch ohne Schuh, denn er hatte Kleid und Schuhe ausgezogen, um in den Kamin zu steigen. Man hatte ihm erlaubt, einen Schlafrock überzuwerfen und Pantoffeln anzuziehen. So angethan wurde er auf den gekreuzten Armen zweier Verschwornen getragen und Buttler gieng neben ihm her. Anfangs hatte er versucht, Gnade von seinen Henkern zu erlangen, als er aber sah, daß alle Bitten vergebens waren, ergriff er seine Partey als ein Mann, der dem Tode schon oft getrotzt hatte.

Buttler ermahnte ihn, seine Seele zu Gott zu erheben. „Wenn diese Menschen" antwortete er, „mir nicht Zeit lassen, mich zum Todte zu bereiten, „so mögen meine Sünden auf ihr Haupt fallen!" — „Hast du" unterbrach ihn Wildfeuer „an „Wilson's Seele gedacht, als er zum Tode gieng „und du ihm die Handschellen anpreßtest? man hat „noch mehr Mitleid mit dir, als du selbst gezeigt „hast."

Langsam schritt der Zug vorwärts von Fackeln erleuchtet und eine Art von Ordnung beobachtend, denn rechts und links zog eine Reyhe Bewaffneter, die das Gedränge von dem armen Sünder abhielten. Die Fenster aller Häuser waren voller Neugieriger, die aber, vor Entsetzen ergriffen, kein Wort laut werden ließen. Endlich gelangte der Zug auf den Markt, und, während Einige der Verschwornen ein Gerüst zur Hinrichtung aufrichteten, versuchte Buttler noch Einmal, sich an die Menge wendend, den Elenden zu retten. „Um Gottes willen! „rief er, bedenkt daß dieser Mensch ein Christ ist, „daß er ein Recht an die Verheissungen der heiligen „Schrift hat. Gebt ihm Zeit zu Reue und „Buße!" — „Er hat Andern keine Zeit verstattet" erwiderte eine Stimme aus dem Volke. — „Aber, „Freunde!" hub Buttler wieder an, „Ihr seyd „nicht seine Richter." — „Nein" versetzte dieselbe Stimme, „allein er ist gesetzlich verurtheilt, wir

„vollstrecken das Urtheil nur, weil eine verderbte „Regierung einen Mörder retten will."

„Ich bin kein Mörder!" rief Partrous, „ich „habe nur im Dienst gehandelt, und zu meiner eig„nen Vertheidigung."

Nieder mit dem Mörder! erscholl es von allen Seiten. „Wir verlieren nur unsere Zeit damit, einen Galgen zu errichten. Das Gerüst des Färbers hier in der Nähe ist gut genug für einen Meuchelmörder!" — Die Menge brüllte Beyfall. Partrous wurde fortgeschleppt und dadurch von Buttler getrennt. Dieser entfernte sich tief erschüttert und halb bewußtlos. Als er an die Straßen-Ecke kam, sah er sich noch einmal um, und erblickte, beym gräßlichen Schein der Fackeln, eine Gestalt, die in der Luft über den Köpfen der Menge zappelte

---

Notizen aus periodischen Schriften.
(Fortsetzung von Nro. 31.)

— (Eben daselbst, nehmlich in den Miszellen der neuesten ausländischen Literatur.) Der reisende Franzose, welcher Skizzen von den Antillen geliefert hat, erzählt: „Bei meiner Anwesenheit auf St. Thomas erschien der Capitän einer weißen Compagnie auf dem Exercierplatze in bürgerlicher Kleidung, mit der Reitpeitsche in der Hand, und wollte in diesem Anzuge die Compagnie commandiren. Der Lieutenant Seymour hielt ihm lebhaft diese Unschicklichkeit vor, und erklärte, daß weder Er noch seine Soldaten ihm gehorchen würden, wenn er nicht vorschriftmäßig in Uniform erschiene. Aus diesem Zwiste entstand ein Zweikampf, in welchem der Lieutenant blieb. Die Obrigkeit nahm keine Notiz davon, denn die Kämpfer hatten sich auf eine kleine englische Insel in der Nachbarschaft begeben. — Es giebt auf St. Thomas eine große Anzahl geflüchteter spanischer Familien von beiden streitenden Partheyen; die Landesgesetze schützen jede Parthey, allein bei ihrer Ankunft bedeutet man einer jeden, ihren Zwist vor der Hand zu vergessen und sich ruhig zu verhalten. Je nachdem nun das Kriegsglück wechselt, sieht man bald diese bald jene heim eilen. (Vielleicht um bald wieder zu kommen.) Den Amerikanern von Baltimore wird vorgeworfen, daß sie, unter dem Vorwande des Handels, Kaperschiffe ausrüsten und mit Kaperbriefen der Insurgenten versehn, im Trüben oder vielmehr im Schlamme fischen. — Die Besitzungen auf St. Croix liefern ungeheuern Ertrag. Der Reisende sah eine Pflanzung, die jährlich 1000 Fässer Zucker, jedes Faß zu 13 Centner lieferte, im Durchschnitt am Werth 630000 Franken. Und das war noch bei weitem nicht die einträglichste Besitzung auf der Insel. — Die Neger auf St. Croix sollen sehr verdorben seyn, und zwar vorzüglich durch die übel verstandene Philantropie des ehemaligen Gouverneurs Orholm, der zugleich Landbesitzer war, und durch seine Milde den Sclaven Grundsätze einflößte, die der guten Ordnung und den Rechten der Eigenthümer zuwider liefen. Klagte man bei ihm gegen einen Schwarzen, so pflegte er, ohne Untersuchung, die Schuld dem Herrn beizumessen. (Und hatte auch wohl in der Regel Recht?) Seine eignen, auf diese Weise entzügelten Neger, sollen ihm davon gelaufen seyn, und er dadurch viel eingebüßt haben. (Das mag seyn, aber die Achtung aller Rechtlichen und sein eignes Bewußtseyn haben sicher diesen Verlust ihm zehnfach ersetzt.) —

— In dem Besuch des Klosters Latrappe im Jahr 1817 (in eben diesem Journal) wird von der höchst interessanten Vendée ein anschauliches Gemählde geliefert. In diesem ganzen Landstrich giebt es nur zwey Straßen, die eine führt von Nantes nach Rochelle, die andere von Bordeaux nach Tours. Alles übrige ist ein förmliches Labyrinth, Fußpfade genug, aber so eng und verschlungen, daß sie den Reisenden nur verwirren und ermüden. Die hohen Hecken zu beiden Seiten bilden Lauben, machen die Wege dunkel; im Sommer sind diese rauh und unerträglich heiß, im Winter tief und morastig. Oft giebt es keinen andern Weg als das Bett eines Baches. Hat der Reisende sich endlich bis zu einer Stadt oder einem Dorfe durchgearbeitet, so muß er auf unregelmäßigen, in den Felsen gehauenen Stufen hinauf klimmen. Die Einwohner selbst verirren sich oft. Die vielen Hecken und schmale Plätze geben dem Ganzen das Ansehen eines einzigen dicken Waldes. — Während der Revolution nahmen die Vendéer oft ihre Gewehre zum Pfluge mit, und wo sie einen Blaurock (Soldaten der Republik) gewahr wurden, schossen sie ihn weg. Auf diese Weise geschah einst das Schreckliche, daß ein Vater unwissend seinen eignen Sohn erschoß, der gezwungen gewesen war, unter den Republikanern zu dienen, aber Mittel gefunden hatte zu entwischen, und in der verhaßten Uniform zurückkehrte. — In Orleans ist während der Revolution die alte Bildsäule der berühmten Jungfrau zerstört, und nun eine neue von Bronze errichtet worden, die zwar weit zierlicher als die alte, doch bey weitem nicht so interessant ist. — Auf dem Schlosse Vincennes sah der Reisende den Sarg des Herzogs von Enghien in demselben Zimmer, in welchem das Kriegsgericht ihn zum Tode verurtheilte, und welches nun in eine Capelle verwandelt ist. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 33. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 April.

Politik. (Beschluß.)

Das Februarheft der Minerva liefert größtentheils nur Uebersetzungen aus schon bekannten französischen Schriften. Der einzige, sehr bittere, Original-Aufsatz ist gegen den letzten sächsischen Landtag gerichtet. Der sogenannte enge Ausschuß der Ritterschaft habe sich wirklich sehr eng und engherzig bewiesen. Es sey dem Könige ein Gutachten überreicht worden, in welchem von repräsentativer Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister, Preßfreiheit, Geschwornen-Gerichten u. s. w. kein Wort vorkomme. Herr Professor Pölitz habe doch proclamirt, daß die Deutschen mündig geworden, und gewiß sey es, daß sie durch die Zeit gewachsen, durch Noth und Drangsal gereift wären. (Ja, so wie die Früchte bei schlechter Witterung reifen und — sauer bleiben.) Der Knabenrock, der noch überdieß den Sachsen halb vom Leibe gerissen worden, passe nicht mehr; es müsse Maaß zu einem neuen Rocke genommen werden, denn wenn man die Fetzen nicht ganz wegwürfe, so würde nur Pein für den Burschen und Schande für den Schneider dabei heraus kommen. (Also auch die Sachsen, die doch seit so vielen Jahren von einem vortrefflichen Könige regiert worden, verlangen einen neuen Rock! blos weil es jetzt Mode ist, sich neu zu kleiden! Doch die Stimme eines Einzelnen, vielleicht Mißvergnügten, ist keine Volksstimme.) —

Durch die Zerreißung des Landes sind auch einzelne Güter zerrissen worden, und nun ist die Frage entstanden, ob fremde Vasallen, deren Hauptgut nehmlich jetzt in fremder Grenze liegt, wegen unbedeutender Pertinenzstücke, die bei Sachsen geblieben, noch zu der Landstandschaft zugelassen werden sollen? — Die Meinungen waren getheilt. Es sollen für alle solche Pertinenzstücke sogenannte Dingstühle (Gerichtsinstanzen) errichtet werden, und der Verfasser spöttelt: es würden nun bald einzelne Viehweiden, Mühlen, Acker- und Wiesenflecke von einigen Quadratruthen ihre eignen Gerichte haben. Es wäre doch weit vernünftiger gewesen, sie den nächsten Justiz-Aemtern zuzutheilen, die Bewohner aber, wie alle sächsische Unterthanen, auf den Landtagen repräsentiren zu lassen, woraus denn abermals die Nothwendigkeit eines Repräsentativsystems hervor gehe. (Denn das ist nun einmal der heutige Moderefrain.)

Die zweite Frage war: ob nicht Leipzig, da es die einzige übrig gebliebene Universität sey, mit den Collegien der Prälaten, Grafen und Herren vereinigt werden solle? — O ja, war die Antwort, doch solle Leipzig Sitz und Stimme nach den Grafen haben, nur Ein Abgeordneter erscheinen, der Syndicus an einem abgesonderten Tische sitzen, bei Feyerlichkeiten nicht in die Reihe der Prälaten und Grafen treten, auch nicht unter dem Collegio mit begriffen seyn, sondern es solle heißen: Das Collegium nebst der Universität Leipzig. Das klingt freilich sonderbar, und der Verfasser sagt: aus der Schrift sey nicht zu ersehn, ob die Universität sich bedankt habe, daß ihr doch ein Platz im Zimmer, und nicht draußen vor der Thür angewiesen worden.

Die dritte Frage war: ob die Landtagsverhandlungen public gemacht und gedruckt werden sollen? — Die Ritterschaft und die Städte wollen es; nur der enge Ausschuß — immer den Nahmen durch die That bewährend — verspricht sich keinesweges Nutzen davon, findet es vielmehr bedenklich, und der Verfasser fügt sehr bitter hinzu: Freilich dürfte da, wo die Verdienste aus dem Erbbegräbnisse der Ahnen ihren finstern Ursprung herleiten, die Aufhebung der Finsterniß bedenklich seyn, weil es an's Licht kommen könnte, daß Se. Excellenz in nichts excellire, als in der Beschränktheit ihres Kopfes und in der lächerlichen Anmaßung ihres Dünkels.

Die vierte Frage war: ob die bürgerlichen Rittergutsbesitzer und der Adel ohne hinreichende Ahnen bei den Landtagen zugelassen werden sollen? da doch diese beiden Classen mehr als drei Viertel aller Rittergüter in Sachsen besitzen, und folglich auch mit drein zu reden haben, wenn man Bewilligungen aus ihrem Beutel machen will. Ueber die Beantwortung dieser Frage (die sich doch wohl von selbst verstehen sollte) hat man sich nicht vereinigen können. Der enge Ausschuß hat gemeint: ein Recht hätten die Bürgerlichen zwar nicht, aber

Ausgegeben den 8. April.

man wolle für sämmtliche Kreise 29 Neuadliche und Bürgerliche zulassen, die sogar die Uniform zu tragen berechtigt seyn sollten. Die Ahnenprobe solle jedoch wie bisher beibehalten werden. Der weitere Ausschuß ist derselben Meinung gewesen, und will sogar die Ahnenprobe von mütterlicher Seite in Zukunft erlassen. Dem letztern ist jedoch allgemein widersprochen worden, weil — so meint der Verfasser — die altadelichen Jungfrauen zugleich mit dem mütterlichen Stammbaum ihre letzten Reize verlieren würden. — Die allgemeine Ritterschaft ist dem Gutachten des engen Ausschusses beigetreten, und wünscht, dem Vorwurf zu entgehn, als ob man der ahnenlosen Classe das Erscheinen zu sehr erschweren wolle. (Also doch erschweren?) —

Die Städte haben gemeint: das sey ganz gut; aber die 29 Stellen für Neuadeliche und Bürgerliche müßten auch nur mit Neuadelichen und Bürgerlichen besetzt werden, da die Altadelichen ohnehin schon das Recht hätten zu erscheinen. Dagegen hat sich aber sämmtliche Ritterschaft erhoben, und will nicht blos sich repräsentiren, sondern auch die, die bisher nicht repräsentirt worden sind, und folglich bleibe wiederum Alles bei'm Alten. — So finster sey es jetzt in einem Lande, das vor Jahrhunderten wegen des Lichtes berühmt war, das von ihm ausging. Doch diese Finsterniß bedecke zum Glück nicht das Land, sondern nur den Landtag. — (In der That scheint wohl nichts natürlicher, als daß der Grundeigenthümer, er gehöre zu welcher Classe er wolle, überall berechtigt sey, sein Eigenthum zu vertreten, und es ist traurig, daß der Adel, der jetzt so oft ungerechte Angriffe erdulden muß, noch immer solche Blößen giebt, die seine Gegner mit Recht zu ihrem Vortheil benutzen.)

Der neue Herausgeber des Rheinisch-westphälischen Anzeigers thut wohl, dasjenige Publikum zu verschmähen, welches „Gefallen am „ewigen Tadeln, Mäkeln und Bekritteln aller „Schritte der Regierungen findet." Er sagt mit Recht: „Wir halten es für eine heilige Pflicht ei„nes Zeitschriftstellers, auf jede Art zu verhüten, „daß der Saame der Zwietracht nicht noch mehr zwi„schen Regierung und Volk ausgesäet werde, als „schon ausgesäet ist, und insbesondere die Achtung „nicht zu verletzen, die jeder Bürger seiner Regie„rung schuldig ist." Allein sehr drollig klingt der Nachsatz: darum habe er furchtlos getadelt und werde tadeln. Also nicht kritteln und mäkeln, aber tadeln? ist das auch eine von den Arten die Zwietracht zu verhüten? Zum wenigsten hat der Herausgeber sich sehr unbestimmt ausgedrückt. — Unser Glaube ist, daß der Zeitschriftsteller allerdings die Regierungen auf dasjenige aufmerksam machen darf, was ihm als Unrecht erscheint, nur nicht mit Bitterkeit, sonst stiftet er keinen Nutzen. Und so hat der rheinisch-westphälische Anzeiger es wohl auch gemeint.

Im vierten Bande vom Geist der Zeit gesteht der Kraftschwätzer Arndt: „Herrschen will „ein Jeder von uns. Es ist Aller Menschen Art „oder Unart, daß sie an sich reißen und herrschen „wollen." — Aller Menschen? wir zweifeln. Aber die meisten derjenigen, die so gewaltig nach Repräsentativ-Verfassungen schreien, die wollen herrschen. — Die Fürsten nennt Herr Arndt ein nothwendiges Uebel. Wir möchten ihn selbst ein nicht nothwendiges Uebel nennen. Es ist zu verwundern, daß er nicht auch den lieben Gott ein nothwendiges Uebel nennt. — Um Trost im Unmuth zu haben, soll man sich die große Vergangenheit des Mittelalters mahlen. Ja gemahlt sahen wir sie auf dem Theater auch ganz gern, aber behüt' uns Gott vor der Wirklichkeit! —

In den Jahren 1780 — 90 sollen die Deutschen zufrieden, reich, wollüstig und faul gewesen seyn; eine Faulheit und Elendigkeit, die in den letzten 30 Jahren Gottlob (!) mit dem eisernen Besen des Kriegs und des Unglücks weggefegt sey. Herr v. Cölln bemerkt hierbei, in den freimüthigen Blättern für Deutsche, daß man folglich Napoleon und die herrliche französische Revolution hoch verehren müsse. Und so will es auch wohl der Mann verstanden haben, der einst versicherte, er werde die Franzosen ewig lieben. Später hat er freilich mit ihnen geschmollt, aber — alte Liebe rostet nicht. — Wer jene Zeit lobt, der ist dem Herrn Arndt ein Hase, eine Schlange, ein Fuchs, ein Schöps, ein Rückschreiter, ein Rückschleicher, ein Rückmäuser. (?) — Freilich war es jene Zeit, in welcher Friedrich und Joseph Bewunderung verdienten; in welcher Herder, Göthe, Schiller, Klopstock uns erfreuten.

In welche Widersprüche so ein allzeitfertiger Kraftschwätzer bisweilen geräth, beweist unter andern die Stelle, wo er behauptet: unter den Sachsen-Kaisern u. s. w. sey Deutschland herrlich, gewaltig und strahlend von Macht und Ruhm gewesen, und doch bekennt, daß diese nämlichen Sachsen-Kaiser gewaltig über Volk und Fürsten geherrscht haben. Nun wenn

das ist, so bedarf ja Deutschland keiner Repräsentativ-Verfassung um wieder herrlich, gewaltig und strahlend zu werden? es bedarf nur eines Kaisers, der gewaltig herrsche. — Ja, meint Herr Arndt, das Heiligthum von Kaiser und Reich ist dahin, und an dessen Stelle müssen wir die unsichtbare und heilige Idee von Volk, Vaterland und Deutschheit setzen. — Das wird nicht gehn, lieber Herr Arndt. Sie sagen ja selbst: Jeder will herrschen; und Sie vor Allen. Sie besitzen freilich, um die Menschen zu beherrschen, nichts weiter als eine Lärmtrommel, und die hat Ihnen vor Zeiten recht gute Dienste gethan; aber diese Zeiten sind vorbei; man hat sich daran gewöhnt, wie die Pferde an die Stalltrommel sich gewöhnen.

Sie klagen über Mangel an Preßfreiheit, und doch ist Ihr gallsüchtiges Buch in Berlin gedruckt! Sie verweisen alles Gaunergesindel unter die Polizey, und doch ist Ihr schmähsüchtiges Buch in Berlin gedruckt!

Wir behalten uns vor, diesen Geist der Zeit noch einmal in unserm Blatte spuken zu lassen, und verweisen vor der Hand auf die freymüthigen Blätter von Cölln, wo er bereits als ein illuminirter Kürbiskopf erscheint.

Sehr wahr sagt Kosmophilos, in seinen Bemerkungen über des Herrn v. Grevenitz Bauer in Polen, die französische Revolution sey die Mutter unsers Zeitgeistes, folglich ein unsaubrer Ausfluß aus unsaubrer Quelle. Allerdings müssen die Regierungen sich bemühen, den Geist der Zeit zu fassen, zu begreifen, aber nicht ihm zu folgen weil er ist was er ist. Schwäche der Regierung war es, was die Revolution hervor brachte, nicht der Mangel einer National-Repräsentation; denn die Geschichte lehrt, daß die Häupter der repräsentirten Völker öfter wechseln, als die der nicht repräsentirten. Auf die Frage: ob National-Repräsentation eine gewisse Quelle der Ruhe, der Sicherheit und des Glücks der Nationen sey, antwortet die Geschichte: Nein! und auf die Frage: ob Würde, Kraft und Energie der Regierungen jene Volksgüter verleihen? antwortet die Geschichte: Ja! — Gerade so viel Freiheit im Denken, Schreiben und Handeln, als nur irgend mit der Ruhe und Sicherheit des Staates bestehen kann, dürfen die Nationen begehren. Verlangt der Zeitgeist mehr, so ist es zu viel, und geben die Regierungen nach, so hat der Zeitgeist sie und die Regierten leichtsinnig gemacht.

Von den Jahrbüchern der Literatur,

die in Wien herauskommen, liegt der vierte Band vor uns, der die Monate October, November und December des vorigen Jahrs begreift. Wir gedenken dieses Werks noch einmal, weil es in Norddeutschland weniger verbreitet zu seyn scheint, als es durch die gediegenen Arbeiten verdient, welche sich mit den wichtigern Schriften aus dem Felde der Literatur beschäftigen. In dem gegenwärtigen Bande zeichnen sich folgende aus: Kaiser Friedrich II. Staatseinrichtung in Sicilien, welche ein eignes Licht auf jene Zeiten wirft, und diesen Fürsten als einen der ersten Naturforscher und als gekrönten Dichter darstellt. Er ist der Monarch, der den berühmten Taucher, Nicola, mit dem Beinamen Fisch, untertauchen hieß, indem er vom Leuchtthurm in Messina einen silbernen Becher in das Meer warf, wie die Leser aus Schillers schöner Ballade wissen werden.

Eine zweite ausführliche und gelehrte Recension beschäftigt sich mit der Fortsetzung der Description de l'Egypte. Man darf fragen, wie würde die Welt aussehen, wenn es keine Weisheit der Egyptier jemals gegeben, kein Moses sie dort kennen gelernt hätte? Alle Ruinen dieses Landes setzen uns noch in Erstaunen, und manche zeugen von einer Größe und Kraft, bei der wir uns klein vorkommen müssen. Zur Probe der Bearbeitung heben wir eine Stelle aus, welche das ehemalige berühmte Theben betrifft, auf die auch die Propheten in mehrern Stellen deuten. „Es giebt, sagen die Jahr„bücher, wohl für die Geschichte der Menschheit we„nig so merkwürdige Gegenden, als diese Ebene „von Theben, dem uralten Herrschersitz eines zahl„reichen erleuchteten Priesterstammes, (damals das „constitutionelle Gegengewicht der Regierung,) der „durch die bloße Uebermacht seines Wissens ein rohes „Volk zu seinen Diensten zwang, und hier mit wah„rer Königsmacht thronte. (Haben das die Priester bei rohen Völkern nicht immer gethan? Es ist zu verzeihen, wenn sie die Rohheit, d. h., die Unwissenheit nicht geflissentlich unterhalten und fortpflanzen.) „Wenn irgendwo, so wurde hier Wissenschaft „im eigentlichsten Sinne des Wortes vom Himmel „herab zur Erde gerufen, ein ehrwürdiger Kreis ge„bildeter Männer ergriff mit Feuereifer jede neue „Entdeckung, und pflegte und schützte den zarten „Keim der Wahrheit und Erkenntniß mit inniger, „nicht rastender Sorgfalt, bis er zur Stärke gedieh, „und in entlegene Länder verpflanzt, (Griechenland „und Italien) wuchernde, herrliche Früchte brachte. „— Nur von dieser Seite betrachtet, scheint es, kön-

„der die erstaunlichen Ruinen dieses Landes in ihrem wahren Lichte erscheinen: sehr viele Tempel „gehörten im eigentlichsten Sinne der Wissenschaft „an, und das weitberühmte Labyrinth z. B. möchte „man wohl ein gemauertes Sonnen- und Himmels-„System nennen dürfen." — Das sorgfältige Mumisiren fast aller in Egypten bekannten Thiere wird aus der Hypothese der Seelenwanderung erklärt. Es hieß den Menschenseelen das Glück der ewigen Ruhe schenken, wenn man ihre weitere Auswanderung durch unzerstörbar gewordene Körper bis zu der nach ihrer Lehre nach 3000 Jahren eintretenden Weltverjüngungsperiode verhindern konnte, wo die Seele wieder in einen menschl. Körper wandert. Das mit den Jahrbüchern verbundene Anzeigeblatt liefert noch viele kürzere literarische Notizen. Ein Register zu allen vier Bänden erhöht deren Brauchbarkeit.

Es möchte ohnehin bei der anschwellenden Menge Schriften Noth thun, ein Institut von tüchtigen Real-Registermachern zu gründen, um den Gelehrten vieles vergebliche Lesen zu ersparen, und das nothwendige Nachlesen und die Uebersicht des Neuen in jedem Fache zu erleichtern. Das Leben bleibt kurz, während die Wissenschaft immer längen wird.

Buonaparte.

So eben erscheint eine französische, der Angabe nach wörtliche Uebersetzung aus dem Englischen, von einer Sammlung officieller Papiere, den Gefangenen von St. Helena betreffend. Das Meiste ist schon bekannt. Manche Einzelnheiten waren uns neu, und diese wollen wir ausheben.

Die Broschüre beginnt mit Bemerkungen über die bekannte Parlaments-Rede des Lord Bathurst, sämmtlich dahin abzweckend, zu beweisen, daß Napoleon nicht als Kriegsgefangener behandelt werden könne, daß die Engländer kein Recht auf ihn haben u. s. w. Auf dem Titel steht als Motto, von Napoleon unterzeichnet: ich billige diese Bemerkungen. Es ist spaßhaft, daß die Meisten derselben, mutatis mutandis, von Ferdinand VII. hätten gemacht werden können, als Napoleon ihn zu Bayonne arretiren und auf ein fernes Lustschloß schleppen ließ, und daß der Letztere dann schwerlich darunter würde geschrieben haben: ich billige sie. — Ueber die schreckliche Tyranney, einem Gefangenen zuzumuthen, daß er jährlich mit 8000 Pfund Sterling (gegen 50,000 Thaler) auskommen soll, wird hier viel gejammert und berechnet, daß auf den Mann — (die ganze Gesellschaft ist, oder war, 39 Personen stark) — nicht mehr als Ein Frank (6 Groschen) täglich komme, also nicht mehr als man einem gemeinen Soldaten gebe. Der Haushofmeister habe das Silberzeug zerbrochen, am 20. October 952 Unzen davon verkauft, am 9. November 1127 Unzen und am 30. December 2048 Unzen, um nur das Nothwendigste herbei zu schaffen. (Man muß gestehen, daß für einen Gefangenen ein Silbergeräth von mehr als vier tausend Unzen doch eine ganz artige Aussteuer war.) Nun sey diese Quelle erschöpft, und man lebe seitdem von 13 Wechselbriefen, jeder von 300 Luisd'or, welche der Graf Las Casas geliehen habe. Man habe Schätze bei Napoleon vermuthet; es sey wahr, er besitze deren unermeßliche! und nun liest man folgendes pomphafte Register:

„Das schöne Hafenbecken (Bassin) von Antwerpen und das von Vliessingen; die hydraulischen Werke von Dünkirchen, Havre und Nizza; das riesenhafte Becken von Cherbourg; die Seewerke von Venedig; die schönen Straßen von Antwerpen nach Amsterdam, von Mainz nach Metz, von Bourdeaux nach Bayonne; die über den Simplon, den Mont Cenis, den Mont Genevre, die Corniche (allein 80 Millionen werth); die Pyrenäen- und Alpenstraßen; von Parma nach Spezzia, von Savoyen nach Piemont; ein dutzend Brücken, die von Jena, von Austerlitz u. s. w.; ein halbes dutzend Canäle; Austrocknung von Morästen; Wiederaufbau der Kirchen; Errichtung von Hospitälern; eine Menge öffentlicher Gebäude zum Nutzen und zur Verschönerung der Hauptstadt, wie auch Roms; eine Menge Fabriken, gesammelte Capitalien um 400 Fabriken von Runkelrübenzucker zu erschaffen, die den Zucker eben so wohlfeil geliefert haben würden, als Indien, wenn man sie nur noch 4 Jahre unterstützt hätte; die Einführung des Waid statt des Indigo, 50 Millionen für Ausbesserung der Krons-Paläste, 60 Millionen um sie zu möbliren; 60 Millionen für Diamanten, die Alle für Napoleon's Geld gekauft worden; sogar den Regenten, den einzigen noch übrigen französischen Krons-Diamanten, habe er von Berliner Juden eingelöst, bei welchen er für drei Millionen versetzt gewesen; das Museum Napoleon, 400 Millionen werth, und blos rechtlich erworbene (!) Gegenstände enthaltend; mehrere Millionen zur Ermunterung des Ackerbaues gesammelt; die Einrichtung der Pferde-Wettrennen; die Einführung der Merino's u. s. w. u. s. w. Alles das bilde einen Schatz von Milliarden, der Jahrhunderte dauern werde. (O ja, wenn Europa keine Gegen-

rechnung macht, z. B. den Brand von Moskau; die Verwüstung von ganz Spanien; die Aussaugung von Holland; die Skeletirung von Deutschland; den Raub aller Kunstschätze aus Italien; und vor allen Dingen die Milliarden von gebrochnen Herzen, die Sündfluthen von muthwillig vergossenem Blute u. s. w. u. s. w. Der Heilige, der das Leder stahl und die Schuhe um Gotteswillen gab, meinte auch Schätze gesammelt zu haben.) — In einer Note wird angeführt: Buonaparte habe seit mehrern Monaten kein Brod gegessen, weil das Mehl zu schlecht gewesen. O hätten die Schlachtopfer, die er nach Rußland führte, doch nur dieß schlechte Mehl gehabt! —

„Flaminius, heißt es, wurde einst zu Rom „angeklagt, er habe, um seinen persönlichen Haß zu „befriedigen, den Hannibal ermorden lassen. Vergebens „führt er an: Hannibal sey noch ein kräftiger, gefährlicher Mann, dessen Tod nothwendig gewesen; tausend Stimmen antworteten ihm: daß das Ungerechte, das Ungroßmüthige, einer großen Nation nie „Vortheil bringen könne; daß solcher Vorwand auch „Meuchelmord, Vergiftung und alle Gattungen „von Verbrechen rechtfertigen würde." (Sehr wahr! Aber wie? wenn Jemand dem Ex-Kaiser dieselbe Bemerkung verlegte, und nur, statt Hannibal, den Namen Enghien einschöbe? was würde er antworten? oder was würde er damals geantwortet haben? — Bah! bah! das sind Phrasen.) —

Ferner heißt es, Napoleon habe an seinem Hofe die größten Könige gesehen, und sey großmüthig gegen Alle gewesen. Ist es möglich, die Unverschämtheit weiter zu treiben? —

Die Einschränkungen betreffend, die der Gouverneur von St. Helena am 19. October 1816 in Hinsicht seines Gefangenen gemacht hat, wird unter andern geklagt, daß man bei Spaziergängen nicht von der Straße abweichen solle. Etwa 80 Klafter von derselben abgelegen, sey der Garten von Corbett, mit acht bis zehn Eichen, die etwas Schatten gäben, auch ein Brunnen und etwas Kühlung. Dahin dürfe man nun nicht mehr, da durch den Befehl, auf der Straße zu bleiben, eine lange Linie an die Stelle einer Fläche gesetzt wäre. Auch könne man nun nicht mehr in den Garten der Miß Moson spazieren, wo auch einige große Bäume sich befänden. Kurz, die Gefangenen fänden nun nirgend mehr ein wenig Schatten oder einen Brunnen. — (Napoleon beliebe, sich seiner vielen unschuldigen Gefangenen zu erinnern, die keinen andern Schatten hatten, als den der Mauern ihrer Kerker.) —

In einem Schreiben des Grafen Montholon wird mit großem Uebermuth gesagt: Napoleon habe den Kaiser von Oesterreich viermal wieder auf den Thron gesetzt; der Kaiser Alexander habe zwölf Jahre lang eine tägliche Correspondenz mit ihm geführt; Napoleon habe sich persönlich exponirt, um den Brand von Moskau zu hemmen und ihm seine Hauptstadt zu erhalten u. s. w. (!!!) Nun lasse man nicht einmal die Bücher an den Ex-Kaiser gelangen, welche ihm von Schriftstellern dedicirt oder zugeschickt wurden, weil sie ihn in ihren Zuschriften Kaiser oder auch Napoleon den Großen genannt. (Schade, daß diese elenden Schriftsteller nicht nahmhaft gemacht werden!)

Ein Schreiben des Grafen Bertrand schließt mit folgender Phrase: „Wir sind in den elendesten „Ländern von Europa gereist; keins ist zu vergleichen mit diesem dürren Felsen, der von Allem entblößt ist, was das Leben erträglich machen kann. „So hat man es berechnet, um in jedem Augenblicke die Todesängste zu erneuern. Nur die ersten „Grundsätze der Moral — (Buonaparte und Moral!) und jene große, dem Menschen auferlegte Pflicht, sein Schicksal zu erfüllen, es sey welches es wolle, können hier abhalten, eine grüßliche „Existenz abzukürzen. Der Kaiser setzt seinen Ruhm „darin, fort und fort über sein Schicksal erhaben zu „seyn. Wenn aber die englische Regierung in ihren „ungerechten und gewaltsamen Maaßregeln beharrt, „so wird er einen Befehl, ihn zu tödten, als eine „Wohlthat betrachten."

Am 8. July 1816 schrieb Graf Montholon: er habe ein Schreiben des Gouverneurs dem Ex-Kaiser unterlegt, und dieser habe wörtlich also gesprochen: „Dieser Brief ist geschrieben in der Absicht sich liebenswürdig zu zeigen — ein Controst mit „den unedlen Bedrückungen (vexations) die man „täglich erfindet — stimmt ganz und gar nicht mit „der Unterredung überein, die ich mit Sir Lowe „gehabt habe, und auf welche dieser Brief sich bezieht — ich habe blos eine kränkende Rückerinnerung „von jener Unterredung behalten, eine Ahnung von „etwas Widrigem. (Sinistre) Diese Insel droht „meiner Gesundheit Gefahr. Sie ist der feuchteste „Punct auf dem Erdboden, und man studirt recht „darauf, meine Wohnung noch ungesunder und „schrecklicher zu machen." — In einer Note wird hinzu gefügt, Buonaparte habe nach jener Unterredung gesagt: „Ich habe mit Leuten aus allen „Ländern zu thun gehabt, nie habe ich Jemanden „mit einer so fatalen Physiognomie angetroffen und „dessen Unterhaltung so abscheulich (exécrable) gewesen wäre." —

In diesem Briefe von Montholon heißt es ferner: „Seit zwei Monaten regnet es in die Zimmer des Grafen Las Casas und des Baron Gourgaud, wodurch diese Zimmer sehr ungesund werden. Man sollte zu Longwood einen Wasserbehälter anlegen im Fall einer Feuersbrunst. Die Dächer sind von getheertem Papier. Der kleinste Funke kann das Haus in Brand stecken. Eine Menge Wäsche und andere Effecten sind von den Ratzen zerstört worden, weil es an Schränken und Commoden fehlt. Die, durch die Fregatte Newcastle überbrachten Bücher sind 14 Tage lang derselben Gefahr ausgesetzt gewesen, weil man keinen Platz für sie hatte." —

Aus einem Schreiben des Gouverneurs lernt man die Ausgaben kennen, die jährlich für Buonaparte und sein Gefolge gemacht werden: Futter für 13, sage dreizehn Pferde! 720 Pfund Sterling, für die englischen Domestiken, 675 Pfund. Acht Mauleſel zu unterhalten, 272 Pfund, zwei Mauleſeltreiber, 177 Pfund. Baumeister und Arbeiter, 939 Pfund. Tische und andere Nothwendigkeiten des Hauses, 2020 Pfund. Graves-Bordeaux- und Madera-Wein, 2445 Pfund (!) Die Tafel, 11700 Pfund (!) u. s. w. — (Man muß bekennen, daß schwerlich, seit die Welt steht, ein Gefangener so gut gelebt hat.) —

Eine Note berichtet: „die Bemerkungen über die Rede des Lord Bathurst wurden im Juny 1817 geschrieben. Vier Monate waren seitdem verstrichen. Die üble Begegnung des Commandanten der Insel wurde immer ärger. Gegen Ende Septembers kam ein Banquier nach Longwood, der mit dem Grafen Bertrand zu sprechen hatte. Der üble Gesundheitszustand des Kaisers fiel ihm auf. „Es ist wahr, „sagte Buonaparte, meine Füße schwellen, an meinem Zahnfleisch zeigt sich der Scorbut; man ermordet mich der Parlamentsbill zum Trotz." Dieser Kaufmann eilte, wie es scheint, dem Gouverneur zu berichten, was er gesehen. Hierauf stattete der Letztere einen Besuch bei Bertrand ab und erkundigte sich dringend, warum der Ex-Kaiser nicht spazieren reite und sich Bewegung mache? Hierauf antwortete Bertrand in einem Schreiben, mit welchem diese Sammlung schließt. Die Gründe von Buonaparte's Eigensinn sind schon bekannt. Seine Füße schwellen immer mehr, und der Scorbut verursacht ihm heftige, anhaltende Schmerzen. Seit 17 oder 18 Monaten ist er nicht ausgeritten, und selten einmal aus seinem Zimmer gekommen, um Madam Bertrand zu besuchen, die ungefähr 40 Klafter weit von ihm wohnt. „Ihre neuen Einschränkungen vom 14. März 1817" heißt es, „schreiben vor, daß wir von einer 12. Fuß breiten Straße uns nicht entfernen sollen; wenn also der Kaiser einmal diese Straße verließe, um in ein Haus zu treten, so könnte die Schildwache Feuer auf ihn geben."

„Sie haben vorgeschlagen, eine hölzerne Soldaten-Baracke zu erbauen, in welcher der Kaiser spazieren gehen könne? Er betrachtet dieses Anerbieten als einen schlechten Spaß, (mauvaise plaisanterie) das waren seine Worte."

„Er ist ganz in Ihren Händen. Sie lassen ihn an Krankheit sterben. Sie können ihn auch Hungers sterben lassen, es wäre besser, ihm durch eine Kugel den Tod zu geben."

„Die Frage ist: wollen Sie den Kaiser tödten oder nicht? Wenn Sie Ihr Betragen nicht ändern, so haben Sie ja geantwortet, und werden leider Ihren Zweck nach einem Todeskampf (agonie) von einigen Monaten erreichen." —

Die Missionen in Frankreich, und einige ältere Merkwürdigkeiten aus den Gegenden, wo die Missionarien ihr frommes Werk jetzt treiben.

Die öffentlichen Blätter erzählen von den gesegneten Fortschritten der Missionarien in manchen Gegenden Frankreichs, an der obern Garonne u. s. w. Ein Heft der Bibliothèque historique enthält einen Auszug aus einer in Clermont gedruckten Missionsnachricht, worin gerühmt wird, daß sich dort durch den Eifer der Missionarien in kurzer Zeit mehr als zwei hundert Damen und Fräulein vereinigt haben. *) Man hat ein allgemeines Bußfest, ein Erneuerungsfest der Taufgelübde, ein Fest der Ergebung an die Jungfrau Maria gefeiert; dann das Kreuzerrichtungsfest, alles an einem eleganten Altar, unter Anleitung des Herrn von Kauzan, „wo sich sein Herz in aller Herzen ergoß." Das Kreuz wurde an der Kathedralkirche aufgerichtet. Man erdrückte die Missionairs bald vor Neugier und Respect; man riß sich um Stückchen eines Schnupftuchs, das Herr Desmares, mit seinen Thränen befeuchtet, der lechzenden Menge verehrte. Man tauft eine Menge alter Napoleonscher Krieger sub conditione u. s. w. Der Conservateur, der sich als das Organ des puren Royalismus aufstellt, aber nebenbei die Begriffe von Kirche und Kirchenthum, mit Religion und

*) Man sieht, sie verstehen, bei wem man die Bekehrung anfangen muß.

Digitized by Google

Christenthum ein bischen vermengt, predigt im 1. Heft dieses Jahres durch das Organ eines bescheidenen Abbee wider den Stolz unserer Unwissenheit, und wärmt stolze Kirchenrechte und unbescheidenen Papismus auf, was am Ende den Royalismus, im richtigen Sinne, nicht sehr conserviren möchte. Es giebt also auch in dem geistreichen Frankreich starke Schlagschatten neben den einzelnen Lichtstreifen. Aber wir werden uns weniger verwundern, wenn wir das Theater etwas näher betrachten, wo die neuen geistlichen Hauptactionen aufgeführt werden. Es ist dort eine wahre Schatzkammer von Legenden, Heiligen und Reliquien, die mit der warmen Sonne wetteifern, die Phantasie der Einwohner zu erhitzen und den Glauben zu befruchten. Wir führen zur Belustigung deutscher Leser Einiges aus ächten Quellen an. In der Kathedralkirche von Clermont zeigte man das Meßgewand des heiligen Bonet, das ihm die Jungfrau Maria vom Himmel geschickt hatte. In dieser Stadt hat auch Pabst Urban II., ohne sich an einen Conservateur zu kehren, den König Philipp I. in den Bann gethan. und zugleich den ersten Kreuzzug zu Stande gebracht. Vor derselben liegt die berühmte Abtey St. Allyre, welcher der König Clodwig so viel Heilige geschenkt hat, daß man ihrer an die 6200 zählte, deren Namen Gott wissen mag, (quorum Nomina Deus scit.) sagt die alte Chronik. Dort ist auch das Grab der zwei Liebenden, die im Ehestande als ledig und keusch lebten. Injuriosus hieß der Nichtmann, Scholastica die Nichtfrau. Als er an ihrem Grabe rief: „Mein Gott! ich „gebe dir diesen Schatz so rein zurück, als ich ihn „empfieng" — da hob die Todte durch ein Wunder den Kopf empor und rief ihm zu: „Schweig, Mann Gottes, von unserm Geheimniß." Sie legte sich darauf wieder in den Sarg, und der Mann starb bald hernach und wurde neben sie begraben, wie uns Gregorius von Tours ausführlich berichtet. St. Allyre der 4te Bischof von Clermont that unbändig viele Wunder, daher die Abtey dessen Namen annahm, da sie sonst zu Unsrer lieben Frau unter den Heiligen hieß. In Toulouse, an der obern Garonne finden die Missionairs auch ein unermeßlich Feld von heiligen Betrachtungen. Statt dem ehemaligen Schatz im Apollotempel, das Gold von Toulouse, genannt, bewahrte man da den Leib der keuschen Susanne aus dem alten Testamente, deren Unschuld der junge Daniel einst herausbrachte. Man brachte ihr Carln d. Gr. aus Jerusalem. Da der Leib zu Babylon begraben gewesen seyn muß, so werden uns die Gelehrten Missionaire zu erklären wissen, wie er so lange nach dem Tode der heiligen Besitzerin hat in Jerusalem entdeckt werden können. Nach alten Annalisten sind deshalb Wunder auf Wunder geschehen. Sechs Apostelleiber und ein Dorn aus Christi Krone in prächtig verzierten Kästen, der Kopf des heil. Barnabas; einer von den Steinen, womit der heil. Stephan gesteinigt worden ist, und noch unzählige Heilige, auch St. Cyr, ein Kind von vier Jahren, eine ganze Reihe heil. Bischöfe,*) besonders der große heilige Exuperus, der der Wunder fast zu viel gethan; das Alles und mehr hat das glückliche Toulouse bei sich gesehen. Wichtiger fast dünkt uns die Zelle, die einst der heil. Dominikus bewohnte, der sich so verdient um die Ketzer-Verfolgungen gemacht, und uns in dem ehrwürdigen Tribunal der heil. Inquisition ein unvergänglich Andenken hinterlassen hat. Um sein Grab können auch 4 Priester auf einmal an 4 Altären Messe lesen. Hier gab es auch die Brüderschaften der Büßenden, schwarze, weiße, blaue; ihre Regeln sind von Heinrich III. Regierung her. (Von der nützlichen Brüderschaft fremder Verdienste hat man Spuren im dreizehnten Jahrhundert. Die Ritter vom Deutschorden schrieben im J. 1274 an die Canonissinnen von Quedlinburg: Largimur vobis communionem effusionis sanguinis fratrum nostrorum in Terra sancta. Ob das ganz umsonst geschah, weiß man nicht. Aber es wurde bald nachher die Zurechnung des heiligen Verdienstes, zu einer Art von Handel in der Welt, dessen sich die Päbste gütigst annahmen. Sie wurden die Oberbankiers, die den Schlüssel zu dieser Schatzkammer behielten.

Der fromme Eifer der Toulousaner hat sich auch früh gegen die Juden gekehrt, ehe sie dort ganz vertrieben waren. Sie mußten sich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, am Charfreitag und an Himmelfahrt vor der Kirche stellen, und wegen eines alten Verdachts, als hätten sie unter Carl M. die Saracenen herbeigerufen, Buße thun mit einer Wachskerze, 13 Pfd. schwer, worauf jeder Jude von einer derben Hand eine Ohrfeige bekam. — Noch erwähnen wir den Kirchhof der Benediktiner, dem Pabst Urban II. in einer Bulle von 1088 das sonderbare Privilegium verlieh, „daß Alle, die dort der „Religion zu Liebe begraben zu seyn wünschten, volle „Vergebung und Absolution von ihren Sünden durch „die Gnade des sel. Petrus (Beati) erlangen

*) Mit der Heiligkeit mancher Bischöfe möchte es doch so so stehen. Eine Urkunde vom Kaiser Conrad II. v. J. 1038 gebietet, daß kein Bischof die Kaufleute zu berauben sich unterstehen soll. Sie giengen also auch auf den Fang aus.

sollten." Man sieht, was damals ein Pabst versprechen konnte. Von dem Augenblick an waren die Grafen von Toulouse so fromm oder so vorsichtig, daß sie sich das ausschließliche Recht, dort begraben zu werden, zueigneten; bis auf den unglücklichen Raimund VI., der sich der Albigenser bei der greuelvollen Verfolgung bekanntlich angenommen hatte, und um sein Land kam. Fast in allen Departements der großen Nation kann man diese, unsere deutschen Vorräthe allem Ansehen nach weit übertreffende, Unzahl von Heiligen, von Wundern und Reliquien nachweisen, z. E. die Reliquien des heil. Amable, der sich seinen Mantel von der Sonne statt Schirms über den Kopf tragen ließ, oder die ewige Kerze, die die Jungfrau Maria im J. 1105 nach Arras schenkte, die man noch nach 700 Jahren alle Frohnleichnams-Abende anbrannte, und etliche Tropfen in Näpfe mit Wasser fallen ließ, wovon Kranke und Gesunde trinken; der respectablen Menge solcher Sachen in der Hauptstadt Paris nicht zu gedenken. Der Conservateur wird sich ihrer Erhaltung hoffentlich annehmen. Es war die gute alte Zeit, wo die Clerisey das griechische Denk- oder Sprichwort an den Laien probirte: „Wer nichts weiß, der zweifelt an Nichts." Und das möchte wohl der Stolz der Unwissenheit seyn, von dem der Herr Abbee im Conservateur zu sprechen vergessen hat.

Hier mag es zur Probe genug seyn, daß die witzigen Franzosen einmal gar sehr leichtgläubig gewesen sind. Und wie man aus der obengenannten Bibliotheque historique und dem Conservateur sieht, fehlt es noch gar nicht an Neigung dazu.

Notizen aus periodischen Schriften.

(Beschluß von No. 32.)

— Das erste Heft des Phosphorus handelt zwar die wichtigsten politischen Fragen ab, aber in einem so trocknen docirenden Style, daß es schwerlich viele Leser finden wird. Im Ganzen meint der Verfasser es herzlich gut, und hat auch wohl mehrentheils Recht; allein mitunter stellt er auch sehr unwahre oder paradoxe Behauptungen auf. So z. B. sagt er: „Wie viele behaupten nicht „jetzt mit schaamloser Stirn, das Volk sey um des „Herrschers, nicht der Herrscher um des Volks willen da." (Viele? wir wetten, daß der Verfasser uns nicht einen Einzigen nennen kann, der solchen Unsinn behauptet hat.) — Von einer landständischen Verfassung begehrt er, daß sie vor allen Dingen das Recht der Staatsbürger fest stellen solle, Krieg und Frieden zu beschließen. (Nun ja das fehlte noch!) Wenn die Staatsbürger dieses Recht nicht hätten, so könne ein solcher Staat sich auch nicht Staat nennen. (!) — Die Grenzen der Preßfreiheit, meint er, wären schon dadurch auf das bestimmteste angegeben, das Schreib- und Druckfreiheit in den Grenzen der Sittlichkeit bleiben solle. (Aber wo sind denn diese Grenzen? wer soll sie ziehen? — Da bedürfen wir ja doch wieder eines Censors, welcher beurtheile, ob diese Grenzen überschritten sind oder nicht?) —

Notizen.

Herr R**, der verdienstvolle Herausgeber der zu Ofen gedruckten gemeinnützigen Blätter zur Belehrung und Unterhaltung, von welchen bereits der neunte Jahrgang begonnen hat, pflegt jede Nummer jener Blätter mit einem Motto zu begleiten, welches er aber nicht, wie das Morgenblatt, aus schon gedruckten Dichterwerken entlehnt, sondern aus sich selbst spinnt. Freilich hat er da das Auslesen nicht, wie der Redacteur des Morgenblattes, sondern muß sie nehmen wie sie kommen; man ist nicht immer aufgelegt Denksprüche zu reimen, und der bescheidene Verfasser erklärt selbst, daß er bei'm Sichten derselben beinahe die Hälfte bei Seite gelegt habe. Um so willkommner wird dem Publikum die andere Hälfte seyn, die er, begleitet von 35 anziehenden Fabeln, unter dem Titel: Anregungen für Geist und Herz, herauszugeben gedenkt. Hier eine Probe aus seinen Denksprüchen:

Als Stund' und Tag, vereinzelt blos,
Nützt uns die Zeit durch Länge;
Und fruchtbar wird das Gut und groß
Verkleinert blos als Menge; (?)
Und Glückverbreitend kann allein
Durch Tugenden die Tugend seyn.

Auch der sogenannte Gedanken-Zunder, den der Verfasser hie und da in seine Blätter niedergelegt hat, wird manchen Funken dem Leser entlocken. Z. B.: „Sehr behutsam „sey stets der Mensch, wenn er eignen Werth mit dem Werthe Anderer vergleicht; denn auf jeden Einzelnen, den er „zu übertreffen glaubt, kann er sicher Hunderte rechnen, von „denen er übertroffen wird." —

— Eine gewisse deutsche Zeitung enthält folgende Aeußerung einer dankbaren Seele, die wir als Muster der Klarheit des Styls mittheilen:

Allen denjenigen, die bei'm Brande am 7. d. auf der Schuhbrücke in der Nacht um 12 Uhr gegen mich als Privatfreunde blos die Einzigen waren, überzeugen sich hierdurch gedruckt, daß mein Dank dafür in dieser Annonce ihnen auf mein Herz zu schließen, als einzelnen Mann das weitere selbst bewußt bleiben mögen. —

Da wir einmal der drolligen Anzeigen in Zeitungen erwähnt haben, die, mit Erlaubniß der Censur, unsere arme Sprache so gewaltig verrenken, so möge hier zur Gemüthsergötzung noch eine solche Anzeige stehn, welche wir aus einem Mannheimer Blatte vom Jahr 1813, No. 48, entlehnen: „Einen vortheilhaften, geschmackvollen, ganz dem Schweitzer-„käs' gleichkommend an Güte und Aechtheit, mit dem einträg-„lichen Vortheil, daß seit einer Stunde 15 Pfund verfertigt „werden können, auch die Zubereitung des neuerfundenen Citro-„nenkäses erbietet man die Erlernung der Zubereitung bei vor-„ausgesetzter Probe, nach Vereinbarung denen hiezu Lust ha-„benden an." — In demselben Blatte empfiehlt sich eine gewisse Catharina Bachert in gezupfter Seide, und in Haschhaar.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 34. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Politik.

Im Februarheft der Zeiten wird bemerkt: Frankreich restaurire sich gewaltig; die angeblichen Geldverlegenheiten widersprächen dem nicht, denn sie wären künstlich, um nur Verlängerung der Zahlungstermine zu erhalten, was denn auch viermal geschehen. Hierauf werden die großen, unzweifelhaften, politischen Güter aufgezählt, in deren Besitz Frankreich anjetzt sich befinden soll. Zwar wären die Willkühr in der Verwaltung und manche andere Greuel nicht zu leugnen; allein dafür sey die Bibliothéque historique vorhanden, die dergleichen Willkühr öffentlich zur Sprache bringe. (Ja, wenn es damit gethan wäre!) Auch könne in einem Staate, der eine National-Repräsentation und Publicität habe, Willkühr nicht aufkommen.

So spricht ein Deutscher, der vormals der Willkühr Napoleons huldigte. Nun wollen wir dagegen einen Franzosen hören, Namens Comte, (keinen Royalisten, sondern einen guten Patrioten) der in einer ganz neuen Broschüre, betitelt: Auflösung der Cammern, oder Nothwendigkeit einer Appellation an das Volk, sich also vernehmen läßt: „die Praxis der Repräsentativ-Verfassung lehrt uns täglich Dinge, an die Niemand zuvor gedacht hatte. — Die Minister müssen sich überzeugen, daß viele Deputirte weniger darum gegen sie votiren, weil sie ihre Maaßregeln schlecht finden, als weil sie sie stürzen und ihre Plätze einnehmen wollen." (So wird es immer und überall seyn.) — „Jetzt ist nicht mehr die Frage, ob Frankreich gute Gesetze erhalten, sondern wer die Macht besitzen solle? — welche Parthey die Minister auch nehmen mögen, sie können der Majorität nie versichert seyn. Halten sie es mit der linken Seite, so haben sie die rechte und einen großen Theil des Centrums gegen sich, folglich die Majorität. Halten sie es mit der rechten, so widersetzt sich die Linke und ein Theil des Centrums, abermals die Majorität; halten sie es mit dem Centrum, so stehen die rechte und linke Seite gegen sie auf; abermals die Majorität, die zwar nicht immer und gegen alle Maaßregeln sich aussprechen wird; aber meistentheils und besonders gegen die wichtigsten, und wir müssen es als ein Glück betrachten, daß die Minister noch keines der Gesetze der Berathung unterworfen haben, die uns am nothwendigsten sind. — Viele Deputirte sprechen laut im Sinn der Minister, aber wenn es zur geheimen Abstimmung kommt, votiren sie nicht immer wie sie gesprochen haben. Das beweißt das neuliche Votum über das Budget. Als durch Aufstehen und Sitzenbleiben gestimmt wurde, gab es nicht fünfzig Opponenten in der Deputirten-Cammer, und doch fanden sich, nach der geheimen Abstimmung, hundert schwarze Ballen. War das bei einem, im Grunde wenig bedeutenden, Gesetz der Fall, was wird erst geschehen, wenn die Preßfreiheit, die Verantwortlichkeit der Minister u. s. w. zur Sprache kommen! — Die Elemente, aus welchen die Cammern bestehen, sind ein unübersteigliches Hinderniß, nicht allein für das jetzige Ministerium, sondern für ein jedes, welches redlich (franchement) ein Regierungs-System befolgen will. Wäre die Majorität der Cammern besser gesinnt und aufgeklärter als die Minister, so müsse man diese wechseln; da ich aber überzeugt bin, daß im Allgemeinen die Minister mehr Einsichten haben und bessere Gesinnungen hegen als die Cammern, so muß man diese auflösen." —

Da haben wir nun ein treues Gemählde der eminenten Vortheile einer repräsentativen Verfassung! Dieser Herr Comte hofft zwar, daß in einer neuen, nach seinem Sinne gewählten Deputirten-Cammer die Sachen besser gehen werden; allein das bezweifeln wir, denn gleiche Ursachen bringen immer gleiche Wirkungen hervor. Das, von dem Deutschen, Voß, gerühmte Glück Frankreichs besteht, nach der neuesten Aussage des Franzosen Comte, „in geheimen Gesellschaften, geheimen Ar„meen, angeblichen Verschwörungen, angeblich evan„gelischen Predigten, Bittschriften an fremde Mächte, „Bitten und Drohungen, die wechselsweise an die „Machthaber gerichtet werden, verleumderischen Ein„lispelungen gegen die Minister, trüben Weissagungen „Aufrufen zum Bürgerkriege."

Ein sauberes Glück! und ein solches wird jedes Land mehr oder weniger sich zubereiten, welches die Leidenschaften, vor Allen die Herrschsucht entzügelt.

Ausgegeben den 15. April.

Die Zeiten versichern ferner: Frankreich werde auch bald wieder ein Kriegsheer haben, dem kaum ein anderes sich gleich stellen könne, (?!) denn der Geist desselben sey derjenige, der 1813 und 14 die Heere der Alliirten beseelte, der Geist des beleidigten National- und Kriegerstolzes und des Rachegefühls. Es gebe wohl keinen französischen Krieger, Officier oder Soldaten, der nicht mit Freude die Waffen ergriffe, wenn wieder ein Krieg ausbräche, keinen französischen Bürger, der nicht bereitwillig jedes Opfer bringen würde, um den National-Ruhm und die National-Ehre an den Fremden zu rächen. Frankreich werde bald weit mächtiger seyn, als es vor der Revolution gewesen, denn es besitze schon, was wir erst anschaffen müßten. (Man sieht, das ganze Gekreisch dieses Todtenvogels zweckt darauf ab, die Deutschen ängstlich zu machen.) —

Ferner erklärt Hr. Voß, Frankreich habe sich auf eine völlig gesetzmäßige Weise seinen Verbindlichkeiten gegen die Unterthanen der Alliirten Mächte entzogen, denn diese, als legitime Vertreter ihrer Unterthanen, hätten wissen müssen, was sie thun und verantworten könnten. — Im Auslande habe Frankreich nur darum Anleihen gemacht, um das darleihende Ausland an Frankreichs Interesse zu knüpfen. — Frankreichs Wohlstand beruhe auf der dort herrschenden Sicherheit des Eigenthums, denn man wisse da nichts von Moratorien und dgl. (Wir theilen diese Ansicht des Herausgebers. Die Moratorien scheinen uns eine schreyende Ungerechtigkeit, wenig besser als ein mit Gewalt verübter Raub, an einem Theile begangen, um den andern zu bereichern. Daher kommen eben die leichtsinnigen Güter-Käufe unter dem Adel, der, mit einigen tausend Thalern in der Tasche, sich darauf einläßt, Güter von 100,000 Thalern zu kaufen. Aber wo werden in schweren Jahren die Interessen herkommen? fragt ein bedächtiger Freund. O das habe nichts zu bedeuten, ist die Antwort, dann erhalten wir ein Moratorium, und unsere Gläubiger mögen verhungern. Exempla sunt odiosa. — Es versteht sich, daß dem Staate an Erhaltung der Güter Alles gelegen seyn müsse, aber nicht an Erhaltung der jedesmaligen Besitzer; die müssen sich selbst erhalten, und, wenn sie das nicht können, ihre Güter Andern überlassen; dabei können die Güter nur gewinnen, und folglich auch der Staat. Ein Gesetz gegen leichtsinnigen Güter-Kauf würde sehr ersprießlich seyn. Wer wenigstens zwei Drittheile seines Gutes baar bezahlet hat, der würde nie in die Verlegenheit gerathen, von dem Landesherren zu begehren, daß er durch ein Moratorium seinen Leichtsinn wieder gut machen und seine Gläubiger (oft Wittwen und Waisen) ruiniren soll. — Verzeihung für diese Abschweifung, die eine selbst erlebte, wenn gleich nicht selbst getheilte, traurige Erfahrung uns abgepreßt hat.) —

Die Zeiten prophezeyten, daß wir Frankreich sehr bald in Nordamerika als Englands Rival werden auftreten sehen; daß die nordamerikanischen Freistaaten diese Concurrenz nicht nur gestatten, sondern unterstützen werden, und daß in Südamerika derselbe Fall eintreten dürfte. — In Spanien werde, trotz des jetzigen Druckes, das Volk so leicht nicht revolutioniren, und wenn es auch geschehen sollte, so habe dort eine Volksrevolution, wenn kein innerer Krieg damit verbunden sey, wenig zu bedeuten. (Als ob eine Volksrevolution nicht immer mit innern Kriegen verbunden wäre? Was nennen die Zeiten innern Krieg? er ist oft auch da vorhanden, wo keine Schlachten geliefert werden, ja er ist dann oft am verderblichsten in seinen Wirkungen.) Die tröstlichen Artikel über Spanien im Hamburger Correspondenten, sollen vom spanischen Gesandten oder Consul in Berlin oder Hamburg herrühren. —

Vom Könige von Portugal sagt Hr. Voß, wenn er nicht zurückkehre — vielleicht weil er sich blos vor einer abermaligen Seefahrt scheue (!) — wenn er die Portugiesen einer fremden Afterherrschaft überlasse, so möchte sich wohl das Volk auch seiner Seits von den Pflichten gegen einen solchen Regenten entbunden achten können. (Eine gefährliche Lehre.) — England wird eine egoistische Politik vorgerückt. Die brasilischen Producte, die sonst über Portugal gingen, sollen jetzt über England gehen. —

Sardinien werde vom Despotismus und Obscurantismus gedrückt, und die Jesuiten hätten dort hauptsächlich ihr Reich der Finsterniß wieder hergestellt. Die Königin und ihr Beichtvater sollen das Ganze regieren. —

Den Pabst hat Hr. Voß im Kupferstich in der eleganten Zeitung gesehen, und meynt, wenn dieses Bild ihm ähnlich sey, wie man versichere, so sey freilich schwer zu begreifen, daß in diesem Kopfe so tiefe und weitgreifende Plane liegen sollten. Doch er erinnert sich auch sogleich, daß jeder Mönchskopf, wie er auch übrigens innerlich oder äußerlich beschaffen seyn möge, dazu eingerichtet sey. (Ein seltsames Paradoron.) —

Unter der Rubrik: Neue Verbannungs- und Strafurtheile des Königs von Portugal gegen die Freimaurer, liefern die

Zeiten einen heftigen Ausfall gegen diesen, in vieler Hinsicht ehrwürdigen Bund. Der Verfasser ist wahrscheinlich jener Abtrünnige, der auch das Buch Mac-Benac geschrieben hat, und ein eifriger Jünger der Frau v. Krüdener geworden seyn soll. Wenigstens herrscht in diesem Aufsatze dieselbe leidenschaftliche Bitterkeit, die im Mac-Benac sich findet, dasselbe Bestreben, die Freimaurerey lächerlich und verächtlich zu machen. Wie schwach und einseitig seine Gründe sind, wollen wir nur an einem einzigen Beyspiele beweisen. „Warum", sagt er, „versteckten sich die Templer, die Jesuiten, die Illuminaten? weil die Wahrheit nicht in ihnen war. „Die Kinder der Finsterniß scheuen das Licht u. s. w." Wie, wenn man den Verfasser fragte: warum versteckten sich die ersten Christen? geschah es weil die Wahrheit nicht in ihnen war? scheuten sie das Licht als Kinder der Finsterniß? — Ohne Zweifel hat es damals der Mac-Benac's genug gegeben, die eben so von ihnen sprachen, wie der heutige Mac-Benac von den Freimaurern; allein die Wahrheit war und blieb doch in ihnen, und jene Anbeller haben auf die Dauer ihnen eben so wenig geschadet, als Hr. Lindner den Freimaurern schaden wird. — Doch mehr als eine blos literarische Rüge verdiente wohl die folgende Aeußerung: „der größte Theil der Wohlthaten hat bei vielen Logen keinen andern Zweck, als die Erlaubniß zu behalten, die hierarchische Mummerey als Geheimniß fortzusetzen." Wenn man eine solche Anschuldigung nicht beweisen kann, so ist sie niederträchtig. —

Der politisch-literarische Anzeiger der Zeiten beschenket uns diesesmal mit einem mittelmäßigen Gedichte von Trautvetter, das Zeitrad, in welchem die treffliche, schon sonst von diesem Dichter vorgetragene Lehre, daß wir zum alten nordischen Heidenthum zurückkehren sollen, abermals gepredigt wird. Denn also lautet der Schluß:

Kommt, Gesellen meiner Klagen,
Brüder, kommt! wir müssens wagen,
Selbst uns zur Gemeinde weih'n.
Nur wenn wir zusammen treten,
Um die Irmensul zu beten,
Wird der Trost zugegen seyn.

Vortrefflich! wir leben doch fürwahr in einer Zeit, wo jeder Tollhäusler die Früchte seines Hirnfiebers zu Markte tragen darf.

Zur Kloster-Literatur.

(Eingesandt.)

Ein katholischer Pfarrer im ehemaligen Münsterlande hat sich in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Zwei Fragen über den Nutzen und „die Nothwendigkeit der Mannsklöster, „besonders der Mendikantenklöster," dem Herrn Domkapitular, Freiherrn von Droste entgegen gestellt, der bey Gelegenheit der protestant. Jubelfeier eine Schrift herausgab: „Ueber die „Religionsfreiheit der Katholiken." (Also über eine bis jetzt der Welt und den Katholiken selbst noch ganz unbekannte Sache; worunter wohl eigentlich nur die Freiheit der Clerisey gemeint ist?) Dieser empfiehlt sehr das Wiederaufbauen der wohlthätig auf Kirche (ja so!) und Staat (wie?) wirkenden Mönchs-Institute, welche Napoleon 1812 mit einem Male im Münsterlande aufhob. Der wohl unterrichtete Verf. der zwei Fragen, beantwortet sie mit Nein, und unterstützt sein Urtheil mit vielen Erfahrungsgründen. Die Mendikanten hatten im Münsterlande 15 Klöster inne, welche durch privilegirtes Betteln ernährt wurden, so daß manche Bauern wohl zwanzigmal im Jahre in Kontribution gesetzt wurden, um mehrere hundert Mönche bey Kräften und Gesundheit zu erhalten. Der Verf. leugnet ihren geistl. Nutzen. Von ihrer Art zu predigen ein paar Beispiele. „Ein Minorit, der „in einem Dorfe auf St. Josephs Fest predigen „sollte, hatte aus Versehen eine Predigt zu sich ge„steckt, die von der Buße handelte." Was zu thun? Er fing an: „Wir feiern das Fest des heil. Jo„sephs *); dieser war bekanntlich ein Zimmermann

*) Um nur einen kleinen Begriff von den erbaulichen Raritäten zu geben, die in solchen Klöstern, auch bey den Nonnen, im Umlauf waren, will man an die vielgelesene Octave, (d. h. das achttägige Fest), des heil. Joseph vom Abt Vertamont erinnern. Er gesteht, daß die ersten Christen dem heil. Joseph eben nicht viel Ehre erwiesen hätten, auch die Kirchenväter nicht; das sey aber ein Geheimniß, wovon nur unser Herr die Gründe begreife. (Das ganze Mysterium besteht darin, daß die Clerisey nachtheilige Gedanken über die Jungfrau Maria besorgte, wenn man viel Wesens von Joseph als Mann und Vater machte.)

Das Buch wimmelt von den tollsten Einfällen und rühmt zuletzt die Gewalt des heil. Josephs über den Herrn Christus im Himmel. „Dieser spräche manchmal (pag. 576.) zum Joseph: Laß mich doch gegen die Sünder losbrechen! „Aber Joseph erhöre den liebenswürdigen Sohn nicht; dieser müsse jenes Vorbitten nachgeben! 1729. ließ der Promotor Fidei in Rom eine Denkschrift über die Frage neu auflegen, ob man den heil. Joseph in die große Kirchenlitanay aufnehmen solle;

„wird also auch wohl Beichtstühle gezimmert haben, „und darum wollen wir heute vom Sakrament „der Buße reden." — Ein Dominikaner predigte über das Evangelium vom Sauerteige. „Warum," fing er an, „vergleicht unser Heiland das Himmelreich mit einem Sauerteige, und nicht mit Zucker? Antwort: weil der Himmel muß sauer verdient werden." — Da die Landshuter Litt. Zeitung sich in Fällen dieser Art nicht anders zu helfen weiß, als daß sie alles auf Gehässigkeit gegen ihre Kirche schiebt, so wollen wir uns alles eignen Urtheils über die zwei Fragen enthalten, wiewohl schon die Nothwendigkeit sie noch jetzt aufzuwerfen eine Satyre auf die stolze Einbildung unsers Zeitalters enthält, und zugleich den Schneckentrott der papistischen Reformen beweißt. Statt dessen wollen wir die Autorität einer frühern Antwort auf diese Fragen aus den 1780r Jahren auffrischen, als Joseph II., vorurtheilfreien Andenkens, solche Mendikantenklöster in Steyermark aufgehoben hatte. Da schrieb ein vornehmer Geistlicher an den Bischof von Gräz, der etwas drostischer Meinung zu seyn schien, unter andern folgendes: „Ich finde es höchstbedauer„lich, daß bey den neuerrichteten Pfarr- und Lo„kalkaplaneien größtentheils eben jene Mendi„kanten nunmehr werden angestellt werden müs„sen, deren verkehrte Denkungsart und „Handlungsweise auf die Erziehung der „Jugend, auf die Gewissen und Reli„gionsbegriffe, auf die bürgerliche und „moralische Gesinnung der minder auf„geklärten Christen bisher so nachtheili„ger Einfluß einen nur desto ausgebreitetern „Wirkungskreis erhalten, mithin zur abergläubigen, „vorurtheilsvollen und eigennützigen Fortsetzung ih„res alten Unfugs freieres Feld gewinnen wür„den. — Unsere Aussichten in die Zukunft werden „dadurch nicht heiterer — und schwerlich wird ein „Menschenalter hinreichend seyn, das wieder gut „zu machen, was diese Gattung von Leuten „in den Religions- und Seelsorger-Ge„schäften verschlimmern werden." So schrieb ein religiöser katholischer Fürst, der treffliche Erzbischof von Salzburg gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts; und wie schreiben im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von eben dieser Gattung Leute, katholische Freiherren? —

Nachschrift.

Wir wollten erst den in die Mönche verliebten Freiherren, die rühmlich bekannten Briefe über das Mönchswesen zum bedächtigen Lesen empfehlen. Der erste Theil hat den gelehrten La Roche, den Freund des großen churmainz. Ministers, Grafen von Stadion zum Verfasser; und die vernünftige Welt hat sie mit großem Beifall gelesen. Da wir es aber mit der heutigen Krebs-Orthodoxie zu thun haben, so müssen wir uns auch noch auf eine andere katholische Schrift gegen die Mönche beziehen. Sie kam in Cölln lateinisch heraus: Bona Clericorum causa proposita in Diss. canonico-historico-critica de Religiosis ac Monachis ab ecclesiis parochialibus et cura animarum amovendis etc — Deutsch eine Münchner Auflage mit dem Titel: „Beweis, „daß die Ordensgeistliche und Mönche „zur Seelensorge unfähig ꝛc. mit eini„gen Anmerkungen begleitet von einem „weltl. Priester Freysingischen Kirchen„sprengels." So schrieb man 1769. und jetzt?! —

Die Memoiren des Grafen Las Casas

sind so eben in Paris erschienen. Den größten Theil derselben füllen die Deutschland längst bekannten Briefe an Lucian Buonaparte und an Lord Bathurst. Auch die Biographie des Grafen ist uns schon zur Gnüge aufgetischt worden, und wir erfahren aus seiner eignen Feder hier wenig Neues. Er versichert: daß bey der Ueberfahrt nach St. Helena, die Engländer selbst in Napoleon sehr bald den großen Mann erkannt und ihm Mitleid, Ehrfurcht und Zuneigung bewiesen haben. Er soll sich nemlich auf dem Schiffe durch seine sanften gefälligen Sitten, durch den Reiz seiner Unterhaltung, die Grazie, die Heiterkeit seiner Manieren und durch die unerschütterliche Ruhe seines Characters als großen Mann gezeigt haben. (Allein der wahrhaft große Mann ist nur dann zu erkennen, wenn er mit der Leidenschaft, die ihn beherrscht, den siegreichen Kampf besteht, und wenn diese Leidenschaft die Ruhmsucht, die Herrschsucht ist, so kann er zwar als Gefangener auf einem Schiffe liebenswürdig erscheinen, groß aber nie. Alle Menschen sind in der Regel heiter und gefällig, wenn

und an welchem Platz? Man weißt ihm den Platz unmittelbar nach Johannes dem Täufer an. — Von dergl. unsinnigen Heiligenbüchlein waren die Mönche große Beförderer. Auch die Anstalt der Jesuiten, das sogenannte goldene Almosen brachte des Zeugs viel hervor, wie z. B. die Christkatholischen Handpistolen, die Teufelspeitschen u. s. w. Und noch fehlt es an einem Herkules, den alten Unrath ganz wegzuschaffen, während sogar Domherren für neuen sorgen.

Digitized by Google

ihre Leidenschaften in Ruhe sind oder seyn müssen. Zu Lande, an der Spitze von 600000 Mann, ist Napoleon nie etwas anders als ein großer Böse-wicht gewesen.)

Der Herr Graf erzählt, wie es zugegangen, daß Er, der unter den vier Begleitern dem Erkaiser bis dahin am wenigsten bekannt war, doch schnell durch die Gunst der Umstände in die Reihe seiner vertrautesten Freunde trat. Er hatte nemlich lange in England gelebt, kannte die Gesetze und Gebräuche dieses Landes und konnte als Dollmetscher dienen. Er hatte lange zur See gedient und konnte alle Fragen, das Schiff, das Meer, die Winde und den Weg betreffend, beantworten. Er hatte in Paris stets in der besten Gesellschaft gelebt. Er hatte den historischen Atlas verfertigt. Er war Mitglied des Staatsraths gewesen, schrieb und redigirte mit Leichtigkeit. Endlich war er sogar in derselben Militärschule erzogen worden, in welcher Napoleon seine Erziehung empfangen; der letztere zwar einige Jahre später, allein sie hatten doch dieselben Lehrer gehabt, in demselben Kreise von Zöglingen gelebt. Folglich, sobald Las Casas das Schiff betrat, unterhielt er sich täglich, und immer vertrauter, mit dem Erkaiser, der auch schon damals anfing, ihm aus dem Gedächtniß die Geschichte seiner italienischen Feldzüge zu dictiren. Auf St. Helena wohnte er zwei Monate mit Napoleon unter Einem Dache und brachte einen großen Theil des Tages in dessen Zimmer zu. Als die Versetzung nach Longwood vor sich ging, war die Gesellschaft des Grafen dem Erkaiser schon ein Bedürfniß geworden. Der regelmäßige Unterricht in der englischen Sprache, die einsamen Spaziergänge, die an Napoleons Bette zugebrachten Nächte, kurz die ganze Art zu leben knüpfte das Band wechselitigen Vertrauens. Niemand, meint der Herr Graf, selbst die nicht, die ihm am nächsten waren, hatten Gelegenheit, Napoleon so kennen und schätzen zu lernen, als Er in 18 Monaten. (Kennen und schätzen lernt man aber die Menschen nur nach Maasgabe der Verhältnisse, in welchen sie sich befinden. Man kann 18 Monate lang einen Menschen schlafen sehen, und wird ihn deswegen doch nicht kennen lernen. Man braucht mit Napoleon weder unter einem Dache noch in einem Zimmer zu leben, um ihn ganz zu kennen und zu würdigen: seine Handlungen schreyen laut.) Der Erkayser bewilligte nicht nur, sondern sah es gern, daß Las Casas ein genaues Tagebuch anfieng und ihm jeden Abend vorlegte, was gehört, gesehen, gethan und gesprochen worden war.

Die Ursach, warum Las Casas von St. Helena entfernt wurde, sucht er zwar in einem, für Sir Hudson Lowe sehr gehässigen, Lichte darzustellen, allein wir finden, daß sie sehr triftig war. Las Casas hatte, so wie alle übrige, durch seine Unterschrift versprechen müssen, keine geheime Correspondenz nach Europa zu führen, er hielt sein Wort nicht, er vertraute seinem eignen Bedienten, der nach England abgehen sollte, verdächtige Briefe, die in des Gouverneurs Hände fielen, und folglich war es sehr natürlich, daß man den Wortbrüchigen fortschickte. — Er rühmt sich einer großmüthigen Seele, eines brennenden Herzens, und einer Liebe für das Schöne und Gute, die bis zum Enthusiasmus steige. Großer Gott! war es denn schön und gut, daß Napoleon den Herzog von Enghien ermordete? daß er die Kriegsgefangnen Türken niederschoß? daß er die kranken Franzosen vergiftete? daß er sich Spaniens heimtückisch bemächtigte? daß er die königliche Familie von Spanien heimtückisch in seine Gewalt brachte? ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Verächtlich erscheint uns der Schwächling, der solche Greuelthaten schön und gut finden, der den Mann, der sie begieng, groß nennen kann!

Aber die Eitelkeit des Herrn Grafen erklärt Alles. Schon gegen das Ende des eilften Jahrhunderts soll ein Las Casas Fähndrich Heinrichs von Burgund gewesen seyn, dieser Herr Fähndrich soll, durch übernatürliche Tapferkeit, eine blutige Schlacht entschieden haben, wo an seiner Fahne nur noch einige seidne Fetzen hängen blieben; diese Fetzen soll Heinrich dem Helden zum Wappen verliehen und ihm zugleich alle die Wohnungen der Mauren geschenkt haben, die man vom Schlachtfelde aus sehen konnte, todas las Casas, daher auch sein Nahme. Wer solche Mährchen aus dem eilften Jahrhunderte ganz ernsthaft uns aufzubinden versuchen kann; wer von einem Paar elenden, ihm geschenkten Sporen, die Napoleon bey Dresden getragen, sagen kann: „welchen hohen Preiß werden diese Sporen nicht einst in den Augen der Nachwelt haben!" wer sich selbst rühmen kann, daß man ihn an einer Wirthstafel in schlechten Versen mit Blondel verglichen ꝛc.; der hat seine Ansprüche auf unsere Achtung verwürkt.

In vorläufigen Bemerkungen des Herausgebers über den Brief an Lucian Buonaparte, findet sich eine Stelle, die uns aufgefallen ist, weil sie geradezu im Widerspruch mit des Grafen Las Casas eignen frühern Aeußerungen steht: „Dieser „Brief ist weit kostbarer als das Manuscript von „St. Helena, welches aller Authenticität ermangelt,

„und welches in Europa geschmiedet worden." — Las Casas selbst hat zu bestimmt erklärt, daß jenes Manuscript größtentheils ächt sey; folglich hat der Herausgeber, indem er es, herabwürdigt, wohl nur dieser Broschüre einen größern Absatz verschaffen wollen.

Die Assassinen.

Herr von Hammer hat eine „Geschich„te der Assassinen, aus morgenländi„schen Quellen," herausgegeben, wodurch jene merkwürdige Erscheinung des Mittelalters nähere Aufklärung erhält. Er hat hierbei, außer den Quellen, die Beiträge von Jourdain, Sylvestre de Sacy, Quatremere u. A. benutzt. Vielleicht ist manchem Leser dieses Volk von Meuchelmördern aus einem gut geschriebenen französischen Romane, unter dem Titel: „Der Alte vom Berge" bekannt worden. Hier finden sie historische Belehrung über jenen herrschsüchtigen Abentheurer, Hassan Ben Sabah, der eine unumschränkte Herrschaft des Dolchs, beispiellos in der Geschichte der Menschheit, aufstellte, und seine Anhänger mit einer solchen fanatischen Wuth begeisterte, daß sie sich blindlings in alle Gefahren stürzten, um ein anbefohlnes Verbrechen zu vollführen. Der Ursprung verliehrt sich in den freigeisterischen schwämerischen Secten, in welche die Lehre Mahomeds, der Islam, zerfiel. Einer der Dai's (Glaubensboten und Thronwerber), der obengenannte Hassan, wurde Stifter des neuen Zweigs jener Secte der östlichen Ismailiten oder Assassinen, gegen Ende des eilften Jahrhunderts unter Malek Schah. In Aegypten, wohin er 1078 ging, verband er sich mit der vom Verf. sogenannten Loge von Cairo, oder dem Hause der Wissenschaft. In Syrien und andern Provinzen machte er viele Proselyten, und nahm 1090 das feste Schloß Alamut (bedeutet Geiernest) zwischen Dilem und Irak ein. Dieses wurde der Sitz seiner Herrschaft, die er unter dem Scheine des frömmsten Lebens und, wie er vorgab, für das fatimitische Chalifat gründete. (Kalif, bedeutet soviel wie Mahomedanischer Papst, oder Stadthalter des Propheten, ein Titel, der nicht der unbescheidenste in dieser Art ist. Die Fatimiten-Linie stiftete 910 Abu Muhamed, angeblich von Fatime der Tochter Muhameds abstammend; gestürzt wurde sie 1170 von dem großen Saladin.) Hassan errichtete eine Classe der Fedavie, (sich Aufopfernden, oder Geweihten,) und diese, weil sie sich zu den Mordthaten durch Kräuterkügelchen aus Hyoscyamus *) (Haschische) in eine Art Rausch versetzten, nannte man in Syrien, Haschischim, (Kräutermänner.) Daraus ist der Name Assassinen entstanden, und im Französ. und Italienischen mit Meuchelmörder gleich bedeutend worden. Ihre Dolche waren stets zum Dienste des Hochmeisters vom Gebirge, des Scheich al Dschebal, in Bereitschaft. Der gelehrte Verf. erzählt nun mehrerer Gräuellehren und Gräuelthaten Hassans und seiner Nachfolger, bis diese Secte unter dem letzten Grosmeister Roknedin Charschah, im 13. Jahrhundert gestürzt, und ihre gottlose Lehre allmählig ausgerottet wurde. Nach dem Verf. war der Alte vom Berge kein Fürst, sondern das Haupt eines Ordens, der 7 Grade der Personen und der Lehre hatte, unter welchen der 4. die Pflicht des blinden Gehorsams enthielt. (Nun, diese allerliebste, oder doch ganz bequeme Pflicht ist ja auch bei recht frommen Orden bekannt. Es wäre ein Verdienst mehr um die Menschheit, wenn man jener Geschichte des Systems des groben Meuchelmords der bald wieder vertilgten Haschischim, noch eine Parallel-Geschichte von dem subtilen Todtschlage des Verstandes mit der Zunge, durch gewisse Derwische die man Züngler nennen könnte **), gegenüber stellte. Diese hängen ganz eben so blind an ihrem Sidna, d. i. Herr, kauen statt des Hyoscyamus an Legenden und Wundern u. s. w., und sind den Fürsten und den schwachen Regierungen nicht weniger gefährlich, als es damals die Kräutler den blinden Fürsten ihrer Zeit waren, indem sich letztere mit ihnen einließen, sie freilich zuweilen benutzten u. s. w., und dadurch ihr Wachsthum selbst befördern halfen, wie Hr. v. Hammer sehr richtig bemerkt hat. Nur aus einer ähnlichen Bethörung und falschen Politik läßt sich die lange Fortdauer der Züngler erklären). —

Zweierlei müssen wir noch erinnern. Hr. von Hammer, der in den Assassinen blos einen geheimen Orden sieht, geht bis auf die Aegyptischen Geheimnisse zurück, diese waren aber, nach allem was man weiß, und aus Moses Geschichte schließen kann, nicht von verderblicher sondern wohlthätiger Art. Die geheimen Lehren und Secten des Mittelalters mögen auf Umsturz der Throne gerichtet gewesen seyn, sind aber von einer barbarischen Zeit eben nicht auffallend. Es dünkt uns dagegen so unrichtig als tadelhaft, wenn gewisse hämische Seitenblicke auf

*) Bilsenkraut, was bei uns beim Husten ꝛc. verschrieben wird.

**) Jetzt zieht man mit Zunge und Feder auch gegen die Vernunft zu Felde.

Digitized by Google

alle geheimen Gesellschaften, und namentlich auf die Freimaurer geworfen, und deshalb Assassinen-Verbindungen mit dem Namen Logen u. dergl. bezeichnet werden. Was von dem Freimaurer-Orden der Welt bekannt ist, sind zwei schöne, ja christliche Lehren: Bruderliebe und Wohlthätigkeit. Ist ein Theil des Ordens, oder ein und das andere Mitglied irre geleitet und gemißbraucht worden, so folgt die Verwerflichkeit des Instituts noch nicht daraus, noch weniger eine Aehnlichkeit mit Assassinen und eine Gefahr für den Staat. Daß Rom die Freimaurer mit Carbonari's in eine Verdammniß bringt, ist ganz in der Ordnung; Rom wäre sonst nicht Rom mehr. Aber im aufgeklärten Deutschland sollte man doch endlich über alte Weiberfurcht und verkehrte Policeigriffe erhabener seyn. Man braucht in keine Logen-Geheimnisse eingeweiht zu seyn, und darf doch behaupten, daß ächte Freimaurer nie Königsmord gepredigt, auch nie die Scheiterhaufen für Andersdenkende in Gottes-Namen angezündet haben, wie man von gewissen gar nicht geheimen Orden des breitern zu erzählen hat. Mit jenen Assassinen haben sich nach Hrn. v. Hammer Fürsten in Verbindungen eingelassen. Diese Orden hat man sonst, zum Schaden der Religion, in christlichen Staaten geduldet, sogar gepflegt; aber die Einflußlosen Freimaurer verfolgte man. Gott behüte uns künftig vor solcher Staatsklugheit, und vor solchen öffentlichen Gesellschaften!

Vom Wissen und Glauben,

oder der Erkenntniß und dem Wandel, hat der Verfasser der Bruchstücke (Willemer) ein Fragment geliefert, in welchem er mit vielem Verstande den Verstand herunter macht. Die Geschichte der Philosophie, meynt er, habe viel Aehnlichkeit mit der des verlohrnen Sohns, der auch Alles sich zu verdanken haben wollte, bis Noth und Mißmuth ihn zur Besinnung brachten. Um Tugend dem Laster vorzuziehen, bedürfe es einer Kraft, von welcher der Verstand nichts wisse; einer Kraft, die keine Frucht des Nachdenkens, sondern des Wandels sey. (Also soll man wandeln ohne nachzudenken.) Den Demüthigen, nicht den Wißbegierigen, verheiße Gott Gnade. Nicht der Verstand könne uns belehren, ob ein Gott sey oder nicht. Gott müsse das selbst thun, und habe es gethan, durch die Sendung seines Sohnes und durch Offenbarungen. (Aber wer hat denn diese Offenbarungen in sich aufgenommen? war es nicht der Verstand?)

Gott seinem Wesen nach definiren, heiße ihn vom Throne stoßen. (Das wohl eben nicht, aber es heißt: etwas unmögliches unternehmen.) — Könnten wir Gott erforschen wie er ist, so würde Gott von dem Augenblicke an aufhören, Gott für uns zu seyn. (?) Liebe, Hoffnung und Ergebung hätten dann keinen Gegenstand weiter. (?) Noch nie sey Jemanden eingefallen, mit dem Ohre sehn, mit dem Auge hören zu wollen; warum denn der Verstand des Glaubens sich schäme? (Eines verständigen Glaubens schämt der Verstand sich keineswegs.) — Dem Glauben, als dem Erstgebohrnen müsse man den Rang zugestehn. Die Gottheit müsse sich erst im Glauben abspiegeln, bevor der Verstand fähig sey, sich eine Vorstellung von Gott zu machen. — Den Verstand solle man nur zu Erforschung des Zeitlichen, den Glauben zu Erforschung des Ewigen brauchen. (Ein Glaube, der erforscht, ist kein Glaube mehr.) — Wären wir ohne Verstand gebohren, so wüßten wir von keinem Diesseits, ermangelten wir des Glaubens, so wüßten wir von keinem Jenseits. (Wissen wir denn jetzt etwas davon? wir glauben daran, wir wissen es nicht.) — Gott habe nicht zu Abraham gesprochen: strenge deinen Verstand an, um mich zu erforschen; sondern: wandle vor mir und sey fromm. (Ohne Verstand kann man nicht würklich fromm seyn.) — Was einem Menschen der Glaube nicht schon beredet habe, für wahr zu halten, das werde dem Verstande nicht gelingen ihm zu bereden. (!) Was hinter dem Berge liege, bleibe der Vernunft so lange ein Geheimniß, bis der Berg in die Erde versinke, oder der Mensch des Berges Spitze ersteige. (Es giebt auch wohl noch einen dritten Fall). Der Verstand, der sich über höhere Dinge zu richten erlaube, ohne von dem Lichte der Gnade erleuchtet zu seyn, spiele den Richter und Kläger in einer Person. (Dem ist nicht also, denn ein verständiger Verstand richtet nie über höhere Dinge, sondern sucht blos sie zu erforschen.) — Frömmigkeit mache wohl verständig, aber darum mache der Verstand nicht auch fromm. (Beydes mögte schwer zu erweisen seyn.) — Dem Gebet, der Unterwerfung würden wichtigere Aufschlüsse zu Theil als der Wißbegierde. (Diese Aufschlüsse können aber doch nur mit dem Verstande empfangen werden.) — Der Verstand habe noch keinen Beweis, weder für noch gegen das göttliche Daseyn geführt, gegen den nicht gar vieles einzuwenden gewesen wäre. (Ganz gewiß! und wer hat die Einwendungen gemacht? der Verstand.) — Wenn nun aber die Wahrheit dem Verstande nicht abgewonnen werden könne, so müsse man sich nach

einem Richter umsehen, der mehr von der Sache verstehe. (Ja, wenn es mit dem Umsehn gethan wäre!) — Gott habe das Wissen vom Glauben getrennt, damit unsere Anhänglichkeit an das Gute keine Frucht des Wissens, sondern des Wollens sey. (Ohne das Gute zu erkennen, werden wir ihm auch nicht anhängen wollen, und um es zu erkennen, brauchen wir Verstand.) — Gott habe gewollt, daß unsere Liebe zu ihm durch zu viele Gewißheit nicht übersättigt werde, gleichwie irdische Liebe erkaltet, wenn sie nichts mehr zu hoffen hat. (Eine seltsame Idee! wer hat denn dem Verfasser gesagt, daß Gott das gewollt habe? sein Verstand ist es diesmal nicht gewesen.) — Der Glaube soll, als Bestimmungsgrund der Freyheit (!) so ätherisch auf die Freyheit einwürken, daß sie dadurch veredelt, aber nicht vernichtet wird. (Wir bekennen, daß unser Verstand das nicht begreift.) —

Die Quintessenz des ganzen Büchleins ist folgende Stelle, die wir von Herzen unterschreiben: „Das Wissen soll den Glauben, der Glaube das „Wissen nicht ausschließen; beyde sind berufen, „Hand in Hand neben einander her zu gehen, nur „soll der Mensch jedes da suchen, wo es zu finden, „jedes dazu gebrauchen, wozu es ihm verliehen ist; „er soll das Wissen als die Seele des Verstandes, „den Glauben als die Seele des Gemüthes betrachten; im Wissen sich die Welt, im Glauben Gott „abspiegeln sehen."

In dem ganzen Büchlein herrscht ein liebes frommes Gemüth, dem man unmöglich abhold seyn kann; nur mag man sich des Lächlens nicht erwehren, wenn man sieht, wie der Verstand sich martert um sich selbst herab zu setzen. Er stellt sich arm wie ein Geizhals, welcher fürchtet daß man bei ihm borgen werde. Der Verfasser hätte vor allen Dingen eine tüchtige Definktion vom Glauben vorausenden sollen, die freylich nur der Verstand ihm liefern kann. Vielleicht würde er dann gefunden haben, daß ihm selbst nicht recht klar geworden was Glaube ist, und daß er dann und wann seine Gefühle im blauen Aether verschwimmen läßt.

Gegeneinanderstellung von Europa und Amerika.

Ein Herr **Drouin de Percy**, Eigenthümer einer Pflanzung auf St. Domingo, und ehedem Officier beim Staabe des General Le Clerc, hat unter dem Titel: **L'Europe et l'Amerique comparées**, 2 Bände herausgegeben, welche sich mit Gegeneinanderstellung dieser beiden Welttheile beschäftigen. Sie sind zugleich polemischen Inhalts, und gegen die jetzt wohl schon großentheils vergessenen Recherches sur les Americains des paradoxen Gelehrten Abt Paw mit gerichtet. (Die Briefe des Herrn v. Bülow scheint er nicht gekannt zu haben.) Der Verf. hat seine Daten nicht allein aus den neuesten Schriften, z. E. Liancourt, Humbold u. s. w. zusammengetragen, sondern versichert auch, sich selbst gegen 13 Jahre in verschiedenen Himmelsstrichen der neuen Welt aufgehalten zu haben. Diese Zusammenstellung aller Hauptprodukte, Eigenheiten, Inwohner, Sitten und dergl. des grosen Welttheils und die Vergleichung mit unserm kleinen Europa ist ein interessanter Gesichtspunkt für Liebhaber und Forscher, und scheint mit vielem Fleiß gemacht zu seyn; der Verf. bringt nur fast zuviel Belesenheit an. Er ist im Grunde ein beredter Vertheidiger der neuen Welt auf Kosten der Europäischen, welche sich alle politischen und moralischen Uebel vorwerfen lassen muß, die uns freilich nicht wenig drücken.

Notiz.

Der Dechant und Professor **Schorch** in Erfurt, hat, als beständiger Secretair der königlichen Academie der gemeinnützigen Wissenschaften, am 24. Januar d. J. in einer, gedruckt vor uns liegenden kräftigen Rede, **Erinnerungen an Friedrich den Großen** ausgesprochen, von dem er sagt: es sey kaum etwas Großes zu nennen, was nicht in dieser Königsseele gelegen — in seinem Leben sey keine Schattenseite, die nicht von der klarsten Lichtseite erhellt werde — man habe ihm Freigeisterey vorgeworfen, aber der Gott, der große Herzen rühre, und bewege, sey nicht immer der, den man gewöhnlich im Munde führe, und an den so viele glauben ohne Geistesahnung. Jede Menschenbrust schließe ihr hohes Wesen in sich; an der Gestalt die sie diesem Wesen gebe, liege nichts, und nach dem Katechismus lasse sie sich nicht überhören. — Leider beglaubige die Geschichte, daß große Menschen nicht gern geduldet werden. — (Gleichwie der **kleine Herr Arndt** den **großen Friedrich** nicht dulden will). — Allein das komme daher, daß Gewohnheit ihre Ruhe haben wolle, und die **größte Armuth** sich die **kleinsten** Sorgen für die Zukunft mache u. s. w.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 35. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Neue französische politische Broschüren.

Ein Ungenannter hat geschrieben von der Verantwortlichkeit der Minister, nebst einer Beurtheilung des Gesetzentwurfes vom 27. Januar 1819. Er findet es sehr seltsam, daß man bloß wegen Verrätherey und Erpressung oder Bedrückung (trahison et concussion) die Minister soll anklagen können; daß hingegen von dem Unrecht oder Schaden, welche sie Privatleuten zugefügt haben, gar nicht die Rede seyn soll. Das hieße, nach des Verfassers Meynung, die Minister von aller Verantwortlichkeit frey sprechen, und den entschiedendsten Ministerial-Despotismus einführen. — Dann findet er auch die Bestimmung der Strafe: Gefängniß auf eine gewisse Zeit (emprisonnement à tems) gar nicht im Verhältniß zu den Verbrechen des Verraths und der Erpressung, und meynt, es würde weniger skandalös seyn, wenn man die angeklagten Minister, wegen guter gehabter Absicht, lieber ganz frey spräche, als wenn man sie, von einem jener Verbrechen überführt, mit einer bloßen Polizey-Strafe belegte; denn ein Minister, der sich Verraths und Erpressung schuldig gemacht, verdiene gar keine Nachsicht. — Der Verfasser rügt noch manches andere, und schließt mit der Versicherung, daß, so lange man das vorgeschlagene Gesetz nicht ganz vollkommen (complète) mache, die Verantwortlichkeit der Minister nur ein leeres Wort bleiben werde. — Ob wir nun gleich vielen seiner Behauptungen weder widersprechen können noch wollen, so scheint uns doch so viel gewiß, daß, wenn die Verantwortlichkeit der Minister ganz so ausgesprochen wird, wie die französischen und deutschen Schreyer es begehren, die Minister sich künftig gerade in derselben Lage befinden, wie die Zaarischen Leibärzte zu Moscau im 16. Jahrhundert, die, wenn sie den Patienten zu curiren versprochen hatten und er dennoch starb, ihren Kopf hergeben mußten. Da mag der Henker Arzt oder Minister seyn! von beyden muß vorausgesetzt werden, daß sie das rechte wollen, und eben so wenig, als man, in der Regel, den irrenden Arzt vor Gericht stellen kann, wenn der Patient gestorben ist, eben so wenig sollte man den Minister anklagen können, wenn seine Maasregeln den beabsichteten Erfolg nicht hatten. —

— Der General-Lieutnant Tarayre hat geschrieben: von der Stärke der Regierungen (de la force des Gouvernemens) oder von dem Verhältniß, in welchem diese Stärke zu der Natur und Constitution der Regierung stehen muß. Der Verfasser untersucht, welche besondere Art von Kraft oder Stärke jeder Art von Regierung zukommt. Im Unterordnen aller Interessen unter das Interesse eines Einzigen, besteht die Kraft der Despotie. (Aber dieses Unterordnen muß doch erst durch eine andere Kraft hervorgebracht werden, und folglich ist das eine nichts sagende Phrase.) — Die unbeschränkte Monarchie definirt der Verfasser: eine Vergesellschaftung von privilegirten Körperschaften, in welcher jeder dieser Körper seine Bedingungen gemacht hat (!) Die Stärke der Monarchie bestehe in der Einung dieser Körper und in der Unterjochung des Volks, welches die Bürde ihrer Privilegien trägt. — Die Stärke einer Repräsentativ-Verfassung endlich, entspringe aus dem Beystand der Interessen, die sie vertheidigt und aus der Unterordnung solcher Interessen, die jenem widersprechen. (Wir übersetzen in der That getreu und unsere Schuld ist es nicht, wenn es wie Wischiwaschi klingt.) —

— Die Schlacht von Waterloo nennt der Verfasser „ein schönes Feuerwerk, das nur dicken Rauch und „die Verwirrung der Finsterniß zurück gelassen hat." —

Die Aristocraten werden beschuldigt, Alles wieder an sich reißen zu wollen, und Schutz gegen sie soll nur eine doppelte Nationalgarde gewähren können, (nemlich eine an Ort und Stelle bleibende sédentaire) und eine bewegliche (mobile,) deren Organisation gelehrt, und behauptet wird: nichts sey gefährlicher und abgeschmackter unter einer ächten Repräsentativ-Verfassung, als die bewaffnete Macht aus Fremden, aus armseligen Pöbel (prolétaires) und aus Privilegirten zusammenzusetzen.

Die folgende Tirade enthält viel Wahres: „die „aristocratische Parthey spiegelt unaufhörlich die Ge„fahr eines auswärtigen Feindes vor; sie will ste„hende Heere, die zu commandiren sie sich vorbehält. „Sie giebt sich alle Mühe, die Nothwendigkeit fester

Ausgegeben den 15. April.

„Plätze zu beweisen, sie häuft daselbst Waffen und „Kriegsbedürfnisse auf, in Magazinen, von wel„chen sie wohlbedächtig die Schlüssel nimmt. Sie „übertreibt stets die Gefahren und begehrt unter „tausenderley Vorwand Vermehrung der Armee. „Bald soll Preußen werben, bald Oesterreich sich „waffnen. Heute giebt man der Regung eines gerech„ten Stolzes nach; der König eines großen Volks, sagt „man, muß eine große Armee haben; Morgen fügt „man hinzu: um den Frieden zu bewahren, müsse „man sich furchtbar zeigen. Jede europäische Re„gierung raisonnirt eben so; die Heere Aller schwel„len um die Wette an, die Finanzen erschöpfen sich, „die Völker werden von Auflagen erdrückt — sie „murren — und das ist abermals eine Veranlassung „die Armee zu vergrößern; weil die Sicherheit des „Thrones es erfordert." —

Ein stehendes Heer, zu Beobachtung der Grenzen und Besetzung der Festungen, will zwar der Verfasser auch noch aufstellen, aber es soll bloß aus der mobilen National-Garde gezogen, und nur so groß seyn als die höchste Nothdurft erfordert. Ein Volk, welches einer repräsentativen Verfassung genießt, kann, nach des Verfassers Meynung, nur Vertheidigungs-Kriege führen, (wir wünschen von Herzen, daß seine eignen Landsleute diesen Satz nicht Lügen strafen mögen,) bedarf auch keine Festungen. Nicht mehr als 9 Festungen erkennt er als wichtig für Frankreichs Vertheidigung: Besançon, Strasburg, Metz, Verdun, Mezieres, Charlemont, Valenciennes, Lille und Dunkirchen. Dann zeigt er, auf welche Weise man die Deutschen schlagen würde, wenn sie noch einmal nach Paris vordrängen, nur müsse man nicht wieder den Fehler begehen, den man 1815 begangen, indem man die Preußen über die Brücke von Pecq passiren lassen. — Zuletzt kommt er auf den heiligen Bund, der jüngst unter dem Nahmen einer Quintuple-Allianz ernannt worden, deren erster Zweck Erhaltung des Friedens, und der zweyte Erhaltung der bestehenden Rechte sey. Er fürchtet sehr, daß man unter diesen Rechten die Privilegien des Adels verstehe. —

Bekanntlich ist vor einiger Zeit der französische Adel hart angegriffen worden, in einer Schrift betitelt: Geschichte des revolutionairen Geistes der Adlichen in Frankreich, in welcher nichts geringeres bewiesen wurde, als daß seit 1000 Jahren es stets der Adel gewesen, der bey allen Rebellionen, bey allen innern und äußern Unruhen, die Hauptrolle gegen den Thron gespielt, oder in der Noth ihn gar verlassen, wie zuletzt unter Ludwig XVI. So bitter diese Anschuldigungen sind, so wurden sie doch alle in der Geschichte nachgewiesen und machten folglich großen Eindruck. Um diesen zu entkräften, ist nun eine, gleichfalls geschichtliche, Widerlegung (Refutation) erschienen, in welcher der Verfasser gleich anfangs erinnert, daß es kein civilisirtes Land auf Erden giebt, (er hätte wohl hinzufügen können: fast auch kein uncivilisirtes) wo sich kein Adel fände, und daß folglich der Adel mit der menschlichen Gesellschaft nothwendig verbunden sey, unter der ersten Race der französischen Könige sey deren Gewalt durch die Macht der großen Vasallen im Gleichgewicht gehalten worden, und diese Vasallen dürfe man nicht mit dem Adel verwechseln, der vielmehr zwischen ihnen und den Königen eingeklemmt gewesen. — Das Feudalwesen, anfangs eine, aus der Schwäche jener Könige entstandene Unordnung, sey durch Hugo Capet gesetzlich, und, in den Händen gerechter und geschickter Fürsten „das „sehr wirksame Princip der Wiederherstellung der „monarchischen Gewalt und der Freyheit der „Völker geworden." (!) Wahr sey freylich, daß der Adel bisweilen den Absichten des Königthums widerstrebt habe, doch sey dieser Einfluß nie so anhaltend gewesen, daß er die Grundpfeiler der Monarchie habe untergraben können. Hierauf werden einzelne Anschuldigungen, oft gründlich, widerlegt. — Absurd und impertinent wird die Behauptung Dante's und des französischen Dichters Villon genannt, daß Hugo Capet ein Fleischers Sohn gewesen. (Warum wäre denn das nicht möglich? der Verfasser selbst gesteht, daß einige Schriftsteller sich in dieser Hinsicht auf vernünftige Beweise (preuves raisonnables) stützen.) —

Völlig unbekannt war uns, und mit Verwunderung haben wir in einer Note gelesen, daß Ludwig XIV. einst befohlen, Jedermann freyen Zutritt zu verstatten, damit ein Jeder ungehindert seine Klagen und Wünsche vor den Thron bringen könne. Es ist sogar eine Medaille darauf geschlagen worden, auf welcher der König Bittschriften von Greisen, Wittwen und Waisen empfängt, mit der Umschrift: Facilis ad regem aditus, 1661. Wäre diese Verordnung würklich beobachtet worden, so würde Ludwig XIV. in einem ganz andern Lichte und Glanze erscheinen als bisher, und diese Medaille wäre ohne Zweifel das bleibendste Denkmal seines Ruhmes. —

Den so bewunderten Coligny stellt der Verfasser, nicht ganz mit Unrecht, in einem gehässigen Lichte dar, und behauptet, man habe nach seinem Tode schriftliche Entwürfe bey ihm gefunden, welche hinreichend gewesen wären, ihn aufs Schaffot zu bringen. „Die Reformirten, sagt der Verfasser,

die der römischen Kirche so oft Intoleranz vorwerfen, haßten die Verfolgung nur, wenn sie selbst davon getroffen wurden. Es sey mit der Politik wie mit der Religion, und sogar d'Alembert habe die Frage aufgeworfen, ob der König nicht in seinem Gewissen verbunden gewesen, eine Religion auszurotten, die dem Staate Gefahr gedroht. Naudé, in seinen politischen Betrachtungen, habe die Bartholomäus-Nacht als das einzige Mittel betrachtet, den Staat zu retten, und den französischen Geschichtschreibern Feigheit vorgeworfen, weil sie Carl IX. nicht zu rechtfertigen gesucht. — Ob Frankreich nicht endlich fodern könne, daß der Calvinismus ihm Rechenschaft ablege von allen den ihm zugefügten Uebeln, von welchen er die erste Quelle gewesen? —

Daß der Adel unter Ludwig XVI. emigrirte, sey vielleicht ein politischer Fehler zu nennen, aber dessen Absichten könne man doch nicht verdächtig machen. Er habe doch in der Fremde keinen andern Zweck gehabt, als den, von Meuterern umgestürzten Thron wieder aufzurichten. Habe er sich in den Mitteln geirrt, so könne man ihm das doch nicht zum Verbrechen machen, da jener Irrthum selbst ein Beweiß seiner Treue gewesen.

Escherny's Versuch über den Adel, ist ein Lieblingsbuch des Verfassers. Welche Grundsätze dieser Escherny gehegt, möge folgende hier angeführte Stelle beweisen: „Einen Schwachkopf respectiren, weil er eine lange Reihe von Ahnen zählt, ist sicherlich in den Augen der Vernunft eine Abgeschmacktheit; indessen ist dieser Respect einer der stärksten Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung. (Die folglich auf Abgeschmacktheiten ruht!) Der Mensch empört sich bei dem Gedanken, sich vor einer nichtigen Person zu beugen, (personnage nul) die blos den Vortheil der Geburt aufzuweisen hat; allein der Philosoph, der ein wenig weiter sieht, bewundert und wirft sich nieder (se prosterne). (!) In dieser Huldigung, die beym ersten Anblick lächerlich scheint, erblickt er nichts geringeres als den Bürgen seiner Sicherheit, seiner Freyheit, seiner Ruhe. Man setze Verachtung an die Stelle dieser Huldigung, und man wird von Unehrerbietigkeit zu Unehrerbietigkeit (irréverence) bis zu der Königswürde fortschreiten, und dann ist die bürgerliche Gesellschaft aufgelößt."

Der Verfasser fügt hinzu: „was war der Grund der üblen Laune, welche die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gegen Rang und Geburt beseelte? Der Neid. Sie begnügten sich nicht, den Ewigen vom Throne stoßen zu wollen. Sie kündigten den Souverains Krieg an, um dem Volke die Freiheit der Anarchie zu geben." — „Der Adel gehört in die erste Reihe der nützlichen Vorurtheile." — „Die menschliche Vervollkommnung und die absolute Gleichheit sind Chimären, welche die Politik verachtet" (und nicht mit Unrecht.) — „Eine gute Einrichtung vernichten, weil sie oft Nachtheile hat, das heißt jenen Hetmann der Cosacken verhöhnen, der der Kaiserin von Rußland rieth, alle schwedische Frauen tödten zu lassen, auf daß die Schweden keine Kinder mehr bekommen, und folglich keinen Krieg mehr gegen Rußland führen könnten." (Wir haben nie gehört, daß irgend ein Hetmann der Kosacken einen so albernen Rath ertheilt habe, nicht einmal der Hetmann in dem Schauspiele Graf Benjowsky.) —

Uns dünkt, am natürlichsten könne man den Erbadel durch die Bemerkung vertheidigen: daß es doch wohl eben so gerecht und billig sey, daß ein Mensch seine erworbene Ehre auf seine Kinder fortpflanze, als daß er sein erworbenes Geld auf sie vererbe; da noch obendrein die erstere weit seltener als das letztere mit Unrecht erworben wird, und da leider! die Vortheile, die das Geld gewährt, um nichts geringer sind, als die, welche die Ehre verleyht, ja, oft weit größer als die letztern. Freylich müßte aber auch eine Veranstaltung getroffen werden, daß derjenige, der seiner Väter Ehre durchbringt, eben so tief in sein Nichts zurücksänke, als derjenige, der sein ererbtes Vermögen durchgebracht hat.

— Die Correspondenz Buonaparte's mit Carnot, Minister des Innern, während der hundert Tage, ist erschienen, enthält aber wenig Merkwürdiges, und ist, um 112 Seiten zu füllen, im Druck so ausgedehnt worden, daß auf den meisten Seiten nur einige Zeilen stehen; fast lauter Befehle an Carnot, diesen oder jenen verdächtigen Präfecten, Unterpräfecten oder Maire abzusetzen, und einen sichern Mann an dessen Stelle zu schicken. — Am 1sten April schrieb Napoleon: „Meine Absicht ist, daß die alten Minister und andere bedeutende Personen, die unter der Regierung Ludwig des XVIII. angestellt worden, nur dann in Frankreich bleiben und ihr Vermögen genießen können, wenn sie vor dem Minister des Innern erklärt haben, daß sie den Kaiser Napoleon für den rechtmäßigen Souverain von Frankreich erkennen. — Diese Erklärung muß einfach, klar, ohne wenn und aber seyn. Wer sie nicht macht, kann nicht in Frankreich bleiben, und seine Güter werden sequestrirt. Eine Ausnahme hiervon machen die 13 Personen, welche durch

ein Decret von Lyon für Verräther erklärt worden." —

— In einer, von Napoleon dictirten Note, wird den Präfecten u. s. w. vorgeschrieben, Alles aufzubieten, um die alten Soldaten zu den Waffen zu rufen. Man solle ihnen die Noth des Vaterlandes vorstellen, und ihre großmüthigen Gesinnungen erwecken. Den Kaufleuten soll man fühlbar machen, daß, ohne Unabhängigkeit und ohne eine starke Stellung, der Handel null ist, und die Fabriken in Verfall gerathen werden. —

Am 10. May schrieb Napoleon: „Machen Sie dem Präfect von Calvados bemerklich, daß er nicht vorwärts schreitet; daß er zu sehr die Gesellschaft liebt; daß in seinem Departement keine Addresse erscheint; daß er nichts drucken läßt, um den öffentlichen Geist aufzuklären und aufzuwühlen, (remuer) und daß man nicht auf solche Weise dem Vaterlande dient. Den Präfecten in Norden machen Sie die Nothwendigkeit fühlbar, Schriften gegen Schriften zu setzen, und recht deutlich zu machen, daß es die Sache des Volkes gegen den Adel, der Bauern gegen ihre Herren, der Franzosen gegen die Fremden sey, von der jetzt die Rede ist. Man muß vor allen Dingen an die Ehre und den Patriotismus des Volks appelliren." —

Vom 19. May. „Ich habe befohlen, daß der Redacteur des Journal général de france künftig Ihre Befehle empfangen soll. Ich will, daß Sie diesem Blatte eine bestimmte Farbe geben, (couleur prononcée) die den wütenden Angriffen der Feinde der Regierung entspreche." —

Vom 22. May. Ein gewisser Estaberet hält in Bordeaux ein Erziehungshaus. Er ist ein wütender Royalist. Ich denke man müsse dieses Haus unterdrücken. Auch wird es nöthig seyn, die Superiorin und einige barmherzige Schwestern zu Bordeaux durch andere zu ersetzen." (changer). —

Diese wenigen Beispiele werden hinreichen, den Geist der ganzen Correspondenz kennen zu lernen. In der Vorrede wird Carnot vertheidigt: „diejenigen, heißt es, welche ihn nicht genau gekannt, sind erstaunt, ihn in den Grafentitel vermummt, (affublé) unter dem kaiserlichen Panier marschiren zu sehen. Ohne Zweifel sah er die Gefahr für seinen Ruf voraus, aber selbst sein Ruf, den er höher als sein Leben schätzte, war ihm minder theuer als sein von Fremden bedrohtes Vaterland, u. s. w." Carnot ist, nach des Verfassers Versicherung, „allen Intriquen fremd geblieben, ist ein weiser Feldherr, ein gelehrter Ingenieur, ein redlicher, unermüdeter Minister, ein trefflicher Bürger, ohne Ehrgeiz wie ohne Eigennutz, stets erhaben über sein Schicksal, im Glück wie im Unglück; er hat den Neuern ein Beyspiel aller Tugenden des Alterthums aufgestellt. Antwerpen wird der Nachwelt bezeugen, daß er eine große Vorstadt vor den Flammen schützte, und mit einer schwachen Garnison eine prächtige Stadt, eine zahlreiche Flotte und reiche Vorräthe für Frankreich erhielt. Die Bourbons werden nicht vergessen, daß er die Stadt nur ihren Händen überlieferte. Sein an den König gerichtetes Memoire würde den 20. März verhütet haben, wenn die Minister seine Rathschläge besser zu würdigen verstanden hätten." — Der Verfasser schließt aus alle dem, daß man Carnot zurückrufen müsse. —

— Die historischen und politischen Memoiren eines Narren von Stande (mémoires historiques et politiques d'un fou de qualité) sind blos eine magere Erfindung, um eine Menge aufgewärmte Ideen an den Mann zu bringen. Mager nennen wir das Werk jedoch nur in moralischer Hinsicht, denn es enthält in groß Octav nicht weniger als 400 Seiten. —

Die Kometen und die Hauptzeitalter der Erde.

Ueber diese alle denkenden Menschen interessirenden Gegenstände heben wir aus dem neulich angezeigten, aber wenig verbreiteten, Gemälde der physischen Welt (Heft IV.) folgendes aus.

1) Die Kometen. Daß die Kometen Weltkörper seyen, die den Planeten gleich in einer krummen Linie um die Sonne laufen, ist erst seit dem Jahre 1680 allgemein anerkannt, da man sie ehemals für bloße, in dem Dunstkreise unserer Erde entstehende, Lufterscheinungen gehalten hatte. Aus den Beobachtungen der meisten Kometen geht hervor, daß der Kopf trotz seines ungeheuern Umfanges nur eine Dunstmasse ist, und daß der im Mittelpunkte bemerkbare dichtere Kern nur eine sehr mäßige Größe hat. Bey vielen Kometen ist es sogar zweifelhaft ob sie einen Kern haben. (Bey vielen Menschen ebenfalls.) Dem Kern des schönen Kometen vom J. 1811. giebt Herschel nur einen Durchmesser von 93 deutschen Meilen. Dagegen hatte der Kopf im Ganzen 27000 Meilen im Umfange. Alle Kometen haben ein eignes, aber mattes Licht, das der Helligkeit einer Planetenscheibe nicht nahe kommt. An den meisten Kometen bemerkt man, daß in dem Maße, wie sie sich der Sonne nähern, der Kern an dieser zugekehrten Seite seine Rundung zu verlieren und die Atmosphäre an Größe zuzunehmen beginnt;

zugleich wird auch der Schweif äußerst verlängert. (Ohngefähr das Bild eines emporkommenden Günstlings; der Kern nimmt ab, der Dunstkreis und das Gefolge nimmt zu.) Sehr anziehend und vielleicht der Wahrheit am nächsten ist die aus allem bisher von den Kometen bekannten in Verbindung mit dem, was wir von der Geschichte des Erdkörpers wissen, hergeleitete Hypothese, welche Gruithuisen in seiner Schrift: „Ueber die Natur der „Kometen, mit Reflexionen auf ihre Bewohn„barkeit und Schicksale," aufgestellt hat. Nach dieser sind die Kometen junge Weltkörper, welche mehr oder weniger — (gleich unsern Studenten —) in den ersten Processen ihrer Bildung begriffen sind. Sie entstehen an den äußersten Grenzen der Sonnensysteme oder Sonnenatmosphären, indem sich eine große Masse von Aether oder Lichtstoff zu einem kugelförmigen Ganzen zu bilden anfängt. Auf jeden Fall hat diese Aetherkugel gleich im Anfange ihrer Entstehung eine Bewegung um sich selbst erhalten. Damit ist zugleich die Schwerkraft gegeben, vermöge welcher alle Theilchen der Masse nach dem Mittelpunkte streben, folglich diesen dichter machen. Wahrscheinlich bildet sich anfangs in der Mitte der ursprünglichen Aetherkugel nur eine Luftkugel. In dieser entsteht durch weitere Verdichtung eine Wasserkugel, in deren Mittelpunkte endlich durch fortgesetzte Abscheidung der Stoffe ein fester erdiger Kern, wahrscheinlich Granit zu stande kommt. Bey jedem Umlaufe um die Sonne rückt er in seiner Ausbildung um eine Stufe höher; die anfangs langgestreckte Bahn wird Planetenbahnen ähnlicher. Was in der Sonnennähe in Dämpfe aufgelößt wird, fällt bey der Entfernung von der Sonne wieder auf ihn zurück. — Endlich gelangt er, wahrscheinlich durch Störungen, die benachbarte große Weltkörper auf seine Bahn ausüben, zu dem Planetenzustande, die feste Oberfläche des Kerns wird stellenweise vom Wasser entblößt, und nun entstehen auch Pflanzen und Landthiere. Organismen der niedrigsten Gattung hatte das Wasser schon früher. Sie gingen bei den neuen Niederschlägen zu Grunde, als sich die Flötzgebirge bildeten. Zeugen davon sind die ungeheuere Menge versteinerter Schaalthiere ꝛc. in unsern Gebirgen. Solche Niederschläge erfolgten nach jeder Rückkehr aus der Sonnennähe, daher die zahlreichen Versteinerungen, Pflanzenabdrücke und organischen Reste. Nach jedem Untergange der alten Schöpfung scheinen sich vollkommenere Pflanzen und Thiere gebildet zu haben, bis auf der Erde in dem Menschen das Reich der Organismen seine höchste Stufe erreichte. Alle Planeten waren also in ihrer Jugend Kometen. Die vier neuentdeckten, Vesta, Juno, Ceres, Pallas sind sehr wahrscheinlich jetzt noch halbe Kometen und auf dem Uebergange zum Planetenzustand begriffen, wie man aus ihren excentrischen Bahnen und großen Atmosphären schließen kann. Herschel war durch die bemerkten Eigenheiten bewogen worden, diesen Zwitterplaneten den besondern Namen: Asteroiden zu geben. Mit dieser Meinung hängt übrigens Gruithuisens andere Behauptung zusammen, „daß Alles in der Welt dem Festen zueile." (Zum Glück wenigstens nicht in der moralischen Welt, denn nur der bewegliche Zustand nähert sich da dem bessern; im Festen würde die Tugend erstarren.) Daher meint Gr., daß alle Kometen, Monde und Planeten, nachdem sie alles Flüßige verlohren und in Brand gerathen sind, den Endpunkt ihres Daseyns im Sonnenkörper finden werden, in welchen sie zuletzt hineinstürzen. (Aber die Beobachtung von der allmähligen Abnahme des Wassers ist bei weitem noch nicht erwiesen oder allgemein. Ansprechender ist die erste Hypothese über die Kometenentstehung.)

2) Ueber die Hauptzeitalter der Erde äußert der scharfbeobachtende Gruithuisen folgendes: Zwei Hauptzeitalter der Erde sind, nemlich das Kometenzeitalter und das Planetenzeitalter und jedes von beyden wird wieder in zwei Perioden abgetheilt. Die erste Periode des ersten cometarischen Zeitalters dauert von jener Zeit, als die Erde zum erstenmal sich als Dunstkomet in die Sonnennähe wagte, bis zur Zeit der Vollendung der obersten Urgebirgsbildung. Die zweite Periode des ersten Zeitalters fängt mit der Ankunft des Mondes bei der Erde und der Thonschieferformation an, und dauert bis zur großen stürmischen Fluth, welche mit Steinschutt die Urthäler ausfüllte.

Das Planetenzeitalter, oder das zweite Zeitalter der Erde, beginnt mit dem großen Fluthensturm und mit der Nähe eines Weltkörpers, als der Ursache desselben und dem Urheber der Verwandlung der Kometenbahn der Erde durch die Störung in die Bahn eines Planeten. Dieses Zeitalter dauert bis jetzt. Es kann in folgende zwei Perioden abgetheilt werden, nemlich in die Periode vor dem Leben der Menschen auf der Erde und in die Periode des Menschenlebens und ihrer gesellschaftlichen, moralischen und bürgerlichen Cultur. Aber, wenn die Erde kein anderes kosmisches Schicksal mehr hat, so durchlebt sie noch ein Zeitalter, welches auch wieder in zwei Perioden eingetheilt werden kann, nemlich, zuerst in die Periode, während welcher alle Meere durch Verdünstung von der Erde verschwinden. Sie fängt zu

der Zeit an, da auf der Erde des Wassers schon so wenig ist, daß kein Regen mehr fällt, und Menschen, Thiere und Pflanzen verschmachten, und dauert bis zum Anfang des allgemeinen Erdbrandes, welcher in den untern Planeten wirklich schon statt findet, deren eignes Licht weder aus Phosphorescenz noch aus Nordlichtern erklärbar ist. Die zweite Periode des künftigen Erdzeitalters beginnt mit dem Anfang des allgemeinen Erdbrandes und endet mit dem Hineinsturz unsres Wohnorts in die Sonne.

Die Periode der Erde in Jahren anzusetzen, ist ein Wagstück, und was darin immer gethan werden möge, so kann doch mehr mittelst Annahmen höchst wahrscheinlicher Daten die Zeit bestimmt werden, welche kaum weniger seyn dürfte, als die angegebne; aber ob sie nicht doppelt so groß oder mehrmalen so groß ist, das kann man nicht bestimmt sagen. Es verhält sich diese Angabe ohngefähr so, als die Bestimmung des sichern Alters des kleinsten Fixsterns, welches Herschel 200,000 Jahre gesetzt hat; denn so lange brauchte sein Licht bis es zu uns gekommen; und doch muß er viel älter seyn, weil er viel früher existirt haben muß, ehe er Sonne geworden. Also

1) nehmen wir an, die Bildung der Urfelsgebirge gieng in mehrern Hunderten oder in Tausenden von Jahren, (d. h. Kometenjahren, Kometenumläufen) schichtenweise, vom Mittelpunkt der Erde angefangen, durch neuen Zusatz in der Sonnenferne des Erdkometen, immer sofort bis zu den letzten obern Schichten, so kann man nicht weniger als eine Million von jetzigen Jahren setzen.
2) Für die Bildung der Flötze wollen wir nur 100,000 Jahre rechnen, da man aus der Schichtenmenge, wenn man für jede Schicht ein Kometenjahr annimmt, noch auf eine größre Zeit schließen dürfte.
3) Für die Zeit, welche zwischen der neuen Ausbildung der Pflanzen- und Thiergeschlechter bis zu der des Menschen verfloß, nicht mehr als 50,000 Jahre.
4) Für die Existenz des Menschengeschlechtes bis hieher wollen wir die Zeitrechnung der Tamuler setzen, nemlich 389,291 Jahre.
5) Auf diese Weise bekommen wir für dieses erste Erdalter, 1,449,291 Jahre.
6) Da aber das Meer immer kleiner wird, so müssen wir, bis es vertrocknet ist, 50,000 Jahre annehmen.
7) Aus astronomischen Gründen müssen wir für die Zeit des Erdbrandes, bis die Erde in die Sonne fällt, 1 Millionen von Jahren setzen.
8) Also hätten wir für das künftige Erdzeitalter 1,050,000 Jahre, und zählen wir die verflossenen dazu, so erhalten wir für das ganze Erdzeitalter 2,449,291 Jahre. So lange kann ein Weltkörper als Komet und Planet existiren.

Die Erde hätte also, wie man sieht, noch Jahre die Menge, um dumme Streiche zu machen, oder gar noch recht klug zu werden.

Schöne Literatur.

Es wird jetzt in diesem Fache so entsetzlich viel dummes Zeug geschrieben, daß man herzlich froh ist, wenn man einmal auf etwas Ausgezeichnetes stößt, und als ein solches dürfen wir die Erzählungen und Miscellen von Bührlen empfehlen. Besonders haben uns seine Novellen angezogen, und unter diesen wiederum besonders: das Modell, in welchem ein so zartes Gefühl herrscht.

Das Mädchen, welches einem jungen Bildhauer bisher zum Modell gedient hatte, war mit einem fremden Soldaten davon gelaufen. Der junge Künstler, der eben an einer Ariadne arbeitete, wünschte den Verlust zu ersetzen, und sein Diener versprach ihm ein hübsches, wohlgewachsenes Mädchen zu bringen. Fern von aller Sinnlichkeit, nur von dem künstlerischen Verlangen schöne Gestalten zu sehen getrieben, erwartete Reinhold, so hieß der Künstler, den andern Morgen. Ein Mädchen erscheint, eine junge Deutsche, eben so schön als unschuldig, eben so blühend als sittsam, durch Familien-Verhältnisse nach Rom gekommen und hier ohne Verschulden in drückende Armuth gerathen. Nach langem Kampfe hat sie sich entschlossen, als Modell zu dienen, allein vorausgesetzt, der Künstler sey ein bejahrter Mann. Sie erschrickt daher nicht wenig, als sie einen jungen schönen Mann vor sich sieht. Er sucht sie zu beruhigen, er will sie überreden, es sei nichts Entehrendes darin, wenn ein Mädchen, dem reinen Bildner gegenüber, schaamhaft und züchtig bleibend, ihre Reize enthülle. Allein Leonore bebte, — hohe Röthe wechselte mit Bläße, sie stand unbeweglich — ihre Züge veränderten sich, ihr Geist kehrte in sich und arbeitete heftig — es war als suchte sie mit Gewalt mit dem qualvollen Gedanken vertraut zu werden. So stand sie eine geraume Zeit in innerm Kampfe. Reinhold war still und machte sich, wiewohl mit sehr unsteter Hand, etwas an seiner kalten Statue zu schaffen, um Leonoren wenigstens durch Wegwendung ihre Gedanken zu erleichtern. — Sie

lößte endlich das Band ihres Busens, um das Gewand nach dem Verlangen des grausamen Künstlers abzureißen. Aber in diesem Momente empfand sie erst in ihrem Gemüthe die Unmöglichkeit. Von Schmerz und Schaam überwältigt stürzte sie zu Reinholds Füßen, umschlang ihn halb von Sinnen und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht! lieber sterben! — Reinhold, von innigstem Mitleid ergriffen, hob das leidende Geschöpf auf, das eine unsägliche Angst durchzitterte, er drückte sie an seine Brust, ihre Thränen rollten heiß über seine Wangen herab. Seit Jahren hatte er sich in seinem deutschen Kunsteifer nur des Umgangs mit seinen Marmorgöttinnen erfreut; jetzt, als er sich Leonorens sanften warmen Lippen näherte, fühlte er, wie über Alles herrlich lebendige Nähe des Weibes wirken könne. — — „Du gutes Kind, ich will dich ja nicht quälen — bleibe bei mir, ich bin ein guter Mensch; werde mein liebes treues Weib, meine Ariadne in dem Labyrinth des Lebens." Leonore sah ihn mit einem Blick voll süßen Schreckens an u. s. w." Wir wollen dem Leser nicht alles verrathen, damit er um so begieriger nach dem Büchlein selbst greife. Er wird da auch eine schauerlich romantische Geschichte finden, der Klapperer betitelt. Dieser Klapperer ist das Skelett eines Menschen, der seine Geliebte durch die heiligsten Eidschwüre betrogen, und dessen Knochen nach seinem Tode so lange zusammenhalten, bis die Betrogene die Knochenhand ergreift und spricht: Conrad ich verzeihe dir. Da lößt sich plötzlich Knochen von Knochen, und das Gerippe stürzt klappernd zusammen. — Unter den einzelnen, oft sehr kernhafft ausgedrückten Gedanken des Verfassers wollen wir nur den folgenden ausziehen, der uns sehr treffend geschienen: „Kein Mensch belügt Andere so sehr, als der wahrhaftigste Mensch sich selbst." —

— Auch die Prinzessinnen von Starkloff dürfen wir empfehlen, eine Gallerie von Gemälden aus den höhern und höchsten Ständen, mit Feuer und Wahrheit geschildert. Allzuschauerlich lößt sich wohl der Knoten. Doch nur als Roman empfehlen wir dieß Buch. Ein geheimer Bund unzufriedener Vasallen ist der Gegenstand desselben; hie und da, besonders bei dem Abentheuer von dem brennenden Redoutensaale, mögte man beinahe auf historische Anspielungen schließen. Ein kräftiger, sehr gebildeter Geist des Verfassers ist nicht zu verkennen. —

Seltsame Leiden eines Theater-Directors.

Der geniale Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier hat unter obigem Titel mit einem Büchlein uns beschenkt, in welchem er tiefe Blicke in unser Theater-Wesen wirft und, was er da gesehen, eben so lehrreich als ergötzlich darstellt. Schauspielern und Schauspielerinnen, (den letztern ganz besonders) Theater-Directoren und Theater-Dichtern empfehlen wir diese eben so scharfen als wahrhaften Beobachtungen. Aber auch das Publicum — dessen, nicht selten unsinnige, Beyfalls-Ausbrüche der Verfasser dem plötzlichen Niesen nach einer starken Prise Tabak's, vergleicht — wird sich in diesem Spiegel erkennen. Einseitig wird der Verfasser nur wenn von Shakspeare die Rede ist, dem er, wie jetzt so viele, nicht die gebührende Verehrung, sondern eine Art von Götzendienst beweißt. — So komisch als treffend ist die Vergleichung alternder Schauspielerinnen, die noch immer junge Rollen spielen wollen, mit einer ins Stocken gerathenen italienischen Uhr, die immerfort auf 24 zeigt.

Das folgende Fragment aus dem Gespräche zweyer Theater-Directoren, des Grauen und des Braunen, wird sicherlich unsere Leser ergötzen.

„Mein Unstern wollte es, (sagt der braune) daß ich bei meinem kleinen beschränkten Theater einmal 2 Jungfrauen hatte — von Orleans, meine ich nemlich. Dem Collegen darf ich es nun nicht weiter entwickeln, wie dies von mir selbst unbedacht gesäte Uebel, reichlich wucherte und lustig sproßte und rankte in allerley teufelmäßigen Fehden und Aergernissen. Ich will meine Damen romantischer Weise Desdemona und Rosaura nennen. Desdemona war etwas dämonischer Natur und litt zuweilen an Anfällen der Tobsucht. Rosaura hingegen wußte mit der Miene des tiefsten Leidens, des bittersten Vorwurfs, des durch unverantwortliches Unrecht tief gekränkten Gemüths, das nur in einzelnen aber schneidenden Lauten sich Luft macht, einem das Herz aus dem Leibe zu reißen. Man hätte bersten mögen vor Verdruß, wenn, nachdem irgend eine Abgeschmacktheit von der Hand gewiesen, jene Symptome eintraten. Desdemona war ganz unbezweifelt eine viel bessere Schauspielerinn, Rosaura dagegen jünger und hübscher, und da ihr überdies jene Leidensmiene gar wohl stand, so war es natürlich, daß sie die leicht zu verzückende Jugend im Parterre für sich, und ich übles Spiel hatte. Eben so wenig wie Desdemona die Turandot oder die Shakspearsche Julia spielen konnte, da Jugend und körperlicher

Digitized by Google

Reiz unerläßliche Bedingnisse dieser Rollen sind, eben so sehr verpfuschte meine kleine niedliche Rosaura die Heldenjungfrau. Aber ganz in gewohnter Ordnung werden Sie es finden, daß beyde gerade auf die ihrem Naturell widersprechenden Rollen erpicht waren. — Heute ist die Jungfrau; wenige Tage darauf, die damals ganz neue vom Publicum mit Sehnsucht erwartete Turandot. Desdemona spielt, weil ich abermals der Rosaura die Rolle verweigert habe, unerachtet sie in ihrem Rollenverzeichniß stolziert. Die Symptome des innern Kummers treten ein, und zwei Tage vor der Turandot liegt Rosaura todt krank im Bette. Die Boshafte wußte, daß die Rolle, durchaus nicht anders besetzt werden konnte, und daß das Verschieben des Stückes mir einen empfindlichen Streich versetzen mußte. Ich eile zu ihr. Todtenbleich, daß heißt ohne Schminke, tiefes Leiden im Antlitz, stammelt sie mir halb ohnmächtig entgegen: Ich bin sehr krank! — Der nachfolgende Seufzer heißt so viel als: Sie, Sie, entsetzlicher Mensch, Sie haben mich gemordet! und der erste Tenorist so wie der empfindsame Jüngling, der im Lustspiel den zweiten, in Rosauras Zimmer aber den ersten Liebhaber spielt, beyde am Bett in schmerzliches Weh versunken, bringen sogleich die Schnupftücher vor die Augen. Ich setze mich theilnehmend ans Kopfkissen, ich ergreife sanft Rosauras matt ausgestreckte Hand, im weichsten Ton der tiefsten Rührung, in der Scala wie vor 30 Jahren die schmachtenden hoffnungslosen Liebhaber zu sprechen pflegten, lispelte ich wehmüthig: „Ach Rosaura, wie muß ich „Sie finden, zerstört sind meine schönen Hoffnungen — zerstört dem Publicum ein hoher Kunstgenuß." — Sie glaubt, daß ich von Turandot spreche und ein boshaftes Lächeln zuckt in den Mundwinkeln. „Ach Sie wissen nicht" fahre ich fort, indem ich den Ton herauf stimme in schärferes Leid, „Sie wissen nicht, daß ich in 14 Tagen Maria „Stuart geben wollte, daß die Rolle für Sie bestimmt war! — Ach aber jetzt!" —

Rosaura blieb Mäuschenstill, ich sollte weiter reden, schwieg aber wohlweislich und füllte die Pause nur mit einigen Seufzern aus, akkompagnirt von dem Tenoristen und dem ersten Liebhaber. „Bis dahin" fängt nun Rosaura ganz leise an, indem sie sich halb empor richtet, „bis dahin, bester Director, kann „ich ja wohl hergestellt seyn. Schicken Sie mir die „Rolle nur zum Nachstudieren, gespielt habe ich sie „schon 4 Mal — mit einigem Beyfall — denn ich „wurde als Maria Stuart hervorgerufen — fünf„mal!" — Mit diesen Worten sinkt sie ermattet zurück in die Kopfkissen. — „Ach Rosaura, theures Kind" fange ich an, mir einige Thränen von den Augen wegtrocknend, „ach Sie wissen es ja, „wie ich mit meiner Austheilung, wie ich mit dem „Publicum stehe? Ist denn, muß Turandot aus„fallen, nicht Maria Stuart das einzige Stück, „welches das gespannte und getäuschte Publicum zu „beschwichtigen vermag? — Nun muß freilich Des„demona die Stuart spielen und unsere Elise die „Königin." — Was! — ruft Rosaura etwas heftiger, als es der matte Krankheitszustand wohl erlauben sollte, „was! Desdemona die zarte Stu„art, Elise die stolze Königin! — Giebt es denn „durchaus kein anderes Stück?" — Sanft, aber mit bestimmteren Ton spreche ich: „Nein liebe „Rosaura, statt der Turandot wird nun Maria „Stuart gegeben, das Publicum ist schon davon „unterrichtet." — Abermalige Stille — Seufzen — Ränspern, u. s. w. „Ich muß gestehen, „fängt Rosaura an, daß ich mich doch schon heute „Morgen viel besser befinde als gestern Abend." — „Vielleicht nur Täuschung, liebes Mädchen, „denn Sie sehen in der That außerordentlich blaß „und angegriffen aus, ich bin sehr besorgt!" — „Sie guter, lieber herzlicher Mann! Aber wissen „Sie wohl, daß ich doch noch vielleicht übermorgen „die Turandot spielen könnte? Sollt ich auch nicht „ganz hergestellt seyn — Ihnen zu Liebe." — „Was sagen Sie Rosaura! Halten Sie mich für „einen Unmenschen, für einen herzlosen Barbaren? „Nein, nie soll Turandot auf meine Bühne kom„men, wenn auch nur die leiseste Ahnung Ihr Le„ben, ihre theure Gesundheit in der kleinsten Ge„fahr vermuthen läßt." — Nun entspann sich ein Wettstreit des Edelmuthes, dessen Entscheidung wir endlich dem Arzt überließen. Wie er entschied, können Sie sich, theuerster Freund, nnn wohl leicht denken, so wie daß Turandot am bestimmten Tage aufgeführt wurde, und später (Wort muß man halten) Rosaura die Stuart spielte.

Manche feine Zunge wollte in der berühmten Zankscene der beiden königlichen Häupter (Desdemona war Elisabeth) einen kleinen anfäuerlichen Beischmack unzarter Persönlichkeit verspüren. Doch wer wird auch alles so genau auf die Zunge nehmen.

Druckfehler:

No. 26. pag. 204. Spalte 2. Zeile 8. *lies:* biedern statt bittern

— — — 206. — 1. — 7. l. empfohlenes statt empfehlendes.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 36. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Ueber Volksschulwesen.

1) „Die deutschen Volksschulen in ihrer „Entwickelungsperiode. Oder: Charakteristik der Volksschulen, wie sie „waren, wie sie sind und wie sie seyn „sollen. Frei bearbeitet von Johann „Georg Kelber. Erlangen 1819."

2) „Freimüthige Jahrbücher der allgemeinen deutschen Volksschulen, mit „besonderer Hinsicht auf West- und „Süddeutschland, herausgegeben von „D. Schwarz, Fr. L. Wagner, d'Autel „und D. Schellenberg. Erstes Heft. „Darmstadt 1819."

Wer den Reichthum oder vielmehr das Uebermaaß unserer pädagogischen Literatur seit Basedow's und von Rochow's Zeiten, mit dem wirklichen Zustande des Schul- und Erziehungswesens, besonders in den untern Volksclassen vergleicht, der wird noch große Lücken zwischen Theorie und Praxis gewahr werden. So weit unsere Beobachtung reicht, scheint es, daß man den Bau auch öfterer an dem obern Stock, oder den gelehrten Schulen, als an dem Fundament, oder den Volksschulen, zu bessern angefangen habe. Und hierbei ist wieder wohl eher das nöthige für die Dorf- als für die Bürgerschulen der kleinern Städte geschehen. Daraus erklaren wir uns die Wahrnehmung, daß oftmals der Landmann mehr richtige Ansicht seiner Lage und mehr tüchtigen Sinn verräth, als der Bürger in der Seinigen, der zumal in kleinen Residenzen, öfters wie ein halbreifes vornehm angeputztes Amphibion dasteht, und nicht recht zu wissen scheint, was ein Bürger ist und was er seyn soll.

Es ist also weder zu spät noch überflüssig, sondern gerade zu rechter Zeit, wenn Männer von Einsicht und Erfahrung jetzt von neuem auf das Bedürfniß einer fortschreitenden Volkserziehung aufmerksam machen. Man bedenke doch den Standpunkt der Völker, zwischen dem Untergang vieler ältern Einrichtungen und Stützen der Gesellschaft, und dem Schwanken der neuen Anstalten und Organisationen. Da wäre es doch wohl rathsam, der heranwachsenden Jugend eine gemeinschaftliche Richtung für das neue Staatsleben beizubringen, und die untern Volksclassen mehr für ihren Beruf zu bilden, und durch Uebung ihres Vor- und Nachdenkens in diesem mit Fleiß und Zufriedenheit, bei ihren Verhältnissen als Staatsbürger mit Vaterlandsliebe und Gehorsam gegen die Gesetze zu erfüllen.

Die Hauptpuncte des Erziehungszwecks, Menschen- National- und Staats-Bürger-Bildung beziehen sich innerhalb gewisser Grenzen auf alle Volksclassen ohne Ausnahme. Ist aber gerade für die zahlreichsten schon alles geschehen?

Von diesem Standpuncte aus betrachtet, halten wir uns für verpflichtet, auf die oben genannten beiden neuen Schriften und durch sie auf den wichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen; indem wir zugleich, als hieher einschlagend, die Geschichte der Erziehung von Schwarz in 2 Bänden, (Leipzig 1813.) in Erinnerung bringen, welche die Epochen der Pädagogik sehr lichtvoll aufgestellt hat. Auch eine noch frühere: „Vom Nationalcharakter durch Volksschulen von „F. E. von Rochow" (1779) verdient ins Andenken gerufen zu werden. Vieles Gute, was dieser und Andere damals geschrieben und gerathen haben, steht noch zu erfüllen. —

Der Schrift No. 1 ist ein Vorwort des Herrn Kirchenrath Stephani vorgedruckt, worinn er folgendes sagt: „Wir leben gegenwärtig in dem so „wichtigen Zeitabschnitte, welcher über das Schicksal der bisher gewonnenen Bildung der Menschheit auf Jahrtausende hinaus entscheiden wird. Unsere Staaten suchen alle sich für ein höheres Leben „organisch zu gestalten. Es fragt sich mit Recht, „wird aus diesen neuen staatsbürgerlichen Formen „auch ein erhöhtes Leben der Menschen selbst hervorgehen? Die Antwort ist bestimmt, nein, wofern nicht für eine bessere Grundbildung derselben „und mithin für eine vollkommenere Gestaltung unsers noch so tief darnieder liegenden Volksschulwesens gesorgt wird." — „Die Staatsformen für das „äußere Leben der Menschheit haben sich zwar „umgeändert; aber für das innere Leben derse-

Ausgegeben den 22. April.

Digitized by Google

„ben bleiben die dazu vorhandenen bürgerlichen „Anstalten in einem nur Tödtung der Selbstkraft „und sittliche Verwesung (?) bewirkenden Zustande, „wofern Ihr darauf die öffentliche allgemeinste Auf„merksamkeit nicht hinleiten helft." Eine solche Aufmerksamkeit zu erregen, scheinen uns die Jahrbücher No. 2, an deren Spitze die genannten Männer arbeiten, vorzüglich geeignet zu seyn. Und es ist zu wünschen, daß sich, um die Zahl der Journale nicht zu vervielfachen, und um die Materie nicht zu zerstückeln, mehrere Pädagogen aus dem Norden Deutschlands anschließen, und so diese Jahrbücher zu einem möglichst vollständigen Magazin der Fortschritte und Hindernisse des Volksschulwesens machen helfen. Der Plan dieser Jahrbücher ist folgender: Erstlich sollen sie den gegenwärtigen Zustand des Volksschulwesens, nämlich die Idee und Principien, die ihm zum Grunde liegen, dann die Zwecke, die es verfolgt, den Aufwand und die Anordnung der Mittel und Kräfte, die Erfolge, die Mängel anzeigen, also eine Schulstatistik liefern. Hieran wird sich in chronologischer Ordnung die Geschichte dessen, was in den deutschen Staaten für Volksschulen bedeutendes geschiehet, anschließen. Die zweite Abtheilung ist der Theorie und Kritik gewidmet; beide Abtheilungen sind also für die Staatsbehörden und für den patriotischen Menschenfreund von Interesse. Die dritte Abtheilung soll praktischen Inhalts und vorzüglich für die Lehrer, die unmittelbaren Aufseher und Aeltern bey der häuslichen Erziehung (wären diese nur selbst erzogen!) berechnet seyn. Zweckmäßige Beiträge zu diesen Jahrbüchern werden erbeten und sollen honorirt werden.

Das vor uns liegende erste Heft der Jahrbücher ist diesem Plane entsprechend ausgeführt, und seine nützliche Fortdauer wird vorzüglich von der regen Theilnahme abhängen. Dieses Heft liefert unter andern zuerst den Anfang einer geschichtlichen Uebersicht der Schulverbesserungen in Deutschland seit dem J. 1765 vom Hrn. Kirchenrath Schwarz; Nachricht von der Volksschulverfassung im Herzogthum Nassau, nach dem neuesten Edikt vom 24. März 1817, ferner von den Anstalten zur Bildung künftiger Volksschullehrer evangel. Konf. im Königreich Würtemberg u. s. w. Unter der Aufschrift: „Rege Sorg„falt für Verbesserung der allgemeinen Volksschulen „im Grosherzogthum Sachsen-Weimar" werden einige der neuern Landtagsverhandlungen und Beschlüsse v. J. 1817, über diesen Punkt geliefert. Wir können hinzufügen, daß seitdem noch mehrere Fortschritte auf diesem Wege geschehen sind. Die Ober-Consistorien zu Weimar und Eisenach sowohl, als auch eine besonders angeordnete Grosherzogl. Immediat-Commission, bei welcher ein Staats-Minister den Vorsitz führt, bearbeiten die Angelegenheiten des Schulwesens, bey den Gymnasien und den niedern Volksschulen, mit erneuertem Eifer und Interesse. Auch hat der Grosherzog einen jungen Mann aus England kommen lassen, um Lehrversuche in der Lancasterschen Methode zu machen. Man darf gleichwohl nirgend vergessen, daß solchen schweren Zwecken selten alle Mittel zu Gebote und die menschlichen Schwächen häufig im Wege stehen. Unsers Bedünkens muß sich die Staatsbürgerliche Erziehung auf drey Pfeiler gründen; auf die wirthschaftliche Ordnung, die die Anstalten trifft, wodurch der künftige Bürger die physischen Mittel für Erhaltung und Gefühl des Lebens kennen und brauchen lernt; auf die sittliche Ordnung, die ihn zum rechten Genuß der physischen Güter würdig bildet; auf die bürgerliche Ordnung, die ihn zum freien und gesetzehrenden Bürger heranzieht. — Dafür, daß solche Bürger dem Staate auch einträglich seyen, hat Hr. v. Rochow in der obengenannten kleinen Schrift folgenden Fall bemerkt, mit dessen Anführung wir diesen Aufsatz schließen wollen. Er sagt (S. 58) „Nehmt z. E. im Staat eine Million „Ackerbürger und Bauern an, die jeder zu 20 Schfl. „Aussaat jährlich an Land bestellen. Ihre Unwis„senheitsfehler, Mangel an Vordenken und Nach„denken verhindern sie, mehr als das vierte Korn „zu gewinnen, thut 80 Millionen Scheffel, da bey „einsichtsvollerer Cultur das sechste Korn gewon„nen werden könnte, thut 120 Millionen Scheffel. „Sind diese 40 Mill. Scheffel weniger, im ersten „Falle, eine Kleinigkeit für den Staat? Welche Fi„nanzkunst vermag dieses Weniger zu ersetzen? Und welche Policey, möchten wir endlich fragen, vermag heutiges Tages Staatsbürger ungewaltthätig zu leiten, wenn das Staatsbürgerliche gerade das ist, was der Volkserziehung mangelt?

Die römische Kirche.

Ein spanischer Catholik und geborner Südamerikaner, Manuel Mentoza y Rios, hat die Geschichte seines segensvollen Uebertrittes zur evangelischen Kirche geschrieben; Der Doctor Hebenstreit hat sie aus der spanischen Handschrift übersetzt, und sagt in dem Vorberichte: der Bekenner der römischen Kirche, der sich zur evangelischen wende, erhebe sich in eine höhere Region, nahe sich dem Göttlichen im reinsten Sonnenlichte u. s. w. Der Protestant hinge-

gen, der catholisch werde, sinke tief in mitternächtliche Finsterniß hinab. — Die Geschichte selbst ist psychologisch merkwürdig. Handelsgeschäfte brachten den jungen, im crassesten Catholicismus aufgewachsenen, Manuel nach St. Eustache, wo ein Engländer sein Freund wurde, dessen ernste und spottende Bemerkungen über eine päbstliche Bulle, die an Fasttagen nur Fische zu essen erlaubt, den ersten Keim der Zweifel in ihm erregten. Freylich hatte der Engländer leichtes Spiel, denn wer jene Bulle für 15 Speciesthaler, oder auch nur, wenn er arm ist, für 3 Groschen kauft, der erhält unter andern dadurch die Berechtigung, die ärgsten Flüche auszustoßen, ohne daß es ihm an der Seligkeit schadet, und wenn er Einmal extra fastet, so gewinnt er 15 mal 15 Indulgenzen, und wenn er zwey solche Bullen bezahlt, so genießt er aller ihrer Vortheile doppelt. Eben so lächerlich ist die Todtenbulle, ein Freypaß für das Fegefeuer, die 4 Groschen 6 Pfennige, oder auch neun Groschen kostet. Wenn man deren ein Duzzend nimmt, und ein Dutzend verschiedene Namen hinein schreibt, so hat man ein Dutzend Seelen aus dem Fegfeuer erlöst. Dann giebt es eine Abfindungsbulle für drittehalb Pfaster. Durch diese wird man rechtmäßiger Besitzer von Allem was man gestohlen hat. Dergleichen kann man funfzig in Einem Jahre kaufen. Hat man aber 51mal gestohlen, und bedarf also der Bullen noch mehrere, so weiß der General-Commissarius auch Rath dafür.

Als nun Manuel schon sehr erschüttert heim kam, steigerte eine gräßliche Begebenheit seinen Abscheu auf das Höchste. Der Sohn des General-Fiscals und Neffe des ersten Delegirten der Inquisition, verliebte sich in seine Schwester, wurde abgewiesen, und schwur ihr Rache. „In der Nacht vor Allerheiligen, zwischen 12 und 1 Uhr, erscholl das furchtbare Zeichen der St. Hermandad, (drey starke, langtönende Schläge, mit drey schwächern und kürzern zwischen jedem) an unsere Hausthür, die dem zufolge sogleich geöffnet werden mußte." Manuel sprang zu seinem Vater, der neben dem Bette der Mutter saß, die in Ohnmacht lag, während der Schwester der Mund verstopft und sie fortgeführt wurde. In den unterirdischen Kerkern der Inquisition starb sie an einem Blutsturz. Bey dieser Nachricht sank die Mutter auf ihr Kissen zurück, und war nicht mehr! Der Vater folgte ihr am 5ten Tage ins Grab. Dem Mörder ereilte das gelbe Fieber. Manuel verkaufte alles was er hatte, ging mit seinem Freunde nach Jamaika, las und studirte die besten Englischen Werke, im Fache der Philosophie und Geschichte, auch die Kirchengeschichte unsers Hencke, unterhielt sich häufig mit einem wackern irländischen Prediger, empfing den Unterricht eines sehr würdigen dänischen Predigers, Nahmens Suaning, trat endlich, wohl vorbereitet im Jahr 1797 zur evangelischen Kirche über, und heyrathete Ernestinen, eine sehr liebenswürdige Dänin. „Mein förmlicher Antrag — (nachdem er sie fast ein halbes Jahr beobachtet und geprüft hatte) — geschah an einem glänzenden Feste bey Gelegenheit ihres Geburtstages. „Wir standen an einem Fenster das „auf's Meer ging, wo eben ein Feuerwerk abge„brannt werden sollte. Ich sprach wie ich fühlte, „ruhig und innig. Da nahm sie die Rose, die sie „vor der Brust trug, küßte sie (nach andalusischer „Sitte) gab sie mir, und sagte, durch Thränen „lächelnd, dies meine Antwort."

Die glückliche Ehe dieses Paares blieb lange kinderlos. Der Arzt schrieb es dem Clima von St. Thomas zu. Manuel ging mit Ernestinen nach England, und bezog ein artiges Haus zu Hampstrad, einem unweit London schön gelegenen Dorfe. Schon das würkte günstig auf Ernestinen, mehr noch der Aufenthalt und die Seebäder auf der Insel Wight. Den Winter brachte er in der Grafschaft Cornwallis, in einem Städtchen Marozion zu, welches der reinsten, mildesten Luft im ganzen Königreiche sich erfreuet, und wo Orangen, Citronen, Myrthen u. s. w. im Freyen überwintern, wenn man nur bey Nacht sie bedeckt. Hier las Manuel zum Erstenmale die ganze Bibel, und überzeugte sich, daß es keine erhabene Idee, keinen moralischen Grundsatz, kein Mittel der Menschen-Bildung gebe, welche man nicht in diesem Buche aller Bücher fände. Seine Gattin beschenkte ihn auch nun in den nächsten 10 Jahren mit 3 Söhnen und zwey Töchtern.

Schon 1809 sagte er die Unabhängigkeit des ganzen spanischen Amerika voraus. Er geht aber auch noch weiter, und prophezeyt wie folgt: „Die „Creolen werden um des Ganzen, wie um ihrer „selbst willen gezwungen seyn, sich förmlich von „Rom loszusagen, und so ein Schisma zu begrün„den, welches überdem durch den Republicanismus „selbst geboten ist. Leicht wird sich dann der Evan„gelismus von Nordamerika und den brittischen In„seln aus, bey dem lebhaften Handelsverkehr, in „ganz Südamerika verbreiten, wobey mit Sicherheit „auf die Mitwürkung der Bibelgesellschaften und „den Einfluß der Einwanderungen gerechnet werden

„kann." Um hierzu auch das seinige beyzutragen, schrieb er eine Abhandlung über die wahre Kirche Jesu Christi, die der Uebersetzer gleichfalls zu liefern verspricht.

Da das englische Clima ihm und seiner Gattin nicht mehr zuzusagen schien, so ging er 1815 mit seiner ganzen Familie in die südliche Schweiz, wo er sich ankaufte, und noch jetzt zufrieden lebt.

(Wir glauben, daß dieses Büchlein, wenn es, wie zu wünschen, viele Leser findet, ganz geeignet ist, der römischen Kirche einen harten Stoß zu versetzen.) —

Die verwegene Kur und das Fenster vor dem Herzen.

Von dem Oberchirurg des Hospital St. Louis, Professor und Ritter Richerand, hat die Königl. Academie der Wissenschaften zu Paris, die Vorlesung einer verwegnen Cur erhalten. Es ist die Beschreibung einer Aufschneidung der Rippen und des Rippenfells (der Pleura) die an einem Chirurg aus Nemours mit glücklichem Erfolge versucht worden ist. Er hatte seit 3 Jahren an einer krebsartigen Geschwulst in der Gegend des Herzens gelitten, die im Januar ausgerottet wurde. Aber nach jedem Verband zeigte sich ein blutiges schwammiges Gewächs, das keiner Cauterisation, (Beize) wich, weshalb sich der Patient nach Hülfe in Paris umsah. Man beschloß die Rippen da aufzuschneiden, wo man den Ursprung des Krebses vermuthete, was aber nöthig machte, einen Theil des Fells (der Pleura) wegzunehmen. Der Kranke unterwarf sich der Operation mit Heldenmuth, die am 31. März erfolgte. Der Prof. Richerand erweiterte die Wunde durch einen Kreuzschnitt. Es wurde die sechste, und hernach die siebente Rippe entblößt, dann die Intercostal-Muskeln durchschnitten, der Knochen an beiden Enden der kranken Stelle abgesägt, und das Stück Fell abgenommen. Dieses war sehr schadhaft, schwammig u. s. w. und dessen Ausschnitt vollendete die Kur. Merkwürdig war, daß sich der zu erwartende Blutfluß nach der unvermeidlichen Durchschneidung der Intercostal-Arterien nicht einfand; aber die in die Brust eindringende äußere Luft drohte den Patienten zu ersticken. Es wurde daher eine Compresse angelegt, und der Zugang der Luft verwehrt. 96 Stunden nachher bemerkte man einen Zusammenhang, oder ein Anwachsen, das zwischen dem Herzbeutel der Lunge und dem Umfang der Oeffnung entstanden, und bis zum achtzehnden Tage vollständig war. Der Genesene reißte nach 27 Tagen ab. Richerand hat sich bei dieser Gelegenheit, vermittelst dieser Art von Herzensfenster von der vollkommenen Unempfindlichkeit des Herzens und Herzbeutels überzeugt. Wenn er diese Organe leicht mit seinen Fingern berührte, so bemerkte der Kranke nicht das mindeste davon; und übrigens konnte man das Herz durch den Beutel hindurch wie hinter einer hellen Glasglocke erblicken, so hell, daß der Herzbeutel gar nicht da zu seyn schien. Hr. R. schlägt seinen chirurgischen Kunstgenossen ähnliche Operationen für zwey das Menschengeschlecht peinigende Uebel, Brustwassersucht und partielle Lungenübel vor. — Man muß gestehen, daß zu dergl. verwegenen Versuchen auch heroische Kranke gehören. Man wird sich in der Regel immer an den Rath des Celsus halten müssen, nicht über die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen hinaus zu schreiten. Die Akademie hat übrigens 2 Mitglieder beauftragt, die Denkschrift des Herrn Richerand zu prüfen.

In Beziehung auf das Fenster vor dem Herzen fügen wir zur Unterhaltung folgende Anekdote bey, die der Rec. erzählt. Der berühmte Anatom Harvey ließ einst dem König Carl II. von England einen Menschen sehen, der wegen ähnlicher Zerstörung durch einen Beinfraß am Sternum, (Brustbein) und den Rippen ein solches Herzfenster hatte, indem er eine silberne breite Platte in Form eines Fensterladens trug. „Sieh da, rief der Englische Monarch aus, das Herz eines lebendigen Menschen. Ist das meinige eben so gemacht? Ja, antwortete Harvay. — Und gleicht diesem das Herz des wilden Olivier Cromwel? Ganz gewiß, sagte Harvay. — Und das des feigen Dryden, der ihm so geschmeichelt hat, und jetzt mir Weihrauch streut? — Ganz das nämliche, erwiederte der Gelehrte. — Desto schlimmer, setzte Carl verdrüßlich hinzu. Er zog seinen Beutel, und sagte zu dem Unglücklichen: da, nimm das für die Lection, die du deinem Könige verschafft hast. —

Wenn man dieses ewig unruhige Organ der Leidenschaften beobachten konnte, wie das Gesicht; würde es sich nicht eben so verstellen und heucheln lernen?

Sir Samuel Romilly.

Benjamin Constant hat diesem merkwürdigen Selbstmörder in dem königl. Athenäum von Paris eine Lobrede gehalten. „Er stammte aus einer protestantischen französischen Familie, welche, nach dem Widerruf des Edicts von Nantes,

ihr Vaterland verließ; nach jenem Widerruf, der Frucht übelverstandener Reue eines Monarchen, der seine unnützen Kriege und zweideutigen Liebeshändel durch die Verfolgung einer Million getreuer Unterthanen abzubüßen wähnte; nach jenem Widerruf, den vor 120 Jahren Bossuet rühmte, den man noch vor einem halben Jahrhundert rechtfertigte, und für den man jetzt kaum einige eitle, skandalöse Entschuldigungen zu stammeln wagt; so schnell und sicher ist die Gerechtigkeit, mit welcher die öffentliche Meinung die Ungerechtigkeiten der Gewalt, den strafbaren Eifer ihrer Agenten und die Sophismen ihrer niederträchtigen Vertheidiger verfolgt."

„Sir Romilly war nicht reich. Er fühlte, daß es ein Unglück und eine Nothwendigkeit der geselligen Verhältnisse ist, wohlhabend seyn zu müssen, um unabhängig zu seyn. Er beschloß, jene zu erlangen, sowohl für sich als für seine Familie, ohne seiner Redlichkeit etwas zu vergeben. Selbst die Liebe für ein schönes, tugendhaftes Frauenzimmer, dessen Verlust er 20 Jahre später noch nicht ertragen konnte, machte ihn von diesem Entschluß nicht abwendig. Erst muß ich das Glück meiner Eltern gründen, sagte er, dann auch das unsrige. — Beide waren dieser erhabnen Verabredung würdig."

An der Spitze der englischen Rechtsgelehrten, lieferte er Arbeiten, die ihn bald eben so sehr bereicherten, als berühmt machten. Seine Familie war versorgt, und nun erst sammelte er für sich, und erst nachdem ihm auch das gelungen, vermählte er sich mit derjenigen, die standhaft dieses Glück erwartet hatte. Beide gaben nun das Beispiel häuslicher Tugend. Ladi Romilly lebte nur für ihren Gatten. Sie war schön, fromm, eine Freundin der Freiheit, voll Gefühl und Ergebung. Auf sie paßte ganz jener Vers von Milton: Er für das Vaterland, sie für das Vaterland und ihn. Ihre Tugenden blieben nicht unbelohnt; eine lange Reihe von Jahren genoß sie das Glück, sich innigst geliebt und den Geliebten hochgeehrt zu sehen. Aber ein frühzeitiger Tod raffte sie hinweg, und Er — vermogte es nicht, sie zu überleben! — Schon an dem Tage, an dem er seinen schönsten, öffentlichen Triumph feierte, erlaubte ihre Gesundheit ihr nicht mehr, auf einem Balcon Zeugin desselben zu seyn. An diesem Tage wurde er mit lautem Jubel auf einem Wagen durch die Straßen geführt. Ein großer Theil der Parlamentsglieder zu Pferde ritt vor und hinter dem Wagen her. Fahnen flatterten mit Inschriften, die sich auf seine politischen Handlungen bezogen, man las: Aufrechthaltung der Habeas corpus Acte — die Bill der Rechte — die Constitution — die Abschaffung des Sklavenhandels — der Schutz aller Unterdrückten — die Verbesserung der Criminalgesetze u. s. w. Tausend Segnungen schallten ihm entgegen; die Fenster, die Balcons, die Straßen waren geschmückt. In einem der Wagen, die dem seinigen folgten, saßen seine vier Söhne mit leuchtenden Gesichtern. —

Sein Selbstmord war unfreiwillig, denn er war seiner Vernunft nicht mehr mächtig. Ja, er selbst hatte schon, als er sein Testament machte, tief gefühlt, was ihm bevorstand, denn also schrieb er am 19. October 1818: „Ich bin in diesem Augenblicke vollkommen gesund an Geist und im vollen „Besitz aller meiner Kräfte; aber ich leide unendlich „durch Kummer, und ich kann nicht umhin in Betrachtung zu ziehen, daß der Wahnsinn bisweilen durch Kummer hervorgebracht wird, und daß „dieses unglückliche Schicksal mich wohl treffen könnte. „Wenn ich jemals meinen Verstand verlieren sollte „— wofür mich Gott bewahre! — so wünsche ich, „daß folgende Summen schon bei meinen Lebzeiten „an verschiedene meiner Verwandten ausgezahlt „werden, u. s. w. — Wenn meine geliebte Frau „mich überlebt, welche Gnade Gott mir verleihen „wolle! — so bleibt Alles zu ihrer unumschränkten „Disposition. — Wenn das Unglück, dessen ich „oben erwähnt habe, mich träfe, so würde es mir der „größte Trost seyn, wenn meine beiden Freunde, „der Marquis Landsdowne und John Whishaw für mein Vermögen und für meine Person Sorge tragen wollten." —

Nach diesen Aeusserungen, die wohl keinen Leser ungerührt lassen, wird es gewiß auch keinen geben, der ihn verdammt. — Um ein milderes Clima zu versuchen, begleitete er seine kranke Frau nach der Insel Wight, wo sie am 29. October starb. Am folgenden Tage verließ er die Insel in unaussprechlicher Verzweiflung, und kam Sonntags den 1sten November in seinem Hause zu London an. Ein Hirnfieber brach aus, und versetzte seine Freunde in die lebhafteste Unruhe. Nichts wurde verabsäumt, aber am Montag Morgen schnitt er sich mit einem Scheermesser den Hals ab. Sein Leichnam ruht neben dem seiner Gattin. —

Wir ziehen aus dieser treflichen Schrift noch einige einzelne Stellen, die uns merkwürdig geschienen haben.

„Um Romilly's System über Englands Criminal-Gesetze ganz zu kennen, muß man die Betrach-

Digitized by Google

tungen lesen, die er im Jahr 1810 publicirt hat. Aus diesen lernt man, daß in keinem Lande eine so große Verschiedenheit menschlicher Handlungen mit dem Tode bestraft wird, als in England; daß unter Heinrich VIII. 72000 Menschen gesetzlich durch die Hand des Henkers starben, und daß unter Elisabeth jährlich 400 Menschen hingerichtet wurden. Wer in einer Bude etwas nimmt, das mehr als 1,1/2 Thaler, bisweilen auch nur 16 Groschen werth ist, oder wer Hühner aus einem verschlossenen Hofe stiehlt, der hat ein Capital-Verbrechen begangen. Aber man lernt auch aus jenen Betrachtungen, daß diese unmenschlichen Gesetze — wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt — nicht beobachtet werden, und daß von 1803 bis 1810, unter 1872 um solcher Vergehen willen Angeklagten, nur ein Einziger hingerichtet worden." —

„Vorzeitige Neuerungen und übertriebene Begriffe von Dauer (Stabilité) sind gleich gefährlich, sind zwei Irrthümer, die aus einer Quelle fließen. Immer sind es die Rechte der Meynung, über die man streitet; es sey daß man die Meynung vorwärts ziehen, oder zurückhalten wolle. Das Wort Wiedergeburt treibt die Einen, Alles zu vernichten, während das Wort Dauer, (Ständigkeit) die andern antreibt, Alles wieder herzustellen. — Laßt uns der Zeit gehorchen! laßt uns weder hartnäckig aufrecht halten wollen was zusammenstürzt, noch zu sehr eilen das einzuführen, was sich ankündigt. Laßt uns jeden Tag thun was jeder Tag heischt, die Freyheit befestigen, die jedes Gut vorbereitet, und der Gerechtigkeit treu bleiben, die allen Zeiten angehört. Laßt uns nicht vergessen, daß Schonung, und selbst Nachsicht, einen Theil der Gerechtigkeit ausmachen, die wir denjenigen schuldig sind, welche anders denken als wir. — So dachte Sir Samuel Romilly u. s. w." (und so sollte jeder Ehrenmann denken.) —

„Eine lange Erfahrung hat mich überzeugt, daß Freymüthigkeit fast immer auch Klugheit ist, und daß, wer immer sagt was er denkt, und nichts anders als was er denkt, der größten Gefahr entschlüpft, die es in Zeiten der Partheywuth giebt, nemlich der der falschen Auslegung oder des vermutheten hinter dem Berge haltens" (reticence) (Abermals goldne Worte.) — — — — —

In einer Note bemerkt Benjamin Constant, daß im englischen Parlament, welches aus 655 Gliedern besteht, nur 45 Beamtete sitzen, während in Frankreich, unter höchstens 252 Gliedern der Deputirten-Kammer, 120 bis 150 Beamtete sich befinden.

Der Prophet Daniel.

Man hat uns ganz frisch eine kleine Schrift unter folgendem Titel zugesendet:

„Erinnerung an einige in unsern Tagen sehr beherzigungswerthe Aussprüche des Propheten Daniel." Sie ist, laut der Bekanntmachung, bei dem Herrn Polizei-Secretär Schneider auf der Petersgasse in Görlitz zu haben, und zu Verhütung eines Nachdrucks mit dem Polizeistempel versehen. (Das möchte eine überflüßige Kautel seyn.) Unsere literarische Lesewelt hat vielleicht durch die Zeitungen eine kleine Bekanntschaft mit dem neuen Propheten Adam Müller und seinen weiblichen Consorten gemacht; wir zweifeln aber, ob sie eine mit den Propheten aus dem alten Testamente möchte unterhalten haben, wiewohl so viele geistreiche und erhabene Stellen dieser hebräischen Dichter, deren Werth Herder trefflich heraus hob, es verdienen. Ehe wir daher von dieser Erinnerung an den Propheten Daniel aus einem Polizei-Büreau weitern Bericht geben, wollen wir über die alte Prophetenschaft so viel vorausschicken, als zum bessern Verständniß dieser Stimme aus dem alten Testamente nöthig werden kann. Auch für die jetzige prophetisirende Zeit kann es nützlich seyn. Auf die rohen oder halbcultivirten Völker des Alterthums konnten ihre Lenker nur durch geheimnißvolle Sprüche und Warnungen im Namen des Himmels mit Nachdruck wirken; so erklären wir uns Orakel und Propheten. Letztere waren nicht blos bei den Juden zu Hause. Moses selbst erzählt uns von dem heidnischen Bileam, dem Sohn Beor, der gleichwohl die Gabe der Prophezeihung hatte, auch das bekannte Gespräch mit seinem langöhrigten Reitpferd hielt. (Einen solchen Dialog erzählt auch Homer zwischen Achill und seinem Pferde Xanthus.) Man nimmt aber die Bedeutung des Wortes: Prophet ganz irrig, wenn man sich darunter nichts als Männer denkt, welche die Zeitgenossen immer und einzig mit dunkeln Bildern und Phrasen über die Zukunft à la Krüdener in Angst gesetzt hätten. Anfangs war bei den Hebräern Nabi, ein Redner, Ausleger; es war in ihrer Theokratie ein Amt, das unter der Berufung auf die göttliche Autorität, eine Art von Opposition gegen die Mißbräuche der

Staatsverwaltung bildete, warnte und Bannfluch und Strafe aussprach. Mit dem hartöhrigtem Volke Israel mußte man derb sprechen. Als späterhin bei den Unglücksfällen des jüdischen Staats die Sehnsucht und Hoffnung einer bessern Zukunft reger wurde, als die Schläge des Geschicks die Herzen schwach, und die Köpfe für Mystik empfänglich gemacht hatten, da kam wohl erst die Bedeutung der Propheten als Seher und Tröster auf. Unter dem Troß standen auch Männer hohen Geistes mit auf, welche mit Scharfblick die ganze Gegenwart umfaßten, und die Folgen ahndeten; sie wurden dadurch Werkzeuge der Vorsehung, die unwissende Welt aufzuklären, sie über ihre politischen und sittlichen Bedürfnisse und Gebrechen, gleichsam vom Himmel herab, zu belehren. Von dieser Seite sind einige dieser geistreichen Männer zu betrachten, und die Fragmente ihrer zum Theil verfälschten Schriften von hohem Werthe. Ihre Aussprüche aber waren dunkle Vorgefühle der Zukunft — keineswegs Beschreibungen des Details künftiger Begebenheiten und Zustände. Wollten wir nun erst jetzt jedem ihrer Bilder ein bestimmtes Faktum unterlegen, so würden wir gröblich gegen die ersten Regeln der Auslegungskunst verstoßen.

Die ältern Dichter setzten den Jehova, (von dem die Juden blos die Vorstellung eines Nationalgottes hegten,) immer selbst in Bewegung; die spätern, wie Daniel und Zacharias, bedienten sich der Engel und Geister zur Maschinerie. Manche Ueberschriften der Kapitel und manche Stellen jener Dichter sind bekanntlich spätere Arbeiten und Einschaltungen, vielleicht nach dem Ereigniß. Kurz das Prophetenamt war ein öffentliches Institut, und es gab ganze Prophetenschulen, auch eine große Menge falscher Propheten, wovon Einige ihre liebe Nachkommenschaft bis auf uns gebracht zu haben sich rühmen können. Die Vorbereitung dieser Propheten nun geschah 1) durch die Schulen, wo man die Schriften Moses las, und sich im Meditiren über das Gesetz übte und Hymnen verfertigte; 2) durch die Musik, wodurch sich die Propheten häufig in die gehörige Stimmung zu versetzen suchten, und 3) durch die Entzückung (Extase) in die diese Stimmung übergieng. So mußte man z. E. dem Propheten Elisa auf sein Verlangen erst einen Musikanten holen, nach dessen Spiel er erst seine prophetischen Worte vorbrachte. (2. Bch. d. Könige c. 3. v. 15.) Die Extase scheint mit unserm Magnetismus Aehnlichkeit gehabt zu haben. Daß die Propheten oft selbst nicht gewußt haben, ob sie eine Erscheinung oder Offenbarung gehabt, sehen wir unter andern aus dem Falle, wo der Prophet Samuel sich täuschte, und dreimal die Stimmen Eli zu hören glaubte, was er hernach für eine Stimme vom Himmel hielt, so daß ihm die Unterscheidungsgabe, oder der Stimme der übermenschliche Charakter gefehlt hat. Manche, wie Abimelech, träumten nur von einer Stimme des Himmels, die die Fantasie schuf, welche ohnehin im Morgenlande feurig genug war. Wenn wir nun jetzt alles, ohne Prüfung und Unterschied, als unmittelbare Eingebung annehmen, wo von der Stimme und Rede des Jehovah etwas vorkömmt, so ist es nicht Schuld der Schrift, sondern die unsrige, indem wir aus Hang zum Wunderbaren vieles hineintragen, was nicht drinnen liegt. Die Juden waren nie gewohnt, der Mittelursachen, oder besondern Ursachen zu erwähnen; sie übersprangen diese in ihrem orientalischen Pathos. Wenn sie daher von dem Handelsgewinn als Geschenk Gottes, von einer Gemüthsbewegung als einer Lenkung Gottes, von einem Berg Gottes d. h. sehr hohen Berg u. s. w. reden, so können sie unmöglich das Alles für unmittelbare Einwirkung der Gottheit haben ausgeben wollen. Maimonides hat selbst alle Erscheinungen von Engeln als Traumgesichter ausgelegt; und es ist selbst eine Stelle beim Moses, wo zu verstehen gegeben wird, daß Jehovah außer ihm, andern Propheten nur durch Traumgesichte sich kund geben wolle. Es war daher eine nothwendige Folge, daß die Einbildungskraft mitwirken, ausbilden half, und daß man die unveränderliche Grundbedeutung des Wortes ruagh, als Hauch, Wind nicht aus den Augen setzen darf, wie die Vulgate, die es so oft für Geist übersetzt, wobei sich unsere höhere intellectuelle Bildung auch das Höchste und Göttlichste zu denken gewöhnt ist, während es kuum mehr als Wille, Muth, Gedanke, Affect u. dergl. anzeigen soll, wo es figürlich steht. — Hierbey kömmt ferner in Anschlag, daß die Gaben der Propheten, bey aller Gleichheit eines sittlichen Characters, von der speculativen Seite sehr verschieden, ihre Meinungen zuweilen widersprechend waren, daß sie sich nicht immer selbst verstanden, und die Gabe der Prophezeihung, als solche, sie weder aufgeklärter noch gelehrter machte. Sie haben auch nichts neues über die Gottheit kund gemacht, was nicht schon in der gangbaren Meinung lag. Auch waren sie bei den großen Herren nicht allemal in Ansehen, wenn diesen ihre Moral und Einmischung in die Politik beschwerlich fiel. (z. B. 2 Chron. c. 16.)

Wenn wir uns nun h. z. E. einfallen lassen, je-

ne alten Prophezeihungen zu deuten, und gar auf uns zu deuten, so ist das ein abentheuerliches Wagestück schon um der hebräischen Sprache willen, die uns noch immer so dunkel ist und solche Varianten hat, daß ein Gelehrter als Wassergüsse übersetzt, was der andere als Feuer ausdrückt.

Nun vollends der Prophet Daniel! Seine Sprache ist mit Chaldaismen, Griechischen und Persischen Wendungen und Stellen vermischt. Die sieben ersten Capitel sind verdächtigen Ursprungs und im Style des Verf. des Buchs Esdra. Manches ist offenbar von spätern Händen eingeschaltet. Daniel selbst wußte sich nicht recht in das zu finden, was er geträumt haben wollte, seine Imagination scheint nicht kräftig genug gewesen zu seyn, um wachend zu prophezeihen, er erschrak vor dem Gesicht, folglich sah er die Dinge nur halb, und nahm einen Engel zu Hülfe, um sichs auszulegen und dergl. mehr. Darum hat schon Porphyrius die Aechtheit seiner Weissagungen angefochten, und selbst die Juden haben ihn nicht zu dem Rang eines Propheten erhoben, sondern zu den Hagiographen gerechnet, indem er nicht wie die Propheten, sondern wie die Hofleute lebte. Man hat sehr früh über die Aechtheit von Daniels Schriften gestritten, und wußte nicht, woran man mit den canonischen Stellen war, wie der heil. Hieronymus berichtet. Das that aber nichts; das Concilium von Trient hat es viele Jahrhunderte nachher besser zu wissen geglaubt. Vielleicht ist St. Daniel der gelehrten Versammlung auch im Traume erschienen, und hat es ihr klar gemacht.

Wahrscheinlich sind es übrigens gerade des zweifelhaften Daniels wunderliche Bilder und Aussagen, welche, nächst der Apokalypse so viele Köpfe in den Brand gesteckt haben. Unter andern ist unserm Post-Secretär im J. 1779 ein Pastor Chimonius mit der Versicherung vorausgegangen, daß die 70ste Woche Daniels vor der Thüre sey. — Wer dem allen ohngeachtet glauben kann, daß jener Prophet vor mehr als 2000 Jahren von uns und unsern Kindern geträumt, und die Bekanntmachung einem Einwohner der Stadt Görlitz aufbewahrt habe, den verweisen wir auf das oben genannte Werklein. In selbigem sind künstliche Berechnungen der Epochen, sammt der Nachricht anzutreffen, daß den jetzigen Weltreichen, gleich dem Coloß Daniels, den ein Stein zermalmte, und dessen Trümmer der Wind verwehete, das Reich Gottes ein Ende machen werde. Das sey jetzt an der Zeit; doch werde (leider!) dem Reiche Gottes auf Erden eine Katastrophe vorausgehen, wo es allen frommen Leuten erschrecklich ergehen soll. (Das thut uns um die Jesuiten leid.) Rom wird übrigens auch etwas unhöflich unter die Bösen gerechnet. Nachher wird es aber keinen Krieg mehr geben, (wenn es die Generale erlauben?) auch keine Monarchen mehr, aber sehr kleine Königreiche, (wozu schon ein Anfang da ist.) — „Die neue „Grundlage aller Verfassungen soll das Moralgesetz „werden; keine mehr als Mittel, sondern als Zweck „geachtet werden." (Das gebe Gott recht bald. Dann können wir mit dem übrigen schon noch warten.)

Notiz.

Der rheinisch-westphälische Anzeiger wirft die Frage auf: „woher kömmt es, daß man im jetzigen überklugen Zeitalter sich nicht damit begnügen will, daß die Kinder den Eltern gleichen, sondern, um schönere Kinder zu bekommen, alle schönen Kupferstiche und Bildnisse, die man nur zusammenraffen kann, den Schwangern zur Anschauung und Betrachtung aufhängt?"

Es antwortet: „weil in den frühern frommen Zeiten die Eltern selbst seiner und schöner waren wie jetzt, und jene also nicht nöthig hatten, zu fremden Bildern ihre Zuflucht zu nehmen, sondern statt dessen nur in die Spiegel zu sehen brauchten."

Wir bekennen, daß die Frage uns eben so albern vorkommt als die Antwort. Denn erstens ist es gar nicht wahr, daß man schöne Kupferstiche für die Schwangern aufhängt; (es müßte denn in Hamm geschehen, wo der rheinisch-westphälische Anzeiger heraus kommt.) Zweitens ist es gar nicht wahr, daß in frühern Zeiten die Eltern schöner waren als jetzt. Es gab zu allen Zeiten schöne und häßliche Eltern, so wie es zu allen Zeiten kluge und dumme Fragen geben wird. —

Bei mir ist jetzo erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Witzfunken und Lichtleiter oder neue geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfsinns. Zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung. Des 3ten Bandes 1ter Cyclus. Geh. 1 thl.

Der Verfasser theilt auch in diesem neuen Hefte Lesern von Kenntniß, Bildung und Geschmack das vielfältig Zerstreute aus dem Gebiete des Scherzes im Ernste, und des Ernstes im Scherze, wo und in welcher Form es sich auch bei einer gebildeten Nation findet, in einer angeordneten Ansicht mit, und hofft so dem längst gefühlten Bedürfniß einer classischen Sammlung von Gegenständen des Scherzes, Witzes und der Laune nach und nach abzuhelfen. Die bereits erschienenen 5 Hefte kosten 5 thl. — Das 6te wird in kurzem die Presse verlassen.

Leipzig im Febr. 1819.

Carl Cnobloch.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 37. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Ist die Erfindung der vielen Maschinen der menschlichen Gesellschaft heilsam?

Ueber diese oft bestrittene Frage hat sich der Herr Professor Pictet in einem Aufsatze der Bibliotheque universelle Tom. IX. neuerdings bei Gelegenheit neuer Dampfmaschinen-Anwendung ausgesprochen. Der Gegenstand ist von so umfassender Wichtigkeit, daß wir einen Auszug davon in unser Blatt aufnehmen zu müssen glauben. Er sagt folgendes: „Wenn die Bewunderung, welche bei dem Anblick der Meisterstücke sinnreicher Mechanik entsteht, wie deren England so viele hat, ein wenig gedämpft ist, und wenn man alsdann über die Folgen dieser Erscheinungen für die menschliche Gesellschaft nachdenkt: so muß man darüber mehr Unruhe als Vergnügen empfinden. Je mehr man über die Sache denkt, je verwickelter erscheint die Frage: um darin klarer zu sehen, scheint uns nöthig, ein Inventarium vom Vortheil und vom Nachtheil aufzunehmen, um zu sehen auf welche Seite das Gewicht ausschlägt. Wir wollen daher versuchen, in der Kürze einen solchen Ueberschlag aufzustellen und wollen zuerst die Vortheile aufzählen, welche solche Maschinen gewähren, die physische oder mechanische Kräfte an die Stelle von Menschenhänden setzen.

1) Diese Maschinen liefern zu wohlfeilerem Preis, und im Ganzen auch besser gearbeitet, gewisse Artikel des Bedürfnisses; sie vervielfältigen die des Genusses, bisweilen auch des Luxus oder des Ueberflusses.

2) Sie bereichern ihre Erfinder, oder diejenigen, die solche Erfindungen betreiben, vorzüglich in Ländern, wo man Privilegien oder Patente ertheilt. Man sagt z. B. daß Ritter Arkright, Sohn des Erfinders der Spinnmaschinen, jetzt einer der reichsten Particuliäre Englands sey. Man setzt seine Einkünfte, ohne Zweifel etwas übertrieben, auf 200,000 Pfd. Sterling.

3) Der Nationalreichthum, da er sich auf den seiner Individuen gründet, muß in demselben Verhältniß wachsen. Da die Ausführung der erzeugten Gegenstände in größerer Masse geschieht, als das Innland davon verbrauchen kann, so wird sie eine unerschöpfliche Quelle des Handelsreichthums.

Hier haben wir das Credit unsrer Rechnung, wenden wir uns nun zum Debet.

1) Jede Maschine, die ein durch Hände gefertigtes Werk in kürzerer Zeit, und vollkommner liefert, entzieht dies den Händen seiner Fabrikanten, und versetzt diese gleichsam in einen Zustand der Lähmung, bis auf die, ungewiß, ob nahe oder ferne Zeit, wo sich ihnen eine neue Art des Erwerbs darbietet, den man ihnen jedoch höchst wahrscheinlich durch eine neue Maschine wieder entreißen wird, sobald nur der Erfinder seinen Vortheil dabei findet. Dies ist eine Quelle des Elends, der Unbehaglichkeit, und einer offenbaren Armuth im Volk, während auf der andern Seite, zu gleicher Zeit Reichthum für den Erfinder der Maschine, und diejenigen, die mit ihren Erzeugnissen Handel treiben, daraus geflossen ist.

2) Waaren die vorher durch Manufacturen gefertigt wurden, nun aber durch Maschinen, zugleich mit Herabsetzung ihrer Preise, geliefert werden, verursachen in den Magazinen der Kaufleute, sowohl derer en gros als en detail einen beträchtlichen Verlust am Werth, den man einen „trockenen Verlust" zu nennen pflegt.

3) Der Vortheil, daß man um billigere Preise gewisse Artikel des Bedürfnisses oder des Genusses, durch Maschinen gefertigt, erhalten kann, wird schon dadurch genugsam aufgewogen für die ärmere Volksclasse, daß die Handarbeit so sehr im Preis gesunken ist, eine Folge, die nothwendig aus dem Gebrauch jener Maschinen fließt.

4) Die Maschinenarbeit, welche mit Vortheil die Handarbeit entbehrlich macht, verschafft dem Eigenthümer die traurige Gelegenheit, Kinder zum Ersatz seiner Maschinerien zu gebrauchen; man entzieht sie dadurch der Erziehung, in einem Alter wo sie dieselbe bedürfen, und macht aus ihnen zum großen Nachtheil ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit, für ihr kurzes Leben, Maschinen, und zwar recht böse Maschinen der Gesellschaft.

5) Die schnelle und bisweilen unglaubliche Art der Hervorbringung durch Maschinen und der niedrige Preis ihrer Erzeugnisse hat eine bedeutende Ausfuhr derselben in die Nachbarstaaten zur Folge. Diese kommen zu der Ueberzeugung, daß das Geld,

Ausgegeben den 22. April.

welches sie freiwillig auf Anschaffung solcher Producte verwenden, ein Tribut ist, den man ihrem eignen Gewerbfleiß auferlegt hat; ihre Eigenliebe, die Nachahmung zu versuchen erhält dadurch Anregung; thörigterweise lassen sie sich von Sucht nach Maschinen anstecken, und die Regierungen, weit entfernt, sie davon heilen zu wollen, nähren dieselbe vielmehr, indem sie die davon Befallenen zu unterstützen suchen durch das System ihrer Privilegien.

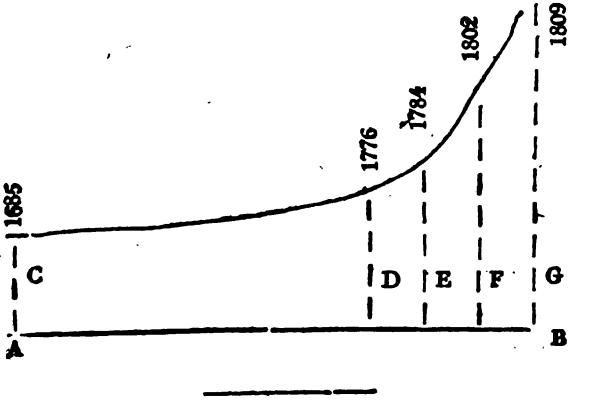
6) Dies System hat sich mit all seinen traurigen Folgen nach und nach entwickelt, als da sind: willkürliche Umbildung der gewöhnlichsten und gesetzlichsten Handels-Verträge in Betrügereien und Verbrechen. — Moralische Verschlechterung der Grenznachbarn durch die Contrebande, unvermeidliche Folge der dargebotnen Lockungen. — Ein Krieg im Stillen zwischen Volk und Volk mitten im Frieden, genährt durch ein zahlreiches Heer, dessen bewegendes Princip wenn nicht selten die Ehre, doch immer die Begierde ist. — Hindernisse und unendliche Schwierigkeiten in der Communication sowohl in mercantilischer, als literarischer, als wissenschaftlicher Hinsicht; in den Reisen, welche zu Erweiterung der Kenntnisse unternommen werden, und in der wohlthätigen Verbreitung der Aufklärung. — Endlich welche Bemühungen in den Regierungen, um künstlich dem Fall einer Industrie vorzubeugen, die eine falsche Richtung genommen hat, und die man mit falscher Beharrlichkeit an die Stelle einer weit natürlichern zu setzen bemüht ist, die begünstigt von Sonne, Clima, Localitäten und hergebrachten Gewohnheiten jene Furche im Handel gebildet hat, aus der man ohne größre oder kleinere Unbequemlichkeiten nicht heraus kommen kann. Stellen wir jetzt unsre Rechnung auf; von der einen Seite bereichert sich eine Nation, oder scheint es. Von der andern Seite wächst die Masse der Uebel verschiedner Art in der Gesellschaft. Auf welcher Seite ist nun der Gewinn? Ohne Zweifel auf der, welche dem allgemeinen Wohlstand minder günstig scheint, aber in der Natur begründet von jeder Gesellschaft gefordert wird. Wir wollen aber doch den scheinbaren Gewinn, und den vorgegebnen Wohlstand, der einer Nation durch Maschinen zu Theil wird, ein wenig näher untersuchen. Der industrielle Reichthum vergrößert sich zwar hier, aber bei einer im Vergleich mit der Gesammtmasse wenig beträchtlichen Anzahl von Individuen; der durch seine Maschinen reich gewordne Privatmann wendet seine Schätze zur Vervielfachung der Quellen seines Wohlstandes an; der Preis der Handarbeit sinkt in eben dem Grade bei dem armen Handarbeiter; so wird die Spaltung des Gleichgewichts zwischen den einander entgegenstehenden Classen der Gesellschaft immer größer; die erste sieht ihre Schätze, die 2te mit der Zahl sich auch ihr Elend vermehren. Diese beiden fortschreitenden Bewegungen nach verschiednen Richtungen führen zu einem Ziel, das Schauder erregt. Wenn nun in einem auf diese Art reich gewordnem Volk, durch einen Grundfehler in der Gesetzgebung einem Theil desselben die Nothwendigkeit auferlegt wird, den andern zu erhalten, dann gesellt sich zu den Gründen der immermehr zunehmenden Armuth, die wir angegeben haben, der verderbliche und entgegenarbeitende Einfluß derjenigen Maasregeln, wodurch man der Dürftigkeit Hülfsquellen zu eröffnen sucht, welche in Verbindung mit der Faulheit und dem Mangel an Erziehung, nur dazu dienen, jene Dürftigkeit immer weiter zu verbreiten, während man meint ihr abzuhelfen; endlich auch nach Maasgabe dessen, wie der Reichthum einer Nation zu wachsen scheint, vermehrt sich auch die Taxe, die man auf die Reichthümer gelegt hat, und vielleicht in noch stärkerem Grade; Reiche und Arme leiden, die einen ohne es zu sagen, oder wenigstens nur leise, die andern indem sie auf Unterstützung Anspruch machen, mit Bitten, die den Drohungen ähnlicher sehen. Damit man uns aber nicht den Vorwurf mache, daß wir übertrieben, oder eine eingebildete Theorie zu weit ausspännen, so wollen wir unsre Behauptung auf eine bekannte und beklagenswerthe Thatsache von England stützen. Das ist die unglaublich schnelle Erhöhung der Armentaxe, nach Maasgabe dessen, wie sich der sogenannte Nationalreichthum vergrößert hat. Wir liefern hier eine Tabelle von 5 verschiednen Epochen; die erste umfaßt beinahe ein Jahrhundert, die andern sind zu 7 und 8 Jahren, in der Periode wo die Thätigkeit der Maschinen am weitesten gediehen ist.

Armen-Taxe in England.

Jahre.	Pfund Sterl.	Zwischenräume.
1685	665362	
1776	1720316	91 Jahre
1784	2167749	8 —
1802	5313000	18 —
1809	7000000	7 —

Weil aber die Größe, wenn man sie in Ziffern ausspricht, minder deutliche Begriffe giebt, als wenn man sie in Linien darstellt, so wollen wir dies Resultat unter einem Bogen darstellen, dessen Axe AB gleich ist einem Zeitraum von 114 Jahren, die geraden Linien aber, CDEFG stehen mit den

Taxen jeder der angegebnen Epochen in Verhältniß. Das schnelle Aufsteigen des Bogens, der durch jener Linien Endpuncte geht, zeigt die erstaunliche Erhöhung der Taxen an, in Zwischenräumen die ziemlich kurz sind. Wir bedauern, daß wir nicht auch über 1809 hinaus allgemeine Data haben. Wir wissen aber zum Beispiel, daß der Theil dieser Taxen, der nach Häusern vertheilt wird, im Jahr 1809 gegen 276860 Pfd. Sterling betrug, und im Jahr 1817 bis auf 415465 Pfund gestiegen ist. Wenn nun die Gesammtheit der Armentaxe in demselben Verhältniß zugenommen hat, so müßte sie sich im Jahr 1817 auf 10,1/2 Million Pfund Sterling belaufen. Ist das Reichthum und Wohlstand einer Nation, wenn sie ihre Armen durch eine Summe von 2620000 Franken unterstützen muß?



Moses Mendelssohn.

Fragmente von und über ihn hat, für dessen Gönner und Freunde, der würdige David Friedländer verfaßt, der Mann, der ihn selbst genau kannte, ihm, als einem Vorbilde, nicht ohne schönen Erfolg, nachstrebte, und folglich den ächten Beruf hatte, das Andenken jenes liebenswürdigen Weltweisen zu erneuern. — Daß Juden zu allen Zeiten durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Talent sich ausgezeichnet haben, ist unleugbar; allein sie trennten sich von ihren Gemeinden, veränderten zugleich ihre Namen, und entzogen auf solche Weise ihrem Volke den Ehrenglanz, den sie sonst auf dasselbe zurückgestrahlt hätten. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es eine interessante, einem Israeliten zu empfehlende, literarische Arbeit seyn würde, ein Verzeichniß von allen Ex-Juden anzufertigen, die nur in den letzten drei Jahrhunderten, die Republik der Wissenschaften mit Schriften bereichert haben, wobei man von dem großen Kanzler Michel de l'Hopital anfangen und, alle Lebenden übergehend, mit dem berühmten Leibarzt Marcus Herz endigen müßte. Auch haben selbst die Feinde der Juden ihnen die Geistesfähigkeiten nie abgesprochen, wohl aber behauptet, daß kein moralischer Sinn sich bei ihnen entwickeln könne; und ein Recensent von Lessings Schauspiel die Juden besudelte einst die Göttingschen gelehrten Anzeigen durch den frechen Ausspruch: „es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben." Mendelssohns Erscheinen strafte jenen Frevler Lügen. Konnte dieser Judenbursche, ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus der Kraft seines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, zu solcher eminenten Höhe der Sittlichkeit sich empor schwingen, warum nicht auch andere? —

Das gesellige Verhältniß zwischen Juden und Nichtjuden, so wie es jetzt in Berlin und dessen Umgegend besteht, ist allein Mendelssohns Werk, und floß aus seiner Persönlichkeit, die ein so allgemeines Vertrauen einflößte, daß sogar einst ein protestantischer Prediger ihm vertraulich seine mannichfaltigen Skrupel vortrug, belehrt und beruhigt von ihm ging, und sein geistliches Amt nicht niederlegte, wie er willens war — ein von beiden Seiten beispielloses Benehmen. —

Am meisten angezogen haben uns in dieser Broschüre die, aus der Erinnerung niedergeschriebenen Unterhaltungen mit Mendelssohn, der Brief an Bonnet und der, an einen Unbekannten, vermuthlich an den Grafen Lynar, geschriebene Brief. Hier ein Bruchstück aus den Unterhaltungen:

„Der scharfsinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgesprochen: Die Vernunft ist bausüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig ist, fällt es dem Bauherrn aus unwiderstehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu untersuchen, ob es wohl auf sicherem Fundament ruhe. — Eine wahre und richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitzer, der sein Eigenthum d. h. sein Religionssystem, erblich auf Glauben an sich gebracht, oder sich selbst ein für allemal und auf ewige Zeiten zusammen gezimmert hat. Ruhig im Besitz seines Gebäudes, will er nichts angerührt wissen, kein Pfeiler soll untersucht, kein Schnörkel angetastet werden. Wer sich das unterfängt, ist ihm ein Gebietsverletzer, Zerstörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten lassen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie sie sich nennen, gehen offenbar weiter: „Ich leide dich nicht zum Nachbar, wenn du dein Haus nicht nach dem Muster des meinigen

baueſt, denn dir ſteht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung.“ Dieſes iſt die ſtillſchweigende, wenn auch nicht die laute, Meinung dieſer Demüthigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieſer Behauptung? Womit wollen ſie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathſamer, ſich mit ſolchen Männern gar nicht einzulaſſen, und alle Unterſuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden?“ —

Einige Stellen aus dem Schreiben an Bonnet, deren Widerlegung wir Theologen überlaſſen müſſen:

„Noch ſind die Wahrheiten, die wir gemeinſchaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen können. Sind mit dieſen Sätzen die Benennungen von Chriſtenthum und Judenthum verbunden? Was thut dieſes? In unſern Ohren werden dieſe Namen nichts feindſeligeres haben, als die Namen Carteſianer und Leibnitzianer. — In welcher glückſeligen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben. — In ſo weit eine jede Offenbarung ein hiſtoriſches Factum vorausſetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugniſſe und Monumente dargethan werden. Hierin ſtimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologiſten des Chriſtenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, ſobald man glaubhafte Zeugniſſe hat, daß ein Prophet Wunder gethan, ſo ſey an ſeiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweiſen Sie in der That durch eine ſehr geſunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugniſſe von Wunderwerken auch glaubwürdig ſeyn können. Dieſe Argumentation iſt es, von der ich ſage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugniſſe haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jeſu von Nazareth von außerordentlichen Männern unſers Glaubens verrichtet worden ſind? und dieſe Zeugniſſe ſind uns wenigſtens ſo glaubhaft, ſo ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier ſind alſo Zeugniſſe wider Zeugniſſe. Eine von meinen Glaubensgenoſſen ſelbſt verfolgte jüdiſche Secte in Polen und an den Gränzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne anſehnliche, und, ſo viel ich weiß, auch rechtſchaffene Männer, die ſolche als Augenzeugen beſtätigt haben. Ihre Widerſacher und Verfolger ſelbſt geſtehen ihnen die Facta ein, ſchreiben ſie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. — Alles dieſes iſt ſchwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieſer Secte ſelbſt (wenigſtens iſt mir noch keine Schrift von ihr zu Geſichte gekommen), ſondern von ihren Widerſachern und Feinden, die ſie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt dieſe Ankläger, und unſre Enkel, wenn ſie dieſe Schriften zu ſehen bekommen, müſſen die Sache ſelbſt als zugeſtanden annehmen, und, ich weiß ſelbſt nicht was, daraus ſchließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen iſt. — In dem erleuchteten Paris ſollen, wie Sie und Ihr Ueberſetzer mit Verwunderung ſelbſt anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geſchehen, die, wenn wir das Factum eingeſtehen, nichts anders als Wunderwerke ſeyn können. Die Wahrheit der Thathandlungen ſelbſt iſt ſchon oft von ganzen Magiſtratsverſammmlungen mit Unterſchrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müſſen: was wollen wir dieſer Religions-Parthei entgegenſetzen? wollen wir ſagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene ſind? mit welchem Rechte? — Ob ich mich unterſtünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieſelben Gründe zu vertheidigen. — Vom Confucius iſt mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und ſeine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet ſich herabgelaſſen, wie er ſich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muſelmänner die Zeugniſſe davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir ſie widerlegen? Wollen wir ihre erſten Zeugniſſe oder die Fortpflanzung derſelben verdächtig machen, ſo ſteht ihnen der Weg der Retorſion offen. Es iſt ſchwer, unendlich ſchwer, in dieſer Sache ſich auf ſeine eigene Unpartheilichkeit zu verlaſſen; und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Parthei ſind, zugleich als Richter erkennen ſollen? —

Nun noch einige Stellen aus dem Schreiben an den Grafen Lynar: Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punct in Ihrem Briefe ein wenig beſchweren darf. Sie ſcheinen mir es als etwas ganz außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jeſu mit Hochachtung ſpreche, die Chriſten nicht haſſe, ihnen keine Injurien ſage ꝛc. Sie müſſen alſo ſehr wenigen von meinen Religionsgenoſſen dieſe Beſcheidenheit zutrauen. — Laſſen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren? — Ich unterſchreibe willig und von

Digitized by Google

ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des neuen Testaments sagen. Ich glaub' es gar gerne, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben, und sich haben würgen lassen. — In der Geschichte sind Griechen und Römer unsere Bewunderung, und wir müssen in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. — Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sey. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe, diesen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — La Religion, sagen Sie, est le culte de dieu. Ja! aber es giebt, wie jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen. Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andere Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und so viel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit; wiewohl sie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einschränkung leidet. Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsre Religion sey die Beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die Beste sey. Sie ist die Beste für uns und unsre Nachkommen, die Beste für gewisse Zeiten und Umstände und unter gewissen Bedingungen — Welcher äußerliche Gottesdienst für andere Völker der beste sey, hat Gott ihnen vielleicht gleichfalls durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen. Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein seyn könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche. Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie sie mir in Ihrem Briefe scheinen." — Indem wir Herrn Friedländer herzlich danken, daß er mit diesen Reliquien von Mendelssohn uns beschenket hat, beschließen wir den Auszug aus seiner gehaltreichen Schrift mit einem Kernspruche, den Mendelssohn in Stammbücher zu schreiben pflegte:

Bestimmung des Menschen,
Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun.

In Erz und Marmor sollte dieser Spruch gegraben, und nie vergessen werden, daß ein Jude es war, der ihn dachte und schrieb.

L'Academie française.

Diese Academie hat in der Sitzung vom 27. August v. J. zwey Gegenstände vereinigt: Die Preisaustheilung über die aufgegebene Lobrede auf Rollin, und die Aufnahme des berühmten Anatomen Cuvier. Aus der Minerve française erfahren wir, daß die Ursache der Verbindung dieser Gegenstände in einer nothgedrungenen Wirthschaftlichkeit gelegen, weil die Akademie, als gewesene zweite Classe des National-Instituts, Verringerung ihrer frühern Ausstattung erlitten hat, weswegen sie die mäßigen Kosten ihrer öffentlichen Sitzungen nicht gehörig bestreiten kann. Für die Literatur ist dieser Gegenstand nicht ohne Interesse; wir verweilen daher noch etwas dabei. Zwey der ehemaligen vier Academien sind wieder auf einen guten Fuß gesetzt, nämlich die der Physik und Mathematik und die der schönen Künste. Die vorzugsweise sogenannte Academie sieht sich sonach in ihrem Einkommen beschränkt, und in ihrem Wirkungskreise in das siebenzehnte Jahrhundert zurück versetzt, wo sie die Zierpuppe ihres Stifters, des despotischen Cardinals Richelieu war. Daß man damals die moralischen und politischen Wissenschaften ausschloß, war eben so natürlich als die Folge, daß eine Versammlung gelehrter Männer wenig mehr lieferte, als ein angefochtenes Dictionnaire der Sprache, und eine gewaltige Menge Lobreden, unter denen sich nur Einige auszeichnen.

Ist es aber noch heutiges Tages rühmlich, oder der rechte Zeitpunkt, dem Reiche des Wissens und

dem Journal: il Conciliatore zählt man zu Mailand 1200 Zöglinge in 18 Normalschulen, auf eine Bevölkerung von 120,000 Seelen, welches ohngefähr 2/5 der Schulfähigen Kinder beträgt, während in Florenz nur 1/4 der Zahl vorhanden ist, die man da finden sollte. Die niedern Schulen in Florenz kosten jährlich ohngefähr 4800 Franken, welche von etwa 500 Kindern besucht werden, da deren doch an 2000 vorhanden sind, die dorthin gehören. Auf dem Lande steht es noch schlimmer, und vorzüglich um das arme weibliche Geschlecht. Die Verfasser der Denkschriften haben die ökonomischen und moralischen Vorzüge der Lancasterschen Methode mit vieler Stärke angepriesen. In Piemont hat der Prinz von Carignan und der Marquis von Brème dergl. auch schon angelegt. Sie hat in der That, was man auch gegen sie in höherer intellectueller Beziehung erinnern mag, etwas ansprechendes für die menschliche Natur, woraus sich dann ihre schnelle und weite Verbreitung erklären läßt. Besonders möchte sie sich gerade für solche verwahrloßte Länder beim Mangel hinreichender Fonds, am ersten eignen. Der Recensent in der Bibl. univ. macht hierbei auf die Thatsachen aufmerksam, daß man in England bemerkt habe, daß 3/4 der wegen Verbrechen Verhafteten nicht lesen und schreiben konnten, daß Schottland, wo Alles Unterricht empfängt, das ruhigste Land sey, während sich in Irland Unruhen und Verbrechen ablösen. Hier kömmt auf 1729 Individuen ein Verbrecher; in Schottland erst auf 20,279 Einer. —

„Kann man denn, fährt der Rec. fort, anhören „ohne zu seufzen, daß sich immer Geld findet, wenn „es darauf ankömmt, in der Erde zu wühlen, um „Bronzen, und Trümmern alter Denkmäler zu entdecken, um sich mit Büsten von Todten zu umgeben, während man mit Lebenden umringt ist, die „in der tiefsten Unwissenheit stecken. — Man muß „es wiederholen, daß binnen hier und 30 Jahren „die Regierungen allein vor dem Richter aller Richter für die Uebel verantwortlich seyn werden, die „ihren Grund in Unwissenheit, Rohheit und Müssiggang haben. Mit Hülfe der neuen Methode „könnte man bis dahin den größten Theil des Volks „regeneriren, es nicht blos mit dem Elementarunterricht versehen, sondern ihm dabei zugleich Gewöhnung an Ordnung, Arbeit, Moral, Religion beibringen, und ihm Liebe für Gesetz und Regiment „einflößen."

(Das ist gewiß der Beherzigung werth, zumal wenn man bemerkt, daß die Fortschritte in der Bildung der höhern Classen, die bedenkliche Kluft zwischen ihnen und dem Volke immer mehr vergrößern werden, wenn dieses nicht auch einige Stufen weiter herangeführt wird. Mit aller Achtung für Kunst und Alterthum kann man sich doch nicht verbergen, daß gerade mehrere warme Liebhaber desselben, todt und kalt wie ihre bewunderten Marmorblöcke für Bildung und Wohlseyn der Lebenden sind. Ihrem ästhetischen Sinne eckelt die gemeine Natur, und das Gefühl der Geistesvorzüge führt bei manchem Antikensammler einen egoistischen Stolz herbey, der sich nicht blos von der Menge zurückzieht, sondern welcher auch die abstößt, auf die man durch freundliche Mittheilung nützlich wirken könnte. Darum wollen wir über die Verzierungen des Lebens der Glücklichen das Fundament des Lebens Aller nicht vergessen, und nicht blos der Kunst huldigen, wenn uns die Menschheit in Anspruch nimmt.)

Notizen.

Die Landwirthschaftliche Zeitung von Schnee lehnt sich gegen die unmäßige Vergrößerung veredelter Schäfereyen auf, und zeigt den nachtheiligen Einfluß bey Fruchtmangel und Theurung. — Nach Demian's statistischer Darstellung der Preusischen Monarchie lebten in den Jahren 1798 — 1804 in Preussen 9 Millionen 822000 Menschen und 9 Millionen 500000 Schafe; nach Petri (das Ganze der Schaafzucht), zählt Oestreich 13 Millionen Schaafe, und es sey zu vermuthen, daß in 12 bis 15 Jahren diese Anzahl sich verdoppeln werde, indem Ungarn allein 8 bis 9 Millionen davon ernähren könne. Deutschlands Volksmenge kann man zu 30 Millionen annehmen, und die Zahl der Schafe eben so hoch, unter welchen letztern sich höchst wahrscheinlich mehr als 10 Millionen veredelte und Merino's befinden. Diese letztern allein verzehren jährlich 10 Millionen Berliner Scheffel Korn, mit welchen vier Millionen Menschen drei Monate lang erhalten werden könnten, das ist, so lange als auch der furchtbarste Fruchtmangel nicht zu dauern pflegt. Mit der Masse Körner folglich, welche die Schäfereyen aufzehren, könnte man den siebenten oder achten Theil der ganzen Bevölkerung von Deutschland gegen den Hungertod schützen. —

— Aus derselben Zeitung lernen wir, daß die vortreffliche Hagel-Assecuranz zu Köthen, sich immer weiter ausbreitet. Im Jahr 1818 war die Zahl der Mitglieder schon auf 1445 gestiegen und die versicherte Summe betrug weit über vier Millionen Thaler. Wer hinzu treten will, muß sich vor Ablauf des Märzes melden. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. N:o. 38. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Nachricht

die Fortsetzung des literarischen Wochenblatts betreffend.

Dieser dritte Band wird größtentheils mit dem vorgearbeiteten Manuscripte des seel. Herrn Staatsraths von Kotzebue, zum Besten seiner hinterlassenen Familie, ohne alle Unterbrechung ausgedruckt werden.

Eine Zeitschrift, wie dieses literarische Wochenblatt, dessen Idee so sehr angesprochen hat, und welches sich seit seiner Gründung eines so ausgezeichneten Beifalls und Vertriebs zu erfreuen hatte, konnten wir unmöglich ganz aufhören lassen; um so weniger, da sogleich nach Kotzebue's Tode dringende Aufforderungen zur Fortsetzung aus allen Gegenden Deutschlands eingingen.

Es ist uns gelungen, eine kleine Anzahl der geistreichsten Schriftsteller Deutschlands, welche das Publikum zu seinen Lieblingen zählt, zu diesem Zwecke zu gewinnen; und so wird denn die neue Folge unter dem Titel:

Neues literarisches Wochenblatt,

Erster Band,

sogleich in der gewohnten Ordnung fortgehen. — Für diejenigen, welche ihre Bändefolge nicht zu stören wünschen, wird noch ein zweiter Titel beygegeben, nämlich derjenige:

Literarisches Wochenblatt,

Vierter Band.

Der Preiß und die äußere Einrichtung werden dieselben bleiben.

„Rede wahr, scheue Niemand"

wird unser Motto bleiben; aber seine Anwendung soll weder das Heilige lästern, noch das Zarte verletzen, noch Gesetz und Ordnung untergraben.

Buchhändler, welche eine schnelle Anzeige ihrer für den Zweck dieses Blattes sich eignenden, Werke wünschen, ersuchen wir, ein Exemplar auf dem Wege des Buchhandels über Leipzig zu übersenden.

Dieses und alle außer dem mercantilischen Bereich liegende Briefe und Sachen, erbitten wir unter der Addresse

An die Redaction des literarischen Wochenblatts in Weimar.

Weimar, den 29. April 1819.

Gebrüder Hoffmann,
Hof-Buchhändler.

Ausgegeben den 29. April.

Digitized by Google

Die Ozeane.

Wir haben ein vortreffliches Werk anzuzeigen, welches der berühmte Welt-Umsegler Krusenstern unter dem Titel: Beiträge zur Hydrographie der größern Ozeane, als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreises nach Mercator's Projection, herausgegeben hat. Es ist dem Reichskanzler, Grafen Romanzoff, dedicirt, von dem der Verfasser am Schlusse seines Werkes mit Recht sagt: es sei zwar nicht auffallend, Männer aus den vornehmsten Ständen, selbst Fürsten, den Wissenschaften ergeben zu sehen, aber gewiß ist es selten, daß ein Mann, der sein ganzes Leben bei Hofe und in der diplomatischen Laufbahn zugebracht und die höchste Würde im Reiche erlangt hatte, im hohen Alter die Bürde der Staatsgeschäfte niederlegt, die ihm gewordene Muße nicht, wie so Manche, als eine neue Bürde betrachtet, sondern sie und sein großes Vermögen mit jugendlicher Liebe und Thätigkeit den Wissenschaften widmet und diese auf die mannichfaltigste, liberalste Weise unterstützt. Die letzte, von ihm ausgerüstete Entdeckungsreise nennt der Verfasser eine seltene Erscheinung. Wir mögten sie einzig nennen, denn wenn gleich, im ersten Jahrhundert nach Magellan's Reise, schon manche reiche Privatleute auf ihre Kosten Schiffe ausgerüstet haben, so war doch der Zweck nicht so edel, und meistens nur Eigennutz die Triebfeder.

Krusenstern (dessen Vornahmen auf dem Titel durch X. J. bezeichnet ist, es muß aber A. J. heißen, Adam Johann) zeigt sich in diesem Werke nicht allein als einen gelehrten und gründlichen, sondern auch redlichen und bescheidenen Schriftsteller, und er hat bei jeder Gelegenheit dem Ganzen das Gepräge seines liebenswürdigen Characters aufgedrückt. Dankbar erkennt er die Unterstützung, die er in England von den Hydrographen Hurd und Horsburgh, von dem berühmten Rennel, dem Capitain Burney und dem spanischen Cardinal Espinosa genossen. Was Rennel in der Geographie von Indien und Africa geleistet, sein trefflicher Commentar des Herodot, und sein neuestes Werk über Xenophon sind bekannt genug, weniger seine Verdienste um die Nautik, und besonders um das schwierige Problem der Strömungen. Er war es, der zuerst den Seefahrer die Strömung in der Nähe des Vorgebürgs der guten Hoffnung kennen und sie benutzen lehrte, um das stürmische Kap in weit kürzerer Zeit als vormals zu umschiffen. Er war es, der die Strömung in der Nähe des Einganges des englischen und des Bristol-Canals entdeckte, wo nicht selten Schiffe verunglückten, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Kriegsschiff von 100 Kanonen scheiterte. Er war es, der zuerst auf eine Strömung in dem Kanal von Dover aufmerksam machte, welche gleichfalls den Verlust vieler Schiffe verursachte. Jetzt, ein Greis von 75 Jahren, beschäftigt er sich mit den Aequatorial-Strömungen und untersucht mit beispiellosem Fleiße jedes Schiffs-Journal.

Burney ist einer von den wenigen, noch lebenden Gefährten des großen Cook und Verfasser eines ausführlichen Werkes über die Entdeckungen im Südmeer, jetzt auch schon 72 Jahr alt und erst Capitain, von halbem Solde und schriftstellerischen Arbeiten lebend (!) —

Eines der wichtigsten Instrumente für den Seefahrer ist das Marine-Barometer. K. selbst hat in der Nähe des Cap Horn und im ohotzkischen Meere, also in zwei sehr entgegengesetzten Regionen, ein ganz gleiches Phänomen wahrgenommen, nemlich ein plötzliches Fallen des Barometers ohne Veränderung der Witterung. Oft ist dieses Fallen der Vorbote eines heftigen Sturmes, eine Warnung, die einst dem Capitain Horsburgh und später dem Verfasser selbst sein Schiff erhielt, während ein portugiesisches Schiff, aus Mangel dieses Verkünders, vom Typhon überrascht wurde und untergieng. —

Auf Krusensterns trefflicher Charte findet man, bei Bezeichnung der Baffinsbey, neben dem Nahmen Baffin auch den von Bylot, dem Capitain des Schiffes, auf welchem die Entdeckung gemacht wurde; denn Baffin war nur Steuermann, und, so geschickt er auch seyn mochte, so hat doch K. mit Recht es undankbar gefunden, daß Bylot ganz vergessen werden sollte. —

Unwissende Schiffer haben behauptet, bis zum 84ten und 85ten Grade der Breite gekommen zu seyn; K. hingegen versichert, es sey keinem Seefahrer gelungen, den 81ten Grad zu erreichen, selbst nicht dem unternehmenden Hudson; die äußerste, von Lord Mulgrave erreichte Grenze der nördlichen Schiffahrt, sei 80 Grad 40 Minuten. Aber seit Entfernung des Eises von der Ostküste Grönlands habe man dem Pole um vieles sich nähern dürfen, so wie denn 1817 das Schiff Neptun bis 83 Grad 20 Minuten gekommen.

Im indischen Oceane ist seit 20 Jahren die Insel Poolo Pinang, auch Prinz von Wallis Eyland genannt, für die Engländer sehr wichtig geworden. Sie liegt, am Eingange der Straße Malacca, der Küste von Jurda gegenüber. Ein englischer Officier, Capitain Light, heyrathete die Tochter des Königs von Jurda, bekam diese In-

sel als Mitgabe, verkaufte sie der ostindischen Compagnie, und jetzt ist sie, wegen ihres schönen Hafens, trefflichen Schiffsbauholzes und vielen Pfeffers, eine der wichtigsten Besitzungen der Engländer in Indien. 1798, als K. die Insel besuchte, war noch Alles im Beginnen, jetzt soll die Colonie in dem blühendsten Zustande seyn, und der sonst so berühmte Handelsort Malacca hat durch eine kleine Insel, deren Existenz man kaum wußte, (und durch die abentheuerliche Heyrath eines englischen Officiers), seine ganze Wichtigkeit verlohren. —

In dem Artikel Neu-Caledonien mit den in der Nähe liegenden Inseln und Gefahren, heißt es: „Capitain Flinders glaubt mit vieler Gewißheit, daß in diesem gefährlichen Meere La-Peyrouse mit seinen Schiffen gescheitert sey. Um so wahrscheinlicher wird diese Muthmaßung, da wir wissen, daß es zu seinem Plane gehörte, die Westküste von Neu-Caledonien zu untersuchen. Er verlohr also seine Schiffe entweder an dieser Küste oder auf dem Wege dahin. Auf dem Wrak-Riff wurde das Stück eines Steuers gefunden, das, den Dimensionen zu Folge, einem Schiffe von ungefähr 400 Tonnen Größe mußte zugehört haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch Reste des Astrolabes und der Bousole, (so hießen La-Peyrouse's Schiffe) entweder auf den im Korallen-Meere zerstreuten Felsen, oder an der Küste von Neusüdwallis gefunden werden." —

Da wo K. von den Marquesas-Inseln redet, sagt er: „die Amerikaner haben das Recht ihrer Entdeckung auf diese Inseln geltend zu machen gesucht, und von der Insel Nukahiwa während ihres letzten Kriegés mit den Engländern Besitz genommen. In einem von dem Eroberer geschriebenen Buche, kann man eine ausführliche Relation von allen, den Nukahiwern gelieferten, Schlachten lesen, welche mit vielem Muthe ihre Unabhängigkeit vertheidigt haben. Ob der Werth dieser Insel den vielen Opfern, welche die Eroberung gekostet, entsprechen wird, ist nicht wahrscheinlich Ein ungestörter Besitz läßt sich nur dann erlangen, wenn nicht nur die Einwohner der Insel Nukahiwa, sondern auch die der benachbarten Inseln ausgerottet werden, und eine solche Barbarey möchte sich wohl keine, weder europäische noch außereuropäische Nation zu Schulden kommen lassen." (Hier sagt K. eine viel zu gute Meynung von den Menschen.)

Der Verfasser des oben erwähnten Buches gibt sich viele Mühe, die Nukahiwer gegen den Vorwurf der Menschenfresserey zu rechtfertigen, allein K. nimmt von dem, was er in seiner Reise erzählt, nichts zurück. Zwar habe weder er selbst noch irgend einer seiner Gefährten das gräßliche Mahl halten sehen, allein es treffe zu vieles zusammen, was seinen Glauben zur Gewißheit erhebe. Vermuthlich, sagt er, wären die Amerikaner zu sehr mit ihren militairischen Operationen beschäftigt gewesen, um über diesen Punct sich, wie er, überzeugende Beweise zu verschaffen. —

Es giebt eine alte Sage, von einem im Norden des Flußes Kolyma befindlichen Lande, von welchem der berühmte Pallas glaubte, es müsse mit dem festen Lande von Amerika zusammenhängen. Es soll 1761 wirklich gesehen, und die Entdeckung durch zwei, zu der Expedition von Billings gehörige Personen bestätigt worden seyn. Jetzt hat der Graf Romanzoff dem, zum Gouverneur von Kamtschatka ernannten, und unlängst abgereisten, Capitain Rikord, eine Summe Geldes mitgegeben, um solche Dinge anzukaufen, auf welche die Tschuktschen und dort angesiedelten Cosacken einen besondern Werth setzen, die sie aber nur um hohe Preise von den Agenten der russisch-amerikanischen Compagnie erhandeln können. Diese Kostbarkeiten sollen als Prämien ausgeboten werden, für solche, die es wagen wollen, die gefährliche Reise über das Eis auf Schneeschuhen zu machen, um das vermeynte Land aufzusuchen. —

Wir liefern den Schluß dieses reichhaltigen Werkes mit den eigenen Worten des Verfassers:

„Ich kann nicht umhin noch einige Worte über die Expedition des Capitain Billings zu sagen, aus welcher man sehen wird, wie weit diese der Expedition des Lieutenant Kotzebue nachstehet. Die zu derselben angewandten Mittel und die errungenen Resultate beider sind zu auffallend verschieden, als daß sie nicht in den Annalen der russischen Seefahrten verdienten, besonders ausgezeichnet zu werden. Die Expedition des Capitain Billings hat dem Reiche Millionen an Geld gekostet, und Tausende von Menschen elend gemacht, denn da die Schiffe der Expedition in Ochotzk gebaut wurden, wo außer Bauholz nichts zu haben ist, wo alles, was zum Bau und zur Ausrüstung nothwendig war, von dem Anker bis zum kleinsten Nagel, und vom Taue bis zum Zwirn zum Nähen der Segel, auf Pferde geladen und dahin geschafft werden mußte, denn fahrbare Wege giebt es zwischen Irkutzk und Ochotzk nicht, so litten die Jakuten, welche den Transport betreiben mußten, unendlich viel. Man erwartete von dieser Expedition folgendes:

1) Eine genaue Bestimmung der Länge und Breite der Mündung des Flußes Kolyma; 2) eine Untersuchung der Küsten des Eismeeres östlich vom Kolyma; 3) eine Untersuchung der Behringsstraße, entweder von Norden, wenn die Fahrt durch das Eismeer gelingen sollte, widrigenfalls von Süden aus; 4) eine Untersuchung der Nordwestküste von Amerika, worunter natürlich diejenigen Gegenden verstanden wurden, die Cook ununtersucht gelassen hatte; 5) das Aufsuchen einer Insel in Süden und Osten von Kamtschatka zwischen dem 40. und 50. Gr. der Breite, deren Existenz von mehrern Seefahrern vermuthet worden war; 6) die Aufnahme der Kurilen und Aleuten, und 7) die Untersuchung der Küsten von Japan und Corea. Jetzt wollen wir sehen, wie viel von diesem während der acht Jahre, daß die Expedition dauerte, erfüllt wurde. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, von dem Erfolge der Fahrt längs der Küste des Eismeers nach der Behringsstraße, zu sprechen, so wie ich auch bereits bemerkt habe, daß die Lage der Mündung des Kolyma-Flusses nicht bestimmt ward. Die Untersuchung der Behringsstraße unterblieb, denn kaum war Billings dort angekommen und schickte sich zu dieser Fahrt an, als ihm die dort wohnenden Tzschuktschen erzählten: man könne des Eises wegen nicht weit kommen; mit diesem Berichte begnügte sich Billings, und trat sogleich seine Rückreise von dort zu Lande an. Zur Aufnahme der Küsten von Japan und Corea wurde nicht einmal der Versuch gemacht. Die Untersuchung der Kurilen beschränkte sich darauf, daß man im Nebel ein paar Inseln sah, deren Breite man jedoch so glücklich war, zu bestimmen. Die Untersuchung der Nordwestküste von Amerika fand gar nicht statt. Billings ankerte in Prince Williams Sound, und von dort, ohne sich dem Lande zu nähern und ohne einiges andere Land gesehen zu haben, als in grosser Entfernung die Südspitze der Insel Kayns, trat er seine Rückreise nach Kamtschatka an. Das Aufsuchen der Insel in Südost von Kamtschatka unterblieb auch. Die Untersuchung der Aleutschen Inseln, der Insel Unalaschka, so wie die Aufnahme der Tatarischen Küste von Ochotzk bis zu den Shantar-Inseln, sind die einzigen Früchte dieser Expedition, und diese haben wir blos dem Capitain Sarytscheff zu verdanken. Unmöglich kann man einem andern als dem Capitain Billings die Schuld beimessen, daß während der achtjährigen Reise auch nicht die Länge eines einzigen Orts astronomisch bestimmt worden ist, ob es gleich an Chronometern und astronomischen Instrumenten nicht fehlte. Wie war es aber auch möglich, von Billings viel zu erwarten. Er hatte die dritte Reise des Capitain Cook als Aufwärter des Astronomen Bailey mitgemacht, und in dieser Eigenschaft konnte er sich wohl nicht die Kenntnisse erwerben, die zur Führung einer Entdeckungsreise erforderlich sind. Schon die Idee, die zwei Schiffe in Ochotzk bauen zu lassen und auf 10000 Werste alles herbei zu schaffen, beweißt, daß Billings kein Seemann war. Wäre es nicht viel natürlicher gewesen, die Schiffe von Kronstadt nach den zu befahrenden Gewässern zu führen. Wenn man das Journal von Sarytscheff liest, so wird man verleitet zu glauben, daß der Hauptzweck von Billings Landreise nach dem Kolyma und seiner Fahrt nach Prince Williams Sound gewesen sei, die an diesen Orten zu erhaltenden Gnadenbezeugungen der Kaiserin zu erlangen, *) denn kaum hatte er sein Avancement proclamirt, so begab er sich weg. Wenn die Führung dieser Expedition keinem andern anvertraut werden sollte, als einem der Cooks dritte Reise mitgemacht hatte, so ist es zu bedauern, daß die Wahl nicht auf den Korporal Ledyard fiel, welcher gewiß ein eben so guter Seemann war, als Billings, und an Unternehmungsgeist und Ausdauer ihn weit übertraf.

Ausbeute, und leider! auch Schlacken aus Journalen.

Auf dem Boden unserer Literatur tummeln sich eine Menge Journale herum, die wir den Irrlichtern vergleichen möchten. Einige davon lassen wohl von Zeit zu Zeit, wie die in Goethe's Märchen, (Bd. XII) Goldstücke fallen, die von schönen grünen Schlangen, d. h. von unsern gelehrten Frauen, fleißig aufgespeißt werden. Kein Wunder, wenn sie hernach in den Theezirkeln und bei den Morgenvisiten so allerliebst leuchten. Manche Journale aber nähern sich mehr der Natur der wahren Irrlichter, und führen treuherzige Leser in die Sümpfe. Dort läßt sich dann und wann ein literarischer Tollpatsch mit Seiltänzerkünsten sehen, und tappt mit Elephantenfüßen so derb in den Koth, daß er sich und die Umstehenden besprüzt. Unser Blatt, das seine Leser von Zeit zu Zeit von den weniger allgemein bekannten Journalen in Kenntniß zu setzen pflegt, soll jetzt Einiges mittheilen, was sich in den neuern, vor uns liegenden Heften darbietet. Laf-

---

*) Billings avancirte während seiner Reise, d. i. in acht Jahren viermal, vom Lieutenant bis zum Commodore. Den gewöhnlichen Dienstjahren nach sind bei der russischen Marine zu diesem Avancement wenigstens 25 bis 30 Jahre nöthig.

sen Sie uns mit der Isis, dem Journal eines gelehrten Professors anfangen. Man hat doch bisher die ehrende Meinung von einem öffentlichen Lehrer auf hohen Schulen gehabt, daß er seiner Wissenschaft und ihrem Vortrage den vollen Werth durch seine Sitten, durch Klugheit und Anstand im Betragen zu geben verstehe; daß er den Jünglingen ein Vorbild in Lehren und Leben zugleich seyn solle? Man sollte ferner glauben, daß die Lage der Dinge und der Ruf der Academie Behutsamkeit zur Pflicht mache. Wollen Sie nun eine auffallende Widerlegung, eine Ausnahme ohne Gleichen, kennen lernen, so lesen Sie, um Anderes zu geschweigen, was Herr Hofrath Oken im 2ten Hefte der Isis über Stourdzas Denkschrift niedergeschrieben, oder durch die Aufnahme gebilligt hat. „Ein solcher Mensch soll literarisch zu Deutschland hinaus gestäupt werden.“ (Wollen sich denn Literatoren mit dem Staupbesen abgeben?) „Solche unwissende Bursche soll man „am Ohrlappen kriegen. — Necken, „schuppen, zwicken, nöthigenfalls auch „treten muß man sie.“ — (Wenn das ein Hofrath, ein Professor sagt: was sollen die Studenten thun? Uns dünkt ein solches Betragen gehöre weniger für die Gerichte als für eine Correctionspolizei. Es compromittirt eine wegen ihrer Liberalität geachtete Regierung, es zieht einer Academie unverdienten Unwillen Auswärtiger zu, indem es Uebelwollende zu benutzen wissen; und so schadet ein Mann der guten Sache, die er zu schützen nicht unternehmen sollte, weil er nur seine Ungeschicklichkeit dazu documentirt. Hr. v. Stourdza kann sich in manchem Stücke sehr geirrt; er kann vom Einzelnen aufs Ganze viel zu rasch geschlossen; er kann Alles zu schwarz gesehen, ja er kann recht gesehen, aber die tiefern Hauptquellen deutscher Gebrechen, vielleicht auch manche Fehler von Oben, übersehen haben. Darum sollten die bekannten Verhältnisse bei seiner Schrift, der vorliegende Mangel eines bösen Willens ihm bei allen ehrliebenden Deutschen das Schutzwort reden. Pöbelhafte Grobheit entehrt ja uns; nicht ihn. Eine so stößige Isis sollte daher auch die Kuhhörner auf dem Holzschnitte beibehalten, womit sie uns Herodot beschrieben hat. Diese Okensche Göttin ist auf dem Hefte viel zu manierlich abgebildet.) —

Hesperus. Im zweiten Hefte von d. J. finden wir den neuesten Aufschluß über Moskaus Verbrennung. Der Brand dauerte vom 2. Sept. Nachmittags, wo der große Napoleon ohne allen Ehrenempfang eingerückt war, sechs Tage ununterbrochen, nachher sporadisch in einzelnen Quartieren bis zum 10. October fort, wo die Franzosen sich entfernten. (Das war wohl die einzige unbefohlne Illumination für diese Gäste?) Die Zahl großer und kleiner durch den Brand zerstörter Gebäude beläuft sich zwischen 35,— 40,000. Die Universitäts-Bibliothek, sammt den astronomischen Instrumenten, das reiche Museum, eine schöne Bibliothek des Grafen Butturlin ward ein Raub dieses wogenden Flammenmeeres. Was nun den Ursprung des Brandes anlangt, so wird eine beabsichtigte Anzündung von Moskau aus Gründen geläugnet. Den eignen Landsitz an der Heerstraße ließ der Graf Rostopschin niederbrennen, und durch einen Anschlag an einem Pfahle dem Napoleon anzeigen, daß er es aus Haß und Hohn gegen ihn gethan habe. Aber dies war eine Privathandlung des Patriotischen Enthusiasmus, außer aller Beziehung zu dem Dienstverfahren des Grafen. Eben so ungegründet soll andrer Seits der den Franzosen gemachte Vorwurf einer absichtlichen Brandstiftung seyn. Es geschah vielmehr zur Rettung alles, was beim Mangel an Wasser und Spritzen in solchem Tumult möglich war. Die ersten wahren Ursachen haben in zufällig zusammenwirkenden Umständen gelegen. Dabei wird der Kenner des Alterthums an einen sehr ähnlichen Vorfall im alten Rom erinnert, als die Gallier dort eingedrungen waren. Man kann die Erzählung beim Livius V. 41. nachlesen. —

Einer wohlthätigen Schrift müssen wir noch aus dem Hesperus gedenken, es ist des Directors des k. k. Blinden-Instituts zu Wien, Hr. J. W. Klein „Lehrbuch zum Unterricht der „Blinden, um ihnen ihren Zustand zu „erleichtern, sie nützlich zu beschäftigen, „und sie zur bürgerlichen Brauchbarkeit „zu bilden. m. 6. Kpf. Wien 1819.“ Es verdient allen Menschenfreunden, Erziehern und Menschenforschern empfohlen zu werden. Auch die Sehenden können Vieles daraus lernen; und in der Characteristik der Blinden wird der Anthropolog Manches Neubemerkte finden. Z. B. „bei einem in gänzlicher Unthätigkeit bis zum 10. Jahre erhaltenen blinden Kinde, nehmen besonders die Hände (wegen Unterlassung alles Greifens) eine besondre Form an. Die Finger bleiben kurz, die Knochen dünne, die ganze Hand klein und schlaff. (Wie stark und langfingericht müssen daher die Hände der Zollvisitators werden!) Ferner folgende Bemerkung. „Für Menschen und ihre Handlungen kennt der Blinde nur den moralischen Maasstab, (er

sieht ja weder die vornehme noch die ungnädige Miene u. dergl.) und das Beste denkt er sich gewöhnlich auch als das Schönste. — —

Bibelausbreitung in Asien. (Politisch. Journal 38 St.) Durch die Errichtung der Russischen Bibelgesellschaft ist die Verbreitung der Tartarischen Uebersetzung der Bibel außerordentlich erleichtert worden. Die Menge Pilgrimme, die in der Bucharei, als dem großen Reservoir der Fortpflanzung des Muhamedanismus zusammenströmen, und von da nach Mecca wandern, nehmen mit der größten Bereitwilligkeit Persische oder Tartarische Abdrücke vom neuen Testamente an. So dient selbst die Pilgerfahrt nach Mecca zur Ausbreitung der christlichen Religion. —

Legenden. (Februarheft der Landsh. Lit. Zeit. f. d. kathol. Rel. Lehrer.) „Legenden der „Heiligen sind ein lebendiges Wort „Gottes. Sie gewähren daher einen vielfachen „Nutzen, weil sie uns die höhere Abkunft des Men„schen, und seine wahre Bestimmung in lebendiger „Kraft anschaulich darstellen." — (Wie wird uns denn? Wir reiben uns die Stirn bei diesem Ausspruch, der unser aller Nachdenken verdient. Ist er in dieser schroffen Allgemeinheit wahr, so wird die größte Beachtung der Legenden auch für Protestanten Pflicht, und darum Pflicht, weil diese sich mehr an Gottes als an Menschenwort zu halten streben. Bedarf er aber einer vorsichtigen Beschränkung, so werden sie alle verständigen Catholiken wünschen müssen. Wir wollen sehen; und damit uns kein Vorwurf à la Mastiaux treffe, so sollen uns blos catholische Schriften und Autoritäten unterstützen. Man kann in der catholischen Kirche dreierlei Meinungen über die Legenden finden. Die Erste möchte sie ganz aus der Liturgie und dem Kirchendienste verbannt wissen, weil man die kräftigsten Stellen in der Schrift, die Homelien der Kirchenväter, und die Beispiele der Apostel und Jünger Christi hat. So sprach sich Foinard in seinem Entwurf eines neuen Breviers aus, „weil es „doch unmöglich sey, eine Menge jener Thatsachen „zu garantiren." Die Jesuiten haben ihn nur mit schwachen Gründen widerlegt. Unsers Wissens leiden auch die Karthäuser keine Legenden beim Kirchendienste; selbst am Festtage des heil. Bruno nicht, wo sie eine Homelie des Chrysostomos lesen. Die Kirchenversammlung zu Ladicea, (Art. 59) eine, zu Prag (563), eine zu Cölln, wollen in der Kirche nichts dergleichen aus menschlicher Fabrik vorgelesen wissen, was auch mehrere Bischöfe, Agobard von Lyon, Venerius von Marseille u. s. w. beabsichtigten, so daß man also schon früh an der Aechtheit und Wirkung der Legenden Zweifel hatte. Die zweite Meinung tritt etwas schüchterner auf; sie will die Fabeln nicht eben billigen, aber nicht öffentlich bestreiten, um dem gemeinen Mann kein Scandal zu geben. (Warum hat man denn den gem. Mann mit Fabeln bedient? Warum verführen die Hirten selbst ihre arme Heerden zu falscher Weide?) Zu dieser Classe rechnen wir den berühmten Fleuri, welcher in der ersten Abhandlung über die K. Gesch. sagt: „ich achte dafür, daß die „ächte Frömmigkeit in der Liebe zur Wahrheit „beruhe, und in der Ausübung der Vorschriften „und Maximen, wie sie die heil. Schrift ausdrück„lich enthält. — Man wird vielleicht sagen, es „habe unter den Christen niemals Fabeln gegeben; „das hieße aber dem ganzen Alterthum widerspre„chen. Wenn wir auch weiter nichts hätten als „die goldene Legende des Jacob von Voragine, „so müßte man sich von den Fabeln unter den „Christen überzeugen." — Fleuri versichert übrigens, daß er nicht alle Wunder habe unberührt lassen können, weil man davon eine Zerstörung der Religion hätte befürchten wollen. (Wir ehren die Religion gewiß besser, wenn wir in ihrer innern Trefflichkeit Stützen genug finden, alle zweideutigen Wunder entbehren zu können.) — Einige Anhänger der zweiten Meinung suchen sich mit einer Subtilität zu helfen. Sie wollen zwar die Legenden glauben; aber nicht im theologischen Sinn; so z. B. Cardinal du Perron u. s. w. Also entweder immer mit einigem Zweifel oder mit einem ganz blinden Glauben. (!) Eine dritte Meinung schlägt sich zu der, das Nachdenken gern umgehenden, bequemen Mittelstraße oder Halbheit, nicht Alles zu glauben, nicht Alles zu verwerfen. In diesem Sinne hat es viele Verbesserer und Legendenfeger gegeben, z. B. Peter Clode, Bernhard Gui, Peter Noel, Papebroch, Bolland, Ribadeneira, welcher letzterer ein Gelehrter, wegen der spaßhaften Legenden die er stehen lassen, Petrus de Badineria, durchs Anagramm seines Namens nannte. Aber auch spätere Ausfeger wie Giry, Croiset, Tillemont, Baronius, der Ausputzer des röm. Martyrologiums, haben noch gar zu viel Aberglauben stehen lassen. Daher schon der Bischof Camus zu sagen pflegte: Ich gebe hundert „unserer neuen Heiligen für einen Alten." — Und solchen Unrath hat man ins Griechische, Persische, Malabarische übersetzt. Wie man es getrieben, kann man daraus sehen, daß man sich sogar in Rom genöthigt

sahe, des Hieronymus Xavier Leben Christi zu verdammen, der vielen Lügen wegen.

Wir geben zu, daß der Gedanke, durch edle Beispiele auf die Gemüther zu wirken, an sich lobenswerth und psychologisch begründet ist. Aber auch hier hat die Römische Kirche durch Uebertreibungen und verkehrte Anwendung unendlich mehr geschadet, als gewirkt. Wie kann man auch die Tugend durch Unwahrheiten und Zweifel fördern; wie kann man die Beispiele der Tugend bei Männern suchen wollen, wie man so viele Heilige beschreibt, die ihre Pflichten für die Gesellschaft, die die Pflicht der Thätigkeit im beschaulichen Leben, in schwärmerischen Verleugnungen, in Einseitigkeit u. s. w. untergehen ließen! Genug! Wir sind unsern Lesern, welche die wenigen bessern Legenden aus Herders poetischen Gesichtspunete zu schätzen wissen, noch einige Pröbchen von der andern Legendensorte schuldig, um deren unbedingte Lobpreisung Legende, wie der Hr. Christus gespaßt hat, gehörig zu würdigen. Der heilige Paulin, Bischof von Nola, und Zeitgenosse des auch heil. Augustin, erzählt sie also: (Ep. 36 ad Macar.) „Ein Schiff „das an der Küste von Sardinien zu scheitern Gefahr lief, wurde von der Mannschaft verlassen, „die einen einzigen armen Mann, Namens Victor, „darauf zurückgelassen hatte. Es war der Unraths„feger (Sentinator) des Schiffes, das nun allen „Wellen Preis gegeben war. J. Christus kam ihm „aber zu Hülfe, und verrichtete das Amt des Steuer„manns, bald mit dem Glanze, den die Offenba„rung Joh. beschreibt, umgeben; bald in der Ge„stalt des heil. Märtyrers Felix, (des Schutzpatrons unsers Erzählers und seiner Kirche.) Das Schiff kam „also glücklich in den Hafen, und der beglückte „Alte erzählte unserm Paulin mit Thränen in den „Augen die wunderbaren Abentheuer seiner Schiff„fahrt, und um es kurz zu fassen, folgende Gunst„bezeugungen des Herrn. Victor durfte sich nämlich „zu dessen Füßen setzen, und wenn er einschlief, den „Kopf auf den Knien des Sohnes Gottes wiegen, „und nie sey ein Kissen weicher, noch ein Geruch „köstlicher gewesen. Sie wurden so vertraut zu„sammen, „daß ihn der Herr bisweilen „um Spaß bei den Ohren zupfte." (Au„riculam saepe palpantes, quam coelestes di„giti, Domino jocante, traxerunt) (!) Die Landsh. Lit. Zeit. wird uns den vielfachen Nutzen einer solchen Legende angeben.) (Der Beschluß folgt.)

Meinungen über die Natur des thierischen Lichts und einige Versuche darüber. (Gilberts Annal. d. Physik. 2s Stck. 1819).

Als Ursach des Leuchtens der Thiere sah man ehemals eine Art von Fäulniß an; in neuern Zeiten hielt man es für ein wirkliches Verbrennen der leuchtenden Substanz, ähnlich dem des Phosphors; andere meinten das Licht könne unter besondern Umständen angehäuft und latent gemacht, und dann wieder sichtbar entbunden werden. Fäulniß läßt sich indeß in lebendigen Thieren nicht annehmen. Aus den Versuchen des Doctor Hulme und Andrer, erhellt selbst, daß todte Thiere nur während der ersten Zeit der Zersetzung ihres Körpers leuchten, Licht auszusenden aber aufhören, sobald die Fäulniß wirklich eingetreten ist. — Carradori bekennt sich zu Brugnatelli's Meinung, welcher das Leuchten von Thieren dem Verdichten und Wiederausdrücken von Licht in eigenthümlichen Organen zuschreibt, nachdem es zuvor aus ihrer Nahrung oder aus der Luft in ihren Körper aufgenommen und mit der Substanz desselben verbunden worden sey; kurz er meint, gewisse Thiere besäßen das besondere Vermögen, allmählig Licht aus andern Körpern einzuschlürfen und dieses dann wieder in sichtbarer Gestalt durch Secretion auszuscheiden. Die folgenden Versuche, welche Herr Macartney über diesen Gegenstand angestellt hat, haben ihn zu einer von diesen Naturforschern verschiednen Meinung geführt.

Versuch 1. Als er ein leuchtendes Johanniswürmchen in ein Glas mit Wasser setzte, lebte es darin noch 2 Stunden, und während dieser ganzen Zeit leuchtete es wie gewöhnlich, bis es starb. Als es todt war, hörte das Leuchten gänzlich auf.

Versuch 2. Er trennte die leuchtende Substanz von diesem und von andern, auf verschiedne Art getödeten Johanniswürmchen; sie wurden nicht wieder leuchtend.

Vers. 3. Schnitt er aus lebenden Glühwürmchen den Beutel aus, welcher die leuchtende Materie enthielt, so leuchteten diese Beutel in der Luft mehrere Stunden fort, und als sie verlöschten, ließen sie sich durch Befeuchtung mit Wasser wieder zum Leuchten bringen. In Wasser, worin einige dieser Beutelgen gleich nach dem Ausschneiden gebracht worden waren, blieben sie 43 Stunden lang leuchtend.

Vers. 4. Hr. Macartney versetzt die leuchtende Materie eines Glühwürmchens in eine Hitze, in welcher sich Phosphor entflammt haben würde, ohne daß ihr Leuchten stärker wurde. Weder auf glühendem Eisen noch an der Flamme eines Lichtes war sie zu entzünden.

Vers. 5. Er brachte nun mitten zwischen mehrere Johanniswürmer, die sehr stark leuchteten, die Kugel eines sehr empfindlichen Thermometers.

Die Temperatur der Stube war 69 ° F., das Instrument aber stieg, je nachdem die Berührung mit den Würmchen inniger war auf 75, 76 od. 77°. Der leuchtende Theil des Schwanzes schien, als er am stärksten glänzte, das Thermometer schneller ansteigen zu machen, als die übrigen Theile des Körpers, jedoch nicht immer. Die leuchtenden Ringe schienen ihm auf der Hand ein Gefühl von Wärme zu erregen, mit Recht erklärt er aber dies für eine Täuschung.

Vers. 6. Hr. Macartney schnitt die glänzenden Theile des Unterleibes mehrerer leuchtender Glühwürmchen ab, und brachte sie sogleich mit einem Thermometer in Berührung. Dieses stieg um 1 oder 2°, sank aber, als diese Theile völlig abgestorben waren, auf den vorigen Stand.

Nach den vorstehenden Versuchen, bemerkt Hr. Macartney, ist die leuchtende Materie der Thiere so wenig von der Natur des Phosphors, daß sie vielmehr zuweilen das glänzendste und ausdauerndste Licht zeigt, wenn sie sich außer aller Berührung mit Sauerstoffgas befindet. Sie geht nie ein Verbrennen ein, ist vielmehr unfähig entzündet zu werden. Temperatur = Erhöhung ist nur Begleiterin nicht Folge des Leuchtens der Glühwürmer, vielmehr Folge eines Zustandes größerer Erregung des Insects, und wenn Wärme und Electricität die Lichtentbindung erhöhen, so bewirken sie dieses lediglich durch ihren Einfluß auf die vitalen Eigenschaften des Thiers.

Zum Schluß stellt Hr. Macartney folgende Resultate zusammen, welche er glaubt, aus seinen Beobachtungen über das Leuchten von Thieren ziehen zu dürfen.

1) Die Eigenschaft zu leuchten findet sich nur in Thieren von der niedrigsten oder einfachsten Organisation, und die mehrsten der leuchtenden Thiere sind Bewohner des Meeres.

2) Die leuchtenden Thiere besitzen das Vermögen Licht auszusenden nicht beständig, sondern im Allgemeinen nur zu gewissen Perioden, und in einem besondern Zustand des thierischen Körpers.

3) Das Vermögen Licht hervorzubringen hat seinen Sitz in einer besondern Substanz oder Flüssigkeit; diese besteht bey einigen leuchtenden Thieren in einem besondern Organe, in andern ist sie durch den ganzen Körper des Thiers verbreitet.

4) Das Leuchten ist verschieden bedingt, wenn die leuchtende Substanz sich in dem lebenden Körper, und wenn sie sich außerhalb desselben befindet.

5) In allen Fällen ist die leuchtende Materie in ihren Eigenschaften von denen des Phosphors sehr verschieden.

6) Das Leuchten wird in den lebenden Thieren nicht erschöpft durch lange Fortdauer oder häufige Wiederholung, noch verstärkt durch ein vorhergehendes Aussetzen an das Tageslicht.

7) Das Licht des Meers wird stets von den lebenden Thieren erzeugt und am häufigsten von der Medusa scintillans.

8) Die Eigenschaft zu leuchten scheint nicht mit der thierischen Oeconomie des leuchtenden Thier's in Zusammenhang zu stehn, ausgenommen in den fliegenden Insecten, welche durch dieses Mittel des Nachts einander zur Begattungszeit auffinden.

Notizen.

— Ueber die Fabrikation der Käse in der Lombardey, (des berühmten Strachino u. s. w.) liefert die landwirthschaftliche Zeitung interessante Nachrichten, aus einem 1816 von Ferrari in Mayland herausgegebenen Werke. Kaiser Friedrich I. fand die Lombardey noch mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. Man lichtete jene, trocknete diese aus, gewann sehr viel Heu, vermehrte folglich die Heerden, und errichtete die sogenannten Casoni, (Käsereyen) anfangs kleine elende Hütten. Dieser Anfang fällt in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts, wo die Mönche von Chieravalle zuerst die Bewässerung ihrer Wiesen vervollkommten. Schon 1449 waren die Mayländer Käse so geschäzt, daß die Bürger von Pavia, bei Ludwigs XII. feyerlichem Einzuge in ihre Stadt, ihm unter andern auch 100 Käse schenkten; zuletzt warfen die Käsereyen, etwa 1200 an der Zahl, der Lombardey jährlich die unglaubliche Summe von 27 Millionen Mayländer Liren ab, die Menge der Kälber und andere Nebennutzungen ungerechnet. Sie geriethen aber in der neuesten Zeit in Verfall, weil sie schlechte Waare lieferten und an keine Verbesserung wohl aber an mancherley Betrügereyen dachten. So z. B. durchbohren sie die Käse mit einem besondern Instrument, höhlen sie aus, und verstreichen die Oeffnungen so geschickt mit frischen, am Feuer erhärteten, Käse, daß der geübteste Kenner es nicht bemerkt. — Der König von Neapel hat vergebens sehr kostspielige Versuche angestellt, die Käsereyen in sein Land zu verpflanzen; sie mißlangen alle, weil Klima und Weide dort nicht dazu geeignet sind, und weil das Wasser ohne alle Salztheilchen ist. — In dem Gebiete von Lodi werden die besten Käse verfertigt. Sie passiren sogar die Tropenländer und den Aequator ohne Nachtheil, und sollen heilsam gegen den Scorbut würken. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 39. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Literatur.

Ludwig der Baier. Schauspiel in 5 Aufzügen von Uhland. Berlin 1819.

Der Verfasser warb durch dieses Schauspiel um einen der, von der Theater-Intendanz zu München für dramatische Stücke aus der baierischen Geschichte ausgesetzten, Preise. Wir loben das Streben der Theaterintendanz, durch solche Auffoderung theils das Studium der vaterländischen Geschichte zu beleben, theils talentvolle Künstler aufzumuntern, den vaterländischen Stoff, vaterländisch, auf eigne Weise zu bearbeiten. Wir loben auch den schon rühmlich bekannten Verfasser wegen der Wahl dieses Stoffs, der für das Characteristische altdeutscher Herrlichkeit so reiche und schöne Entwickelungen zuläßt. Der Hauptzug im Character der Deutschen, die biederherzige Treue, zeigt sich hier in glänzendem Licht durch ihren Einfluß auf welthistorische Begebenheiten, und wird der Drehpunkt des ganzen Stücks. Friedrich von Oestreich, der Schöne zugenannt von seiner herrlichen Gestalt, liebenswürdig in seinem ganzen Wesen, ringt mit Ludwig, dem trefflichen Herzog von Baiern, dem die Geschichte eine schwankende Unbeständigkeit vorwirft, um die deutsche Kaiserkrone. Die Entscheidungsschlacht bey Mühldorf macht den unglücklichen Friedrich zu dem Gefangenen seines Gegners; den ruhigen Besitz der Krone aber machen diesem, Friedrichs Bruder, Leopold, durch beständige Einfälle in das Baierland, und die Päbste, von Avignon aus, mit ihren Bannflüchen streitig. Da entläßt Ludwig seinen Gefangenen der Haft, unter dem Versprechen, daß er auf die Krone verzichten, seine Gegner beschwichtigen, und wenn ihm das nicht gelänge, zurückkehren wolle. Und es gelingt ihm nicht. Friedrich aber, trotz den Drohungen seines erzürnten Bruders, trotz den zärtlichen Bitten seiner jungen Gattin, trotz den päpstlichen Bannflüchen, kehrt, jenem großen Römer gleich, in seine Gefangenschaft zurück; und Ludwig, der sich eben in bedrängter Lage befand, theilt nun, durch solche Großmuth gerührt, wie ehemals mit seinem Gespielen das Lager, nun den Thron mit dem Freund. Gewiß ein sehr intressanter Stoff, an sich, abgesehen von dramatischer Bearbeitung. Mit großen Erwartungen gingen wir daher zu der Behandlung desselben, fanden sie aber, wenn auch nicht getäuscht, doch minder befriedigt, als sich von dem Intresse des Gegenstandes an sich, und dem talentvollen Verfasser hoffen ließ. Von der andern Seite läßt sich aber auch nicht leugnen, daß gerade dieser Stoff, theils durch die einfache Begebenheit: der treuen Wiederkehr Friedrichs, um die sich die ganze Handlung dreht, theils durch den langen Zeitraum, den er einnimmt, für dramatische Behandlung große Schwierigkeiten habe. Was daher das Erste anlangt, so möchte wohl vorliegendes Stück der Vorwurf treffen einer zu einfachen nicht reichhaltigen Handlung, den der Verfasser durch eine Menge unbedeutender Nebenpersonen, und einigen Theatercoups zu vermeiden sucht. In Hinsicht des zweyten scheint uns durch das ganze Stück eine stürmende Eile zu gehn, die die Begebenheiten nicht genug reif werden läßt, und sie zu schnell vor dem Auge des Zuschauers vorüberführt. Der Verfasser scheint dadurch die lange Zeit, in der das Stück spielt, zusammendrängen zu wollen. Misfallen hat uns auch der zu jähe Schluß, und das unbegreifliche Auftreten des fahrenden Schülers Albertus, der mit seiner schwarzen Kunst den gefangenen Friedrich befreyen will. Vortrefflich gelungen scheint uns dagegen der Character Leopold's. — Die Sprache ist im Ganzen rein und edel, die Verse fließend. Wir theilen die treffende Schilderung des Zustandes der Städte und des Adels damaliger Zeit mit.

Auch unsre Städte, Fröhnerhütten einst,
Sie dehnen sich, und weiter stets und weiter
Zieht sich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort schafft der Fleiß, dort rührt sich das Gewerb
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunst,
Dort knüpft sich der gesellige Verein,
Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
Von ihren Thoren strömt das Leben aus;
Auf tausend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flössen wogt der Strom,
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg,
Hoch über Felsen und der Alpen Eis.
Indessen ihr, die ihr euch rühmen möchtet

Ausgegeben den 29. April.

Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
Von euren Horsten in das blüh'nde Thal.
Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab
Nährt innre Fehde, ruft den äußern Feind.

Wir wünschen, daß der Verfasser unsre Bühne mit mehrern Stücken aus der vaterländischen Geschichte bereichern möge, wozu wir uns durch sein ohnlängst erschienenes Trauerspiel: Ernst von Schwaben, und auch durch vorliegendes Schauspiel berechtigt glauben.

Von unserm verewigten Schiller hat ein Hr. D. Marx „Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg, in den Jahren 1781 bis 1785" herausgegeben, auch ein fac simile von Schillers Handschrift beigefügt.

Einen großen Beitrag zu dieses Dichters Lebens- und Bildungsgeschichte erhalten wir dadurch eigentlich nicht. Sie interessiren aber doch jeden Freund Schillers, der hier einige Nachrichten über die drückenden und störenden Anfänge seiner dichterischen Laufbahn findet. Man erfährt hier, wie ihm sein Herzog von Würtemberg alles Comödienschreiben verbot, wie er 1782 eine medicinische Dissertation zu schreiben genöthigt war, seine Geldnoth, seine Flucht u. s. w. Er erwähnt auch des Vorhabens, nach und nach die besten Stücke eines Corneille, Racine und Voltaire auf das deutsche Theater zu verpflanzen, und einen zweiten (apologetischen) Theil zu seinen Räubern zu liefern. Man erfährt, mit welcher Sorgfalt er arbeitete, indem er sichs Stunden kosten ließ, um einer Periode die bestmögliche Rundung zu geben, und wie er sich ärgern mußte, wenn der faule Schauspieler die Perioden verhunzte, weil er nicht memorirt hatte. Noch im J. 1784 war unser Schiller fest entschlossen, Doctor Medicinae zu werden. Welchen Verdruß ihm einige Schauspieler und deren Damen über seine Kritiken in der rheinischen Thalia durch pöbelhaftes Benehmen machten, ist in einem der letzten Briefe zu lesen. Das Hochgemüthliche, das Schillern immer ausgezeichnet, und außer den Bewunderern, auch warme Freunde und Anhänger gewonnen hat, blickt auch in diesen Briefen charakteristisch hervor. Uebrigens beurkunden sie das Verdienst des Freiherrn von Dalberg, unter dessen Gunst und Förderung die junge dramatische Muse ihren ersten Aufschwung versuchen konnte.

Von Herrn E. T. A. Hoffmann haben wir gesammelte Erzählungen und Märchen, unter dem Titel: die Serapionsbrüder, Erster Band, vor uns. Der Name Serapion bezieht sich nicht auf den Aegyptischen Gott Serapis oder dessen Tempel in Alexandrien, sondern auf einen christlichen Märtyrer dieses Namens unter Kaiser Decius, und auf die erste Erzählung, wo die Rede von einem Unglücklichen ist, der bei großen Geisteskräften die fixe Idee hatte, jener Serapion zu seyn. Die Einkleidung und das Band des Ganzen liegt in den Versammlungen etlicher Freunde, die sich zu Zeiten mit dergleichen Erzählungen unterhalten, und allerley Bemerkungen daran knüpfen. Diese Geschichten leiden keinen Auszug. Wer mit Herrn Hoffmanns Talent bekannt ist, wird sich im Voraus eine angenehme Unterhaltung und manche belehrende Anregung versprechen.

Heilkunde.

1. „Bibliothek der practischen Heilkunde, herausgeg. von Hufeland und Harles, 11s und 12s Stck. 1818. 1s Stck. 1819."
2. „Journal der practischen Heilkunde, herausgeg. von Hufeland und Harles. 12s Stck. 1818. 1s Stck. 1819."

Es muß für alle Menschenkinder, die dem Loos der tausend Krankheiten unterworfen sind, von Interesse seyn, die ununterbrochene Fortsetzung dieser periodischen Schriften zu wissen, worin die praktische Heilkunde, unter der Leitung eines Hufeland, weiter gefördert werden soll. Harles wird in diesem Jahre von der Theilnahme an der Redaction abgehen, wie uns der Hr. Staatsrath in einem Vorwort zum ersten Journalheft d. J. berichtet. Dieses Vorwort ist sehr lesenswerth, und versichert, den Standpunkt der Erfahrung, als der einzigen Mutter der Kunst, die mit dem Leben Experimente anstellt, festhalten zu wollen. — Wir verbitten uns nur die täuschenden und befangenen Erfahrungen der meisten Magnetiseurs, und die subtilen Theorien mancher Naturwissenschaftler. Da wollten wir lieber in die Hände eines Wasserdoctors, wie weiland der Prinzipal des Gilblas von Santillana war, fallen. Unterhaltend sind die Nachrichten im 1. Stck. der Bibl. aus den Streitschriften über die bekannte Miß M'Avoy, die stockblind geworden seyn soll, und die die kleinste Schrift u. s. w. mit dem Finger lesen konnte. Dabey wird an einen Knaben erinnert, der durch die Nase sehen können, und jungen Aerzten wird eine Abhandlung über das Sehen ohne Augen vorgeschlagen. (Dieses ist bey manchen Theologen schon lange in Uebung.

und man kann dazu sogar für Geld scheintheilige Brillen von allerley Farben in R... haben. In L. ds. ht. soll eine Niederlage davon seyn.) Die Gegenstände, welche der würdige Herausgeber als die wichtigsten zur Bearbeitung für dieses Jahr vorschlägt, sind: die Discussion über die Pockenentstehung in einem vaccinirten Körper, und über die mögliche Ausartung der Vaccination — die kritische weitere Beleuchtung des Magnetismus und Somnambulismus, (sehr nöthig!) Die Heilung der Syphylis ohne Queckſilber, (die ein Engländer wieder stark behauptet,) die Blausäure, die Gemüthskrankheiten, — die Hydrophobie. —

Schön schließt der Herausgeber (Journal 18 Stck.) einen Aufsatz: „Natur und Schule." „Der „allein ist der wahre Arzt, welcher erkennt, daß „es immer die Natur ist, die die Krankheiten heilt, „und daß er nur ihr Gehülfe und Vertrauter seyn „soll, der den innern Heilungsprozeß leitet, fördert, mäßiget, auch zuweilen einleitet, u. s. w."

Bericht von der, aus England 1817 abgegangenen, Expedition, um sich mit den Patrioten von Venezuela zu vereinigen.

Diesen Bericht hat der Lieutenant Hackett in englischer Sprache bekannt gemacht, und Perrin hat ihn ins Französische übersetzt. Auch der verwegenste Abentheurer muß dadurch abgeschreckt werden, sich dem Dienste jener Patrioten zu widmen, deren Agent zu London ein gewisser don Mendez ist, der durch die lockendsten Versprechungen schon tausende von Leichtgläubigen betrogen hat. Fünf verschiedene Corps schifften sich fast zu gleicher Zeit nach Südamerika ein: eine Artillerie-Brigade mit Geschütz unter dem Obristen Gilmore am Bord des Schiffes Brittannia, Capitain Sharpe; ein Husaren-Regiment unter dem Obristen Hippesley, am Bord des Smaragd, Capitain Weatherly; ein Cavallerie-Regiment, die rothen Husaren genannt, unter dem Obristen Wilson, am Bord des Prinzen, Capitain Nightingale; ein Carabinier-Regiment, unter dem Obristen Campbell, am Bord des Dowson, Capitain Dormor; und ein Trupp Lanzen-Reiter unter dem Obristen Skerne, am Bord des Indianers, der bei der Insel Ushart scheiterte und mit Mann und Maus untergieng. Sämmtliche Officiere dieser Corps hatten sich mit prächtigen Uniformen herausgepuzt, deren Eine auf 200 Guineen (1200 Thaler!) zu stehen kam. Zum Vereinigungspunct für Alle waren die Inseln St. Barthelemy und St. Thomas bestimmt. Sie wurden von den Schweden auf St. Barthelemy sehr freundschaftlich empfangen. Allein bald zeigte sich die Unmöglichkeit mit den Insurgenten auf dem festen Lande in nähere Berührung zu kommen. Ein Versuch, den der Obrist Wilson verkleidet machte, um dem Insurgenten-General Bolivar die Ankunft der Truppen zu melden, mißlang. Die Nachrichten von der Lage der Südamerikaner klangen sehr zweideutig und niederschlagend; es entstand daher bald ein allgemeines Mißvergnügen unter den englischen Truppen, welches sogar in Zwiespalt ausartete. Das Betragen der Officiere war so unanständig, daß der schwedische Gouverneur sich genöthigt sah, mehreren zu verbieten an's Land zu steigen, und mehrere Schildwachen wurden deßhalb am Ufer ausgestellt.

Die Obristen beschlossen endlich, ohne weitere Nachrichten abzuwarten, auf gut Glück in Amerika zu landen; allein die Factoren auf den Schiffen widersetzten sich diesem Beschlusse, weil sie ihre reichen Ladungen an Kriegsbedürfnissen keiner Gefahr aussetzen wollten, bis sie wüßten, daß die Patrioten sie auch bezahlen könnten und würden. Um sich wo möglich hierüber eine sichere Nachricht zu verschaffen, gieng der Factor der Brittannia nach St. Thomas, wo ein Agent der Insurgenten residirte. Seine Zurückkunft wurde mit der größten Ungeduld erwartet. Sie erfolgte nach 14 Tagen, vermehrte aber nur die grausame Verlegenheit der Fremdlinge. Denn nun erfuhr man officiel, daß die Insurgenten zu arm wären, um auch nur 20000 Pfund Sterling zusammen zu bringen; daß sie die Zusagen des don Mendez nicht erfüllen könnten, und daß dieser seine Vollmacht überschritten habe. Die Factoren beharrten folglich bei ihrer Weigerung, die Truppen an's feste Land hinüber zu führen.

In dieser verzweifelten Lage faßte der Obrist Wilson den Entschluß, sich mit Gewalt eines spanischen Schiffes zu bemächtigen; allein der schwedische Gouverneur erhielt Wind von diesem Vorhaben, nahm den Obristen und mehrere Officiere gefangen, und ertheilte sämmtlichen Schiffen den Befehl, noch vor Ablauf der Woche die Rhede von St. Barthelemy zu verlassen. Man mußte gehorchen. Die Brittannia, der Prinz und der Dowson giengen nach der Insel Grenada, wo gleichfalls ein Agent der Insurgenten wohnte. Doch leider stimmten seine Nachrichten ganz mit denen von St. Thomas erhaltenen überein. Da ließ der Obrist Gilmore seine Brigade, bei welcher der Verfasser sich befand, auseinander gehen. Die schreckliche Lage, in welche die unbesonnenen Abentheurer dadurch geriethen, wird mit den lebhaftesten Farben geschildert. Einige ließen sich in einem Regiment

anwerben, welches zu Grenada in Garnison lag, andere suchten nach Nordamerika zu kommen: noch andere, in geringer Anzahl, (zu ihnen gehörte auch der Verfasser) erhielten die Erlaubniß, vor der Hand noch auf dem Schiffe Brittannia zu bleiben. Diese letzteren wollten versuchen, sich an eines der noch nicht aufgelösten Corps anzuschließen. Aber da begegneten sie mehrern englischen Officieren, denen erst neuerlich gelungen war, aus dem Dienste der Insurgenten zu entschlüpfen, und diese entwarfen ein so abschreckendes Gemählde von dem Zustande der Dinge auf dem festen Lande, daß man klar begriff, es sei besser sich jedem Schicksale auszusetzen, als sich in Händel zu mischen, die von beiden Seiten ohne Ehre und ohne Menschlichkeit geführt wurden; zumal da man jenen Dienst nicht einmal nach Willkühr wieder verlassen konnte, sondern Einmal ihm gewidmet, fast als Sclave behandelt wurde. Die entkommenen Officiere waren in Lumpen gekleidet, trugen, statt der Schuhe, ein Stück Büffelleder an den Füßen, und wenn die heiße Sonne dieß ausgetrocknet hatte, träten sie in den ersten besten Bach um es wieder geschmeidig zu machen. Sie versicherten, daß ein Officier oft weiter nichts auf dem Leibe habe, als ein Stück Zeug, in dessen Mitte man ein Loch für den Kopf geschnitten, und das mit einem Riemen von Büffelleder um den Leib befestigt werde. Sie lachten über die prächtigen Uniformen der Neuangekommenen und über den Contrast, der daraus entstehen würde, ja sie fügten hinzu, man würde sie todt schlagen, um nur ihre Kleider zu besitzen. Denn unter den Insurgenten, hieß es, herrsche weder Ordnung noch Mannszucht; sie hätten nichts als was sie auf dem Leibe trügen; kein Zelt, kein ordentliches Lager; Verwüstung sey von beiden Theilen die einzige Art Krieg zu führen; nach jeder Schlacht würden die Gefangenen, und selbst die Verwundeten auf dem Schlachtfelde, mit kaltem Blute niedergemacht. Ueber dies Alles nähmen die Eingebohrnen nur mit großem Widerwillen Fremde in ihrem Heere auf, hätten deren Ankunft mit völliger Gleichgültigkeit erfahren, und hielten nichts von dem, was ihr Agent in London versprochen. Selbst unter sich wären sie nicht einig, und es sei voraus zu sehen, daß, wenn sie erst den gemeinschaftlichen Feind besiegt haben würden, ein zweiter, blutiger Kampf zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung beginnen werde.

Dem Allen ungeachtet gieng der Obriste Wilson auf einem Schooner mit einem Theile seines Regiments nach dem festen Lande ab. Andere zerstreueten sich; andere machten den Plan Seeräuber zu werden; noch andere, eine Stadt zu plündern und mit dem Raube zu entfliehen. Der Verfasser gieng selb fünf zurück nach St. Barthelemy, gerieth in die äußerste Noth, und mußte sich endlich entschließen, als gemeiner Matrose Dienste zu nehmen, um nur nach Europa zurück kehren zu können. Alle seine Unglücksgefährten der sämmtlichen Corps, von welchen es ihm gelang Nachrichten einzuziehen, waren ein Raub des Klima's, des gelben Fiebers, der unaufhörlichen Zweikämpfe, der Noth und des Elendes geworden.

Ausbeute, und leider! auch Schlacken aus Journalen.
(Beschluß.)

Legende von der heil. Genovefa. Diese Dame ist berühmt genug, und Tillemont versichert, „daß der Bischof St. Germain von „Auxerre durch eine Erleuchtung von Gott etwas „Großes und Göttliches (?) schon in dem „kleinen Mädchen entdeckt habe." Houdry versichert uns, sie habe ihrem Bräutigam, dem Herrn Christus, sehr ähnlich gesehen, Bourdaloue behauptet, sie habe von Gott wie ein Engel des Himmels gesprochen, obgleich Bourdaloue weder die Genovefa gehört, noch je einen Engel gesehen hat. Sie hat soviel Thränen vergossen, daß der Boden ihrer Zelle immer schwamm. Sie aß nur zweymal in der Woche, um jenen Pharisäer zu beschämen, der nur zweymal fastete; sie marterte ihren Körper sehr. Fleuri bemerkt, man kann, ohne demüthig, menschenfreundlich, ohne tugendhaft zu seyn, mit nackenden Füßen gehen, und sich die Disciplin geben. Die Legenden dieser Heiligen füllen ganze Bücher; wir erwähnen blos noch des Wunderbrunnens. Mit dessen Wasser gab sie einst ihrer Mutter das Gesicht wieder. Und warum hatte sie es eingebüßt? Durch Gottesgericht zur Strafe, daß sie der heil Tochter einmal eine Ohrfeige gegeben hatte. (Sehr lehrreich für unsere Kinder, die ohnehin gern den lieben Eltern befehlen.)

Legende von einer Doppelsprache. Unter dem Pabst Paul I. im 8ten Jahrh lebte (nach Mart. Polon. Chronik) ein Heiliger, Gingolph mit Namen. Seine Heiligkeit hatte ihm nicht geholfen, eine kluge Wahl bei seiner Verheirathung zu treffen. Seine Frau trieb es mit einem Geistlichen, bis er sie verstieß. Der geistliche Ehebrecher ermordete aus Rache unsern Heiligen, der nicht sobald todt war, als er viele Wunder that. (Warum denn nicht bei Lebzeiten?) Die Geschiedene war nicht blos untreu, sie war auch ungläubig, und sprach recht unverschämt: „Wenn Gingolph Wunder thut, so soll mein H... singen."

Gesagt; geschehen. Der H... sang, so oft die Dame sprach. (welche Musik!) Man wird verzeihen, daß man nacherzählt, was ein Erzbischof und Gros-Poenitentiarius Papst Nicolaus III zuvor zu erzählen sich nicht bedacht hat. —

Unsers Bedünkens müßte also eine abermalige, aber höchst gewissenhafte und verständige Säuberung der Legenden vor sich gehen, ehe die großen Worte der obengenannten Landsh. Zeitung nur von weitem daran zu wagen seyn möchten. Bis dahin sollten sich alle guten Christen lieber an des Apostel Paulus Warnung halten: 1 Thimot. IV, 7 8. „Der ungeistlichen altvetterischen Fa„beln entschlage dich. Uebe dich aber „selbst an der Gottseeligkeit. Denn „die leibliche Uebung (Fasten, Wachen, „hartes Lager u. s. w.) ist wenig nütze."

Jedidja. (Dritten Bandes 2s Heft.) Wenn man hiernächst erfahren will, wie Fabeln und gehäufter Ceremoniendienst auf eine Volksmenge wirken, so betrachte man auch die gemeinen Juden. Bei diesen müssen wir an der Wirkung einer Zeitschrift wie Jedidja verzweifeln, so rühmlich auch das Bestreben ihrer Verfasser an sich ist. So lange der rohe Jude, der Dorf- und Fleckenbewohner, noch unter der Unterweisung der gewöhnlichen Judenlehrer, unter dem eisernen Zepter der Rabbinen steht, und so lange diese weder ihre Fabeln, noch ihre unpassenden Zeremonien und gehäuften Festtage aufgeben, so lange ist kein Fortschritt in der Civilisation möglich, und das Zuerkennen voller Bürgerrechte gegen halbgeleistete Bürgerpflichten würde eine Versündigung an der bürgerlichen Gesellschaft seyn. Wir bemerken das gegen die Ungeduld des fremden Hr. Gesandten, der die Deutschen zur unbedingten Großmuth für die Kinder Israels übereilen wollte, und gegen die Vers. des Journals, die alle ihre Glaubensgenossen ohne Unterschied für Bürgerrechtsfähig auszugeben Lust haben. Dieses Journal erhält sich übrigens auf einem löblichen Wege, und liefert manchen sehr guten Aufsatz. Einer der Mitarbeiter, und geschätzter Schriftsteller, L. M. Büschenthal ist den 27. Dec. v. J. im 34. Jahre zu Berlin verstorben. Ein Abschnitt des Journals ist als Archiv zur künftigen Geschichte der Israeliten gewidmet, und erhält durch die Nachrichten aus vielen Ländern, auch für die Regierungen ein Interesse. Merkwürdig ist (S. 239 ff.) die Königl. Niederländische umständliche und treffliche Verordnung über den Unterricht der Israelitischen Jugend in den Gottesdienstlichen Schulen vom 10. Mai 1817. — Dieser Heft enthält übrigens Manches von Mendelssohn und über diesen berühmten Mann. S. 207 wird dem Talmud gar eine Heiligkeit zugeschrieben. (?) Wärs nicht an Vortrefflichkeit mehr als genug? — Die Ideen, die S. 161 ꝛc. von Moses Mendelssohn über die Propheten erzählt werden, erinnern wir uns in Spinoza Tract. theol. polit. auch gelesen zu haben. Ein sinnreiches Wort, das Mendelssohn von Kant anführt, dürfen wir zum Schluß der Anzeige wieder ins Andenken bringen: „Die Vernunft ist „bauluftig; (in Systemen) der Glaube will keinen „Schnörkel wegnehmen lassen." Möchten beide überall bald eine heilige Allianz eingehen!

Die Zeiten des Hrn. Professor Voß humpeln neben unserer Zeit fort. Das Märzheft enthält nichts von Interesse, was sich zu einem Auszuge für unsere Leser eignete. La Minerve française vom April d. J. klagt wiederholt über den Unfug, den die Missionarien treiben, und aus dem man wohl schließen dürfte, daß die Civilisation der großen Nation, außerhalb den Hauptstädten, ja vielleicht nicht einmal da überall, ziemlich gegen Deutschland zurück sey. Wir schlagen den Vortheil der vielen Haupt- und Residenzstädte bey uns wohl von dieser Seite nicht hoch genug an. Es wird in der Minerva gesagt, daß die Missionarien Frankreich fast eben so viel Böses zugefügt haben, als die fremden Armeen; daß sie den Saamen der Zwietracht und des Hasses täglich ausstreuen. Ein katholischer Geistlicher in Mans nannte sie in einer Schrift: „Schurken, die nur das schwache Geschlecht und „den Pöbel verführen können." In Mans brachten sie es dahin, daß man die Schauspieler abschaffen mußte, und Magistrate unterstützen diese gefährlichen Apostel. (Das sehr fehlbare Concilium von Trient stellte den Satz auf, „daß die Schwachheit „der Geistlichen, die sich einer weltlichen Autorität „unterwürfen, Abscheu verdiene." Jetzt unterwerfen sich weltliche Obrigkeiten gar den Einfällen fanatischer Missionarien; so weit wollen wir also nach etl. hundert Jahren rückwärts fortschreiten!) —

Wie in Deutschland, so wird auch in Frankreich noch gestritten, ob Grundbesitz allein alle bürgerl. Rechte zu haben verdiene. Pair Garnier hat zu Gunsten desselben einen Appel à tous les propriétaires en Europe, ou Manifeste de la Société contre tous les partis qui la tourmentent, geschrieben. Ein Aufsatz (S. 425 ꝛc.) de la Propriété industrielle, im Gegensatz der foncière, widerlegt ihn, und beruft sich auf Röderer: de la propriété considerée dans ses rapports avec les droits politiques. Der Streit verdient allerdings

eine genaue Erörterung und eine Vermittelung der Extreme. Es ist eine Art von beleidigender Anmaßung, wenn der Hr. Garnier nach obigem Titel seiner Schrift nur die Grundbesitzer zur Gesellschaft rechnen will. Das mochte in der rohesten Zeit wahr seyn, wo Niemand etwas anders als Grund und Boden zu der Gesellschaft einzulegen hatte, wo auch bey geringer Bevölkerung fast jeder wenigstens ein Stück einer solchen Actie besaß. Es mochte ferner wahr seyn, als die Feudalmaxime regierte: „Kein „Gut ohne einen Herrn." Aber seitdem die Vernunft die andere Maxime anerkennt: „Kein „Gut ohne Steuer oder Abgabe," hat sich auch der Grund offenbart, daß der Boden seine großen Vortheile von der Industrie zieht, und daß seine Besitzer diejenigen unbilligerweise von der Theilnahme an der Volksrepräsentation ausschließen, deren Fleiß und deren geistige Kraft auf ihre Art viel zur Veredlung der Gesellschaft beiträgt. —

Ein Hr. Duval hat ein neues Schauspiel La fille d'honneur geschrieben. Der Rec. macht S. 440 folgende Anmerkung. Von allen Ausdrücken unserer Sprache ist keiner so im Kredit am Hofe als das Wort Ehre. (nicht auch Gnade?) Dame d'honneur, gentilhomme d'h. etc. Auf dem Lande muß man den Titel Ehrenmann verdienen, wenn man ihn erhalten will. Ehedem hatten wir in Frankreich Ehrenjungfern, ein natürlicher Zufall brachte die Taille in einen etwas starken Widerspruch mit dem Hoftitel. Seitdem hat man nur Ehrendamen zugelassen. Deswegen habe Duval die Scene nach Deutschland verlegt. (Aber da will auch niemand Jungfer mehr heißen.)

Themis. „Erstes Heft eines neuen Journals, „das eine wissenschaftliche Zeitung, theologi„schen, juristischen und politischen Inhalts, und „zwar für Leser jeden Standes," vorstellen soll. Wie das möglich sey, wird uns Hr. v. Deyn in Jena schon noch zeigen, der sich als Verfasser nennt, und durch sein Project, die Menschen gegen billige Pränumeration eben so neu als glücklich zu verfassen, bekannt, wenn auch nicht berühmt, geworden ist. Jetzt sucht er im Eingange der Themis darzuthun, daß weder Theologen, noch Juristen und Politiker die Sache recht anzufangen wissen, und daß alle drei zum Theil in den Zwecken, gänzlich aber in den Mitteln irren. (Das ist doch ganz erstaunlich!) Ueber den armen August v. Kotzebue geht es à part noch her; es ist aber zu ertragen; wir wünschen ihm statt einer Replik, vielen Absatz. — In einem höchstpossirlichen Aufsatz über excentrische Köpfe, bringt er am Ende das Resultat hervor: „Man lasse jeden Kopf in seinen Würden." Das wollen wir denn auch mit dem Kopfe des Hrn. v. Deyn gar gerne thun. —

Morgenblatt für den Tag des Herrn. Von diesem Blatte, das Hr. Superintendent D. Jacobi in Waltershausen herausgiebt, erscheint jeden Sonntag eine Lieferung von einem halben Bogen und drüber in 4. Es enthält Betrachtungen über die Evangelien, geschichtliche Erinnerungen aus dem christl. Alterthume u. s. w. und scheint für die Erbauung eines gewissen Publikums sehr gut bearbeitet; es kommen auch Gedichte vor. Wir schreiben das kürzeste ab:

Menschenloos.

Von Mitternacht ist noch der arme Mensch umgeben
Verbaut die Aussicht ihm in diesem Leben —
Er schaut in sich, er schaut hinaus
Doch hier und dort herrscht Finsterniß und Graus.
Der Schatten, sein Begleiter, ist ihm lieb geworden.
Erst künftig strömt der Tag durch tausend goldne Pforten,
Die Wege kreuzen sich in ihrem Lauf,
Doch alle (?) führen noch zu Gott hinauf.

Herr von Duwaroff, ein Beförderer der Literatur in Rußland, und über einige Schriften von ihm.

Männer, die in Rußlands weiten Reichen das Licht der Wissenschaften zu befördern bemüht sind, verdienen immer einer Ehrenvollen Erwähnung. Zu ihnen rechnen wir den Präsidenten der kayserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, den Herrn Staatsrath von Duwaroff. Außer seiner frühern Schrift: Ideen zu einer asiatischen Akademie, und einer andern: Essai sur les mystères d'Eleusis, wollen wir hier einer Rede gedenken, die einen Maasstab mit abgiebt, nach welchem sich die Aufklärung in Rußland verbreitet, und einer deutschgeschriebenen Schrift: Nonnos von Panopolis, der Dichter.

1. Die Rede ist bei Errichtung zweier Lehrstühle für die orientalischen Sprachen am pädagogischen Centralinstitute gehalten worden, welche von ausgebreiteten Kenntnissen zeugt. Der Redner stellt die Wichtigkeit der orientalischen Sprachen auf, weil in Asien alle Religionen, alle Wissenschaften und alle Philosophien entstanden seien. „Die Sprachen sind Denkmäler der vorgeschichtli„chen Zeiten, und Beweise von dem Grade der „Cultur, auf welcher ein Volk steht. Nur die „Sprachen verdienen eine besondere Aufmerksam„keit, die eine Literatur haben. Eine Sprache „ohne Literatur ist wie ein Volk ohne Geschichte.

Digitized by Google

„— Die Literatur der Araber glüht wie ihre Sand-
„wüste. In Bagdads Prachtgebäuden, unter dem
„Schatten der Citronbäume an des Tajo und Qua-
„dalquivir Ufern, erklang das Geräusch der Waf-
„fen, zusammt den Tönen der Laute und Guitarre.
„Ihres Daseyns Spuren in Spanien erweckten
„Arioſto und die romantiſche Literatur. Die Per-
„ſer ſind die Franzoſen Aſiens. Vor Mahomed
„waren beide Nationen origineller als ſeither. —
„Die Literatur Rußlands entſtand, wie einſt die
„der Römer, erſt nach großen Eroberungen; bei-
„den mangelt Originalität. (Heyne ſchlug einmal
vor, die Ruſſen ſollten bei Bildung ihrer Litera-
tur die Griechiſche zum Grunde legen.) — Wenn
„ihr fraget, wo jenes Volk ſey, bey welchem die
„erſten Zeichen von freyen Begriffen zum
„Vorſchein kommen, ſo nennt euch die Geſchichte
„weder Römer noch Athenienſer, weder Karthager
„noch Spartaner; ſie verweiſet euch auf die Ger-
„manen des Tacitus. (Allein wie ſie aus ihren
Wäldern und aus einfachem Daſeyn, auf fremden
Boden hinüberſchritten, dieſen ihrer Gewalt und
ſich ſeinen üppigen Genüſſen unterwarfen, da trat
eine wilde Feudalfreiheit der Stärkern die geſetzli-
che der Menge mit Füßen.) — Die Geſchichte iſt
„die oberſte Richterin der Völker und Herrſcher.
„Wehe dem, der ihre Lehren nicht befolgt. Der
„Zeitgeiſt gleicht der gewaltigen Sphinx: wer das
„Räthſel nicht zu deuten vermag, iſt dem Tode
„verfallen.“ — (Leider wird ſolche Deutung ſelten
mit kühlem Blute, noch ſeltner mit warmer Men-
ſchenliebe verſucht. Dann treibt aber eine tolle
Logik ihr Spiel mit Schlüſſen vom Einzelnen aufs
Allgemeine, mit dem post hoc ergo propter hoc
etc. Man ſucht Verbindung in zufällig gleichzei-
tigen Dingen ꝛc. und nun handelt man — mit
eingebildeter Weisheit.)

2. Eine etwas frühere des Hn. v. Duwa-
roff iſt: „Nonnos von Panopolis, der
„Dichter. Ein Beitrag zur Geſchichte
„der Griechiſchen Poeſie.“ Von dieſem
Dichter haben wir durch den Hn. Prof. Gräfe
eine neue Ausgabe zu erwarten. Er ſchrieb frei-
lich in einer Zeit des geſunkenen Geſchmacks, da-
her ſein Gedicht, mit deſſen Tönen die letzten
Klänge der alten Poeſie verhallt ſind, ſchwülſtige
Stellen, zu viel Aufwand von Gelehrſamkeit und
Antitheſenſucht enthält. Das Gedicht Dionysia
con oder Bacchusfeier in 48 Büchern, (ohngefähr
die Kirmes der Alten) enthält aber auch geniale,
kräftige Stellen, und hat einen correcten Versbau,
iſt reich an Gedanken und Gefühlen. Dieſe An-
ſicht ſucht der geiſtreiche Verf. durch eine Blumen-
leſe ſchöner Stellen, und ſeine Bemerkungen gel-
tend zu machen, um den verkannten Dichter wür-
digen zu lernen. Es iſt zu bemerken, daß Non-
nos, der als Chriſt Verſe über das Evangelium
Johannis geſchrieben hat, dieſe heidniſche Mytho-
logie bearbeitete, und wie mehrere ſeiner Zeitge-
noſſen im Anfang des V. Jahrhunderts, eine eigne
Miſchung platoniſcher ꝛc. Begriffe mit den chriſtli-
chen verräth, welche letztern oft im Hintergrunde
ſtehen. So war z. B. ſein Zeitgenoſſe Syne-
ſius, der Biſchoff wider Willen, ein platoniſcher
Philoſoph. Er ſchrieb unter andern ein Lob der
Kahlköpfigkeit, ein Buch der Träume, über die
Vorſehung eine Art von Roman, und überall blickt
mehr der Poet, als der chriſtliche Theologe vor.
— Wir ſchließen mit einer Anmerkung des Hn.
von Duwaroff, in Beziehung auf die Dämo-
nologie der Platoniker, die, wie bekannt, auf meh-
rere Kirchenväter Einfluß ausgeübt hat. Er ſagt:
„Die Religion der Alten beſtand eigentlich nur
„aus zwey Theilen: Polytheismus für die Menge
„und Pantheismus für die kleine Zahl der Ge-
„weihten. — Dem Volke war Alles Gott, dem
„Philoſophen war Gott alles.“ —

Anekdote aus dem Zeitalter des Nonnos.

Weil wir einmal bis ins fünfte Jahrhundert der
chriſtlichen Zeitrechnung zurückgegangen ſind, ſo glau-
ben wir unſere Leſer, zur Abwechſelung mit den
nicht oft erbaulichen Tagesgeſchichten, mit einem
Hiſtörchen aus jener Zeit ein Vergnügen zu machen.
Theodoret, ein Zeitgenoſſe des Nonnos, und
auch ein Biſchof von Cyr wider Willen, (die möch-
ten jetzt ſelten ſeyn,) ein Mann von redlichem Sinne,
aber etwas gerngläubig wie es ſcheint, erzählt uns
in ſeiner Kirchengeſchichte, (Geſchichte der Gottliebe,
Gottliebhaber überſchrieben,) Kap. 1. folgende merk-
würdige Anekdote, von einem ſolchen Gottlieb, wie
man damals die nannte, die ſich von der menſchli-
chen Geſellſchaft abſonderten, und ſich auch, aus
frommer Eitelkeit, durch beſondere Tracht auszeich-
neten. Es war nämlich Jakob von Niſibe,
der auf einer Reiſe nach Perſien durch eine Stadt
kam, bei welcher ſich ein Brunnen befand. Eine
Anzahl junger Mädchen, wovon Einige ihr Linnen,
Andere ſich die Füße wuſchen, wurden den Anachore-
ten gewahr, und machten ſich über die ſeltſame Ge-
ſtalt wacker luſtig; ja ſie achteten ihn nicht einmal
ſoviel, daß ſie die Schleier übers Geſicht gezogen,
oder die aufgeſchürzten Röcke herumtergelaſſen hätten.
Eine ſolche Geringſchätzung und Spötterey und oben-
drein, einem frommen Manne Geſicht und Füße zu

zeigen, war zu arg, als daß der Heilige nicht auch einmal hätte böse werden sollen. Er verfluchte die Quelle, und weg war sie; aber das allerschlimmste kam nach. Die braunen Haare unserer frechen Schönen verwandelten sich plötzlich in weiße, und das glatte Gesichtchen bekam Runzeln über und über. Man denke, mit welchem Schrecken die armen Dinger nach der Stadt und nach dem Spiegel liefen. Da kannte sie weder Vater noch Mutter mehr. Endlich erzählen sie den Vorgang des Wunders, und alle Einwohner der Stadt legten sich aufs Bitten, der Heilige solle ihnen doch ihren Brunnen und den lieben Töchtern die Jugend wieder schaffen. Der fromme Mann mochte aber die naseweise Recension seiner Gestalt doch nicht ganz verdauet haben. Die Quelle stellte er wieder her; aber die zweite Gnade schlug er unerbittlich ab. (Wir wetten, kein Mädchen aus jener galanten Stadt wird wieder über einen Mann gespottet haben, wenn er sich nicht wie ein junger Fent trägt, den sein Schneider frisch ausstaffirt hat.)

Dieser Theodoret hatte übrigens manche bittere Erfahrung gemacht und von ihm ist das Urtheil über die Concilien zu merken. Er behauptet, „von solchen Versammlungen sei nichts Gutes „zu erwarten, daher Gott die Bemühungen des Satans nicht verhindere." Daß dergleichen Verhinderung nicht immer statt gehabt, lehrt unter Andern Royko's Geschichte des Conciliums von Costnitz. —

Ein Wunderbalsam.

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat Hr. Constantio eine Denkschrift über die wunderbaren Wirkungen eines Balsams verlesen, der in etlichen Dörfern von la Mancha, (also wo Ritter don Quixote zu Hause war?) bekannt ist. Die Einwohner hatten an etlichen gebissenen Thieren bemerkt, daß sie den Blutfluß durch das Reiben an etlichen Pflanzen stillten. Die Regierung ordnete einen Hrn. Malatz ab, um die Thatsachen zu prüfen, und fand, daß die Einwohner aus fünf Arten Pflanzen einen Balsam bereiteten, der Geruch und Farbe wie Lorbeeröl hatte, und den man mit Baumöl verdünnt brauchte. Man stellte viele Versuche an, stach Tauben, Kaninchen u. s. w. Nägel durch den Kopf, und heilte sie mit etlichen Tropfen solchen Balsams. Er heilt die schwersten Gehirnwunden, stillt den Blutlauf, hindert Eiterung und Brand. Hr. Constantio erwartet eine neue Lieferung davon, um seine Versuche zu wiederholen. (Es wäre sehr der Mühe werth, einen solchen Balsam zu besitzen. Wir wollen aber doch erst neue Versuche im Beiseyn unbefangener Sachverständiger abwarten.)

Kurze Notizen.

Für die Geologie hat Hr. Scipio Breislack, einen geologischen Unterricht geschrieben, der vom Hrn. Campmas aus der Handschrift unter dem Titel: Institutions geologiques ins Französische übersetzt, und zu Mailand in 3 Bänden herausgegeben worden ist. Dem Auszuge in der Bibl univers. zufolge, scheint das Werk für die Geologen von grossem Interesse zu seyn, und manche neue Ansicht über die Geschichte und Bestandtheile unserer Erdkugel, auch manches Argument zu Gunsten der Vulcanisten zu enthalten. Der Einwurf Pino's und Anderer wider das vulcanische System, daß diesem der Urkalk nicht ohne Zerstörung würde haben widerstehen können, wird seit J Halls ersten Versuchen, durch wiederholte Neuere widerlegt, zufolge welcher gewisse Marmor- und Kreidenarten die Einwirkung des Feuers überstehen, ohne ihren kohlensauern Stoff zu verlieren; die Kreide wurde in Cristallmarmor verwandelt, wovon die merkwürdigen Produkte dem französ. Institut mitgetheilt worden sind. —

Unter dem bescheidenen Titel: Catalogue misonnée des Espèces et varietés d'Aloés, ist eine treffliche Monographie aller schon beschriebenen und noch nicht beschriebenen Aloëarten 1817 herausgekommen. Sie ist von dem Fürsten von Salm-Dyck. Bei dem Schlosse Dyck bei Aachen ist eine sehenswerthe botanische Anstalt, wo besonders die sogenannten fetten Pflanzen eine große Zahl ausmachen, so daß man ihre Geschichte verfolgen, ihre Charaktere vergleichen kann u. s. w. Auf diesem Wege lernen wir die einzelnen Theile des großen Schauplatzes der Pflanzenwelt immer besser kennen. Wir dürfen hier das große Verdienst berühren, das der stets rege Geist des Grosherzogs von Weimar um die Botanik durch die schöne Sammlung seltner Pflanzen in Belvedere erwirbt.

Fürsten, die sich mit zarter Neigung an unschuldige Gewächse hängen, erheben mit dem geschärften Blicke in dem unermeßlichen Haushalt der Natur, die Gefühle, die ihrem großen Berufe wohlthätig zu Hülfe kommen. — Was jene Aloë-Beschreibung betrifft, so erstreckt sie sich auf 88 Arten, und berichtigt viele Ideen über diese Gewächse.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 40. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Kurze Erinnerung an Camoens und die portugiesische Literatur.

Dom Joze Maria de Souza Botelho hat in Paris eine Prachtausgabe der Lusiade des Camoens, mit Kupfern nach Zeichnungen von Gerard, veranstaltet, und einen sorgfältig verbesserten Text nach Vergleichung der frühern Ausgaben geliefert. Es ist ein rein patriotisches Unternehmen für diesen großen Dichter seiner Nation; denn der Herausgeber bestimmt die ganze Auflage blos zu Geschenken, theils an die großen Bibliotheken des Portugiesischen Reichs in Europa und in Indien, theils an einige andere Bibliotheken und Freunde. Camoens, Soldat, eifriger Patriot und Dichter zugleich, war im ersten Viertel des 16ten Jahrh. gebohren, und ist einer von den unglücklichen Männern, die sein Zeitalter hungern ließ, und die Nachwelt feiert. Sein treuer Sclave aus Java, Namens Antonio, lief zuletzt des Nachts durch die Straßen um Almosen für seinen Herrn zu sammeln. Er lag auf dem Elendslager, im Innern verwundet von der Undankbarkeit seines Vaterlandes, als er die traurige Nachricht von der Schlacht bei Alcarerquivir und dem Tode des Königs Dom Sebastian erfuhr. (1578.) Da dachte Camoens an nichts als an das Mißgeschick seines Vaterlandes, und rief, indem er sich vom Lager aufrichtete: „Wenigstens „werde ich mit ihm sterben." Er starb 1579 im Hospital, früher hatte er seinen einzigen Beistand, den Sclaven Antonio, verlohren. Dom Souza sagt in der Vorrede: „Die Lusiade ist ein Denk„mal des Nationalruhms. Für uns ist es also von „eben dem Werth als in den Augen der Griechen „die Iliade. Wir finden hier die Hochthaten, die „Siege, die Arbeiten unserer Ahnen; jeder Portu„giese hat um so größern Theil daran, als die „Nation klein ist. Jede edle Familie findet hier „ihren Namen, und die besondern Thaten der Vor„fahren. Jede Stadt, jeder Flecken ist genannt. „Wir sind die Erhaltung und Fortdauer eines gro„ßen Ruhms dem Camoens schuldig. Könnte Je„mand unter uns eine so niedrige Seele haben, daß „er nicht für unsern Dichter den Enthusiasmus der „Dankbarkeit empfinden sollte? — (Bibl. univ. „Tom. IX.) — Wer nun blos das heutige Portugal aus den Zeitungen kennt, der wird kaum die Möglichkeit ahnden, daß es einst sehr große Männer, kühne Seefahrer, einen wissenschaftlichen Ruhm gehabt hat. Der Lichtstand dauerte freilich kurze Zeit. Eine heuchlerische Parthey machte dem König Johann III. weiß, daß die Wissenschaften an der Religions-Reformation schuld wären, und die Erziehung fiel in diese Hände, wodurch das Volk von Stufe zu Stufe in einen finstern Zustand von Unwissenheit und Knechtschaft hinabgestoßen wurde, wie die Geschichte wenige ähnliche Beispiele hat. Auch die Regenten waren nichts als die vornehmsten Unterthanen dieser Verfinsterungsparthey. Man durfte nicht mehr denken, sich nicht mittheilen, nicht mehr gemeinschaftliche Gefühle für Nationalgegenstände nähren; kann man da ein Leben einer Nation erwarten? Joseph I. fing an diesen dicken Nebel (zwischen 1760—70) zu zerstreuen. Er reformirte das Schulwesen, stiftete eine Adelserziehungs-Anstalt, nach guten Prinzipien u. s. w. und benutzte weislich den damaligen Bruch mit Rom dazu. Die jetzt übrigen Spuren von Selbstdenken rühren aus jener Zeit her, wo unter andern der große Theologe Antonio Pereira sehr viel mitwirkte; auch die Erneuerung der Universität von Coimbra gehört hieher, und es erschienen nun viele gute Schriften. Nach Josephs Tode regten sich die Nachtliebhaber wieder, ohne jedoch alles wieder zerstören zu können. Es wurde vielmehr im J. 1779 eine Akademie der Wissenschaften, auf Anregung des Herzogs von Braganza, Onkels der Königin, errichtet, welche aus 3 Classen besteht, der mathematischen, der phisicalischen Wissenschaften, und aus der Sprache, Literatur und Landesgeschichte. Für die letztern ist seit 1788 vieles in Aufsammeln von Manuscripten und andern Denkmälern geschehen. Für die Ergründung des Geistes der portug. Sprache, auf welche die Römer, Nordländer und Araber nach und nach eingewirkt haben, hat Ribeiro dos Santos das Meiste geleistet. Poesie und Beredsamkeit sind nicht weiter vorgerückt, als sie zur Zeit Josephs I. waren. Zwei Geistliche, de Castro, und der Bischof de Lemos verdienen noch im Andenken zu bleiben, ihres Eifers für Wissenschaften, und ihres

Ausgegeben den 6. May.

Muthes wegen, womit sie sich den Finsterlingen bei den Erziehungsanstalten entgegen gesetzt haben. Ueber den neuesten Zustand der Literatur und Aufklärung nach den großen Ereignissen der Zeit bedarf es erst weiterer Nachrichten.

Etwas von unserm Criminalrecht.

1. Rezept zu einem Menschen nach der juristischen Humanitätstheorie. Recipe: Eine Seele im Stande der Unschuld, ziehe ihr einen höchst subtilen Leib an, der kein Lüftchen, kein dunkles Zimmer, keine harte Kost vertragen kann; der keine Zeit hat, seinen Proceß lange abzuwarten. Einen solchen lieben Menschen muß man auf's zarteste behandeln, wie er sich auch geberde, man darf nicht einmal seinen Geständnissen eines vorliegenden Verbrechens recht glauben, und muß ihn, wo irgend möglich, wieder laufen lassen, je verstockter er sich zeigt. Damit aber dem Juristen die philosophische Behandlung erleichtert werde, so tritt

2. die medicinische Facultät hinzu, und zeigt besonders bey Mordthaten den höchsten Aufwand von Kunst, um das Gericht über die Art und Weise der Tödtlichkeit irre zu machen. Ja, man fängt an zu beweisen, daß es verborgne Krankheiten des Willens gebe, die der Zurechnung in den Weg treten sollten. Vortrefflich, in der Absicht, Menschheit als solche zu ehren, und Menschenleben dieser Achtung gemäß, auf's schonendste zu behandeln. Aber auch eben so bewährt in der Anwendung? Man denke sich Landstreicher, die vielleicht von Jugend auf öfters einen Stein zum Kopfkissen, den Himmel zur Decke, uud eine Höhle zum Besuchzimmer hatten; Straßenräuber, deren Körper mit jeder Abhärtung vertraut ist; Bösewichter, die jeder Rührung, jedem guten Gedanken Hohn sprechen, und die mit den sentimentalen Prinzipien und den engern Grenzen der Untersuchungsregeln bekannt, sich am leichtesten loslügen, um von neuen wie ein reißender Wolf auf die Heerde ruhiger Staatsbürger zu fallen. Nun denke man sich Richter, durch höhere Bildung, ästhetische Lectüre und subtile Criminalrechtstheorien verirrt, wie sie nicht das Individuum, den wilden Sohn der Erde, nicht die ruchlose Dirne, den lasterhaften Staatsdiener, den Auswurf der Gesellschaft, ins Auge fassen, sondern mit gelehrter Täuschung nach der Höhe blicken, wo die Fantasie in der Luft ein Fantom, ohngefähr nach unserm obigen Recept geformt und Mensch getauft, erblickt. Sie hegen und pflegen es im Gefängniß so, daß es sich kaum wieder heraus sehnt; oder sie finden überall erkünstelte Milderungsgründe, um durch ein gelehrtes, auf jenes Fantom passendes Urtheil, die öffentliche Meinung an der Strafgerechtigkeit irre zu machen, und den Staat zu gefährden.

3. Man lese die neuesten Criminallisten, z. B. Henke — Meister — Grolmann, — Feuerbach u. s. w. wie widersprechen sie einander; wie weichen ihre Lehrbücher und die Gesetzgebungen von einander ab; und wie oft trägt man die abweichende Theorie in das anzuwendende Gesetz hinein. —

4. Zwey der wichtigsten Lehren sind die der Zurechnung, und die der Lethalität.

Bei der erstern tritt jetzt Herr Professor Grohmann in Hamburg mit Anfechtungen auf, die er in einem Aufsatze des vierten Heftes der Zeitschrift für psychische Aerzte, unter der Aufschrift: „Ueber „krankhafte Affektionen des Willens, „ein Beitrag zur Beurtheilung krimineller Handlungen" ausgesprochen hat. Er theilt diese Affektionen ab: 1. in Betäubung der freien Willenskraft; 2. in Verrückung der freien Willenskraft; 3. Ohnmacht des Willens durch Ueberreizung oder Wuth; 4. Hemmung der moralischen freien Kraft durch Entzündung oder Ausartung thierischer Triebe. Nicht den Versuch näherer Bestimmungen und psychischen Rücksichten tadeln wir, aber warnen müssen wir, vor den medicinischen Eingriffen in die Zurechnungstheorie, vor der bedenklichen Tendenz psychischer Entschuldigungstheorien, vor der verkehrten Anwendung aus vermeinter abstracter Philosophie, und vor der unbedingten Vermischung der moralischen mit der juristischen Zurechnung, vor der Vermengung der Grenzen des Gesetzgebers im Allgemeinen, und des Richters im concreten Falle. Die Aerzte erstrecken ihre Galanterie besonders auf die Kindermörderinnen. Herr Grohmann hat in seinem Aufsatze (S. 481.) über Hallers Theorie (von den gewissen Exacerbationen, welche die freie Kraft des Willens in Betäubung umändern) weiter nichts als die tägliche Erfahrung von der Menge liederlicher Dirnen vergessen, die dem männlichen Geschlecht entgegen kommen, die ihren Kindesmord voraus überlegen, und das gar nicht um eines vermeintlichen Schaam- und Ehrgefühls willen, wie die Humanitätsperiode vor 30 J. in Schriften annahm, sondern um der Beschwerlichkeit der Aufziehung zu entgehen, und bald wieder von vorne anzufangen. Freilich sind unsere schlechten Alimentationsgesetze mit schuld, die die vornehmen Väter schonen.

In der Lehre der Lethalität verdient eine Schrift des Herrn D. Kausch „über die neuen Theo-

Digitized by Google

„rien des Criminalrechts und der gericht„lichen Medicin mit Vorschlägen zur „Verbesserung beider Disciplinen" wie uns dünkt, die Aufmerksamkeit der Kenner und Rechtsfreunde. Für solche hat unser Blatt diese Gegenstände berühren sollen.

Die falsche und die ächte Somnambüle.

Es gewinnt das Ansehen, als ob die Anhänglichkeit an die Wunder des Magnetismus ziemlich im Abnehmen begriffen sey. Desto besser! Wir würden doch eine Thorheit des Zeitalters los. Zu den Antagonisten dieser Nervenkitzeleien müssen wir den Verfasser eines Schriftchens rechnen, das wir vor uns haben, und das betitelt ist: „Kurze, „aber getreue Erzählung, der so lange „die Welt steht unerhörten Geschichte „einer Somnambüle, genannt Elsabe „Schlung ꝛc. Ein Anhängsel zur Job„siade, von Dr. C. A. K." Wir können nicht sagen, ob es eine Anspielung auf einen bestimmten Fall enthalte; aber die Absicht, den Somnambulismus lächerlich zu machen, und die Absurdidäten dieser Art blos zu stellen, ist nicht zu verkennen.

Wir wollen uns daher mit dieser falschen Somnambüle, welche jene gläubigen Herren doch nicht gelten lassen werden, weiter nichts zu schaffen machen, und halten es für nützlicher, auf eine frühere Art von zweifelsohne ächten Somnambulismus aufmerksam zu machen, den man den frommen nennen kann. Es wird uns manches Ereigniß der vorigen, und wer weiß? auch der neuern Zeit daraus verständlich. Denn erst kürzlich hat der Herr Graf von Stollberg einer Somnambüle dieser Art, der heiligen Catharine von Siena, aus dem 14ten Jahrhundert, eine feurige Denkschrift gewidmet, obgleich berühmte Zeitgenossen allerley Zweifel und Bedenken gegen sie aufgebracht haben. Uns ist es um eine unbestritten ächte zu thun, und da wüßten wir vor der Hand keine, die die Zweifler so beschämen wird, als die berühmte Mutter Alacoque. Sie hat nicht nur viel später und unserer Zeit näher gelebt, als die verdächtige Catharine, sondern auch an ihrem Lebensbeschreiber, dem Bischof von Soissons, nachherigen Erzbischof von Sens, einen unverwerflichen Gewährsmann gefunden, daher wohl jeder Unpartheiische die Thaten der Alacoque den Wundern jener heil. Catharine in Absicht auf Glaubwürdigkeit ohne Bedenken vorziehen wird, wiewohl sie zum Theil einige Aehnlichkeit mit einander haben. Das Werk des Herrn Bischofs, der obendrein Mitglied der französischen Academie, und des vornehmen geistlichen Gewissensraths gewesen, ist in Paris im Jahr 1729 herausgekommen, unter dem Titel: La Vie de la vénérable mère Marguerite Marie, Religieuse de la Visitation etc. morte en odeur de Sainteté en 1690. Was gleich anfangs das Zutrauen des Lesers bestechen hilft, ist, die Attestate etlicher Prälaten gar nicht gerechnet, die sehr verständige Bemerkung des Herrn Bischofs, „daß man mit Ungläubigen umgeben sey, man mithin alle Behutsamkeit nöthig habe, um keine Blößen zu geben, als ob man vor ihren Augen falsche Wunder, oder zweifelhafte bestätigen wolle." Vielleicht steht damit der Umstand in Verbindung, daß die meisten Exemplare an vielen Stellen mit Cartons zugedeckt, folglich einige Züge späterhin gemildert worden sind. Von dem Leben der Margrethe Alacoque erwähnen wir nun folgendes: Sie war aus geringem Stande in Burgund gebürtig und legte schon im vierten Jahre das Gelübde der Keuschheit ab. (Auf alle Fälle ein Vorzug vor unsern jetzigen Somnambülen.) Blos der Satan war schuld, daß ihr dieses Gelübde später gereuet hatte, und sie etwas weltlichen Sinnes geworden war. Dafür hat sie ihrem Leibe die übertriebensten Qualen angethan, sich Arme und Rippen mit eisernen Ketten zusammengeschnürt, die bis auf den Knochen drangen. (Die heil. Rose hing gar ein Schloß an ihre Kette, und warf den Schlüssel in den Brunnen.) Nun kamen die Gesichter. Der Herr Christus erschien ihr oftmals, warf ihr bald Untreue vor, bald ermahnte er sie und sagte ihr viel liebreiches. Im Kloster, wohin sie sich im 23sten Jahre begab, legte sie noch dem Herrn Bischof ein Zeichen des höchsten Gehorsams ab, weil sie Käse aß, den man ihr gab, und der ihrer Natur ganz zuwider war. Sie fiel darüber in Ohnmacht. „Ein solcher Akt der heroischen Geduld, sagt der Biograph, will mehr bedeuten, als Krieg und Sieg." Zwei Jahre nachdem sie Profeß gethan, erschien ihr der himmlische Bräutigam und ließ ihren Kopf sanft auf seiner Brust ruhen. Späterhin begehrte er ihr Herz. Sie gab es ihm (versteht sich wohl im magnetischen Schlafe?) er that es in das seinige, das sie durch die Wunde in seiner Seite sehen konnte, und das wie die Sonne glänzte. Da kam ihr das ihrige vor wie ein Atom, das sich in diesen Glühofen (Fournaise) stürzte. Unser Herr zog es wieder heraus und that es ihr ganz glühend an seinen Platz. Sie behielt dort immer beständiges Brennen. Der Herr sagte ihr auch einmal: „Ich bins zufrie„den, daß du den Willen deiner Obern dem meinigen „vorzieheſt, wenn sie dir was verbieten, was ich dir

eboten habe." (Diese Offenbarung sollte man in Rom mit goldnen Lettern bekannt machen, um den schuldigen Gehorsam gegen die Geistlichen Obern ohne alles Grübeln wieder mehr zu Ehren zu bringen.) Sie gehorchte daher auch sogar der Glocke zur Kirche so pünktlich, daß sie das halbe Wort verschluckte, wenn sie im Sprechen war, und forteilte. Dem ohngeachtet war sie vor den Besuchen des Satans nicht gehorgen, der einmal den Stuhl hinter ihr weggezogen, daß sie sich derb zur Erde setzte, ein andermal sie zur Treppe herunter warf. Sie vermachte sich selbst in einer mit Blut unterschriebenen Urkunde dem himmlischen Gemahl (1678.) der ihr dagegen ebenfalls mit blutiger Schrift sein Herz schenkte, worauf sie sich seinen Namen mit einem Federmesser auf die Brust einschnitt, und da die Spuren vergehen wollten, sie mit einer brennenden Kerze erneuerte. Auf dessen Befehl brachte sie einst 50 Tage ohne zu trinken zu. Sie prophezeihte aber auch, als ächte Somnambüle, z. B. einer Pensionärin, daß sie nicht in diesem Kloster bleiben werde; auch wurde diese wirklich wo anders Nonne. Sie wußte genau anzugeben, wie lange eine Superiorin von Aneci hatte im Fegfeuer bleiben müssen, u. dergl. (was mehr sagen will, als wenn unsere Somnambülen zugemachte Briefe lesen.) Am meisten hat dieses Gefäß der Gnade beigetragen, um die von den Jesuiten vormals sehr gepflegte Andacht zum Herzen Jesu in den Gang zu bringen. Sie hat auch Krankheiten geheilt und Rath gegeben, besser als unsere Somnambülen. Ihren Tod hat sie verkündet. Man denke über diese Somnambülen nach, und über das Buch des heil. Bischofs, das, wie er sagt, für gründlich tugendhafte Seelen geschrieben ist, also doch die lautere Wahrheit? —

Unsere Zeit.

Es ist ein merkwürdiges Buch erschienen, betitelt: Versuch einer Darstellung unserer Zeit. (Zwei starke Bände.) Der Verfasser hat sich nicht genannt, allein er sei wer er wolle, niemand wird ihm absprechen, daß er ein sehr geistreicher Mann ist, wenn man auch seine Meynungen bei weitem nicht Alle unterschreibt. Es ist wahr, er hat sich zu einem Standpuncte erhoben, wo die Erde tief unter ihm liegt; aber so tief, daß nicht selten Wolken zwischen ihm und ihr sich lagern, die er jedoch nicht immer für Wolken erkennt. Aus dem, was er gesehen und erfahren, (und das ist viel) zieht er bisweilen Schlüsse, die nur der Wunsch, seine Hypothese zu stützen, ihn konnte finden lassen. Er bedient sich mancher fremdartigen Lieblings-Ausdrücke, mit welchen er vielleicht selbst keinen ganz klaren Begriff verbindet. Er ist der Kunst nicht mächtig, mit Wenigem viel zu sagen; er sagt viel aber mit Vielem, wiederholt sich oft, fällt zu oft in den Kathederton, und darum kann man sein Werk, ohne zu ermüden, nur in kleinen Absätzen lesen; man muß gleichsam Student werden, und die Vorlesung des Professors täglich nur auf kurze Zeit besuchen. Endlich beweißt er auch eine Vorliebe für Preußen, die oft mit der Höhe kontrastirt, auf welche er sich gestellt. Dies sind die Bemerkungen, die, wider unsern Willen zu der wohlverdienten, hohen Achtung sich gesellet haben, welche sein Geist uns abgenöthigt hat.

Er hat gefunden, daß Jeder, nach seiner Denkweise, seiner Stimmung, seinen beschränkten Erfahrungen, der Zeit zu thun oder zu lassen aufgiebt, was ihm irgend eben das rechte dünkt, ohne das geheime Gesetz zu kennen, welches sie befolgt. Darum ist sein Zweck, den innersten Geist dieser Zeit philosophisch auszumitteln. Denn die Welt, so reich an Gestalten und Erscheinungen, gleicht einem Strome, der weder Ursprung, Lauf und Ziel, noch die tief verborgene Gestalt seines Bettes verräth, sondern dem flüchtigen Beschauer nur ein undeutliches Bild von dessen eigener Gestalt wieder giebt. Jeder Abschnitt der Zeit hat, wie die Musik, ihren eigenen Grundton; die übrigen Töne bleiben immer dieselben, allein sie müssen diesem Grundtone sich fügen. —

Der Beobachter, so hoch er sich auch stellen möge, bleibt ein Mensch, der nie die Schranken seines eigenthümlichen Daseyns zu verleugnen vermag, sondern unwillkührlich Allem das Gepräge seiner Erfahrungen und Umgebungen, seiner Sprache und Sitten aufdrückt. (Und das ist auch dem Verfasser oft wiederfahren.)

Das gesammte europäische Leben zerfällt in zwei große Hälften, deren eine mehr an der äußern Gestalt und Erscheinung der Dinge hängt, die andere mehr von ihrem verborgenen, unendlichen Leben angezogen wird. An die Spitze jener stellt der Verfasser Frankreich, an die Spitze dieser Deutschland. — Er stellt den Grundsatz fest, daß, wie der einzelne Mensch Stufenjahre hat, es auch für das ganze Menschengeschlecht Stufenalter giebt. Es durchläuft die Kette der Erscheinungen, erkennt in jeder den Geist, und bringt endlich hindurch zu dem, von dem sie Alle stammen, und der schon in des Menschen frühester Kindheit dessen Gemüth in wunderbaren Anklängen berührte.

Das Christenthum ist die Grundlage und der

Träger der neuern Zeit. In zwei große Hälften hat überhaupt die Zeit sich gespalten. Das Alterthum hieng an der Form; das Christenthum neigt sich zu dem Geiste. Der Verfasser stellet die hervorstehenden Merkmale beider Zeiten folgender Gestalt einander gegenüber:

Religiös.

Heydnisch. Antik. Form.	Christlich. modern. Gehalt.
Frommes Staunen (?)	Frommer Glaube.
Götter	Heilige.
Mythen	Legenden.
Philosopheme	Dogmatisches.
Schulen	Speculation.
Individuelle Ansicht	Allgemeine Toleranz.
Besonnener Zweifel	Leere Aufklärung

und diese Gegensätze führt er sittlich, politisch, künstlerisch und wissenschaftlich durch. —

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die des Pulvers nennt er die unentbehrlichen Stützen der Reformation; denn jene zerstörte den Glauben, diese das Ritterthum. Auch die erweiterte Schifffarth, (durch den zur See nach Indien gefundenen Weg) und die Einführung des Postwesens, zählt er zu denjenigen Begebenheiten, die der Reformation leichtern Eingang verschafften. Diese betrachtet er übrigens nicht als Urheberin großer Veränderungen, sondern als Folge und Aeußerung lange schon verborgen waltender Kräfte.

Der größte und frühere Theil des 18ten Jahrhunderts ist ihm ein großer negativer Zustand, gleich dem, der auch in der äußern Natur einer großen Erschütterung voran zu gehen pflegt. Ein ganzes Zeitalter, oder eine zusammenhängende Reihe von Begebenheiten einem einzigen Manne zuzuschreiben, scheint ihm eine gar zu menschliche, bequeme Erklärungsweise. Große Männer sind nur die hervorstehenden Enden des im Innern schaffenden, untheilbaren Geistes. Daher sei es sehr abgeschmackt, allen Haß auf ein paar Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zu werfen, als ob sie, gleichsam der Gottheit zum Trotz, ein ganzes Zeitalter geschaffen hätten.

Der Verfasser zeigt, wie das germanische Element in Europa immer mehr untergehen und Frankreichs Einwirkung immer allgemeiner werden mußte. Nur Friedrich der II. habe Verstand, Einheit und rücksichtslosen Willen gezeigt, daher er auch der Einzige gewesen, der einen Zweck hindurch geführet. — Bedeutend findet er noch in jenem Jahrhundert, den immer sich verstärkenden Einfluß Rußlands auf die Händel Europa's, und die abhängig werdende Gestalt des Handels durch das steigende Uebergewicht Englands. Nur Preußens Fortschreiten habe sich heilsam bewährt.

Die Mängel der vormaligen Reichsverfassung schildert der Verfasser mit starken aber treffenden Zügen, und meynt, man dürfe Frankreich eben nicht so erbitterte Vorwürfe wegen seiner Einfälle und Plünderungen machen, da die Versuchung so lockend gewesen. Hingegen dürfe man doch nicht der, in ihrer Art einzigen und in der Idee erhabenen, Anstalt des Reichsgerichts vergessen, welches kein Unrecht der Großen duldete und wie ein warnendes und strafendes Gewissen über den Ländern wachte, obgleich es durch Förmlichkeit dem eigenen Ansehen schadete.

Die Züge jener Zeit zusammengefaßt, entdeckt der Verfasser einen, aufs Allgemeine gewandten, von keinem besondern Gefühle bestochenen Geist, neben klügelnder Vielwisserey und unausführbaren Planen; ein behagliches Gefühl der Sicherheit bei knechtischem Sinne; eine Zartheit im Gefühl und Wohlwollen, neben schlaffer, selbstsüchtiger Freude am Genuß; Sinn für Anstand und gefällige Form neben Heucheley und versteckter Argheit.

Die neuere Zeit soll sich in Europa durch zwei große, im Grunde sich ganz gleiche, nur germanisch und fränkisch geschiedene, Erscheinungen angekündigt haben, in Frankreich durch die Revolution, und in Deutschland durch die idealistische Periode. Dieses Paradoxon sucht nun der Verfasser zu beweisen, und fällt dabei selbst in den vorher gerügten Fehler, indem er einigen Schriftstellern einen viel zu großen Einfluß beimißt. Er stellt im gesteigerten Jahrhundert (wie er es nennt) germanisch und fränkisch folgender Gestalt gegeneinander:

Idealismus	Revolution.
Innerlich	Aeußerlich.
Moralisch	Politisch.
Begriffe	Rechte.
Zweifelnd	Zerstörend.
Geistige Freyheit	Zügellosigkeit.
Ideal-Mensch	Freyheit und Gleichheit.
Begeisterung für die Idee	Für Menschen-Rechte.
Denkend	Handelnd.
Ruhig forschend	Ungestüm brausend.
Frommer Ernst	Schwärmerey.
Entsteht aus gehemmter Denkfreyheit und unbefriedigter Sehnsucht	Entsteht aus Bedrückung.

Digitized by Google

Kant's größere Bedeutung soll darin bestehen, daß er mehr niederriß als bauete. Sein System sei der letzte Triumph eines sinnlich-mathematischen Strebens, Irdisches und Geistiges unter sich zu verknüpfen. Fichte hingegen beherrsche den höchsten, unübersteigbaren Gipfel alles Strebens vieler vorangehender Jahrhunderte, und erst eine spätere Nachwelt werde ihm den Standpunct anweisen, der ihm gebühre. Aus der Tiefe des Innern habe er die Welt hergeleitet, während Schelling und Jacobi, vom Zweifel geängstigt oder ungemüthlich angesprochen, durch die sonnige Höhe der Beschauung den Kampf gegen ihn eröffnet hätten. — Fichte und Buonaparte werden einander gegenüber gestellt, der erste als der Mann, der ein langes Streben am Ende einmal recht klar aufgefaßt, und in dem Reiche der Gedanken vollendet ausgesprochen hat; der letztere als Spitze und Vereinigungspunct des revolutionären Treibens, ein persönlicher Begriff aller Begriffe, starr, gebieterisch, in seinem Busen alle die unterdrückten oder gemordeten Helden der letzten Vergangenheit verschließend, die große Ideal-Nation im Bilde u. s. w. — Hier stoßen wir auf folgende wahre Bemerkung:

„Wir wollen es uns frey gestehen, aus welchem „Lande und Himmelsstriche wir auch stammen mögen, „daß wir auf irgend eine Weise das Gesetz der Zeit „an uns erfahren haben. Denn wollte irgend Ei„ner sich und seine Umgebungen etwas Besserm rüh„men, so möge er wohl erwägen, daß nur Wenige „auf der Höhe der Zeit es über ein leidendes Verhal„ten und bedeutsames Schweigen hinausgebracht ha„ben, und Viele dagegen besser erscheinen, weil es „ihnen an Muth oder Gelegenheit gebrach, thätig „aufgetreten und den Grund des Herzens zu ver„kündigen. Hinterdrein gut reden, ist ein geringes „Verdienst u. s. w." — Napoleon nennt der Verfasser den merkwürdigen Darsteller einer großen Rolle, den vollendeten Schauspieler seiner Zeit. —

Er ist nicht der Meynung, daß mit unserer Zeit ein ganz neues Zeitalter anhebe, und wir den unnützen Wust des Vergangnen auf einmal wie ein altes Gewand von uns zu werfen haben. Die Vergangenheit ist ihm, da wo sie die Gegenwart berührt, eine allmählig fortschreitende Annäherung zu einem abermaligen großen Wendepuncte unserer Geschichte, einer großen Entwicklungsstufe der Menschheit, der fortgesetzte Zeitraum einer geistigen Weltherrschaft und einer, im Selbstbewußtseyn begründeten, Reife des Geschlechts. — Jeder fühle sich jetzt als ein abgerundetes Ganze, und fordere als Solches Rechte und Ansprüche, wie sie sonst wohl nur einer Körperschaft gebührten. —

Manche klagen bitter, daß, nach wenigen Augenblicken der Erhebung und des fröhlichen Muthes, allenthalben die alte Trägheit und Selbstsucht sich wieder einstelle. Diesen giebt der Verfasser zu bedenken, daß der allgemeine Unmuth und Widerstand gegen Unterdrückung mit dem Sturz des Unterdrückers nothwendig aufhören mußte. — Es habe noch keine Zeit sich je vermessen, die kurze Spanne, in welcher ein Mensch eben Muse genug besitzt sich umzusehen, für den Punct auszugeben, auf welchem der Flug oder Seegen künftiger Jahrhunderte beruhe; vielmehr wären Inhaltsvolle, bedeutende Zeiten stets bewußtlos wie alle Größe gewesen, hätten die Umstände behandelt wie sie sich darboten, das Künftige aber freudig Gott anheim gestellt. Unzufriedenheit sey nicht immer eine kräftige Sehnsucht nach dem Bessern, sondern stets die Begleiterin höherer Cultur. — —

Die Central-Puncte des geschäftigsten Treibens der Zeit sind in diesem Augenblicke Frankreich und Deutschland. England hat längst alle jene Erscheinungen schon erlebt und verarbeitet, und spielt jetzt, durch seine Lage unterstützt, die Rolle eines gelassenen, unerschütterten und mächtigen Einwirkens auf beide Theile. Es hat das Glück seiner Einwohner (?) längst vor beyden voraus, und kann politisch nur als ein Ziel des Strebens für das übrige Europa da stehen. Italien ist erstarrt, Spanien gelähmt, Schweden sucht mühsam, aber fruchtlos, verschiedenartige Elemente zu mischen. Die, in der Anregung begriffenen, Völker werden entweder ihre Selbstvergötterung immer kühner fortsetzen, oder, ermüdet und gesättigt, die Welt fahren lassen, einstimmig einer höhern Macht die Ehre geben, und zu deren ruhigen Beschauung zurückkehren. —

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltung vom Wetter.

Es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der nicht einmal vom Wetter spräche. Die Deutschen bezeichnen ihr Interesse dafür auch noch durch ein besonderes Wort, wo z. B. Italiäner und Franzosen für Zeit und Wetter nur ein und dasselbe Wort brauchen. Um aber dem alten Nothbehelf des Wettergesprächs einen neuen Reiz zu geben, können wir eine sehr lehrreiche und unterhaltende kleine Schrift empfehlen, die der berühmte Astronom, Herr J. Elert Bode in Berlin jetzt unter dem Titel:

„Gedanken über den Witterungslauf" herausgegeben hat. Auf dem Titelblatt befindet sich gleichsam im voraus beruhigend, das Motto: „So „lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Säen und „Erndten, Frost und Hitze, Sommer und Winter, „Tag und Nacht." 1 Mos. 8, 22. und eine Vignette, die den jährl. Lauf der Erde um die Sonne vorstellt. Die Schrift ist eine erweiterte Abhandlung eines früher (1808.) in den neuen Schriften der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde erschienenen und wohl zu wenig bekannten Aufsatzes. Wir glauben, ein weiterer Bericht daraus werde unsern Lesern nicht unwillkommen seyn. Der Verf. sagt: „Fast alle Menschen machen sich ganz unrichtige Vorstellungen vom Witterungslauf. Sie bilden sich gewöhnlich ein, daß derselbe sehr weit außerhalb unsers Erdballs, durch mächtige Einwirkungen der großen Himmelskörper seinen Ursprung nehme, und daß dessen Ausbrüche und Folgen sich über weitläuftige Ländergegenden, oder vielleicht ganze Welttheile verbreiten, und allgemeine Umwandlungen im großen Naturhaushalte hervorbringen." Daher, meint der Vers., muthe oder traue man dem Astronomen, der dem täuschenden Anscheine nach, die nämlichen Regionen zum Gegenstande seiner Untersuchung habe, lästige Witterungsprophezeihungen zu. Dieß sey aber blos ein Geschäft des chemischen Meteorologen, die physischen Grundursachen des so unbeständigen und oft schnell abwechselnden Ganges der Witterung zu untersuchen. Aber er giebt als Astronom Winke zu einer gründlichern Beurtheilung dieses Naturereignisses aus einem höhern und passendern Gesichtspuncte. „Man holt die physisch wirkenden Kräfte, welche die Witterungsläufe bestimmen, viel zu weit her. Allein sie liegen äußerst nahe, und wir sind unaufhörlich mit den chemischen Proceduren ihrer Urstoffe umgeben. — Die höchsten, von der Luft getragenen Dunst- und Regenwolken gehen doch nur etwa ½ Meile über uns weg, denn die ansehnlichsten, aber doch noch nicht ⅓ Meilen senkrecht hohen Berggipfel der Erde ragen weit über alle dergleichen Gewölke empor. Das allgemeine Luftmagazin der Natur, oder der sogenannte Dunstkreis bildet sich innerhalb dieser Wolkenregionen, und nimmt alle von der weiten Erd- und Meeres-Oberfläche losgerissene, entwickelte, und in den feinsten Theilen aufgelößte animalische, vegetabilische, auch mineralische Stoffe, als stets fortdauernde Ausdünstungen auf, sammelt sie in Wolken. Hier werden verschiedene Gasarten erzeugt, die vermittelst chemischer Mischungen und Zersetzungen, solche in Regen, Schnee, Hagel, Thau, Nebel ꝛc. verwandeln, und vom Winde fortgetrieben, den Ländern und Gewässern der Erde diesen Luftniederschlag als eine fruchtbare Befeuchtung zurückliefern. Dieser ganze Dunstkreis aber bedeutet im Verhältniß zur Größe des Erdballs noch viel weniger als die Dicke eines Papiers, womit ein einfüßiger Globus überzogen wird, oder als der feuchte Dunst, welcher sich auf demselben anlegt, wenn man ihn im Winter aus einem kalten Zimmer in ein geheiztes bringt. Alle bedenklichen Luft- und Witterungserscheinungen werden in diesem Schweiß des Erdballs erzeugt, daher von ihnen, wenn auch kleine Theile der Erde darunter leiden, der allgemeine Normal-Haushalt der Natur dadurch nicht gestört noch unterbrochen werden kann. Es ist daher ein Irrthum, wenn man eine Verrückung in der Neigung der Erdaxe ꝛc. sich als möglich gedacht hat." Der Verf. zeigt nun, daß die Sonneneinwirkung blos den großen Normalgang und Wechsel der Witterung im Allgemeinen determinirender mache, und daß die berechnete regelmäßige Wirkung der Sonnenstrahlen, nach der temporellen und lokalen Beschaffenheit des Bodens eines Landes und seiner Lage, der Luft, des Windes und des jedesmaligen Vorrathes jener chemisch-vermischten Stoffe äußerst ungleich ausfalle. Aber der Mond spielt doch seine Rolle bey unserm Wetter? Keinesweges so regelmäßig und so merklich, als man ihn von Alters her in Verdacht hat. Die Summe aller Stunden, die der Mond das ganze Jahr hindurch an irgend einem Orte der Erde des Nachts, oder bey Abwesenheit der Sonne leuchtet, beträgt nach einer beiläufigen Berechnung eigentlich nur die Hälfte von der Länge aller Nächte des Jahres, das sind 2190 Stunden oder 91¼ Tage. Und hiervon geht die Zeit ab, wo er 2 — 3 Tage vor und nach dem Neulichte nur sichelförmig leuchtet. Sein Licht ist überhaupt wenigstens 90,000 mal schwächer als das der Sonne, desto weniger kann man von seinen Lichtstrahlen einen Einfluß auf irdische Körper erwarten. Vieljährige meteorologische Beobachtungen haben auch deutlich gelehrt, daß keine zuverlässige und beständige Uebereinstimmung der Veränderungen im Witterungslaufe mit den monatlich periodisch wiederkehrenden Entfernungen, Stellungen und Lichtabwechselungen des Mondes statt finde. (Man kann also Levkojen im abnehmenden Monde getrost säen, und Kropfpulver künftig auch im zunehmenden einnehmen.) Soweit noch eine Wirkung statt finde, könne sie; wegen des lokalen und temporellen Zustandes des Dunstkreises und seiner mancherley Mi-

schungen doch niemals weder im Voraus, noch nach den Wirkungen und Folgen bestimmt werden. Der Verf. mustert nun die Planeten und die Kometen durch, und will sie an allem übeln Wetter auf der Erde unschuldig, und wenigstens unser geistiges Auge, ihren Einfluß und welchen? zu entdecken, viel zu blöde finden. — B. setzt die einzige wahre Ursache aller möglichen Witterungsläufe lediglich in den von der Sonne und einer chemischen Grundwärme erzeugten Auflösungen und Ausdünstungen der über 9 Millionen Quadratmeilen großen Land- und Meeres-Oberfläche des Erdballs, welche unter andern hier und da das Gleichgewicht der Luft stöhren können, und dadurch besonders die Entstehung der Winde zur Folge haben. Während dieser ewig regen chemischen Operation der großen Natur-Oekonomie ist die Oberfläche des Erdbodens selbst natürlichen Veränderungen unterworfen; auch erleidet er durch die rastlose Menschenhand, durch oft voreilige Ausrottung von Waldungen, Anbau großer Städte rc. neue Umformungen, wobey neue animalische, mephitische, mineralogische Ausdünstungen, statt vegetabilischer statt haben. Bey solcher unaufhörlichen Veränderung der Gasarten ist es also fast unmöglich, zu festen Regeln in der Wetterkunde, zu sichern Anzeigen der zu erwartenden Witterung zu gelangen. Hohe und niedere Lage des Landes, kahle und bewachsene Gebirge tragen ebenfalls bey, daß Gegenden von wenig Stunden Entfernung oft sehr verschiedenes Wetter haben. Daher meint Hr. Bode, daß es schlechterdings keine eigentliche Witterungslehre geben könne, und daß die Mühe einiger Meteorologen zu Erfindung einer Theorie ganz fruchtlos scheine. Höchstens werde man durch öftere und anhaltende Beobachtungen künftig zu wahrscheinlichen Vermuthungen über die Beschaffenheit der künftigen Veränderung des Wetters kommen; jedoch mit den Einschränkungen, daß sie nur für nicht weite Gegenden und wohl gar nur für eine kurze Zeitperiode brauchbar blieben. Ueberdem ist zu bedenken, daß wir den Materialien der Atmosphäre keine erwünschte Richtung geben können, und uns in ihre Wirkungen schicken müssen. Der Verf. bemerkt hiebey, daß wegen der Veränderung die im physischen Klima und Witterungslauf seit einer Jahrenreihe vorgegangen, (in Berlin z. E. habe die Zahl der trüben Tage und Nächte seit 20 und mehr Jahren zugenommen, wie die astronom. Tagebücher beweisen,) die alten Wettertage des Kalenders z. B. Medardus, Vitus und dergl. ohnehin nicht mehr passen könnten. — Die Witterungsvorfälle schienen übrigens eine Art von Wanderung in nicht regelmäßigen Zeitperioden über die Oberfläche der Erde zu halten, daher denn, der Erfahrung zu Folge, das physische Clima und die Fruchtbarkeit mancher Gegenden sich mit den Jahren verschlimmern oder verbessern, was aber mit dem astronomischen Clima nicht zusammen hänge. Denn die Axen- und Polstellung der Erde sey immer dieselbe. Nicht einmal ein besonderer Gewinn dürfte im Allgemeinen von sicherer Vorkenntniß der Witterungsbegebenheiten zu erwarten seyn. Sie könnte doch nie allen Wünschen (nicht einmal den eines Dorfs) entsprechen, oft die Thätigkeit hemmen und verwirren, oder den Schwachen trostlos machen, während eine glückliche Unwissenheit auch in diesen Dingen oft unsern Muth belebt.

„Wir werden uns also wohl in der physischen „Wetterkunde die Ungewißheit und die beständigen „Ausnahmen von oft willkührlich angenommenen „Regeln gefallen lassen, und bei dem beruhigenden „Bewußtseyn, daß auch diese Naturbegebenheit un„ter der Leitung des Allgütigen steht, uns mit der „besten Anwendung dessen begnügen müssen, was „uns bisher vieljährige Erfahrungen gelehrt, und „was aufmerksame Naturforscher und Landwirthe „für ihre Gegenden schon längstens wissen, oder als „wahrscheinlich zu vermuthen hinreichende Erfahrun„gen gesammelt haben." (Wir wünschen Jedem, dem das Wetter von außen mißfällt, daß er das Wetter in seinem Hause nicht obendrein verderben möge.)

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben. (In Weimar bey den Gebr. Hoffmann)

Repertorium

oder:

alphabetische Uebersicht

der Verordnungen über den Zoll und die Verbrauchssteuer

in der Königl. Preuß. Monarchie;

und

Abgaben

an Ein- und Ausfuhrzoll und an Verbrauchssteuer

der

nach den Allerhöchst vollzogenen Tarifen vom 26. Mai 1818 besteuerten Gegenstände;

für

die Provinzen ostwärts und westwärts der Weser.

Alphabetisch geordnet.

18 Bogen in Folio. Preiß 20gr. sächs. oder 1 Fl. 30 Xr. rheinl.

Es ist kein Zweifel, daß diese erläuternde Bearbeitung der Verordnungen und des Tarifs der neuen preußischen Steuerverfassung den Steuerofficianten, so wie dem Handel treibenden Publikum höchst willkommen seyn wird.

Erfurt, den 6. März 1819.

Joh. Carl Müller,
Buchhändler.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 41. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 May.

Unsere Zeit. (Beschluß.)

Vier verschiedene Ansichten oder Behandlungsweisen des Christenthums nimmt der Verfasser an: die erste, vor der Reformation, die positive, sinnliche, mythische; die zweyte, in der Reformation, die Zurücksetzung des blos Positiven, und die Hinweisung auf den lebendigen Glauben an den Mittler. Die dritte. Die Ueberzeugung von dem Ungnügenden des bloßen Glaubens und der Wichtigkeit der Wiedergeburt; die vierte endlich, die Ueberzeugung von der einzigen Wichtigkeit des Handelns, die rein moralische Ansicht vom Christenthum, die das Leben des Guten darstellt als ein Seyn in Gott, aber dem Gotte ihrer Erkenntniß. — Jedes Bemühen, der Geistlichkeit wieder äußern Glanz, Macht und gebietenden Einfluß zu verschaffen, werde für die Religion so lange fruchtlos bleiben, bis eine völlige Durchgährung und Zersetzung aller Elemente der Zeit statt gefunden habe, worauf sich dann, ohne alle künstliche Berechnung, wie absichtslos, eine natürlich neue Form entwickeln dürfte. — Im Allgemeinen stieg das Verhältniß zu Gott herab von der Furcht zum Vertrauen, welches ein Befreunden, und zuletzt ein kühnes Selbstvertrauen erzeugte. Daher Anfangs die innige Liebe zum Erlöser, die man dem furchtlosen, selbstvertrauenden Geschlechte jetzt schwerlich wieder einimpfen wird. Unvermeidlich scheine hingegen, daß Gott der sich selbst genügenden Zeit einmal wieder als ein ernster Strafer und Zurechtweiser erscheinen werde, um sie zur Demuth zurückzuführen. Was sey auch von dem heranwachsenden Geschlechte zu erwarten, welches man nur gewöhne Trotz zu bieten, nicht aber das von oben verhängte in Demuth und Geduld zu ertragen. „Man bemerkt nicht die Kälte des allver„dammenden Urtheils (über das alternde Geschlecht) „die Selbstzufriedenheit, die sich für würdig sowohl „als tüchtig hält, eine große Zukunft im Keime zu „bestimmen, und die Selbsttäuschung, welche die „Brust der Jugend mit ungewöhnlichen Gesinnun„gen und einem neuen Leben auszustatten bemüht „ist, und ihr dabei die alte Anmaßung, die Kälte „des richtenden Verstandes, und den Keim des Un„gehorsams mittheilt, aus dem alles Verderben ent„sprungen ist."

Die häufiger gewordenen Selbstmorde erklärt der Verfasser sinnreich aus der unermüdeten Geschäftigkeit der heutigen Welt, sich zum Range einer großen Hauptstadt hinauf zu steigern.

Das jetzige Treiben der Jugend soll man nicht gleichgültig ansehen. Bey Vielen bewährt sich die Bemerkung, daß ihrer Tugend eine stolze und kalte Ansicht zum Grunde liege, die nämlich, die Mächtigern zu beschämen und im nachtheiligen Lichte darzustellen als solche, die, bey größern Mitteln, in der Tugend hinter uns noch weit zurückstehn.

Von denen, die in unsern Tagen sich dem Catholicismus in die Arme werfen, sagt der Verfasser: ihr Abfall widerstreite so sehr der allgemeinen Richtung der Zeit, und übe deshalb so geringen Einfluß auf dieselbe aus, daß wir solchen Abfall nur als eine Abnormität uns denken müssen, deren Ursache in dem persönlichen Zustande der damit Behafteten zu suchen sey. — Im allgemeinen sey die religiöse Erkenntniß ausgebreiteter als je, aber auch kraftloser und unwürksamer; es fehle ihr, bey allem wissenschaftlichen Prunk, die belebende und beruhigende Einwürkung auf das Herz.

Im zweiten Bande beginnt der Verfasser mit dem Staate. Er findet, daß es nicht immer Freiheit und Constitution ist, welche solchen Noth thut, die ihr innerstes Gewissen nicht befragen wollen; sondern eine Regierung, wie sie längst gewesen, jedoch der reinsten Achtung würdig. Er fragt, ob nicht die Unruhe, die Alles schnell zum Ideal hinauftreiben wolle, schneller unter dem kräftigen Gebote eines allein gebietenden Oberhauptes befriedigt werden würde, als da, wo jede Kraft eine Gegenkraft hervor ruft? wo dem besondern Willen oft ein anders Interesse widerstrebt? —

Zur Zeit der Revolution haben Frankreich und die geistlichen Staaten, ungeachtet ihrer höchst milden Regierungen, gerade am unzufriedensten und unruhigsten sich geberdet, und da mögte man fragen: will denn ein solches Volk die Freiheit und Selbstherrschaft? oder liegt darin nicht vielmehr ein dunkles Bedürfniß nach einem blos verständigen, im Sinne der Zeit gebietenden Herrscher? Daß Letzteres wirklich der Fall ist, hat sich nachher bewiesen, und es sind die unruhigsten und freiheitslustigsten Völker oft

Ausgegeben den 6. May.

schnell die geschmeidigsten, und selbst mit der Unterdrückung zufriedensten geworden. —

Man bedenket den heftigen Widerstand nicht, den auch im freyen Staate Talent oder Macht bereiten; nicht den Kummer, einen vielfältig gewährten Entwurf auch in ihm durch geheime Umtriebe, oder die geringe Uebermacht einer andern Parthey erdrücket zu sehen; nicht den Schmerz, in vielen Dingen ein viel langsameres Vorrücken wahr zu nehmen, weil der gebietende Wille mangelt. (Hört ihn!) Es scheint, wie im Leiblichen so auch im Geistigen Krankheiten zu geben, welche sich von Zeit zu Zeit unter den Völkern kund thun, auf unerkannten Wegen kommen, wunderbar um sich greifen, und gemach verschwinden. Dahin rechnen wir auch die der frömmelnden Bekehrungssucht u. s. w. —

Daß Handel, Erwerb und Reichthum das bewegende Triebrad des öffentlichen Lebens sind, davon hat dem Verfasser nicht nur die Geschichte überzeugt, sondern auch der Anblick Englands und Amerika's ihn darin bestärkt. Nirgend, sagt er, wohne der Eigennutz, das Eintönige, Gleichförmige mehr als in Nordamerika, wo das Volk seine Freiheit eifrig bewacht, wo große Kräfte sich entwickeln, aber immer wieder auf den Gewinn gekehrt, wo das Edelste wenig geschätzt wird, wenn es über den baaren Nutzen hinaus geht u. s. w.

Preußen allein glaubt der Verfasser im Stande, einen neuen Morgen der Geschichte herauf zu führen, wenn man sich nur nicht scheu von ihm trenne und seinen kriegerischen Sinn nicht unbehaglich finde. (Das Letztere ist wohl Niemanden zu verdenken.)

Dann fragt er, ob wir auch die Eigenschaften besitzen, die erforderlich sind, um eine repräsentative Verfassung fruchtbringend zu machen? Die Geschichte lehre, daß damals, als noch Stände zur Berathung sich versammelten, oft über Unlust der Bürger und ihr wiederhohltes Ausbleiben geklagt wurde! weßhalb allerlei Mißbräuche sich eindrängten und die Verhandlungen nie zum Ziele gediehen. Der Verfasser ist überzeugt, daß die geniale Kraft eines Einzigen weit willkommner seyn würde, das vielfältig getrennte Leben zu vereinigen, als ein langwieriger Kampf freigegebener Meynungen. — Nichts aber sei thörigter als zu fordern, daß lieber heute als morgen Alles auf englischem Fuß in Europa hergehe.

Aus der, unsrer Zeit ganz eignen, Belehrungsart durch Orden und Ehrenzeichen, schließt der V., daß neben der Gewinnsucht, auch die Eitelkeit eine bedeutende Triebfeder unserer Handlungen sey.

Mit Recht bemerkt er, daß eine lange bestandene, gänzliche Unkunde des öffentlichen Lebens, sich nicht in einem Augenblicke abthun lasse. „Statt „finden kann die Freiheit öffentlicher Rede nur wahr„haft, wo es bereits eine Freiheit im Volke giebt, „deren Organ sie wird. Man ist keineswegs schon „frey dadurch, daß man Alles frey heraus sagt, „vielmehr könnte man sich leicht damit den Genuß der „Freiheit verderben; dann aber, wenn ein Volk die „Freiheit errungen hat, wird es auch die Freiheit der „Rede ohne weiteres Zuthun sich aneignen, als eine „Atmosphäre, deren es zum Athmen bedarf." Es verhält sich damit, wie zwischen Vernunft und Sprache; wo Vernunft ist, da kommt die Sprache von selbst. Lehrt man aber einen Papagey reden, so wird er darum noch nicht vernünftig. Durch diese Bemerkungen will der V. die Preßfreiheit nicht schwächen, sondern giebt sie nur denen zu beherzigen, welche die Preßfreiheit als eine Stufe weiter zur Freiheit betrachten, oft aber insgeheim nur die Lust darunter verstehen, ihren Obern, oder auch ihres Gleichen, allerhand Gebrechen vorrücken zu dürfen. — —

Der Verfasser stellt sich die heilige Allianz als eine Freimaurerey der Staaten untereinander vor. Das Wesen der jetzigen edlen Freimaurerey scheint ihm zu sagen, daß die Menschen als in einem Höhern insgesammt Eines betrachtet werden, als solche, welche der Idee nach ohne Unterschied nach Meisterschaft ringen. —

Englands Zustand soll nicht, wie der der übrigen Länder, in einem Fortschreiten und in Entwicklung bestehen, sondern sei ein wunderbar gehaltenes Innestehen über einem glücklichen Schwebe-Puncte; darum trage auch kein Staat ein so unsterbliches Leben in sich. — Die reizbare Lebendigkeit der Franzosen hingegen, sey so aufgeregt, daß es auch in der Zukunft noch angestrengtere Bemühungen bedürfen mögte, sie auf einen glücklichen Schwebepunct zurück zu führen. — Sie sind ein Volk, das dem Scheine huldigt, und ihn unerreichbar musterhaft ausschmücket und behandelt.

Süd-Deutschland, meynt der V., werde im Ganzen dem Ausländer behagen, wenn auch die Besten in Nord-Deutschland nicht einstimmten; denn man finde zwar Spuren (Spuren nur?) eines unbefangenen, mittheilenden Gemüths, eine Fülle der Empfindung und eine wohlthuende Behaglichkeit der Gegenwart; aber auch eine gröbere Sinnlichkeit, eine bald heitere, bald unempfindliche Gleichgültigkeit gegen höhere Bedürfnisse und einen ungeregelten Drang nach dem Genusse. (Es ist wahr, der Süddeutsche erinnert sich gern des Homo sum, indessen der Norddeutsche einen Kopf mit Flügeln für sein

Digitized by Google

Portrait ausgeben mögte. Der Süddeutsche genießt, sinnlich und geistig, mit Leichtigkeit und Hingebung, während der Norddeutsche grübelt und, wenn er sich einen Genuß erlaubt, sich dabei anstellt wie ein Perser der mit Messer und Gabel essen soll. Der Süddeutsche ist ergötzbar und erkennt es mit Dank, wenn man ihn ergötzt; der Norddeutsche fragt erst: „darf ich mich auch ergötzen lassen, ohne an meiner Würde zu verlieren? und ist das, woran ich mich ergötzen soll, auch der Ehre werth mich zu ergötzen?" Wiederfährt es ihm aber dennoch wider seinen Willen, ergötzt zu werden, so gesteht er es doch nicht gern, und findet wenigstens, daß man anders dabei hätte verfahren sollen. Der Süddeutsche kommt entgegen, der Norddeutsche tritt zurück. Der Süddeutsche drückt die Hand, der Norddeutsche zieht den Hut ab. Wenn ein Süddeutscher und ein Norddeutscher miteinander an einer guten Tafel sitzen, so speist Jener, und Dieser erklärt, wie die Speisen zugerichtet werden, oder wie sie hätten zugerichtet werden sollen. Der Süddeutsche giebt, der Norddeutsche auch, aber jener hat schon gegeben, wenn dieser noch in die Tasche greift. Kurz, der Süddeutsche ist minder Egoist als der Norddeutsche, und auch minder Pedant. Schon das gemeine Volk zeichnet sich in Süddeutschland höchst vortheilhaft aus. Es ist höflich und dienstfertig, während die Norddeutschen in der Regel grob sind, und, wenn sie kein Geld sehen, auch keinen Finger rühren. Da ist es denn wohl kein Wunder, daß es den Ausländern in Süddeutschland besser behagt; sehr zu verwundern aber ist, daß, nach der Versicherung des Verfassers, die Besten unter den Norddeutschen jene Hälfte ihres Vaterlandes geringer schätzen. Deutschland gleicht einem Apfel, dessen südliche Hälfte lebendig roth schimmert, die nördliche aber blaß und gelb ist)

Preußen nennt der V. die Herberge des freysten, regsten deutschen Lebens und entwirft überhaupt Seite 212 eine der prompthaftesten Beschreibungen von diesem Lande, dessen Vorzüge wir gewiß nicht verkennen, doch das Gemählde sehr geschmeichelt finden.

An Rußland, meynt er, lasse ein Geist des europäischen Lebens sich nicht nachweisen; es sei noch Gast und Fremdling in Europa; sein Geist sei unbestimmbar; sein erhabener Beruf sei, so viel als möglich europäische, und besonders deutsche Bildung in sich aufzunehmen Bei Rußland könne nur von einer abgespiegelten Cultur die Rede seyn, nahmentlich aus dem feindlichen Gebiete. In Deutschland aber sei es Pflicht, die Fülle seiner Gaben nicht bescheiden zu verbergen, sondern freygebig mitzutheilen, und diesem Reiche germanisches Leben einzuflößen, und sich dadurch den Dank wie die Freundschaft der kommenden Geschlechter zu sichern. (Germanisches Leben, das lassen wir gelten; aber die germanischen Krämpfe möge Deutschland immer für sich behalten, und leider besteht sein Leben jetzt fast nur aus Krämpfen.) —

Vom Adel sagt der V.: „Wer es hoch anrechnet, daß in solchem, eine allgemeine Gesinnung vertretenden Stande, unvollkommene Mitglieder sich vorfinden, der scheint es zu beklagen, daß er auf Erden und unter Menschen wohne, wo in Alles Mängel sich einmischen; er sage uns doch, welchem Stande er sich beizählet, damit wir sehen, ob da der Vorwurf verstummen muß." — Der erklärte Widerstand gegen den Adel sei nichts anders, als eine verhüllte Opposition gegen die Monarchie. —

Besonders seit der Reformation sollen die Klagen über Luxus, nahmentlich — Kleider-Pracht, laut geworden seyn. (Darin irrt der Verfasser gar sehr. Er darf nur die erste beste Chronik aufschlagen, und er wird finden, daß diese Klagen zu allen Zeiten dieselben gewesen sind.) — Die sinnvolle Bedeutung des weiblichen Geschlechtes im Geselligen, soll, seit das Alter süßer Minne abgestorben, in tausend Rücksichten gewonnen haben. In Beziehung auf die Frauen sei nur die Zeit glücklich zu preisen, wo man sie überall ahnet, und ihr Geist auf alle Verhältnisse besonders einwirkt, ohne daß man sie zu deutlich wahrnimmt; denn auch das leiseste persönliche Auftreten der Frauen deute auf verletztes Gleichgewicht. Daher ist er auch weder den Schriftstellerinnen noch den Frauen-Vereinen hold. In der Nähe jener, sollen die Männer stets etwas unbehagliches, nicht harmonisch berührendes empfinden. — Der Tanz hat ihm eine edle, tiefe Bedeutung, (?) ist eines der geistigsten (?) süßesten Rauschmittel, und mit Recht schilt er die Jünglinge, die sich, mit der Kälte des alternden Urtheils, vom Tanz zurückziehen, und eine tüchtige Biederkeit zu beweisen glauben, wenn sie an cynische Rohheit streifen. — Den Frauen soll Tonkunst und Mahlerey mehr zusagen als die Sprache, nahmentlich die der Poesie; auch träten in der Regel dann erst Dichterinnen auf, wenn die Sprache schon höchst bereichert und durchgebildet sei, und es nur darauf ankomme, geschickt in den reichen Vorrath einzugreifen, und ihn mit dem angebohrnen Schicklichkeitsgefühle zu ordnen. — Weibliche Untreue soll bei den Alten seltener gewesen seyn, als bei den Neuern, hingegen kinderlose Ehen häufiger. —

Die Ehe habe aufgehört, ein erhabenes, demüthig frommes Selbstopfer zu seyn, welches man einem künftigen Geschlechte gebracht habe. (Wann ist sie das jemals gewesen?) — Die verlohrne fromme Innigkeit einer frühern Zeit könnte durch eine Phantasiereichere, gemüthlichere Behandlungsweise der Ehe ersetzt werden; allein die Männer wären schon vor der Ehe untüchtig dazu geworden durch Genuß, leere Freuden, unbesonnenen Eigenwillen, muthwillige Verschwendung u. s. w., die erforderliche Fülle des Innern fehlt ihnen gänzlich. (Wir bedauern den Verfasser, daß er keine glücklichen Ehen zu kennen scheint. Wir könnten aus unserer beschränkten Bekanntschaft ihm viele nachweisen, in welchen er wenigstens das gemüthliche nicht vermissen würde. Was das Phantasiereiche betrifft, so fragt sichs noch, ob es da an seiner Stelle wäre.) —

Das heutige Leben der Jugend, sagt der V. (das Turnen u. s. w.) werde freylich als ein neues, kräftigeres Leben angepriesen, aber seinen wahren Gehalt könne erst die Entwicklung des kommenden Geschlechts beurkunden. Uebrigens sollen wir an unbedeutenden Erscheinungen (das Einmischen der Jugend ins Politische und dgl.) nicht einen zu fremdartigen Maasstab legen, und den jugendlich unbehülflichen Bildungstrieb nicht mit dem ernsten Verstande richten. (Warum denn nicht? der unsrige ist doch so gerichtet worden.) — Es scheine beinahe eine Ungerechtigkeit, den Stand der Studenten nach den Ansichten unsers bürgerlichen Lebens zu messen, da dieser Stand sich ganz außer dem öffentlichen Leben setze. (Fast gerathen wir auf die Vermuthung, der V. sei ein Professor, denn unmöglich könnte sonst ein übrigens so geistreicher Mann sich so armseliger Floskeln bedienen. Der Stand der Studenten! die Studenten bilden keinen Stand. Und gesetzt, sie bildeten einen, wer erlaubt ihnen, diesen Stand ganz außer dem öffentlichen Leben zu setzen? Welchen Nachtheil die Gesellschaft davon hat, das wissen wir Alle, welchen Vortheil es aber der Jugend bringen soll, das hat noch Niemand entdeckt.) — Auch die Zweikämpfe auf Hochschulen vertheidigt der Hr. Professor, als den rohen, aber natürlichsten Ausweg einer Kraft, die noch kein Gesetz über sich erkenne. (!) Die ganze alte Zeit werde dadurch vertreten, die um Kampf und Waffen sich bewegt habe. (!) Wenn eine so abgesonderte Welt, wie die der Studenten, mit lauten Urtheilen, oder gar Handlungen in die Gegenwart herüber schreiten, so habe man keine sonderliche Bedeutung darauf zu legen. (Das werden aber die Studenten wiederum sehr übel nehmen, denn sie halten sich für sehr bedeutend.) Auf gleiche schonende Weise spricht er von dem Turnen. u. s. w. — —

In den geheimen Gesellschaften (der Freimaurerey) erkennt der Verf. eine nationelle Schaam im Geistigen, die es nicht wagt mit dem Besten, was gemeinen Naturen mehr oder weniger immer verborgen bleibt, hervor zu treten. Die gegenwärtige Erscheinung der Freimaurerey sei freilich unvollkommen, aber es liege ihr eine höhere, über die Zeit erhabene Idee zum Grunde. Sie sei die Niederlage des Besten was der Mensch ahnet. — —

Das folgende Urtheil wird jeder unterschreiben: „Nirgend sind die mittelmäßigen Köpfe zahlreicher und lauter, als im Gebiete der Poesie. Eine Fluth poetischer Erzeugnisse sucht uns von Jahr zu Jahr heim. Es bedarf nur eines glücklichen Vorgängers, und Jeder wähnt, sein Glück auf der betretnen Bahn zu finden. Dem Einen gilt die neugeformte Sprache, dem Andern der kunstreiche Versbau u. s. w. Lesen und Hören befördern die Verwirrung und ein Zufall verbreitet den Ruhm des gleichgültigsten Namens. Aeltere, zwar erhabene Dichter, die aber doch viele durch Zeit und Ort bedingte Eigenthümlichkeiten in sich tragen, werden blind verehrt und auch das Schlechte an ihnen gepriesen und nachgeahmt." —

„Die Grenzen zwischen Denken und Dichten sind ganz ineinander verschwommen. Die herrliche Dichtkunst wird eine willfährige Herberge für faselnde Träumereyen, von denen selbst bessere Köpfe unter uns erfüllt sind, und in beispielloser Selbsttäuschung halten die Mittelmäßigsten ihr ganz zerronnenes Denken und Wissen für poetische Gedanken."

Auch den wenigsten der dramatischen Werke, die jetzt vor allen andern die Aufmerksamkeit erregen, will der V. die Achtung der Nachwelt verbürgen, weil ihnen die Bewußtlosigkeit fehle, die allein einem Kunstwerke bleibenden Werth sichere.

Jean Paul und Beethoven, stellt und achtet der V. besonders hoch, ist aber besorgt für beider Zukunft, weil beide ein Aeußerstes erklimmt hätten. —

Das ganze Bild der Zeit weiß er nicht besser zu beschließen, als durch die Schilderung zweier Charactere, die wir durch die gebildetesten Länder unsers Welttheils zerstreut finden: in germanischen Ländern, des Universellen, im fränkischen, des Indifferentisten. Seine Darstellung dieser Charactere hat uns meisterhaft geschienen. —

Von der Zukunft sprechend, sagt er: das Zeichen des erschlaffenden Alters offenbare sich im Germanischen durch ein dumpfes Brüten, ein auf-

gelöstes Denken und Dichten; im Fränkischen, durch eine kalte gleichgültige Uebersicht über das Leben, ein Zerreißen aller Bande mit dem Ueberirdischen und ein Erstarren im rein Verstandesmäßigen. Wenn nicht bald eine kräftige Anregung durch freyere Bewegung der Staaten in sich selbst und untereinander, und ein, über die todte Welt der Begriffe hinausgehendes Streben dazwischen komme, so sei traurige Erstorbenheit dort wie hier zu befürchten. Die Welt müsse zu einem innigen Glauben zurück, darin allein läge Heilung für alle gerügte Gebrechen. Ob aber der Glaube an den Mittler nothwendig sei? das müsse lange und sorgfältig untersucht werden (?) (Wozu eine solche Untersuchung? um die Gläubigen irre zu machen?) —

Der Raum hat uns nicht verstattet, unsern Lesern mehr als einzelne Tropfen von diesem geistigen Getränke auf die Zunge zu flößen. Oft haben wir die Blätter schnell umwenden müssen, um der Versuchung zu widerstehen, sie ganz abzuschreiben. Besäße der V. die Gabe der gedrängten Darstellung in einem höhern Grade, so dürften wir ihm ein großes Publikum versprechen. Das kleinere wird über jenen Mangel hinweg sehen und den ruhigen Denker zu schätzen wissen.

Einige Stanzen aus des Lords Byron Gedicht: Childe Harolds Pilgrimage.

CX. CXI.

„Diese einsame Säule ohne Namen, mit der versunkenen Basis, spricht beredter zu mir als Cicero. Was gilt mir der Lorbeer, der den Cäsar bekränzte? Ich will mich mit dem Epheu krönen, der die Trümmer seiner Wohnung überzieht. Wem soll ich diesen Triumphbogen zueignen, den ich vor mir sehe? dem Titus? dem Trajan? Der Zeit gehört er. Die Zeit treibt ihr Spiel mit Versetzung solcher Triumphmäler der Menschen, und sie stellt selbst ein Apostelbild auf den Aschenkrug eines Trajans. Seine Asche ruhte am offenen Himmel, unter den Sternen, denn seine Seele verdiente dort ihre Wohnstätte zu finden. Er, der letzte Regierer der Welt, der letzte der Roms Eroberungen behauptete. Gerecht und gemäßigt war er mehr als Alexander, und noch heute wird sein Name verehrt."

CXII. CXIII.

„Wo ist der Bogen der sich zu Triumphen wölbte, der Ort wo Rom im Jubel seine Helden empfing? Wo ist der tarpesische Fels, das Ziel wo der Verräther Laufbahn endete? Der Abhang der vom falschen Ehrgeiz sie genesen sah? Erobrer häuften hier die reichen Spolien auf, und weiter hin, in dieser Ebne schlafen schon seit Jahrtausenden beschwichtigt der Partheyen Ränke. Dieß ist das Forum, dieß das Theater, wo unsterbliche Klänge ertönten, das noch von Cicero's feuriger Rede wiederzuhallen scheint. Gefilde der Freyheit, glorreiches Gefilde des Ruhms! Schauplatz mit empörter Partheyen Blut besprützt, wo eines stolzen Volkes Leidenschaften sich entwickelten seit den ersten Anfängen von Roma's Macht, bis dahin wo es nichts mehr zu erobern fand. Aber ach! schon längst hatte die Freyheit ihr Antlitz verschleyert, und Anarchie hatte freventlich sich ihre Zeichen angemaßt; der Krieger, der über der Gesetze Macht zu stellen sich gewagt, warf auch zu seinen Knien nieder die verstummten Feiglinge des Senats, oder kaufte noch verderbterer Bürger Stimmen."

CXIV.

„Wenden wir die Blicke ab von tausenden von Tyrannen und schmachvollen Jahrhunderten. Wenden wir uns zu dem letzten Namen, den man der Rednerbühne gab, zum letzten der Römer, Petrarca's Freund, Italiens Hoffnung! Ach Rienzi! geboren schienst du, von den Zeiten der Finsterniß die Sclaverey loszukaufen, du der du auf dem Forum den Kampf begannst für deines Volkes Sache, du neuerstandner Numa der nur zu kurz des Reiches Herrschaft leitete! Nur lang genug, daß der am Thron verdorrte Baum der Freiheit ein einzig Blatt noch sprossen konnte, das deinem Grab zum Schmuck der Krone diene!"

CXXII.

„Des Uebels Quell ist in uns selbst. Nach einer Schönheit Ideal schmachten wir, das unsre Phantasie geschaffen. Wo sind die Formen die des Künstlers Seele ergreift? in seiner Seele selbst! Und die Natur, sie hätte nichts das dieser Schönheit gliche? Wo sind der Tugend Ideale, und jene Reize, die uns von früher Jugend an vorschweben, und unaufhörlich uns begleiten nach einem Paradiese zu, das wir verzweifelnd immer weiter zurückweichen sehn? Das sind die Reize, die Ideale, deren Geist in Pinsel und Feder dringt, der Werke Schönheit schaft, und ihrer Farben Glanz belebt."

CXXX.

„O Zeit, die du die Leichen begräbst, und die Trümmer deckst bestaunten Blendwerks, die du allein die tiefen Wunden zu heilen vermagst. O Zeit! die du verbesserst der Menschen thörigt Urtheil, die du allein erprobst der Liebe und der Wahrheit Festigkeit. Du einzige Weise, von allen Sophisten dieser

Erde! Mächtige Rächerin, zu dir erhebe ich Auge Hand und Herz, du ja verwahrest Schätze, danach zu ringen, wenn's oft auch spät erfüllt ward, nie verlohrne Mühe war; o möchtest du in jene Schätze greifen, die Gab' um die ich flehe, zu gewähren."

CXXXI.

„Auf diesem Schauplatz seiner Auflösung (Zerstörung) umgeben von so vielen Opfern, die deiner Macht gefallen sind, bring' ich zur Gabe dir meines Lebens Vernichtung; denn meiner Jahre geringe Zahl sind bösen Verhängnisses voll. Sahst je du mich von thörigtem Selbstvertrauen belebt, von eitlem Stolz mich brüstend, so verschließe meiner Bitte dein Ohr; habe ich aber still und bescheiden des Glückes Gunst getragen, und meinen Stolz nur gegen solcher Haß genährt, die nie mich ganz zu unterdrücken sich rühmen werden, so gewähre mir daß ich in meiner Seele Grund nicht ganz umsonst getragen, so vielen Schmerzes Bitterkeit. Ach sollten sie denn nie auch Leiden tragen?"

CXXXII.

„Und du mächtige Nemesis, die ihre Rechte nie verliert, wenn auch der Ungerechtigkeit Waage unter den Menschen schwankt! Dich ruf' ich an, an diesen heil'gen Oertern, wo dir die Altvordern ihr Opfer brachten, du, die du den Furien der Hölle gebot'st, daß zischend sie den gerechten zwar, doch Vatermörder Orestes verfolgten, im Staub gebeugt ruf' ich dich auf. Hörst du des Herzens Stöhnen nicht? Komm mich zu schirmen, komm!"

CLXXXV.

„Mein Tagwerk ist vollbracht, durchlaufen sind meine Gefilde, und Echo nur allein hallt meiner Laute letzte Klänge nach. Des Traumes schöne Täuschung schwindet, und bald verlischt die Fackel, die ihre Flamme lieh der Lampe einer kurzen Zeit. Nehmt hin meine Poesien, wie sie sind, ich bin nicht mehr der ich gewesen. Verblichen sind die hellen Bilder meiner Phantasie, und matter glimmt in mir das schöpferische Feuer!"

CLXXXVI.

„Leb wohl! o stets weckt dieses Wort der Erinnerung Schmerz und mühvoll ist's es auszusprechen! Lebt wohl, für immer! O die ihr den Wandrer geleitet habt, bis an der Pilgrimschaft Ziel, bleibt in eurer Erinnerung nur ein Gedanke, den er gedacht, bewahrt ihr nur ein einzig Angedenken von ihm, dann hat er nicht umsonst Sandal und Muschelhut getragen. — Lebt wohl! könntet ihr nur seiner Gesänge sittliche Bedeutung nehmen, und alles ihm lassen was in ihnen seine bittren Schmerzen weckt!"

Theologie.

Unter die schätzbarsten Früchte der neuern theologischen Literatur müssen wir des Hr. General-Superintendenten Löffler in Gotha kleine Schriften rechnen, welche bald nach seinem Tode gesammelt und in drei Bänden herausgekommen sind. Dem ersten Bande ist sein Bildniß und eine Nachricht über sein Leben und seine Schriften beygefügt.

Die Abhandlungen beziehen sich auf Kirchengeschichte, Dogma, Exegese, praktische Theologie und Führung des Kirchenamtes. Sie sind reich an Gelehrsamkeit und Zeugen von ruhiger Forschung nach Wahrheit. Strengste Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit waren auch die Grundzüge seines Charakters, und was er nach langer Prüfung für wahr erkannte, sprach er mit Freimüthigkeit aus. Es paßt auf ihn, was Troschel von Teller sagte: „Vieler Menschen Glaubensbekenntniß ändert sich nach den veränderten Umgebungen, oder „nach dem herrschenden Modeton, oder nach dem „einträglichen Beifall der Menge. Diese sind gerade die ungläubigsten, denen nichts aus eigner „Ueberzeugung wahr ist; soviel sie auch von ihrem „Glauben rühmen mögen. Diese sind es auch, welche den überzeugten Forscher und offenherzigen Lehrer reiner, erkannter Wahrheit, am meisten lästern und verfolgen. Das erfuhr auch er; aber er „behielt seinen Grundsatz: dennoch bleib ich stets „bei dir, Gott der Wahrheit." — Nachdenkenden Predigern werden diese Schriften reichlichen Stoff darbieten; auch den Laien, die sich mit der Religionskenntniß beschäftigen wollen, bieten sie eine kräftige Nahrung für ernste Stunden dar, und die Blicke in die frühere Kirchengeschichte verstärken das Interesse. In manchen Meinungen und Gegenständen scheint er seiner Zeit ziemlich vorgeeilt zu sein; jener Zeit, wo man sich der Lehre des Stifters der Religion mit reinem Sinne hingeben wird, ohne über seine Natur erfolglos zu grübeln und zu streiten.

Reisen.

Der Rath Meyer hat Bemerkungen auf einer, im Jahr 1816 gemachten Reise durch Thüringen, Franken, die Schweiz, Italien, Tyrol und Bayern geschrieben. Diese Bemerkungen sind äußerst wichtig, wie man aus folgenden Beispielen schließen mag: In der Gegend von Naumburg hat er erfahren, daß ein Bau an der Fähre mehrmals gebrochen und die Fähre fortgeschwemmt sey, — daß

das Mannsschießen zu Naumburg nicht darum so genannt werde, weil Männer schießen, sondern weil statt der Scheibe, nach einem hölzernen Manne geschossen wird. — Daß die Postillione, die in manchen Ländern wilde Thiere zu seyn scheinen, im Würtembergischen wahre Lämmer sind. — Daß ein Weißgerber zu Oehringen aus einer gemahlten Hose einen gemahlten Hirsch herausgucken läßt, um anzudeuten, daß er hirschlederne Hosen verfertige. — Daß zu Ludwigsburg im Schlosse ein Mann zu Pferde an die Decke gemahlt ist, der einem immer entgegen zu kommen scheint, man möge ihn betrachten von welcher Seite man wolle. — Daß er zu Schafhausen, im Wirthshaus zum Schiff, einen guten Fisch und einen nie gekosteten Rettigsalat fand, der sehr gut schmecken soll, obgleich er ihn nie gekostet hat, u. s. w. — Allen Reisenden auf dem Postwagen räth er wohlmeinend an, sich ein ledernes Kissen auf dem Rücken und auf der Seite machen zu lassen. Ein solcher Mann, der auf seinen Rücken lederne Kissen machen läßt, ist freilich gegen alle Kritik gepolstert. —

Einen angenehmen Genuß versprechen wir hingegen dem Leser von Ulrich Hegners Berg-Land- und Seereise. Ohne Zweifel ist der Verfasser schon vielen als ein origineller, gemüthlich-humoristischer Schriftsteller bekannt aus seinen: auch ich war in Paris — Salys Revolutionstage und die Molkencur, und wer diese ältern Schriften noch nicht kennt, der suche sie auf und lese sie. Eine Fußreise auf den Rigiberg ist dießmal der Gegenstand seiner prunklosen und doch so anziehenden Darstellung. Der Verfasser, jetzt ein Mann von beinahe 60 Jahren, wollte im September 1817 noch einmal versuchen, wie viel er seinen sonst so geschmeidigen Füßen zumuthen dürfe. Auf den Ruinen von Goldau stand er tief erschüttert. In dem nahe liegenden Art ward ihm erzählt, der Schrecken in der ganzen Gegend sey so groß gewesen, daß länger als einen Monat alle Gerichtsstellen ohne Beschäftigung geblieben seyen, weil Niemand habe rechten mögen. — Auf dem Rigi unterschied er die reisenden Schweizer, Deutschen, Engländer und Franzosen folgendergestalt: „Kalt „und nirgend hinschauend war der Engländer, „weil er erst an rechter Stelle schauen wollte, oder „schon geschaut hatte; der Deutsche emsig umher „blickend, wo er irgend einen Gegenstand seiner Gemüthlichkeit entdecke, der Franzose mit sich selbst „und mit der Gesellschaft um ihn her zu sehr beschäftigt, als daß er dem Leben und der Kunst in der Natur die gehörige Aufmerksamkeit widmen könnte". —

„Während des Mittagessens trat ein Mann herein im „langen bis zum Halse zugeknöpften Kleide, den „Hut unterm Kinn fest gebunden, mit struppigen „Backen- und Schnurrbart und trotzigem Blicke, in der „Hand einen 10 Schuh langen Speer, an welchem, „statt einer Spitze, eine kleine Schaufel befindlich „war. Das ist der Nachtwächter, dachte ich, ehe „mir einfiel daß ich in keiner Stadt sey. Aber gleich „nach ihm erschien ein Aehnlicher, nur hatte dieser „statt der Schaufel einen langen Hacken am Speer. „Dann kam ein Dritter, wo möglich noch seltsamer „gekleidet. Dieser führte statt des Wanderstabes, „einen mächtigen Streithammer; auf seinem Hute „war, wie ein Ehrenkranz, isländisches Moos und „andere Alpenkräuter befestigt. Sind das Ko„sacken? fragten wir einander leise. Allein sie „sprachen gutes Deutsch. Bald erfuhren wir, daß „es deutsche Bursche seyen, (so nannten sie „sich selbst) die auf einer naturforschenden Reise „begriffen wären, woraus sich auch die Attribute ihrer „Speere erklären ließen. Uebrigens gute Leute, nur „sahen sie etwas grimmig aus. Ich vermuthete, sie „hätten den heiligen Krieg mitgemacht, oder wollten sich das Ansehen davon geben. Ein „jungfräulicher Engländer war auch da, der, rein„lich und fein angezogen, still in einer Ecke saß. Er „stach sehr gegen die Söhne deutscher Freiheit „ab, die die Milch ihrer jungen Mutter noch nicht „recht verdaut zu haben schienen." (Studenten„Freyheit ist nicht deutsche Freiheit.) — „Is deutsch „gout, sagte ein Halb-Franzose, er mach Alles en „carricature." —

Die, in englischer Sprache erschienenen Reisen von Birkbeck, von Hall, von Brandbury, von Melish und von Drake, sämmtlich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika unternommen, müssen jeden Leser in Erstaunen setzen, wenn er die Riesenschritte gewahrt, mit welchen jener junge Staat, gestützt auf Herrschaft der Gesetze und Glaubensfreiheit, zum Gipfel der Macht und der Glückseeligkeit emporschreitet.

Morris Birkbeck war ein wohlhabender und gebildeter englischer Landwirth, den die unmäßigen Abgaben und die ungeheuren Armentaxen aus seinem Vaterlande vertrieben, wieder im Gebiete von Illinois sich ankaufte. Hall reiste — um zu reisen. — Brandbury als Naturforscher. — Melish, ein ausgewanderter Schotte, war als Kaufmann unglücklich, besaß aber geographische Kenntnisse, die ihn in den Stand setzten, als Verleger von Charten sich in Philadelphia niederzulassen, und

sein Werk gilt noch für die vollständigste Geographie der vereinigten Staaten.

Die Volkszahl der wilden Urbewohner nimmt immer mehr ab, und sie sind sehr geneigt, ihr Gebiet europäischen Ansiedlern zu überlassen. Manche fangen schon an, die Jagd gegen die Feldarbeit zu vertauschen. — Der Erwerb von Grundeigenthum ist leicht. Die Regierung hat in den westlichen Gegenden noch unermeßliche Ländereien zu vergeben. Sobald in einer Gegend die Ansiedelungen vorrücken, läßt sie das Land vermessen, und wird in Abschnitte von 640 Morgen vertheilt, die dann an den Meistbietenden, jedoch nicht unter zwei Dollars der Morgen, verkauft werden. Jeder mag kaufen so wenig oder so viel ihm beliebt, nur mit baarem Gelde. Weitere Erleichterungen gesteht die Regierung nicht zu, mischt sich aber übrigens in nichts. Wenn ganze Gesellschaften oder Secten sich aneinander schließen wollen, so hat sie nichts dagegen. Nur für Unterrichtsanstalten sorgt der Staat sehr freigebig. Für kirchliche Einrichtungen müssen die Gemeinden selbst sorgen.

In dieser Hinsicht ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen die Colonie Harmony, die von Würtembergischen Ausgewanderten gestiftet worden, an deren Spitze Friedrich Rapp steht, ein Sohn Georgs Rapp, eines Landmanns, der sich 1785 berufen fühlte, die Lehren der christlichen Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit zu verkünden. Man suchte seine Lehre zu unterdrücken, was die gewöhnliche Folge hatte, daß sie sich nur noch mehr verbreitete. Rapp ging mit 90 Familien nach Amerika. Das Grundgesetz der Gesellschaft ist, nach der Apostelgeschichte, Gemeinschaft der Güter. Mit 20000 Dollars, die sie ohngefähr besaß, kaufte sie 9000 Morgen Landes, welches ein Theil derselben anbaute, indessen ein anderer Manufacturen errichtete. Als Melish die Colonie besuchte, hatte jede Familie ein Haus, ein Stück Land, zwei Kühe und einige Schweine. Alle übrige Bedürfnisse erhielt sie von der Gesellschaft, wogegen auch der Ertrag ihrer Arbeit in die gemeinschaftliche Casse floß. Das Vermögen der Colonie wurde bereits 1811 auf 220000 Dollars geschätzt. Alle waren munter und froh. Einige Jahre später zog Rapp mit einem großen Theile seiner Anhänger in das Gebiet von Illinois, und gründete dort am Wabashflusse eine neue Colonie, die eben so schnell aufblühte. Vermuthlich würden die Harmoniten sich noch weit ansehnlicher vermehren, wenn reiche Leute nicht, durch die Bedingung ihr Vermögen aufzuopfern, von dem Zutritt abgeschreckt würden.

Mit dieser Secte muß man nicht, wie Hr. von Fürstenwörtha wohl gethan, die sogenannten Shakers, Zitterer, verwechseln, die in dem Staate von Ohio eine Niederlassung und auch Gemeinschaft der Güter haben; allein sie unterscheiden sich von den Harmoniten durch das unnatürliche Gesetz der Ehelosigkeit. Dennoch störte die Regierung sie nicht, sondern verordnete blos, daß Hausväter, die ihre Familien verlassen wollten, um Zitterer zu werden, (welches häufig geschah) zuvor den Unterhalt der Verlassenen sicher stellen müßten. Seit dem scheint diese Secte allmählich erlöschen zu wollen, welches schwerlich geschehen würde, wenn man versucht hätte, sie mit Gewalt zu unterdrücken.

(Der Beschluß folgt.)

Kurze Notizen.

In dem dritten Hefte der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur von diesem Jahre, befindet sich Panantis Geschichtserzählung seiner Schicksale in Algier, nebst Nachrichten über den neuesten Zustand dieses Räuberstaats. Filippo Pananti, ein Florentiner von edler Geburt, mit Dichtertalent und wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, lebte während der französischen Zwingherrschaft in England, wo er Schutz, Freunde und Unterstützung seiner dichterischen Arbeiten fand. Mit dem gesammelten Ertrage seiner Talente heimkehrend, hatte er das Unglück, Algierischen Seeräubern in die Hände zu fallen. Durch dringende Verwendung des tresl. brittischen Consuls wurde er bald der Sclavenfesseln, und zwar zu aller Erstaunen ohne Entgeld entledigt, und benutzte den Rest seines Aufenthalts zu einer geographischen, statistischen und politischen Beschreibung des zur Schande von Europa noch bestehenden Raubstaats. Der Auszug in den Miscellen wird mit Interesse gelesen werden.

Bey uns ist eben fertig geworden:

Almanach und Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker a. J. 1819. Taschenformat. 24 Bogen. 1 Rthlr.

Weimar d. 1. May 1819.

Gebr. Hoffmann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

L'Europe après le Congrès d'Aix la Chapelle faisant suite au Congrès de Vienne par M. de Pradt. 1 Vol. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Unstreitig wohl eins der wichtigsten Werke, was seit langer Zeit in Frankreich erschienen ist.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 42 — Rede wahr, scheue Niemand. — 1819 May.

Reisen. (Beschluß.)

Seit der Abschaffung aller Sklaverey im Jahr 1787 sind die Ansiedelungen mit so reissender Schnelligkeit vorwärts gerückt, daß man, um den Stand der Dinge zu bezeichnen, nie sagen kann: es ist, sondern immer nur: es war. Bis jetzt veränderten sich oft in wenigen Monaten die Preise und Verhältnisse. Noch lebt General Boond, der zuerst 1772 in Kentuky in einer völligen Wildniß sich niederließ, und schon 1792 konnte die vormalige Wildniß in den Staatenbund von Nordamerika aufgenommen werden; denn sobald eine Colonie die Bevölkerung von 60000 Seelen erlangt hat, sobald hat sie das Recht die Aufnahme zu fordern. Alle 10 Jahre wird eine neue Zählung veranstaltet. Im Jahr 1800 gab es in Kentuky, derselben zufolge, schon 221000 Einwohner und 1810, 406000. Mit welchem Vergnügen muß der alte General Boond auf sein Werk herabschauen! Er war, als Bradbury ihn sah, schon 84 Jahr alt, aber noch immer so rüstig, daß er in unbewohnten Wäldern auf die Biberjagd gieng.

Eben so schnell wuchs die Ansiedelung von Ohio, einem Landstriche, der erst 1789 von den Engländern abgetreten worden und schon drei Jahre nachher in den Staatenbund eintreten konnte, also wenigstens 60000 Einwohner zählte. 1810 war diese Zahl auf 230000 gestiegen, 1815 schätzt Drake sie auf 312000, und Birkbek konnte schon kein verkäufliches Land, wie er es wünschte, mehr finden. Von der am Ohio gelegenen Stadt Cincinnati wurde 1779 der erste Plan entworfen und 1814 hatte sie schon 1100 Häuser mit 4 Kirchen und 6000 Einwohner. Die Wuth Zeitungen zu lesen hat sich aus England den Colonien mitgetheilt. Schon 1793 hatte Cincinnati eine Zeitung, jetzt hat es deren 4. Ueberhaupt erscheinen in Nordamerika 27 Zeitungen täglich, 279 Blätter wöchentlich, ungerechnet 52, von welchen 2 oder 3 Blätter in der Woche ausgegeben werden. Die Zahl der in England und Irrland erscheinenden Zeitungsblätter beträgt in Allem nur 228.

Auch in dem neuesten aufgenommenen Staate von Indiana fand Birkbek 1817 fast nur noch Land aus der zweiten Hand zu verkaufen, und begab sich daher in das Gebiet von Illinois, welches, den neuesten Nachrichten zufolge, nunmehro auch schon als Staat der Union einverleibt ist. 1811 zählte es erst 12000 Einwohner, die sich folglich in 7 Jahren bis auf 60000 vermehrt haben. Wer seine Ueberfahrt nach Amerika mit 170 Gulden zu bezahlen und, nach geschehener Landung, noch einen beschwerlichen Weg von 300 deutschen Meilen auf seine Kosten zurückzulegen im Stande ist, der kann, wenn er auch nur ein paar gesunde Arme mitbringt, sicher darauf rechnen, daß er sein reichliches Auskommen finden werde. Illinois hat eine so treffliche Lage für den Handel, indem die schiffbaren Ströme von fast ganz Nordamerika sich dort vereinigen, daß man mit Recht vermuthet, es werde bald nicht allein das Herz von Nordamerika werden, sondern auch einst für den Handel der Welt eine große Wichtigkeit erhalten. Die Ansiedelungen verbreiten sich auf beiden Seiten des Mississippi, wo Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen. Die Zahl der dortigen Urbewohner schätzt Melish auf 40000. Einige Stämme derselben suchten das Bürgerrecht der vereinigten Staaten zu erlangen.

Ungeheuer ist die Ausdehnung des noch großentheils unbekannten Missouri-Gebietes; wenn man Rußland, Schweden und die Türkey ausnimmt, so ist das Innere dieses Landes so groß, als ganz Europa. Da finden sich bis jetzt noch wenig menschliche Wohnungen, wohl aber Büffelheerden von 10000 Stück. Auf einer Strecke, die Bradbury auf 150 deutsche Meilen schätzt, liegt das Bley-Erz in Klumpen wenige Fuß unter der Erdoberfläche, und der Arbeiter bedarf blos eine Hacke und eine hölzerne Schaufel um es zu gewinnen. Hier ist folglich Platz für 200 Millionen Menschen.

Die indianischen Stämme fangen an sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Ihre reichen Bleygruben hatten sie 1810 an einen gewissen Dubuque verpachtet, haben aber dessen Nachfolger nun mit Gewalt vertrieben. Bey dieser Gelegenheit schickten sie Abgeordnete an den Gouverneur von St. Louis, welche sprachen: Als der große Geist unsern Vorfahren, den rothen Leuten, dieses Land gab, sah er wohl voraus, daß einst weisse Leute kommen und die Jagd zerstören würden, und, war darum so gnädig, auf diesen Fall Bley in die Erde zu le-

Ausgegeben den 13. May.

Digitized by Google

gen, damit die rothen Leute sich ihren Unterhalt anschaffen könnten. Wir hatten solches dem Dubuque auf seine Lebenszeit überlassen, berufen uns aber jetzt auf die Gerechtigkeit unseres großen Vaters, des Präsidenten der vereinigten Staaten. — Ihr Verfahren wurde gebilligt.

Merkwürdig ist, daß in diesen Gegenden die Bienen als Vorläufer der Menschen betrachtet werden. Sie kamen mit den ersten Ansiedlern nach Amerika, und haben sich nun wild durch alle Wälder verbreitet. Im Jahr 1797 waren sie noch nicht bis an den Missisippi gekommen, 1811 aber hatten sie sich schon am Missoury bis 140 deutsche Meilen westlich vom Fort Louis in ungeheurer Menge fortgepflanzt. Selbst die Indianer glauben, daß, wo Bienen sich zeigen, weisse Leute bald nachkommen werden. Den Bienen folgen zuerst die Jäger, die in entfernten Wäldern sich Hütten bauen, einen kleinen Obstgarten anlegen, ein Stück Feld ansäen, Alles mit Vortheil verkaufen, sobald Ansiedler in ihre Nähe kommen, und wiederum tiefer in die Wälder ziehen. So bereiten sie andern eine bleibende Stätte und gewinnen endlich selbst ein Grundstück dabei. Unter den eigentlichen Ansiedlern rühmt Bradbury besonders die Deutschen, Holländer und Schweizer, weil sie planmäßig und mit vereinten Kräften verfahren. Er warnt vor zu eiligem Ankauf, und vor allen Dingen vor der Gewöhnung an geistige Getränke, die jede Haushaltung selbst zubereitet und die folglich sehr leicht zu haben sind. Uebrigens sind die Menschen dort sehr bereitwillig einander beizustehen. Giebt es ein Stück Wald auszuroden oder ein Haus zu bauen, so kommt die Nachbarschaft zusammen und macht sich ein Fest aus dem Geschäft. Die eine Parthei fället Bäume, die andere schälet und schneidet sie, die dritte führt sie an Ort und Stelle, die vierte schneidet Schindeln zum Dach, und schon am nächsten Abend schläft der neue Ansiedler unter seinem eigenen Dache. — Die schlimmsten Feinde für die Feldfrüchte sind die Eichhörngen. Diese zu vertilgen giebt es nur Feste. Die jungen Leute kommen zusammen, stellen Wetten an, wer die meisten schießen werde, der Eigenthümer bewirthet sie, und so werden an einem Tage bisweilen 2000 Eichhörngen geschossen. Ein Scheibenschießen macht gewöhnlich den Beschluß. — Bevor der neue Boden seine Früchte spendet, vergeht freilich das erste Jahr eines Ansiedlers unter mancherlei Entbehrungen. Die Jagd muß aushelfen. Da werden fette Truthühner bis zu 30 Pfund schwer geschossen; Wildpret, Bären- und Büffelfleisch liefert die Kugelbüchse.

Wir haben früher, in der Anzeige von der Schrift des Herrn von Gagern, die Berichte seines Ausgesandten, v. Fürstenreuther, geliefert. Dieser meint, die bessere Zeit des Einwanderns sei schon vorüber; allein, den Versicherungen der genannten Reisenden zufolge, ist noch Land in unermeßlicher Menge zu kaufen. Der Regierung wurde vorgeschlagen, den Preis von zwei Dollars für den Morgen zu erhöhen, sie hat es aber nicht gethan. —

— Tancoigne, dessen Reise nach Persien wir neulich angezeigt, hat kürzlich auch eine Reise nach Smyrna, dem Archipel und der Insel Candia drucken lassen, in welcher sich besonders die schwarze Character- und Sitten-Schilderung der heutigen Griechen auszeichnet. Er nennt die Abkömmlinge des Aristides, Epaminondas u. s. w. Verräther, Grausame, Abergläubige, Rachsüchtige, verkäufliche und Leckermäuler, die vor keiner Niederträchtigkeit erbeben, die kein schändliches Gewerbe zurück schreckt. So tief hatte die türkische Barbarey dieß edle Volk erniedrigt. Aber Alles hofft er von der Rückkehr ihrer Freyheit. Das beweisen die Spachieten, Bewohner der Süd-Küste von Candia, die ein kaum gekanntes, aber kriegerisches Völkchen, mit hohem Muthe die Tyranney des Islamismus von sich abzunehmen streben, keinen Mahomedaner unter sich dulden, arbeitsam und erfindungsreich in ihren beschneyten Bergen leben, die wärmste Liebe zur Freyheit mit dem gerechten Nationalstolz auf die Tugenden der Vorfahren verbinden, und diesen Vorfahren keine Schande machen. — In den Familien hingegen, die Konstantinopel bewohnen, und sich rühmen die Enkel der erlauchtesten Geschlechte des östlichen Kaiserthums zu seyn, soll man, nach des Verfassers Behauptung, die höchste Arroganz gepaart mit der tiefsten Verworfenheit finden; aus ihnen sollen die Dolmetscher der Pforte hervorgehen, welche, wenn das Glück sie begünstigt, in der Folge zu Fürsten der Moldau und Wallachey erhoben werden. — Eine drollige Beschreibung macht er von einem Griechen zu Tenos, der als Vice-Consul aller Nationen (die französische ausgenommen) eine russische Uniform, eine schwedische Cokarde und östreichische Epoulets trägt, und die Flaggen aller dieser Mächte vor seinem Hause wehen läßt. —

Philosophische Versuche

hat Hr. Ancillon bescheiden seine (in französischer Sprache geschriebene) Miscellen aus der Literatur und Philosophie genannt. Sie enthalten in zwei Bänden eine Reihe von eben so wahr und tief gedach-

ten als anmuthig ausgedrückten Abhandlungen: Ueber den Mißbrauch der Einheit in der Metaphysik; über den Begriff einer National-Literatur; über die Philosophie der Geschichte; über den Selbstmord; den Character des achtzehnten Jahrhunderts; das System der absoluten Einheit oder den Pantheismus; die Fortschritte der Finanzwissenschaft, u. s. w.; endlich ein analytisches Gemälde der Entwickelung des menschlichen Ich.

Da hier fast lauter Materien abgehandelt werden, deren Ernst unsere meisten Leser abschrecken würden, so begnügen wir uns, um eine Probe von dem Style des Verfassers zu geben, dessen sinnreiches Urtheil über Voltaire, Lessing und Hume auszuheben:

„Man kann mit Wahrheit sagen, daß, unter der Regentschaft, der Herzog von Richelieu der Repräsentant der Sitten und Charactere der höhern Stände war, so wie Voltaire der Repräsentant des Geistes des Jahrhunderts Aber bei aller der Geistesform, (tour d'esprit) die ihn so liebenswürdig und so gefährlich machte, würde er einen so ausgebreiteten und dauerhaften Einfluß auf die Geister nicht ausgeübt haben, wenn ihm einige der Eigenschaften gemangelt hätten, die ihn bezeichnen, und wenn nicht die Umstände ihm günstig gewesen wären. Stets thätig und wahrhaft unerschöpflich, brachte er unaufhörlich dieselben Ideen unter neuen Formen zum Vorschein. Er war ein Proteus, der die Gestalten wechselte, damit Niemand ihm entschlüpfen könne. Wer kein Trauerspiel las, den berührte er durch leichte Poesien. Wem die Philosophie gleichgültig war, den erreichte er durch die Geschichte; und indem er nie ermüdete, dieselben Ideen, dieselben Thatsachen, vorzubringen, gelang es ihm diejenigen zu überreden, die dieses An- und Festklammern (acharnement) für Ueberzeugung und diese Ueberzeugung für ein Kennzeichen der Wahrheit nahmen. Durch das beständige Wiederholen derselben Ideen, grub er sie in alle Köpfe. Sein Aufenthalt in England gab ihm eine gewisse Kühnheit des Gedankens und der Rede, die bald in Verwegenheit und Unanständigkeit ausartete, ihm aber trefflich zu statten kam, um zu wagen, wozu sonst Niemand den Muth gehabt hätte. Er war zu gleicher Zeit Haupt und verlorner Posten (enfant perdu) der Parthei; er leitete die großen Angriffe, und focht zugleich auf dem Vorposten als gemeiner Soldat, oder war der Erste beim Ersteigen einer Bresche. — In Hinsicht des hohen Alters, welches er erreichte, kann man auf ihn die Worte des Tacitus anwenden: Habuerunt vitia spatium exemplorum. Sein glänzendes Vermögen, der große Fuß, auf welchem er lebte, sein Aufenthalt außer Frankreich, zu Dalices, dann zu Ferney, verschafften ihm in Europa fast den Rang und das Ansehn einer wirklichen Macht. Hätte er zu Paris gelebt, so würde er weniger Aufsehn gemacht haben, weil zu viele auffallende Gegenstände die Aufmerksamkeit des Publikums getheilt haben würden; ja er würde die Geister durch seine Gegenwart, und selbst durch seinen Ruhm ermüdet haben."

„Unwidersprechlich hat Voltaire's Unglaube auf den Unglauben von Deutschland und England Einfluß bewiesen, allein der Unglaube hat in diesen Ländern einen andern Ton, andern Gang, andere Waffen gehabt, und der Character, den er in Frankreich zeigte, ist von dem, welchen er in Deutschland und England annahm, eben so verschieden, als das Genie Voltaire's von dem Genie Lessings und Hume's verschieden ist, zwei Männer, die für ihre Länder wurden, was Voltaire für das seinige gewesen. Er besaß die Gabe, die Contraste der Ideen aufzufassen mit aller Heiterkeit eines Geistes, der ihn zuerst lachen machte, ehe er noch lachen bei Andern erregte, und zugleich mit aller Bitterkeit der Leidenschaften. Seine einzigen Triebfedern waren: Verlangen und Bedürfniß, einen schnellen, augenblicklichen Eindruck auf ein leichtes, lustiges Volk hervorzubringen. Lessing, den die Kunst zum Dichter machte, und den die Natur zum tiefen, sinnreichen Denker geschaffen hatte, verband mit mannichfaltiger und gründlicher Gelehrsamkeit einen hellen Verstand, das Talent zu zergliedern, (analyse) eine gedrängte und drängende Dialectik und einen hohen philosophischen Geist. Wahrheitsliebe, nicht Ruhmsucht, war die Triebfeder und das Lebensprincip seiner geistigen Thätigkeit."

„Hume, der mehr Anlage für Beobachtungen im Einzelnen als für allgemeine Ansichten hatte, besaß vielmehr eine große Kraft des Verstandes, als eine erhabene, weite und tiefe Vernunft. Was die Erfahrung ihm lieh, das beurtheilte er vollkommen, allein er sah nichts über diese hinaus. Einen seltnen Scharfsinn (sagacité) und einen bewundernswürdigen Scharfblick (pénétration) kann man ihm nicht absprechen, aber Einbildungskraft, Geist und Leben (âme) mangelte ihm ganz, und er wurde ungläubig durch die Gebrechen seiner Metaphysik und durch das Schweigen seines Herzens."

Zwey Briefe an eine gewisse Dame auf dem Lande.

Erster Brief: über den Spruch von den unnützen Worten. Ich verließ Sie vor etlichen Tagen in einer Art von Bekümmerniß über die letzte Predigt Ihres Pfarrers, der den Text von der künftigen

Rechenschaft aller unnützen Worte (Matth. 12, V. 36.) recht streng orthodox abgekanzelt hatte. Ihr heller Kopf und Ihr moralisches Zartgefühl waren in einen kleinen Streit mit einander gerathen. Meiner Meinung nach mußte man vor allen Dingen die Textesworte selbst genau erforschen, und ich versprach Ihnen darüber aus der Stadt mehr zu schreiben, wenn ich einige Herren vom geistlichen Stande zu Rathe gezogen haben würde. Das gab aber wenig Trost; hören Sie nur! Erst stieß mir der Hofmeister einer ansehnlichen Familie auf, der hier für einen gelehrten jungen Mann gilt. Nun der konnte auf der Stelle süßliche Charaden machen, von der neuesten Erscheinung der dramatischen Literatur sprechen, er wußte Jamben und Trochäen zu kritisiren ꝛc., aber der biblischen Exegese ging er mit allen möglichen Sprüngen aus dem Wege. Er schien die Theologie für ein sehr unnützes Studium zu halten. In dem gestrigen Theezirkel bey der geistreichen Frau von ... suchte ich zwey der obern Geistlichen auf. Allein der Eine war mit einem fetten Domherrn in ein Gespräch über die Hintansetzung des geistlichen Standes vertieft; er wollte je eher je lieber wieder eine Hierarchie haben. Der Andere saß glühroth am Bostontische, und schwitzte über einen verlohrnen Misère ouverte. Das ging so zu. Seiner nicht allzuplatonischen Ehehälfte war ein Stückchen Zwieback in die Luftröhre gekommen, als sie über dem Thee-Trinken nicht versäumen wollte, das Work zu führen. Sie ist sich des liebevollen Talents bewußt, die schwache Seite abwesender Freundinnen mit einem zarten Schleier zu überweben, ohngefähr wie jene Fama eines ungeschickten Malers, die den Kranz des Ruhmes so über das Bild eines Prinzen hält, daß man irre wird, ob sie die Zierde dem prinzlichen Kopfe aufsetzt, oder sachte wegnimmt. Genug die Dame that einen Schrey, und der erschrockene Gemahl bekam seinen Stich; er gab eine Dame statt einer Sieben zu. Der Schrey und die Gefahr unserer geistl. Fama riß plötzlich alle Fäden der Conversation entzwey, und das jüngste Gericht wird wohl etwas leichtere Arbeit von dieser Theestunde bekommen. Werfen Sie mir keinen unwilligen Blick über meine Abschweifung zu; ich eile zur Sache. Da ich bey den Lebenden nicht ankam, suchte ich mich an die Todten zu halten, und habe bey einem anonymen, aber wie mir dünkt, fähigen Schriftsteller aus der ersten Hälfte des vor. Jahrhunderts just gefunden was sie brauchen. Er macht folgende Bemerkungen über unsern Text. 1. In mehrern griechischen Handschriften von Matthäus stehen statt: „unnütze Worte", „böse, gottlose Worte." 2. Das Wort müßig, unnütz entspricht in der Uebersetzung der 70 Dollmetscher einem hebräischen Worte, welches: Lüge, Verleumdung bedeutet. 3. Es giebt eine Redefigur, welche das Wichtige schonend und leicht ausdrückt, wie z. B. die vergeblichen Worte beim St. Paul (Ephes. 5, 6.) wo die Folge zeigt, daß er für sehr verderblichen Reden warnt. Diesen Sinn nimmt auch der Kirchenvater Chrysostoms an. Ueberdieses hält man dafür, daß das Evangelium des Mattheus ursprünglich hebräisch geschrieben ist, und daß man sich bey der Uebersetzung ins Griechische leicht nach dem Styl der 70 Dollmetscher gerichtet haben kann. 4. Endlich ist nicht zu übersehen, daß diese Worte unmittelbar an die Pharisäer gerichtet sind, welche gegen den Heiland die ruchlose und verleumderische Nachrede verschuldet hatten, als ob er seine Wunder durch Dämonen verrichte (Die spätern Pharisäer, die der arglosen Christenheerde falsche Heiligenwunder für ächte und noch Anderes mehr aufgeschwatzt haben, geht daher diese Strafrede Christi vorzüglich mit an.) —

Diese Ansicht der Textesworte wird Ihre Gewissenhaftigkeit zu beruhigen im Stande seyn. Ich werde sie aber öffentlich mittheilen, weil die großen Kontraste von Licht und Schlagschatten in unserer Zeit, nach meinen Bemerkungen, manches andere zarte Gemüth bekümmern, auf welches die Getriebe der Mystiker Einfluß zu gewinnen anfangen. Vertreiben doch die Missionarien in Frankreich schon die Schauspieler von den Bretern, um ihre verkehrten Worte an die Stelle der unnützen oder vergeblichen los zu werden.

Ziehen Sie also immer auch Ihren Kopf zu rathe, wenn das schöne Herz seine Stimme erhebt. Bedenken Sie, daß die Härte der buchstäblichen Auslegung weder mit der Milde und Nachsicht des Erhabenen, der jene Worte sprach, noch mit seiner tiefen Menschenkenntniß zusammenstimme und weder der Gebrechlichkeit unserer Natur, noch den irdischen Verhältnissen des täglichen Lebens angemessen sey. Ihr, der Mystik anhängender, Prediger hat also selbst unnütze Worte gesprochen, er würde selbst die nützlichen Hülfstruppen der Moral, den leichten Scherz, die warnende Ironie, die Ruthe der Satyre ungeschickter Weise vertreiben. Alles was er hätte sagen mögen, sollte sich darauf beschränkt haben, Uns das sparsamere Reden zu empfehlen, weil es vor Uebereilung bewahrt, und Zeit zu was Bessern gewinnt. Ich besorge nur, daß wir in der Stadt eine solche Regel der Sparsamkeit, wo nicht für unnütze, doch für sehr beschwerliche Worte erklären

werden. Ich rathe wenigstens keinen Zwieback mehr zum Thee herumzugeben.

Nachschrift.

Erlauben Sie mir noch ein paar Bemerkungen, die in einiger Verwandtschaft mit unserm Gegenstande stehen. Erstlich unter mehrern Stellen der Bibel, welche öftrer gebraucht, als ganz begriffen werden, ist wohl auch die zu rechnen, wo St. Paul den Christen anräth, feurige Kohlen auf des Nächsten Haupt zu sammeln. (Röm. 12, 20.) Gewiß eine sehr schwierige Stelle. Die Praxis vieler Laien, scheint sie so auszulegen, als hätte der Apostel gemeint, ein wenig Rache dürfe immer nebenherlaufen, wenn man dem Feinde Wohlthaten erweise; Manche setzen sogar dem Feinde eine tiefbrennende Mora auf den Kopf. Ich will nichts weiter darüber mittheilen; vielleicht, daß uns ein tüchtiger theologischer Literator etwas genügendes zu liefern hierdurch veranlaßt wird.

Meine zweyte Bemerkung betrifft die moralische Verderbniß, welcher die Sprache im Leben unterliegt. Hierüber erlauben Sie mir nächstens einen zweyten Brief zu schreiben. Die Literatur wird immer den Stoß mitfühlen, den die Moral erleidet. Die letztere soll unserm lit. Wochenblatte nie gleichgültig seyn Meinen Sie nicht?

Ich bin Ihr ꝛc.

Französische Literatur.

Hr. Charles Dupin, Capitän beim französischen See-Geniewesen, der in den Jahren 1816, 1817 und 1818 die Häfen Großbrittanniens in wissenschaftlicher Hinsicht bereiste, hat die Resultate dieser Reisen mit in ein Werk aufgenommen, das er unter dem Titel: Memoires sur la Marine et les ponts et chaussées de France et d'Angleterre herausgegeben hat, und das für den Nautiker, und zwar besonders in Rücksicht auf Hafen- und Schiffbaukunst, nicht ohne Interesse seyn wird; den Straßenbaumeister hingegen fast ganz leer ausgehen läßt, und das also seinem Titel eigentlich nur zur Hälfte entspricht Hr. Dupin läßt England so viel Gerechtigkeit widerfahren, daß er es sogar für nöthig findet, sowohl in der Vorrede als in den, dem Institut de France, (dessen Correspondent er ist) übergebenen und von diesem mit Recht belobten Memoires, Relations etc. sich einigermaßen deshalb zu entschuldigen! Gehen wir indessen darüber hinaus, und halten uns mit Beseitigung alles rein Wissenschaftlichen an das allgemeiner Interessante, so möchte etwa Nachfolgendes zu bemerken seyn.

Das Hauptlaboratorium des engl. See-Verpflegungsamts befindet sich zu Deptford, und seine großen Gebäude machen fast allein eine Stadt aus. Täglich kann darin für 24—30,000 Mann Zwieback gefertigt werden. Aehnliche Bäckereien befinden sich bei allen großen See-Arsenalen, und man hat Mittel und Wege, die Nachlässigkeiten und Unterschleife der Arbeiter sowohl als der Beamten jederzeit zu entdecken. „Das engl. Gouvernement wurde Sparsamkeit auf Kosten derjenigen, die ihre Kräfte und ihr Leben seiner Vertheidigung widmen, für Barbarei, ja für eine Art von Wahnsinn halten, und so ist denn der engl. Matrose stets mit reichlichen, gesunden, wohlschmeckenden, und es wäre fast zu sagen, delicaten Lebensmitteln versorgt. Der oberflächliche Beobachter wird vielleicht lächeln, wenn ich ihm sage, daß die Schiffmannschaft Chocolate zum Frühstück erhält, hingegen werden alle diejenigen betroffen seyn, die, von Hannibal belehrt, wissen, wie sehr die physische Kraft in Verbindung mit der moralischen über Verlust oder Gewinn der Schlachten entscheidet." (Dazu bedarf es gar keiner Belehrung von Hannibal. Unsere deutschen Hausmütter werden es sich ja z. B. wohl noch sattsam zu erinnern wissen, wie viel ihnen von 1793—1813 die Unterhaltung der physischen Kraft der Franzosen kostete!) Deptford war Peters des Großen Schule der Schiffbaukunst. — Auf dem Medway-Fluß besuchte der Vfr. das berühmte Schiff Bellerophon, das jetzt zu einem Bagnio für Galeerensclaven eingerichtet ist, die man, statt sie nach Botanybay zu schicken, hier besser zu nützlichen Arbeiten braucht. Auch rücksichtlich dieses Bagnios ist, wie Hr. Dupin sagt, alles angewendet worden, „was die feinsinnigste Menschlichkeit hat erfinden können, um ein solches schwimmendes Gefängniß erträglich und sogar comfortable zu machen." Die Gefangenen wohnen in kleinen Cameradschaften zusammen, ihre Kammern können hinlänglich gelüftet werden, und für ein gewisses Bedürfniß ist auf eine reinliche Weise gesorgt. An Sonn- und Festtagen kommen sie in einer hübschen, am Fuß des Basanmastes erbauten Capelle zusammen. (Wir gestehen, daß wir in allen dem wohl das Erträgliche, aber keineswegs das Comfortable haben auffinden können!) — Desto empörter aber ward des Vfrs. Gefühl bei dem häßlichen Anblick alter, abgetakelter, von Rauch geschwärzter Schiffe, schwimmenden Gräbern ähnlich, in die man gleicherweise die dänischen, schwedischen, französischen und amerikanischen

Kriegsgefangenen gleichsam lebendig begrub! Sie waren auf dem ersten und zweiten Verdeck und in dem Zwischendeck untergebracht, in welchem letztern die Unglücklichen des Tags über nur mittelst der zwei Hände breiten Ruderlöcher frische Luft zu athmen bekamen; bey Nachtzeit aber fiel alle Lufterneuerung weg. Ein Schiff darf höchstens nur 400 Galeerensclaven fassen, während auf einem Ponton von gleicher Größe gewöhnlich 800 — 1200 Kriegsgefangene zusammengepfercht wurden. Das engl. Parlament hat bestimmt, wieviel Cubicfuß Luft zur Erhaltung der Gesundheit der in den Werkstätten bei einander arbeitenden jungen Lehrlinge nothwendig sind. Die Werkstätten sind mit Luftlöchern versehen, die Lehrlinge genießen Licht und frische Luft vollauf, und dürfen überdem dreimal des Tags ihre Werkstätten verlassen. Und jene für Kinder als unentbehrlich nöthig bestimmte Quantität Luft ist zehnmal größer als die, welche hier Erwachsenen, und gleichsam nur wider Willen, vergönnt wurde! (Bereits haben mehrere der auf solchen Pontons eingesperrt gewesenen Kriegsgefangene [unter ihnen auch deutsche] ihre Klagen über die daselbst erlittene, und in manchen Hinsichten an Grausamkeit gränzende Behandlung laut erschallen lassen, und noch hat es von Seiten Englands niemand gewagt, ihnen zu widersprechen. Wir wollen zur Ehre des engl. Gouvernements hoffen, daß eine solche Behandlung weniger die Schuld seiner Anordnungen, als die einiger inhumanen und habsüchtigen Unterbeamten gewesen sey, und daß diese, zumal mittelst einiger kräftiger Parlamentsstimmen, der Verantwortung nicht entgehen werden. Zu wünschen aber ist es, daß unter den Nationen Europas endlich einmal allgemeingültige, feste, der Humanität angemessene Bestimmungen über die Behandlung der Kriegsgefangenen, und namentlich der Kranken und Verwundeten auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern, eintreten mögen, und wir bergen es nicht, daß wir, was die Erfüllung dieses Wunsches betrifft, zunächst dem Interesse vertrauen, welches die edeln und humanen Stifter des heiligen Bundes an einer Angelegenheit nehmen dürften, die wahrhaft eine Sache der Menschheit, also eine heilige ist!) —

Der berühmte caledonische Canal, auf welchem künftig Fregatten und Schiffe von 500 — 600 Tonnen, ohne den gefährlichen Umweg um Nordschottland und die Orcaden zu nehmen, gleich aus dem atlantischen Ocean in die Nordsee kommen können, ist ein, den überwundenen Schwierigkeiten nach, ungeheures und mit wahrhaftem Römersinn ausgeführtes Werk. — In Glasgow waren bereits Vorrichtungen getroffen, um die sämmtlichen Straßen der Stadt künftig mit Gas zu erleuchten. — Der Clyde ist jetzt bis Glasgow für Fahrzeuge von 500 Tonnen schiffbar gemacht, und der Vfr. wünscht, daß man in Frankreich, rücksichtlich der Seine und Paris, daran ein Beispiel nehmen möge. Wir erfahren dabei, daß der pariser Handelsstand bey der Deputirten-Kammer wirklich bereits darauf angetragen haben soll, daß die Seine, von ihrer Mündung an bis Paris, für See-Fahrzeuge schiffbar gemacht werde, und daß ein günstiger Erfolg dieses Antrags zu hoffen sey. — Von Chester ging der Vfr. nach Wallis, um die Wasserleitungen des Ellesmere-Canals zu besehen. Die merkwürdigste darunter war ihm die zu Ponte-Cysilte. Sie ist bei 1000 Fuß Länge 130 Fuß hoch über den reißenden Strom des Clangollen-Thals erbaut, und bildet so gleichsam einen eisernen Canal in der Luft, auf welchem die in jenem Thal gewonnenen Kohlen und mineralischen Producte nach Ellersmere geschifft werden.

In Dublin ist die Benutzung der Bibliotheken und anderer wissenschaftlicher Schätze, so wie der Eintritt in die gesellschaftlichen Lese-Salons, dem Fremden versagt, und überhaupt viel dergleichen Illiberalität bey allen Anstalten vorherrschend. Auf der Universitätsbibliothek, die der Vfr. in Begleitung eines Doctors der Universität besuchte, durfte er sich, der bestehenden Regel nach, nirgends verweilen, und wurde — wie er meint, aus Mistrauen, daß er bey dieser Gelegenheit etwa ein Buch heimlich einstecken möchte — sogar zurückgehalten, als er sich, um die schöne Aussicht zu genießen, einem Fenster nähern wollte!

Hr. Dupin hat in diesem Werke viele Ideen zur Verbesserung der französischen Marine niedergelegt, und wenn er S. 166 seinen Landsleuten zuruft: „Wollt ihr eine siegreiche Marine, so sorgt dafür, daß bey ihr nützliche Kenntnisse Ehre erwerben. Mittelst der Ehre gedeiht in unsern französischen Seelen alles!" so hören wir den ächten, und sein Volk genau kennenden, Franzosen. Denn wirklich geht diesem Volke die Ehre über alles. Aber das Unglück ist nur, daß diese Ehre durchaus keine moralische Basis hat, daß sie im Grunde auf nichts als auf äußern Schimmer und Schein hinausgeht, und sich mit gleicher Leichtigkeit der ehrwürdigsten Tugend wie dem abscheulichsten Laster als verklärender Nimbus anhängt. Dafür zeugt die Geschichte! So lange daher die Franzosen keinem edleren Prinzip huldigen, als diesem, werden sie sich nie zu einer festen sittlichen

Höhe erheben, jeder der ihrer Eitelkeit zu schmeicheln versteht, wird ihr Tyrann seyn, und die benachbarten Völker werden nur in ihrer eignen Kraft und Tugend und in treuem Zusammenhalten untereinander eine hinlängliche Garantie gegen eine Nation finden, deren Ehrgeiz überall zu fürchten ist, wo sie selbst nicht fürchtet.

Kurze Nachrichten. Les Parvenus.

Ein neuer Roman der Fr. von Genlis, les Parvenus, ou les Aventures de Julien Delmours, écrites par lui-même, ist vielleicht den Liebhabern ihrer Schriften schon in die Hände gekommen. Auf alle Fälle können sie sich von dem Inhalte durch einen weitläuftigen Auszug in dem Morgenblatt (No. 69 ff.) in nähere Kenntniß setzen, deswegen wir eine Wiederholung hier vermeiden wollen. Wir bemerken im Allgemeinen nur folgendes. Frau von Genlis hat, wie die Vorrede sagt, den sinnreichen Verfasser des Gilblas nachahmen wollen, indem sie Personen aus allen Ständen auftreten, und sie abwechselnde Begebenheiten (während der Revolutionszeit) erfahren läßt. Sie hat, wie einer delicaten Dame geziemt, alle die niedrigen Scenen vermieden; hat aber auch schwerlich ihr Muster, den Menschenkundigen Le Sage, in der Schilderung der untern Stände erreicht. Indem ihr an sich löblicher Hauptzweck dahin geht, durch historische Thatsachen, auffallende Gemälde und Bilder der Fantasie, den Nutzen der Tugend und die Liebe zur Beschäftigung in ein anziehendes Licht zu stellen, hat sie mehr eine moralische Bildergalerie als einen Roman geliefert, und ihre Menschen am Schreibepulte zugeschnitten, wie sie sie brauchte, um tüchtige moralische Wammsen auszutheilen. Das Buch fängt sich ganz süße an. Julius Delmours ist der Sohn eines Zuckerbäckers, der sehr frühe in vornehmen Häusern Zutritt und Verbindungen findet, und sich so durch mancherlei Abentheuer empor hilft. — Daß auch in dieser Schrift die Begriffe von Religion, Christenthum, äußern Cultus und Papistischen Priesterthum untereinander gemengt, und die guten alten Zeiten, wo die Priester das Volk an der Nase lenkten, gepriesen werden, wird Jeder erwarten, der die gute Matrone kennt. Sie schüttet auch die Schaalen ihres heil. Zorns bei jedem Anlaß gegen die ihr verhaßten Philosophen aus. Die gelehrte Dame will, scheint es, kein Wort davon wissen, daß das, was an ihnen tadelnswerth seyn mag — (denn wer möchte Voltaire ꝛc. überall vertheidigen?) größtentheils eine Folge jener Pfafferei gewesen, die den Begriff und Werth der Religion verdunkelte, indem man Menschenwahn und Irrthümer aller Art unter diesem heil. Namen ausbot, und die Leute mit dem Degen und der Fackel in der Hand ins Paradies jagte. Man kann hier auf Fr. v. G. anwenden, was sie selber (S. 117 T. 1.) sagt: „die Frauen sind empfindsamer als die Männer, daher sind sie dem Misbrauche ihrer Zuneigungen leichter unterworfen." Wenigstens zeigt sie bei ihrem warmen Blute kein ruhiges Beobachtungsgenie, sobald es kirchliche Materien betrifft. Dieß und einige andere Vorurtheile abgerechnet, die sie in ihren Jahren nicht mehr ablegen wird, gewährt auch dieses Buch der talentvollen Verfasserin eine angenehme Unterhaltung, wiewohl wir manches frühere von ihrer Feder vorziehen würden. Eine zarte Bemerkung heben wir aus: „Das Gedächtniß ist dem gebildeten Menschen nur gegeben, zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, nur zur Verewigung edler Erinnerungen, und der schönsten Gefühle des menschlichen Herzens: der Bewunderung und der Dankbarkeit. Auch haben, wenn die Nationen in Barbarei verfallen, die Erinnerungen keinen Kultus mehr; sie verlöschen, und mit ihnen stirbt die nützliche Nacheiferung und jede großartige Idee ab." Wir bemerken noch, daß der letzte Roman, den sich Frau v. Genlis herauszugeben vorgenommen hat, bereits in den Händen ihres Verlegers sich befindet. Es ist Petrarch und Laura. Also wohl ein christlicher Liebesroman zum Schwanengesang? Als Anhang würde sich für unsere antiphilosophische Schriftstellerin eine neue Ausgabe und Uebersetzung des Liebesromans aus der Feder des gelehrten Aeneas Sylvius, nachherigen heil. Vaters Pius II., nicht übel schicken.

Unter die sterblichen Werke unserer vielschreibenden Zeit müssen wir auch folgendes rechnen:

„Aufsätze, Gedichte, Briefe, oder drei Bücher Epoden ꝛc. Altona 1810." In der Vorrede heißt es: „Wenn in diesen Gedichten die Darstellung selbst mehr oder weniger giebt, als wo diese Ideen hier hin wollen, so lag es allerdings nur allein an meiner wenigen Gabe und geringer Ausbildung derselben zu so Schwierigem, Hohem." — „Was aber nun dem Publicum damit? Hat dieses nicht genug schon dann, frägt man? Nein! Nicht genug, antwortete ich, oder auch bei weitem zuviel schon. Und nur aus dem Vielen kann nach der Wahl werden endlich was genug sey." Das macht nicht sehr nach Proben lüstern, nur ein paar Strophen aus einer Ode in plattdeutscher Sprache: Kop-

Digitized by Google

penhagen 1803. überschrieben, setzen wir noch her:

„Seht, da ward et (Albions Geschlecht) hen un
geschleudert to det
„Flammumwogten Tartarus gruerfüllsten
„Winkel, sienet höhnenden Frevels vulle
„Strafung to dulden."
„Ewig terend lekt em um Lend und Hüften
„Ewig em de lodernde Flamm und ewig
„Fleschet grimminbitend de Geißel markdör
„Schiedend den Rüg em."

Der Verf. merkt noch in einem Außer-Vorwort an, daß sein Buch keinen Verleger habe finden können. Das wird keinem Wunder nehmen, der sich die Mühe macht, es durchzublättern.

„Charakteristik des Hundes. Leipzig 1819." Als Vorgänger dieser Schrift führen wir für die Hundeliebhaber noch an: „D. Friedr. „Walther: der Hund, seine verschiedenen Zuchten, Varietäten, Geschichte seiner Verbreitung „und Schicksale, Erziehung ꝛc. Gießen 1817." und für die Hundeliebhaberinnen: „Forstrath Jesters „Freund der Schoßhündchen. Königsberg 1797." — In dieser neuen Schrift erhält man eine Sammlung über die Eigenschaften und den Nutzen der Hunde, mit Uebergehung des Naturgeschichtlichen. Sie ist mit vielen Anekdoten, selbst Gedichten ausgestattet; z. B. eine Grabschrift aus dem Anfang des vor. Jahrhunderts:

Ein Hündchen liegt allhier
Auf dieser grünen Wiesen:
Es war der Favorit
Des schönen Fräuleins Friesen
Es küßte seine Hand,
Und seinen Rosenmund;
Wie mancher Räckel wünscht
Das Glück von diesem Hund.

Herr Lohse, Lehrer der Geographie, hat eine Tabelle der Europäischen Producte herausgegeben, durch welche er vermittelst einfacher Zeichen, die Seltenheit, den Verbrauch und die Ausfuhr der Producte in jedem Lande eindrücklich zu machen sucht. Es ist eine kurze Erläuterung über den Gebrauch dieser Tabelle beigegeben.

(Blüthen der Phantasie von Carl Heidler. Zeitz 1819.) Unter diesem Titel liegt ein uns zugesandtes Werkchen von 88 Seiten vor uns, über das, außer jenem Titel, wenig zu sagen ist. Es giebt zwar der Blüthen im Reich der Schöpfung vielerley; aber Blüthen der Phantasie, dünkt uns, möchten etwas anders gestaltet seyn, als die vorliegenden. Welchen Character die Poesie eigentlich an sich trage, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. In Liederform werden, meist mit fließenden Reimen, schon längst bearbeitete Gemeinplätze oder allgemeine Empfindungen, die sich sehr oft, in etwas veränderter Form wiederholen, vorgetragen. Statt jedes fernern Urtheils mögen ein paar Proben dienen. Vom Tanz sagt der Verfasser:

Seht! wie sie springen,
Bald sich verwirren,
Bald sich umschlingen,
Bald sich verirren,
Liebende Paare
Die Brust an der Brust,
Im Auge die wahre,
Die himmlische Lust.

Daß jedoch des Verfassers Phantasie auch Blüthen ihrer Art hervorbringen könne, wollen wir nicht in Abrede stellen. Uns scheint das Gedicht: die Erscheinung, hieher zu gehören, aus dem wir den Schluß mittheilen:

Und meines Busens lang verschloßnes Sehnen,
Und wie ich, träumend, mir das Herz gedacht,
Dem ich gehuldiget in Liedes Tönen,
Und in der stillen, feyerlichen Nacht —
Gestand ich ihr, und wie des ewig Schönen
Geheimniß sich in ihr mir kund gemacht:
Des schönen Hauptes lieblich sanftes Neigen —
Es hob empor mich zu der Götter Reichen!

Da schwieg in mir das irdische Verlangen,
Die Seele füllte süße Himmelslust,
Hinweg schwand jedes menschliche Erbangen
Des Glück's der Seel'gen war ich mir bewußt,
Ihr färbte Mitgefühl die Lilien-Wangen
Mit höherm Roth, und hob die schöne Brust,
Und noch ein Blick dann sah ich sie nicht wieder,
Um die Verschwundne trauern meine Lieder.

Wir geben dem Verfasser zu bedenken, daß eine so weit vorgeschrittne, und wenn man will, verwöhnte Zeit nicht Guthmüthigkeit genug hat, der harmlosen, aber alltäglichen Muse eines von ihr beseeligten Gemüths zuzuhören.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 43. Rede wahr, scheue Niemand 1819. May.

Die neue Welt.

Je älter die neue Welt wird, je mehr neue Sorgen dürfte sie der alten Welt machen, die deren ohnehin nicht zu wenig hat. Das mag den Herrn Professor, D. Johann Christian Fick, in Erlangen bewogen haben, sich mit Beantwortung der Frage zu beschäftigen:

„Welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerika's auf Europa, und was haben wir jetzt zu thun, um die Folgen, welche daraus entstehen, besonders für Deutschland, minder schädlich zu machen?"

Der Gegenstand verdient gewiß erwogen zu werden, und es wird erlaubt seyn, etwas weiter auszuholen. Nachdem der heil. Vater zu Rom (Alexander VI.) die Güte gehabt hatte, die entdeckte neue Welt wie ein Stück Kuchen zu verschenken, so fielen zuerst die christlichen Spanier wie heißhungrige, reißende Wölfe und Tyger über die unglücklichen Völker her, um nun ihnen ihr Gold zu rauben, und die Geplünderten mit Feuer und Hunden zu bekehren. So gieng man einst mit Südamerika um. Fast schlimmer noch, in gewissen Sinne haben die Engländer in Nordamerika gegen ihr eigen Fleisch und Blut verfahren. Man höre, was Benjamin Franklin, der Weise, im J. 1776 dem Lord Howe, der zur Unterwerfung aufforderte, antworten durfte. „Den Colonien das Anerbieten eines Pardons noch „zu empfehlen, das heißt in Wahrheit beweisen, daß „man uns noch die Unwissenheit, niedrige Denkungsart und Unempfindlichkeit zutrauen, die Ihre verblendete und stolze Nation seit langer Zeit bei uns vorauszusetzen beliebt hat. Ein solches Anerbieten „kann weiter nichts wirken, als unsere Entrüstung „zu vermehren. Es ist unmöglich, daß wir daran „denken sollten, uns einer Regierung zu unterwerfen, die mit der ausgezeichnetesten Barbarey, mitten im Winter, unsere wehrlosen Städte verbrannt, „und die Wilden gereizt hat, unsere friedlichen Pflanzer niederzumachen; unsere Sclaven, ihre Herren zu „ermorden; und eine Regierung, die uns so eben „fremde Söldner sendet, um unsere Niederlassungen „mit Blut zu überschwemmen. Diese Grausamkeiten haben den letzten Funken von Zuneigung erstickt, den wir für ein Mutterland hegten, das einst „uns so theuer war. — — Ich kenne Englands „Stolz und Thorheit zu gut, um an friedliche, vergütende Maasregeln zu glauben. Seine Wuth, „kriegerisch zu seyn, und seine Eroberungen auszudehnen, seine Ehrsucht, seine Herrschsucht, sein „Durst Reichthümer durch das Monopol zu häufen, „das sind die Ursachen, die zwar seine Angriffe auf „uns nicht rechtfertigen, die aber zusammen eine „Verblendung gegen sein wahres Interesse hervorbringen. — Es deucht mir, daß weder die Erwerbung, noch die Behauptung eines Handels, so „vortheilbringend er auch seyn mag, verdient, daß „Menschen das Blut anderer Menschen vergießen." (Vielleicht fängt man an, diesem Satze ein Gewicht einzuräumen: aber, daß Handel und Fabrikation nicht verdient, daß ein Volk das andere hungern und betteln und das eigene unmoralisch und gefühllos mache, das scheint man in unsern Isolirungs- und Impostsystemen noch nicht anzuerkennen.) „Die wahren, die sichersten Mittel, um seinem Handel Ausbreitung zu verschaffen, sind, daß man den Nationen, mit welchen man verkehrt, gute Waaren und „nicht zu theuer verkauft, und der Gewinn wird nie „die Unkosten decken, wenn man den Verkehr auf „Gewalt gründet, deßwegen Flotten und Armeen, „(Douaniers ꝛc.) unterhält."

So sind wir Bewohner eines kleinen Erdtheils mit dem größern umgegangen — und haben die Nemesis geweckt. — Man betrachte den Umfang seiner Naturschätze in Süden, die uns zuletzt ein Humbold anschaulicher gemacht hat; man bedenke, was eben der Franklin von dem Norden selbst in einer kriegerischen Zeit rühmt, und was wir von uns nicht rühmen können: nämlich, daß dort fast nie von einem Fruchtmangel, oder einer Hungersnoth die Rede sei. Man erwäge das Befreiungsstreben im spanischen Amerika, und das sichtbar schnelle Wachsthum des nördlichen Staatenvereins; man sehe die Schaaren Auswanderer aus unsrer Mitte; man staune über unsere wechselseitigen Commerzfeindseligkeiten verbündeter Länder eines Stammes, über unsern zunehmenden Luxus und den abnehmenden

Ausgegeben den 13. May.

Digitized by Google

Geldesumlauf, wo sich das übrige Gold in wenigen Händen anhäuft und stockt. Denken wir an dieß und mehr dergl., was man hie oder da wohl nicht gerne hören möchte, so werden wir es nicht zur Unzeit finden, daß Hr. Prof. Fick die obengenannte Frage aufgeworfen und zu beantworten versucht habe. Wir wollen jetzt davon, wie es geschehen, einen kurzen Bericht abstatten.

Er giebt zuerst eine ganz kurze geschichtliche Uebersicht, die sich mit den verkehrten Maasregeln der spanischen Regierung bei den Freiheitsregungen des südlichen Amerika endigt, und die künftige gänzliche Unabhängigkeit des neuen Welttheils als Schlußfolge ausspricht. Denn auch die aus Portugall nach Brasilien übergesetzte Regierung werde nur als eine amerikanische bleiben, wenn sie die europäischen Ansichten und Interessen aufgiebt, und diese Versetzung des portugiesischen Hofes werde das Meiste zu den Folgen beitragen, welche die Unabhängigkeit des spanischen Amerika's auf Europa haben müssen. Für mehr als 115 Millionen Gulden werth an edlen Metallen seien jährlich größtentheils als Waare, nicht als Geld, nach Europa eingeführt worden, während alle europäische Bergwerke zusammen jährlich höchstens für 2000000 Gulden Gold und 5 Millionen Gulden Silbers lieferten; also wenig mehr als die Verminderung der edlen Metalle durch den Gebrauch zu ersetzen dient. Die Gold- und Silber-Einfuhre aus Amerika seit 300 Jahren, auch nur zu 50 Millionen Gulden jährlich gerechnet, mache die fürchterliche Summe von 15,000,000,000 Gulden aus. Hievon seien aber 2/3 nach Asien gegangen, nach dem Hauptschlund China. Höre diese Einfuhre künftig auf, so werde ein Zustand eintreten, dem vor Amerika's Entdeckung ähnlich, und es dürfte sich binnen höchstens 30 Jahren die Geldmasse um die Hälfte bei uns vermindert, und zugleich den Güter- wie den Produkten-Werth verringert haben. Da unser Gesellschaftsleben auf Geldwirthschaft ruht, so müßten alsdann ganz andere Verhältnisse eintreten. Industrie, Künste und Wissenschaften, Handel und seine Artikel, Religion und Politik Europens werden den Einfluß spüren. Alle Erdzonen sind über Amerika ausgebreitet, folglich werden alle Produkte der Erde dort gedeihen; man wird uns wenig brauchen. Sein Handel wird sich über die Südsee gegen Hinterasien lenken, und ein großer Theil der Südseeinseln wird nach zwei hundert Jahren, bereichert mit edlen Metallen, eine bedeutende Rolle in jenen Gewässern spielen. Hr. Fick prophezeiht endlich gar: „Ohne Vorsichtsmaasregeln unserer Re„gierungen würden keine fünf hundert Jahre verge„hen, und die Amerikaner würden über den atlanti„schen Ocean an unsere Küste kommen, und sich in „den verödeten Gegenden, unter den verwilderten „Völkern, festsetzen." Wohlan, sollte hier auch zu sehr ins Schwarze gemalt worden seyn, so ist doch ein paßives Abwarten gefährlich. Darum schlägt der Verf. im zweiten Abschnitte seiner Schrift vor, „was schon jetzt zu thun sei, um die Fol„gen der amerikanischen Unabhängig„keit für Deutschland weniger schädlich „zu machen." Er meint eine größere bürgerliche Freiheit und konstitutionelle Regierungsverfassungen müßten durchaus vorhanden seyn, wenn jener Zeitpunkt der europäischen Verarmung nicht mit großen Unruhen und Umsturz von Reichen endigen solle. Wir übergehen die bekannten Erfordernisse solcher Repräsentativ-Verfassungen; aber der besondern Bemerkung über die Juden, die einen Staat im Staate bilden, und die die reichste Erndte in Zeiten der Noth halten, wo der Grundeigenthümer arm wird, müssen wir als richtig gedenken. Wir kennen schon jetzt Gegenden, wo fast alles Vieh der Bauern in den Dörfern seit dem Kriege, den Juden gehört, welche vielfache Procente von dem gegebenen Kredit ziehen, und dem Landbettel in die Hände arbeiten.

Für Deutschland folgen nun folgende besondere Maasregeln: 1) ein allgemeiner Mauthverband. (Doch vermuthlich ein aufrichtigerer, als mancher Staatenverband? Ach! das wird schwer halten.) Ueber die Schwierigkeiten und ihre Lösung müssen wir auf die Schrift selbst verweisen. 2) Ein völlig freier Verkehr im Innern Deutschlands. (Diese gute Absicht glauben wir schon in Patenten gedruckt gelesen zu haben) 3) Mittel zum Besten der Handelsbilanz gegen das Ausland. Durch Kunststraßen, Flußschifffahrt und große Wasserverbindungen. 4) Herabsetzung der Abgaben. (Da könnte ja die Finanziers der Schlag rühren.) Hr. Fick meint, a) es wäre möglich, wenn man bei wohlfeilern Preißen die Besoldungen herabsetzte. (Nur bei Leibe die der Künstler und der Geiger und der Pfeifer nicht. Diese verbrauchen ja meist ausländische Artikel, theure Weine, ostind. Shawls ꝛc. und sie vertreiben uns die Zeit.) b) Entfernung unnöthiger Dienerschaft. (Das Kapitel ist groß, aber kitzlich.) c) Verminderung stehender Heere. (Wo denkt der Herr Professor der Geschichte hin?) d) Einschränkung der Ausgaben. — Man sieht wohl, daß der Verf. aus löbl. Aufwallung seines Patriotismus mit einem Salto mortale ins Jahr 2440 hinüber will. — Um

Niemanden ärgerlich oder böse zu machen, wollen wir lieber hier abbrechen — und es der Weisheit unserer Regierungen und ihrer Eintracht überlassen, die Mittel zu bestimmen und auch anzuwenden, welche ein so erheblicher Gegenstand allerdings erfodern möchte.

Was sagen wir? Nicht blos erheblich; von höchster Wichtigkeit muß uns Europa's nahe Zukunft im Verhältniß zu Amerika erscheinen; und doppelt schwer dürfte die Last auf uns drücken, wenn sogar wir Völker, die wir mit deutscher Zunge reden, einander mit barbarischer Gesinnung fort behandeln. Mit zunehmender Verarmung und Geldmangel muß dann die sich isolirende, und in der Isolirung die Rettung suchende, Selbstsucht immer höher steigen, und Deutschland wird sein Eingeweide von neuem zerfleischen. Aber wird ein Thron sicher stehen, wenn die hungernde Menge und die unbeschäftigten Hände Rechenschaft von ihren Regierungen zu fodern wagen? Wahrlich die Sache hat eine ernste Seite. Man höre die ernste Stimme aus Baiern, vom Lech, in Nro. 68. des Opposit. Blattes; man lese in eben diesem 68ten Blatte die Maxime des nordamerikanischen, stets vorwärts gehenden, Handelsgeistes: „mit jeder europäischen Nation rivalisiren zu wollen." Man bleibe aber nicht beim Lesen stehen. Die Zeit fodert dringend Eintracht und Thatkraft. Wer mag die Folgen berechnen, wenn wir die Völker immer mehr der schönen und zeitgemäßen Idee des heiligen Bundes brüderlicher Menschheit entfremden, statt sie enger aneinander zu knüpfen? — Doch stille! Denn

— — — —

Das Schriftchen ist übrigens auch der hohen, deutschen Bundesversammlung zugeeignet, welche blos gebeten wird, es zur Einsicht für die Nachkommen in ihre Lade niederzulegen. Ist denn aber wohl noch Platz in dieser Lade?

Gedichte.

Die Blumenkränze der Phantasie vom Grafen Riesch sind aus Wiesenblumen geflochten, die man auf manchen Wiesen auch wohl schöner findet; allein der Sammler ist anspruchlos. Laut der Vorrede haben wiederholte Aufforderungen ihn bewogen, die Kinder seiner Musse (nicht Muse) drucken zu lassen. —

— Die Gedichte von Mau erschienen von dem Nachwort eines Freundes begleitet, dem zufolge das wartende Publicum durch sie erfreut wird. Wir gehören weder zu denen, die gewartet haben, noch zu denen, die erfreut worden sind. Von seiner lieben Frau sagt der Dichter: — (der, wie man gleich hören wird, ein Männchen ist) — wenn sie

zur Seite
Ihrem Männchen säumet oder strickt,
Ich den Arm um ihren Nacken spreite,
Und sie lächelnd mir ins Auge blickt;
Wenn sie mir das kleine Mahl gesotten,
Traulich sich mit mir zu Tische setzt,
Wenn an Spargeln, Rüben und Carotten
Oder Erbsen unser Gaum sich letzt u. s. w.

Herr Mau fodert den Witzling auf, es besser zu machen. Je nun, das ist nicht schwer. —

— Auf einem ähnlichen dürren Boden sind die Epheu-Ranken des Lieutenant Hermes gewachsen. —

— Der Rector Kannegießer zu Prenzlau hat in einem Gedicht in 12 Gesängen, Amor und Hymen, Vossens Luise unglücklich nachgeahmt. Als der Held Robert seine Geliebte zum Erstenmale von hinten sieht, spricht er:

Wollten Sie gütigst
Sich wohl einmal umdrehn und mich ansehn?

Fürwahr! eben so poetisch als naif. —

— Ein Ungenannter hat Casti's redende Thiere, ein episches Gedicht in 26 Gesängen, sehr gut aus dem italiänischen übersetzt. Aus dem kurzen Vorwort erfahren wir, daß Casti dieses satyrische Gedicht in dem hohen Alter von 76 Jahren schrieb. Ein beneidenswerther Greis, der in einem solchen Alter sich noch gestimmt fühlte, die Thorheiten seiner Zeit mit so viel jugendlichem Witz und Muthwillen zu geißeln. Er starb 1803 im 83sten Jahre. Anfangs machte sein Werk in drei Bänden wenig Aufsehen, vermuthlich weil unter Napoleons eisernem Scepter Niemand es wagen mochte, das Aussprechen solcher Wahrheiten zu loben. Göthe hat, in dem neuesten Heft seiner Kunst und Alterthümer am Rhein, besonders in Beziehung auf den Thiermahler Menken davon gesprochen, welcher Thiergruppen nach Casti entworfen hat. Die wohlgerathene Uebersetzung wird ohne Zweifel viele Leser finden, da dieses Gedicht die Mode-Gegenstände unserer Zeit, Volksversammlungen, Königswahl, Bündnisse, Neutralität, Verschwörungen, Congresse u. s. w. gar anmuthig darstellt. Es ist dem Reinecke Fuchs zu vergleichen; ja wir ziehen es diesem weit vor. —

— Des wackern Gries Uebersetzung von Ariost's rasendem Roland ist rühmlich bekannt. Ein gewichtiger Nebenbuhler, Streckfuß, ist ihm aufgestanden, und wenn Gries einzelne

Stellen, obwohl mitunter etwas steif, treuer übersetzte, so hat hingegen Streckfuß, mit größerer Gewandheit, den Ton des Originals, dessen anmuthigen Leichtsinn, treuer wiedergegeben. Der Raum verstattet uns nur ein einziges Beispiel:

Das Original:

Jo vi lasciai, che'l ponte e la riviera
Vidder, che'n guardia avea Erifilla altiera.

Gries.

Ich ließ Euch dort als man den Fluß gewahrte,
Wovon die Brück' Eriphyla bewahrte.

Streckfuß.

Ich schied von Euch, da ich zur Brück' Euch brachte,
Die trotzig stolz Eriphyla bewachte. —

— Des verstorbenen Zaupser sämmtliche Gedichte hat dessen Sohn herausgegeben. Viele erinnern sich wohl noch der kräftigen Ode, welche Zaupser dichtete, als 1777 in Spanien die Inquisition wieder auflebte. Sie machte viel Aufsehn, und zog dem Dichter unter der damaligen Regierung große Verfolgung zu. Was würde, wenn er noch lebte, er dazu sagen, daß die Inquisition im 19ten Jahrhunderte abermals in Spanien erstanden ist, und vielleicht in einer noch furchtbarern Gestalt! Schade daß Zaupser nicht mehr Oden wie diese geliefert hat. Sie ist und bleibt auch in dieser Sammlung das beste. Der wackere Sohn hat eine gutgeschriebene Biographie seines Vaters beigefügt, in welcher man mit gerechtem Unwillen die Verfolgungen liest, welche die damalige Geistlichkeit sich gegen ihn erlaubte. —

— Matthäus von Collin zu Wien hat die Oper von Metastasio, Cyrus und Astyages, frei bearbeitet; wir fürchten aber, daß sie weder die Vergleichung mit dem Original aushalten, noch auf der Bühne Glück machen werde. —

— Ein gar drolliges Product hat der Rector Kastendik in Hameln zu Tage gefördert: eine Erdbeschreibung von Europa in Versen.

Kommt zu lernen mit Belieben
wie der Erdkreis wird beschrieben,
theils auf Holz theils auf Papier,
Jenes stellt den Globum für,
dieses giebet uns die Charten,
die von unterschiednen Arten. —

Zwei große Kreise sehn wir hier,
die stellen unsre Erde dar.
hier rechts im östlichen Revier,
das ist beim ersten Anblick klar,
sind drei Welttheile uns bekannt,
die man die alte Welt genannt.

der größte drinn heißt Asia,
vom Ural bis nach Kamtschadka,
vom Eismeer bis nach India.
Hier kommt er dem Aequator nah,
da lebt Adam im Paradies
mit Eva dort am Tigeris. — —

— Wer speyt denn gar Feuer so fürchterlich da?
das ist der Herr Vulkan mit Namen Hekla. —

Von Rußland heißt es:

Die Haupt- und Residenzstadt ist uns wohl bekannt
Sie liegt an der Newa am finnischen Meere,
und macht dem Erbauer, Zaar Peter, viel Ehre.

Von Weimar:

Gelehrte und Künstler sind hier hochgeschätzt,
Indem man auf Bildung sehr großen Werth setzt.
Nicht weit davon ist auch die Stadt Apolda,
wir sehn eine wichtige Strumpffabrik da.

Es wäre zu wünschen, wir sähen auch den Herrn Rector Kastendik lieber unter den Strumpffabrikanten von Apolda als unter den Schullehrern von Hameln. —

— Nicht viel besser ist die Poesie in den Sinnbildern der Christen erklärt von Arthur von Nordstern, mit 21 sehr schönen Holzstichen, die vor 8 Jahren in England herauskamen, und von dem englischen Verleger (dem wackern Deutschen Ackermann) dem deutschen Verleger überlassen worden sind. Die englischen Erklärungen von Thomas, die wir nicht kennen, fand Hr. von Nordstern nicht gemüthlich genug. Ob es ihm besser gelungen, möge man aus einer Probe schließen:

Rosse schmachten und Kameele!
Keinen Quell ersah
ich im Thal und in der Höhle!
Zürnet Jehovah?
Als die Väter durstend lagen
In der Wüste Sin,
Schnell von Moses Stab geschlagen
Horebs Fluth erschien u. s. w. —

— Von Friedrich Weissers sämmtlichen Werken ist der erste Band erschienen, und wird den Verehrern dieses Dichters um so willkommner seyn, da er seine ältern Arbeiten neugestaltet und verbessert zu haben versichert. Dennoch sind manche seiner Epigramme noch immer matt. Zum Exempel:

Die neue Deutschheit.

Die neue Deutschheit, die ihr preißt,
Kann ich nicht werth des Lob's erkennen,
Und treu der Väter ernstem Geist,

Digitized by Google

Was man jetzt neue Deutschheit heißt,
Nur neue deutsche Narrheit nennen.

Die ganze Sammlung mögten wir mit Rheinsand vergleichen, aus dem sich Goldkörner wa chen lassen. —

Die Ehe

aus dem Gesichtspuncte der Natur, der Moral und der Kirche, haben ein Professor der Geburtshülfe, Dr. Jörg zu Leipzig, und ein Professor der Theologie, Dr. Tzschirner ebendaselbst, in einem ganz neu erschienenen Werke gemeinschaftlich betrachtet. Bey der Wichtigkeit dieses Instituts und bey dem unzuberechnenden Einflusse desselben auf das bürgerliche Leben kann es nicht anders als sehr interessant seyn, in Einer Schrift die Ansichten kennen zu lernen, welche zwey ganz verschiedene Wissenschaften darüber geben. Insofern in der Ehe physische Zwecke des Daseyns zugleich mit psychischen erreicht werden sollen, könnte man den Kreis der Betrachtungen für geschlossen annehmen, wenn der Arzt, als Kenner des physischen Organismus, und der Theologe, als Forscher im Gebiete der geistigen Natur des Menschen, über die Ehe sich ausgesprochen haben. Doch will uns bedünken, ob nicht auch der Rechtsgelehrte und Staatsmann mit zu hören sey, um die Begriffe über das Wesen der Ehe völlig ins Klare zu setzen? Unser ganzes Leben ist mit dem Staatsverband innig verflochten, durch ihn bedingt, die Ehe in beyden Beziehungen, wie sie der Titel des obigen Buchs angiebt, hat doch nur als bürgerliches Institut das meiste Interesse, und wenn man unter Rechtswissenschaft im weitern Sinne Staatswissenschaft begreift, hat weder der Arzt noch der Theologe als solcher Gelegenheit und Veranlassung im Staatsleben, dem häuslichen entgegengesetzt, alle Beobachtung über die Gestaltung ehelicher Verhältnisse zu sammeln, um die Gesetzgebung darüber zu vervollkommnen, was doch beyde Schriftsteller hauptsächlich bezwecken. Vollkommen einverstanden sind wir mit der Nothwendigkeit einiger Verbesserungen in der Gesetzgebung, so wie es uns besonders gefreut hat, von einem Arzte die sittliche Seite des Ehestandes und seine Heiligkeit überall so hervorgehoben zu finden, von welcher die wenigsten seines Gleichen die Sache zu beschauen pflegen, und wir müssen bekennen, daß seine Darstellungen darüber wirklich mit denen seines Mitarbeiters in der Kraft des Ausdrucks wetteifern, welche allein von demjenigen erreicht wird, der aufs tiefste und innigste von der Wahrheit durchdrungen ist, wovon er Andere durch seine Rede zu überzeugen eifrigst strebt. Unsern ganzen Beyfall zollen wird dem Angriff S. 96. auf Bordelle und Freudenmädchen weil alle Entschuldigungsgründe dafür (vertheidigt können sie nie werden,) die Critik der reinen Sittlichkeit nicht aushalten.

Das Buch zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erstern bis S. 209. den Hr. Dr. Jörg, die andere den Hn. Dr. Tzschirner zum Verfasser hat. Herr Dr. Jörg findet in der Ehe, die er im Ideal nur als Verbindung auf gegenseitige Liebe gegründet sich denkt, eine so innige Verzweigung des Sittlichen mit den Geschlechtsbeziehungen, daß die wirklich veredelte Liebe, obgleich sie eigentlich nur im Geschlechtlichen ihren Ursprung habe, doch darüber hinausgehe, und es gleichsam völlig vergessen mache, da ja zwischen Mann und Weib nicht blos der grobe Geschlechtsunterschied bestehe, sondern eine weit feinere Verschiedenheit, welche zu den Neigungen beyder gegeneinander vorzüglich beytrüge. Das Weib befinde sich körperlich, moralisch, geistig in gewisser Hinsicht unvollständig, daß es in diesen 3 Rücksichten fast nur als die Hälfte eines Menschen anzusehen sey, wozu der Mann die andre mache.

Nachdem Herr Dr. Jörg S. 95 u. f. sich sehr treffend über das Unzweckmäßige der jetzigen Gesetzgebung für außereheliche Schwangerschaft geäußert, namentlich über die Bestrafung derselben als polizeywidriges Vergehen durch Geldbußen (die den Armen wie den Reichen ganz gleich treffen, also höchst ungleich strafen und die man fast geradezu wie Patente zur erlaubten Begehung dieser Handlungen ansehen kann,) u. S. 99. dem Staate das Recht Ehegesetze zu geben, und außerehelige Schwangerschaft zu bestrafen, hauptsächlich um der Kinder Erziehung willen einräumt, fährt er sehr richtig fort, daß die einzig zweckmäßigen Gesetze hierüber nur die seyn würden, die beiden Theile der Sorge und Beyträge für tüchtige Erziehung des Kindes zur strengsten Pflicht machten. Er empfiehlt Zieh- und Pflegemütter für solche außereheliche Kinder, und schlägt eine oberaufsehende Behörde mütterlicher Vereine vor. (Das gäbe einen neuen Gegenstand zur Thätigkeit für die Frauenvereine, die aber dann wohl nur Frauen und keine Jungfrauen unter sich zählen dürften.) S. 113. rechtfertigt der Herr Verfasser unsre Eingangs gemachte Bemerkung über das Wünschenswerthe der Theilnahme eines Rechtsgelehrten an diesem Buche, wo er es den Entscheidungen derselben überläßt, ob man es nach den vorangestellten, aus der Natur entnommenen, Bemerkungen zweckmäßig nennen könne, daß man außerehelich Schwan-

gere von Seiten der Staatsbehörden zwinge, den Ort ihrer Geburt zum Geburtsort des Kindes zu machen; und ob nicht vielmehr der Aufenthalt des Vaters oder der Zeugung entscheidende Normen seyn sollten? Daß ein Arzt erst darauf aufmerksam machen muß, wie unpassend jene Vorschrift sey, sollte billig den Staatsbehörden dringender Beweggrund seyn, schleunigste Abänderung zu treffen. Man gedenke der mancherley Nachtheile für das noch ungeborne Kind, dessen Mutter gewaltsam von einem Ort zum andern oft in rauher Jahreszeit gebracht, oft auch hin und hergeschickt wird, weil die Ortsbehörden die Aufnahme, mit und ohne triftige Gründe, verweigern. (Wie uns denn ein Fall bekannt ist, wo eine so hin und hergeschickte zuletzt gewaltsam transportirte Weibsperson unzeitig gebar, und lange in Lebensgefahr schwebte!)

Kindesrechte sucht Herr Dr. Jörg auch den außerehelichen Kindern zu vindiciren, und erklärt sehr scharfsinnig die Unanwendbarkeit der römischen Gesetze wegen des ganz veränderten Gesichtspunctes, da es dem römischen Kinde, wegen der Strenge der väterlichen Gewalt, vielmehr vortheilhaft als nachtheilig gewesen sey, nicht als Kind betrachtet zu werden, besonders so lange der Vater noch das Recht über Leben und Tod gehabt habe. Den Cölibat der Geistlichen verwirft er S. 120. ganz und gar, besonders auch darum, daß er seinen Zweck nicht im mindesten erreiche, statt den Stand selbstständiger, ihn nur unfreyer, abhänziger mache, wegen der stets nöthigen Bekämpfung natürlicher Triebe.

Die Ehe ist ihm eine gesetzliche, jeden Andern ausschließende Vereinigung zweyer Geschlechtshälften, des Mannes und Weibes, zu einem Ganzen, und den daraus zu resultirenden Functionen, eine contractmäßige, öffentlich ausgesprochene Vergesellschaftung des Mannes und Weibes, nur unter sich geschlechtlich zu verkehren, eine Verkettung des Mannes und Weibes zu einem höhern Menschen und zu seinen alleinigen Pflichten; eine Vereinigung der männlichen und weiblichen Hälfte zu einem Leib, ja zu einer Seele, und zu den daraus hervorgehenden körperlichen, moralischen und geistigen Verrichtungen. Beiderseitige Individualitäten sollen zusammenschmelzen in eine eheliche Individualität, welche durch alle 3 Gebiete, das Physische, Moralische und Psychische, durchgehe. Je weniger diese wesentliche Individualität der Ehe hervortreten könne, um so unglücklicher und folgenloser bleibe der Verlauf derselben. Nur durch die innige Verschmelzung beyder werde die Ehe was sie seyn solle, doppelte Erziehungsanstalt, Bildungsinstitut für beyde Eheleute wie für ihre Kinder. Beyde Schriftsteller stimmen mit einander überein über die Nothwendigkeit der gänzlichen Scheidung und geben übereinstimmend Gesetzes-Vorschläge über zwey Scheidungsgründe, die bisher noch nicht allgemein angenommen wurden. Fünfjährige Unfruchtbarkeit, welche mit physischen Gründen unterstützt wird; dann Scheidung, wenn beyde Ehegatten gemeinschaftlich es wünschen, wobey sehr richtig Hr. Dr. Tzschirner darauf aufmerksam macht, daß der Staat beym Zwang zu Fortsetzung einer Ehe unter Gatten, die einander nicht lieben und achten, das ihnen als sittlichen Wesen zustehende Recht verletze, die zu meiden, welche man hasse und gering achte, und nur die zu Vertrauten zu wählen, welche man liebe. Gewiß wird man sich nicht zum Gegner dieses Vorschlages darum aufwerfen können, weil durch nachgelassene Trennung auf beyderseitige Uebereinkunft, die Ehe zu einem rein bürgerlichen Vertrage herabgezogen werde, da sie doch höherer und sittlicherer Bedeutung seyn müsse. Denn beide Verfasser sind weit von dieser civilistischen Ansicht der Ehe entfernt, beide halten eine kirchliche Weyhe dieses Instituts für nothwendig, um ihm bey dem Volke eine größere Achtung zu verschaffen; sie erklären sich einstimmig gegen die zu gelinde Bestrafung des ehelichen Treubruchs, und räumen auch bey der freywilligen Trennung, die freilich nicht von jeder Aufwallung und Laune abhängen darf, dem Staate eine Oberaufsicht ein, die Herr Dr. Tzschirner der Kirche übertragen zu sehen wünscht. Ernstlicher Sühneversuch, besonders wenn Kinder vorhanden sind, erst zeitige Trennung und nur dann, wann diese Mittel fruchtlos bleiben, gänzliche Scheidung Wir haben in protestantischen Ländern schon die Scheidung aus landesfürstlicher Gnade bey beider Theile Einwilligung. War es nothwendig bey zeither mangelhafter Ehegesetzgebung diese Trennungsart einzuführen, warum nicht lieber den Vorschlag der Herrn Verfasser annehmen? Hier, nach den Vorschlägen der Herrn Verfasser hört die competente eheliche Behörde aus dem mündlichen Vortrage der beiden Eheleute die abschwebenden Mißverhältnisse, sieht mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren, wo man fast nur durch lebendige Anschauung das Richtige treffen kann, und diese Gesetzgebung sollte nicht vorzüglicher seyn? Wahr und aus Erfahrung geschöpft sind Herrn Dr. Tzschirners Bemerkungen, daß es auch bey jetzigem Eherecht jeder Parthey, welche die Scheidung ernstlich wolle, gelinge sie durchzusetzen, und daß es daher sittlich rathsam sey die geraden Wege zu öffnen, um die jetzt gangbaren, krummen außer Gebrauch zu setzen. Seine Vorschläge zu einer tüch-

tigen Eheordnung baut er auf folgende Grundsätze. Erstens: Der Staat giebt die Ehegesetze und übt eine polizeyliche Aufsicht über den Umgang der Geschlechter. Zweytens: Die Kirche ergänzt die Unzulänglichkeit der dem Staate zu Gebot stehenden Zwangsmittel, durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Sitten. Daher erkennt der Staat nicht nur die von der Kirche fortgepflanzten Grundsätze des Christenthums, als das Fundament seiner Ehegesetzgebung an, sondern macht auch die Gültigkeit der Ehe von der religiösen Weyhe, oder der priesterlichen Einsegnung abhängig, und überträgt der Kirche die Verhandlung der Ehesachen, weil hierdurch die Idee von der Heiligkeit derselben lebendig in dem Volk erhalten wird. Drittens: die Ehegesetzgebung vermeidet jeden willkührlichen und unzulässigen Zwang und erkennt die Ehe als eine freye Verbindung an, deren Eingehung eben so wenig als deren Fortsetzung erzwungen werden kann. Ehegelöbnisse sollen mit beider Theile Einwilligung ohne Dazwischenkunft des Staats, wie bloße Privatsachen aufgelößt werden können. Die Weiber sollen bey Scheidungsprocessen, besonders als der schwächere Theil begünstigt, ihnen auch in mehrern Fällen, selbst bey gänzlicher Trennung fortdauernd Alimente zugesprochen werden. Die Gründe, die man im Buche selbst nachlesen muß, sind überzeugend, mögen bald die gutgemeinten Vorschläge bey einer noththuenden Verbesserung des Eherechts beherzigt werden, dann sind wir zugleich wegen unsrer weitläuftigern Anzeige dieser, die Aufmerksamkeit verdienenden Schrift gerechtfertigt. — Vielleicht liefern wir bald einen historischen Rückblick auf die frühesten Ehegesetze und Meinungen der Kirche zum Nachtrag.

Notizen.

— Von zehn Jahrgängen des St. Petersburger Taschen-Kalenders, (den bekanntlich der vortreffliche Astronom, Staatsrath Schubert herausgiebt) sagt die Hallische Literatur-Zeitung mit Recht: „Man sieht leicht, wie sehr diese Taschenkalender an wahrer Nützlichkeit die ganze Fluth unserer deutschen Taschenbücher mit ihren jämmerlichen Romanen u. noch jämmerlichern Reimungen während jenes Decenniums aufwiegen" nämlich von 1808 bis 1817. Auf die Jahrzahl kommt es bey diesem Kalender gar nicht an, und wir dürfen Jedem unserer Leser kühn versprechen, daß er eine eben so unterhaltende als unterrichtende Lectüre auch noch nach 50 Jahren darin finden werde. Schade daß die Buchhandlung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ihn keiner Leipziger Buchhandlung in Commission giebt, damit man leichter in Deutschland sich ihn verschaffen könnte. —

— Der General-Intendant der Preußischen Armee, Ribbentrop, sagt, in seinem Haushalt bey den europäischen Kriegsheeren: „Jede Verminderung der Kriegsheere würket immer „wohlthätig auf die innern Verhältnisse — Gewerbe, „Vermögen und Geist der Bürger müssen in Friedenszeiten möglichst geschont und erhalten werden, „um sie in Kriegszeiten desto vollständiger und kräftiger benutzen zu können. — Man sollte meinen, der Ausspruch eines so erfahrnen Mannes müsse beherzigt werden? — Ja, wenn nur das Militär nicht zugleich als angenehmer Zeitvertreib sich nothwendig gemacht hätte! —

— Der Rath Krämer hat dem vormaligen Fürst Primas von Dalberg ein Denkmal gestiftet, welches schon die zweyte Auflage erlebt hat. In der That, so oft auch in deutscher Brust ein Unwille gegen diesen Mann sich geregt haben mag, so kann man doch nach dieser Darstellung ihm Theilnahme, auch Hochachtung nicht versagen. Er war der letzte deutsche Edelmann auf einem deutschen Fürstenstuhle. Als er 1813 Frankfurt und sein Großherzogthum verließ, blieben alle herrschaftlichen Cassen von ihm unberührt, verschmähte er jeden Vorschuß an Gelde, faßte in seinem hohen Alter den Entschluß, mit 36 Kreuzern täglich zu leben, entzog sich alle bessern Speisen, trank ein einziges Glas gewöhnlichen Landwein, schlief und starb auf einem gemietheten Bette. Als er 1802 die Regierung des Fürstenthums Regensburg antrat, milderte er die Steuern, zahlte einen Theil der Staatsschulden ab, und verwandte große Kosten auf Verbesserung der Lehranstalten, des Armen- und Krankenwesens, und auf die Verschönerung der Stadt. Als er 1810 das Fürstenthum abtrat, vermachte er den Wohlthätigkeitsanstalten 144000 Fl. rückständiger Steuern. Als Großherzog von Frankfurt bewürkte er 1810 für seine neuen Unterthanen den Erlaß von mehr als einer Million Franken französischer Kriegssteuern, richtete das Armenwesen so ein, wie es noch jetzt besteht, und erzeigte der Stadt, durch Abtragung der Festungswerke, eine Wohlthat, die ohne Zweifel 1813 sie von großen Ungemach rettete. Die aufgehobenen Stifts- und Ordensgüter benutzte er für Bildungsanstalten und Pfarreyen. Die Maynzer Wittwen-Anstalt rettete er durch eignen Zuschuß vom Untergange, so wie die Diener des Reichs-Cammergerichts vom Hungertodte. Mehrere Gelehrte: Schiller, Wolt-

mann, Richter und Werner, erhielten Jahrgehalte von ihm, seine Wohlthätigkeit war unbegrenzt. „Gott sey Dank!" sagte er oft zu seinem Geschäftsmanne, „jetzt ist doch wieder etwas Geld „da; mir blutet immer das Herz, wenn ich arme „Leute trostlos und ohne Hülfe von mir lassen muß." Und in den letzten Jahren verkaufte und versetzte er was an Kostbarkeiten vorhanden, um seiner ehemaligen Dienerschaft beyzustehen. Das Jahrgeld von 100000 Fl., welches der Wiener Congreß ihm zugestand, hat er nur vier Monate genossen, aber lange zuvor Plane zu milden Stiftungen darauf gegründet. — Wenn er, bey allen diesen vortrefflichen Eigenschaften, für seine Zeit zu schwach war, so mögten wir doch nicht den ersten Stein auf ihn werfen, sondern lieber, für das viele Gute und Schöne, was er gethan und gewollt, gedacht und gefühlt, eine Blume auf sein Grab pflanzen. —

— In einer Recension des unvollendeten, von F. v. Maltitz bearbeiteten Schillerschen Trauerspiels Demetrius, macht ein Jenaer Recensent die richtige Bemerkung: „Es ist zu beklagen, daß „Schiller's genialische Werke unsern Bühnen die „großen Spectakelstücke aufdrangen; denn unleugbar „ist, daß die Kunst im Ganzen und der Genuß der „Kunstfreunde dadurch verlohren hat, und daß das „zahlreiche Personal und der Decorations-Aufwand „eine der Hauptursachen der großen Mittelmäßigkeit „unserer meisten Bühnen sind." — So wahr diese Bemerkung ist, so mögte doch wohl nicht Schiller, sondern zuerst Göthe mit seinem Götz uns die Spectakelstücke aufgedrungen haben. —

— Im zweyten Bande von Krug's System der practischen Philosophie fanden wir folgende Stelle: „So wenig das Zutreten zu geheimen Gesellschaften gebilligt werden kann, eben so „wenig, und fast noch weniger — (ja gewiß noch „weniger) das beständige Herumtreiben in unsern „öffentlichen Thee-Tanz-Spiel- und Freß gesellschaften; in sogenannten Klubbs, Ressourcen, Assemblees u. s. w. Diese Erfindungen des Müssiggangges und der Langeweile sind die wahren Quellen „unsers geselligen Verderbens." (Hier, so wie in vielen andern Stellen seiner angewandten Moral hat der Verfasser uns aus der Seele geschrieben, und wir wünschen ihm recht viel Leser und Beherziger.) —

— Das Journal Hesperus fährt fort, sich die unnütze Mühe zu geben, alle die Chroniken u. s. w. nachzuweisen, aus welchen Schiller den Stoff geschöpft und oft ganze Stellen wörtlich benutzt hat. Durch die Ueberschrift dieses Artikels: Schiller vor Gericht, scheint man ihn zum Plagiarius machen zu wollen; aber eben so gut konnte man von Wielands Oberon sagen, er sey aus einem alten französischen Ritter-Roman gestohlen. Wer wird denn Canova vor Gericht stellen, weil man ihm den Platz nachweisen kann, wo sein Marmor gegraben worden ist? — In eben diesem Journal steht ein Brief aus den Niederlanden, wo es heißt: „den Norddeutschen fällt es hier sehr auf, „daß Jeder den König sprechen kann wenn und wie „er will, welches allerdings am meisten beiträgt, „einem Fürsten die Liebe seines Volks zu erwerben. „Darum ist nirgends ein Monarch so geliebt als der „Kayser von Oestreich u. s. w." (Nicht blos Liebe wird dadurch den Fürsten, sondern auch Gerechtigkeit den Unterthanen gesichert, und Niemand wird nach Repräsentation schreyen, wenn es ihm täglich frey steht sich selbst zu prä- und repräsentiren. Der neue Großherzog von Baden läßt auch jeden seiner Unterthanen vor sich, und hat dadurch in wenigen Wochen Riesenschritte in ihren Herzen gemacht. Wie mag es doch kommen daß, trotz der auffallenden Vortheile welche, dieses Benehmen gewährt, so wenige Fürsten es nachahmen? Ist es Stolz? Ist es Trägheit? — Man sollte wenigstens die Erbprinzen früh daran gewöhnen.) —

— In welches Elend das Papiergeld so Manchen gestürzt hat, davon liefert eine kleine dänische Schrift von Dall ein sehr auffallendes Beyspiel. Sie ist betitelt: wahrhafte Darstellung des Schicksals und Zustandes der 1814 in Odensee im 85. Jahre verstorbenen Elise Lund. Zwey Fräulein Kaas, bey welchen diese Unglückliche lange und treu gedient hatte, vermachten ihr eine jährliche Pension von 100 Thalern, entweder in klingender Münze oder mit einer den Zeiten angemessenen Zulage. Die Kaasischen Erben hatten diese Pension zu zahlen. Das dänische Papiergeld sank immer tiefer, zuletzt galten 100 Thaler nur noch 16 1/3, die wollte Elise Lund nicht nehmen, und die Kaasischen Erben wollten nicht mehr geben. (!) Elise supplicirte, wurde aber in höchster Instanz dahin verwiesen, ihre Ansprüche durch einen förmlichen Proceß geltend zu machen. Diese Kosten konnte sie nicht bestreiten, bat daher um das Armen-Recht, welches ihr von der dänischen Canzley abgeschlagen wurde, und zwar — in einer mit dem Namen Kaas unterschriebenen Resolution. (!) Nun hätte die 85 jährige Unglückliche verhungern müssen, wenn sie nicht, durch Allmosen dürftig erhalten, sich aus der Welt gebettelt hätte. (!!!)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 44. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Juny.

Des armen Friedrichs des Großen,

der da nicht bestanden ist vor Arndt dem Kleinen, hat sich neuerlichst wieder ein Ungenannter angenommen in einem Schriftchen: Einzelne Ansichten über Friedr. d. Gr. nebst dessen Briefen an die Gräfin v. Camas, das in seiner Art eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist, und den Kirchenvätern, den Arndten, den Jesuiten, den Napoleonisten, und den altdeutschen Burschen sammt und sonders eben keine Rosen auf den Weg streut. Die Kirchenväter kommen indeß nur in sofern übel weg, als einige von ihnen behauptet haben sollen, Trajan und Mark-Aurel, seyen im Grunde doch nichts weiter als Gaudiebe und Taugenichtse gewesen, weil nicht der allein seligmachende Glaube sie zu ihren Handlungen getrieben habe; eigentlich aber münzt es der Verfasser dabei auf „ein paar neuere deutsche Makulaturschreiber, die mit eben soviel gesunder Logik, Welt- und Menschenkenntniß und christlicher Demuth ausgerüstet wie jene Kirchenväter, der lesenden Welt die überraschende Offenbarung mitgetheilt hätten, wie Friedrich im Grunde auch nur ein Gaudieb und Taugenichts gewesen sei" Der Verfasser hingegen meint: wenn wir nicht blos mit Worten spielen, sondern mit dem ächten Geiste des Christenthums das Leben Friedrichs beleuchten wollten, so würden wir sehen, daß Gott eine ausnehmende Fülle von Intelligenz in dessen Gehirn und ein vielleicht noch reichlicheres Maaß von Gottes- und Menschenliebe in dessen Herz ausgegossen hatte, so daß er unter den Erdenherrschern nicht allein der weiseste und kräftigste, sondern auch der allerchristlichste d. h. der christlichste aller bisherigen christlichen Regenten, gewesen sey und das „sage uns die Weltgeschichte und Jesu Bergpredigt." Von den Jesuiten wird gesagt, sie hätten offenbar den Teufel im Leibe, und könnten eben so wenig vertilgt werden als das Ungezieser, das der schwächste Sonnenstrahl immer wieder ins Leben zurückrufe, so oft man es ausgerottet wähne; der Verf. kann sich daher des Glaubens nicht erwehren, „sie müßten nothwendig von der Gesellschaft Jesu gewesen seyn, die den Pfleglingen der Gergesener in den Leib gefahren wäre, und sich mit denselben in die See gestürzt hätte. Da Wasser nichts gegen sie ausrichte, und sie mit dem Feuer so viele glückliche Experimente machten, auch bis jetzt noch kein Ungezieser dem Feuer widerstanden habe, so gälte es den Versuch damit gegen dies christliche Ungezieser." (Pfuy, das gäbe Gestank! Lieber möchten wir vorher noch den Versuch empfehlen, den Teufel mittelst des Magnetismus zu exorziren. Es thut ohnehin Noth, daß dieser sich nach und nach an etwas Eminenteres macht!) Den Napoleonisten wird gesagt, die Frage: wer von beiden wohl der Größere sey — Friedrich oder Napoleon — sey, so gestellt, eine ächte Blasphemie. Der Vrfr. läßt allenfalls blos eine Parallele in militärischer Hinsicht gelten; da aber jede Größe, und folglich auch die des Feldherrn, nur nach der Größe der überwundenen Schwierigkeiten abgemessen werden müsse, so dürfte dem denkenden Beobachter bald einleuchten, nach welcher Seite die Zunge der Wagschaale sich hinneigen werde. Napoleon habe über eine von Natur und Kunst fast unzugänglich gemachte Ländermasse geherrscht und mit dem Extract von 40, ja späterhin von 100 Millionen Menschen, einzelne Länder und Völker überfallen und zermalmt, und das habe wohl jeder andere, nur nicht ganz ungeschickte Feldherr, auch thun können. Friedrich hingegen habe mit den schwachen Hülfskräften eines von allen Seiten offenen, und wie ein schmaler und zerrissener Bandstreifen von der Memel bis an den Rhein sich dehnenden Landes, und mit einem Extract von 3 bis 4 Millionen Menschen, ja mit einem halbausländischen Heere, gegen fast 100 Millionen Menschen sieben Jahre lang gekämpft und den Kampf glorreich beendigt, ohne dabei ein einziges Dorf aufzuopfern. Unstreitig habe Napoleon herrliche Schlachten gewonnen, allein stets mit überlegenen oder doch wenigstens gleichen Streitkräften. Bei ihm hätten die Massen in der Regel mehr als das Genie gethan. Der Vfr. gesteht ihm zwar das letztere im ausgezeichneten Grade und auch große Talente zu, allein er fragt in jener Hinsicht, die allerpartheiischten Bewunderer Napoleons selbst:

Ausgegeben den 20. May.

Digitized by Google

ob dieser blos mit Hülfe seines Genies und der Potsdammer Wachtparade (wie man das Häufchen spottweis genannt habe) in 5/4 Stunden den Sieg bei Roßbach, in 2 Stunden den noch weit glorreichern bei Leuthen erfochten, und bei Liegnitz weit über 200000 ihn umringende Feinde, gleich unbewaffneten Troßknechten auseinander gesprengt, und mit Schande nach Hause geschickt haben würde? Napoleons sämmtliche Feldzüge böten keine Siege der Art dar. Verlange man aber noch einen Zug, um die Parallele zu vollenden, oder vielmehr diese beiden Männer selbst als Feldherrn, im schreiendsten Contraste darzustellen, so möge man an die menschenfreundliche Vorsicht denken, womit Friedrich immer auf die Sicherung der Erhaltungsmittel seiner Armee bedacht gewesen sey, und an den herzlosen und verabscheuungswürdigen Leichtsinn, mit welchem Napoleon das schönste Heer der Welt in den Eiswüsten Rußlands dem schrecklichsten Hungertode Preis gegeben habe. (Wir müssen hier doch, nach unserer billigen, und selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassenden Weise, Napoleons Ehre retten. Es war ja gar nicht sein Leichtsinn, der ihn und sein Heer in Rußland ins Verderben stürzte, sondern vielmehr die heillose Verstocktheit der Russen, die, obschon aus sechs Schlachten, scheinbar besiegt, sich zurückziehend, endlich die Maske abwerfen, und nun weder wanken noch weichen, noch auch, wie sich doch wohl geziemet hätte, um Friede bitten wollen; ja die sogar den Frieden ausschlagen, als Napoleon ihnen denselben, edler Grosmuth voll, antragen läßt! Konnte der große und dabei so humane Weltüberwinder dergleichen, was ihm in seiner vieljährigen Praxis noch nie vorgekommen war, hier erwarten? Nun mußte man freilich den unglücklichen Rückzug antreten, die vielberüchtigte große Kälte kam, eben so unerwartet, dazu, und die fatalen Kosaken hatten nun gewonnenes Spiel; — wir wissen ja das Alles längst! Hätten die Russen bei Moscau Friede gemacht, Napoleons Name glänzte noch heute unter den Sternen, und kein einziger Franzose wäre in Rußland Hungers gestorben!) Man sieht indessen, der Verf legt gewaltige Lanzen ein, und da auch die altdeutschen Bursche seinem Königlichen Idole etwas ungebührlicher Weise zu nahe getreten sind, so macht sich der alte Herr — denn ein solcher scheint er uns, einigen Andeutungen nach, zu seyn — gar kein Gewissen daraus, diesen alt deutschen Burschen vor versammelter deutscher Menge dermaßen den Text zu lesen, daß sie, auf einige Zeit wenigstens, genug daran haben können. Er wirft ihnen nemlich vor, sie wären, — die bärtigen sowohl als die unbärtigen — den Sanscülotten der französischen Revolution wie aus den Augen geschnitten: grober Cynismus in Tracht, Sprache und Geberden, eben so viel Arroganz als Unkunde älterer und neuerer Zeit, Auflehnung gegen jede gesetzmäßige Gewalt, hämische Scheelsucht gegen alles, was durch Cultur und andere wohlerworbene Vorzüge über ihnen stände, unbezähmbare Gier nach einer Revolution, die die Zeiten des Faustrechts und der Barbarei wieder herbei führen solle, damit auch sie ungehindert ihre Fäuste gebrauchen und füllen könnten. Bis jetzt hätten sie zwar noch keine lebendige Seele laternifirt, sondern blos vorläufig einige achtbare Schriften verbrannt, deren Titel sie nicht einmal verständen. Indessen würden sich, ihren Gedanken nach, die Zeiten schon bessern, und sie würden dann, gleich ihren ältern Brüdern und Vorbildern in Frankreich, auch Menschen und Schlösser mit ihren Feuerbränden erreichen, und zuletzt, wie jene, zu Baronien, Grafschaften und Herzogthümern gelangen. Von ihren französischen Vorgängern unterschieden sie sich blos darin, daß sie ihre Frevel durch die Religion zu heiligen suchten, und mit Flüchen und Lästerungen im Munde und über brennende Scheiterhaufen feierten sie das Gedächtnißmahl eines Gottes der Liebe und Versöhnlichkeit! „O ihr altdeutschen Burschen, — ruft der Vfr. aus, — hat euch das auch Luther gelehrt?" (das wohl nicht! wie denn überhaupt der ehrwürdige Reformator ganz unverdienter Weise zu dem Unglück gekommen ist, nun schon zum zweitenmal unter denen, die sich nach seinem Namen nennen, das Opfer fremder Thorheit werden zu müssen! Und doch würde er sich gewiß, wenn er die traurige Wahl hätte, noch lieber als mystischen Theaterpopanz mißbrauchen lassen, denn als Chorführer einer solchen Horde, wie sie der Verf. im Vorhergehenden beschreibt.) Ueber Friedrichs geistigen Antheil an der Wiederbefreiung Preussens ist der Vfr. ganz entschieden. „Ohne den großen Gedanken an Friedrich und an das, was sein herrliches Volk einst unter seiner Anführung gewesen, hätte wohl Preußen sich nie wieder ermannt, was auch die Verehrer amtlicher Proclamationen, die Ruhmsüchtelei des Tugendbündels, und die etwas zu vorlauten Verfechter der Patriotismus-gebährenden Kreuz- und Quersprünge in der Hasenheide, darüber uns einzuschwatzen suchen" (Wohnt der Vfr. etwa hintenhinaus, so daß er nicht für

seine Fenster besorgt zu seyn braucht?) Daß Friedrich viele der heterogenesten Eigenschaften und Talente auf eine wunderbare Weise in sich vereinigte, ist eine bekannte Sache, daß er aber auch, nach Formey's Geständniß, dem er gelegentlich einmal mit Kraft und Würde eine beträchtliche Stelle aus Masillons Predigt über den Tod aus dem Gedächtniß hergesagt hat, der größte Kanzelredner war, den dieser je gehört und gesehen haben will, möchte wohl Vielen neu seyn, und fällt hier fast in das Komische. — Die Briefe an die Gräfin Camas sind unbedeutend und hätten füglich wegbleiben können. Interessanter sind uns dagegen ein paar Anecdoten vom großen König gewesen, die der Vfr. zum Besten giebt, und die noch ungedruckt sind. Der Vfr. erinnert sich nämlich aus seiner Jugend eines drolligen Auftritts zu Potsdam in der Nähe des jetzigen Wilhelmsplatzes. Der König kehrte so eben, Morgens 11 Uhr, von einem bloßen Reitknecht oder Ordonanzhusaren begleitet, von der Wachtparade nach Sanssouci, als eine Rotte lärmender und sich balgender Fibelschützen dem fast täglich dort vorbeireitenden König sorglos den Weg versperrte. Der König erhob die Krücke und rief: wollt ihr Kanaillen gleich nach der Schule! den Knaben kam die Zumuthung so unerhört und gesetzwidrig vor, daß sie laut auflachten, und mit den Fingern auf den König zeigend sich einander zuriefen: sieh, Der weeß nich mal, daß die Schule schon aus is! Der König ritt lächelnd, und sich der kleinen naiven Preußen vielleicht freuend, seines Wegs. — Für die freisinnigste Menschenfreundlichkeit des so oft und so bitter als Menschenfeind verschrieenen Königs zeugt die folgende. Es ist bekannt, daß er vermittelst seiner Treibhäuser sich zu allen Zeiten des Jahrs den Genuß der schönsten und edelsten Früchte zu verschaffen wußte, rücksichtlich deren eine scharfe Controlle gehalten wurde; und wehe daher dem Kunstgärtner, der es sich hätte gelüsten lassen, sich daran zu vergreifen, da Friedrich sie bloß für seine Tafel, oder zum Geschenk für einige seiner Geschwister, und die Auserlesensten seiner Freunde bestimmte. Dessen ungeachtet ertheilte der König den Gärtnern den ausdrücklichen Befehl, so oft in Potsdam ein Kranker oder eine schwangere Frau nach irgend einer Frucht begehrte, die nur in seinen Treibhäusern zu haben sey, diese Frucht auf der Stelle und unentgeldlich ihnen solle verabreicht werden.

Daß unter den fremden Völkern, bei denen Friedrichs Andenken noch heut zu Tage in den größten Ehren stehen soll, auch die Neger zu Hayti gezählt werden, weil ihr König in Sanssouci throne — diesem Tempel großer und menschenfreundlicher Erinnerungen, — gehört zu den kleinen unschuldigen Sonderbarkeiten dieses Werkchens, die es aber darum keineswegs uninteressanter machen.

Streitschriften.

1. Die Herren Dunker und Humbolt in Berlin haben sich uns mit einem Schriftlein empfohlen, das den Titel führt: „Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Herrn Prof. Steffens ꝛc." Diese Empfehlung soll doch wohl auf deutsch heißen: zeig's im Lit. Wochenbl. an? — Gut! wir zeigen also an: daß Jemand, den wir nach der Spur S. 52 u. sonst für einen Studenten und Verehrer des Herrn Steffens halten müssen, sich gegen den Verf. der Runensteine (im Freimüthigen Bl. 9. 10.) aufgemacht hat, um die Schrift: „Carricaturen des Heiligsten" zu vertheidigen. Das Hauptbollwerk hat der Verf. auf Steffens Satz gebauet: „Der Staat sey eine Anstalt zur gemeinschaftlichen Erlösung der Menschen, sein innerstes Wesen also sey Liebe, Opfer und Hingebung." Er hat dabei zum Vortrage die Waffe der Ironie gewählt; diese, eigentlich sonst eine leichte Lanze scheint in seinen Händen zum schwerfälligen Speer zu werden, und manchem flüchtigen Leser dürfte es Mühe kosten, zu errathen, gegen wen und wofür unser junger Krieger in's Feld gezogen sey.

2. Herr von Hundt-Radowsky hat eine Kritik des Grävellschen Werks: „die neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten" geliefert, und sich zugleich über das Betragen des Geh. Staatsraths und Censors, Herrn Renfners gegen ihn, öffentlich beschwert. Das sonderbarste bei der Erscheinung ist, daß die Kritik, die meistens zu Gunsten des Regierungsverfahrens ausgefallen war, vermöge des Renfnerischen Verbots nicht in Berlin gedruckt werden durfte; und daß Herr von Radowsky, indem er sie nun in Leipzig abdrucken lassen, aus Aerger über den gestrengen Herrn Censor seine vorige Ansicht ziemlich ändert, und Manches an dem Ministerialverfahren gegen Hrn. Grävell zu tadeln findet. Was der Verfasser über Censur und Preßfreiheit überhaupt angehängt hat, enthält nichts Neues über diesen Gegenstand.

3. Preußens Zollsystem. Nachdem sich die Europäische Staatengesellschaft in dem freundlichen Lichte einer Familienverbindung zu betrachten angefangen hat, kann jedes störende Ereigniß als

eine gemeinsame Angelegenheit vom höchsten Interesse angesehen werden. Auch macht der äußere Zustand und die innere Stimmung der Völker solche Ereignisse wichtiger; sie werden elektrischen Schlägen gleich zu allgemein empfunden; es giebt jetzt eine öffentliche Meinung, es giebt ein Bedürfniß der Popularität, das mehr einträgt, als die den armen Kranken vertheuerten Apothekerwaaren, die der Industrie vorgezogenen Schlagbäume, und die Unterhaltung einer bewaffneten Marechaussee, welche den alsdann geschwind organisirten Unterschleifsmitteln doch nicht gewachsen ist. Wir referiren hier blos öffentliche Stimmen, die sich überall hören lassen, weil wir uns kein Urtheil in dieser Sache anzumaßen haben, wie das schon in der frühern Berichtsabstattung (No. 24 u. 25 d. Bl.) erklärt worden ist. Daß wir — ungern — noch einmal darauf zurückkommen, hat einen doppelten Grund. Einmal müssen wir, durch die Berliner Staatszeitung aufmerksam gemacht, einen in die Note S. 196 No. 25 des Lit. Wochenbl. eingeschlichenen Irrthum berichtigen. Nach §. 155 des Zollgesetzes kann der, der sich bei Defraudationsfällen den Weg der Administrationsjustiz einmal hat gefallen lassen, zu keiner gerichtlichen Untersuchung übergehen. Wir haben das nicht blos auf die geringern, sondern auch auf die höchsten Straffälle bezogen, und gestehen den Fehler gern ein; er war übrigens arg- und absichtslos begangen, und wir haben immer alle Achtung vor der Preußischen Justizpflege gehabt. Doch wollen wir das Bedenken bei Untersuchungen gegen Fremde nicht zurück halten. Diese haben selten volle Kunde der Verfassung und der Rechtsverhältnisse; wenn sie nun in ihrer Unwissenheit nicht auf gerichtlicher Untersuchung bestehen, so möchten sie doch schlimmer dran seyn. Denn geradeheraus gesagt, wir haben kein juristisches Zutrauen zu den Bescheiden der Administrationsbehörden. Sie sind ja Parthei, und dem juristischen Ideengange fremd, weil ihre geistigen Geschäftsoperationen anderer Natur sind.

Eine zweite Veranlassung, der strengen Zollinie noch einmal nahe zu kommen, rührt von der Zusendung einer neuen Schrift dagegen her, deren Anzeige nicht wohl zu versagen war, und bei der wir noch einen besondern Umstand bekannt zu machen ersucht worden sind. Der Titel der Schrift heißt:

„Beleuchtung der Verhältnisse Anhalts zu Preußen, in Bezug auf das von Letzterm angenommene, und auf Ersteres ausgedehnte Zoll- und Verbrauchssteuer-System ꝛc. von Chlodwig Bunder. Deutschland. 1819."

Soviel wir vermuthen, hat diese Beleuchtung mit den früher angezeigten freimüthigen Worten eines Deutschen einerlei Verfasser, nur daß er sich in der zweiten Schrift auf mehrere Gründe eingelassen und die Berl. Staatszeitung zu widerlegen bemühet hat. Aus der beigelegenen Zuschrift des Verlegers heben wir nur folgende Stelle aus: „Es ist gewiß der Bemerkung werth, daß die Preußische Censurbehörde die Anzeige dieser Schrift nicht eher in die Zeitung will aufnehmen lassen, als bis der Buchhändler in Berlin, dem ich die Besorgung aufgetragen, Verfasser und Verleger genannt, auch ein Exemplar zur Censur eingereicht hat. Ich bin sehr unzufrieden mit mir selbst, daß ich unter beide nicht habe meinen Namen setzen lassen, und ich ersuche Sie deshalb, es bekannt zu machen." Wir nennen demnach den Buchhändler, Herrn Christian Georg Ackermann, Firma: Ackermannsche Buchhandlung in Dessau als Verleger. Das Detail der Schrift steht übrigens nicht nahe genug mit unserm Blatte in Verbindung, um weitere Auszüge aufzunehmen. Zur Literatur dieser Zollpolemik (in welcher sich im Anzeiger der Deutschen wieder eine derbe Stimme hat hören lassen,) gehören noch folgende Schriften:

„Das Neujahrsgeschenk, oder: die Büchse der Pandora. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Staatsverwaltung eines großen deutschen Landes. Von einem Enclavenbewohner." und

„Professor Krug über das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und den Zeitgeist."

Bei der ersten ist gar kein Druckort genannt, wir besorgten daher gleich starke Sachen zu lesen. Das Motto in Hexametern über Ministergewalt ließ es noch mehr vermuthen. Der Verf. hat es indessen noch gnädiger gemacht, als es das Ansehn hatte. Er erbietet sich sogar am Schluß zur Vorlegung eines Plans, wie Preußens Staatsbedarf auf besserm Wege aufzubringen wäre, wenn er hierzu in der Berliner Zeitung unter gehöriger Autorität aufgefodert werden sollte; ja, er verzichtet auf den Fall der Verwerflichkeit seiner Vorschläge auf Dank und Belohnung. (Nun das wäre vielleicht des Anhörens werth, und einer Eroberung gleich, wenn ein die öffentliche Meinung in Deutschland versöhnender Plan ausfindig zu machen wäre.) Der Verfasser sucht die Entschuldigungen der Berliner St. Zeitung überall zu widerlegen. Er ficht die Misverhältnisse in dem Tarif an, wo die vornehmen Bedürfnisse oft nicht höher als so zu sagen das tägliche schwarze Brot des Armen angesetzt sind. (S. 15 behauptet, die Verf. des Zollgesetzes hätten Preußens wahres Interesse verkannt, zeigt die im Tarif liegende

Reize zur Contrebande, u. s. w. Er wünscht aber Preußens Flor und Bestand, der nur auf moralischer Kraft ruhen könne. (Es ist wohl nicht zu leugnen, was viele behaupten, daß mehrere Gründe der Berl. St. Zeitung sich um die Convenienz drehen. Daher sagen auch die Gegner: wie? wenn alle angrenzende Staaten unter sich einig würden, einen Repressalienbund zu stiften, und Preußen auch einmal, so weit es die Lage leidet, als Enclave zu behandeln? —) Herr Professf. Krug hat, wie man an dem Titel sieht, drei Gegenstände verschiedener Art auf einmal angefochten. Man wird uns die Auszüge aus dieser kleinen Schrift erlassen. — Aber wünschen wollen wir für das Gemeinwohl von Deutschland eine versöhnende Ausgleichung dieser Zwiespalte. Auf welcher Höhe der Meinung und des Vertrauens hat nicht Preußen gestanden, als es für Baierns Integrität 1778 ohne Gewinn für sich stritt? als es den Fürstenbund stiftete? als es im J. 1813 uns allen ein Beispiel gab und ward?

Der berühmte Mann.

Unsere Leser werden schon merken, daß von Bonaparte die Rede sey. Herr M. M. in Paris hat uns jetzt den zweiten Theil der Memoires pour servir à la vie d'un homme célèbre geliefert, der eine ganze Anecdoten-Sammlung enthält. Der Vorredner behauptet ihre Aechtheit, und meint, daß wenn der große Mann, der Staatsmann, auf dem Theater der Geschichte seine Rolle gebe, so offenbare sich der Privatmann im Schlafrock der Anekdote. Wir theilen folgendes mit, da doch das Buch bei uns nicht sehr verbreitet werden wird.

„Freimüthigkeit des Marschall Duroc.

„Während der Reise, die Napoleon im J. 1811 „nach Holland machte, waren die Wahlversammlungen vor sich gegangen, in denen Marschall „Duroc beim Departement de la Meurthe den „Vorsitz geführt hatte. Einige Tage nach seiner „Rückkunft nach Paris, fragte ihn Napoleon: „Was denkt man in Nanci von M...? (einem „Kammerherrn des Kaisers, der in diesem Departement gebohren und ansäßig war, und bei dem „Kaiser nicht sehr in Gunst stand.) „Sire, antwortete Duroc, er genießt dort der allgemeinen „Hochachtung. — Das ist nicht möglich, Marschall, er ist ein Vieh. — Um Verzeihung, Sire, „er ist kein Vieh; er ist ein geliebter und geschätzter Mann, weil er es zu seyn verdient. — Der „Kaiser lachte und sprach von etwas andern." (Ob es wohl viele Duroes an den Höfen giebt?)

Napoleon, Gott und Teufel.

„Herr von Narbonne hatte auf einer Reise „mehrere Departements besucht, und wurde nach „der Zurückkunft von Napoleon befragt, was „man von ihm spräche? — Sire, antwortete Hr. „von Narbonne: die Einen sagen, daß Sie ein „Gott sind; die Andern, daß Sie ein Teufel „sind; aber alle meinen, daß Sie mehr als ein „Mensch wären."

Diplomatische Ungeschicklichkeit.

„Vielen Personen ist es unbekannt, daß im J. „1813 auch in Dresden Friedensunterhandlungen „statt gefunden haben. Als die Präliminarien „schon richtig waren, und Napoleon eben unterzeichnen sollte, soll eine Ungeschicklichkeit des Duc „de Bassano auf einmal seine Stimmung umgeändert haben. Dieser sagte, als er dem Kaiser „die Feder überreichte, welche die Ruhe von Europa versichern sollte: Sire, dasmal wird es nicht „heißen, Sie hätten den Frieden gegeben, sondern „Sie hätten ihn empfangen. Der Kaiser sah den „Ruhm seines ganzen Lebens verdunkelt und „schmiß die Feder zornig hin. Kurz nachher erfolgte die Leipziger Schlacht." (?)

Alle am Hofe sind Bediente.

„Ehe man das Trauerspiel Agamemnon von „Lemercier auf dem französischen Theater gab, „ließ es der Kaiser auf dem Hoftheater aufführen. „Nach der Vorstellung ließ er den Verf. rufen, „und sagte zu ihm: Euer Stück taugt nichts. „Mit welchem Rechte wagt es dieser Strophus „der Clytemnestra Vorstellungen zu machen? Er „ist nur ein Bedienter. — Strophus ist kein Bedienter, Sire; es ist ein entthronter König, ein „Freund des Agamemnon. — Ihr versteht euch „schlecht auf den Hof, versetzte der Kaiser; wisset, „daß hier der Monarch allein etwas ist; alle andern sind nur Bediente. — So sagte er auch „öfters von seinen Kammerherrn: „Ist es nicht „billig, daß man die Thüre des Vorzimmers Leuten öffnet, welche niemals den Muth gehabt haben, eine Stelle im Tempel der Ehre zu erwerben?"

Ueber Sieyes.

„Man macht ewig Epigramme auf den Grafen Sieyes, sagte der Duc de Parma zum

„Herrn v. Talleyrand; man hat Unrecht; ich habe „ihn öfters in den Versammlungen sprechen hören, „und immer habe ich einen tiefen Geist wahr„genommen. Tief ist nicht das rechte Wort, ver„setzte Hr. v. Talleyrand; Ihre Durchl. wollten „vermuthlich sagen: hohl." (Das Hohle mag diesem Herrn von Talleyrand besonders zuwider seyn. Darum hat er sich auf Kosten anderer immer die Geldsäcke füllen lassen. Gegen ihn erscheint Sieyes immer achtungswerth.)

Hofweihwasser.

„Ein nach Frankreich zurückgekehrter Auswan„derer, dessen Güter confiscirt waren, wünschte „wenigstens sein Hotel in Paris wieder zu erlan„gen. Ein Verwandter, der bey der Kaiserin Jo„sephine Kammerherr war, versprach sich bei die„ser zu verwenden, daß seine Bittschrift vor den „Kaiser käme. Kaum hatte er den Namen seines „Verwandten genannt, als die Kaiserin ausrief, „daß sie diesen Mann vor der Revolution sehr „gut gekannt habe, und sich seiner annehmen „wolle. Der Bittsteller übergab sein Papier, das „die Kaiserin ohne es anzusehen auf den Tisch „legte, wobei sie den besten Erfolg versprach. Den „andern Tag sagte sie zu ihrem Kammerherrn: „Ich habe die Bittschrift Ihres Vetters dem Kai„ser übergeben, wir haben sie zusammen gelesen, „und er hat mir alles Gute versprochen, Sie kön„nen ruhig seyn. — Indem dieser voller Unge„duld die Gelegenheit erwartete, die gute Nach„richt dem Freunde mitzutheilen, wird er heraus„gerufen, weil ihn Jemand dringend zu sprechen „verlange. Hier findet er den armen Ausgewan„derten ganz ausser sich, und mit Ellenlangem „Gesichte, der ihm zu wissen thut, daß er gestern „einen erschrecklichen Fehler begangen, und statt „der Bittschrift eine Schneider-Rechnung einge„wickelt habe. Die beiden Freunde waren eine „Zeitlang sehr bestürzt. Konnten sie der Kaiserin „sagen: Madam, Sie haben uns das gewöhnliche „Hofweihwasser gespendet; es ist nicht wahr, daß „Sie das Papier gelesen haben. — Endlich nimmt „der Kammerherr die Supplik, überreicht sie der „Kaiserin mit den Worten: Ihro Maj. mein Vet„ter hat in seinem gestrigen Schreiben einige Um„stände vergessen; er hat daher eine neue aufge„setzt. — Sehr wohl, sagte sie, aber die Vorsicht „war nicht nöthig, die Sache geht schon so. Der „Kammerherr, der sich nicht darauf verließ, gab sie „nun dem Kaiser selber, und der Freund bekam „sein Hotel zurück."

Was ist ein Konkordat.

„Napoleon, der sich eines Tags, kurz nach der „Publikation des Konkordats mit dem Senator Ca„banis unterhielt, sagte zu diesem: Wissen Sie, „was das Konkordat ist, das ich jetzt unterzeichnet „habe? Es ist die Kuhpockenimpfung der Reli„gion: in 50 Jahren wird es keine mehr in Frank„reich geben." Man sieht, Napoleon hatte freilich keinen erhabnern Begriff von der Religion, als der ihm so eine Art von Commerz- und geistlicher Machtpartagetraktat beibringen konnte. Nach diesen niedrigen, unwürdigen und falschen Begriffen von dem Ehrwürdigsten, woran der Ultramontanismus Schuld ist, könnte man die neuern Konkordate die Klystiere des Papismus nennen? Wir haben freilich keine gelehrten Erzbischöfe mehr, wie weiland Marco Antonio von Spalatro, auch keine Swifte, die das Märchen von der Tonne fortsetzten.)

Der Kardinal Maury.

„Man meldete einst einer Dame, daß der „Kardinal Maury, (der seine Zurückberufung und „den rothen Hut jenem berüchtigten Brief an den „Kaiser verdankte), daß Se. Eminenz ein Haus im „Quartier der Hölle, (so heißt eine Gegend in Pa„ris,) genommen habe." „Was, rief sie aus, „schon jetzt?" —

Mr. Fouché, als Minister entlassen.

„Der Kaiser ließ einmal Fouché kommen, und „wollte so eilig als möglich eine Schilderung des im „Parlament zu London, und bey der englischen Na„tion herrschenden Geistes haben. F... versprach „Alles, aber seine beiden Abgeschickten, Hr. D.. „und ein holländischer Kaufmann, die sich für Ge„fahren fürchteten, bekümmerten sich wenig um Po„litik, und verfolgten ihre Handelsspeculationen. „Zu gleicher Zeit hatte Napoleon eine besondere Po„lizey für sich in London durch Savary einrichten „lassen, welche auf die zwey Agenten aufpaßte und „ihre Gänge ausspürte. Als sie nach Paris zurück „waren, machte unser Duc von Otranto, gewöhnt „die Wahrheit der Gunst aufzuopfern, dem Kaiser „einen weitläuftigen Bericht über den öffentlichen „Geist, und den Geist der Regierung in England, „wobey er noch besonders die Klugheit und Scharf„sicht seiner Emissärs herausstrich." „Falsch, rief „Napoleon, Eure Agenten sind Nachlässige, und „Ihr seyd ein Verräther. Fort mich Euch. Als „Fouché in seine Wohnung zurück kam, erhielt er „den Befehl, seine Stelle dem Duc de Rovigo „abzutreten."

Digitized by Google

Definition der Franzosen.

„Die Franzosen, sagte Bonaparte einmal, sind „Maschinen voll Nerven. Er wollte dadurch die „Mischung von Gehorsam und Beweglichkeit an„deuten." (Die Franzosen kann man auch Phrasenmänner nennen. Ihr Geist faßt sie sehr leicht, aber er sieht selten drüber hinaus. Wir erinnern uns unter andern in dem Feldzuge 1809 gegen Oesterreich einiger verwundet zurückkehrenden Offiziere. Der Eine ließ sich sehr heftig gegen Napoleons ewige Kriegswuth und gegen die Generale aus, die reiche Beute nach Hause schleppten, während sie als Krüppel zurückkehrten. Ich warf ihnen ein, warum sie sich denn immer wieder so gutwillig über den Rhein führen ließen? Ei was! sagte der Franzose: Man muß doch die Kaiserlichen Adler beschützen. — Mit einer solchen Phrase hatte der General das Regiment über den Rhein geführt.)

Der unvollständige Cromwell.

„Einmal traf der nachherige Cardinal Fesch den „jungen Bonaparte an, wie er die Geschichte Crom„wells las. Er fragte ihn, was er von dieser be„rühmten Person hielte. Cromwell ist ein gutes „Werk, antwortete B., aber unvollständig." „Er „meinte aber nicht das Buch sondern Cromwells „Rolle." (Man kann wohl diesen Vorwurf auch Napoleon machen, weil er nicht Kaiser und Papst zugleich zu werden verstanden hat.)

Unterthan und Diener ist zweierley.

„Der Dichter Lebrun war einer von den weni„gen Gelehrten, die niemals etwas zum Lobe Napo„leons hatten schreiben wollen. Einer seiner Freun„de und Napoleons großer Anhänger trieb ihn an, „daß er doch nur einige Verse zu dessen Ehre machen „solle. — Ich will mich besinnen, antwortete der „Dichter. Als etliche Tage darauf der Freund wie„der zufragte, sagte Lebrun, da habe ich ein Ge„dichtchen gemacht; sehen Sie zu, ob es Ihnen „brauchbar vorkömmt:"

Du grand Napoléon je suis l'admirateur
Mais il me veut *sujet* — je suis son *serviteur*.

Die zwey Livreen.

„Einmal befand sich ein Kammerherr aus dem „vornehmsten französischen Adel im Vorzimmer Na„poleons, als dieser nach Holz rufte. Sire, sagte „er, die Bedienten sind weggegangen; ich will die „Klingel ziehen. Ich verlange es ja nicht von je„nen, sagte der Kaiser, sondern von Euch. Was „ist denn da für ein Unterschied, sie tragen eine grü„ne Livree mit Tressen, und Ihr eine rothe mit „Stickerey."

Cosa rara, oder der edle Adliche.

„Um den alten französischen Adel an sich zu „ziehen, behing ihn Napoleon mit Bändern und Sti„ckereien. Er blieb auch an dieser Angel hängen, „und die Widerspenstigsten wurden durch den Kam„merherren-Schlüssel gewonnen. Ein Einziger, „der Sohn eines alten Pärs, schlug eine solche „Stelle aus. Warum? fragte der Polizeiminister, „der ihm den Antrag gemacht hatte. — Weil ich „nicht Kammerherr seyn will. — Sie wollen nicht? „Glauben Sie denn, daß es noch einen höhern Wil„len gebe, als den des Kaisers? — Ja, ohne „Zweifel, den Willen eines Mannes nämlich, der „weder Verbannung, noch Gefängniß und Tod „fürchtet."

Kaiserlichbrüderlicher Sarcasmus.

„Napoleon, der seiner Familie wenig Schonung „bewieß, endigte einmal eine lange Predigt, die er „dem König Hieronymus gehalten hatte, mit der „freundlichen Phrase: „Wenn das Siegel der Ma„jestät auf die Stirne der Könige gedrückt ist, so „kannst du getrost incognito reisen. Es wird dich „Niemand erkennen." (Das war der Hieronymus, dem zu Ehren ein G... bey einer Illumination folgenden Vers ausgehangen hatte:

„Es lebe Hieronymus rex;
„Wer noch was hat, der versteckts!")

Militärschriften.

Herr Obristlieutenant Seydel, in Posen, ehemaliger Lehrer der Fortifikation an der Kriegsschule zu Königsberg glaubt und wohl mit Recht, daß die wahre Angabe der Fort- und Rückschritte, Vertheidigung oder Hemmung der Befestigungskunst und die treue Darstellung aller Mittel und Kunstgriffe, deren sich die Festungskrieger in und vor festen Plätzen zu allen Zeiten bedient haben, zum Vortrage in Kriegsschulen bearbeitet, ein lehrreiches Werk geben müßte. Er wird daher seine Sammlung unter dem Titel:

„Nachrichten über vaterländische „Festungen und Festungskriege, von „Eroberung und Behauptung der „Stadt Brandenburg, bis auf ge„genwärtige Zeiten, aufgesetzt für „jüngere Krieger,

in 3 bis 4 Theilen herausgeben. Er sagt in der Vorrede des vor uns liegenden ersten Theils, daß es bloße Vorarbeiten und Fingerzeige zur Aufregung der jüngern Krieger seyn sollen. „Der forschende „Geist wird außerdem dadurch noch zu Mitteln ge„leitet werden, seine Kenntnisse zu erweitern. Er

Digitized by Google

„wird finden, daß Festungsbau und Festungskrieg „mit der Bildung der Völker fort schreitend, stets ei„nen weitern Umfang erhält und deshalb zuletzt auch „bankerot machen müsse. (Stillstand oder Rückgang „ist doch auch denkbar? Wir gehen ja in manchem „rücklings.) Fehden (voriger Zeiten) mit einigen „Streifern bedurften nur Burgen. Anfälle und „Kampf mit größern Kriegshaufen erzeugten befe„stigte Städte, und als die Fürsten mit Armeen „Krieg führten, kamen von den Bürgerwohnungen „abgesonderte Festungen (und die Befestigungskunst „mit Erfindung des Schießpulvers,) in Aufnahme." Was für ein System wird der Krieg mit Nationen geben? Dieser erste Theil zerfällt in 4 Perioden von 789 bis 1157, von 1411—1535, von 1535—1678, von 1678 — 1713.

2) Militärisches Taschenbuch,

ist eine neue Zeitschrift, die mit diesem Jahre in Leipzig erscheint; sie soll, 1) Geschichte ganzer Feldzüge, von Sachverständigen, (nur unpartheyischer als gewöhnlich die von französischen Generalen, wollen wir bitten,) 2) Relationen von Schlachten, Tagebüchern, 3) Biographien ausgezeichneter Heerführer der Zeit, 4) Erzählungen ausgezeichneter Handlungen von Kriegern jedes Grades, liefern, u. s. w. Die Verlagshandlung ersucht um Beiträge. (Es wäre auch wohl eine solche Rubrik zu wünschen, wo genau angegeben wird, wer die Belohnung und Decorationen für tapfere Thaten bekömmt, und wer die Thaten verrichtet habe? Es giebt hiebei manche kleine Differenz.) Dieses erste Heft enthält die Geschichte des Feldzugs von 1792, die des Feldzugs in den Niederlanden von 1793, die Bewegungen und Gefechte des k. sächs. Corps im J. 1812 und einen Beitrag zur Geschichte des Gebrauchs der reitenden Artillerie in den letzten Kriegen.

Am interessantesten hat uns geschienen, was über das Gefecht bei Valmy angeführt wird, wo die Meynung der Augenzeugen so ganz verschieden ist, daß Einige den Entschluß des Herzogs von Braunschweig, den Angriff (wegen des von Witterung, Krankheit und Mangel verderbten Zustandes der Armeen) aufzugeben, unter seine schönsten und edelsten Thaten rechnen; während Andere, preußischer wie französischer Seits, den Sieg bei fortgesetztem Angriff gegen die undisciplinirte französische Armee für ganz gewiß und von den erwünschtesten Folgen hielten. Gewiß soll es seyn, daß der König wider des Herzogs Willen den Marsch gegen Valmy befohlen hatte.

3) Im 12. Heft der österreichischen militärischen Zeitschrift vom v. J. ist unter andern eine kleine Biographie von Conrad, Freiherr von Boyneburg, der kleine Heß genannt, enthalten. Er war kais. geheimer Rath, Generalfeldobrister und Statthalter in Schältlingen, geb. 1487, gest. 1567. Ein Mann wie er, der in der Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz einnimmt, und dem die Seele glühte beim Namen: Deutschland! Vaterland! verdient im Andenken zu bleiben. Folgende Anekdote von ihm drückt seinen geraden Sinn aus. Bei einem großen fürstlichen Banket sagte einer der Gäste: „daß die Fürsten im Himmel auch ihre Stühle und Sessel hätten, worauf sie nach diesem Leben, ihrem Stand und Hoheit gemäß, sitzen würden," und wendete sich mit folgenden Worten an Conrad: „Ists nicht wahr, Herr Curt?" Dieser antwortete darauf: „Ja gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Sessel da seyn sollen: aber der größte Theil gar sehr bestäubt, so daß der Staub höher als spanndick darauf liegt." (Sie sollen noch nicht abgekehrt seyn, wie man behauptet.)

4) Von dem Verfasser der Legion in Deutschland ist jetzt:

„Die rechte Wehrverfassung, ein „Versuch, der auf die neueste, für Deutsch„land entworfene Kriegsverfassung „Rücksicht nimmt," erschienen. In der Vorrede wird gesagt: „das ist unstreitig die rechte Wehr„verfassung, welche dem Staat auf die einfachste und „wohlfeilste Weise, und ohne seine übrigen Zwecke „zu stören, die größtmögliche Wehrhaftigkeit gegen „feindliche Angriffe verschafft. Der Werth einer „Wehrverfassung verhält sich überhaupt gerade wie „die Wehrhaftigkeit, die sie gewährt und umgekehrt, „wie der Aufwand, den sie verursacht." — Der Verf. gründet sein System auf zwei Säulen, ein tüchtiges, vaterländisch-gesinntes Heer, was erst seit dem Conscriptionssystem möglich sei, und auf ein wohl berechnetes Festungssystem vereinigt. Es sei daher in dem übrigens trefflichen Werke von Teutwart Smitson ein Fehler, daß er nur den einen Factor der Wehrhaftigkeit, die bewaffnete Macht, ausgebildet habe; indessen wären Smitsons Vorschläge besonders für kleine Staaten, z. B. die Schweiz, sehr nützlich. Die Grundideen des Verf. leuchten als annehmlich ein. Wie deren Anwendung von ihm bearbeitet worden, mögen Kenner beurtheilen. Höchstwichtig ist uns immer eine rechte Wehrverfassung und der Versuch, sie mit den financiellen Kräften, rücksichtlich ihrer jetzigen Erschöpfung, in Einklang zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 45. Rede wahr, scheue Niemand 1819 Juny.

Vorläufige Bücherschau von der Leipziger Ostermesse.

Geliebter, alter Freund!

Das nenne ich doch eine gelehrte Ungeduld! Kaum ist das allgemeine Bücherverzeichniß von dieser Ostermesse, im Buchladen ausgepackt, so erscheint auch ein Mahnbrief von Ihnen, worin Sie mir Ihr sehnliches Verlangen nach einer Relation daraus zu erkennen geben. Können Sie sich mitten in der auflebenden Natur, bei Ihrem ländlichen Aufenthalt, nicht einmal von der dürren Bücherwelt losreißen? Wohlan! wenn Sie lieber Büchertitel als die Blüthen-Decoration um sich her betrachten wollen, so will ich Ihren Wunsch so gut zu befriedigen suchen, als es bei einem nur flüchtig gestatteten Ueberblick jenes Bücher-Catalogs möglich seyn kann. An Dickleibigkeit fehlt es diesem Catalog eben nicht; aber der Beiträge viele scheinen mehr auf das Interesse des Tags und etlicher ephemeren Objecte gerichtet zu seyn; auch habe ich nicht gefunden, daß unsere berühmtern Männer vorigen Winter ihre nächtliche Studierlampe am fleißigsten im Brennen erhalten hätten. Gehen wir ins Einzelne über. Die Theologie hat viele Artikel aufgestapelt. Auf der einen Seite werden Vereinigungsplane der Kirchen ausgeboten; obgleich darneben Schriften liegen, die die Uneinigkeit jeder Kirche mit sich selbst etwas verrathen. Vielleicht zieht ein bekannter Lehrer des Crim. Rechts, Herr Paalzow, Ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich. Sie finden ihn mit 2 Büchern unter den Theologen: Erstlich mit einem ästhetischen Christenthum, und zweitens mit einem historisch-philosophischen Versuch über Katholicismus und Protestantismus und über ihre Vereinigung. Die Zeit scheint übrigens ziemlich vorüber, wo die Erztheologen glaubten, die heil. Schrift sei blos dazu da, damit sie rechte Dogmatiken schreiben könnten; am meisten und kläglichsten dogmatisirt freilich noch die Landsh. Lit. Zeitung. Erfreulicher ist außer der mehrfachen Bearbeitung der Kirchengeschichte, die freilich bei den Katholiken noch sehr einseitig ist, die Wahrnehmung, daß viele Erbauungs- und Andachtsschriften erscheinen, z. B. die von Witschel in der 7ten Auflage. S. 96 finden Sie sogar 3 Predigten des Fürsten (Bischof) von Hohenlohe. Für die Mystiker dieser Zeit ist auch gesorgt; z. B. Kempis Rosengärtlein, das Leben der heil. Clara, der heil. Theresia, die Legende der Heiligen in Baiern wird uns aus München verehrt. Sogar ein Gebetbüchlein an ein wunderthätiges Marienbild in Altenötting kömmt noch zum Vorschein. Das verdient wenigstens den Dank derer, die die Opfer und Gaben bei diesem Bilde eincassiren.

Daß die kirchlich-politische Asthenie, welche in der römischen Apotheke um das Schlafmachende Concordatenmittel ängstlich feilscht, in dem Catalog nicht übergangen ist, können Sie Sich wohl vorstellen. Es gereicht aber Baierns Regierung zur Ehre, daß ein paar dergl. Schriften des Bibliothekar Jäck über das Concordat, welche früher in Verbot gelegt waren, jetzt öffentlich mit erscheinen. Auch die von Wessenbergische Angelegenheit erhält noch die verdiente Aufmerksamkeit, wie mehrere Schriften und unter andern eine sehr gründliche des Kirchenraths Koch *) darüber beweisen. S. 153 erscheint der 9te Band einer Sammlung von Musterpredigten. Sind sie es in der That, so möchten wir manchem Consistorium rathen, sie seinen Candidaten, nach dem oft zu nachsichtigen Examen zu recommandiren, damit endlich nur etwas für Verminderung der Menge erbärmlicher Kanzelschächer geschehe. — Ein christosophisches Gesangbuch mit Beiträgen von Gerhard, Harms, Novalis, Graf Stollberg scheint wenigstens am Titel zu kränkeln; auch des glatten Sailers 7mal 7 Anbetungen sind kein anlockendes Aushängeschild. Dergl. Ziererey läuft wider die christl. Einfalt und aufrichtige Andacht.

Ein Hr. v. Meyer hat uns Blätter für höhere Wahrheit mit Rücksicht auf Magnetismus geliefert; das werden wohl Blätter aus der hohen Region der Luft seyn. Hiermit scheint uns zugleich der Uebergang auf die Heilkunde am schicklichsten gebahnt zu werden. Die Zeitschrift

*) Von dieser nächstens mehr.

Ausgegeben den 20. May.

Digitized by Google

für psychische Aerzte, Hufelands Journal sammt der Bibliothek der praktischen Heilkunde haben ihren Fortgang. Eine neue Zeitschrift für Natur- und Heilkunde ist von Dresdner Professoren der chirurgisch-medicinischen Akademie angefangen worden. Jahns Klinik der chronischen Krankheiten ist mit dem dritten Bande geendigt. Es sind verschiedene Uebersetzungen medicinischer Schriften aus dem Engl. und Französ. erschienen, und rühmlich bekannte Namen von Henke, Ritter, Richter, Rosenmüller u. s. w. werden Sie nicht umsonst in dem Catalog aufsuchen. Kieser hat den 2ten Band seines Systems der Medicin ausgestellt; wir zweifeln aber, daß sich die menschliche Körperwelt je nach einem System richten werde. Darum werden uns Sammlungen, wie jene Hufelandischen Journale, und das Archiv medicinischer Erfahrung von Horn und Conf. immer nothwendig bleiben. Wir zweifeln auch, ob die vornehme Welt mit des Hn. Prof. Kilians Hausarzeneikunde ausreichen werde, die uns ohne ärztliche Hülfe, einzig durch Diät und Hausmittel retten, und zum Handbuch dienen will.

In der Jurisprudenz ist uns kein Titel eines umfassenden Werks aufgestoßen. Mehrere Schriften beziehen sich auf Zeitumstände, z. B. Pfeifers Abhandlung: in wiefern sind Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich? und Pfotenhauer, die Strafbarkeit der öffentlichen Verbrennung der Druckschriften Anderer ꝛc. Für die juris. Literatur ist die Fortsetzung der Lipenischen Bibliothek von Kladihn willkommen. Zwei Schriften von Mittermaier, die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geschwornengericht, dann derselbe: über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern, werden hoffentlich Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Möchten diese Gegenstände auch bei den Regierungen noch mehr erwogen und bearbeitet werden. Unsern Criminal-Prozeß-Theorien dürfte es wohl an Menschen- und Weltkenntniß fehlen, was den Schurken sehr erfreulich zu gute kömmt. Bei den an sich löblichen Bemühungen von Savigny und seinen Anhängern für die geschichtliche Rechtswissenschaft kommen wir auf diesem langsamen Wege doch noch zu keiner Aussicht einer bessern Civil-Rechtspflege. Hertels juristische Mäusefallen stehen daher noch in vielen Gerichtsstuben, und passen auch recht gut zu dem Allerley unserer Gesetze, und zu dem Labyrinth weitschichtiger Prozeßordnungen, wobei sich das Sächs. Beweisverfahren für den Beutel der Sachwalter und die Geduld der Clienten besonders empfiehlt. Aber stille! da in der Ecke wartet ein großer Stoß Schriften auf eine Erwähnung; z. B. S. 17. 21. 22. 23. 24. 46. 47. 83. 86. 98. 130. ꝛc. Sie betreffen alle das Constitutionswesen. Es scheint der Appetit mehrerer Länder darnach immer mehr zu wachsen; je länger man sie auf diesen politischen Leckerbissen warten lassen will, und nicht einmal vertröstet. So hat es auch z. B. dem guten Hrn. Prof. Pölitz in Leipzig nichts geholfen, daß er nach S. 166 bei der Regierungsjubelfeier die Mündigkeit des Sächs. Volkes zu beweisen gesucht hat. Die Feudalstände haben ihre fortwährende Vormundschaft glücklich behauptet.

Endlich haben wir auch das 31te und letzte Heft der Acten des Wiener Congresses von Klüber erhalten. Es steht sonderbar genug, neben einer Abhandlung über die Krankheiten des Gehörs, Harthörigkeit, Sausen vor den Ohren u. s. w. (Wem sausen nicht manche Folgen des Wiener Congreßes noch vor den Ohren?) Von der Bundesversammlung erhalten alle deutschen Archive den 7ten Band Protocolle zum Beweis ihrer Thätigkeit für Gemeinwohl und Harmonie. Wir wollen es aber nicht für ein Omen ansehen, daß just eine Schrift unter dem Titel: ein pro und contra etc. hinterdrein folgt. Unsere Kritiker vergessen, daß die Bundesgesandten bloße Commissarien sind, daß man sie vorsichtig aussucht, und daß, wenn eine Verantwortlichkeit statt finden könnte, sie mehr die Committenten als jene treffen würde. — S. 130 liefert aber unser Meß-Catalog auch einen Mißbrauch der Preßfreiheit. Er macht der Welt nämlich weiß, daß Weimarische Landtags-Verhandlungen, in den Jahren 1818, 1819 für Jedermann auf der Messe zu haben wären. Nicht einmal für Weimar sollen sie zu haben seyn; ja manche Leute dort fingen längst an zu zweifeln, ob wirklich ein Landtag gehalten worden, und ob wenigstens einer, der dem Land etwas anginge? Andere hoffen nach und nach noch etwas davon zu erfahren, weil doch eine Landtags-Versammlung keine Oligarchie werden solle, und sie dem Lande einige Nachricht von dem Thun fürs Land schuldig sei. Dem Journal Vorwärts ist ein Rückwärts auf dem Fuße nachgefolgt. Es kann seine Liebhaber finden. Eine ansehnliche Parthey läßt auch schon da und dort Blätter für den Stillstand herausgeben; man

borgt nur andere Nahmen dafür. Man hat in der liberalen Trödelbude das Ausleſen von abgenützten freimüthigen, obſervirenden Blättern und was dergl. Masken mehr ſind. Die Kürze der Zeit erlaubt mir nicht, Ihnen alle Neuigkeiten nach Rubriken anzuzeigen; ich melde daher das Uebrige, wie es mir durcheinander aufſtößt. Für die Fortſchritte der Heraldik iſt zu rechter Zeit durch eine eigne Schrift geſorgt, und um unſern Beutel, wie unſere Sicherheit und Ruhe, machen ſich zwei Bücher verdient. Eins theilt allen Criminalgerichten eine Menge Diebslisten mit, worunter vermuthlich die mit ſtecken, die man hat laufen laſſen; das Andere liefert Aufgaben über Schuldentilgung. Wenn der Aufgaben nur nicht zu wenig ſind! — Für die ſich jetzt ſelten genug machende Empfindſamkeit wird ein Schriftchen über Blumenſprache willkommen ſeyn, und wer eine Reiſe aus dem Herzen in das Herz machen will, der ſäume nicht den dahin reiſenden Herrn Baumgarten Cruſius zu begleiten. Unſern lieben Töchtern, die von den Eltern und Penſions-Speculanten nicht immer ſoviel guten Rath annehmen, als ſie eben brauchen, bietet die achte Auflage von Campe's väterlichem Rath ihre ernſthaften Dienſte an. Es kann mitunter ſeinen Nutzen haben. Ueberhaupt wird für die lieben Kinder noch fleißig geſorgt; ſogar ein Handbuch für Prinzenlehrer iſt da. Sie haben auch jetzt genug zu lehren. Ueber das Wetter haben ſich zwei Gelehrte, der Aſtronom Bode und der Prof. Dittmar wiſſenſchaftlich ausgeſprochen. Die Freimaurer-Schriften laſſen wir liegen. Es geht ihren Geheimniſſen ſo fatal wie den heutigen Kabinetsnoten, die doch auch gar zu früh bekannt und errathen werden. Die Auslegungskunſt iſt zu weit vorgeſchritten. Unter die erfreulichen Erſcheinungen können wir die wiederholten Auflagen der Werke unſers Leſſing, Claudius, Niemeyers über Erziehung, Paul Richters 45 Hundspoſttage ꝛc. zählen. Eine dritte Fahrt des humoriſtiſchen Reiſenden nach Hammelburg verſpricht Ihnen hoffentlich eine angenehme Unterhaltung beim Frühſtück in der Gartenlaube. von Dohms Denkwürdigkeiten, Hakens und Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge haben Fortſetzungen erhalten, ſo auch Franklins Schriften und Gagerns. Die Fortſetzung und Ergänzung von Eberhards ſchätzbaren Synonimik durch Maaß verdient auch erwähnt zu werden.

Damit unſere Naſe von dem gewöhnlichen Fehler unſerer Herren Baumeiſter nicht länger leiden ſoll, hat Jemand Cazeneuve's Anweiſung, wie der Geſtank der Abtritte zu vermeiden ſey, überſetzt. Man ſieht, es wird für Alles geſorgt; auch ein Anti-Iſrael iſt zu haben. An die Legion der Archive, Anzeiger, Magazine, Jahrbücher, hat ſich noch ein neues Converſations-Blatt von bekannten Schriftſtellern angeſchloſſen. Der Romane ſind 123 Stück an der Zahl erſchienen, wozu Fouque, Clauren, Kind, Lafontaine, Schilling, Johanne Schopenhauer, Soden, v. Voß ꝛc. ihr Contingent geſtellt haben. Ungleich magerer ſieht es in der Schauſpielbude aus. Mit Inbegriff der Ueberſetzungen ſind nur 54 zur Welt gekommen, und wahrſcheinlich manches halb todte Früchtchen darunter. Hr Hermann hat die Niebelungen in eine Trilogie gebracht, v. Fouque hat einen Hieronymus von Stauff, ein Trauerſpiel geliefert. Damit es nur an Ohrenſchmauß für die Leute, die Zeit zum Schmaußen haben, nicht fehle, läßt Ihnen das Verzeichniß die ſchwere Auswahl von Muſikalien von S. 261 bis 283. Wir werden doch immer fröhlicher und tonreicher. Nur die Zufriedenheit läßt ſich nicht recht in Muſik ſetzen. — In das Verzeichniß der Schriften, welche uns im voraus angekündigt werden, habe ich nur einen Blick thun können, und geſehen, daß wir opera omnia der Frau von Stael, auch noch ungedruckte, zu erwarten haben. — Und nun genug. Ich bitte es Ihnen im voraus ab, wenn ich gerade das Beſte bey dieſer eiligen Skizze überſehen haben ſollte. Im Ganzen will mir die Ausbeute dieſer Bücher-Meſſe nicht ſehr beträchtlich vorkommen. Die Welt hat wohl jetzt mehr zu thun, als große Werke zu ſchreiben; ſie hat nicht einmal Zeit, ſie zu leſen. Doch noch Eins! Wenn Ihre Gattin Luſt hat ſich die Augen eben ſo zu verderben, wie unſere Reſidenzfrauen, ſo läßt es ihr der Katalog an neuen Stick- und Strick-Muſtern nicht fehlen. Doch mir winkt der beladene Actentiſch, und Sie wird die freundliche Sonne auf die Berge locken. Leben Sie wohl!

Kriegsgeſchichte und Kriegskunſt.

Da wir auf den Tempel des ewigen Friedens, an dem der gute Abt St. Pierre bauen wollte, wozu aber die heilige Allianz erſt den Grundſtein gelegt hat, noch eine ziemliche Zeit werden warten müſſen, ſo ſind Beiträge zur Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte, wie wir deren einen jetzt erwähnen wollen, noch lange von hohem Intereſſe. In Fällen, wo der Krieg eine Pflicht wird, muß der patriotiſche Krieger ihn als Kunſt, nicht als Handwerk treiben. Und eine Armee, in der man neben der Uebung der Waffen

und des Gehorsams, immer mehr richtige Einsichten und Erfahrungsmaximen verbreitet, wird sich auch mit mehr Zuversicht und Erfolg schlagen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist folgende neue Schrift des trefflichen Erzherzogs Carl eine wahre Bereicherung der Kriegswissenschaft. Wir meinen die eben jetzt in Wien erschienene:

„Geschichte des Feldzugs in Deutschland und in der Schweiz vom J. 1799. 2 Bände. 8. mit VIII Charten und Planen. groß fol."

Man kann dieses Werk als eine Fortsetzung der im Jahr 1813 von S. K. Hoheit herausgegebenen: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Dar„stellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland" ansehen. Was den Feldzug von 1799 besonders merkwürdig macht, ist, daß da um den Besitz des höchsten Gebirges gekämpft wurde. Hierdurch hat er eine Eigenthümlichkeit gewonnen, welche auf neue und verkannte Ansichten des Gebirgskriegs leitet. Den Kriegsmann wollen wir an des franz. Generals Dumas Beschreibung dieses Feldzugs in dessen Précis des Evénements militaires erinnern, um lehrreiche Vergleichungen anzustellen. Uns Laien hat diese Geschichte äußerst interessant und pragmatisch geschienen; jedes Ereigniß ist mit Bemerkungen und abgezogenen Resultaten begleitet. So wird z. B. bemerkt, daß im Gebirgskriege die Offensive vorzuziehen, und der Monat März für den angreifenden Theil zur Eröffnung des Feldzugs aus angeführten Naturverhältnissen sehr rathsam sey; es wird ferner bemerkt, daß man den Soldaten über das eingebildete Schrecken vor dem Umgehen eines bessern zu belehren suchen solle, weil der Umgehende immer auch selbst mit umgangen sey ꝛc. (Wir wissen wohl, daß bey dem gemeinen Mann eine Ausbildung als Officier nicht ausführbar sey. Aber einige Grundansichten, gewisse Hauptmaximen ließen sich ihm doch deutlich machen, wenn man sich mehr Mühe gäbe. Wir haben davon Beispiele unter den Franzosen und nützliche Wirkung gesehen.) Wir wollen noch einige treffliche Stellen aus der Vorrede des erlauchten, deutschen Helden mittheilen, die auf den Gesichtspunkt dieses Werks hinweisen. „Durch Ver„gleichung der Lehrsätze mit der Art, wie sie hier be„folgt, dort versäumt wurden, erhält der Geist erst „jene Gewandheit in der Beurtheilung und jene Zu„versicht im Handeln, die zu theuer und zu spät er„kauft auf dem langen und kostbaren Wege der Selbst„erfahrung, doch allein vermögend sind, glückliche „Erfolge nach Grundsätzen zu berechnen, und nach „dem Muster großer Vorbilder herbeyzuführen. Die „Zusammenstellung wichtiger Erfahrungen aus der „Zeitgeschichte, mit unverwandtem Blicke auf die „Theorie, scheint zu diesem Behufe dienstlicher, als „eine Reihe künstlich erdachter Beispiele." — Der Vf. schließt damit: „die Beförderung einer Wissenschaft, „welche den Schutz und die Erhaltung des Staates „zum Zwecke hat; die Erweckung schlummernder „Talente, und ihre Entwickelung zum Besten des „Vaterlandes, sind das Ziel, nach welchem der Ver„fasser strebte. Es ist für den Krieger, der seine „ganze Thatkraft dem Vaterlande gewidmet hat, „tröstlich und belohnend, sich sagen zu dürfen, daß „ihm auch die Stunden der Ruhe nach dem ernsten „Waffendienste nicht nutzlos verstreichen." (Welch ein herrlich Beispiel giebt der Fürst seinem Militär, die viele Muße des Friedens mit Berufsbeschäftigung würdig auszufüllen!) —

Noch ist in Ansehung der Charten und Plane, welche Hauptmann Rosenberg gezeichnet, und List gestochen hat, anzumerken, daß sie in Zeichnung, Ausdruck, Darstellung der Abdachungen ꝛc. vortrefflich, vielleicht die besten ihrer Art sind.

Keppler und Wallenstein.

Seit Schiller den berühmten Feldherrn, vor dem sein Zeitalter zitterte, auf die Bühne brachte, ist sein Name wieder in aller Mund. So mächtig ist der Zauber der Dichtkunst! Jedermann kennt seinen Sternseher, und seine Sterndeutereyen, die er mit seinen Zeitgenossen gemein hatte. Interessant ist also gewiß folgender Brief, den der große Keppler an Wallenstein schrieb, und der erst jetzt, aus seinem Nachlaß zu Tage gefördert wurde.

Sagan, am 24. Februar 1629.

„Durchlauchtiger Hochgeborner! Gnädiger Fürst und Herr! Demnach ich nun in die vier oder fünf Tage mit Ausfertigung meines hiebei überschickten, und auf Euer Hochgeborn Gnaden schriftlichen, auch durch Herrn Bocatio ankündeten mündlichen Befehl ausgefertigten Diskurs umgangen, auch darin Ihrer fürstl. Durchlaucht Erzherzogen Leopoldi mit Vielem Meldung gethan, kommt mir anheute, gleich bei Ausfertigung des Packets vom hochermeldten fürstl. Durchlaucht Mathematico, D. Joanne Remo, Medicinae Doctore zu Rufach, hiermit eingeschlossenes Prognosticum cum inscriptione ad illustrissimam Celsitudinem Vestram, welches mir durch Straßburg, Nürnberg, Leipzig, Görlitz, zubefördert worden. Es werden zwar zwei Exemplaria angemeldet: mir ist aber nur dieß worden, so für Ew. F. Gn. gehörig.

Digitized by Google

und meldet der Autor Remus Quietanus (teutsch Runderauff,) als Ew. F. Gn. kurzverwichener Zeit in seinem Vaterland in Türingen, in der Stadt Saltzung gewesen, sey sein Vetter und patruelis Jeremias Volkhardt, Stadtfähnrich allda, Ew. F. Gn. Commissarius geweßt, scheinet, daß Ew. F. Gn. cives suas perhumaniter tractaverit: welches Ew. F. Gn. ich nicht unangemeldet lassen sollen. Weil aber ich vermuthe, Ew. F. Gn. werden mein Judicium begehren über seine Enigmata, erkläre ich mich voran, daß ich ihn nicht allerdings penetrire, in Anstellung seiner Komödie und Austheilung der Personen. Er sagt wohl von sieben kriegenden Königen: die möchten seyn Spanien und Frankreich, Oesterreich und Dänemark, Schweden und Polen und der siebente Engelland. Es will auch schier sein Saturnus sich auf Dänemark, Luna auf Schweden, Jupiter auf den Kaiser ziehen, Mars auf Frankreich, Sol auf Spanien. Aber doch lautet es hin und wieder, als ob es nicht lauter Könige wären, sondern Sol vielleicht Ecclesia romana, Venus die confessio Augustana (wiewohl der Autor zu Rom in der Inquisition katholisch worden, und noch ist, auch Ew. F. Gn. seinem Vaterlande zum Herrn wünschet), Mercurius die Staaten (Holland) oder Venedig, oder Engelland. — Mehrers darf ich nicht unterwinden; denn er selbst lebt und Suorum verborum interpres (seiner Worte Ausleger) ist.

Sonst ist er wohl deren Einer, für welche ich meine Speculationes celestes geschrieben habe: denn er ist deren fähig, und tritt mir stark nach den Schuhen; hatt's zwar gut im Sinn; er woll es besser machen. Zum Exempel Hipparchus hat die Sonne 1200 Erdboden hoch im Himmel hinauf gesetzt. Ich habe 3400 Erdboden Höhen daraus gemacht. Er aber setzt noch 10000 Erdboden dazu, daß Ihrer 14000 werden. — Das muß ich nun leiden, und den Nachkommen das Urtheil überlassen, welcher es besser gemacht, wieweit ein Jeder jene erhebliche Ursachen fürgesetzt, und was er darneben ohne genugsamen Verstehen auf gerathewohl gewaget, dieweil man ihn in der Weite nicht leichtlich ertappen könnte. —

P. S Der Inhalt meiner an Ew. F. Gn. gestellten und zu des Pieronii Handen geschickten Supplication ist dieser: Wenn ich dieses Jahr Tomum primum Ephemeridum ab anno 1621 bis 1637 zum Druck befördern solle, worauf Ihro kaiserliche Majestät dringen, so kann es anders nicht seyn, ich habe denn einen Druckerherrn noch vor Ostern nacher Sagan, der Ew. F. Gn. auf mein Werk mir vergelübdet sey: oder aber es vergunnen Ew. F. Gn. mir meine Unterhaltung auf ein halb Jahr an ein Ort, da Druckereien allbereit fürhanden, sammt dem Gesind und Druckerherrn. Der kann seyn Frankfurt an der Oder, Görlitz, Prag, oder Leipzig." —

Das Original ist lateinisch. Das Ganze trägt unverkennbare Spuren seiner Zeit, bekanntlich starb Keppler, ein Ball der Widerwärtigkeiten und Kümmernisse, im eigentlichen Verstande, den Hungertodt, und in demselben Regensburg, wo zur Sühne seines verkannten Wesths, 200 Jahre später, einige edle Deutsche, an deren Spitze Dalberg, der nun auch todt, stand, ihm das schöne Denkmal, von Döllls Meisterhand widmeten, das ein paar 1000 Thaler kostete, von welchen wenige 100, Kepplers Leben den Wissenschaften gefristet hätten, wären sie ihm damals zu Theil geworden:

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod!

Ulrich Zwingli.

Es herrscht in Zürich die lobenswerthe Gewohnheit, daß dort verschiedene Gesellschaften alle Jahre der Schuljugend am 2ten Januar ein Fest geben, bei welchem die Austheilung kleiner gemeinnütziger Schriften statt findet. Vielleicht trägt diese zarte Sorge für eine aufwachsende Nachwelt viel zu jener Bildung des Bürgerstandes in Zürich bei, die wir unlängst bei anderer Gelegenheit gerühmt haben. Sie steht wohl höher im Werthe als manche Residenzpolitur, wo das schöne Geschlecht ein ewiges Theatergeschnatter erhebt, und der junge Bürger sich von dem Modeschneider moderniſiren läßt, viel Geld verthut, aber die kraßesten Begriffe vom Bürgerthume verräth. Zu jenen Austheilebläthern gehört nun auch die dieses Jahr ausgegebene kleine Schrift: „Lebensbeschreibung des Schweizerischen „Reformators Ulrich Zwingli. Mit acht „Kupferblättern und einer Nachahmung „seiner Handschrift." Die Absicht der Schrift schließt alle tiefere Untersuchung aus, und die Hauptumstände aus dem Leben dieses Ehrenmannes haben wir schon vormals bei der Anzeige der Möllerschen Biographie desselben berührt. Blicken wir daher jetzt nur auf den Standpunkt der Annäherung, welche die zwei Männer Luther und Zwingli bei ihrem Leben nicht erreichten, und die die gegenwärtige Zeit eifrig verbreitet. Unsere Leser werden den Vorzug

der Gegenwart von dieser Seite desto mehr zu würdigen wissen, wenn sie einen Rückblick in jene Zeiten thun wollen, wo sich Lutherische und Calvinisten so höchlich anfeindeten, wo Sachsen der Schauplatz der giftigen Verfolgung der Krypto-Calvinisten wurde, und wo Beichtväter der Fürsten die Rolle der Aufhetzer übernahmen. Lehre ist immer das tödtende Wort, Gesinnung und Leben muß der einigende Geist seyn. — Mehrere Nachrichten von Zwingli werden die Leser in dem diesjährigen Reformations-Almanach gefunden haben, der schon zu verbreitet ist, als daß er einer weitern Anzeige bedürfte.

Konrads von Schwaben Schwerd-Streich.

Die treffliche österr. milit. Monatsschrift hat diesen Zug der Tapferkeit und Kraft eines deutschen Kaisers der Vorzeit, wieder in Erinnerung gebracht, der wohl verdient nacherzählt zu werden. Als bey einer der Kreuzfahrten Balduin, mit dem Heere der Verbündeten gegen Damask anrückte, verwehrten ihm die Saracenen den Uebergang über den Fluß so nachdrücklich, daß die Tapferkeit der Templer und Johanniter, welche sich an die Spitze gestellt hatten, an ihrem Widerstande scheiterte. Kaum vernahm dieses der Kayser, Konrad von Schwaben, der mit seinen Deutschen die Nachhut hatte, als er durch das Gedränge der Kämpfenden vorsprengte, und solche Thaten that, daß die Saracenen, erschrocken, zu weichen anfingen. Ein riesenmäßiger Saracene ergrimmte über diese Flucht, und bot dem deutschen Kayser den Zweykampf, den dieser sogleich annahm. Wie im Homer, ruhten unterdessen beide Heere auf ihren Waffen aus, dem Kampfe zuschauend. Er war bald entschieden, Konrads gutes Schwerd traf den Gegner so gewaltig, daß es durch das Schulterblatt drang, und den Leib von einander sonderte. Entsetzen theilte sich, ob dieser niegesehenen Waffenthat, den Saracenen, und neuer, Siegbringender Muth den Kreuzfahrern mit, unter welchen manche wackere Kämpfer waren, die das Schwerd wohl zu führen wußten, allein Konrad nicht genug bewundern und anstaunen konnten. (Die Schwerder sind geblieben, und noch in Zeughäusern zu schauen: wo aber blieb die Kraft?)

Confessionswesen.

Die Confessionen haben in der christlichen Kirche lange Zeit größern Rumor verursacht, als jetzt das Constitutionswesen in der Staatsgesellschaft.

„Wenn Menschen mit einander zerfallen, so oft „sie, jeder von seinem Ich aus, das Eigne suchen „und das Fremde bestreiten: so liegt das in der Sache. Wenn sie jedoch über Gott und göttliche „Dinge zerfallen: so ist das seltsam. Gott und die „göttlichen Dinge nemlich sind gerade der Einigungspunkt, und zwar der einzige wahrhafte Einigungspunkt aller streitenden Elemente in der Menschennatur und in der Menschengesellschaft. Man „sollte meinen, wo das Höchste gesucht werde, habe „das Niedere nichts zu suchen, und vor der Urharmonie verstumme der Mißlaut. — Allein es sind „weniger die Gesinnungen gegen Gott, es sind „mehr die Meinungen über Gott die man verfolgt. Menschen, der göttlichen Vorschrift zuwider lebend, duldet man in der Kirche. Menschen, die „das göttliche Wort anders deuten, als die Stimmführer beliebt haben, will man nicht dulden.“ Diese wahren Worte entlehnen wir aus einer kleinen Schrift des würdigen Predigers Hn. Dräseke in Bremen, die den Titel führt:

„Ueber Confessionswesen und Kirchenvereinigung in ihrem Verhältniß zum Evangelio.“

Es ist eigentlich eine im Museo zu Bremen gehaltene Vorlesung. Referent dieses freut sich, daraus die Fortdauer einer Anstalt zu vernehmen, die er vor langen Jahren näher kennen, und als eine Kulturfördernde Anstalt schätzen lernte. — In gegenwärtiger Abhandlung beschäftigt sich Hr. Dräseke mit der Frage: „ob die Abweichung in religiösen Begriffen groß genug werden könne, eine religiöse Gemeinschaft unter Menschen aufzuheben? — „Zwey Partheien eignen sich zu keiner wahren Kirchengemeinschaft, oder Glaubensgenossenschaft mit „der evangelischen Christenheit. Erstlich diejenigen, welche der Vernunft absagen; zweitens „diejenigen, welche Christum verleugnen, den einigen Mittler zwischen Himmel und Erde in Ihm „nicht finden, aus diesem Grunde Ihn, den Menschen, als untrüglichen Lehrer nicht annehmen. „Christus, als bloßer Mensch, wäre nicht mehr als „der Papst; ihn zu einem bloßen Menschen machen, „heißt: alle Objectivität der Offenbarung „vom Reiche Gottes zernichten.“ — Der Verf. behauptet nun: volle Gemeinschaft der Confession sey zur Kirchenvereinigung nicht durchaus nothwendig. An Abweichungen in der Exegese und Dogmatik habe es auch in der allerersten Kirche nicht gefehlt. (Wie verschieden sind nicht schon die Ansichten und Vorstellungsarten der Apostel? Hat doch der Stifter der Religion nirgend gesagt: Nur der, der da glaubt wie der Papst, oder wie Luther und Cal-

bin; nur wer die Dogmatik auswendig lernt, wer die Sätze der Concilien mit zugedrückten Augen nachbetet, der gehört zu Einer „das ist meiner, Kirche. — Aber das hat Christus gesagt: „wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, „Schwester und Mutter." Matth. 12, 50.) Eine Ausgleichung aller streitigen Punkte zur Grundlage der Union machen, das heißt die Union verhöhnen, und die Christenheit mit ihren frommen Erwartungen zum Besten haben. — „Wo Protestantismus „herrscht, da ist nicht Monotonie; Harmonie ist da; „Ein Geist ist da; Christus, der volle Christus, „der mit dem Vater im Himmel die Kinder auf Er„den versöhnende Sohn. Habt ihr diesen nicht: so „trennet euch in Gottes Namen und um Gottes wil„len." — „Die Hoffnung ist kein Wahn, die prote„stantische Kirche werde in dem Namen, der über „alle Namen ist, die Menschennamen vergessen, de„rentwillen sie sich entzweiet hat, und dies, glaubt „man, werde um so leichter geschehen und um so ge„wisser, wenn „jene schändliche Weisheit" nicht mehr „waltet in der christlichen Kirche, deren Natur, (nach „Luthers Ausspruch) das ist, daß ein Bischof auf den „Andern, ein Pfarrherr auf den Andern hackt und beißt, „und Einer den Andern hindert und stößt." (Davon erlöse uns der liebe Herre Gott!)

Militärschriften.
(Beschluß.)

5) Ueber den Krieg vom J 1813 in Deutschland hat der französische General Guillaume de Vaudoncourt jetzt in Paris eine Geschichte mit einem Militär-Atlas, in 2 Bänden in 4. herausgegeben. Es ist der nämliche Verf., von dem wir die Kriegsgeschichte vom J. 1812 in Rußland, die (freilich!) unpartheyische Geschichte des Uebergangs über die Berezina u. dgl. mehr haben. Die ironische Sprache in der Einleitung beweißt schon, was man von diesem Herr Franzosen für Unpartheilichkeit und für eine Geschichte zu erwarten habe. Er nennt die Russen einen Feind, der gewußt habe, sein Glück mit dem Blendwerk, oder den Vorspiegelungen des Siegs zu umgeben. (Mit Hülfe dieser Blendwerke sind gleichwohl die Verbündeten zweimal zum Besuch nach Paris gekommen.) Der Tugendbund wird auch stark mitgenommen. (Unsere damalige Eintracht gegen das räuberische Frankreich war gewiß ein Bund der höchsten Tugend, mein Herr General!) Das Geschichtchen von der unzeitigen Sprengung der Brücke bei der Retirade von Leipzig wird hier auch erzählt.

Notizen.

Franz Horn sagt ein wahres Wort in seinen freundlichen Schriften für freundliche Leser: „Unter allen Koketterieen ist die Koketterie „mit dem Christenthum die Gefährlichste und Gräß„lichste." —

— Purgolds Abälard und Heloise handelt die wichtigsten Fragen der Menschheit ab. Heloise, in Zweifeln an den höchsten Wahrheiten befangen, wird in einem frühlingsnächtlichen Gespräche mit dem geliebten Lehrer, für den Glauben an eine allgemeine Harmonie gewonnen, in welche der Mensch mit sich selbst und mit der Welt treten soll. Die wichtigen Fragen, deren Beantwortung hier versucht wird, betreffen Unsterblichkeit, Freiheit, Glauben, Liebe, Tugend, Vollendung u. s. w. Ueberall stößt die Begeisterung des Verfassers und sein Tugendsinn hohe Achtung ein. —

— Der Polizey-Rath Merker hat in einer Schrift die Nothwendigkeit des Paßwesens zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vertheidigt. Freylich muß ein Polizeyrath wohl so sprechen, allein dieß Inquisitionssystem ist eine napoleonische Geburt, für jeden rechtlichen Mann drückend und empörend, in manchen Ländern sogar zu einer Finanzspeculation mißbraucht. Der Verfasser liefert zwar eine lange Liste von Paßlosen Vagabunden, welche die Gensdarmen aufgegriffen haben, und will dadurch das Heilsame dieser Einrichtung beweisen; aber man weiß ja wohl, daß ein aufgegriffener armer Teufel oft zehnmal in einer solchen Liste paradirt, weil die Behörde ihn gewöhnlich mit einer Warnung entläßt, und er in der nächsten Stunde abermals aufgegriffen wird. —

— In den Grundzügen der philosophischen Politik (einer edel gedachten und gehaltenen Schrift des Freyherrn v. Seckendorf) findet sich, die Schaubühne betreffend, folgende Stelle: „Nur das Schöne ist der Zweck der Bühne; aber es erscheint als ein wirkliches Leben der Menschheit, und darum ist seine Form für so viele faßlich und auf so viele würksam. Der Schauspieler dient dem Staate wahrhaft, wie jeder Künstler und Gelehrte. Was ist denn nun der Grund seiner Hintansetzung, wenn er nicht unsittlicher ist als Viele in andern Ständen? Mangel an öffentlicher Anerkennung? oder Mangel an Anerkennung des Standes vom Staate? — Doch ist auch bereits dieser Stand durch Ordensertheilung geehrt worden. Aber Eines fehlt noch: Ertheilung

des Ranges. — Ein Schröder, Eckhof, Iffland waren gewiß nicht minder fähig Staatstitel zu führen, als mancher Advocat und Gelehrter. — Wahrhaftes Studium mit Talent verbunden sollte vom Staate belohnt werden; das würde die Folge haben, daß die Künstler sich würdiger benehmen, die Unwürdigen aus ihren Kreisen verdrängen und — weniger wandern würden." (In diesem verfluchten Wandern liegt, nach unserer Meinung, besonders der Grund der Immoralität so vieler Schauspieler und Schauspielerinnen. Wenn sämmtliche Theater-Directionen in Deutschland sich vereinten, Gastrollen nur mit höchst seltenen Ausnahmen zuzugestehen, keinen Contractbrüchigen, und überhaupt keinen als Mitglied ihrer Bühne aufzunehmen, der in jedem Jahre, oft schon nach wenigen Monaten, den gewählten Aufenthalt wieder verläßt: so würde der Stand bald sittlicher, und folglich auch geachteter seyn.) — „Viele" fährt Hr. v. S. fort, „würden sich weniger scheuen der theatralischen Kunst anzugehören. Das Grundübel alles Theaterwesens, als Staatssache, kann nur daran liegen, daß zu viele Theater gewinnsüchtige Privatunternehmungen sind; daß die herumziehende Truppe nicht unter strenge Censur gestellt wird, und daß es an Theaterschulen mangelt." (Sehr wahr!)

— Treviranus in seinem vortrefflichen Werke: Biologie, oder Philosophie der lebenden Natur für Naturforscher und Aerzte, (wovon kürzlich der fünfte Band erschienen) behauptet: die niedern Thiere erzeugten keine Wärme. Aber Reaumur's längst bekannte Erfahrungen von der Hitze eines Bienenschwarms können doch nicht geleugnet werden, und schwerlich kann man der mechanischen Erklärungsart des Verfassers beystimmen, der diese Wärme dem Reiben der Insecten aneinander zuschreibt. –

— In einem französischen Schreiben des Cardinal Baussset in Paris an Hrn. v. Retzer in Wien, befindet sich folgende treffliche Stelle: „Ich „finde daß diese Wuth der Speculation und der „politischen Rechthabereyen eine der schlimmsten „Krankheiten des Zeitalters und eines der größten „Hindernisse der Fortschritte des menschlichen Geistes und der wahren Glückseligkeit der gesellschaftlichen Ordnung ist. Sie verleiht allen Geistern „und allen Characteren eine Art unruhiger Bewegung, die weit mehr einem Fieber, als einer „nützlichen Thätigkeit gleicht, welche warme Nacheiferung erzeugt. Sie verleidet den Geschmack „an ernsten Studien und an dem Reiz der ächten „Literatur. Sie führt eine Art von Schnickschnack „in die Gesellschaft ein, der den kleinen Zänkereyen in kleinen Städten gleicht, und jene liebenswürdige Unterhaltungen, die vormals in allen Hauptstädten von Europa durch Geschliffenheit, Anmuth und Ton sich auszeichneten, jene zierliche Leichtigkeit, die gleichsam für alle Nationen, wenigstens für die gebildeten Classen, nur „Eine Sprache bildete, geht ganz durch sie verlohren." —

— Das reichhaltige Journal Hesperus liefert ein Schreiben aus Creta oder Candia, aus dem wir folgende Stelle ausheben: „Bleiche, abgezehrte Gestalten, die sich Christen nennen, und 230 Tage im Jahre strenge Fasten üben, Knechte und Sclaven übermüthiger Ignoranten und Barbaren schreiten hinter dem elenden Holz-Pfluge, treten Weintrauben oder sammeln Oliven, um ihren Gebietern zu steuern und abzuliefern was ihr Eigenthum ist. Kein Theil der ganzen Türkey ist so unter dem Druck als Creta. Durch unzählige Hinrichtungen ist seit einigen Jahren wieder einige Ruhe bewirkt worden; allein die Sicherheit des reisenden Europäers ist das Werk der Engländer, welche die Raubstaaten, und hiermit alle Mohamedaner in Furcht und Schrecken setzten. Man reise ohne Hinderniß, ohne Janitscharen, blos von einen eingebohrnen Diener begleitet, durch die ganze Insel, und ich habe von den Türken mehr Höflichkeiten als Unannehmlichkeiten erfahren. Das kommt daher, daß ich einen Hut trage. Ein Grieche dürfte das ohne Lebensgefahr nicht wagen. Sogar das Tragen gewisser Farben ist ihnen streng verboten. Wenn ein Grieche in einem grünen Kleide mit einer weißen Binde außer dem Hause sich sehen ließe, so würden kaum 30000 Piaster hinreichen, den Pascha, den Cadi, den Janitscharen-Aga und hundert Andere zu befriedigen." — „In Therisso hatte man noch nie einen Europäer mit Hut und Stiefeln u. s. w. gesehen. Alt und Jung lief zusammen. Die kleinen Kinder flohen weinend, die größern versteckten sich, die jungen Mädchen sahen über die Gartenmauern, die Alten kamen mit der Spindel herbei, und die Greise begrüßten seufzend. Alles was sie hatten trugen sie herbey, Eyer, Brod, Wein, junge Tauben, und die armen Leute wollten mir Alles schenken." —

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 46. Rede wahr, scheue Niemand 1819 Juny.

Das Sehen.

Den einfachen Liebhaber der Natur macht das göttliche Geschenk des Auges reich und heiter; die Modemenschen, deren Zahl heute Legion ist, machen die Augen arm. Jene Menschen, denen am Ende die Sonne nur darum etwas werth scheint, weil sie glänzt, nicht weil sie Licht und Wärme giebt, verkaufen ihre Ruhe für Flimmer und Tand, welchen fremde Augen bewundern, oder noch lieber, beneiden sollen. Das ist ein weites Thema für das moralische Sehen. Jetzt wollen wir aber die Leser blos vom physischen Sehen unterhalten. Ein D. Purkinje hat Beiträge zur Keantniß des Sehens, in subjectiver Hinsicht geliefert, welche uns einige Auszüge zu verdienen scheinen, weil von dem angegebenen Standpuncte aus der Gegenstand noch nicht genug bearbeitet ist, und zu einer Naturgeschichte unserer Sinne mit beitragen kann. Folgendes mag zur Probe dienen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde isolirt steht, so lange sie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen ist und durch Einwirken in das übrige System eine Art Charakter und Rang erworben hat, ist sie immer in Gefahr entweder längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn sie sich anfangs durch eine neue Erscheinungsweise aufgedrungen hat, wieder in Vergessenheit zu gerathen; bis im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wissens, die ihr nächst verwandten Gegenstände mehrfach auf sie deuten, und sie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, wo sie dann erst in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft steht, um nie wieder in die Finsterniß der Verborgenheit zurückzukehren. Die Figuren im Innern des Auges wecken in mir unwiderstehlich die Erinnerung an die chladnischen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterscheide nämlich bei diesen, eben so wie ich die verschiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als secundäre Formen unterscheide, auch bei den chladnischen Figuren primäre und secundäre Gestaltungen. Die ersteren werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die anderen durch die ruhenden konstituirt. Mit letzteren hat sich vorzüglich Chladni beschäftiget.

Die primären Klangfiguren kommen zur deutlichen Erscheinung, wenn man auf die genau horizontal gehaltene Glasscheibe eine Schicht Flüssigkeit ausgießt, und nun durch Bogenstriche einen Ton hervorbringt; sogleich werden die sonst beim Versuche mit Sande, leeren Stellen, mit den schönsten wechselweise erhobenen und vertieften viereckigen Wellen bedeckt erscheinen, die nach der Höhe oder Tiefe des Tones kleiner oder größer sind, sich in verschiedenen Richtungen gegen einander bewegen, und durch ihre Begränzungsstellen secundäre Figuren bilden, wo sich die Flüssigkeit häuft, und wo beim Sandversuche der von den bewegten leeren Glasstellen hingeworfene Sand sich sammelt.

Dieser Versuch ist unentbehrlich zur Ergänzung der andern chladnischen Versuche, und führt erst recht eigentlich in die Elemente des Tones ein. Wenn Chladni's Sandversuche vorzüglich nur die secundären Linien zeigen, so öffnet dieser Versuch den Blick für die primären, und für die Entstehungsweise der secundären selbst.

Auffallend und ausnehmend schön wird der Wasserversuch, wenn es gelingt sehr hohe Töne hervor zu bringen, wo dann die ganze Fläche von ungemein kleinen Viereckchen wimmelt, die in vielfacher Begränzung untereinander die mannichfaltigsten und wandelbarsten secundären Linien hervorbringen.

Endlich drang sich mir die Aehnlichkeit der Viereckfelder im Auge, mit den Tonwellen von selbst auf, und neigte mich zu dem Glauben, daß beide Phänomene ihren objectiven Bedingungen nach identisch seyen.

Ueberall, wo entgegengesetzte continuirlich wirkende Kräfte einander beschränken, entsteht im Wechselsiege der einen über die andere Periodicität in der Zeit, Oscillation im Raume; jene als Vorherrschen der einen über die andere in verschiedenen Momenten, diese wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verschiedenen Orten, so daß auch, bei einer scheinbaren äußeren Ruhe, dennoch die innigste Bewegung in und zwischen den Begränzungspuncten statt finden kann.

So wie dieses in der Tonbewegung wirklich

Ausgegeben den 27. May.

Digitized by Google

statt findet, eben so ist es mir wahrscheinlich, daß das Auge, wenn es entweder von außen gedrückt, oder aus eigener Kraft in sich selbst zusammengezogen ist, in eine intime, oscillatorische Bewegung geräth, die so lange dauert, als die Contraktion und die in verschiedenen Graden in allen Gebilden des Auges, nach Maßgabe ihrer Elastizität, mehr oder weniger statt findet.

Die Eintrittsstelle des Sehnerven.

Mariotte's Versuch über das Verschwinden einzelner Bilder an dem der Eintrittsstelle des Sehnerven entsprechenden Orte des Gesichtsfeldes, ist hinlänglich bekannt und von Bernoulli und Euler mit mathematischer Präcision erörtert. Ich habe ihn oftmals wiederholt und mich dadurch erst im inneren Sehraum des Auges orientirt. Ich muß ihn in Erinnerung bringen, weil ich mich an mehreren Stellen auf ihn beziehe. Sehr bequem kann man den Versuch auf folgende Weise wiederholen.

Man mache aufs Papier zwei deutliche Punkte mit der Dinte, in der Entfernung eines Zolles von einander, den Punkt rechts, etwa eine Linie unter der Horizontalen, entferne das Gesicht auf fünf Zolle, schließe das linke Auge, und sehe nun fix auf den Punkt links: der Punkt rechts wird sogleich aus dem Gesichtsfelde verschwinden, wenn gleich andere noch mehr nach rechts von ihm gelegene, absichtlich hingezeichnete Punkte, bemerkbar bleiben. Dasselbe, nur mit verwechselten Seiten gilt für das linke Auge.

Will man den Versuch mit beiden Augen machen, so zeichne man vier Punkte in denselben Verhältnissen.

Um den Versuch in seiner Totalität mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen, mache man vier Kügelchen von Wachse, stecke sie auf Dräthe, und richte sie so, daß sie unter den eben angegebenen Verhältnissen (1″: 5″) im Freyen stehen und gegen- und übereinander, je nachdem es die vollständige Ausführung des Versuches fordert, willkührlich bewegt werden können. Ich nenne jene, die den Achsenpunkten des Auges (Fig. 20. γ) entsprechen, a und á, die der Eintrittsstelle des Gesichtsnerven z. b. und b.

Man bringe a und á in eine Entfernung aus einander, die näher ist, als die Entfernung beider Pupillen (lieber unter einem Zolle als darüber, um den Versuch nicht unbequem zu machen) und bewege hinter a, á einen Stift bis an die Stelle, wo er für das linke Auge a, für das rechte á zu berühren scheint, (Fig. 20. β.) dort, wo sich die Achsen beider Augen schneiden. Nun fixire man die Spitze des Stiftes mit beiden etwas nach Innen schielenden Augen, sogleich werden a á in einen Punkt verflossen, und die zwei äußeren b, b' verschwunden seyn. Bewegt man b, a und á, b' (wieder 1″: 5″ der veränderten Entfernung gemäß) so gegeneinander, daß a á nun an der Stelle, wo vorher die Spitze des Stifts war, einander decken, (Fig. 20 β.) und man fixirt nun a á wie vorher mit beiden Augen, so verschwinden eben so b b', ohne daß ein Stift vonnöthen wäre.

Es ist derselbe Fall wie der vorige, nur daß die Vereinigung von a á schon an sich, ohne Bewegung der Augenachsen bewerkstelligt wird.

Bei nach Innen gegeneinander schielenden Augen schneiden sich die Augenachsen nach Maasgabe der Convergenz in (a á) die der Eintrittsstelle des Sehnerven entsprechenden geraden Linien in (b, b'.) und erstere mit letzteren in (b, á) und (b' a). Wenn nun bei festgestellten Augen die Wachskügelchen in proportionirten relativen Entfernungen nach und nach, wie die Figur anzeigt, in die Durchschnittspunkte der Linien gerückt werden, so werden jedesmal b. u. b' verschwinden, a und á als Eins im Sehraum erscheinen, indeß die Kügelchen im Tastraume bald eine bald verschiedene Stellen (siehe Fig.) einnehmen.

Wenn in erwähntem Falle die Convergenz der Augenachsen fixirt ist, indeß die Kügelchen von Stelle zu Stelle gerückt werden, so kann man umgekehrt die Kügelchen einen und denselben Ort einnehmen lassen, indeß der Durchschnittspunkt der Sehachsen bald vor (a á vor γ, δ, ε, ζ,) bald hinter (a á hinter α) bald zwischen die Kügelchen fällt, so werden dieselben im Sehraume im ersten Falle wie in γ oder ε oder ζ gegeneinander stehen, im zweiten Falle wie in β, (wobei auch a und á mehr oder weniger auseinander gerückt erscheinen kann) im dritten aber sowohl a, b, als a, b' zu sehen seyn.

Noch muß ich, damit man sich nicht irre, bemerken, daß jedem Auge auch die Kügelchen des anderen erscheinen, daß also in jedem von den angeführten Fällen zweimal so viele weniger zweien zu sehen sind.

Hiemit hab' ich eine Reihe Erscheinungen abgeleitet, die einzeln genommen, sehr räthselhaft scheinen möchten, in ihrem Zusammenhange aber für sich klar sind. Der letzte Fall ist identisch mit dem in Smiths Optik (bearbeitet v. Kaestner) angeführten Versuche von Picard. Das dort bemerkte Wiedererscheinen und Doppeltwerden des mittleren Punktes (b b' in Vereinigung bei ε) bei Verrückung des die Punkte a á deckenden Fingers, mit dessen Bewegung sich die Durchschnittsstelle beider Augenachsen ändert, ist leicht dadurch zu erklären, daß die Achsenpunkte im Inneren der Augen (ε) nicht von a á getroffen werden, sobald der Finger, auf den die Augen fixirt werden a, á, nicht mehr deckt, a, á also ausserhalb der Achse fällt, daß folglich auch die mit ihnen in

bleibender Relation stehenden Punkte b, b' aus der Eintrittsstelle des Gesichtsnerven treten, und hiemit sichtbar werden müssen.

(Schluß folgt.)

Das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients.

Der Verfasser Herr Conrector Richter in Dessau, liefert in diesem Werke, als einem Anhang zu seinen Phantasien des Alterthums, eine in vieler Hinsicht sehr intressante Zusammenstellung der Religions- und Philosophiesysteme fast aller Völker des Orients, und zeigt ihren Einfluß auf das Christenthum. Als Zusammenstellung ist sie auch unsres Bedünkens sehr gut gerathen, und der Leser wird sie nicht unbefriedigt, nicht ohne neue An- und Aussichten in die Geschichte der Menschheit gewonnen zu haben, aus der Hand legen. Unendlich mehr aber würde das Ganze gewonnen haben, wenn der Verfasser diesen intressanten Stoff mit philosophischem Geist und schärferem Blick behandelt hätte; wir sprechen ihm zwar beydes nicht ab, vermissen es aber fast gänzlich in seiner Schrift. Auch die Anordnung des Ganzen hat uns nicht gefallen; man bekommt, wegen Durcheinanderstellen der Materien keinen deutlichen Ueberblick. Ueberdies scheint den Verfasser, wie einst Winkelmann der tägliche Anblick seiner Götter zum halben Heiden machte, der Umgang mit Indern und Persern zu einem halben Braminen geschaffen zu haben. Die Leser werden es mir aber wohl Dank wissen, wenn ich ihnen die Hauptumrisse einer so belehrenden und unterhaltenden Schrift mittheile.

Die menschliche Vernunft kann sich das höchste Princip immer nur als das Eine, Ewige, Gleiche denken; der Monotheismus ist daher die Grundlage aller positiven Religionen bey allen Völkern, nur daß der durch sinnliche Anfänge herauf gebildete Verstand sich noch nicht von dem losmachen kann, was ihm seine Sinne in der Erscheinung brachten; er kann das ewige wahre Wesen der Dinge nicht von dem unterscheiden, wie sie sich in der Erscheinung darbieten; er verwechselt Idee und Bild. Da nun aber alle Religion auf dem Gefühl beruht, nicht auf Wissen und Erkennen, da die Ideen des Schönen uns in Ahndung und Glauben die Deuterinnen des Weltalls und der ewigen Liebe sind: so ist leicht begreiflich wie bey rohen Völkern, wo das Gefühl noch in seinen sinnlichen Anfängen vorherrscht, die sinnlichen Bilder in die Religion treten, wie ein sinnliches Bild Zeichen eines ästhetischen Gefühls werden kann. (Ganz los können wir aber in diesen Dingen die Bilder nie werden; so braucht der Philosoph das Bild der Weltregierung, wenn er die Ideen der allwallenden Gottheit deutlich machen will). Anfangs sind Religion und Philosophie ganz eins, sobald aber der Verstand unabhängig vom Gefühl sein eignes Reich der Wahrheit errichtet hat, und in Ideen denkt, erfolgt von selbst die Trennung, oder ist schon da. Die Religion mit ihren Bildern bleibt dem öffentlichen Volksleben, die Philosophie aber, als Wissenschaft gepflegt und gebildet, schützt und bewahrt ihre ewigen Grundwahrheiten; an ihrer Hand muß sich der Volksverstand groß ziehn, um was die Wissenschaft im Dienst der Wahrheit erkannt hat, ins Leben einzuführen Bey fast allen oriental. Völkern aber hat sich begreiflich nie die Philosophie gebildet; die Griechen sind ihre Schöpfer, denn was persische und indische Philosophie heißt, ist doch nur ein mystisch phantastisches Gebäude einer Religionsphilosophie. Dies als Einleitung; wir wenden uns nun zur Schrift selbst. Der Verfasser geht zuerst von Indien aus, und zeigt wie aus dem fernen Orient mit dem Tageslicht auch alle Religionen und Philosophie aufgegangen sey, wie der reine Bramaismus in seiner Einheit allen Religionen zu Grund liege, dann zeigt er an der Schöpfungsgeschichte, wie sich aus den Ideen über Zeugung und Ursprung Bilder und eigne göttliche Wesen entwickelt, die aber bey allen Nationen nur in veränderter Gestalt wieder erscheinen. Diese Ideen aber sind bey den Indern diese: der Eine, ewige Gott setzt sich außer sich selbst, er schaut sich selbst an; geht dies im menschlichen Geist vor, so entsteht ein Gedanke, und soll dieser zur Erscheinung werden, das Wort. Aehnliche Begriffe werden also auf die Gottheit übergetragen, das außer sich selbst Setzen Gottes heißt bey den Indern Om (das, nach dem Verfasser, sich im Amen wieder findet) bey den Persern Honover, bey den Griechen λόγος, (das Wort). Der Gedanke der Gottheit aber, der zur Erscheinung kam, war das Wort: „es werde." Bey den Indern bekam dies sogleich ein Wesen; es wurde der Sohn Gottes, bey Moses steht es unter dem sinnlichen Bild eines Befehls. יהי „es werde." Der Om aber als Werden und Schaffen gedacht begreift unter sich die beyden Urprincipe alles Seyns: das Urwasser und Urfeuer, das Warme und Kalte des Xenophons, der ἔρως und ἔρις (Liebe und Streit) des Empedocles. Das Feuer als das befruchtende Princip erhält das Bild des Mannes, das Wasser wird weiblich gedacht. Daher heißt es bey Moses: der Geist Gottes schwebte auf den Wassern. So entstand das Weltall, und zugleich ein Religionssystem. Aehnliches bildete sich bey Persern und Griechen. Thales und Anaxagoras lassen das Urwasser von der Weltseele befruchten. Pythagoras bringt

dieselbe Begriffe nur auf die abstracteren Zahlenverhältnisse, er leitet alles her aus der Monas, (Einheit) aus der die Dyas entsteht, und alle Erscheinungen sind ihm auf- oder absteigende Potenzen dieser Einheit. Dasselbe System nur mit orientalischem Schmuck aufgestutzt findet sich aus in den cabbalistischen Sephiren, wovon unten. Die eleatische Schule unter Xenophanes unterscheidet schon philosophischer ein absolutes Seyn die Gottheit, und ein relatives, das zur Erscheinung wird. Alles relative Seyn aber entstand aus der Vermischung des Kalten und Warmen. Plato wollte die Sache recht philosophisch begründen, und entwickelte daher zuerst seine Lehre von den Ideen, die als untrüglich unmittelbar von der Gottheit stammen und angebohren sind. (Die Hebräer personifiziren sie unter der Gestalt der Engel). Nun denkt er sich, wie auch in den meisten orientalischen Systemen, die Gottheit im Gegensatz der gegebenen Materie, die ohne Qualitäten und Bestimmungen ist, und nur durch Verbindung der Idee der Gottheit mit derselben Raum und Form erhält. So bildet sich ihm eine Dreyeinigkeitslehre. Zuerst der ewige namenlose Gott, die ewig gleiche allmächtige Intelligenz; dann die höchste göttliche Vernunft, Nus Logos, der Urgedanke des Schöpfers, sich in einer Welt zu offenbaren, der Om der Inder, Kneph der Aegypter, Chakmah (Weisheit) des Salomo, der Logos des Johannes. Endlich die vernünftige Weltseele (πνευμα) (Geist) als Emanation aus dem Wesen des Vaters und zugleich des Sohns, der Wischnu Indiens, der heilige Geist des Christenthums. Diese höchsten Ausflüsse des göttlichen Urwesens sind Eins mit ihm in der Substanz und nur in der Potenz auf unbegreifliche Weise ihm untergeordnet. Dann folgt bey Plato eine weitläuftige ganz griechische Dämonenlehre. Christus nun, nach dem Verfasser ein in ägyptischer Philosophie gebildeter Essäer, wollte den Bramaismus auf seine alte Reinheit zurückführen, da der jüdische Jehova zu einem völligen Nationalgott herabgesunken war und die Religion in leerem Ceremoniendienst bestand (letzteres ist auch bey uns stark Mode) Gott ist der einige Vater aller Menschen, war der alte Hauptgrundsatz seiner Lehre, und in Ehre und Gerechtigkeit das Leben zu fassen für die Brüder das neue eigenthümliche Princip seiner Moral. Den Einfluß aller orientalischen Systeme auf das Christenthum ins Einzelne zu verfolgen würde uns hier zu weit führen; wir erinnern hier nur noch folgendes. Die christliche Religion war auch anfangs die christliche Philosophie und daß beyde stets vereinigt haben bleiben wollen, hat uns die unendlichen Ketzerstreite in der Geschichte, und in den neusten Zeiten unsre Dogmatiken gebracht. In den ersten Jahrhunderten traten die Gnostiker auf, genannt von ihrer orientalisch-platonischen Philosophie γνωσις (Erkenntniß.) Diese Erkenntniß brachten sie nun mit dem Christenthum in Verbindung, und ob sie gleich als Ketzer verfolgt und ausgerottet wurden, so verdanken wir ihnen doch unsre Systeme der Dreyeinigkeit der messianischen Erlösung u. s. w., deren Spuren wir in Indien, bey Plato und Johannes finden. Diese Fingerzeige mögen hinreichen, um den Appetit nach ausführlicherer Lectüre zu erregen. Zum Nachtisch tragen wir unsern Lesern einige Auszüge aus der Schrift selbst auf; zuerst Einiges über die Cabbala. Das Wort bedeutet geheime Ueberlieferung. Die Hauptsätze sind folgende: aus nichts kann nichts entstehn, was da ist muß seinem Wesen nach von Ewigkeit da seyn. Das Wesen aber was von Ewigkeit her da ist, kann nicht die wandelbare veränderliche Materie seyn, alles Vorhandne im absoluten Sinn ist ein geistiges Wesen. Es ist nichts anders als die Gottheit selbst und heißt das Ensoph, als der einzige Realgrund alles Vorhandenen. Das Vorhandne aber ist eine Offenbarung des Ewigen, ein sich Selbstgleichen. Diese erste und höchste Emanation des Urwesens zeigte sich aber in zehn Lichtströmen, welche Sephiroth (Zahlen) genannt werden. Diese Grundsphären bilden nun die verschiednen Welten, deren die Cabbalisten 4 zählen: 1) die Welt Aziluth, die vollkommenste Offenbarung Gottes, Geister ohne allen Stoff enthaltend, den Adam Kadmon selbst, den Ormuzd der Perser, unser Messias, mit einem Wort die Idealwelt. 2) die Welt Briah, die geschaffne, eine Emanation der vorigen. Sie ist von Göttlichem hervorgebracht, nicht mehr das Urgöttliche selbst; etwa die Weltseele des Plato, der Geist, der vom Vater und Sohn ausgeht. 3) Die Welt Jezirah, die Welt der Engel, nach dem Individualisirungsprincip. 4) Die Welt Asia, die Materie, die Welt des Scheines und Trugs, des Lebens und Todes. Zu jeder dieser Welten giebt es ein besondres sephirotisches System, das aus dem Adam Kadmon emanirt. Ehe noch eine Emanation begann, war das göttliche Urlicht, Alles im höchsten Sinn, erfüllend und befassend. Als nun das ewige Wesen sich entschloß, Welten und lebendige Geschöpfe hervorzubringen, zog es sich von seinem Mittelpunkt nach allen Seiten gleichförmig in sich selbst zurück, und nun entstand um diesen Mittelpunkt her ein leerer Raum, der die vollkommenste Sphäre bildete. Aber das Urlicht zog nur seine zu blendenden Strahlen zurück, es blieb also in dem leeren Raum noch etwas von

dem göttlichen Wesen übrig, und so entstand eine mehr oder weniger lichtleere Substanz, das Geistige und das Ausgedehnte. Die Zurückziehung selbst hinterließ gewisse Spuren, und bestimmte dadurch die Stelle der künftigen Welten. Solcher Spuren gab es 10, und sie offenbarten sich in 10 Kreisen, welche in höhrer oder niedrer Potenz stehn, je nachdem sie eine höhre oder niedre Welt bilden sollten. Der erste der Sephiren, der zunächst vom göttlichen Urlicht umschlossene Kreis, heißt die Krone, der 2te die Weisheit, die übrigen machen das Reich aus. Alle 10 Sephiren kann man sich in ihrem Verhältniß zum Urlicht unter dem Bild eines Menschen vorstellen, dessen Haupt an den Himmel reicht, und dessen Füße auf den Abgrund schweben. Diese Gestaltung nannten sie den Adam Kadmon u. s. w. Alles dies und mehr noch wissen die Cabbalisten durch eine Offenbarung des Kadmon an den ersten Menschen; Abraham faßte sie in ein Buch, und Simeon Ben Johai brachte sie im dritten Jahrhundert in ein förmliches System.

Es scheint der Verfasser habe über manche Dinge auch dergl. geheime Aufschlüsse erhalten. So theilt er, bey Auseinandersetzung der pythagorischen Seelenwanderung, ein eignes gar artiges System derselben mit, welches aber nur in Verbindung mit dem Pythagorischen Interesse erhält, und also hier nicht gegeben werden kann; dagegen wollen wir uns kürzlich belehren lassen, wie es bey Adam und im Paradies ausgesehn. Der Herr Verfasser ist ein großer Verehrer des Magnetismus, den er einen instinktartigen Zustand nennt, wo des Menschen Individualität ganz aufhört, und nur eine höhre göttliche Natur in ihm wirkt. Die ersten Menschen meint er nun, seyen solche Somnambülen gewesen; (der liebe Gott war also der erste Magnetiseur?) keineswegs wilde rohe Naturmenschen; sie erkannten alles, was mit ihnen im magnetischen Rapport stand, Verborgnes, Vergangenheit und Zukunft. Rein ohne alle Leidenschaften und Begierden, waren sie im eigentlichsten Sinn ohne Sünde, ihre einzige Beschäftigung war Preis des Höchsten, den sie in seinem ganzen Umfang erkannten und anbeteten. (Man meint Miltons verlornes Paradies in Prosa zu lesen.) Aber in einem Augenblick der Schwäche unterlag der höhere Geist der sinnlichen Reizung; der Mensch fiel und sank nun aus der höhern Sphäre des reinen Geistigen in die des gebrechlichen Menschen. Ach der reine Friede seiner Seele war nun auf immer dahin, das Gefühl der Reue und Schaam quälte ihn, und mit Schmerz erzählte er seinen Kindern, wessen er verlustig gegangen war. (Schade daß der Herr Verfasser nicht erzählt, was der Reiz zur Sünde gewesen, wodurch der Mensch gefallen.) Und so bestätigt sich unsre Behauptung, daß das Werk interessante Materialien enthält, wo Belehrung mit Unterhaltung, Wahrheit mit Dichtung abwechselt; wenigstens für diejenigen, welche nach etwas mehr als nach Romanen- und Theaterbildung streben.

Sammlung von Musterpredigten auf alle Sonntage des Jahrs; von Mich. Herrmann, Consistorialrath zu Oehlau. Pesth 1819.

Eine gute Predigt zu halten, gehört wohl ohne Zweifel unter die schwierigeren Aufgaben der Rhetorik, sonst würden nicht so viele Geistliche ihre Zuhörer zum Tempel hinaus, statt herein, predigen. Viel, sehr viel Schuld mag die schlaffe Vorsorge vieler Consistorien bey Bildung, Prüfung und Anstellung der Geistlichen haben. Wir haben übrigens seit Basilus dem Großen und Chrysostomus, bis auf die Zeiten eines Reinhard u. s. w. eine Menge Predigten, und darunter recht gute erhalten. Eine Sammlung guter Predigten überhaupt zu veranstalten, dünkt uns, bey einigem Geschmack nicht schwer. Eine Predigtsammlung aber kann wohl keinen andern Zweck haben, als entweder den Geistlichen zu einem Magazin, oder Kränklichen und Vornehmen, die nicht in die Kirche gehn, zur häuslichen Andacht zu dienen. Unserm Gefühl nach, sollte nun zwar beydes nicht seyn; ein Prediger darf weder zu bequem noch zu ungeschickt seyn, um zu fremden Arbeiten seine Zuflucht zu nehmen; und eine Predigt, die zu Haus am Caffeetisch gelesen wird, ist keine Predigt mehr; soll aber einmal gesammelt werden, so muß es sorgfältig geschehn, um beyden angegebnen Zwecken Genüge zu leisten. Dies dünkt uns aber in der gegenwärtigen Sammlung nicht stets der Fall zu seyn. Musterpredigten im eigentlichen Sinn möchten kaum Einige genannt zu werden verdienen; der Herr Sammler hat aber auch die obigen Zwecke schwerlich im Auge gehabt. Er bedachte nicht, daß Predigten an gewissen Orten, vor einem Publicum, nach dem sich der Prediger richten mußte, und gut vorgetragen, wohl allerdings gute Predigten genannt werden können, ohne sich zu einer Sammlung zu eignen, die an alle Orte verbreitet, meist Leser findet, die etwas mehr verlangen. Der größte Theil der hier gesammleten Predigten scheint aber vor einem sehr beschränkten Publicum gehalten zu seyn; dies schließen wir aus dem sichtbaren Bestreben, sich nach der Fassungskraft der Zuhörer zu richten, aus den Lehrsätzen und Wahrheiten die vorgetragen werden, alle 1000 mal, und oft besser gesagt; endlich aus der Art wie der Volksglaube über gewisse Lehren und Meinungen (z. B. die Wun-

kam; aber der berühmte Sprung ist ein Mährgen. — Allen denen, die in Halle studiert haben, wird diese Chronik besonders willkommen seyn. —

— Kruse's fleißiges Werk: Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten, von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu den neuesten Zeiten, ist nun mit der vierten Lieferung vollendet, und reicht von 1500 bis 1816. Es ist unglaublich, welche Menge von Thatsachen man hier zusammengedrängt findet. Der mühsamste Fleiß hat alle Schwierigkeiten besiegt. Es ist ein Werk, auf welches Deutschland stolz seyn darf! und doch kosten alle vier Lieferungen nur 15 Thaler, während Malte Brunes Atlas 40 rthl., und der des Lesage, von Las Casas geliefert, 56 rthl. kosten. —

— Minder empfehlenswerth, und durchaus unbequemer zum Gebrauch, sind die chronologischen Tabellen der allgemeinen Geschichte von Romig. Man muß wenigstens ungefähr wissen, wann eine Begebenheit sich zugetragen, wann ein berühmter Mann gelebt hat, sonst wird man lange in diesen Tabellen suchen müssen. Auch sollen die vier Bogen jeder Tabelle an einandergeklebt werden, wodurch sie zu einer Größe anwachsen, die natürlich den Gebrauch äußerst unbequem macht. —

— Ein neuer, vielversprechender Geschichtschreiber ist aufgestanden, der Doctor der Philosophie Perz in Hannover, ein Schüler unsers berühmten Heeren, und, wie dieser selbst von ihm sagt, ein ihm lieber Schüler. Das schöne Probestück, welches er geliefert, ist die Geschichte der Merovingischen Hausmeier, und wie trefflich ihm solches gelungen, beweist Heeren's Urtheil, ausgesprochen durch die Auszeichnung, daß dieser Meister eine Vorrede zu dem Werke seines jungen Nebenbuhlers geschrieben; mehr noch, daß er diese Vorrede abgekürzt, um (wie er sagt) dem Leser den Genuß der Schrift selbst nicht zu verspäten. Aber schon diese Vorrede gewährt keinen kleinen Genuß; denn Heeren hat in derselben eine geschichtliche Parallele zwischen den fränkischen Hausmeiern und den Emirs al Omra oder Großemirs aufgestellt, die unter den Caliphen aus dem Hause der Abbasiden eine ähnliche Gewalt wie jene ausübten. — Um unsere Leser auf das kleine, aber gehaltreiche, Werk von Perz aufmerksam zu machen, heben wir die Character-Schilderung Pippin des Aeltern und Pippin des Mittlern aus:

„Pippin der Aeltere, Carlomanns Sohn, an den Ufern der Maas im spätern Brabant gebohren, ragt, wie Cato von Utica, durch unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn über seine Zeitgenossen hervor. Eins in sich selbst, mit klarem Wissen und entschiedenem Wollen, trat er wie jener in Widerspruch mit seiner Welt, litt er von ihr, was gekränkter Eigennutz und Bosheit durch Gewalt und Verleumdung beneideter Geistesgröße entgegen setzen, kämpfte für das Recht und sein Land bis zum Ende. Richtige Beurtheilung des Staates und der Menschen, durch welche er würken mußte, und Tapferkeit, vorzüglich in jener Zeit unentbehrlich, sicherten den Erfolg seiner Plane und ihre Würkung noch über sein Leben hinaus. Gleichheit der Geister, gleiche politische Würksamkeit, dann auch Verwandtschaft, verbanden ihn mit Arnulf, dessen überlegene wissenschaftliche Bildung er anerkannte, schätzte, und, besonders in geistlichen Dingen, zu Rathe zog. Religion, welche den Blick über die Gegenwart hebt, und häusliches Glück erheiterten ihn nach den drückenden Sorgen um Fürsten und Volk." —

„Sohn eines der vornehmsten und mächtigsten Partheyhäupter, Enkel der großen Hausmeier Pippin und Arnulf, schien Pippin der Zweyte gebohren um in großen Verhältnissen zu würken. Seine Erziehung ward für die künftige Lage berechnet, die sorgsame Mutter bildete ihn zum Fürsten wie zum Menschen. Religion und Geschichte, die freundliche Lehre Jesu und das Beyspiel großer Männer der Vorzeit waren es, wodurch sie den aufstrebenden Geist des Knaben auf die erhabensten Gegenstände menschlicher Wünsche hinleitete, der kühnen lebendigen Kraft ein unerreichbares Ziel setzte, und früh das klare Gefühl seiner Würde weckte. So wuchs er auf, ein starker schöner Jüngling, seine Klugheit bewundert von den weisesten erfahrensten Männern, durch Erhabenheit der Gesinnung und Strenge der Sitten seinen Zeitgenossen unerreichbar. Gerechtigkeit und Güte waren die Grundfesten seines häuslichen und öffentlichen Lebens. Größer als sein Mitbewerber, war er billig auch glücklicher." — (Obgleich dieses kleine Werk aus den besten Quellen geschöpft ist, so wird man beym Lesen doch nicht durch Citate gestört, sondern die historischen Belege sind hinten angehängt. Diese Manier ist sicherlich die beste, Gründlichkeit ohne Pedanterie zu zeigen.) —

— Von Wedekinds Handbuch der Welt- und Völker-Geschichte ist nun die zweyte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage vollendet, ein Werk, welches jedem Jünglinge bey Erlernung der Geschichte, zum beständigen Begleiter und Beystand zu empfehlen ist. —

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 47. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Juny.

Zweiter Brief an eine gewissenhafte *) Dame. Die moralische Verderbniß der Sprache.

Ich trage diese Zeilen in der Laube meines Gartens in die Schreibtafel ein. Hier halten mich die süßen Töne der Nachtigallen festgebannt, die in dem blühenden Gebüsch rings umher Wettgesänge anzustellen scheinen. Hier, wo die Natur so groß und wahr zu den edlern Sinnen spricht, daß sich jedes dafür empfängliche Gemüth besser fühlt, als in dem Verkehr der Welt; hier will ich mein Versprechen zu lösen suchen. Halten Sie meiner Stimmung ein wenig Unordnung im Vortrage und den Ernst des Gegenstandes zu gute. Sie sollen nicht den steifen Grammatiker hören, der in der Sprache nur die Klänge und Worte sieht, und den Periodenbau untersucht. Auch von ästhetischer Kritik soll nicht die Rede seyn. Diese begnügt sich, wenn sie keinen Fehler findet, der die Harmonie des Styls zerstört, oder den Ausdruck verunstaltet. Geben Sie dasmal, o Sie thun es gern, — dem Moralisten Gehör, dem es um eine andere Art der Reinheit, als der Worte und Phrasen, dem es um die Reinheit der Ideen zu thun ist; solcher Ideen nämlich, die gleichsam der Sprache die Weihe geben, und der Menschheit den Werth dadurch, daß es ihr Bedürfniß ward, Worte dafür auszuprägen. Lassen Sie uns fragen, was die Welt aus diesen Worten gemacht habe, mit denen uns die bessern der Vorfahren ein Vermächtniß von hoher Bedeutung hinterlassen haben? — Wie steht es um Ehre, Redlichkeit, Tugend? Haben diese Worte nichts von ihrem Sinne und ihrer Stärke verlohren? Sind die Worte keusch und jungfräulich ins Kloster gestoßen? man hört sie in der Welt kaum noch. Kömmt eheliche Treue und Würde der Eltern noch öfters laut zur Sprache? Hört man ein Echo von Pflichten, wo so viele Rechte laut aufschreien? Wird nicht gar mit dem Worte fromm bei geduldigen Ehemännern u. s. w. Spaß getrieben? Jene geweiheten und ähnliche Worte, wenn sie, wie ich glaube, die Pfänder und Kennzeichen unserer Sitten sind, sprechen unserer Charakter- und Gemüthsbildung kein erbauliches Urtheil. Aber natürlich. Je höher wir nach den lockenden Früchten vom Baume der Erkenntniß steigen; je mehr verlieren wir uns selbst aus den Augen. Der Anspruch auf Genüsse und der philosophirende Leichtsinn wächst mit dem Stolze der intellectuellen Bildung; und sehr leicht paart sich mit der Feinheit des Geistes ein sehr gemeines Gemüth, oder ein verwahrloßtes. Wo hören Sie denn die Worte Tugend und Laster mit dem Ausdruck, der eine tiefe Achtung, oder ein Gefühl des Abscheues verriethe? Es gehört nicht zum Ton warm zu werden, und man will Grazie, nicht Energie des Ausdrucks; man steuert auf eine Superfeinheit los, die zur Klippe der Sprachverderbniß werden kann. Wo nichts so sehr scandalisirt, als das Lächerliche der Freimüthigkeit, als der Eifer für Sitten und fromme Tugend, da macht die Nation eine Satyre auf sich selbst, ohne es zu merken. — Sie glauben doch nicht, daß ich übertreibe? Ei, so machen Sie die Probe mit dem einzigen Worte: Ehre. Fragen Sie die Damen, die mit gelehrten Männern leben; fragen Sie die Junker, die sich Dirnen halten, Wittwen- und Waisen-Gelder verprassen, auf Bürger und Bürgerinnen losschlagen u. s. w. Alle werden Ihnen versichern, daß sie Ehre haben, daß sie auf Ehre halten; ja, sie schwören auf diese Ehre! Auch haben sie die Ehre an den Höfen zu erscheinen. So mustern Sie weiter alle Stände hindurch das tägliche Loosungswort, und sagen Sie dann aufrichtig, ob sie diese sogenannte Ehre nicht für eine Misgeburt des Hochmuths anerkennen; ob sie nicht hier eine abscheuliche Sprachverderbniß erblicken, welche beweißt, daß wir sehr civilisirt seyn, und doch sehr wenig Zartgefühl haben können. Versuchen Sie es, und sprechen Sie mit dem Ihnen eignen innigen Ausdruck. Wie sehr Ihnen Tugend und Wahrheit heilig sey; Viele werden Sie gar nicht verstehen, manche werden ihren Ausdruck albern finden. — An jene Verkehrtheit im Wortgebrauch schließt sich noch eine Andere an, die auf dem Misbrauch unserer ausgebildeten Sprache überhaupt beruht. Es ist das die Geschicklichkeit, die Thatsachen in ein schiefes Licht zu stellen, oder Jemanden eine lustige Rolle spielen zu lassen, um die feine Welt für die Verbannung der Lüge und Verleumdung schad-

*) Der Setzer hat beim ersten Briefe in No. 42. wir wissen nicht warum, aus der gewissenhaften Dame eine gewisse gemacht.

Ausgegeben den 27. May.

los zu halten. Für diese Unterhaltungskunst sollten wir das gute alte Wort: Afterreden vom Nächsten, wieder in den Gang bringen. Es wird ziemlich das ausdrücken, was unsere Lehrmeister, die Franzosen, medisance nennen, und was Einer von ihnen, zum Heil der Staaten, hoffentlich ironisch, für sehr nothwendig hält, weil es der Gesellschaft Leben und Bewegung mittheile. „Denn," sagt er, „die medisance macht die Gemüther für „die Neugier empfänglich, Neugier führt aber zum „Wohlleben und Mitleid, besonders bei den Frauen, „diesem interessanten Theile der Gesellschaft, ohne „welche man blos bei wichtigen Gelegenheiten me„disiren würde." — Wollen Sie noch eine Probe, wie wortirre und wund wir seyn müssen, so merken Sie auf den Unwillen, den sich freimüthige Schriftsteller zuziehen; wenn sie die Worte in ihre alten Rechte einsetzen, wenn sie da starke, bedeutende Worte gebrauchen, wo unsere Delicatesse mit sammtnen Katzenpfötchen gestrichen seyn, wo sie kaum Anspielungen dulden will. Da vermißt man den Augenblick, Anstand, Decenz, Manier, lauter niedliche Wörtchen, hinter die sich Kriecherei, Halbheit und Verstummen verbergen soll. Verstehen Sie mich; ich verlange da Kraft und Freimuth, wo Reinheit der Absicht und Wichtigkeit des Gegenstandes die Rede unseres Mundes lenken soll. Da muß das bezeichnende, das ganze Wort, das Wort ohne Firniß gelten. Finden Sie denn in dem höchsten Buche, in der Bibel etwas von Anstand, Decenz, Manier und dgl. wo es galt, Wahrheit zu predigen, Unrecht zu strafen, Laster zu bekämpfen, Thorheit blos zu stellen? Dort sagte ein Hofprediger des alten Testaments wohl eher einem Gewaltigen der Erde ins Gesicht: „Du bist ein Mann des Todes!" —

So steht es nun mit uns im Schreiben und Gespräch. Steht es viel besser im politischen Tone, in der Kanzleisprache? Hie und da vielleicht. Wenn aber der moralische Respect für den richtigen Wortgebrauch bei unserm neuen Constitutionswesen nicht zur leitenden Maxime wird, so dürften wir weder unsere Sprache, noch unsern Character frisch und edel herstellen. Wir müssen nun dahin streben, daß wir endlich den bösen Swift selber zum Lügner machen, der von einer Staatslügenkunst schrieb, und gar Vorschläge zu Errichtung einer großen Lügnergesellschaft gethan hat. Doch warum führe ich Sie in die Politik? — Ihr Beruf ist in der Gesellschaft. In Ihrem Kreise wird Ihr gutes Beispiel den Worten Tugend und Redlichkeit wieder lebhaften Cours verschaffen, anstatt der Decenz, die es zuweilen heimlich auch mit dem Laster hält, und die sich gern nach der Mode richtet, und statt der feinen Lebensart, die sich manche Kränkung oder Nachlässigkeiten erlaubt, welche das Gemüth des Redlichen verwunden, der nicht zu glänzen versteht, oder nicht glänzen mag.

Leben Sie wohl! Ihr ꝛc.

Noch einmal vom Wetter.

Wir haben jüngst den Lesern die Bedenken mitgetheilt, welche der berühmte Astronom Bode gegen die Begründung einer Witterungskunde aufgestellt hat. Jetzt wollen wir die Stimme eines Mannes vernehmen, der die Hoffnung dazu nicht aufgiebt, und sie auf ein beynahe 40jähriges Studium und vieles Nachdenken bauet. Der Herr Professor und Consistorial-Secretär Dittmar in Berlin hat nämlich in einem Schriftchen die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre im voraus zu verkündigen gesucht, und über Gegenstände der Witterungskunde Vorerinnerungen vorangehen lassen.

Er stimmt darin mit Hn. Bode überein, daß er den Gestirnen den Einfluß auf des Bauers Bestellzeit, und unsrer Weiber Waschfeste abspricht, auch den Mond will er nicht für den Gebieter unsers hellen oder Wolkenhimmels anerkennen, und widerspricht den bekannten Behauptungen Toaldo's. Er will auch nicht an unsern Barometer, Hygrometer, Ombro- oder Hyctometer und andere dergl. Künsteleien, und giebt den ersten ein Haupthinderniß der Fortschritte der Witterungskunde schuld.

(Uns dünkt allerdings, die gelehrte Pedanterie habe viel Spielerey mit der Menge Luft-Regen-Gas-Wind- ꝛc. Messer getrieben, ohne in der Voraussicht der Erscheinungen im Dunstkreise um einen Schritt weiter zu kommen. Manche, die sich ihrer zum Theil so zuversichtlich als unpassend bedienen, sollten sich erst für sich nach einem Kopf-Messer umsehen, um zu wissen, ob sich nicht ein Instrumentalwahn eingefunden habe.)

Hr. Dittmar unterscheidet dreierley Witterung, die Zonal- oder Allgemeine- die Klimatische- oder besondere- und die Lokal- oder ganz besondere Witterung. Hiernach zeigte sich dem Verf., durch einen Wink von Garve erhellt, der Weg zur Kenntniß des fraglichen Gegenstandes: daß man nämlich die allgemeinen Grundsätze zuerst aufsuchen, von diesen zu den besondern, und dann zu den einzelnen Verhältnissen übergehen müsse. (Das

ist ein fast unabsehbares Feld für den ernsten Forscher der Natur; aber, wenn jede Naturerscheinung nach unwandelbaren Gesetzen erfolgt, und ihren zureichenden Grund in der chemischen, physischen und mathematischen Verbindung der materiellen Welt hat, so muß eine anhaltende, und richtige angestellte Beobachtung endlich, wenn auch spät zu mancher Entdeckung führen, die wir jetzt nicht zu ahnden wagen. Seit wie lange haben wir denn die Entdeckung der Gesetze der Gravitation ꝛc.? Wer hat so lange und so gerne die Bearbeitung der Naturwissenschaften aufgehalten; wer hat einen Gallilei in Kerkern schmachten lassen, weil er mehr vom Himmel über uns wußte, als unwissende oder boshafte Priester? Wo man den Glauben an geistliche Fabrikwunder unterhält, da wird der Blick in die wahrhaft wundervolle Werkstätte Gottes noch lange umnebelt bleiben.)

Der Vf. geht nun davon aus, „daß man die „Vorhersagung der Witterung nicht als einen Ge„genstand der Kuriosität ansehen, sondern in allen „Staaten von Europa als einen Gegenstand eines „gemeinsamen Interesse behandeln, und über die Be„obachtungen ꝛc. communiciren, und vor allen Din„gen die Kunde der Zonalwitterung auf eine sichere „Basis zu bringen suchen müsse." Erst dann könne man zur klimatischen Witterung und so weiter gehen. Hierbei seien die Wetterbeobachter blos als sehr nützliche Handlanger zu gebrauchen, nicht als Baumeister.

Den Grund der tägl. Witterung setzt der Vers. theils in den äußern Bau des Erdballs, in die individuelle Beschaffenheit seiner Oberfläche, theils in den, durch Einwirkung der Sonnenstrahlen ihn umgebenden Luftkreis. Aus dieser Lage erklärt er den vorzüglich großen Witterungswechsel in der sogenannten nördlichen, gemäßigten Zone, mit besonderer Rücksicht auf die Gebirgsketten und ihre Schneelinie, die Schneeabdunstung in der guten Jahreszeit, und die fortrückende Erleuchtung und Erwärmung. Er berechnet den Flächenraum der Gebirge in Europa auf die Hälfte dieses Erdtheils, und davon sey etwa ⅛ auf den höchsten Bergen im Sommer noch mit Schnee bedeckt. Dann fange derselbe von der Mitternachtsseite her an abzudunsten, und hievon hänge der trübe Himmel und das Regenwetter in der guten Jahreszeit ab. — Er tröstet uns, daß wir in langen Zeiten nie mehr so anhaltend nasse Sommer, wie bisher, haben würden, weil dem durch den Eisbruch am Nordpole auf Jahrhunderte vorgebeugt, und sein Eiskranz uns um 60 Meilen entfernter sey. — Er geht sodann die mitwirkenden Ursachen durch, wie z. B. den Umschwung des Erdballs, dessen Schatten, die elektrische Materie ꝛc. um darzuthun, daß auch hiebey mit der Zeit eine Berechnung ihres Einflusses möglich sey. Jetzt könne man die Dunstkreisveränderungen freilich nur analytisch erklären, er hofft aber vom Streben des menschlichen Geistes, daß es einst auch synthetisch möglich werde, wenn die Erforschung der allgemeinen Naturgesetze unabläßig fortgehe. Hierauf werden unter 50 Numern eine Menge Erfahrungssätze mitgetheilt, die doch wohl manchen schätzbaren Beitrag zur Erkenntniß abgeben. S. 95 behauptet der Vf., daß Europa um viele Grade seit 2000 Jahren wärmer geworden und giebt Data dafür an. (Schon gut; aber da, wo, während die edlen Forst-Institute die Forstkultur verbessern, die Finanzmänner die Holzpreise, vermuthlich der Kultur zu Liebe, immer höher steigern, da spürt man doch noch weit mehr Lücken im Beutel, als Wärme in den Stuben, und man sollte den Vers. in Anspruch nehmen, uns das Kunststück S. 45. umständlicher zum Besten zu geben, wie man ein kaltes Klima, den kaltherzigen Förstern zum Trotz, in ein wärmeres verwandeln möge.) Die Windentstehung und deren Folgen sind S. 106 ꝛc. entwickelt. Hoffentlich ergiebt dieser Auszug, daß der Hr. Vf. viel Fleiß auf seinen Gegenstand gewendet habe, und daß er vielleicht einer weitern Beachtung werth sey. Sein Plan scheint groß gedacht. — Zuletzt kömmt er nun auf die Witterung dieses Sommers, und trägt seine Vermuthungen darüber vor, die auf obige Maximen, auf die Erkundigungen der Schneelagen der Gebirge ꝛc. gebauet sind. Er sucht das Vertrauen dadurch zu begründen, daß er sich auf seine am 27. Sept. v. J. geschehene Vorherverkündigung eines milden, nicht lange anhaltenden Winters beruft, wornach die strengste Kälte wirklich so, nämlich nach dem 19. u. 20 Dec. und bis zur Mitte Januars eingetroffen sey ꝛc. Wir ziehen nun kürzlich folgendes aus: der März soll zuletzt kühle Winde, Schneeflocken und Regentage bringen, der April vom 15. an, mehr warm seyn, einige heitere erquickende Tage geben, zwischen dem 16—20sten nicht sehr warme Regenschauer. In den letzten Tagen würden alle Bäume in Blüthen treten, eher von kalten Winden und Strichregen als von Raupen leiden. — (Das Blühen trifft hier Orts zu, und der Mangel an Raupen auch.) Es werde wenig Insekten, desto mehr Mäuse, Hamster und Maulwürfe geben. Mai schön, kühle Morgenlüfte, in den Pankratiustagen seien Nachtfröste zu besorgen, und Strichregen. Junius, vom 12—14n kalte oder Regentage, überhaupt

ziemlich feucht, gegen das Ende trockener. Julius auch manche unwillkommene Regentage für Badegäste, übrigens sehr fruchtbar. August, schön, kocht wenig aber gute Trauben. Am Rhein und andern Flüssen seien Wasserschäden zu besorgen. September, heiter und angenehm, obstreich. Im Ganzen ein etwas weniger trockener Sommer, als der von 1818, aber doch warm und fruchtbar.

Als Zugabe hat der Vf. ein Schema zu 3 Tabellen, 1) für tägliche Beobachtung atmosphärischer Erscheinungen, 2) für monatliche Beobachtungen vegetabilischer Erscheinungen bey atmosphärischen Veränderungen und 3) für monatliche Beobachtung animalischer Erscheinungen bey atmosphärischen Veränderungen beygefügt. Sie können allerdings kleine Hilfsmittel abgeben.

Die Vorrede bittet um Verbreitung der Schrift; dazu hat unsre Anzeige gern helfen wollen. Sie ist auch der hohen Bundesversammlung zugeeignet worden, um sie in ihre Lade zu legen, wie der Vf. sich ausdrückt. Liegt aber da nicht schon zu viel? —

Das Sehen. (Beschluß.)

Einheit beider Gesichtsfelder, Doppelsehen.

Eben im vorhergehenden Abschnitte habe ich die Art beschrieben, wie man sich mittelst der feurigen Kreise von der wechselseitigen Deckung beider Gesichtsfelder überzeugen kann. Dasselbe kann man auch auf folgende Weise.

Man trage die Distanz beider Pupillen seiner Augen auf ein Blatt Kartenpapier und mache an den bezeichneten Stellen zwei Oeffnungen. Wird nun das Blatt knapp an die Augen gehalten, und man sieht vor sich ins Weite mit jedem Auge durch die ihm entsprechende Oeffnung, so fallen beide Oeffnungen in eine zusammen. Dasselbe geschieht, wenn man statt den Oeffnungen zwei schwarze Punkte macht. Diese Punkte entsprechen den Mittelpunkten der Gesichtssphären jedes Auges. Diese Punkte, obgleich auf dritthalb Zolle von einander entfernt, fallen in Einen zusammen, also auch die Gesichtsfelder.

Nun drang sich mir der Gedanke auf, daß wohl auch bei größerer Entfernung beider Augen, und bei veränderter Richtung der Pupillen, wo sie z. B. krummlienig wie bei Thieraugen auseinander stehen, eine Vereinigung beider Punkte statt finden könnte. Ich nahm deßhalb ein Blatt, bog dessen Rand etwas der Länge nach unter einem senkrechten Winkel, und zerschnitt das Umgebogene in der Mitte, damit ich es über der Nasenwurzel beugen könnte, und machte auf diesen Saum, dessen Rand nach Aussen gewendet stand, in der Distanz beider Pupillen zwei schwarze Punkte. Rückte ich nun den Saum nahe vors Auge und sahe gerade vor mich hin durch denselben in die Ferne, so waren beide Punkte in einen vereinigt.

Hielt ich das Papier in derselben Lage befestigt, und drückte nun mit den Zeigefingern oben von der Seite der Stirne hereinlangend, beide Augen von innen nach aussen, daß beide Augenachsen auseinander giengen, so bewegte sich der linke Punkt rechts über den rechten, und dieser umgekehrt auf vier bis fünf Linien Distanz von einander, und erst nachdem ich neben jenen Punkten nach Aussen auf zwei Linien weit zweie zeichnete, fielen diese wieder in einen zusammen. Es läßt sich vermuthen, daß bei größerer Divariation der Augen, wenn sie möglich wäre, dasselbe statt finden müßte, da in beiden Fällen nur ein quantitativer Unterschied da ist. Also wären auch bei divergirenden Augenachsen die Gesichtsfelder in eins vereinigt.

Wenn man auf Entfernung einiger Schritte einen Gegenstand ansieht, und drückt nun beide Augäpfel auseinander, so rückt das Bild des rechten Auges nach links, das des linken nach rechts, indeß in der Mitte zwischen beiden der pulsirende Fleck sich zeigt, der beim Drucke der Augen überhaupt zu erscheinen pflegt, und der dem Mittelpunkte der Retina entspricht. Wenn bei divergirenden Augenachsen zwei Gesichtsfelder entstehen sollten, so müßte der gesehene Gegenstand in gleichnamiger Richtung mit dem Auge sich bewegen.

Also nicht blos, weil beide Augenachsen an ihren Enden sich vereinigen, sondern auch ohne diesem sind beide Gesichtsfelder immer in eins vereinigt.

Ich denke mir die Möglichkeit dieser Erscheinung auf folgende Weise. Jedes Auge kann, so lange das Bewußtseyn ganz in dessen besondern Begränztheit versunken ist, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches in Beziehung auf die Aussenwelt sein Vornen, Oben und Unten, sein Links und Rechts hat. Dasselbe gilt von dem Tastsinn. Alle diese Begriffe aber sind relativ, und gelten nur in Rücksicht des Subjects und seines räumlichen Verhältnisses zum Objecte. Da es nun ein und dasselbe Bewußtseyn ist, was die hier vorausgesetzten besondern Individualitäten der Sinne in Einheit verbindet, so müssen auch alle einzelnen Relationen in eine einzige zusammengehen. Ein gleiches müßte auch dann statt finden, wenn mehrere Menschenindividuen in ein höheres vereinigt werden könnten. Im Gegentheile wieder könnte es eine Art Doppelsichtigkeit geben, welche, ohne daß die räumlichen Verhältnisse

der Organe geändert würden, eine Krankheit der Seele, als ein Zerfallen der Einheit des Bewußtseyns in seine untergeordneten Sphären zu denken wäre.

1) Wenn das einzelne Auge seine Individualität in Hinsicht des Gesammtbewußtseyns verliert, so daß Vorne jedes derselben in eins zusammenfällt, so geschieht dieses doch nicht in der Relation des Auges zu den Gegenständen, in soferne sie nach dieser oder jener Seite vom Mittelpunkte des Gesichtsfeldes liegen. Was für das eine Auge von der Sehachse rechts, für das andere links liegt und umgekehrt und eben so nach oben und unten, wird auch so gesehen. Es werden also Gegenstände, die zwischen beiden Sehachsen liegen, immer doppelt gesehen werden müssen, wenn gleich die Mittelpunkte der Sehfelder in einen zusammenfallen. Bei entfernten Gegenständen wird dieses Doppeltsehen unbemerkbar seyn, weil die Relationen derselben zu einem wie zu dem anderen Auge wegen Länge der Entfernungslinien und Kleinheit der Winkel fast dieselben bleiben. Nicht so in der Nähe, wo die Relationen eines und desselben Punktes ausserhalb der Augen, zu jedem einzelnen derselben immer geschiedener werden, je bedeutender die relative Größe der Entfernung beider Augen zu den übrigen Entfernungen wird.

Am auffallendsten wird die Doppeltsichtigkeit, wenn beide Augenachsen nahe vor der Nasenwurzel einander durchschneiden, indem man z. B. auf den vorgehaltenen Finger sieht. In diesem Falle gehen sie hinter dem Durchschnittspunkte weiter auseinander und es fallen viele Gegenstände zwischen sie, die von dem einen Auge rechts von dem andern links gesehen werden, und die dann bei Vereinigung der Gesichtsfelder doppelt durch einander stehen. Die Doppelsichtigkeit ist also der Natur des Sinnes gemäß, und kömmt nur deswegen weniger zum Bewußtseyn, weil die Aufmerksamkeit jedesmal vorzüglich auf die sich am Gegenstande vereinigenden Achsenpunkte concentrirt ist, und nebst dem, daß gewöhnlich ein Auge schwächer ist als das andere, so besitzt der Gesichtssinn noch eine Art Abstraktionsfähigkeit, vermöge welcher er bald in der Sphäre des einen bald des anderen Auges sich festhalten kann.

2) Es giebt ferner noch eine andere Art Doppelsichtigkeit, aber nur eines einzelnen Auges. Wenn man den Augapfel nahe ober- oder unterhalb der Hornhaut gelinde drückt, so werden die Bilder der Gegenstände kleiner, deutlicher, und es treten von ihnen auf eine oder die andere Seite nach Verschiedenheit des Druckes matte Nebenbilder ab.

Dasselbe geschieht, wenn man den äusseren Augenwinkel nach Aussen zieht. Einigemal dauerte diese Doppelsichtigkeit bei mir mehrere Stunden, nachdem ich den Augapfel über Nacht mit einem Säckchen Eisenfeilspäne beschwert hatte. Ich glaube, daß sich diese Erscheinung auf die Erfahrung der neueren Physiker reduciren läßt, vermöge welcher das Licht einfach brechende Substanzen durch Druck und Spannung doppelbrechend werden, (Brewster.)

3) Endlich gehört hieher die, nur bei Kurzsichtigen statt-findende Vervielfachung der Gegenstände, wenn sie aus dem Punkte ihres deutlichen Sehens getreten sind. Trete ich langsam vor einem Buche zurück über die Distanz meines deutlichen Sehens, so werden erst die einzelnen Buchstaben verwirrt, indem ihre Nebenbilder über die Grundbilder laufen. Bei weiterer Entfernung geschieht dasselbe mit den Linien auf eben die Art, wie ich es oben Nro. XV. von den parallelen Strichen beschrieben habe. Vielleicht sind die Substanzen im Auge der Kurzsichtigen in einer Ueberspannung und eben deßwegen doppelbrechend, und werden durch den Hornhautschnitt einfachbrechend, wenn durch die Entleerung der Flüssigkeit die Ueberspannung gehoben ist.

Wenn man sich beim stillen in sich gekehrten Phantasiren im Finstern, oder bei geschlossenen Augen, beobachtet, so wird man ebenfalls leise Bewegungen des Auges gewahr, die wahrscheinlich die Vorstellungen des Gesichtssinnes begleiten. Das Auge hat auch seinen Tastsinn, und man könnte behaupten, daß dieser in ihm viel weiter ausgebildet ist, als in irgend einem anderen Bewegungs-Organ. Die Bewegungen der Augen bei Blinden sind wahrscheinlich nichts anderes, als beständige Thätigkeiten des Tastsinnes, welche entweder das Denken begleiten, oder die Vorstellungen des Tastsinnes der Hände auf einen kleineren leichter zu handhabenden Maasstab reduciren. Daher hat das Auge der Blinden dennoch einen Eindruck des Geistes, obwohl man wegen Mangel des Lichtsinnes vermuthen sollte, daß es ganz das Gepräge der Lebloſigkeit an sich tragen müßte. Obwohl diese beschreibende Bewegungen des Auges sehr schnell und in äußerst kleinen Distanzen geschehen, daß sie kaum an den Augen eines Andern bemerkt werden sollten, so sind doch sie es nach meiner Meinung vorzüglich, die das Wesen des menschlichen Blickes ausmachen, der entweder schwankend und planlos ist, wie bei Narren, oder träg und unbestimmt wie bei Blödsinnigen, oder geordnet munter lebhaft, oder langsam und fixirend, ruhig, gleichmäßig sich bewegend mit strenger Auffassung der einzelnen Momente, wild oder sanft, stark, schwach

ins Anschauen verloren, geistvoll oder geistlos, und wie alle die unendlichen Modificationen dessen seyn mögen, die eine eigene höchst interessante Geistersprache constituiren, die nur der zarteste physiognomische Sinn zu verstehen vermag. Beim vollkommen durchgeführten Sehen wird der Sehpunkt durch alle, wie immer markirte Stellen und Linien des Gegenstandes bewegt, beim oberflächlichen Sehen nur durch einzelne Punkte und Linien, indem das übrige übersehen, oder nur unbestimmt von der Seite aufgenommen, oder als längst bekanntes durch die Einbildungskraft ergänzt wird.

Es wäre ein wichtiger Gegenstand der pädagogischen Methodik, die Auffassungsthätigkeit des Auges in feste naturnothwendige Regeln zu bringen, wodurch einzig und allein folgerechte Uebungen begonnen, und bis zur Virtuosität, dem höchsten Ziele aller Erziehung, gesteigert werden können.

Zur Philosophie des Rechts und der Staatsgesellschaft.

Jedes moralische Wesen ist — abgesehen von Erfahrungssätzen — unabhängig von fremder Willkühr, also auch von jeder Herrschaft, der es sich nicht aus Gründen unterworfen hat. Wer außerdem mich beherrschen will, der kränkt meine Rechte; zwischen ihm und mir ist Ursache zum gerechten Kriege meiner Seits; obgleich ihn zu vermeiden oft Pflicht seyn kann. Ein auf bloße Gewalt gegründeter Staat existirt nicht rechtmäßig; aber er kann sich nach und nach dem Rechtmäßigen nähern, in sofern sich z. B. die wohlgesinnten Einwohner für seine Fortdauer wegen der (zufällig) vernünftigen Regierung interessiren. Auf diese Weise haben viele (die meisten) unrechtmäßig begonnenen Staaten eine rechtliche Sanction mit der Zeit erhalten; aus dem erzwungenen Gehorsam wird ein freiwilliger, und ein stillschweigender Vertrag knüpft das Band Rechtens. Man folge uns einmal rückwärts. Wenn wir zuerst die Menschen blos als unter der Herrschaft der Natur stehende Geschöpfe betrachten, so müssen wir dem, der noch nicht weiß was Vernunft ist, oder der noch keine Fertigkeit in der Tugend erlangt hat, wenn er auch blos den Regeln des Appetits folgt, eben so viel Recht auf das Leben einräumen, als dem, der sich nach den Gesetzen der Vernunft richtet. Er hat also das Recht auf alles, was ihm sein Trieb eingiebt. St. Paul sagt selbst: „vor dem „Gesetz d. h. unter der Natur, kann der Mensch „nicht sündigen.“ Wir leben mit dem Triebe und der Verbindlichkeit, unser Naturwesen zu erhalten, während wir noch weder mit Vernunft noch mit der Tugend vertraut sind, was oft sehr lange dauert. In sofern uns also die Natur den augenblicklichen Gebrauch der Vernunft versagt, wo bleibt die Verbindlichkeit, ihren Regeln zu folgen? das hieße der Katze befehlen, sich nach den Gesetzen der Löwennatur zu richten. Also untersagt uns die Natur weder Haß, noch Zwietracht, noch Zorn und Betrug, noch was sonst der Appetit will. Sie ist ja nicht in die Grenzen der menschlichen Vernunft eingebannt, als welche ihr Ziel blos in die Erhaltung und den Nutzen der Menschen setzt. Das Wort Natur, wovon der Mensch blos ein ganz kleines Pünktchen ist, begreift eine Unzahl von Dingen, die sich auf eine ewige Ordnung beziehen; sie begreift jenes unantastbare Gesetz, das allen Dingen das Daseyn, das Leben und die Bewegung mittheilt. Daher kann uns auch manches abgeschmackt, lächerlich oder böse vorkommen, weil wir nur eine oder die andere Seite der Dinge kennen, und selten die Verbindungen in der Natur verstehen, aber darum gerne möchten, daß sich Alles nach den Regeln unserer kleinen Vernunft richtete. — Treten wir nun wieder in das Gebiet der Geschichte und Erfahrung herüber, und richten wir unsere Aufmerksamkeit auf den intellectuellen Theil unserer Natur, da vermissen wir, bey der gleichzeitig wilden Tendenz der Natur der Mitmenschen, die nöthige Sicherheit, wenn wir nicht Gesetze befolgen, die unsern wahrhaftigen Nutzen und unsere Ruhe bezwecken und gewähren, also auch einen wechselseitigen Beistand befördern. Wir sehen ein, daß wir jenes natürliche Recht abgeben müssen, um es in Gemeinschaft fortzubesitzen, und daß wir dem natürlichen Trieb oder Appetit einen Zaum anlegen müssen, so weit er Andern Schaden zufügt. Furcht eines größern Uebels, Hoffnung eines größern Gutes liegt also zum Grunde jeder Gesellschaft; weswegen wir sogar auch manche weniger vernünftige Anordnungen der zur Erhaltung des Vereins erforderlichen Regierungsgewalt in der Regel ohne Widerstand zu dulden haben. Bey dieser thierisch moralischen Doppelnatur des Menschen macht also weder die Thatsache, noch die Hypothese von Gottes Gnaden, den Rechtsgrund aus, warum Befehl und Gehorsam statt habe. Jene nicht, denn, wenn der Souverain nicht mehr die Stärke hat, sein Ansehn zu behaupten, so verliehrt er das Recht Gehorsam zu fodern, dessen sich ein Anderer bemächtigt. Diese nicht, weil der Souverain die stillschweigend aufgegebenen Rechte der Andern ausübt, nämlich die Grundgewalt der Menge. Es verbindet sich daher bey dem Souverain Pflicht mit eignem Vortheil, um vernünftige Gesetze zu geben, und darnach

zu verwalten, dergestalt, daß das Gemeinwohl möglichst befördert, Gerechtigkeit und Frieden gehandhabt würde. Dann ist auch ein Gehorsam möglich, der den Menschen nicht zum Sclaven macht, weil Sclaverey von der Art und Weise, wie man gehorchen muß, abhängig ist. Da, wo das Interesse des Herrn und nicht der Unterthanen das Ziel ist, da ist Knechtschaft. Der Knecht muß den Nutzen des Herrn besorgen; das Kind handelt für sich, indem es dem Vater gehorcht; der Unterthan, der dem Souverain gehorcht, thut es um des gemeinen Besten, folglich um sein selbst willen. — Wenn man von diesen hier nur kurz angedeuteten, zum Theil von ältern Philosophen entlehnten Sätzen ausgeht, so kann man sich mit einigen neuern Schriften über diesen Gegenstand wenig befreunden. Wenn Rousseau's Theorie den öffentlichen Willen, der als solcher kein Recht giebt, an die Stelle der Vernunft schob, so ist das wohl ein Fehlgriff; wenn Kants Vernunft den Staat postulirt, ohne über den Ursprung grübeln zu dürfen, so scheint verwechselt zu seyn, was die Vernunft heischt mit der Existenz der wirklichen Staaten. Nun zu ein paar der neuesten Schriften.

Auf Kantischen Wegen hat ein Herr Hofrath Brückner die Natur und den Ursprung der Rechte zu verfolgen gesucht, in Essai sur la nature et l'origine des Droits, ou Deduction des Principes de la science philosophique du Droit. 2e Edit. à Leipzig 1818. Er hat als Deutscher doch die französische Sprache gewählt, um der kritischen Philosophie mehr Eingang im Auslande zu bahnen. Vielleicht ist nur das Titelblatt neu, weil etwa die erste Auflage keinen Abgang fand. Der Vf. gehört zu denen, die Moral- und Rechtsgebiet auf ganz verschiedene Grundprincipien zu bauen sich bemühen. Beim gesellschaftlichen Zustande unterscheidet er Politik des Interesse und natürliche Politik. Er gründet die letzte auf das Factum der Gleichheit der ursprünglichen Rechte, denen er in allen Fällen juristische Verbindlichkeiten oder Pflichten gegenüberstellt, und aus dieser Politik leitet er die Entstehung der Grundverträge des Gesellschafts-Vereins ab. Da die Hauptlinien dieses Systems schon bekannt sind, so wenden wir uns zu einer zweiten Schrift: „Die Restauration der Staats„wissenschaft, oder Theorie des natürlich-ge„selligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bür„gerlichen entgegengesetzt," wovon der 2e u. 3e Band nun auch heraus sind. Die Benennung hat uns immer eminös geschienen. Für verwöhnte vornehme Gaumen ist ein Restaurateur im Palais Royal immer der rechte Mann. Es ist kein Zweifel, Herr von Haller, als politischer Restaurateur in der freien Republik von Bern, wird vornehmen Zuspruch genug bekommen; zumal da er, wie ein speculativer Gastwirth, einige Schüsseln mit unterschiebt, die auch ein Nichtfeudalgast annehmlich finden kann. — Nach der Natur werden bey Hn. v. Haller manche Menschen mächtiger als andere. — Wer mächtig geworden ist, kann allein die Schwächern schützen, (auch sich dafür gut bezahlt machen, ohne zu fragen,) diese suchen (wegen des sanften Zwanges) Schutz bey jenen von Gottes Gnaden Mächtigen, und dadurch entstehen Staaten, und mit der Thatsache steht das Recht da, (oder man braucht letzteres nicht einmal.) Die Schwachen müssen sich fügen, dürfen keine Vorschriften machen. — Jeder sorgt im Staate zunächst für sich, (das wollen Meiners und Andere besonders bey den Herren Patriciern von Bern bemerkt haben; also muß es wohl so seyn. Dort leidet ja unser Vf. die Chimäre des künstlich bürgerlichen Zustandes nicht, und die von M.l.n.n und Consorten können ordentlich böse auf die freien Schriftsteller werden.) Für das Allgemeine sorgt Jeder nebenher, soviel zu einer gewissen Ordnung nothwendig ist. (Und wieviel dazu nothwendig ist, bestimmt wieder allein der Mächtigere. Ihr andern haltet das Maul!) Dieses, die verwöhnten Feudalmagen glücklich restaurirende, System bleibt nur die Antwort auf die Frage schuldig: worauf sich das Recht des bürgerlichen Zwanges gründe? den Gemeingeist stellt es ganz säuberlich in den Winkel, und von einer Würde der bürgerlichen Gesellschaft, als solcher, kann nicht die Rede seyn, wo blos die vornehmen Herren was gelten, welche, mit des Hn. v. Haller Erlaubniß vielleicht so gütig sind niemals von ihrer Uebermacht Misbrauch zu machen, wiewohl es, wenigstens vor Hn. v. Haller, auch in Bern mitunter geschehen seyn soll. Wenn wir nicht irren, hat selbst sein wackerer Landsmann, Hr. v. Bonstetten, so etwas fallen lassen. Freilich hat Hr. v. H., um es nicht mit Allen zu verderben, die Fürsten auf andere Weise, z. B. beim Kriegführen ꝛc. wieder fast zu sehr beschränkt, und übrigens arbeitet er (mit dem Papste um die Wette) das Glück des Staatsrechts aus dem Mittelalter herzustellen. Dann soll die natürliche Freiheit besser aufblühen, als durch alle Constitutionen in der Welt. Allein er scheint uns den altdeutschen Rock mit einem kurzen und langen Aermel, mit einer großen Tasche blos für die Mächtigen zu- und die Bedeckung für die Schwächern weggeschnitten zu haben, und wir besorgen sehr, das Restaurationssystem wird dem Vorwurfe der Chimäre nicht lange entgehen. Es kann nicht unser

Vorsatz seyn, die verdienstlichen Bemühungen, die zu präsumirende gute Absicht des Hn. Vfs., und mehrere einzelne treffliche Stellen anzufeinden: aber Principien und Sätze, die dem Mißbrauche so sehr unterworfen sind, und von gewissen Leuten begierig ergriffen werden, muß man mit mehr als einer Waffe bestreiten. Man kann sich auch der Ironie und ähnlicher Redefiguren erwehren, wenn uns eine Restauration vorgesetzt wird, in welcher so viele Brocken obenschwimmen, welche einen gesunden Magen zu verderben, und durch allerley Gewürze das Zulangen zu reizen im Stande sind.

Romane, kleine Erzählungen, Gedichte u. s. w.

Es scheint, so weit die Ansicht eines Layen in diesem Fache reicht, daß die Romanenliteratur sich jetzt in einer Art Crise befindet; (wollte Gott sie erstünde daraus nicht wieder, aber das wird wohl nicht geschehn so lange es verdorbne Gelehrte und geistreiche (!) Damen giebt, die den müßigen Theil der Welt mit den Producten ihrer Launen versorgen) die Crise besteht aber unsres Bedünkens darin, daß man verlegen ist, welchen Anstrich und Character man den Werkchen geben soll, um sie beym Publicum beliebt zu machen; an Familiengemählden hat man sich in Lafontaines Schriften müde gesehn, Räuber und Gespensterburggeschichten sind aus der Mode, der Befreyungskrieg spielt in allen Almanachshistorien eine große Rolle, und geahnt, geträumt und sich geschauert hat man in Fouqué und seines Gleichen sattsam. Göthe hat, um den Roman mehr ins Gebiet der Kunst zu ziehn, die Bahn gebrochen, wenig, meist Frauen sind ihm auf derselben nachgefolgt. Frauen sind nun an der Tagesordnung, Frauen sind Heldinnen im Romans und am Schreibtisch, sie beurkunden den Geist der neuen Periode. Frauenwürde, Frauenlob säuselt am Theetisch von allen Lippen, man sucht sich seine Ideale in Romanen und macht sie im Leben zu Carricaturen. Doch sind wir weit entfernt die Schuld davon auf unsre neusten Romanenschreiber und respective Schreiberinnen zu werfen; wir erkennen ihr Talent an und bitten sie unsre Frauen immerfort mit, ihrer süßen Confectmoral zu versorgen, da sie die derbere Kost doch nicht — bald hätten wir ein der Frauenzartheit anstößiges Wort gebraucht — vertragen können.

Was die 5 vorliegenden neusten Producte betrifft, so wissen wir nicht, wo wir sie hinthun sollen. Offenbar gehören sie nicht in die neuste Periode, und sie in die ältern zu verweisen, verbietet ihr neustes Erscheinen. Einige darunter kommen aus Frauenhänden, die wahrscheinlich nicht Bessres zu thun wußten (!) alle sind im Ganzen unbedeutend. Ein Herr Albanus hat Opiate für Kopf und Herz geliefert. Gut daß wir sie nicht Abends gelesen, sonst würden sie ihre Wirkung nicht verfehlt, und unsre Gedanken unterbrochen haben. Es sind lauter kleine (Erzählungen kann man sie nicht recht nennen) von denen sich die meisten in ein Bilderbuch für Kinder passen. — Herr von Sydow hat seinen Geist bis zu Silberblüthen gezwungen, wir können sie aber nicht in ein Potpourri empfehlen. Sie bestehn aus kleinen Erzählungen und Gedichten. Der Kranz ist (?) ein Seitenstück zu Schillers Glocke; wir konnten es nicht über uns gewinnen, es ganz zu lesen. Ob wir Unrecht thaten, möge die Schlußstrophe einer Ballade entscheiden:

An des bekehrten Vaters Brust
Fliegt das entzückte Paar
Aus jedem Munde tönt mit Lust:
Lebt glücklich immerdar!
Zur Mühle eilt im bunten Schwarm,
Gottfried an seiner Anna Arm,
Und bald klingt von des Thurms Gebäude
Der Glockenton zur Hochzeitsfreude.

Zwey Damen, Elisabeth Selbig und Wilhelmine Willmar haben Schmetterlinge, kleine Erzählungen und Gedichte (?) in die Welt geschickt; aus Galanterie wollen wir die leichten Dinger flattern lassen wohin sie wollen.

Mirthe und Schwerdt von derselben Elisabethe Selbig, ist eine Erzählung aus dem letzten Krieg, (eine Art Nachahmung der Clara du Plessis) recht artig, nur etwas zu weiblich und breit. Zu einer leichten Unterhaltung sind wohl die Launen des Schicksals, ein Roman von Heinrich von Hallen, geeignet, auch eine Geschichte aus den letzten Kriegen. Der Verfasser scheint ein junger Mann, der eine gewandte Feder hat.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 48. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Juny.

Die Rabdomantie, oder über das Vermögen durch eigenthümliche Empfindungen des menschlichen Körpers, durch die Wünschelruthe ꝛc. unter der Erde verborgene Metalle, Quellen und Steinkohlenlager zu entdecken.

Es ist wohl Manchem aus Reisen in die Schweiz und sonst bekannt, daß sich gewisse Personen ein solches Vermögen zuschreiben, und daß es besonders Wasserfühler unter ihnen gebe, wie noch neulich ein bekannter Schriftsteller mit Ueberzeugung versichern wollte. So wird von einem gewissen Pennet behauptet, daß er über Steinkohlenlagern stehend, eine Art von Bitterkeit im Munde spüre. Winzenzo Anfossi, der Abt Cavanius. s. w., wollen auch besondere Gefühle von den unter der Erde verborgenen Mineralien ꝛc. spüren. Ein großes Aufsehen machten vor etwa 12 bis 15 Jahren die Proben eines Bewohners am Lagarda-See, Campeth, die Prof. Ritter von München selbst untersuchte, der hernach auch zu Amoretti und Volta reiste.

An diese Erscheinungen hat besonders der in Mailand als Bibliothekar der Ambrosiana vor ein paar Jahren verstorbene und vorhin genannte Hr. Carl Amoretti geglaubt, und unzählige Versuche angestellt. (Prof. Thouvenel in Paris war auch dafür eingenommen; m. s. s. Melanges d'histoire naturelle, de Physique et de Chimie 3 Tom. 1807). Einiges von dem, was die Oest. vaterl. Blätter aus der Schrift des Herrn Amoretti ausgezogen haben, wollen wir unsern Lesern mittheilen; sollte es auch in einiger Verwandtschaft mit dem Zeichen der Zeit, dem Magnetismus stehen, oder noch sehr problematisch seyn, so verdient es doch einer Erwähnung in diesen Blättern.

Der Nahme Rabdomantie bedeutet nach dem Griechischen: Verkündigung mittelst einer Ruthe. Und in der That besteht die Kunst, welche man mit diesem Worte hat bezeichnen wollen, darin, unterirdische Adern von Wasser, Metall oder Erdharz mittelst einer Ruthe und deren Bewegungen zu entdecken. Da indeß die Wünschelruthe nicht das einzige Instrument ist, dessen man sich hierzu bedienen kann, die Erscheinungen auch sehr viel mit der Electricität, vorzüglich dem Galvanismus und dem Voltaismus gemein haben und wohl einzig und allein auf Electricität beruhen möchten, so will ich nach dem Vorgange meines vortrefflichen Freundes, des Dr. Thouvenel, jene Benennung mit der (thierischen) Electrometrie vertauschen.

Wie man erkenne, ob Jemand electrometrische Empfindlichkeit besitze.

Ungefähr der fünfte Theil der Menschen ist nach meinen Erfahrungen mit dieser Empfindlichkeit begabt.

— Um, ob dieses bei einem Individuum der Fall sey, zu erforschen, lasse man demselben irgend ein zweypoliges Stäbchen zwischen Daumen und Zeigefinger fassen. Kommt das Stäbchen in eine kreisförmige Bewegung; so ist das Individuum sicher ein Electrometer. Ein magnetisirtes Eisenstäbchen ist hierzu am besten geeignet, weil die kreisende Bewegung eine entgegengesetzte Richtung nimmt, wenn man es bey dem andern Ende anfaßt und es so ein desto sicherers Merkmahl abgiebt; doch läßt sich dazu auch irgend ein anderes Metallstäbchen, und jeder andere Electromotor brauchen. Man kann auch eine zweiästige Ruthe, sie mag grün oder trocken seyn, oder den Stängel einer Pflanze, oder einen Federkiel mit Fahne zwischen den Fingern, wie das Eisenstäbchen fassen; bringt man dann den Fuß oder die andere Hand mit Metall oder einem andern Electrometer in Berührung, so wird, wenn man wirklich electrometrische Empfindlichkeit besitzt, das gehaltene Instrument sich drehen in der einen oder in der andern Richtung nach der verschiedenen Natur der Electromotoren. —

— Mit vollkommener Gewißheit kann sich aber eine electrometrische Person durch folgendes Verfahren überzeugen, ob ein anderer electrometrisch sey oder nicht. Sie merke sich mit Bestimmtheit, wo sie einen unter der Erde verborgenen Electromotor entdeckt hat, führe die zu untersuchende Person dahin und gebe ihr ein electrometrisches Instrument in die Hand. Nun ist es nicht genug, daß das Instrument dort kreise, es muß auch damit aufhören, sobald man sich von dem Electromotor entfernt, ohne daß es jene Person weiß; und es muß in entgegengesetzter Richtung kreisen, wenn man sich unter ei-

Ausgegeben den 3. Juny.

nem rechten Winkel so weit vom Electromotor wegbegiebt, als er tief liegt.

Electrometrische Instrumente, vorzüglich die Wünschelruthe.

Beschrieben werden hier: die Wünschelruthe, der Pendel, das zweipolide Stäbchen, und Ritters Balancier von verschiedener Einrichtung.

Wie empfindet man die Electrometrie?

Allen electrometrischen Individuen gemeinschaftlich ist die Beschleunigung des Pulses über positiven und eine Verlangsamung desselben über negativen Electromotoren, analog der Wirkung der beiden künstlichen Electricitäten. Nicht gar zu selten sind aber auch solche electrometrische Individuen, die selbst innere Empfindungen haben, wenn sie über Electromotoren stehen oder sie berühren, und diese Empfindlichkeit kommt in verschiedenen Graden vor. Ueber positiven Electromotoren haben sie gewöhnlich ein Gefühl von Kälte, über negativen ein Gefühl von Wärme. Sie bemerken die Richtung des unter ihnen strömenden Wassers dadurch, daß die Empfindung zuerst in den Fußzehen erscheint, wenn sie dem Ort, wo das Wasser herkommt, das Gesicht zukehren; kehren sie aber demselben den Rücken zu, so kommt die Empfindung zuerst in die Ferse.

Eine merkwürdige und wichtige Wahrnehmung ist es, daß bei Schwangern der Unterleib immer eine electromotorische, bald positive, bald negative Thätigkeit zeigt, so lange die Frucht am Leben ist, indeß bei Männern und nicht schwangern Frauen der Bauch immer ohne diese Thätigkeit ist.

Aus jener bald positiven, bald negativen Eigenschaft des Bauches bei Schwangern ließe sich vielleicht auf das Geschlecht des Kindes schließen, wenn nicht die Ephäute, die verschiedene Lage des Kindes, und der Umstand, daß bisweilen männliche Individuen sich electromotorisch ganz so verhalten, wie weibliche, und umgekehrt, einen solchen Schluß unmöglich machten ꝛc.

Sind die Pflanzen und wann electrometrisch?

Die Pflanzen sind sowohl im lebenden als im todten Zustande Electromotoren, und in dem lebenden verhalten sich die Geschlechtstheile wie in den Thieren, nämlich die Staubfäden oder männlichen Geschlechtstheile sind positiv, die Narben und Griffel oder weiblichen Geschlechtstheile negativ. Alle Saamenhüllen (Pappi) sind positiv, und behalten diese Eigenschaft auch noch bey, wenn sie verarbeitet werden, daher Baumwollenzeug und Papier aus Baumwolle immer positiv sind, indeß Zeug und Papier von Lein oder Hanf ohne electrometrische Thätigkeit ist ꝛc.

Wie kann man bestimmen, wie tief eine Erzader, oder eine Quelle liege?

Diejenigen electrometrischen Individuen, welche recht deutliche und bestimmte Empfindungen von Electromotoren haben, urtheilen nach der stärkern oder schwächern Empfindung von der Größe des Electromotors. Andere urtheilen nach der geschwindern oder langsamern Bewegung des Instruments. Aber der Schluß von der Stärke der Wirkung auf die Größe des Electromotors ist vielen Täuschungen unterworfen, da so manche andere Dinge (z. B. die Atmosphäre, bei Wasser die Schnelligkeit der Strömung ꝛc.) zugleich mit einwirken.

Eine, wenn auch nicht absolute, doch relative Schätzung erhält man auf folgende Weise: man nehme zwischen zwei Finger die gabelförmige Ruthe oder die Feder, und eine Secundenuhr vor die Augen, und bestimme, wie viel Zeit das Instrument braucht, um einen Kreis zu beschreiben (a combiere un giro) Denselben Versuch stelle man über einer andern Ader an, die in der Nähe ist, und bey welcher man ungefähr dieselben äußeren Umstände vermuthet. Da nun die electromotorische Wirkung um so stärker seyn muß, je weniger Zeit das Instrument braucht, um einen Umlauf zu vollenden, so läßt sich hieraus auf die Größe dieser Ader in Vergleich mit jener schließen.

Caïsson von Villafranca bei Nizza, ein bekannter Wassersucher, mit dem ich im July 1813 Versuche gemacht habe, und der besonders empfindlich war, hatte eine von andern abweichende Methode, die Tiefe zu erforschen. Er fühlte die Wasserader schon innerhalb eines Kreises um dieselbe, dessen Halbmesser ihrer Tiefe gleich war. Er gieng dann sobald er sie fühlte, nach dem Orte zu, von wo er die Zunahme der Wirkung verspürte, bis er an einen Ort kam, wo sie schwächer wurde, entfernte sich immer weiter, bis die Wirkung ganz aufhörte, kehrte sich dann um, und gieng auf seinem Wege zurück, bis auf der andern Seite die Wirkung ganz aufhörte, maß die Entfernungen beyder Orte durch einen Faden, brach diesen in der Mitte zusammen und hatte so den Ort und die Tiefe der Wasserader richtig bestimmt. Es ist mir versichert worden, daß er auf diese Art den Ort und die Tiefe vieler Brunnen genau bestimmt habe. Ohne daß wir unsere Versuche mittheilten, stimmten wir in Hinsicht der Tiefe und des Gangs der unterirdischen Wasseradern immer

überein, die er nach der Empfindung in den Füßen, ich mittelst eines zweipoligen Stäbchens bestimmte.

Nutzen der Electrometrie für das Wohl der Menschen.

Selbst diejenigen, welche die Rabdomantie oder thierische Electrometrie verwerfen oder verlachen, werden eingestehen, daß sie eine nützliche Wissenschaft oder Kunst sey, wenn die Sachen wahr sind, welche sie aussagt, das sind sie aber alle vollkommen (?). Und bedenkt man noch, daß der fünfte oder wenigstens der sechste Theil der Menschen die electrometrische Empfindlichkeit besitzt, daß ich solcher 400 aus allen Nationen, besonders Italiens aufgezeichnet habe, unter denen sich viele gelehrte und aufrichtige Männer befinden, die ich jetzt zum zweiten Male mit ihrer Bewilligung öffentlich nenne, und daß ich in meinen Werken, Ort, Person und Umstände der von mir angestellten Versuche, bestimmt angegeben habe; so wird man gestehen, daß ich unsinnig seyn würde, wenn ich die Absicht hätte, zu täuschen. Dies vorausgesetzt, will ich den Nutzen, der sich von der thierischen Electrometrie ziehen läßt, nur kurz angeben.

Für Anatomie und Physiologie geht so manche bedeutende Untersuchung aus derselben hervor, z. B. über die Polarisirung der verschiedenen Theile des Menschen, der Mangel für electrometrische Empfindungen u. s. w. Man sehe z. B. den Grund der schon von den Alten bemerkten entgegengesetzten Wirkung des Ringfingers und der andern Finger.

Die Lehren von Antagonismus und von der verschiedenen Electricität einzelner Theile des Körpers erhalten durch sie neues Licht; eben so die Beobachtung, daß Theile eines männlichen Körpers nicht an einem weiblichen Körper statt der ihnen entsprechenden so angesetzt werden können, wie das bei denselben Theilen männlicher Körper wohl angeht.

Gesunde und ungesunde Speisen kann man durch die Electrometrie von einander unterscheiden; wenigstens unterschied ich eßbare Schwämme von giftigen durch selbe. Vielleicht lassen sich auch aufrichtige und verfälschte Arzneyen durch sie erkennen.

Nutzen der Electrometrie für die Oekonomie.

Die thierische Electrometrie hat nicht nur mittelbar durch ihren Gebrauch in Physik und Chemie, sondern auch unmittelbar für den Landbau Nutzen. Wir haben gesehen, daß sich durch sie bei monöcischen und diöcischen Pflanzen schon vor der Blüthe das Geschlecht erkennen läßt, wodurch man ihre Befruchtung befördern, oder wenigstens vermeiden kann, daß sie nicht verhindert werde, wie das manchmal bei Mais, Hanf, Kürbissen und dem Maulbeerbaum durch Wegschneiden der Knospen und männlichen Schößlinge vor der Befruchtung geschieht.

Häufig gehen Bäume, während sie kräftig vegetiren, aus. Man schrieb dieses gewöhnlich Würmern zu, die ihr Mark oder ihre Wurzeln verzehrten, oder sie aller ihrer Blätter beraubten, auch den Blattläusen, den unschuldigen Ameisen oder einer Art von Wassersucht oder einem Verhungern in ausgemergeltem Boden.

Alle diese Gründe mögen wahr seyn; eine viel häufigere und tödtlichere Ursache aber, die wahrscheinlich allen jenen Krankheiten vorhergeht und sie vorbereitet, hat man so viel ich weiß, noch nicht beachtet.

Die sehr häufige, aber übersehene Ursache der Krankheiten und des Todes der Bäume und anderer Pflanzen ist ein stilles Durchströmen von Electricität, das sie eben so polarisirt, wie die vom Blitz getroffenen Bäume. Es geschieht dies gewöhnlich bei solchen Bäumen, unter denen eine Wasserader wegläuft. Der Graf Filippo Re nennt diese Krankheit der Pflanzen Necrosis electrica.

Man pflanze daher Bäume weder dahin, wo die Electrometrie eine nicht tiefe Wasserader anzeigt, noch wo ein anderer kurz vorher ausgegangen ist, sondern wenigstens zwei Fuß seitwärts von einer Wasserader, und schneide die von durchströmender Electricität beschädigten Zweige aus, die sich dadurch von den andern unterscheiden, daß sie Polarität besitzen.

Auch der bei der Landwirthschaft nicht zu vernachlässigenden Hühnerzucht kann die Electrometrie beförderlich werden, dadurch, daß sie uns ein Mittel an die Hand giebt, taube und fruchtbare Eyer von einander zu unterscheiden. Erstere sind nämlich ohne alle electromotorische Wirkung, letztere aber besitzen nicht blos diese Wirksamkeit, sondern auch Polarität. Ein Ey, dessen beide Enden gleichartig electromotorisch waren, enthielt, als ich es aufmachte, zwei Dottern.

Seltene Mißgeburt in Schlesien.

Zu Jägerndorf im k. k. Schlesien wurde am 24. November 1818 ein Menschenwesen geboren mit zwei neben einander liegenden Köpfen, deren Hälse in eine Brust zusammenlaufen, woran rechts ein Arm, links auch einer, dann auf der linken Rückseite ein dritter hervor kam, an der links unverschobenen Gestalt war der After, ohne Geschlechtstheile, und zwey gehörige Füße gebildet, wo unter dem

After vom zweyten nur scheinenden Körper ein Doppelfuß mit 9 Zehen hervorstand.

Diese sonderbare Gestalt zeigte also zwei schön gebildete Gesichter und Hälse, drei Arme, einen in Klumpen verwachsenen Leib, mit einem After und drey unregelmäßig gebildeten Füßen, wovon zwey natürliche, der dritte aber 9 Zehen über einander hätte. Die Mutter gebar sehr schwer, jedoch glücklich. Nach der Geburt lebte ein Kopf länger als der andere. Der dasige Wundarzt Felix Jüttner hat diese Schöpfung der Laune der Natur an die Ollmützer Facultät gesandt.

Le Temple de la Gloire.

Diesen hat der Herr General Auguste Jubé, Baron de la Perelle seiner Nation zu bauen angefangen, um die militärischen Jahrbücher von Ludwig XIV. Zeiten an bis auf unsere Tage darin aufzustellen.

Es ist ein typographisches Prachtwerk in groß Folio, wovon wir die erste Lieferung vor uns haben. Außer dem in Kupfer gestochenen Frontispiz sind zwey Kupfer dabey, welche die Gemälde der Schlacht von Rocroy (19. Mai 1643.) und der von Rethel (15. Dec. 1650.) vorstellen; von Martinet gezeichnet und von Adam gestochen. Unter der Königskrone oben im Frontispiz ist der Name Tolbiac (Zülpich) angebracht, doch wohl um an das Verdienst jener Schlacht zu erinnern, welche, wie bekannt, den Heiden Chlodwig I. in den allerchristlichsten König umkehrte. Der Plan des Werks soll sich auf 2 Bände erstrecken; der Erste wird bis 1792 gehen, der zweite bis zum Jahr 1815. Natürlicherweise können nur die vornehmsten und entscheidendsten Kriegsereignisse hier einen Platz finden. Der Verf. sagt in der Einleitung. „Wir überlassen dem Gewissen und der „Ehre der obersten Depositaire der Macht die Sorge, ihre Triebfedern zu rechtfertigen, indem sie die „Angriffe beweisen, weswegen sie zu den Waffen „gegriffen haben. Wir fassen hier blos unsere „Krieger, die Vollstrecker ihrer Befehle, in die Augen, als die Vertheidiger der Nationalunabhängigkeit." (Der Verf. hat hier vergessen beizusetzen, öfters nur als die Raubgierigen Angreifer der Unabhängigkeit anderer Nationen.) „Und wenn „ihr Blut fließt, wenn sie von ihrem Triumph bedeckt fallen, so glauben wir jene bey Thermopylä „umkommenden Spartaner zu erblicken; uns dünkt, „wir sehen die französischen Krieger in jedes Schlachtfeld die Worte eingraben: „Fremder! geh und „sage Frankreich, daß wir hier gestorben sind, um „seinen heiligen Gesetzen zu gehorchen." (Oder mit andern, nicht französischen Worten: um der eitelu Ruhmsucht eines Ludwig XIV., um der Ministergewalt eines tygerartigen Louvois, um den Kabbalen geltender Weiber, um der despotischen Willkühr eines Korsikaners zu fröhnen.) Seinen Landsleuten hält der Verf. eine besondere Anrede mit den Worten, welche Pericles bey der Leichenrede für gefallene Krieger gebrauchte. Recht verstanden, mithin auf Vertheidigung und Erhaltung des Vaterlands eingeschränkt, auf Nährung des Feuers in der Brust, das den Menschen im Drange über sich selbst erhebt, und ihn zu jedem Opfer für Gemeinwohl bereit findet, ist diese Anrede allerdings an ihrem Platze. Die Einleitung giebt einen rhapsodischen Ueberblick der frühern französischen Geschichte, in der sich der Verf. über Clodwig sehr unpartheiisch und vorurtheilfrey ausspricht, wobey aber das heil. Oelfläschchen nicht an Kredit gewinnen kann. Das Mädchen von Orleans hat er keiner Stelle unter seinen Helden gewürdigt. —

Nun kommen die Beschreibungen merkwürdiger Schlachten. Der Sieg von Rocroy versetzte dem großen Ruhm der spanischen Infanterie einen tödtlichen Stoß. Man kann von dem gerechten castilianischen Stolze aus der Antwort schließen, welche ein spanischer Officier gab, als man ihn nach jener Schlacht fragte, wie stark sie gewesen wären: „Ihr dürft nur die Todten und die Gefangenen zählen," antwortete er ächt spartanisch. —

Betrachten wir kürzlich die Absicht des Herausgebers, so müssen wir sie löblich finden, in so fern er die Denkmale großer Tapferkeit zusammenstellt, um den Muth seiner Nation aufrecht zu erhalten, und glänzende Bilder aufzustellen, welche vermögend sind, für die Erinnerung gewisser retrograder Bewegungen bey Dennewitz, Katzbach, Leipzig, Belle-Alliance ꝛc. Trost zu verleihen.

Sieht man auf die Ausführung, so ist das Mittel zu kostbar gewählt, und es kann daher den Zweck blos bey reichen, und von ihren Feldzügen auf allerley Wegen bereicherten Kriegern erfüllen.

Uebrigens muß man den Vortrag rühmen, der die gewöhnliche pomphafte Phraseologie nicht angenommen hat, sich auch nicht mit der posaunenden sonstigen Bülletinsprache zu brüsten sucht.

Digitized by Google

Kleine literarische Notizen.

Ein Hr. De Luc, neveu, (des bekannten Naturforschers?) hat in einem besonders gegen die Breislack'schen Institutions géologiques gerichteten Schreiben an die Herausgeber der Bibliothèque universelle (März, 1819.) den flüssigen Ursprung des Urgesteins zu beweisen gesucht. Er sagt unter Andern, die in uralten Bergschichten eingeschlossenen organischen Körper würden stets ein unumstößlicher Beweiß gegen den vulkanischen Ursprung jenes Gesteins bleiben. Denn da zur Existenz organisirter Wesen das Wasser absolut nothwendig sey, so habe es auch gleich von Anbeginn einen Grundbestandtheil der Erde ausmachen müssen. Wir fänden das bestätigt in dem großen Buch der Ursprünge, in dem Buche, welches die erste aller Quellen unserer wahren Kenntnisse der alten Geschichte der Erde sey. Hier lesen wir, daß Gott am zweiten Tage der Erneuerung (?) unseres Erdballs, als noch kein organisirter Körper vorhanden gewesen sey, gesagt habe: es werde eine Veste zwischen den Wassern, und sie sey ein Unterschied zwischen den Wassern. (Gen. 1. 6.)

Wir gestehen aufrichtig, daß wir den Zusammenhang dieser Stelle mit dem, was oben als unumstößlicher Beweiß angegeben wurde, etwas dunkel finden, und vielleicht geht es unsern Lesern, wenn sie eben keine besondere Prädilection für das Wässerige haben, eben so; Herr De Luc, der Neffe, versichert uns aber, er könne noch mehrere andere Beispiele von Schriftstellern anführen, die in ihren systematischen Ideen über die frühesten Zeitalter der Erde in Irrthum verfallen wären, weil sie — die Offenbahrung nicht zu Rathe gezogen hätten. (Es kömmt dabei, nach unserem Dafürhalten, nur alles auf das wie an.)

Ein Fräulein von Schlieben zu Briesen in der Niederlausitz hat im Jahr 1817 unter dem Titel: Mitfeyer denkwürdiger Begebenheiten in den Jahren 1813 bis 1816, dreizehn Predigten herausgegeben, die, wie wir zugleich erfahren, von mehrern berühmten Männern des Fachs, und unter ihnen sogar von Reinhard, beifällig aufgenommen worden seyn sollen. Mögen diese Herren das bei sich selbst verantworten! Wir sind der Meinung, daß die Frauen — wenn sie doch nun einmal predigen wollen — am besten blos auf die bekannten Gardinenpredigten eingeschränkt bleiben; ein genre, in welchem sie bekanntlich unübertrefflich und eines tiefen Eindrucks gewiß sind, obschon dergleichen Predigten in der Regel nicht eben so sehr beifällig aufgenommen werden sollen.

Ueber die Entstehung der Welt hat ein Hr. Eggert aus Petersburg eine deutsch geschriebene Abhandlung an die Pariser Akademie der Wissenschaften eingeschickt. Nach seinem System soll sich alles sehr leicht durch die Gährung erklären lassen. (Ganz gut! aber was gewinnen wir dabei?)

In einem Auszuge aus dem ungedruckten Tagebuche zweier bekannten erlauchten Reisenden durch Grosbrittanien heißt es: Ein wahres Unglück für Schottland sind die allzuhäufigen Brandweinschenken. Der Brandewein ist und bleibt eine der Sittlichkeit wie der Gesundheit der untern Classen höchst verderbliche Pest. Vieles ist bereits darüber geschrieben worden. Das einzige Mittel, hier dem Mißbrauch zu steuern, würde eine äußerst hohe Taxe auf den Detail-Verkauf sein, die es dem Armen erschwerte, Brandewein zu kaufen; allein man hat dieses Mittel nicht ergreifen wollen, weil der Verbrauch des Brandeweins dem Staate — viel einbringt, und weil man lieber die Moralität des Volks aufopfern will als einen Vortheil des Fiscus! (Schöne philantropische Ansichten! zumal in dem vielvergötterten Brittanien! ja, wenn es noch bei uns wäre!....)

Reminiszenzen.

Bekanntlich hat die Bibliothèque historique in einem ihrer früheren Hefte die Instruction zum Besten gegeben, mit der Napoleon, einige Zeit vor Eröffnung der Campagne in Rußland, einen seiner Cabinetssecretäre nach Pohlen schickte, und die, wie sie meint, vollkommen den eigentlichen Zweck jenes Krieges und die Basis, auf welche N. das neue politische Gleichgewicht Europas stützen wollte, zu Tage legen. Jetzt giebt sie nun auch (in dem 11 Heft d. 7. Bandes) Napoleons Schreiben an den Kronprinzen von Schweden, (v. 8 Aug. 1811) als eine exposition précieuse seines Handelssystems, und sagt, diese beiden Actenstücke zusammengenommen würfen ein neues Licht auf diese erhabene vereinsamte Gestalt..... Wir haben das, uns, wie wohl mehreren unserer Leser, schon früher bekannte Schreiben nochmals durchlesen, gestehen aber aufrichtig, daß wir von dem neuen Lichte nichts recht gewahr

worden sind. Denn wenn in jenem die gehimen Bewegungsgründe der englischen Politik dermaaßen angegeben werden: „England will den Frieden nicht; es hat alle Eröffnungen, die ich ihm habe machen lassen, abgewiesen; der Krieg hat seinen Handel und sein Gebiet vergrößert, und es scheut nun die Zurückgabe. England will das neue System durch keinen Tractat befestigen, es will nicht, daß Frankreich mächtig sey. Ich aber will Frieden, völligen Frieden, weil nur er das neuentstandene Interesse und die durch Eroberung geschaffenen Staaten sichern kann;" so finden wir nach wie vór, den frechinconsequenten Egoismus, der es England zum Vorwurf macht, es scheue die Zurückgabe gemachter Eroberungen, während die erhabene Gestalt ihre eigenen Eroberungen (denn das waren und blieben doch jene meist nur der lieben Familie überlassenen Staaten) eben durch den Frieden recht zu sichern suchen will! — Der Kronprinz hat ihm erklärt: Schweden könne der Colonialwaaren nicht entbehren, und wenn keine mehr eingingen, so litten die Zolleinnahmen; sie aber weß, nach ihrer Manier, sofort Rath: „ich werde Ihnen für 20 Millionen Colonialwaaren ablassen, die ich in Hamburg habe," (größtentheils deutschen Kaufleuten durch Confiscationen abgeplündert und, wie sie selbst gesteht, ihr ganz unbrauchbar!) „Sie geben mir dafür für 20 Millionen Eisen. Sie brauchen ihr Geld nicht aus Schweden zu schicken. Die Waaren überlassen sie den Kaufleuten, diese bezahlen den Eingangszoll, und Sie werden Ihr Eisen los. So komme ich in Ordnung."

Unverschämt liberaler und brutal naiver kann man doch, bey aller Erhabenheit, ohnmöglich seyn; Wir haben das nie verkannt und verkennen es auch jetzt nicht. Kurz, es ist nichts mit dem neuen Lichte. Selbst der Prophetenruhm des großen Mannes erleidet durch dieses Schreiben einen neuen Stoß. Man lese! „Lassen Sie sich nicht durch die allzureizenden Köder verlocken, die England etwa Ihnen vorhalten möchte. Die Zukunft wird Ihnen beweisen, daß — welche Revolutionen die Zeit auch noch hervorbringen mag — Europas Souveraine Verbote erlassen werden, mittelst deren sie Herren im Hause bleiben." Die Zeit hat, seitdem der große Prophet dieses schrieb — d. h. seit 1811 — doch allerhand nicht unbedeutende Revolutionen zu Wege gebracht, aber von den geweissagten Verboten ist bis jetzt noch nichts erfolgt, und die europäischen Souveraine sind auf eine ganz andere Weise nicht sowohl Herren im Hause geblieben, als vielmehr es erst wieder geworden, der große Prophet aber hat es gemacht wie sein Meister. Da der Berg nicht hat zu ihm kommen wollen, so ist er demüthiger Weise, zu dem Berge hingegangen und sitzt nun auf Sct. Helena zwar als eine erhabene, jedoch nicht ganz vereinsamte Gestalt, denn Sir Hudson Lowe leistet ihm in der That nur zu treulich Gesellschaft.

„Neunzig Krokodilleier und sieben Nesselblätter, in vier Lieferungen, herausgegeben von Rudolf von Frauenstadt. Erste und zweite Lieferung. Berlin 1819." Der Titel klingt gefährlicher, als sich das Buch erzeigt, welches wohl weder Censor noch Policey in Angst setzen kann, ob es passiren dürfe. Es ist eine Art moralischer Meditationen über allerley Gegenstände, wobey der Verf. in Ausdruck und Wendung hier und da Jeanpaulisirt. Hier ein paar Proben:

1. Von Krokodilleiern.

„Das große, gewaltige Krokodill liegt mit allen „seinen Schuppen, Ringen, Gliedern und Zähnen „in einem Ei, dem Niemand ansehen sollte, welch „Thier aus ihm erwachsen wird. So liegen nicht „nur die blutigsten, folgereichsten Erdumwälzungen „und Menschenbegebenheiten in dem kleinen Saamenkorn eines unbedeutenden sogenannten Zufalls — was der Welt zu sagen eben nichts Neues, „wäre — sondern, was schon auffallender ist, auch „die erhabensten göttlichsten, weitumfassensten Geisteswerke und ganze Lehrgebäude der Weltweisheit „in dem hüpfenden Dotterpunkt des Gehirns in einem einzigen, plötzlich unbewußt wie von andern „Welten hervorspringenden Urgedanken. Zwar ist „im Grunde jeder Gedanke und jedes Wort so ein „Krokodillei, aber es giebt Worte und Gedanken, „die vor allen Andern den einst aus ihnen entstehenden Riesen in sich tragen. Ob die vorliegenden „Krokodilleier ihren Namen im erstern oder letztern „Sinne verdienen, das läßt der Verf. unentschieden."

Die Herren Theologen.

„Ich kenne in der ganzen Welt keine unglücklichern, und doch dabey lächerlichen Menschen, als „die ungläubigen, rein verständigen Gottesgelehrten. Sie sind Hähne, die aus den vor ihrem „Schnabel gezogenen Kreidestrich in ewig quälendem „Anschaun hinstarren ohne ihn damit fortzustarren. — Sie sind wie verrückte Goldmacher, die ihr „ganzes schönes, vorräthiges Geld verdampfen, und

„für nichts achten, und durchaus selber welches machen wollen u. s. w.“ (Wenn der Herr Eierleger die bissigen Dogmatikfabricanten unter solchen Theologen versteht, so hat er Recht; aber er brüte statt deren keine Mystiker aus.)

Der Ueberzeugung Recht.

„Des Menschen Ueberzeugung ist frei und fes„sellos; sie muß auftreten können und eintreten ins „Leben ohne Beschränkung; denn eben deshalb ist „sie Ueberzeugung, weil sie über allen andern Zeu„gen steht, und den ewigen Drang in sich fühlt, „auch Andere zu überzeugen. Sie ist aber auch „nothwendig und unwillkührlich, denn der Mensch „giebt sich seine Ueberzeugung nicht selbst, sondern „sie wird ihm von oben gegeben. (?) — Es ist sogar „Pflicht sie auszubreiten. — Nur durch diese Rei„bung an einander können die Menschen neben „einander bestehen.“ (Wir hoffen zu dem Verf., daß er nicht gemeint sey, bey den Reibungen und der Ausbreitung der eigenen Ueberzeugungen die Dragonaden Ludwig XIV. und die Brandfackeln des heil. Dominikus zu Hülfe zu nehmen.)

— Bei Gelegenheit der Anzeige von Jahn's und Eiselen's Werke über die deutsche Turnkunst sagt ein Göttinger Recensent: Betrachten wir die Turnkunst nach den richtigen, jedoch neuerlich häufig verkannten, Grundsätzen der Erziehung, so müssen wir ihr eine wesentliche Verbesserung wünschen, und zwar um so mehr, da, wie leicht vorher zu sehen, ohne dergleichen Verbesserung der Eifer für die Sache in einigen Jahren erkalten, und diese dadurch ihr Ende erreichen wird.“ — „Zu Erreichung aller Arten von Geschicklichkeiten, in Ansehung des Körpers, hat der Deutsche keine Anlage; und was von Entwickelung der Seelenkräfte gilt — daß nemlich nicht jede derselben besondere Uebung erfordert, weil, der Wesselverbindung wegen, durch die Thätigkeit der einen Kraft auch schon manche andere zur Anwendung kommt, — das gilt auch von der Bildung der körperlichen Kräfte.“ —

— Hesperus liefert ein Paradoxon gegen den Mittelstand, in welchem es heißt: „Das Elend des Mittelstandes, der Bedürfnisse kennt und Ansprüche macht, zu deren Befriedigung ihm doch stets die Mittel fehlen; der durch die geringste Veränderung der Verhältnisse zu einer nur doppelt drückenden Armuth herabsinkt, und dessen ganze Existenz die kläglichste Halbheit ist. Giebt es wohl etwas traurigeres, als jene, besonders in Deutschland unzählige Masse von Söhnen und Töchtern des Mittelstandes, die mit ihrer Halbbildung sich durch die ganze Misere des bürgerlichen Lebens hindurch arbeiten müssen, und zuletzt sogar den Schatten von Character verlieren? wahrhaftig, die gebohrne Sclavin und Leibeigne ist glücklicher, als die cultivirte Tochter des Kanzelisten, die ihr ganzes Leben in zwanzig Häusern als Kammerkatze verseufzen muß. Die alten Staaten waren hauptsächlich darum groß, weil sie in ihrer blühenden Periode jenen unglücklichen Mittelstand nicht kannten, und Rußland wird in seinem Innern so lange gigantisch bleiben, als es den Mittelstand nicht zu zahlreich werden läßt.“ (?!)

Literatur der Schwarzen.

Ein Neger zu Hayti, Namens Vastey, hat daselbst, und zwar in der königlichen Buchdruckerei zu Sanssouci, herausgegeben: Reflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux francais, concernant Hayti, aus welchem uns der diesjährige Januarheft der Bibliothèque universelle Einiges zum Besten giebt. Der Vf. ist Baron, Secretär des Königs, Ritter des Heinrichsordens und Lehrer des Kronprinzen; folglich in seiner Art nichts Schlechtes und trotz seiner dunkeln Farbe ein heller Kopf. Er tritt in seinem Werk — das übrigens keineswegs frei von Sprach- Schreib- und Stylschnitzern ist — als heftiger Gegner der Franzosen, besonders aber der Schriftsteller unter ihnen auf, welche die Zurückkehr einer andern Ordnung der Dinge als die gegenwärtig in Hayti bestehende, für möglich halten. So spashaft sich nun diese Negermonarchie, mit alle ihrem Decorations- Titel- und Phrasenprunk einer Duodezausgabe des weiland französischen Kaiserthums gleichend, ausnimmt, und so sehr wir auch wohl über die süßen schwarzen Herzoge von Marmelade und von Limonade u. s. w. lächeln mögen, ja sogern wir zugeben wollen, daß eine zu fürchtende Einbuße jenes süßen schimmernden Flitterstaats der Eitelkeit der ehrlichen Schwarzen schon allein ein hinreichender Grund seyn dürfte, den gegenwärtigen Statum quo nach Kräften aufrecht zu erhalten, so ist doch auf der andern Seite allerdings wahr, daß sich Hayti seit einem Vierteljahrhundert auf einen Stand der Cultur gehoben hat, der es zu einer sehr interessanten Er-

scheinung in der Geschichte der Menschenbildung macht, und zugleich noch ein edleres Motif abgiebt, warum jene Neger wohl nicht wünschen können, eine Ordnung der Dinge über sich kommen zu sehen, wie sie oben als eine zurückkehrende bezeichnet wird. Hören wir darüber den Vfr. selbst. „Vor 25 Jahren, sagt er, waren wir in Sclaverei und in die tiefste Unwissenheit versunken. Wir hatten keinen Begriff von dem Wesen menschlicher Gesellschaften, keine Idee vom Glück, keine große Empfindung! Unsere physischen und moralischen Kräfte waren unter dem Joche der Sclaverei so verthiert, daß ich selbst, der ich dieses schreibe, damals glaubte, die Gränze eines Blickes sey auch die Gränze der Welt; meine Ideen waren so beschränkt, daß ich die einfachsten Dinge nicht begreifen konnte, und alle meine Landsleute waren so unwissend wie ich, ja, wo möglich, noch unwissender. — Gegenwärtig sind alle Civil- Militär- und Verwaltungsstellen lediglich mit Eingebohrnen besetzt, weil kein Fremder zu einem öffentlichen Amte gelangen kann. Die Noth drängte. Die Meisten haben sich durch Lectüre unterrichtet, und ich habe mehrere gekannt, die, obschon bejahrt, von selbst und ohne Anleitung eines Lehrers, lesen und schreiben lernten; selbst unterwegs hatten sie ein Buch in der Hand und baten lesekundige Vorübergehende um Belehrung über die Bedeutung dieses oder jenes Wortes. Sie sind sodann Notarien, Procuratoren, Advocaten, Richter und Verwaltungsbeamte geworden, und haben jedermann durch ihre scharfsinnige Beurtheilungskraft in Erstaunen gesetzt. Man kann aber hieraus mit Grund schließen, was aus diesen Menschen hätte werden können, wenn sie alle hülfreiche Unterstützung einer classischen Bildung genossen hätten! Eben so sind andere, blos durch sich selbst, und zur Verwunderung der Ausländer, Mahler und Bildhauer, wiederum andere, und mit Erfolg, Architecten, Mechaniker und Weber geworden, und andere endlich haben Schwefel gegraben, Salpeter und vortreffliches Schießpulver fabricirt und alles bloß nach Anleitung chymischer und mineralogischer Schriften!" Die meisten Fortschritte aber, meint der Vfr., hätten die Haytier in der Kriegskunst gemacht, was übrigens kein Wunder sey, da sie von 1790 an fast stets im Krieg gewesen wären, theils mit den Franzosen, (denen sie in diesem Punct besonders Gerechtigkeit widerfahren lassen) Spaniern und Engländern, theils unter sich selbst. Stöcke mit Eisen beschlagen, hölzerne Säbel und säbelartig geformte Faßreiffe, Bratspieße, Canonenläufe von Bambusrohr, die auf Ochsenkarren befestigt wurden, beim ersten Schuß sofort in tausend Stücke zersprangen, und den Haytiern selbst mehr Schaden thaten als dem Feind — das waren ihre ersten Waffen. Mit solchen stürzten sie sich in Masse auf das feindliche Geschütz, und kamen zu Tausenden um. — Jetzt haben sie eine ordentliche Stückgießerei, Artilleristen, Reuterei, Grenadiere, Jäger und andere leichte Truppen, und der Vfr. meint, sie könnten es, sammt und sonders mit den besten Truppen der Welt aufnehmen, woran wir jedoch, mit Erlaubniß des Hrn. Barons, etwas zu zweifeln wagen. —

Während der Colonialregierung war, um das Joch noch drückender (eigentlich wohl: unentbehrlicher) zu machen, der Getraide- und Weinbau bei harter Strafe verpönt! Jetzt werden Früchte aller Art cultivirt, und der König Heinrich selbst ist ein tüchtiger Oekonom. Für Manufacturen, Industrie- und Commerzwesen hat noch nichts gethan werden können. Vor der Hand galt es nur, Freiheit und Lebensunterhalt zu sichern, und noch auf lange Zeit hinaus kann die Regierung sich nur mit der Sorge für Ackerbau, Kriegswesen und öffentlichen Unterricht befassen; für welchen letztern, wie der Vfr. bitter beklagt, seit den funfzehn Jahren erworbenen Unabhängigkeit noch wenig oder nichts gethan worden ist. Nach seiner Meinung wird jedoch die Regierung nur dann zu ihren Zwecken gelangen, wenn sie ein richtiges, gutdurchdachtes, wohlverstandnes, hauptsächlich aber genau befolgtes System der Staatswirthschaft aufstellt. Man sieht, der Mann hat seinen Rousseau und Necker studirt! — Der König Heinrich wird mit Numa und Alfred verglichen. Erröthete der Vfr. vielleicht, die Parallele, wie wohl billig gewesen wäre, auch auf Napoleon auszudehnen? Und doch hat dieser nie zu seiner Umgebung gesagt, was die schwarze Majestät so oft zu der ihrigen gesagt haben soll: Kinder! meine Absichten sind gut, aber ich bin ein Mensch und folglich, wie alle Menschen, der Täuschung unterworfen; daher gebe ich euch Macht, mir die Wahrheit zu sagen, sobald ihr merkt, daß ich irre! Ob die Umgebung diesen Befehl gehörig befolgt habe, und wie ihr das bekommen sey, wird nicht gesagt; von Napoleon aber wissen wir, daß es zuweilen (und zwar wenigstens) Ohrfeigen und Tritte setzte, wenn Einer oder der Andere seiner Umgebung (selbst von der decorirtesten Art) es wagte, anderer Meinung zu seyn als diese weise Majestät, die es nicht unter ihrer Weisheit hielt, noch etwas mehr seyn zu wollen als — ein Mensch!

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 49 — Rede wahr, scheue Niemand — 1819 Juny.

Slavonien, und zum Theil Croatien.

Unter diesem Titel giebt uns neuerlich ein Herr Johann von Csaplovics in 2 Theilen einen schätzbaren Beitrgg zur Kunde jener Völker und Länder, theils aus eigner Ansicht und Erfahrung, — (er war von 1809 — 1812 dort,) theils auch aus spätern zuverläßigen Mittheilungen der Insassen. Je seltener die Reisen in jene Gegenden sind, je eigenthümlichere Sitten und Gebräuche bei diesen Völkern herrschen, die sich einst die Glorreichen (Slaven) nannten, (von Slava, Ruhm,) desto erlaubter wird es seyn, durch einige Auszüge für unser Blatt, die Kenntniß von Ländern weiter zu verbreiten, bey denen man sich lauter Panduren, Kroaten, Räuber, Pest und Fieber zusammen zu denken gewohnt ist. Ging es doch unserm Verf. selbst so, ehe er mit eignen Augen sah, daß es auch dort Menschen, Brüder gebe. Auf seiner ganzen Reise hörte er von einer einzigen Räubergeschichte. Slavonien wird von zwei beträchtlichen Flüssen, der Drave und Save eingeschlossen, von einer aus Croatien kommenden Kette von Bergen durchschnitten, und hat neben schönen Ebenen, viele Waldung, die das Clima kühler macht. Kastanienwälder sind sehr häufig, und die Fruchtbarkeit ist überhaupt der in Ungarn gleich. Der Frühling fängt gewöhnlich schon im Februar an. Die Fieberanfälle, denen man dort ausgesetzt ist, mögen ihren Grund in dem Austreten der Flüsse, und den zurückbleibenden Sümpfen haben. Die Gebirge können Erze enthalten, es fehlt aber noch an Bergbaulust und Versuchen. — An kleinem Wildpret und an Viehheerden wimmelt es, aber auch an Wölfen, die auf jedem Schritte einen Braten finden; daher ein ungarischer Edelmann sagte: „Wenn ich ein Wolf wäre, möchte ich nirgend als in Slavonien ein Wolf seyn.“ (Und etwa nirgend ein Edelmann als in Ungarn?) In dem Städtchen Pakracz von etwa 230 Häusern fand der Reisende in dem Bischoff Putnik große Geistes- und Körper-Vorzüge vereinigt. Auch lebte die verwittwete Gräfin von Jankovics einige Jahre dort, die in der Eile ein niedliches Theater aufrichten ließ, worauf viele, meist Kotzebue'sche Stücke, von Liebhabern gegeben worden sind. In Lipik ist ein warmes, schwefelhaltiges Bad, wie es denn überhaupt an Bädern nicht fehlt. Nicht weit von Lipik sind die vortrefflichen Daruvarer warmen Quellen, wo die Grundherrschaft sehr viel für Unterkommen und Bequemlichkeit der zahlreichen Badegäste thut. (Was man sich anderwärts, z. B. in Ems merken könnte.) Viele Ruinen von alten Ritterschlössern und Kirchen traf der Verf. auch an. (Volkssage pag. 76). Weit offener, noch fruchtbarer und anmuthiger beschreibt er Croatien, wohin er einen Ausflug machte. — Nach der topographischen Beschreibung geht er zu der des Slavonischen Volks über. Ein Land, das 1758 die erste Schule bekam, das mit den türkischen Nachbarn viel verkehrt, wo die Geistlichkeit wenig Licht von sich giebt, kann freilich nicht viel Bildung aufweisen. Indeß meint der Verf., daß sich mancher österreichische Bauer von dem Serbier nur durch eine schlechte deutsche Sprache und einen deutschen Rock unterscheide. Die besten Anlagen sind da. Der Slavonische Bauer ist folgsam, aufmerksam, treu, stark, gutmüthig, und die zurückstoßende Grobheit des Oesterreichischen ist sein Fehler nicht. Er ist also nur ungeübt, nicht unfähig; nur sonderbar, nicht lächerlich. (Erst die dritte Generation, seit dem die Türken nicht mehr Herren des Landes sind, das früher so oft verwüstet wurde.) Häufiger Branntewein und lange, strenge kirchliche Fasten wirken zusammen nachtheilig auf sein Aussehen. Er singt gern. Bei der Lust klingt es wie Brüllen; bey Schmerz singt er statt zu weinen. Bei gerichtlichen Stockprügeln wird auf's herzlichste gesungen. Der gewöhnliche Text ist: (p. 98.) „Jau kuku!“ „Auweh mir armen Teufel!“ (Ja wohl!) Viel natürlicher, gesunder Verstand soll sich im gemeinen Volke und bei seinen Berathungen aussprechen; ja sie bedienen sich einer Sprache reich an Tropen und Bildern. Die Weiber sind zum Theil gut gebildet, stoßen aber durch den Duft des Schweineschmeers ab, womit das Haar fleißig eingerieben wird. Merkwürdig ist der häufige Gebrauch einer Schminke aus dem Pflanzenreich, wovon sie das Recept sehr geheim halten. Die Pest stellt sich das Volk in der Gestalt eines federleichten bösen Weibes vor, das aus dem Lande der Pestamazonen herkomme, sie nennen es

Ausgegeben den 3. Juny.

Kriegs. In Slavonien ist die sogenannte patriarchalische Haushaltung noch gebräuchlich. Die ganze Familie bleibt unter den Befehlen des Hausvaters (Goszpodár) ungetheilt beisammen, oft 60 und mehr Seelen, die in kleinen Nebenhäuschen schlafen. Das Gemeinzimmer, besonders im Winter, ist im Stammhause. Den Hausvater wählt die Familie auf Lebenszeit, und man muß seine Befehle vollkommen achten. Das Vermögen, meistens Vieh, ist gemeinschaftliches Eigenthum. Die Jugend führt meistens ein Hirtenleben, wodurch viele Hände der Arbeit entgehen und entwohnt werden; die Betriebsamkeit der Einzelnen wird nicht aufgeregt, und einer verläßt sich auf den andern; der Gesundheit ist das Zusammenleben bei Epidemien gleichfalls nachtheilig. Industrie giebts daher wenig; mehr Schachergeist. Doch macht das Slavonische Weib eine Ausnahme, indem sie den Mann von Kopf bis zur Sohle mit ihrer Hände Arbeit kleidet, dabey selbst färbt, webt, stickt. Sie geht, wo sie hingeht, mit einer einfachen Spindel und spinnt ihre Faden. Das Wirthschafts-Fuhrwesen und dergl. beschreibt der Vers. auf eine Art, daß man sich in die früheste Kindheit des Menschengeschlechts versetzt sieht. Die Truthüner werden dort besonders groß und fett, und dienen öfters, um dem Bauer ein geneigtes Gehör bey geistlichen und weltlichen Behörden zu verschaffen; (— also auch Consistorialvögel, wie bey uns!) Der Ackerbau ist noch sehr zurück. Von Kukuruz und Hirse bäckt der Bauer sein Jammerbrod; die Frucht wird nicht gedroschen, sondern von Pferden ausgetreten. Von ihren Sitten bemerken wir folgendes: Statt der Geburtstäge wird der Tag des Haus- oder Familien-Patrons gefeiert, und dabei der Glückwunsch angebracht. Der heil. Nicolaus ist der angesehenste; die meisten Häuser huldigen ihm. Seinen hohen Rang beweißt folgende Anekdote. „Ein Russe warf einst die Frage auf: wer „wohl unser Herre Gott wird, wenn der alte einmal „stirbt. — Wer soll's denn sonst seyn, erwiederte „der andere Russe, als Jes. Christus, sein Sohn. — „Ach nein, versetzte der Erste, der ist noch zu jung „dazu; es kanns wohl kein anderer werden, als un„ser heiliger Nicolaus." —

Das Heirathen kostet einem gemeinen Slavonier zwei bis dreimal mehr, als anderwärts wohl ein Ehemann aufwendet. Der Gospodar, Vater des Bräutigams, muß alle Geschäfte und Kosten übernehmen, die beiden Verlobten müssen einander aus dem Wege gehen. (Das thut man bei uns nach der Trauung.) Beym Ringwechsel bekommt die Braut einen großen Apfel, Jabuka, worinn ein oder mehrere Gold- und Silbermünzen stecken. Der Godpodar der Braut, die Brautmutter, die Geschwister müssen Geldgeschenke bekommen. Oft verdrängt ein zweiter Brautwerber den Ersten, weil er besser bezahlt. Die Nebenpersonen bey der Hochzeit sind Debeli kum (dicker Gevatter) Sztariszvat, (Beistand) Csausch (Spasmacher.) Letzterer ist der wahre Hanswurst, oder Hofnarr, der Jedem derb mitspielen darf. — Während der Gebete in der Kirche, halten die Begleiter über dem Brautpaare zwei metallne mit Heiligenbildern gezierte Kronen. Der Geistliche setzt zuerst dem Bräutigam eine auf mit den Worten: „Dieser Knecht Gottes N. wird gekrön't für die Magd Gottes N." Eben so bei der Braut. Bey gewöhnlichen Trauungen reicht der Geistliche dem neuen Paare aus einem Becher dreimal rothen Wein zu trinken, nicht nur zur Erinnerung an die Hochzeit zu Cana, sondern auch als Symbol des gemeinschaftlichen Kelchs der Leiden und Freuden. Das Beilager darf nicht im Hause der Braut gefeiert werden. Den Tag drauf ist die Hochzeit drei Tage lang, wo geschwelgt, mitunter geprügelt wird, und getanzt nach dem Dudelsack. — Auch das Begraben macht dem Slavonier viele Umstände und Aufwand. Die Glieder einer Familie müssen beisammen liegen. So sah der Vers. wie ein Sohn den Vater, der 12 Jahre früher gestorben war, ausgrub, um der Mutter den fehlenden Platz zu schaffen. Die Gebeine wurden mit rothem Wein sauber abgewaschen, und in einem reinen Tuch auf den Sarg der Mutter gelegt. — Bei Gastereyen verdreht das unaufhörliche Gesundheitstrinken vielen die Köpfe. Folgendes ist das gewöhnliche Trinklied, wörtlich übersetzt:

„Laßt uns danken und loben unsern Hausherrn,
„Der uns gratis giebt guten Wein.
„Er macht sich nichts daraus, und bedauert nicht,
daß wir trinken,
„Nur wünscht er, daß wir lustig bei ihm sind.
„Dem nach also, theurer Bruder! mein lieber Nachbar
„Trinkt ein volles ihm bestimmtes Glas.
„Sieh! wie er zieht, wie er zieht! bis er das Glas
leert.
„Und du Bruder erbarme dich seiner, und wisch ihm
die Thränen ab."

Das Leibliedchen eines Erzpriesters von 76 Jahren in Pakraz war (Adagio) Januarius, Februarius etc. bis August. Jetzt muß der, an dem die Reihe ist, das volle Glas leeren, während die Compagnie singt: (Allegro) September, October, November, December, bis das Glas leer ist, dann Finale Adagio: is kontzi Kolender.

Edle Gastfreundschaft ist dort zu Hause; und man hat eine Volkssage von einem Hieronimus Knicker, der, als ein Nachbar kam, seine Mahlzeit verbarg, und als jener weg war, zur Strafe statt des Bratens eine lebendige Schildkröte auf dem Teller fand.

Ein lustiges Volksfest ist das Kirchweihfest, wobei es auch nicht immer ohne blutige Köpfe abgeht. Die saubern Franzosen, während ihres kurzen Regiments in Croatien, glaubten bey einer solchen Balgerey, mit ihrem bösen Gewissen wunder, was der Auflauf bedeute, und ließen Feuer geben. Mehrere unschuldige Zuschauer fielen! (Man giebt oft um Lumpereien, sogar um papierner willen Feuer; wenigstens schreien gewisse Leute sehr leicht Feuer, wo faul Holz leuchtet). Nicht unmerkwürdig ist die Achtung, mit der sich selbst die Bauernweiber in Slavonien begegnen; besonders die jüngern den ältern. — Für die Liebhaber erinnern wir, daß gegen Ende des ersten Theils reichhaltige Bemerkungen über die Sprache jener Völker vorkommen. — Im zweiten Theil des Buchs beschäftigt sich unser Verf. mit der orientalischen Kirche, dem Schul- und Literaturwesen der Serbler, der Civilgerichtsbarkeiten, und in einem Anhang mit Trenks Panduren, und einigen Nachrichten über die Türken. Davon noch folgendes: Die orientalische Kirche, uneigentliche griechische genannt, (welche sich vor der occidentalischen auszeichnet, daß sie nicht so an der Bekehrungssucht laborirt, m. s. Schwartners Statistik, B. 1. p. 157.) soll noch gegen 60 Millionen Seelen umfassen, und der größere Theil der Serbler oder Slavonier gehört ihr an. Sie wurden, als die Jesuiten noch viel bei Hofe galten, ziemlich gedrückt. In frühern Zeiten gab der occidentalische Christ Papst Innocenz VI. dem König Ludwig I. von Ungarn den Titel eines General-Kapitains der ganzen Christenheit, und die Erlaubniß das Kreuz gegen die orientalischen Christen predigen zu lassen. (Innocens d. h. Unschuldig, Päpstl. Heiligkeit, Stadthalter Gottes, Verfolger der Menschen und Ausspender von Kriegstiteln, paßt vortrefflich zusammen.)

Im Jahr 1727 fing sich eine im Namen Gottes recht gottlose Verfolgung in dem Generalate des Grafen Königsegg an. Der Convertiten Bischof ließ die nichtunirten Priester in Kerkern und Eisen schmachten, wo viele vor Kummer und Hunger umkamen.

Der Hofkriegsrath in Wien war noch 1735 ꝛc. so schwach, dem Fanatismus zum Werkzeug zu dienen und nichtunirte Bischöffe hinzuschicken, um die Unionsfabrik nicht stocken zu lassen! — Im J. 1753 nahm man den Nichtunirten ein Kloster ab. Die Türken ließen doch die armen Leute wenigstens wegen der Religion in Frieden während ihrer Oberherrschaft. In Ansehung der Religionsgeschäfte, die die illyrische Hofkanzley besorgt, hat jetzt nicht einmal ein nichtunirter Bischoff oder Geistlicher einen Beisitz. — Bürgerrecht und kirchliche Freiheit haben diese orientalischen Christen erst durch das Gesetz Art. 27. 1791 erhalten, und alle Insulte hören auf. Der Erzbischoff und Metropolit leitet alle Kirchenangelegenheiten unabhängig von jeder ausländischen geistlichen Jurisdiction. An dem jetzigen neuen Herrn von Kulpin werden große Eigenschaften und literarische Verdienste gerühmt. Er ist Ehren-Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. Ueber die Kirchen-Gebräuche u. s. w. verbreitet sich der Verf. umständlich. Merkwürdig ist, was er über die strengen Fasten und ihre Nachtheile für Gesundheit und Arbeitslust angiebt. Ein hohes Verdienst um die Bildung der Geistlichkeit hat sich der treffliche Bischof von Pakratz, Herr von Putnik, durch die Stiftung einer Clericalschule erworben. Während seiner Amtsverwaltung ist schon wenigstens 1/4 der Pfarreien mit gebildeten Subjecten besetzt. (So geschwind ginge das nicht, wenn Rom drein zu reden hätte.) Die ganze bischöfliche Einnahme beträgt noch nicht 10000 Gulden in Papier. Die Lebensart, Fasten und Enthaltsamkeit der Kaluger oder orientalischen Mönche ist äußerst streng und abschreckend. Die obere Geistlichkeit muß von der Regel des heil. Basilius seyn. In Carlowitz ist ein Gymnasium, das sehr gut eingerichtet ist, und schon viele verdiente Lehrer gehabt, auch gute Schüler gezogen hat. In neuern Zeiten, besonders unter dem jetzigen Kaiser ist auch für die Nationalschulen viel geschehen; 1797 kam auf 1703 Köpfe nur eine Schule; jetzt ungefähr auf 1300 Köpfe eine.

Ueber die Literatur giebt ein Slavonisches Büchelchen von Lazar Boics: „Andenken an Slaveno Serbische Schriftsteller, Wien 1815," Nachricht. Die erste Periode hebt mit dem Bischof Daniel 1245 an, der eine serbische Geschichte in fünf Bänden schrieb. Die neuere Literatur fängt mit Orphelin an; Boics zählt 37 Verstorbene und 67 Lebende auf, wonach auf 10000 Köpfe ein Schriftsteller käme. Unter ihnen steht Dosithei Obradowics, geb. 1739, gestorb. 1811, wie ein zweiter Anacharsis, der 25 Jahre auf Reisen war, um Cultur zu beobachten und bei seinen Landsleuten einzuführen. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, mehr von ihm hier zu sagen. — Nach dem Verf. hat die

Allmacht für die Bedürfnisse des Menschen reichlich in diesem Lande gesorgt, Straßen, besser als in Sachsen, erleichtern das Verkehr, die Bildung wird befördert, der Menschenschlag ist gutmüthig und munter; es gehöre also diese Gegend mit Recht zu den Ländern, denen man billigerweise seine Achtung nicht versagen könne. — Keinem menschenfreundlichen Leser wird es gleichgültig seyn, dieses von entfernten Brüdern zu vernehmen. Mögen sie mit unserer Kultur nicht in unsere Fehler verfallen!

Dramatische Literatur.

Die Polter-Abend-Spiele, herausgegeben von Kralowsky, enthalten Beyträge von Bornmann, Helmine von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler und Schink. Mehrere dieser Nahmen sind dem Publikum lieb geworden, und wir haben nichts dagegen, wenn es auch ihre Spiele mit Liebe und Nachsicht aufnimmt, obgleich wir bekennen müssen, daß sie uns selten ein Lächeln entlockt haben. —

— Die Macht der Leidenschaft, ein Trauerspiel von Carl Schöne ist nichts weiter als eine verunglückte Nachahmung der Schuld, so sehr auch der Verfasser (Dichter können wir ihn nicht nennen) in der Vorrede dagegen protestirt. Schon ein Jenaer Recensent hat die Bemerkung gemacht, daß die Bertha des Hn. Schöne eine ausgewäsferte Jertha sey. „Otto ist für mich verlohren!" sagt diese Bertha,

Er gehört dem Tode an,
Ach der hat den Mord gethan! —
Ich verzeihe jede That
Die man gegen mich gerichtet,
Denn in meinem Herzen wohnet
Eine allgemeine Liebe!

Zuletzt stirbt sie sehr schnell. Clara ruft aus: „Gott! sie stirbt!" und Conrad antwortet: „Sie ist schon tod!" — Wir fügen noch hinzu: Sie ruhe sanft! —

— Padmana, ein Trauerspiel in fünf Acten von Kanne, ist gut gemeynt und schlecht erfunden, wenn gleich mit einer Vorrede des Herrn von Hammer versehen. Ein indischer Fürst hat eine schöne und auch tugendhafte Gemahlin Padmana. Allein bekanntlich schützt selbst die Tugend das weibliche Geschlecht nicht vor der Eitelkeit. Padmana erfährt, durch eine geschäftige Dienerin, Dewajani, daß ein Fremder vor Begierde brenne sie zu sehen. Nun, sich angaffen zu lassen, ist kein Verbrechen. Sie giebt, ohne ihres Gemahles Wissen, dem Fremden ein Rendezvous im Garten. Es ist der große Mogul Akbar, der ihren Gatten so eben in seiner Feste belagert. Er will sie mit Gewalt entführen, aber sie — die ihren Gemahl mit einem Cedernbaum und sich mit Epheu vergleicht, der sich um seine Stunden windet — vereitelt die Entführung. Hierauf bietet Akbar seinem Feinde, dem guten Manne, Frieden an, unter der Bedingung, daß er ihn als ami de la maison besuchen und seine Frau ansehn dürfe. Diese Bedingung findet der gute Mann sehr schmeichelhaft und geht sie ohne Bedenken ein. Padmana erfährt nun erst, wer der Fremde gewesen, dem sie im Garten ein Rendezvous gegeben, sagt aber auch jetzt dem guten Manne nichts davon. Daher begleitet dieser arglos den Gast in dessen Lager zurück, wird in Ketten gelegt und soll sich lösen durch Ueberlieferung seiner schönen Frau. Die schöne Frau beschließt, um den guten Mann zu retten, sich selbst ins Lager zu verfügen, der Oberpriester giebt es aber nicht zu. Da geht Dewajani an ihrer Stelle, verschleyert, befreyet den guten Mann, will den großen Mogul tödten, wird aber ergriffen und bringt sich um. Der Friede ist gebrochen, Akbar bedrängt die Feste aufs neue, der gute Mann fällt in Vertheidigung derselben und die schöne Frau verbrennt sich mit dessen Leichnam. — Das Ganze ist in den jetzt beliebten Trochäen und im orientalischen Styl geschrieben. Nein, sagt der Oberpriester, dem der gute Mann vorwirft, er mahle des Lenzes Blüthen mit zu schwarzen Farben:

Nein das sind der Weisheit Lehren,
Schau dorthin aufs Feld der Aehren
In der Krone jeder Blume
Wachsen sie, die hold entsprossen,
Da ist tief es eingeschlossen
Wie in einem Heiligthume
Doch den Augenblick gewahren
Mußt du, willst du es erfahren,
Wenn sie auf den Busen schließt,
Wenn der Aether in sie fließt,
Doch nicht jedes Aug kann sehen,
Tausende vorüber gehen. —

Hr. v. Hammer behauptet in der Vorrede: der Verfasser habe den Blumenseelen der Indier die Glut tragischer Helden eingehaucht, und Padmana stehe in dem vielfarbigen Blumenflore dramatischer Literatur wie eine seltne Blume, die wohlduftende aber brennende Luft aushauche, so daß, von Funken berührt, der Wohlgeruch als Flammengarbe auflodere, und den Schmelz der Farben im Feuer vergolde. Da wir leider keinen jener Funken ha-

Digitized by Google

ken, die den Wohlgeruch berühren, so hat er uns auch nicht die Ehre erzeigt, vor uns in einer Flammengarbe aufzulodern. —

— Freya's Altar, ein Lustspiel in 5 Acten von Oehlenschläger, ist ein Wort- und Witzspiel; von welcher Gattung? das möge man aus einigen Proben schließen. Das Kammermädchen: Er will diese Nacht kommen, und eine Iliade oder Henriade vor meinem Fenster machen, wie es in Italien Gebrauch ist. — Hr. v. Bilbo zu seinem Bedienten Kuntz: Was ist Freya? ist es etwas das man essen kann? Kuntz: Es war ein Abgott der Liebe in Mexico oder Algier, wo es war, ich weiß nicht. Es ist lange her, seit ich Hübners biblische Geschichte gelesen habe. Bilbo. Aha! jetzt besinne ich mich. Es war der, der vom Capitain Koch lebendig verbrannt wurde, als er Amerika entdeckte. Das hab' ich in Campe's Robinson gelesen ehe du gebohren warst. —

— Heinrich der Zweyte, Herzog von Montmorency, ein historisch-dramatisches Gedicht in 5 Acten von Sommer, ist ein Werk, in welchem die handelnden Personen sämmtlich auf Stelzen gehen, und einen Recensenten in der Leipziger Lit. Zeitung an die riesenhaften, unförmlichen Figuren erinnern, die, wenn in den Straßen von Bilbao das Frohnleichnamsfest gefeyert wurde, den Bewohnern des zweyten Stockwerks der Häuser in die Fenster schauten. Alles ist hier Hyperbel und Superlatif.

Der Ocean sah Eurer Thaten Ruhm,
Und trug ihn brausend um der Erde Pole. —
Vom Thaten-Ruhm, den ihr Euch ausgestreut,
Glänzt jauchzend die Geschichte Eurer Zeit,
Wie am Gewand der Nacht die Sterne funkeln. —
Entstürze Jammer aus den Thränenbächen!
O wein' um deinen größten Sohn, Natur!
Wenn die Colossen solchen Ruhms zerbrechen,
Was ringt der Wurm sich auf der Götterspur! —
Ganz Frankreich seufzt, ein Ozean der Klage! —
Ein Weltenloos liegt jetzt auf Eurem Munde. —
Sein Ziel ist auf Unsterblichkeit gegründet. —
Kann ein Moment die Ewigkeit zerreißen? —
Weh mir! Zermalmend auf die Gegenwart
Stürzt sich die Zukunft hin mit Geyerhaß. —
Der Nordpol weint und die Hyäne jammert! —

— Nicht minder merkwürdig als der weinende Nordpol ist die Lobrede, die der Kardinal Richelieu den Deutschen hält, indem er die Franzosen verspottet. —

(Der Beschluß folgt.)

Kind's Gedichte. Leipzig 1819.

Der geschätzte und allgemein beliebte Dichter Kind hat eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet, wovon jetzt des 3ten Bändchens zweyte Auflage erschienen ist. Die neusten Producte darin sind vom Jahr 1816; wir enthalten uns also einer weitern Erörterung oder Beurtheilung, da diese Blüthen schon längst ihren Duft in alle Welt gehaucht, wenn auch noch nicht verhaucht haben. Ein Sänger aber, der von den Damen so begeistert spricht (in seinem Gedicht: Frauenschöne),

Beglückte ihr, die nichts erringen
Beglückte, die ihr alles seyd
Ihr hebt uns auf der Liebe Schwingen,
Wenn wir Unsterbliches vollbringen
Ihr söhnt der finstern Mächte Neid.
Die gottbegeisternde Camöne,
Das Gnadenbild im Dom der Kunst,
Ein Seraphsstrahl ist Frauenschöne
Und Seraphsahndung Frauengunst!

ein solcher Sänger darf sich ja wohl auch des Frauenbeifalls erfreuen?

Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter, dargestellt von W. Hoßbach, Prediger an der Cadettenanstalt zu Berlin. Berlin 1819.

Höchst erfreulich ist es, in einer Zeit, wo die Hierarchie von neuem ihr Haupt erhebt, und die durch 3 Jahrhunderte blutigen Kampfes errungne Gedankenfreiheit wieder entreißen möchte, wo aber auch auf der andern Seite unter den Protestanten häufig nach der wahre Protestantismus vermißt wird, wo so mancher Unsinn noch als Glaubensregel in den Compendien der Dogmatik thront, an einen Mann erinnert zu werden, der so hoch über seinem Zeitalter stand, daß er sich zum Reformator desselben aufwarf, der nach allen Seiten hin mit unermüdlicher Thätigkeit Dummheit, Aberglauben, Hochmuth, Mißbräuche rügte und bekämpfte, beseelt von dem Geist eines wahren Apostels Christi, sich aufzuopfern für die Menschheit; und gewiß hätte er die Reformation im Geist Luthers fortgeführt, hätte nicht der unselige 30jährige Krieg seine trefflichsten Bemühungen spurlos verwischt. Darum müssen wir es dankbar erkennen, daß man uns einen Mann und sein Wirken wieder vor Augen stellt, dessen Nahmen wir mit Recht unter die größeren unsrer Nation stellen können, und der leider nicht genug gekannt ist. Darum glauben wir aber auch, ihn und seine Zeit weitläuftiger behandeln zu können, als es der Zweck

dieser Blätter außerdem vielleicht gestatten möchte. Joh. Valent. Andreä, am 17. Aug. 1586 zu Herrenberg, einer kleinen Stadt am Mittel-Necker, gebohren, zog nach dem Verlust seines Vaters als ein schwächlicher Knabe 1601 mit seiner Mutter nach Tübingen und machte hier einen philosophischen Cursus. Sein lebhaftes und empfängliches Gemüth befreundete ihn bald mit Classikern und Dichtern, von denen er sich den Plautus zum Muster nahm, und ihn in einigen verlornen Lustspielen nachahmte. Dabei erlernte er das Französische, Italienische und Spanische. Mit vorzüglicher Liebe aber legte er sich auf Mathematik, besonders deren angewandte Theile, Mechanik u. s. w. und genoß hierin des berühmten Mästlin's Unterricht, nachmals auch Kepplers Lehrer. Nach einem kurzen Aufenthalt im Oestreichischen als Hauslehrer, kehrte er nach Tübingen zurück, betrieb nun unter den berühmtesten Lehrern damaliger Zeit (Osiander, Hafenreffer u. s. w.) das Studium der Theologie, und hatte das Glück mit berühmten Männern fast aller Fächer bekannt und vertraut zu werden. Eine ansteckende Krankheit nöthigte ihn dann mit vielen seiner Lehrer und Freunde Tübingen zu verlassen; er gieng in die Schweiz, hielt sich lange in Genf auf, wo ihm die Einrichtung eines Sittengerichts ganz besonders gefiel, sah dann Italien und Frankreich, und kehrte 1613 nach Tübingen zurück, bestärkt, vorzüglich durch seinen Aufenthalt in Italien, trotz den Vorstellungen seiner Freunde, ja selbst des Herzogs von Würtemberg, in seinem Vorsatz, der Theologie, als den ihm eigens angewiesenen Wirkungskreis treu zu bleiben.

Gekräftigt an Geist und Körper, belebt durch den Umgang mit achtungswerthen Freunden, besonders des lüneburgischen Edelmanns, von Wense, durch den er später dem Herzog August von Braunschweig bekannt wurde, fieng er seinen Lehrberuf damit an, daß er in allerley Schriften, satyrischen und polemischen Inhalts, die Gebrechen seiner Zeit zeigte und angriff. Nach 1, 1/2 Jahr wurde er als Diaconus nach Vaihingen berufen, und verheirathete sich bald nachher. Hier blüthen ihm aber keine Rosen. Der eifrige Mann stieß mit seiner derben Rüge des alten Schlendrians, mit seinen Versuchen, überall bessre Formen einzuführen, mit seiner strengen Moral gar häufig an; man stemmte sich seinen Verbesserungen entgegen, oder entkräftete sie durch boshafte Verläumdungen; dazu traf ihn häusliches Ungemach. Mit ungebeugter Seele aber suchte er nun, was seine Wirksamkeit im Leben nicht zu Stande bringen konnte, durch Schriften zu verbreiten. Er war auch hierin rastlos thätig; beinah 40 seiner Werke fallen in diese Periode, und wie viel er dadurch erreicht, wie er beinah einen ganz neuen Geist in der gesammten Literatur begründete, verdient in der interessanten Schrift, die wir angezeigt, nachgelesen zu werden. Ein andrer Wirkungskreis that sich ihm auf, als er 1620 Superintendent in Calw wurde, wo wir ihn, wenn er vorher als Schriftsteller unsere Achtung verdiente, nun als Mensch und Seelsorger schätzen und lieben lernen. Es ist unbeschreiblich, was er in diesen jammervollen Zeiten, wo der 30jährige Krieg überall Schrecken und Elend verbreitete, wo Calw selbst zweimal der Wuth der Catholiken Preis gegeben, verbrannt und verheert wurde, wo Pest und Hunger alle Bande der Gesellschaft auflöste, und die Hälfte der Einwohner aufrieb, was er mit wahrhaft christlicher Aufopferung nicht nur für seine Gemeinde, sondern auch für die ganze umliegende Gegend gethan. Er war es, der dem immer mehr einreißenden Sittenverderbniß kräftig entgegen trat, der Religion und Gottesdienst in den heftigsten Stürmen aufrecht erhielt, der irrende Waisen aufnahm und in Schulen sammelte; er war es, der die Bürger seiner Stadt und der Umgegend in den bedrängtesten Zeiten zu einer Steuer vermochte, um Vertriebne, verarmte Alte, Kranke und Schwache zu erhalten und zu verpflegen; er war es fast allein, der Lazarethe und Spitäler besorgte und besuchte, wenn die Pest am ärgsten wüthete, der keinen Hülflosen ohne Rettung, keinen Verzweifelten ohne Muth, und keinen Sterbenden ohne Trost verließ; er war es, der die benachbarten Geistlichen zu einer christlichen Gesellschaft auffoderte, theils um den Menschen das letzte höchste Gut der Religion zu erhalten, theils auch um allen Nothleidenden Schutz und Hülfe zu gewähren; ihm und seinen Bemühungen fast allein verdankte Calw nach überstandenem Unglück die allen Nachbarstädten unbeschreiblich schnelle Aufnahme. Für alle das wurde er aber auch von seinen Mitbürgern unendlich geliebt, und sie bewiesen ihm dies bei mehreren Gelegenheiten auf das Deutlichste.

Herzog Eberhard hatte ihn kennen lernen, er wünschte ihn zu seinem Hofprediger; ungern verließ Andreä sein treues Calw; vielleicht bewog ihn die Aussicht, die ihm die Residenz und sein höhrer Stand auf einen weitern Wirkungskreis eröffnete. Allein hierin hatte er sich getäuscht; obschon Präsident im Consistorio konnte er doch die nöthigsten und wichtigsten Reformen kaum durchsetzen; noch wüthete der Krieg, und im Gefolge desselben spottete

eine zügellose Verwilderung in allen Ständen seinen eifrigsten Bemühungen; nur eins glückte ihm von alle dem, was er, um den Zustand der Theologie zu heben, that, die Wiederherstellung der Universität Tübingen, und vorzüglich der dasigen herrlichen Stiftung für Theologen. Sein schon so lang beabsichtigtes Sittengericht konnte er aber durchaus nicht einführen. Er fühlte sich seinem Ende nahe, und hatte keins von all den Idealen erreicht, die er als Jüngling genährt, und deren Dienst er seine ganze Kraft geopfert hatte; mürbe durch die frühern Drangsale, gekränkt durch zahllose Verläumdungen, beschlich ihn nach und nach ein finstrer Unmuth, der ihn den Geschäften, bald auch allen Freuden abstumpfte; nur der Religion und seinen Freunden blieb er treu, von denen er dem Herzog August von Braunschweig, wegen seiner theilnehmenden Liebe und Achtung die er ihm stets gezeigt, am meisten zugethan war. Auch Herzog Ernst der Fromme, von Gotha, wußte ihn zu schätzen. Nach langem fruchtlosen Anhalten erhielt er endlich seine Entlassung als Abt zu Bebenhausen, später zu Adelberg. Und, immer mehr schwanden seine Kräfte, immer düstrer wurde sein Geist; vielleicht daß er sich deshalb angeklagt, was einzig der Fehler seiner Zeit war, des Mißlingens seiner Bestrebungen. Unter frommer Gebet gab er seinen Geist auf, 27. Jun. 1654. Möge der Saame, den er gestreut, unter uns aufgehen und gedeihen, und wir die Früchte seiner Bemühungen erndten, die er nicht gesehen! Sehr wahr dünken uns die Worte, die Jacob Spener über ihn gesprochen: könnte ich jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä!

Um die Wirksamkeit dieses Mannes zu begreifen, ist es nöthig, daß wir einige Blicke auf seine Zeit werfen. Wie in der Natur auf heftige Erschütterungen Ruhe und Erschlaffung folgt, so auch in der Geschichte der Menschheit. Die Welt hatte das Größte gesehen; Luther hatte seinen Saamen ausgestreut, und seine Zeit hatte ihn empfänglich angenommen. Nun aber lag er still und wartete der Sonne, die ihn wecken würde. Andreäs Zeitalter war ein langer Winter. Wer nicht über der Geschichte stand, gab die Hoffnung auf; Staat und Wissenschaft waren im traurigsten Zustande; aber Irrthum führt zur Wahrheit, Zweifel zum Glauben. Das Gebäude scholastischer Spitzfindigkeiten verdiente nicht den Nahmen einer aristotelischen Philosophie; doch war für unsre Zeit schon viel vorbereitet, daß man nur wieder auf Aristoteles zurückwies. Dagegen stand die Lehre einer geheimen Philosophie in großem Ansehen, und begeisterte ihre Anhänger durch Eingebungen und Enthüllung geheimer Kräfte. Die Cabbala, ein Gemisch aus jüdischen, indischen, griechischen Legenden und Traditionen fand eine Menge unsinniger Verehrer. Ich brauche nur an den berüchtigten Wunderthäter Theophrast von Hohenheim zu erinnern. Noch erbärmlicher stand es um die Theologie; Luther schien vergeblich gelehrt zu haben, Dummheit und Aberglaube schienen auch bei den Protestanten wieder aufzuleben; ihre Gelehrten bestritten sich und ihre geschraubte Dogmatik mit wüthender Polemik. Die Religion Christi war fast nirgend mehr zu finden. Mit zerrißner Seele sah Andreä den Jammer, er eiferte dagegen in That und Wort, mit der Freimüthigkeit und Unerschrockenheit Luthers; und viele seiner Worte fanden Eingang, manchem gab er eine andere Richtung; aber den langsamen Gang der Entwicklung vermochte er nicht zu beschleunigen. Wir wollen, um das Gesagte zu erläutern, einige Stellen aus seinen Schriften mittheilen. Eine der interessantesten ist sein Menippus, eine Sammlung witziger und satyrischer Gespräche über allerlei Gegenstände, auf die Herder in seinen zerstreuten Blättern vielfach aufmerksam macht.

Ueber die mystische Theologie sagt er: (de curiositatis pernicie) „Es hat auch die falsche Chymie gleichsam ihre besondere Religion; denn weil „sie die ganze Philosophie entweder verbessert, oder „vollendet hat, so bewirkt sie auch dieses Herrliche, dieselbe mit der Theologie zu verbinden und „heilige Dinge durch profane, profane durch Heilige „auszudrücken. Durch diese artige Verbindung bringen sie jeden Unsinn hervor, der ihnen beliebt, und „verlieren sich in die wunderlichsten Spitzfündigkeiten über das Reich der Seeligen, über die Engel, die Wunder, den Glauben u. s. w. und das „um so zügelloser, je mehr unter ihren Leichtgläubigen das bloße Sagen oder Träumen hinreicht. „Denn die das erst erreicht haben, daß man von „ihnen glaubt, sie werden durch ein innres Licht „erleuchtet, denen ist es ein Leichtes, mit ungewöhnlichen Worten die maulaufsperrende Heerde zu „weiden, der nur das Eine gefällt, Unglaubliches „zu glauben, Ungewisses zu wissen u. s. w., so daß „in einem Monat ein Betrüger mehr überredet, „als Christus in vielen Jahren erhalten kann."

Menippus (69. Gespräch) A. Herbei, ihr Bürger! B. Wer ruft? A. O, Bürger, Bürger, Wasser! B. Wohin sollen wir laufen? A. Das Vaterland brennt. B. Wo ist die Flamme, wo der Rauch, wo der Geruch? A. Ei, der Atheismus

herrscht, sieh die Flamme! die Wissenschaften lodern auf, sieh den Rauch! die Tugend treibt Unzucht, sieh den Gestank! B. Immer bist du dir doch gleich, das heißt unsinnig. Wer wird nun die Herzuströmenden wieder zurückschicken? A. Ha ha ha, als wenn es welche gäbe, die sich um den Brand des Vaterlandes kümmern!

(98. Gespr.) A. Wie wunderbar ist's, daß zur Zeit der größten Gefahr die Menschen gewöhnlich am sichersten sind! B. So sollte man ihnen das: „Simon schläfst du?" beständig ins Ohr rufen. A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehn und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände matt und verächtlich wird? B. Simon schläfst du? A. Ist nicht die Religion ein Waarenhandel geworden? B. Simon schläfst du? A. Was ist der Richterstuhl als eine Saat von Processen? B. Simon schläfst du? A. Und die Gesetze sind Phantastereien eitlen Wahns! B. Simon schläfst du? u. s. w. (Leider noch immer passende Worte!)

Die Theologen seiner Zeit schildert er mit folgenden Worten: sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen als ihn an jedem Ort wahrhaft verehren, lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als in sich selbst fühlen, öfter die heiligen Schriften durchblättern als sich mit Uebung der christlichen Liebe beschäftigen; „kurz sie machen die Religion zu einer Wissenschaft, deren Kenntniß eben wie die Kenntniß der Logik und Metaphysik sehr nützlich ist, um den Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen!" (Tout comme chez nous!)

Ein ungeheures Aufsehn erregte eine Schrift: die Brüderschaft der Rosenkreuzer, welche wahrscheinlich unsern Andreä zum Verfasser hatte, wiewohl er dies aus guten Gründen leugnete. Die Brüderschaft der Rosenkreuzer rühmte sich wichtiger Offenbarungen und einer geheimen Wissenschaft, und foderte zu fleißigem Beitritt auf. Alles kam in Bewegung; viele zeigten Wißbegierde, viele fürchteten eine geheime gefährliche Verbindung (tout comme chez nous) einige zweifelten, wenige nur hielten das Ganze für eine Satyre. Indeß beschäftigte der Spuk mehrere 1000 Köpfe und Federn und Andreä mußte Alles aufbieten, um die Sache einigermaßen in Vergessenheit zu bringen. Zum Schluß die artige Allegorie von der begrabenen Wahrheit:

Als einst es viele Anzeigen wahrscheinlich machten, daß die Wahrheit irgendwo begraben sei, so scharrte man die Erde auf, und fand nach einigen Tagen einen ganz unscheinbaren Sarg, auf dem nichts stand, als die Worte: „zu meiner Zeit." Der Deckel wurde abgenommen und es zeigte sich ein verstümmelter scheuslicher Leichnam; offenbar war es, daß man ihn nicht mit Balsam und Gewürz, sondern mit vielem Unrath eingesargt hatte. Als man ihn endlich mit großer Mühe reinigte, fand man zu seinem Haupt eine eherne Tafel mit diese Inschrift:

Ich, die Wahrheit
die Tochter Gottes
durch Satans Trügerey,
durch der Welt ansteckend Gift
durch der Sinne Wollust,
der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Priester Trägheit
der Staatsmänner Bosheit u. s. w.
ermordet
liege hier
im Schlamm der Lügen.
Nach 100 Jahren sieht mich die Sonne wieder.
Sei mir gegrüßt, Nachwelt!

Als diese Grabschrift bekannt gemacht wurde, erregte sie Freude und Schmerz; man schalt auf die Vorzeit und pries das Glück der Gegenwart. Darauf ward ein marmornes Grabmahl errichtet und die Wahrheit mit großer Pracht wieder darunter bestattet. An demselben ward die gefundene Tafel befestigt mit der Unterschrift:

hätten wir zu unsrer Väter Zeiten gelebt,
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit!

Kurze Notizen.

— Die, in englischer Sprache, gedruckten medicinischen und vermischten Bemerkungen über die westindischen Eylande von Williamson, verbreiten neues Licht über den Zustand der Sclaven in dem englischen Westindien. Nicht ohne Rührung haben wir gelesen, daß die Mährischen Brüder in ihrem rühmlichen Eifer, das Christenthum unter den, besonders durch Furcht vor Zaubrern schrecklich geplagten, Negern zu verbreiten, so weit gehen, daß einige dieser Brüder sich sogar als Sclaven angeboten haben, um nur auf diese Weise den Negern sich zu nähern und ihr Vertrauen zu erwerben.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

Zr Band. No. 50. Rede wahr, scheue Niemand. 1819 Juny.

Blicke auf England.

Es ist nicht zu verkennen, daß Europa dem Cabinet von London sehr vielen Dank schuldig ist; wenn aber England dahin strebt, sich in Rücksicht des Handels die ganze Welt zinsbar zu machen, wenn die Fabriken und Manufacturen aller Länder von ihm despotisch beherrscht werden, und, wenn diesen Ländern alle Hilfsquellen entzogen werden sollen, durch welche sie sich im Frieden durch den Fleiß ihrer Hände von dem erlittenen unermeßlichen Verlust wieder erholen könnten, so entsteht allerdings die Frage: wie weit soll die Dankbarkeit der Völker gehen, und wie ist sie mit ihrer Selbsterhaltung in Einklang zu bringen? Gibt es denn keinen ehrenvollen und beglückenden Mittelweg zwischen dem Napoleonischen Joche und dem merkantilischen Despotismus der Engländer? Um diese Fragen beantworten zu können, ist nicht nur eine genaue Kenntniß von den Verhältnissen nöthig, in denen England zu dem übrigen Europa steht, sondern man muß auch die Gesetze und die ganze Verfassung dieses merkwürdigen Inselstaates gründlich erforschen. Diese so hoch gepriesene Verfassung ist aber bei weitem nicht mehr die nämliche, die sie in ihrem Ursprung und noch im Anfang des 18. Jahrhunderts gewesen ist; sie hat wesentliche innere Gebrechen, durch die sie täglich mehr in Verfall geräth, und kann sonach in unsern Tagen, wo die Monarchen Europa's ihren Unterthanen eine repräsentative Verfassung versprochen haben, nicht zum Modell, sondern nur zur Lehre dienen. Wie weit man aber noch davon entfernt ist, eine gründliche Kenntniß von dem innern, wahren Wesen der englischen Verfassung und des Finanzwesens dieses Reiches zu besitzen, erhellt schon daraus, daß während der französischen Revolutionskriege, die wohl ein Viertel-Jahrhundert hindurch gedauert haben, zu wiederholten Malen, und sogar von geistvollen, erfahrenen Staatsmännern, der Sturz des englischen Finanzsystems und der ganzen Verfassung vorausgesagt worden ist, und daß beides, obwohl mit Gefahren umringt, doch noch besteht. Nach John Sinclair, in seiner Geschichte der öffentlichen Einkünfte, ist vom Jahr 1680 bis 1786 in 23 verschiedenen Epochen prophezeiht und sonnenklar bewiesen worden, daß der Bankrut von England ganz unausbleiblich sey; bis jetzt ist er aber noch nicht erfolgt. Um nun dieser mangelhaften Kenntniß abzuhelfen, und die Staaten Europa's auf ihre wahren Verhältnisse zu England aufmerksam zu machen, hat ein gewisser Herr von Montveran eine kritische Geschichte des jetzigen Zustandes von England, in Rücksicht auf Finanzen, Ackerbau, Manufacturen, Handel und Schifffahrt, Verfassung, Gesetze und Politik dieses Reiches geschrieben, wovon ganz neuerlich die drei ersten Bände zu Paris erschienen sind, und noch zwei andere nachfolgen werden. Ohne in eine dem Zweck dieser Blätter fremde Beurtheilung dieses Werkes einzugehen, glauben wir es doch wegen der vielen neuen und lichtvoll dargestellten Thatsachen, die in allen Abschnitten desselben gefunden werden, unsern Lesern mit gutem Gewissen empfehlen zu dürfen, und um ihnen eine vorläufige Ansicht davon zu geben, wollen wir einige interessante Stellen daraus, so wie sie uns eben auffallen, in gedrängtem Auszuge hier mittheilen.

Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Staatsschuld von England niemals mehr getilgt werden kann. In den letztern hundert Jahren vom spanischen Successionskriege an, sagt derselbe, waren fünf und vierzig Kriegsjahre; nach dem jetzt bestehenden Amortisationsplane könnte die Staatsschuld in 45 Jahren abbezahlt werden; nun werden aber in diesen 45 Jahren nach dem obigen Verhältniß zwanzig Kriegsjahre statt haben, und folglich muß die Staatsschuld eher zunehmen als getilgt werden können. Die Interessen derselben betragen jährlich 50 Mill. Pf. St., die außer allen übrigen Staatsausgaben von der Nation müssen aufgebracht werden, und folglich wird England auf ewige Zeiten mit Abgaben überladen bleiben. Diese Abgaben belaufen sich jetzt mit Inbegriff der Armentaxe und der Provinzial- und Communal-Anlagen auf 90 Mill. Pf. St., was bei dem reinen Ertrag des ganzen Landes von 160 Mill. Pf. mehr als 57 pr. Cent. ausmacht, eine Abgabenlast, die bei weitem in keinem andern Staate Europa's in diesem Verhältniß gefunden wird. Dafür nimmt aber auch in England die Armuth und das Elend täglich mehr zu, und der vierte Theil der

Ausgegeben den 11. Juny.

Digitized by Google

ganzen Bevölkerung lebt gegenwärtig von Allmosen. Alljährlich brechen zwischen 400 und 1600 Bankrutte aus, und seit dem Jahr 1793 sind deren 40,000 ausgebrochen. Im Jahr 1800 wurden 3400 Verbrecher wegen Kapital-Verbrechen verurtheilt und im Jahr 1812 belief sich bei einer Bevölkerung von 16 Millionen die Anzahl derselben auf 6000. — Dieser Finanzzustand in England kann, nach der wiederholten Erklärung der sogenannten Independenten-Parthei im Parlament, nicht ohne den Besitz des ausschließenden Alleinhandels bestehen, und in diesem Besitz kann sich England nicht anders halten, als wenn es die Staaten, gegen welche es denselben behaupten will, unaufhörlich in blutige und ruinirende Kriege verwickelt. Seit einem Jahrhundert hat es an allen Kriegen auf dem Continent Antheil genommen, und niemals einen Vertrag abgeschlossen, der ihm nicht Handels-Vortheile eingetragen hätte, niemals aber auch einen Frieden, der mehr als ein längerer oder kürzerer Waffenstillstand gewesen wäre. — Bei Gelegenheit, daß der Verfasser in einer Consumtionstabelle von England die Kartoffeln, Gemüse und Wurzeln nur als den 30. Theil der ganzen Consumtion dieses Reiches an Vegetabilien annimmt, theilt er, zur desfallsigen Rechtfertigung, aus den chemischen Untersuchungen von Davy eine Tabelle über die Proportionen des in den verschiedenen Vegetabilien enthaltenen Nahrungsstoffes mit, die wir im Auszuge hier beifügen wollen. Der beste Waizen nimmt die oberste Stelle ein, und wird angenommen zu . . 1000

der geringe Waizen verhält sich gegen ihn wie	955
die Gerste	940
das Korn	792
der Hafer	743
Erbsen, Bohnen und Linsen . . .	570
Kartoffeln	200
Rüben aller Art	136
Möhren	98
Kohl aller Art	73
Rettige	42

Im J. 1808, behauptet der Vf., habe der Handel Englands auf dem höchsten Punkte seines Flors gestanden, allein seitdem wieder beträchtlich abgenommen. Von diesem Zeitpunkt an, besonders aber seit dem Jahr 1813 wären auch alle Manufacturen, vorzüglich die Baumwollen-Manufacturen, heruntergekommen. Die große Armuth des Volkes, die zunehmende Sterblichkeit in den Manufactur-Gegenden, und die häufigen Auswanderungen wären ein Beweiß davon. Als eine der wesentlichsten Ursachen dieses beunruhigenden Zustandes werden die Maschinen aller Art angegeben. Durch sie blieb nicht nur eine große Menge von Arbeitern unbeschäftigt, sondern es konnten auch mit weniger Arbeitern mehr Producte geliefert werden; da nun diese Producte in kurzer Zeit den ganzen Bedarf der gesammten Consumtion überstiegen, so fielen sie auf allen Märkten Europa's im Preiße, und mußten mit Verlust verkauft werden. Weil man aber die Hoffnung hegte, daß durch diese um geringe Preise verkauften Producte die Anzahl der Abnehmer auf dem Continent vermehrt, und dadurch ihnen der Gebrauch derselben zum Bedürfnisse werden würde, zu dessen Befriedigung man in der Folge ganz andere Preiße festzusetzen und sich dadurch wegen des jetzigen Schadens wieder zu erholen gedachte, so hat die Regierung die Manufacturisten unterstützt, um sie in den Stand zu setzen, alle Märkte Europa's mit ihren Waaren zu überschwemmen, und die Manufacturen in allen andern Ländern zu Grunde zu richten. Um diesen letztern Zweck zu erreichen, haben die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 den wichtigsten Grund gelegt; sie sind in Rücksicht des Handels und der Industrie für alle Staaten des Continents so äußerst nachtheilig, daß eine in kurzer Zeit erfolgende Abhängigkeit und Zinsbarkeit derselben von England nicht zu bezweifeln ist, wenn nicht die Regierungen derselben weise, nachdrückliche Maasregeln zur Abwendung dieses Verderbens treffen, und der Energie, dem Patriotismus und dem natürlichen, wohlangewendeten Nationalstolz ihrer Unterthanen freien Lauf lassen, und ihnen keine Art von Beschränkungen auflegen. — Die Abschaffung des Neger-Handels auf der afrikanischen Küste ist nach des Verfassers durch mancherlei Beweißgründe unterstützten Behauptung, keineswegs das Werk einer aufgeklärten Menschenliebe, sondern schlechterdings nur eine politische Maasregel von Seiten Englands, durch welche sein Handelsinteresse auf das Wesentlichste befördert worden ist, und wodurch es einen glänzenden Sieg über alle Staaten, die Colonien besitzen, davon getragen hat. Man bilde sich auch nicht ein, daß der Sklavenhandel in den englischen Colonien aufgehört habe; durch Schleichhandel wird er nur desto stärker getrieben. Im Jahr 1806 befanden sich in den Colonien der Engländer in Westindien ohngefehr 600,000 Sklaven, und heutzutage beläuft sich die Anzahl derselben wenigsten auf eine Million. Die Zunahme kann man aber nicht einer jährlichen Mehrzahl der Gebornen zuschreiben, denn es ist erwiesen, daß ohngeachtet die Ehen unter den Negern sehr begünstigt werden und man auch mehr Sorgfalt auf die physische Erziehung der Kinder wendet,

dennoch die Anzahl der Verstorbenen die der Gebornen jährlich im Durchschnitt genommen, um acht aufs hundert übersteigt. Auch hat die Sklaverei in den englischen Colonien, ohngeachtet aller Mühe, die sich die im Jahr 1807 deshalb gestiftete Afrikanische Gesellschaft gegeben hat, noch ganz und gar nichts von ihrer Härte verlohren; sie ist vielmehr so drückend und barbarisch, als sie in den Colonien von irgend einer Nation seyn kann. Endlich ist auch weder für die plötzliche noch successive Befreyung der Negersklaven nicht das Mindeste von Seiten der Regierung gethan worden, denn dieß alles lag nicht in dem Wunsche derselben. Nur die Colonien anderer Nationen, die sich ohne Negersklaven durchaus nicht halten können, sollen zu Grunde gerichtet werden, und die Abschaffung dieses Handels ist einer der größten und wichtigsten Vortheile, die England durch den zweyten Pariser Frieden von 1815 erlangt hat. Es ist ihm aber so wenig Ernst mit dieser Abschaffung, behauptet der Verfasser, daß wenn es einst Indien glücken sollte, das Joch desselben abzuschütteln, es zuverlässig zuerst wieder den Negerhandel einführen würde. — Unter die Quellen der in England befindlichen unermeßlichen Reichthümer rechnet der Vf. vorzüglich auch die Schätze, die seit 40 Jahren aus Indien gezogen, und daselbst durch den Handel, durch Monopolien, durch die erbeuteten Schätze der dasigen Landesfürsten, durch Kriegs-Contributionen und durch Erpressungen aller Art gewonnen worden sind. Man wird die Uebersicht, die er davon giebt, nicht ungern hier finden:

Das erworbene Privat-Vermögen der Beamten der Ostindischen Compagnie hat aufs geringste berechnet von 1776 bis 1806 jährlich 1,800,000 Pf. St., und in den zehn folgenden Jahren 1200,000 Pf. St. betragen	68,800,000 Pf. St.
Gewinn aus dem Handel, nach einem sehr mäßigen jährlichen Anschlag	46,800,000 — —
die Hungersnoth in Bengalen, und das Monopol mit Reis	6,000,000 — —
Contributionen in dem Kriege gegen Tippo-Saib im J. 1792	3,000,000 — —
der erbeutete Schatz von Rohilmeda im Jahr 1794	1,000,000 — —
die erbeuteten Schätze von Tippo-Saib im Jahr 1798 in baarem Gelde	18,750,000 — —
an Diamanten und andern edeln Steinen, an Pferden, Elephanten, Waffen und Kostbaren Effecten, zum wenigsten	56,250,000 Pf. St.
Schätze des Nabobs von Carnate, im J. 1801	3,000,000 — —
	203,600,000 Pf. St.

Hierunter sind noch eine große Menge von andern Kriegs-Contributionen und erbeuteten Schätzen der Nabobs und Rajahs, weil sie nicht berechnet werden können, nicht begriffen. Alle diese ungeheuern Reichthümer aber haben sich in den Händen von einer geringen Anzahl von Eigenthümern concentrirt, und werden in keinem Jahre aufgebraucht, weil bei den großen Landbesitzern das Mimogeniturrecht eingeführt ist, und sie auch durch viele neuere Staats-Einrichtungen wesentlich begünstigt werden. Die Reichen werden daher alljährlich noch reicher; die Halbreichen und Wohlhabenden hingegen nähern sich immer mehr der Armuth. Die Landbesitzungen der Reichen sind von so ungeheuerm Umfange, daß z. B. der ganze Weg von Portsmouth nach London, der 12 deutsche Meilen beträgt, nur aus 17 solcher Privatbesitzungen besteht. Der Graf von Cholmondley hat im Jahr 1817 ein aus 40,000 Aeckern bestehendes Landgut für 1,950,000 Pf. St. verkauft.

Andenken an einen literarischen Staatsmann nebst einer Zugabe über Denkreden.

In Weimar ist eine Denkrede auf den verstorbenen Herrn Staats-Minister v. Voigt erschienen. Sie war zuerst als Manuscript für Freunde gedruckt. Nachdem sie aber jetzt durch weitern Abdruck ins große Publicum, und auch uns zugesandt worden ist, so dürfen wir für das liter. Wochenblatt den geeigneten Gebrauch machen. Das Andenken eines vielseitig gebildeten Mannes, der von einer Ehrenstufe zur andern aufstieg und in einem langen Zeitraum unermüdlich gewürkt hat, soll in mehr als einer Rücksicht erhalten und verbreitet werden. Ein solcher Mann war der am 23. Decbr. 1743 geborne, und am 22. März dieses Jahres verstorbene Geheimerath und Präsident des Grosherzogl. Weimarischen Staats-Ministeriums, Christian Gottlob v. Voigt. Er war der Sohn eines braven Justizbeamten zu Allstedt, erhielt auf der Klosterschule zu Roßleben eine classische Bildung, deren Eindruck durch sein ganzes Leben nachwirkte, und auch trockene Berufsarbeiten mit einem höhern Geiste befruchtete. Hauptsächlich von dieser Seite geht sein Nahme diesem literarischen Blatte etwas an.

Indem wir sein politisches Leben übergehen, bemerken wir, daß, wenn ihm gleich die unausgesetzte Berufserfüllung nicht gestattete, den Musen glänzende Opfer zu bringen, er dennoch das stille, aber vielwirkende Verdienst hinterläßt, für Literatur immer gewirkt zu haben, und eine lange Reihe von Jahren für den Flor der Akademie Jena, für Herbeiziehung der tüchtigsten Lehrer, für das Institut der Literatur-Zeitung mit Freude thätig gewesen zu seyn. Neben einem Goethe war er Theilnehmer an des Grosherzogs unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, von denen unter andern so viel Förderndes für das Naturalien-Cabinet und die Universitäts-Bibliothek ausgegangen ist. —

In den Stürmen des Lebens und der Zeiten, die zugleich sein Hausglück und sein patriotisches Gemüth angriffen, fand sich sein Geist immer wieder durch jene classische Kultur gerecht, und diese, verbunden mit einer glücklichen Organisation, gewährte ihm Trost und baldige Fassung. Schwächen des abgeschiedenen Mannes — wer ist ohne sie? — zu berühren gehört der Biographie an, in so weit sie als vollständige Charakteristik und als Menschenspiegel jeder Wahrheitsfreund in dem Gemälde erwartet. Eine solche Schattirung macht auch das Verhältniß der einzelnen Züge zu einander deutlicher, und entwaffnet öfters die Kritik, die gerne an ein gefeiertes Individuum, das doch immer ein Mensch bleibt, Ansprüche richtet, welche nur ein Ideal erfüllen könnte.

Vieles erklärt sich dann genauer oder doch billiger, wenn man annimmt, daß der Staatskundige Mann auch jene Lehre vom Tempel zu Delphos an sich selbst geübt habe, und daß er daher nur dasjenige habe thun und wirken wollen, was ihm seine Selbstkenntniß, bey seiner Natur und Lage, als das Erreichbare darstellte.

Und wissen wir wohl das Schlimme und Irrige, was alles sein gewandter Geist im Stillen abgewehrt und verhindert haben mag? Auch das ist ja Thätigkeit und oft die dem Einzelnen einzig mögliche. Gerade der hochgestellte Mann ist an tausend unsichtbare Fäden mehr gebunden, die oft zu Ketten werden. Wer ihn in der Nähe beobachten konnte, wird als Biograph den Umfang seines Wollens, seiner Kraft, und die Hemmungen derselben von Innen wie von außen zu bezeichnen wissen. Aus der Ferne und ungeschmeichelt ist der vielseitig gebildete Geschäftsmann uns auch als ein höchst arbeitsamer erschienen und des Rühmens werth. Wir genießen unerkannt manche Frucht seines Wirkens und für Alles, was er jemals redlich hier gewollt, wird ein Höherer ihm dort den Preiß bestimmen.

* * *

Wenden wir uns zu der Denkrede auf den Verstorbenen, blos als literarisches Product betrachtet, so können wir ihr das Verdienst einer überaus gelungenen Anordnung und eines mit großer Kunst geschmückten Vortrags nicht versagen, der sich bis an die Grenze des poetischen Ausdrucks gewagt hat. Wir ziehen folgende Stelle aus:

„Was Voigt war und wurde, verdankte er einzig „seinem Verdienste, und jeden (?) Standpunct höhern Wirkens nur der eignen inwohnenden Kraft.

„Wenn wir auf die beschränkten Kreise und „Wünsche seiner Jugend zurücksehen, auf jene still „in sich gekehrte Thätigkeit, der eine kleine Stelle an „der öffentlichen Bibliothek zu Weimar schon Lohn „genug schien, blos weil sie neue Schätze des Wissens öffnete, auf die geräuschlose Wirksamkeit in „angewiesenen Berufskreise, die durch keine Gunst „äußerer Verhältnisse gehoben, ja nicht selten verkannt, den sichern Stützpunct nur in sich selbst fand: „so gewährt es einen eigenen freudigen Genuß, wahrzunehmen, wie die Tüchtigkeit seines Strebens immer mehr äußere Anerkennung findet, je weniger „er darnach begehrt wie er über jede Ungunst der „Zeiten durch stille Beharrlichkeit siegt, ohne kämpfend hervorzutreten, wie edle, einflußreiche Freunde sich ihm anschließen und widmen, ohne daß er „sie aufsucht, wie ein hochgesinnter Fürst seinen „Werth hervorhebt, ohne daß er sich geltend macht, „wie die Kreise seines Wirkens sich immer glänzender erweitern, je bescheidner er sich zurückzieht und „wie sich so, unvermerkt, Ring an Ring, Glied „an Glied zur reichen Ehrenkette aneinander fügt, „mit der wir ihn am heitern Abend seines Lebens „geschmückt finden.

„Ihm bewährte sich jene freundlichere Nemesis, „die Verdienst und Belohnung mit gerechter Waage „abmißt und früher oder später dem Würdigen spendet, was die Laune des Geschicks erst zu versagen „schien.

„Und kann der reiche Inhalt seines Lebens uns „schöner anschaulich werden, als aus den eignen „Worten seines erhabenen Fürsten, der ihm am Tage „seiner funfzigjährigen Dienstfeier schrieb: „Könnte „man alle Ihre guten Handlungen einzeln aufzählen, so würden Sie sich vielleicht selbst wundern, „daß Ein Mann so viel Löbliches, Wichtiges und Schweres habe in funfzig Jahren leisten können."

„Suchen wir nach dem eigenthümlichsten Grund-
„zuge seines Wesens, so finden wir den höchsten
„Ernst der Gesinnung und jedes Strebens mit der
„heitersten Lebenspoesie wundersam gepaart und ver-
„zweigt, ja sein ganzes Naturell von beiden also un-
„getheilt durchdrungen, daß es zweifelhaft bleibt,
„was am meisten zu bewundern sey, ob die conse-
„quente Richtung aufs Reale, Praktische, bey so
„lebhafter Hinneigung zur Ideenwelt, oder die ewi-
„ge Jugend seines Geistes bei so ernster, sorgenvol-
„ler Lebensverwendung."

Knüpfen wir hieran noch eine kurze Betrachtung über Denkreden überhaupt.

Als Mode- und Phrasenkunst scheinen sie meistentheils von dem redeseeligen Frankreich behandelt worden zu seyn, nachdem Kardinal Richelieu sie in der von ihm gestifteten Akademie eingeführt hatte. Dort dienten sie in dem ganzen langen Zeitraum zu einem glänzenden Spielwerke der Eitelkeit, so daß erst noch neulich ein Franzose (in der Minerve) zu behaupten wagte, „daß sich die ganze Erndte Denk-
„reden von literarischen Werth kaum auf ein halbes
„Dutzend belaufe." Und der Grund? Sollte es wohl ein anderer seyn, als daß die hintangesetzte Wahrheit ihre Rache an der Kunst der Lobredner gewiß nimmt, sobald das Augenblicks-Interesse vorübergegangen ist?

Eine Denk- und Lobrede soll zwar keine Biographie seyn; aber sie soll sich nur nicht durch falschen Firniß davon unterscheiden; sondern durch gedrungene Kürze, und durch Schmuck des Vortrags, nicht des Gegenstandes, dem, um das Bild treu und wahr zu finden wohl eine glückliche Beleuchtung, aber keine Verschönerung geziemt. Darum müßte auch in Denkreden nicht aller Schatten fehlen, weil er von Aufrichtigkeit zeugt, die Lichtpartien desto mehr hervor hebt, und das Kunstwerk von der Chinesischen Schattenlosen Bund-Malerei vortheilhaft unterscheiden hilft.

Dieses ist die Mahnung der Wahrheit, die im Gebiete der Kunst eine wichtige Stimme hat, so lange die Welt die Kunst nicht etwa ganz von der Moral trennen will. Wenigstens dachten die Alten so, und man darf nur den Quinctilian befragen. Giebt es eine ehrenvollere Definition des Redners als die, daß er sey: ein redlicher Mann, der geübt zu sprechen wisse? (vir bonus, dicendi peritus.) Also Redlichkeit und Redegabe in Verbindung soll den Meister bilden. Auch der altdeutsche Character, den wir uns doch ja erhalten mögen! nimmt diesen Zug der Redlichkeit in Anspruch. Wir wollen allen Denkreden diesen Wahrheitsgrund und uns übrigens recht viele so schön geschriebene wünschen. Für die von französischer Art und Kunst aber, so deren uns etwa noch vorkommen sollten, sparen wir die Kritik jener wilden Nation auf, die, wie die schöne Sage lautet, in ihrer treuherzigen Natureinfalt noch kein Wort für Unwahrheit in ihrer Sprache besaß. Diese Wilden sagen bey falscher Rede: „Höre Fremdling, du erzählst
„uns das Ding, das nicht ist."

Populäre Arzneykunde.

Herr Doctor Bernt zu Wien hat ein systematisches Handbuch der öffentlichen Gesundheits-Pflege geschrieben, welches wir den wenigen unserer Leser empfehlen, denen ihre und der ihrigen Gesundheit am Herzen liegt. Den Wenigen? nun ja! es ist ja leider bekannt genug, daß die Menschen, so lange sie gesund sind, sich um nichts weniger bekummern, als um die Erhaltung dieses kostbarsten aller Schatze.

Nicht immer möchten wir jedoch dem Verfasser beipflichten. So z. E. wenn er, auf das Beispiel von Pferderaçen sich stützend, die Heirathen zwischen nahen Verwandten billigt, gegen welche die Erfahrung zu laut spricht; oder wenn er den Mehlbrei noch als eines der ersten Nahrungsmittel für Neugeborne anführt; oder wenn er jungen Künstlern, Studenten und Handwerksburschen das Reisen und Wandern nur dann gestattet wissen will, wenn sie geschickt und vaterländisch gesinnt sind. Das klingt fast chinesisch. —

— Ein ungenannter practischer Arzt hat eine Schrift herausgegeben: über die vorzüglichsten Fehler im Verhalten der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden, so wie über die Behandlung der Kinder im ersten Lebensjahre, nicht viel neues, aber viel Gutes und gut gesagt. Alle Vorschriften sind zweckmäßig. Bisweilen treibt der Verfasser seinen Eifer wohl zu weit, z. E. wenn er dem Kaffee und dem Kalbfleisch, von stillenden Frauen genossen, oder dem Rhabarber, neugebornen Kindern eingegeben, so gar viel Schlimmes nachsagt. —

— In den medicinischen Jahrbüchern des östreichischen Staates, theilt der Professor Kern die Geschichte einer aus dem Leibe gezogenen Schuhmacherzange mit. Ein lediger Schuhmacher hatte den sonderbaren Einfall gehabt, diese Zange mit Speichel benetzt in den Mastdarm zu bringen; sie entschlüpfte seinen Fingern und trat einwärts hinter den Schließmuskel des Afters. Dem Doctor

Kern gelang es mit vieler Mühe, durch Hülfe einer Steinzange sie wieder herauszuhohlen. Sie war über 6 Zoll lang, 3 Zoll breit und wog 11 Loth 2 Quentgen. —

Aus denselben Jahrbüchern lernen wir, daß die Ausfuhr des Theriac's aus Venedig ungemein groß ist. Von 1808 bis 1813 wurden ausgeführt 117965 Pfund. Ein großer Theil davon geht nach der Levante. Die Zubereitung desselben ist hier angegeben.

Die Hundswuth im Jahr 1814 bis 1815 betreffend, bemerkt der Doctor Waldinger: unter 46 wütenden Hunden sei kein Fleischer- oder wirklicher Jagdhund, überhaupt keiner gewesen, dem es an Freiheit nicht gemangelt. Die meisten waren Bastarde, schon früher boshaft und beißig. Zwergartige, verkümmerte Spitzhunde wurden wütend auch ohne von andern gebissen zu seyn. So lange er Gelegenheit hatte, wütende Hunde zu beobachten, fand er immer, daß die Wuth nach der Zeit der Begattung eintrat. —

— Der Doctor Heinroth hat lateinisch von dem Willen des Arztes als einem Heilmittel gegen den Wahnsinn geschrieben. Er meint, wir wüßten noch nicht recht, welche Kraft unser Wille ist, oder vielmehr seyn und werden kann. Wem es unmöglich scheine, daß der Wille vom Joch der Begierden loskommen könne, der habe keinen wahren Willen, sondern werde nur getrieben, und so lange gehöre er, bei allem Verstande, unter die Thiere. Frei könne den Menschen nur der Glaube machen, das heiße: das Vertrauen auf das Höchste, was es im Himmel und auf Erden gebe. (Und das heißt —?) — Solcher Glaube könne nur in ein reines Herz kommen, das heiße: ein Herz, das nicht sich selbst, sondern eben dem höchsten lebe, (und das heißt —?) — Diese freigewordene Kraft äußere sich dann als Lebenskraft, als Heilkraft. Dahin gehören denn die thierisch-magnetischen Einwirkungen, ja sogar die Wunder erklärt der Verfasser auf diese Weise, und meint, sie verhalten sich zu den göttlichen Wundern, wie der electrische und galvanische Funke zum Blitz des Himmels. Leicht wird ihm nun der Uebergang zu Behandlung der Seelen-Krankheiten. Merkwürdig ist, daß jedesmal, wenn der Verfasser etwas Unbegreifliches sagt, er es durch eben so etwas Unbegreifliches erklärt. —

— Der Doctor v. Dillenius erzählt, in seinen Beobachtungen über die Ruhr, welche 1812 in der vereinigten Armee herrschte, wie er, mit 600 Kranken, durch den Feind gedrängt, 11 Tage lang in einem großen Schaafstalle im Walde zubringen müssen, wo er, aus Mangel an Arzney, die Kranken sehr reife Heidelbeeren essen ließ, die dort in Menge wuchsen, und siehe da, sie wurden gesund. —

— Der Doctor Wächter hat eine Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwasser geschrieben, in welcher das Wichtigste ein Bericht über die Schwefel-Dampfbäder ist, die Galés in Paris veranstaltet hat. Hier wird durch Wärme der Schwefel verflüchtigt, und umgiebt, sammt der Wärme, den ganzen Körper gleichförmig, mit Ausnahme des Gesichts, welches gar nicht davon beschwert wird. Durch diese Räucherungen, die in ökonomischer Hinsicht allen andern bekannten Methoden vorzuziehen sind, wird die Krätze schnell geheilt. 4800 Kranke werden in St. Louis jährlich an der Krätze behandelt. Geschähe es mit Schwefelsalben, so würde es mehr als 161000 Franken kosten, mit gewöhnlichen Schwefelbädern 197000, mit Schwefeldampfbädern aber kostet es nur 61000 Franken.

— Der Doctor Neumann hat 2 Bände von der Natur des Menschen geschrieben, eine Compilation. Mit seinem dicken Materialismus wird der Verfasser jetzt wenig Glück machen. Krystallisation ist ihm der erste und einfachste Lebensact auf der Erde, der zweyte Wachsthum, der dritte Bewußtseyn (?) Der Gedanke des Menschen ist ihm nichts als eine Aeußerung des Lebens. Durch den Tod geht das Individuum unter, und nur die Gattung besteht in ewiger Jugend. (Trostlose Wissenschaft!) Dem Magnetismus ist natürlich der Verfasser sehr abhold, besonders dem Wolffartschen Bacquet, und wirft den Berlinern vor, daß sie Stricke melken. —

— In Kopp's Jahrbuch der Staats-Arzneykunde wird, bei den epidemischen Krankheiten, auch des gelben Fiebers gedacht. Die Furcht davor scheint in Deutschland ziemlich verschwunden zu seyn, seit dem der Feind aus dem Orient, die Pest, neuerlich bis Fiume vordrang. Die weise preußische Regierung ließ sich indessen durch zu große Sicherheit nicht einschläfern; sie sandte noch im vorigen Jahre den Staatsrath Langermann nach Helgoland, um ganz im Stillen die dänischen Quarantaine-Anstalten prüfen zu lassen. Dieser thätige und einsichtsvolle Mann brachte bei der heftigsten Brandung, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit, viele Tage und Nächte an der Küste zu, landete an mehrern Orten, und sah leider bald ein, daß diese Anstalten allein nicht hinreichend seyn würden, uns vor der abendländischen Pest zu schützen.

— Ein gallsüchtiger Jenaer Recensent meynt, Kopp habe unrecht zu glauben, daß im ärztlichen Stande das Genie nicht erstickt werde. „Jedes Aufkeimende, sagt er, wird hier am meisten gehaßt und verfolgt, und die Söhne und Vettern, durch Tanten und Basen schon in einen Stall gebracht, schmutzige Juden und Gaumer durch Buhldirnen und magnetisirtes Gesindel verdienten Männern vorgesetzt." Jetzt sei die Zeit, „wo man nicht das Genie an die Spitze stelle, sondern wo polizeyliche Spürhunde jeden Winkel durchkriechen mögten, um, wenn auch nicht Sansculotten, doch Sanscravatten zu riechen." Derselbe sagt: die Fürsten meynten es mit ihren Völkern eben nicht übel, aber „gebt ihnen eine andere als die gewöhnliche militairische Erziehung, und sie werden noch besser werden. Sie kennen ihre Völker nicht u. s. w." Die meiste Galle schüttet er über die Leibärzte aus, welchen er alle nur mögliche Schlechtigkeiten aufbürdet. Vermuthlich hat ihn ein Leibarzt einmal auf den Fuß getreten. —

— Ein Apotheker zu Tyrnau in Ungarn, Nahmens Schuster, hat, für starkwirkende Arzneyen, Tropfgläser erfunden, aus welchen nie mehr als Ein Tropfen heraus fallen kann, der immer gleich groß und schwer ist. Eine gering scheinende, allein fürwahr sehr nützliche Erfindung, deren sich bereits mehrere Apotheker in Ungarn mit großer Sicherheit bedienen. —

— Der Land-Physikus Paulizky hat schon vor 20 Jahren eine Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege herausgegeben, welche drey Auflagen erlebte, und nun, da sie mangelhaft war, von dessen Sohne neu bearbeitet und vermehrt an's Licht gestellt worden. Ein sehr gutes Buch für Landleute, die Alles darin finden werden, was zur Beförderung und Erhaltung ihrer Gesundheit dienlich ist. —

— Gall und Spurzheim sind in einem englischen Werkchen, drei Vorlesungen betitelt, häßlich mitgenommen worden. Voran steht eine Caricatur, das Zimmer eines Craniologen, der beschäftigt ist, den Kopf eines Mönchs auszumessen. Spurzheim hat die 27 Organe seines Lehrers noch mit fünf neuen vermehrt, und der schalkhafte Verfasser der Vorlesungen fügt noch ein sechstes hinzu: das Organ des Glaubens an Craniologie, Physiognomie, Astrologie, Gespenster u. s. w., ein Organ, welches der Magnetismus jetzt sehr häufig entwickelt.

— Ein Mitarbeiter am Hesperus eifert gewaltig gegen den Thee, und behauptet mit Zimmermann, daß die gänzliche Ausartung der Chinesen, ihr Stumpfsinn, ihre Characterlosigkeit u. s. w. durch das Theetrinken bewirket werde. — Ein anderer, eben daselbst, hat einen sehr verständigen Brief an eine Mutter über die Mahlzeiten der Kinder geliefert, wozu der Herausgeber eine Note macht, die wir jedem unserer Leser zur Beherzigung empfehlen: „aber wir Erwachsene sollten auch in Wahl und Zahl der Speisen, zu unserem eignen Heil, wieder zur goldnen Einfachheit zurückkehren. Was in der Regel über drei gut zubereitete und gehörig gefüllte Schüsseln hinausgeht, ist Ueberfluß, und eine Schwachheit, daß wir noch immer dem Gast dadurch eine Ehre zu erweisen denken, wenn wir es durch die Menge der Gerichte darauf anlegen, ihm den Magen zu verderben. Von dem hier verschwendeten Ueberfluß könnten alle Arme der Monarchie reichlich versorgt werden, und es bedürfte kaum eigner Armen-Versorgungs-Anstalten. Die Zeit wird doch auch noch kommen, wo die Verständigen über eine ungefähre Tisch- und Speiseordnung bei gegenseitigen Besuchen übereinkommen, dabei mehr wahren Genuß, weit weniger Plage im Hause, (besonders für die Frauen,) weit weniger Ausgaben haben werden u. s. w. Wir hören von Vereinen zu Verbannung ausländischer Fabrikwaaren; aber Vereine zur Verbannung inländischen Ueberflusses und des Tafelluxus, Befreyung von der Knechtschaft blos herkömmlicher Sitten und Vorurtheile, lägen uns wohl näher, besonders in einer Zeit, wie die unsrige."

— In Mannheim hat zwischen zwei Aerzten sich ein Zwist entsponnen, der folgende Schrift veranlaßt hat: die ärztliche Berathung, ihr Vortheil und Mißbrauch, ein abgenöthigtes Wort von Dr. Schuler. Hierauf erschien: Seitenstück zu dem Tagesblatt: die ärztliche Berathung u. s. w. von Dr. Zeroni. Diesem folgte wieder: zweites Umlaufschreiben an meine Freunde ꝛc. von Dr. Schuler; und hiermit scheinen die Acten geschlossen zu seyn. Der erstern dieser Schriften ist eine Krankengeschichte in lateinischer Sprache beigefügt, der zweiten dieselbe in deutscher Sprache. Der Dr. Z. hat dem Dr. S. vorgeworfen, er habe das Aderlassen verabsäumt, der Dr. S. hat sich gegen diesen Vorwurf vertheidigt. Wer von beiden Recht habe, gebührt keinem Layen zu entscheiden. Wir haben nichts weiter daraus gelernt, als daß der Kranke gestorben ist. —

— In Attenhofers medicinischer Topographie von Petersburg, ein sehr brauchbares Werk, hat sich folgender comischer Druckfeh-

ler eingeschlichen: „Einige hiesige ausländische Aerzte hängen noch mit unwandelbarer Treue an dem veralteten Zaarischen Systeme. —

— In einer Göttinger Recension des Buches über den thierischen Magnetismus von Stieglitz heißt es: „weitläuftiger als es gewöhnlich der Raum dieser Blätter erlaubt, ist diese Schrift angezeigt, weil ihr Inhalt äußerst wichtig und noch weniger bekannt zu seyn scheint, als er es zu einer Zeit verdient, wo viele Krankengeschichten für den glänzenden Erfolg des Magnetismus in Umlauf gesetzt worden, und großen Eindruck vorzüglich auf solche machen, die der Prüfung derselben am wenigsten gewachsen sind; zu einer Zeit, wo die Schlafredner wie Orakel befragt werden, um der Zukunft zu entreißen, was der menschenfreundliche, in der Vorhersagungskunst geübte Arzt, oft mit Aufopferung des eignen Ruhms, der Gegenwart verbirgt und gern der Zukunft zur Enthüllung überläßt; zu einer Zeit, in welcher man kein Bedenken trägt, selbst Kinder in die Sprache derselben einzuweyhen, und durch sie Angst und Schrecken in Familien zu verbreiten. —

— In der Bibliothek der practischen Heilkunde wird, bey Anzeige der Schrift von Pfaff über und gegen den thierischen Magnetismus, behauptet: Beweise a priori gegen die Möglichkeit der Wunder des Magnetismus gebe es nicht, wenn diese Wunder auch noch so fabelhaft klängen, und dem Reiche der Mährchen anzugehören schienen. (!) —

— In Hufelands Journal erzählt der Professor Dzondi in Halle, wie er aus der Haut der Wange ein neues Augenlied gebildet hat. Die Operation war äußerst schwierig, gelang aber vollkommen. Sogar Versuche machte er, um Augenwimpern einzupflanzen. Einige der Härchen blieben wirklich fest, wenigstens saßen sie noch, als der Operirte Halle verließ. Das neugebildete Augenlied sah dem andern so ähnlich, daß, wer von der Kur nichts wußte, wenig oder gar nichts davon bemerkte. —

— Dasselbe Journal liefert die Geschichte eines Biertrinkers, der 1817 in Berlin starb. Schon in seiner zarten Jugend begleitete er den Vater in dessen Abendgesellschaften, wo viel Weißbier getrunken wurde, und hatte es im 7ten Jahre bereits so weit gebracht, daß er 5 Quart (15 Pfund) täglich zu sich nehmen konnte. Sein Durst war bald nicht mehr an gewisse Stunden und Zeiten gebunden, er fühlte ihn unaufhörlich und befriedigte ihn wo er konnte. Er war Musiker und berühmt als ein Mann, der sich vorzüglich auf Stimmung musikalischer Instrumente verstand. Dadurch erwarb er hinlänglich die Mittel, seiner Neigung nachzuhängen, und so trank er täglich 18, an heißen Sommertagen auch wohl 25 Quart Weißbier. Dabei ist nur zu verwundern, daß er 60 Jahr alt geworden. Nach seiner eigenen Berechnung, hat er in dieser Zeit über 3000 Tonnen Bier getrunken. Er war von mittler Gestalt und starkem Gliederbau, fleischig aber nicht fett, aß mit gutem Appetit, war stets frohen Sinnes und voll Witz. Bei alle dem aber gutmüthig, wie die meisten Trinker, und mit der ganzen Welt in Frieden. Bei den Gelagen seiner Freunde war er, als ein stets heiterer Mann, immer willkommen. Er war nie krank, nicht einmal kränklich. Was noch ferner von seiner eben so heroischen Liebe für das schöne Geschlecht erzählt wird, ist nicht minder erstaunenswerth, muß aber in dem Journal selbst nachgelesen werden. —

Kurze Nachrichten.

Die Bodethäler im Unterharz. Diese hat ein Herr Geheimer Hofrath beschrieben. Die Bode ist der größte unter den Harzflüssen, und bildet in ihrem Fortlauf vom Gebirge herab, in den tiefsten Einsenkungen das schauervollste und reizendste Thal, auch das längste unter den Harzthälern, der Fluß entsteht aus zwei Quellen die warme und die kalte Bode genannt, die sich in der Gegend der Ruinen der Königsburg vereinigen und dann der Saale zufließen. Indem der Reisende diese Bodethäler verfolgt, stößt er auf die interessantesten Naturpartien, z. B. die Roßtrappe u. s. w. Wir geben der Idee des Verf. Beifall, den öftern Beschreibungen der Berghöhen auch einmal die Beschreibung von Niederungen und Thälern beizugesellen, die uns oft in ganz eigene Stimmung, in stillere Gefühle, in eine Einkehr in uns selbst zu versetzen geeignet sind. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß Reisenden nach dem Harze eine solche Beschreibung willkommen seyn. Der Verf. hat oft die in ihm entstandenen Gemüthsbewegungen, und moralische Ansichten eingemischt, bey denen man aber Neuheit und Individualität zu sehr vermißt. Der oberflächlichste Beobachter würde das Nämliche äußern können.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 51. Rede wahr, scheue Niemand 1819 Juny.

Dramatische Literatur. (Beschluß.)

— Die dramatischen Werke von Andrieux sind erschienen in 3 Bänden, Lustspiele in ächt französischem, aber nicht mehr ganz alt-französischem Geschmack. Ueber die Veränderung die, seit Moliere, mit dem französischen Lustspiele vorgegangen, bemerkt Andrieux ganz richtig: „Es scheint, so oft ein neues Lustspiel auf dem Theatre français aufgeführt wird, daß die Zuschauer ängstlich auf ihrer Huth stehen, sich ja nicht vom Vergnügen überraschen zu lassen. Der Dichter soll sie zum Lachen reizen, aber nur mit Maaß und Würde." — Regnard, dessen Stücke bey manchen Fehlern doch wahrhaft komisch sind, dürfen nicht mehr erscheinen. Denn critisiren wollen die Zuschauer, nicht mit heiterm Sinne sich ergötzen. Alles muß haarfein und geschliffen seyn; darum ist auch bey dem sehr geschliffenen Andrieux an ein herzliches Lachen selten zu denken, obgleich er die Rechte der alten Schule wieder herstellen möchte. Das Komische in seinen Stücken ist durch tausend Rücksichten beschränket, und immer merkt man ihnen die Aengstlichkeit an, ja nirgend gegen das zu verstoßen, was in diesem Augenblicke für guten Geschmack gilt. Sprache und Styl sind sehr elegant und gefeilt; auch ein zartes moralisches Gefühl herrscht in diesen Lustspielen. Wir wünschen (mit dem Recensenten in den Göttinger Anzeigen) dem deutschen Publicum einen Theil der Feinheit dieses Geschmackes, aber nur nicht so haarfein, daß über dem beständigen Streben nach Eleganz und Decenz, welches sich bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten erstreckt, jede große und kräftige Würkung der Kunst ganz verlohren gehe. —

— In den Heidelberger Jahrbüchern sagt ein gallsüchtiger Recensent von Grillparzers Ahnfrau, daß die Parzen, die diese Tragödie gesponnen, eitel Grillen sind. (Ein armseliges Wortspiel.) „In der That, fügt er hinzu, wenn man sieht, wie ein solches Stück so viel Aufhebens machen, in kurzer Zeit zwey Auflagen erleben, einige Jahre hindurch mit großem Beyfall gegeben werden, wie es einer Menge von Journalen unerschöpflichen Stoff zu Kritiken geben kann; wie Schauspieler, um eine Fratze wie Jaromir darzustellen, alle ihre Kraft aufbieten mögen; dann möchte man an dem deutschen Publikum, an den Wortführern in ihm, und an seinem Theater verzweifeln." — (Gewiß ist der Recensent ein verunglückter dramatischer Dichter, dessen Werk, statt einige Auflagen, einige Niederlagen erlebt hat. Uns fiel dabey eine Stelle aus dem Gilblas ein, (3r Theil 6s Kapitel) „Ich ging in die Komödie und fand eine zahlreiche Versammlung. Noch ehe das Stück anfing, hörte ich rings um mich her Dissertationen über dasselbe, und bemerkte, daß Jedermann sich zum Richter aufwarf. Der eine erklärte sich für, der andere gegen dasselbe. Gab es jemals ein besser geschriebnes Werk? hörte ich zu meiner Rechten sagen. Ein elender Styl! wird zu meiner Linken geschrien. Fürwahr, es giebt viele schlechte Autoren, allein man muß bekennen, noch mehr schlechte Critiker, und wenn ich an den Ekel denke, den dramatische Dichter empfinden müssen, so erstaune ich, daß es deren noch giebt, die kühn genug sind, der Unwissenheit der Menge wie jenen Halbwissern zu trotzen, die bisweilen das Urtheil des Publicums irre leiten." Allerdings ist die Ahnfrau kein Meisterstück, aber daß der Verfasser derselben den göttlichen Dichterfunken in sich trage, haben wir schon im ersten Bande dieser Blätter irgendwo geäußert, und wir vernehmen, daß er seitdem durch seine Sapho unser Urtheil bestätigt hat.) —

— Der dramatische Almanach von Kurländer für das Jahr 1819 enthält mehrere recht artige Kleinigkeiten, deren Stoff zum Theil aus fremden Sprachen entlehnt, deren Bearbeitung aber eigenthümlich ist. Am meisten gelungen scheint uns der Schiffs-Capitain. Ein leichter, fließender Dialog ist ein Vorzug dieser Spiele, deren Verfasser mancher guten Gesellschaft um so willkommner seyn wird, da er anspruchlos auftritt. —

Literarische Anzeigen.

Ueber den Mythos der Sündfluth, von Philipp Buttmann. Berlin 1819.

Diese eben so gelehrte als scharfsinnige Abhandlung erweckt durch ihren Stoff schon allgemeines Intresse, wird aber durch die Behandlung für Gelehrte und Layen gleich anziehend. Nur auf dem Wege

Ausgegeben den 11. Juny.

solcher Forschungen ist es möglich, Lichtstrahlen in die Nacht der Urgeschichte zu tragen; die alten Namen sind die Punkte, an die wir uns halten müssen, um den Weg durch ihre dunkeln Gänge aufzufinden; wie Leichensteine stehen sie da, deren sinnige Inschrift den Inhalt der Gräber ahnen läßt, denn an Namen knüpfte, wie schon Herder bemerkt, der Orientale seine Geschichte. Auf diesem Wege hat auch Herr Buttmann seine Forschungen angestellt, deren Resultate wir kurz mittheilen wollen. Zuerst leitet ihn der Unterschied zwischen Jehovah und Elohim auf eine Berichtigung des Textes. Einige mosaische Urkunden nemlich brauchen für Gott, den Ausdruck Jehova, andere Elohim. Nach genauer Prüfung findet ein Unterschied statt zwischen solchen Urkunden, und Herr B. glaubt bemerkt zu haben, daß die Jehovaurkunden vorangehen, denen mit dem Namen Elohim; obgleich auch diesen eine älteste Poesie zum Grunde liegt, welcher nur die spätere Behandlung ihren Glanz benommen zu haben scheint. Die Geschichte der Sündfluth enthält nun theils Elohim- theils Jehovaurkunden; Herr B. sucht die Geschichte wie sie nach den Jehovaurkunden gelautet, hervorzuheben. Den Sinn der Mythe aber faßt Herr B. so: fast alle alten Völker trugen sich mit einer Sage von einem edlen Geschlecht der Menschen, auf denen der Geist Gottes geruht, und die deshalb Söhne Gottes genannt wären, und gleichsam Gottes Stelle auf Erden vertreten hätten. (Sollte unser Adel seine Geschlechtstafeln nicht bis auf sie zurückführen können?) Diese seyen durch Vermischung u. s. w. gesunken, und wenige nur hätten den alten Seelenadel bewahrt; darum sprach Gott: Cap. 6, v. 3: sie wollen sich nicht mehr von meinem Geist regieren lassen (d. i. von den Söhnen Gottes) darum will ich sie vertilgen. Die ganze übrige Erzählung von der Fluth ist einfach und in sich klar. Der Bund Gottes mit den Menschen hat den ethischen Zweck, das Zutrauen der Menschen zu Gott zu erhalten. Der Regenbogen, fest aufstehend auf der Erde, wölbt sich hinauf in den Himmel, und scheint so ein Band zwischen Gott und den Menschen. In dem Namen Noah erkennt Herr B. einen Gott des Wassers, der als solcher die große Fluth gesendet, an dessen Person aber, als Mensch, die schöne Sage geknüpft ward. Er sucht dies mit Ableitungen zu bekräftigen, da die Silbe na, von nahar (dem Fluß) bis zum Neptun der Römer, immer Wasser bedeute. Dazu komme die Sage, daß Noa den Wein erfunden. (Die eigentliche Bedeutung des Worts (נֹחַ) (Noach) ist Ruhe; daher hat sich Herr de Wette mit Herrn B. in Kampf begeben) Das Gebirge Ararat setzt Herr B. mit den meisten neuern nach Armenien, vielleicht nach Münzen zu urtheilen, die Herr Eckhel bekannt gemacht, um Apamea. Es finden sich nämlich aus den Zeiten des Septimius Severus Münzen von dieser Stadt, welche einen auf den Fluthen schwimmenden Kasten darstellen, worin ein Mann und eine Frau zu sehn. Auf dem Kasten sitzt ein Vogel, ein andrer fliegt heran einen Zweig mit den Füßen haltend. Auf 3 Exemplaren dieser Münzen sind am Kasten deutlich die Buchstaben NΩ (No) zu lesen." Herr B. verbreitet sich dann über die Mythen andrer Völker von einer Fluth, und bringt durch eine kühne Vermuthung den Sisuthos der Assyrer mit dem Hundsstern Sothis der Aegypter, mit Sesostris und Seth in Verbindung. Wir beschließen die Anzeige mit dem Wunsch, daß Herr B. über ähnliche Gegenstände ähnliche Abhandlungen uns schenken möge.

Graf von Schwarzenberg. Schauspiel von Wilhelm von Schütz. Berlin 1819.

Uns dünkt, daß das vorliegende Schauspiel, in Rücksicht auf die Behandlung, zu den bessern Producten neuster Zeit in diesem Fach gehöre. Wir geben aber zu bemerken, daß der Stoff allzu politisch sey, um das Intresse eines großen Publikums zu erwecken; daß zum Verständniß eine genauere Kenntniß der Geschichte gehöre, als sich von jedem Zuschauer oder Leser erwarten läßt; ein Fehler den die Kürze der Handlung, die so viel zu ergänzen läßt, und dunkle Reden öfters noch erhöhn. Der ganze Gang des Stückes ist politisch; die Tendenz ist Entlarvung eines Ministers, der sein Land verrathen hat, (man sieht eigentlich nicht recht warum?) Um nun den ermüdenden Gang der Handlung zu beleben, ist das Intresse der Liebenden eingeflochten, das aber nach unserm Gefühl nicht genau genug mit dem Hauptgang der Handlung und mit dem Held des Stücks, dem Minister Schwarzenberg zusammenhängt; hiedurch ist die Einheit gestört. (Glücklicher hat dies Schiller in seinen Piccolomini's vermieden.) Wir möchten das Ganze einem Bild vergleichen, dessen wohl ausgeführter Hauptfigur, weil sie nicht genug Intresse hat, Beywerke beygegeben sind, die das Auge mehr auf sich ziehn, und so die Ruhe stören. — Der Stoff ist der preußischen Geschichte entnommen, die Zeit fällt nach der Mitte des 30jährigen Kriegs. Von Schwarzenberg, Minister des schwachen Churfürsten Georg Wilhelm sucht diesen, zum Besten Oestreichs, von der Union und dem Bündniß mit Schweden abzuziehn. Beydes gelingt; die protestantische Cavallerie wird

den Oesterreichern übergeben, und die Schweden, nunmehrige Feinde, verheeren die wehrlose Mark. Diesem Jammer macht der Tod des Churfürsten und die kräftigen Maasregeln seines Sohns, Friedrich Wilhelm, (der große Churfürst genannt) ein Ende. Nach seiner Thronbesteigung wird Schwarzenberg entlarvt und gestürzt. So mager der Stoff ist, so hat ihm der Verfasser doch viel Mannigfaltigkeit zu geben gewußt, und mehrere Scenen sind sehr gut gelungen; mit Zeichnung der Charactere muß man meistens zufrieden seyn. Die Sprache ist edel und beurkundet eine ziemlich geübte Feder, bisweilen jedoch ist sie etwas rauh, und Härten, wie: „Der Krieg stürmt aus" „die ausruhende Stille" u. s. w. ingleichen verschiedene rhetorisch geschraubte Stellen, fallen unangenehm auf. Zur Probe theilen wir folgende Stelle aus dem 5ten Act mit, Worte der beunruhigten Agnes, Tochter des biedern Generals Burgsdorf:

„Wenn stets es wär' wie zwischen Nacht u. Morgen,
„Wie zwischen Tag und Nacht, so wär' ich froh.
„Zwar will dann selbst sich die Natur verwirren
„Umriß und Farb' des Auges alt' Entzücken
„Verliert sich, und die Brust ergreifet Wehmuth,
„Weil alles Wesen in der Dämmerung
„Sich selbst und die Gestalt, entsagend aufgiebt.
„Der bloße Schein am Hügel wird befragt,
„Ob er nicht einst des Baches Glanz gewesen,
„Die graue Nebelflut, ob sie die Hecke
„Nicht war mit Festtagsrosen treuer Liebe.
„Schwankt dann die Hoffnung auch, so kommt der Tag doch,
„Entweder wieder mit dem alten Leben,
„Oder die Nacht preßt den balsam'schen Wein,
„Des süßer Duft das Dunkel, wirklich aus,
„Dem wir entschlürfen den berauschenden
„Geist der Erinnerung des Entschwundnen,
„Statt jener Anmuth selbst, die nicht rückkehrt."

Caspar Friedrich Lossius. Herr Müller, sein Schwiegersohn, Conrector zu Naumburg, hat uns die Biographie dieses Mannes geliefert, der, wenn er auch nicht zu den epochemachenden Geistern gehört, durch seine stille Wirksamkeit, als treuer Lehrer, und als Pädagoge in seinem Beruf, dies Denkmal wohl verdient. Nur dünkt uns der, der es ihm gesetzt, (obgleich er es nach seinen Verhältnissen am besten gekonnt hätte, da ihm der schriftliche Nachlaß des Verstorbenen zu Gebote stand, den er benutzt zu haben versichert,) nicht der rechte Mann, oder vielmehr: er hat es nicht auf die rechte Art gethan. Das Leben des Verstorbenen ist so einfach, und außerhalb dem Kreis seiner Bekannten von so wenig Intresse, daß es sich in die Worte fassen läßt: Lossius ward geboren 31. Jan. 1753 zu Erfurth; studirte (unter Wieland) daselbst und in Jena, wurde Diaconus an der Andreäkirche in Erfurth und starb 26. März 1817. Vorliegende Biographie enthält, außer einigen nicht gut gewählten Auszügen aus des Verstorbenen Tagebüchern, in 273 Seiten eine ausgedehnte, über die kleinlichsten Umstände sich verbreitende, Beschreibung des Lebenslaufes, deren Langweiligkeit durch den Styl oft erhöht wird. Die Wirksamkeit unsres Lossius war auf 3 Punkte gerichtet: auf die treue Seelsorge seiner Gemeinde, auf den Unterricht ihm anvertrauter Kinder (besonderes Verdienst hat er um die Töchterschule zu Erfurth) und auf schriftstellerische Thätigkeit. In diesem Fach erhalten ihn sein: Gumal und Lina, seine moralische Bilderbibel, seine moralischen Erzählungen für die Jugend, u. dgl. wohl bey Alt und Jung im Andenken. Zur Mittheilung für unsre Leser eignet sich in vorliegender Schrift wenig oder nichts. Einen Zug aber, der für die 90er Jahre characteristisch ist, glauben wir nicht übergehn zu dürfen. Ein bejahrter Rector lehrte in einer Cadettenschule; er ertrug die Neckereyen seiner Zöglinge, unter denen die gewöhnlichste war, daß sie ihm im Vorübergehn auf die Füße traten, lange mit Geduld. Als dies einmal wieder vorfiel, übereilte ihn die Hitze; er bestrafte den Thäter mit einer Ohrfeige, bat aber darauf wegen der Uebereilung um Verzeihung (!) Die Sache kam vor den Gouverneur; er läßt den Rector mit Wache herbeyholen, und vor den versammelten Offizieren, auf öffentlicher Parade muß der Knabe seinem Lehrer den Backenstreich zurück geben (!!) Der edle Gouverneur hieß von Wartensleben. !!!

Die Grabschrift, die Lossius mit einem Rosenstrauch auf seiner Mutter Grab gesetzt, möchte wohl mit einer kleinen Umändetung auf ihn selbst anwendbar seyn:

Wer hier vielleicht in späten Tagen,
Vorübergehend eine Rose bricht:
Dem wird es zwar ein Leichenstein nicht sagen,
Wer unter diesem Strauche liegt:
Allein er wird's in diesem Bilde lesen,
Es sey ein edler, guter Mann gewesen!

Ein neues Schauspiel: „Orgueil et Vanité" hat in Paris Beifall erhalten. In einem der neuern Stücke des Moniteur ist unter andern folgende artige Bemerkung darüber gemacht. „Der Verf. des „Stücks konnte nicht hoffen, uns rechte neue Züge „darzustellen. Seitdem sich die Menschen in den

„Gesellschaftlichen Verein begeben haben, existirt „eine große Komödie unter diesem Titel, deren Auf„tritte täglich überall, bey Hofe, in der Stadt, auf „dem Dorfe gegeben werden. Man kann behaup„ten, daß alle Classen der Gesellschaft ihren eignen „Stolz, ihre anklebende Eitelkeit haben. Mitten „unter ihnen kommen dann Einige zum Vorschein, „die die Farbe erhöhen, die das Laster und das Lä„cherliche was jene Namen führen, bis auf die „Spitze treiben. Aber giebt man diese Züge den „Zuschauern zum Besten, so hält es schwer, ihnen „etwas Neues zu sagen, sobald sie die Welt nur ein „wenig kennen. Und wer aufrichtig mit sich selbst „umgeht, der wird ohne Mühe erkennen, daß der „der Bescheidentste ist, der die kleinste Portion Stolz „und Eitelkeit besitzt." Die Arbeit des Verf. soll sich mehr dem Drama als der Comödie nähern, und den Glorieux des Detouches nicht verdunkeln. —

Französisches Theater. Aus Achtung für das Publikum und für die Männer von Literatur, die sich immer über den Mißbrauch der Urlaubs-Ertheilungen beklagt haben, haben die französischen Komödianten einen Aufschub von 2 Jahren für dergl. Urlaub ausgewirkt. Man sieht, daß die Pariser Schauspieler eben so gern auf die Wanderschaft gehen, als bey uns die Künstler, auch die Nichtvirtuosen aller Art. Es sind oft Speculationen, um ihre Talente dem Meistbietenden zuzuschlagen. Manche Professoren wechseln ihre Katheder eben so leicht. Pecunia quaerenda primum.

Die nach einem großen und umfassenden Plane angefangene Revue Encyclopedique hat ihren Fortgang und soll sehr interessante Artikel in vielen Fächern liefern. Es erscheinen monatlich 12 Blätter.

Von der vollständigen Ausgabe der Oeuvres de Bernardin St Pierre, mises en ordre et précedées de la vie de l'auteur par S. Aimé Martin, ist wieder eine neue Lieferung erschienen. Wir wollen es für Liebhaber der Schriften des trefflichen Mannes anmerken, die diese schöne Ausgabe vielleicht noch nicht kennen. Jeder Band der ordinären Ausgabe kostet 7 Franken.

Cromwell. Als ein sehr wichtiges literarisches Product wird: L'histoire de Cromwel par M. Villemain (Paris 2 Tom. 12 Frcs.) im Moniteur angezeigt. Es soll mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschrieben seyn, sich aber auch zugleich durch schönen Styl und Gabe der Darstellung auszeichnen.

Voltaire. Zum großen Aerger der französischen Krüdner, der Frau von Genlis und ihres männlichen Anhangs, ist die erste Lieferung einer neuen Ausgabe der Werke von Voltaire erschienen, die ein Herr Rainouard besorgt. Sie soll in 60 Bänden in 8. bestehen, 160 Kupfer enthalten, und 450 Franken kosten. Es scheint also doch, daß man den gottlosen Mann noch immer lieber ließt, als den frommen Conservateur, und die erbaulichen Missionsnachrichten aus einigen Departements. Nun, der Frau von Genlis ihre Schuld ist es gewiß nicht. Ihre Feder thut ja das Möglichste, um den Kredit der großen Schriftsteller Frankreichs herabzubringen. Bis jetzt hat sie nur keinen Ersatz dafür zu geben gewußt.

Eine Sächs. Jubelschrift.

Wir Deutschen sind reich an Wörtern, die einen Zustand der Freude, der Fröhlichkeit, der Lust, der Wonne, des Entzückens ausdrücken, und wir haben auch das Jubiliren der Alten unserm Wortschatze der Fröhlichkeit noch beigefügt. Wenn wir nur auch eben so reich an Zuständen und Ereignissen wären, wo man alle die Abstufungen einer frohen Existenz auszudrücken hätte. Wir müssen das Beste hoffen, und mit Spaß und Vergnügen vorlieb nehmen, wenn die Freude fehlt.

Eins der schönsten Schauspiele ist die fröhliche Bewegung in einem ganzen Volke, und diese haben wir kürzlich in Sachsen erlebt. Dem Deutschen, der (im Contrast mit den Franzosen) mehr Freude in der Seele, als Munterkeit im Geiste hat, und daher nur in Intervallen heiter wird, muß man das Privilegium der Jubelfeste ausüben lassen, ohne über irgend eine Art des Jubels der Kritik eine Stimme zuzugestehen. Hier steht der gute Wille der höchsten Kunst gleich. Ein solches Privilegium kann aber nur für des Festes Dauer gelten; Handlungen, die darüber hinausreichen, fallen der Kritik wieder anheim. Zu denen letzterer Art müssen wir ein literarisch-artistisches Produkt rechnen, das unter dem Titel: „Sachsens Fürsten" ins Publikum gebracht worden ist. Herr Roßmäßler jun. hat diese Fürsten in (wie es heißt) wohlgetroffenen Bildnissen, und Herr Diakonus Kreußler in Wurzen hat kurze Erläuterungen dazu geliefert. Die Zueignung an den König in gereimter Prosa vergleicht ihn Roms Augusk. Eine Vergleichung, die so abgenutzt, als wenig schmeichelnd ist, weil man jenen römischen Rollenspieler einem der anerkannt redlichsten Regenten gegenüberstellt.

Die Bildnisse fangen schon mit dem fabelhaf-

Digitized by Google

ten König der Sachsen Harderich an, der 70 Jahre vor Christi Geburt soll gelebt haben, und die Erstern großentheils gehören gar nicht zu unserm Fürstenstamme aus dem Hause Wettin. Für wohlgetroffen können wir jene Bildnisse auch nicht halten, so lange uns Herr Roßmäßler nicht nachweißt, welchem Maler die Könige und Fürsten Anserich, Mairbode, Wittgisel, Hengst, Hatwacker ꝛc. gesessen haben? die bunte Titel-Vignette stellt Wittekinds Taufe vor, auf welcher der Täufling eher einem auftauchenden Laubfrosch als dem alten Sachsenkönig ähnlich sieht. Der Bildnisse würdig sind die kurzen Erläuterungen, welche auch flache und leere heißen könnten, indem sie von den Fürsten selten das Würdige, oder eine dem Lande wohlthätige Haupthandlung erzählen, was doch an diesem Jubelfeste eine zweckmäßig schöne Einheit des Gesichtspunctes für die ganze Regentenreihe gegeben haben würde. Statt dessen erzählt Hr. Kreußler, wie Churf. August I. Schnitzer gegen die lateinische Sprache gemacht, und eine Tonne Goldes drum habe geben wollen, wenn alle nomina in a weiblichen Geschlechts wären; von der schönen Gemahlin Joh. Georg II. Erdmuthe Sophia rühmt er ihre Gelehrsamkeit, und führt zum Beweis mit an, daß sie „das christliche Herzschreinlein" geschrieben habe, u. s. w.

Begeisterung kann nicht die Quelle eines Opus gewesen seyn, das keine Spur davon an sich trägt. Als merkantile Speculation verdient es diese ernstliche Rüge, denn sein innerer Werth wird mit 3 Thl. 20 Gr. — viel zu theuer erkauft.

Der alte Adam.

„Auch heute noch gleicht der Mensch seinem Urvater; er weiß das Paradies nicht zu missen, und sich doch in ihm nicht zu lassen! den himmlischen Garten möchte er behaupten, und daneben sich mit dem Schürzchen aus Feigenblättern putzen, den verbotenen Apfel schmaußt er so gern, aber das feurige Schwert des exilirenden Engels soll seiner schonen. O wunderliches Geschlecht, das immer von Wunderbarem spricht, wenn es seiner Amphibiennatur, seines Bivouaks zwischen Geist und Thier gedenkt, das es Leben nennt! und eitel Geschlecht! wie magst du den Stammbaum deiner Abkunft und deines adlichen Seyns vor der Geschichte aufschwören, vor ihr, deren eine Wange glühend vor Schaam, die andere bleich von Schrecken über dich ist!" — So schreibt der Verfasser des alten Adams, einer neuen Familiengeschichte S. 119 im ersten der beiden Theile, die wir vor uns haben, und wir heben die Stelle aus, weil sie uns den Gesichtspunkt dieser Familiengeschichte anzugeben, und den Titel begreiflicher zu machen scheint. Wenn dieser Roman nicht aus der Feder des Verf. des goldnen Kalbes geflossen ist, so ist er doch gewiß von einem Zwillingsbruder, der alle Schönheiten und Fehler des Styls mit jenem theilt. Glänzendes Colorit und Geziertheit, überladener Putz und Kraft des Ausdrucks findet man hier eben so beisammen, wie in andern Schriften des Hrn. Grafen Benzel, der wohl nur natürlicher schreiben dürfte, um schöner zu schreiben. Vielleicht wirkt diese Sucht immer neu und witzig zu seyn, selbst nachtheilig auf den Stoff, wir meinen auf die Characteristik der Personen, die alle unisono und alle wie Graf Benzel sprechen. Zwar sind sie in ihren Handlungen von einander scharf unterschieden, aber es fehlt mehrern derselben die Wahrscheinlichkeit. Man begreift z. B. nicht, wie eine Familienmutter, die sich auf dem ersten Bogen von dem erbärmlichen Hofmeister Bleimann hintergehen, und von Pfaffen und Aberglauben regieren läßt, auf dem zweiten Bogen so weltklug, würdig und nebenbei auch solche Buchsprache sprechen kann. Die Scene spielt in einer alten Ahnenstolzen Freiherrl. Familie, in einer Zeit, wo freiliterarische Bildung dort noch höchst selten war. Gleichwohl bilden sich alle vier, durch Talent- und Characteranlagen seltene Söhne im Stillen, und in solcher frühen Jugend und Umgebung von selbst aus des Vaters vernachlässigter Bibliothek, werfen alle Vorurtheile von sich, und gehen, den ältesten, Löwenherz, ausgenommen, ganz andere als die von den Eltern vorgezeichnete Wege. Stasol (Sonne steh still) ein neuer Josua, wirft Titel und Reichthum weg, um als Kaufmann in Amerika sich selbst einen Erwerb zu gründen. Starkhand, der jüngste, zieht der Freiheitsfahne in Frankreich zu. Am schwankensten scheint uns der Sohn Donat, der die Geschichte seiner Familie schreibt. Außerdem finden sich noch eine Menge seltner Menschen zusammen, ein Kapuziner Bohemund, der zugleich Freimaurer zu seyn scheint, ein vorurtheilsfreier, trefflicher Fürst, u. s. w. Ueber den Gang der Geschichte und die Entwickelung der Grundidee läßt sich aus diesen zwei Theilen noch nicht genau urtheilen. Daß übrigens das Lesen dieses Romans manchen geistigen Genuß und Unterhaltung gewährt, kann man gern versichern. Einige Stellen wollen wir noch zur Probe mittheilen.

Ein Beispiel einer gezierten Allegorie im Styl ist S. 83.: „Als die Selbstliebe einmal so weit war, mehr mit als an dem plausibeln Spatzierstöckchen die-

,er Ansicht über ihre augenblickliche Unruhe hinauszusteigen, so erhielt sie, wie sie um die nächste Ecke bog, von ihrer Fräulein Schwester Eigenliebe ein ganz allerliebstes leichtes Fuhrwerk, bespannt mit zwei raschen Rennern, Imagination und Eitelkeit genannt — stolz und schön, trotz arabischen Stuten. — ! —"

— „Wissen Sie, wo es gebricht? Unter den Machthabern sind zu wenig Regimentsmenschen. Machthaber ist nur eine Stellung; Regimentsmensch ist ein Wesen. Ein gut eingerichteter Staat muß immer den niedrig gebornen Regimentsmenschen die Möglichkeit eröffnen, unter die Machthaber aufzusteigen. Hierdurch wird diese leicht überständige Masse erfrischt, und den Leibeignen (so nennt der Verf. alle passive, oder gehorchende Staatsbürger,) jeder Beistand genommen, der in ihrer numerisch so bedeutenden Ueberzahl durch zurückgestoßene Regimentsgeister erwachen könnte. Durch diese einfache und weise Staatskunst erhob und erhielt sich die Kirche so hoch und so groß, und das Kreuz mit dem Stern auf der Kirche, der Jesuiterorden." (Der es aber zu sehr mit den nicht geistlichen Regimentsmenschen verdarb.) —

„Die Wohlthaten des Obscurantism. sind nicht zu verkennen, selbst von seinen Gegnern nicht; muß nicht der Schatten das Licht herausheben? bedarf es nicht der Engel der Finsterniß, damit die Erzengel Drachen nach dem Abgrunde zu stürzen haben? Drachen machen uns Leben und Kampf, Jesuiten machen uns den ächten Geist Jesu, Obscuranten den Geist und seine Freiheit lieb." —

„Bewahre dir deine hohen Schulen, mein Vaterland, und ihren Geist, wie ihr Priesterthum für den Geist. Was jugendliche Ueberkraft (laßt sie's auch Uebermuth nennen!) an wildem Gezweige, in den vielleicht hie und da zu dichtem Epheu an dem alten Tempelgebäude flicht, lasse dichs nicht irren, und den politischen Klageweibern die Sonne und Wonne, darüber in Thränen zu zerfließen." —

„Ihr könnt tagtäglich auf Kathedern und Kanzeln, an Höfen und in Gesellschaftssälen, in Kabinetten und Kanzleien Danaiden genug finden. Auf Geheiß ihres Vaters Schlendrian, auf den Wink ihrer Mutter Trägheit, würgten und würgen sie noch ganz bereitwillig den kräftigen, edlen Verlobten, den Geist des Höhern und Bessern. Aber arglistiger als ihre antiken Geschwister, wissen sie, was diesen Strafe und Buße war, zum Gewerbe und Erwerbe zu gestalten. Sie selbst handhaben das Wasser ohne Gefahr; aber fremdes Wohl und eigne Reue ertränken sie so behende, als wären es — junge Katzen oder kranke Löwen. Höhere Gewalthaber, die nach Absichten gar nicht, nach Resultaten wenig fragen, den Menschen für eine nothdürftig belebte Billiardkugel, und den Genius der Menschheit für den ältesten Sohn der Hexe von Endor halten, sind ihr größesten Mäzenaten." — „Der erhabene Eigensinn jener römischen Kurie, die von den edlen Senatoren des Heidenthums die Unbiegsamkeit erbte. — Nichts hat sich diese alte und noch immer jugendbegierige Dame so gut gemerkt, als daß Petrus nach dem Felsen hieß, und ein Fischer war. Daher ist sie steinhart und angelt für ihr Leben gerne." — „War er wirklich einmal der Mann, der seinen Fuß mit dem schlichten Pantoffel, und seinen Finger mit dem demüthigen Fischerring anthat, und als er so geschmückt war, um an den Himmel zu reichen suchte, in dessen Namen er segnen sollte, aber damit umging die Erde zu unterjochen, die sein erhabener Meister erlöst hatte. Sein Stab wurde zum Zepter und Schwerdt (S. Bulle: Unam sanctam etc.) sein Fuß trat Kronen und Zepter. (S. die Konkordate.) Er holte, ein christlich genannter Prometheus den Blitz herab, aber nicht zum Beseelen, sondern zum Entgeistern. (S. Breve's in der v. Wessenberg. Sache und den Index libror. prohibitorum.) Seine Funkenkette an Gottes Thron und die Pforten der Hölle zugleich anhängend, stattete er die Erschütterung von oben mit Heiligung, die von unten mit Verdammniß aus. Servus Servorum tyrannisirte im Namen des Gottes der Freiheit, der Liebe, des Lichts." —

Hannover nennt der Verf. „eine halb und halb venetianische Aristokratie (wo Jeder das goldne Buch des alten Adels immer in der Tasche trägt,) doch ohne Doge und Lagunen."

Von England sagt er: „Eine ganze Nation von Privilegirten, die allein als Säulenschaft zu glänzen und zu thronen, und die Erde zu ihrem demüthigen Sokel zu mißstalten sich erkühnt, muß darauf zählen, daß einst — (je später, um so grimmiger,) der Rächer aufstehe, und den tollkühnen Schaft in Trümmer neben den befreiten Sokel schleudere. Amen! sagte mein europäisches Herz dazu." (Behüte Gott, werden die deutschen Anglomanen und Modesüchtigen rufen.)

Notizen.

„Die Deutschen." Unter dieser Aufschrift liefert uns der früher durch literarische Arbeiten bekannte Herr Kammerherr August von Hennings, eine Darstellung jener Völkerschaften, so weit man aus den dürftigen Quellen der Geschichte und weit umfassenden Thaten ein Bild ihrer frühe-

sten Vorzeit zu entwerfen vermag. Diese Arbeit hat das Verdienst, daß sie eine mühsam zusammengetragene Uebersicht von der bis jetzt erworbenen Kunde jener Zeiten und Völker gewährt, welche die Römer meistens unter den Namen der Deutschen begriffen, oder die auch, unter andern Namen, doch zu den Deutschen gehörten, und ihnen so zu sagen verwandt waren. Deswegen wird Gallien, Helvetien, Novicum u. s. w. hier mitgenommen. Um hellere Blicke in diese Zeit thun zu können, hat sich der Hr. Verf. nicht blos auf die oft untreuen Ansichten und Urtheile der Schriftsteller unter den Römern beschränkt, sondern die Thaten, Ereignisse, Schicksale und Länderkunde recht ins Auge zu fassen gesucht, um die Vorstellung von unsern ältesten Vorfahren mehr zu berichtigen. Sie verdienen eine solche genauere Würdigung allerdings. Es ist eine ehrende Bemerkung, die man von ihnen gemacht hat; daß die alten Deutschen nicht von neugierigen Reisenden, Entdeckern und Forschern aufgesucht und beschrieben worden, sondern daß sie sich selbst durch gewaltige Thaten und Erscheinungen bekannt gemacht haben. (Thaten waren ihre Antworten auf Cäsars und anderer Römer Memoiren, gegen sie.) Ein Hauptresultat, das der Hr. Verf. davon aufgestellt hat, besteht darin, „daß wir uns unter unsern Vor„fahren," (die oft viel Besonnenheit, Vorsicht, Haltung zeigten,) „nicht wilde Nomadenhorden, nicht „rohe Hüttenbewohner, nicht zusammengelaufene „Heerhaufen, sondern ein ausgebildetes Volk, Glie„der eines organisirten, mit dem Zeitgeiste fortschrei„tenden, in die größten Welthändel verwickelten „Staates vorzustellen haben. Die Art ihrer Aus„bildung mag uns roh erscheinen; in Künsten, Wis„senschaften, Lebensgenüssen, mögen wir uns über „sie erhaben glauben, — darauf kömmt nichts an." — Ragte doch das jüdische Volk, das in der Verfeinerung so weit hinter Griechen und Römern zurückblieb, in geschichtlicher Hinsicht, in Anerkennung erhabener Wahrheiten und in der Poesie der Hymnen ꝛc. weit über jene hinaus So spielten auch unsere Deutschen keine verächtliche Nebenrolle, und wußten vielmehr oft eine Würde der Unabhängigkeit zu behaupten, von der wir uns heute noch was merken sollten, statt auf unsere Civilisation groß zu thun, die vielleicht in mehr Politur als innerm menschlich-veredelten Gehalt besteht, und eben daher uns in der Stellung zum Auslande nicht genug Zuversicht und Mannheit verleiht. Civilis, Vinder, Vercingetorix, Herrmann, u. s. w. sind Namen, bei denen des Verf. Brust sich schon in der Jugend hob, und der Ingrimm gegen den Kriegsdurstigen Cäsar regte. Was thaten und kämpften sie und ihre edlern Stämme nicht für den väterlichen Heerd? — —

Herr Prof. Genersich (der Verf. einer Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht,) hat jetzt einen „Agathon für edle Jünglinge," als Seitenstück zum Sophron, in zwei Theilen herausgegeben. Das Buch enthält theils eigene Aufsätze, großentheils aber Auszüge aus unsern besten Schriftstellern. Der erste Theil liefert moralische Gegenstände unter der Aufschrift: Gemählde nach der Natur, und einige Biographien aus der römischen Geschichte. Noch mehr Interesse gewährt der Inhalt des zweiten Theils; 1) Nemesis, oder die Strafe folgt dem Verbrechen; historische Darstellungen bei vielen Völkern; 2) Dialogen von Herder; Abhandlungen von mehrern Autoren u. s. w. Diese Schrift ist von dem Hrn. Verf. vorzüglich für Ungarn und die andern österreichischen Staaten bestimmt, und in dieser Beziehung so gut bearbeitet, daß wir ihr recht viele Leser wünschen. Wir glauben durch folgenden Auszug Dank zu verdienen:

„Weissagung von Leibnitz," (merkwürdig genug, aber wenig beachtet.)

„Ich finde, daß solche leichtsinnige, religiöse „Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leu„ten von der großen Welt, nach welchen sich die „Uebrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und „sich in die Modebücher einschleichen, Alles zu der „General-Revolution, von welcher Europa „bedroht wird, zubereiten und die Zerstörung dessen „vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen „der Griechen und Römer, welche die Liebe des Va„terlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge „für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem „Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. „Der Gemeingeist vermindert sich außerordent„lich, kömmt je mehr und mehr aus der Mode, und „wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von „einer guten Moral und der wahren Religion, „wie selbst die gesunde Vernunft sie lehrt, unterstützt „zu werden." (Statt dessen sind schlechte Concordate sehr schwache Stützen.) „Sogar die Bessern „von der entgegengesetzten Seite nehmen kein an„deres Principium mehr, als die Ehre an, bei „ihnen heißt aber ein Mann von Ehre schon „der, der nichts thut, was sie für niederträchtig „halten." (Bei Hofe kriechen, die Untergebenen verachten und tyranniſiren, Schulden machen und die Unschuld verführen u. s. w., halten Viele gar nicht für niederträchtig, und sprechen dabei viel von Ehre. Was sie wohl darunter verstehen mögen?)

„Und wenn sogar Einer aus Laune, oder um seine „Ehrsucht zu befriedigen, Ströme Bluts vergießen „und Alles über einander werfen würde, so wäre „ihnen das Alles nichts, und selbst ein Herostrat „würde ihnen ein Held seyn;" (der Philosoph hat hier eine fast eben so schädliche Ehrsucht oder Schwärmerey vergessen, nämlich die des Enthusiasmus für das Gute aus subjectiver Ansicht, der Alle, auch die Fremden, dafür gewinnen, und Alle, obschon mit sanftem Ton,, in eine Form zwingen möchte. Keinen Napoleon, weder mit dem Schwerte, noch mit einem Honigstabe, verträgt unsere Zeit.) „Laut „macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig; „laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beste sorgen," — (wenn auch jetzt nicht laut; aber im Stillen gar oft; laut verdreht man dagegen gern die beste Absicht in eine böse.) „Kommt man „dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in „Zeiten vor, so lassen sich die Folgen vielleicht noch „hemmen. Nimmt sie aber überhand, so wird die „Vorsicht die Menschen gerade durch die „Revolution, die daraus entstehen muß, „heilen, und was auch kommen mag, am „Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob „dies gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre „bösen Handlungen wider ihren Willen" (so z. B. die Ultras aller Classen) „zur Beförderung des „Guten beitragen, weder erreicht werden wird, noch „erreicht werden kann." Noch einen herrlichen Brief vom Kaiser Joseph II. schreiben wir ab. Er war an die Stadt Ofen gerichtet, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte, und lautet so:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, „und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das „allgemeine Beste werden beigebracht seyn; wenn „Jedermann in einem gleichen Maaße „das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staates, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird." (Du lieber Gott! gerade, daß manche begüterte Leute wenig oder nichts beitragen; das nennen sie sogar ein Recht, und thun dem edelsten Worte der Sprache den moralischen Tod an. Aermere für sich geben lassen ein Recht! Recht so! —) „Wenn Aufklärung „durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der „Belehrung der Geistlichkeit," (die dem guten Joseph so viel zu schaffen gemacht,) „und Verbindung „der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen „Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz," (mehr öffentliche) „Reichthum durch vermehrte Population und „verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntnisse des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen, „und diese gegen ihre Herrn; wenn Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb," (ohne Mautsperre?) „die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, „wie ich es sicher hoffe, (?) alsdann verdiene ich eine „Ehrensäule, nicht aber jetzt." Immer hat sie der treffliche Monarch für Alles Gute verdient, was er gewollt hat! —

„Die Reise nach Aachen." Sie giebt uns Herr Carl Nicolai in Berlin als ein Seitenstück zu weiland Knigge's humoristisch-komischer Reise nach Braunschweig. So weit nun Knigge von Sterne und Paul Richter abstand, so weit steht Herr Carl Nicolai unsers Bedenkens von Knigge ab. Ein Materialkrämer einer kleinen Stadt, mit seinem täppischen Sohne Gabriel, und ein Apotheker mit seiner pfiffigen Tochter Gabriele machen diese Reiseparthie als Hauptpersonen. Die Plattheiten, die sie begehen, scheinen übertrieben, und kein Zug von Originalität und Feinheit entschädigt den Leser für die langweilige Trivialität. Wir wollen sie allein und nach der Pfefferdutenfabrik reisen lassen. Zur Entschädigung können wir dagegen die: „Epheuranken vom Verf. des Herrmann von Löbeneck" den Lesern empfehlen. Es sind sieben zum Theil schon gedruckte Erzählungen hier zusammengestellt. Der Verf. Herr Archidiakonus Kähler in Kottbus, der sich neuerlich durch Schriften im geistlichen und pädagogischen Fache rühmlich bekannt gemacht hat, sagt in der Vorrede: „Epheu wächst an altem zerfallenden Mauerwerk; und so sind alle Triebe meiner weiland erzählenden Muse an einem höchst einsamen unscheinbaren, für alle Geisteskraft und Freude nur auf sich selbst angewiesenen Leben emporgestiegen. — „Es ist die reine Wahrheit, daß alle jene Schriften „in der halbzerfallenen Hütte, einer tiefversteckten, umgangslosen, dürftigen, nicht blos von der literarischen Herrentafel, vom untersten Kammertisch „abgeschnittenen Landpfarre, nur darum geschrieben „worden sind, weil mein Geist sich nach einem Mittel sich zu äußern und äußernd zu bilden sehnte, „und kein anderes hatte und haben konnte." Es macht dem Verf. alle Ehre, sich in einer Lage gehoben zu haben, wo so viele Landgeistliche versauern und sinken. Die Erzählungen wird Jeder mit Vergnügen lesen; auch wer sich ihrer aus Taschenbüchern erinnert. Vorzüglich hat uns die mit Würde und einfach vorgetragene Erzählung „Gustav Wasa" gefallen. Sie enthält am Schluß goldene Worte für Thronerben.

Literarisches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

Zr Band. No. 52. Rede wahr, scheue Niemand. **1819 Juny.**

Ueber die religieuse Stimmung im Elsaß.

Alle öffentliche Blätter haben in den letztern Jahren die traurigsten Nachrichten von dem religiösen Fanatismus geliefert, der immer mehr und mehr in Frankreich wieder die Oberhand zu gewinnen sucht, und von den Verfolgungen und Mißhandlungen, die in den südlichen Provinzen dieses Reichs die Protestanten zu erdulden hatten. Aber auch im Elsaß, wo doch durch die bündigsten Verträge die Rechte der letztern festgesetzt sind, und also vollkommen gesichert seyn sollten, scheint der katholische Clerus sein großes Ziel, die allmählige Ausrottung des Protestantismus nicht aus den Augen zu verlieren, und durch mancherlei Machinationen darauf hinzuarbeiten. Dies scheint aber in den Gemüthern der Protestanten eine große Erbitterung hervorgebracht, und sie mit Besorgnissen für ihre Gerechtsame erfüllt zu haben. Einen Beweis hiervon liefert unter andern auch ein fliegendes Blatt, das im vorigen Jahre in Strasburg erschienen ist, und den Titel führt: Ein Wort gibt das andere. Man kann aus demselben nicht nur den Geist beurtheilen, der gegenwärtig zwischen beiden Religionspartheien im Elsaß herrscht, so wie ihre religiöse und politische Stimmung, sondern es stellt auch in einem sarkastischen, übrigens aber oft zu bittern und zuweilen ins Gemeine fallenden Tone, mancherlei übertriebene Anforderungen und Lehrsätze des katholischen Clerus in ihrer Blöse dar. Es ist daher dieses Blatt allerdings ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit und in mehrerer Rücksicht merkwürdig; wir glauben deshalb auch einen Auszug aus demselben unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

Hochwürdiger Herr!

Eine Ihrer Bekehrten, welche wegen eines Mißgriffes zwar von Ihnen vollkommene Absolution erhalten hat, aber von unbarmherzigen Richtern und Geschwornen zu einer langen Gefängniß-Strafe verurtheilt worden ist, fühlt sich in ihrem Gewissen verpflichtet, Ihnen einen öffentlichen Dank abzustatten, daß Sie unter dem Schutze der Polizey, theils durch Reden, theils durch Schriften, mit Ihrer Gelehrsamkeit, Geschichtskunde und Wahrheitsliebe, in ihrem Geiste des Friedens und der Eintracht die Herren Lutheraner und besonders ihr Directorium so tapfer und siegreich widerlegt haben.—

Da die Capitulation der Stadt Strasburg, Kraft welcher die Herren Lutheraner gleiche Rechte mit uns genossen hatten, durch die Revolution abgeschafft worden ist, so sollen sich dieselben nur in so fern muchsen dürfen, als Sie, Hochwürdiger Herr! der Sie weder die Charte, noch den König Ludwig XVIII. anerkennen, es ihnen erlauben werden. —

So schrecklich diese Revolution war, so hat sie doch wenigstens diese wohlthätige Veränderung bewirkt und außerdem Ihnen und Ihrer Familie durch Rückzahlungen in Assignaten an Ketzer, sehr wichtige Dienste geleistet. Sie haben daher auch sehr klug und weislich der Assignaten nie Erwähnung gethan, wenn sie für die Rückgabe geistlicher Güter, oder anderer revolutionären Besitzungen geeifert haben. —

Ich schätze und verehre diese Ihre Gewissenhaftigkeit so sehr, daß ich sie auch in meinen Umständen mir zum Troste dienen lasse, und mich wegen meiner Mißgriffe beruhige. —

Wir beide haben daher auch mehr Recht als jeder andere, durch unsere Lehre und Beispiel die Ketzer, strafend, zu belehren. —

Um die segensvollen Wirkungen und Belehrungen zu vermehren, welche Ihr Wort hervorgebracht hat, und noch hervorbringen wird, will ich hiemit mein gethanes Glaubensbekentniß der Welt mittheilen. —

Ich glaube, daß die Papisten allein und ausschlüßlich zur ewigen Seligkeit bestimmt sind, sonst würde der allweise Gott, in seiner Barmherzigkeit die Nicht-Papisten nicht geschaffen haben. —

Ich glaube, daß alle die Völker, welche vor der Geburt der heil. Mutter Gottes lebten, gleich allen andern Völkern, denen die christliche oder gar die papistische Religion, auch nicht dem Namen nach bekannt geworden ist, ewig verloren sind, sonst wäre unser Heiland nicht für sie gestorben, oder die papistische Religion wäre durch ein Wunder Gottes auch zu ihnen durchgedrungen. —

Ich glaube, daß die Papisten nicht verpflichtet sind zu dulden, was Gott und so viele Fürsten dulden. —

Ich glaube nicht, daß unser Heiland mit seinen Jüngern das heil. Abendmahl in Brod und Wein genossen, wie die Ketzer es thun, sondern

Ausgegeben den 18. Juny.

daß er die erste Messe gelesen; daß ihm die Jünger meßgedient, daß das Kreuz Christi unter 1000 Kerzen, in vergoldeten Leuchtern, auf einem marmornen Altar, dessen Geräth mit Diamanten und Juwelen geziert war, gestanden hat, das ein grosses Orchester die Ceremonie begleitete, daß das Evangelium abgelesen worden, ehe es die Evangelisten geschrieben, und daß reich gekleidete Schweizer alle Ketzer von dieser heiligen Handlung entfernt hielten. —

Ich glaube nicht, daß Christus ein Christ war, sonst wäre er gleich nach seiner Geburt getauft worden; aber daß er zur christlichen Religion in seinem 30sten Jahr übergegangen ist. —

Ich glaube, daß in der Welt nichts sich ähnlicher sieht, in Lehre, Sitten, Religiosität und Lebenswandel als der heilige Petrus und ein Papst, als der heilige Paulus und ein Erzbischof, als der heilige Johannes und ein Prälat, als die Mutter Gottes und eine gefürstete Aebtissin, als der heilige Jakobus und ein Canonikus. —

Ich glaube daher auch, daß die papistische Religion sich von Christi Zeiten an bis auf die unsrigen, in ihren Dienern, Tempeln und Lehrsätzen, rein und unverändert erhalten hat. —

Ich glaube, daß unsere Priester Recht haben, alle Schöpfer reinerer Religionsbegriffe, und so auch Luthern und alle Reformatoren, zu verfolgen, weil die Hohen-Priester und Priester, die ihre Vorfahren waren, auch Christum gekreuzigt haben. —

Ich glaube, daß die unzähligen sich widersprechenden Decrete und Aussprüche der Concilien und Kirchenväter viel verständlicher, einfacher und klarer sind, als die Bergpredigt, worin unser Heiland sein ganzes Religions-System entwickelt hat; daher auch die Concilien, und die Kirchenväter mehr verehrt werden sollen, als Christus, die Apostel, Evangelisten. —

Ich glaube, daß von Christus an bis Luthern kein vernünftiger Mensch sich unterstanden hat, die Bibel zu lesen und gegen Irrthümer, Mißbräuche und Unsinn zu eifern, weil alle, die es wagten, verfolgt und verbrannt worden sind. —

Ich glaube, daß ein Staat nicht ohne Klöster, Abteyen und Wallfahrten bestehen kann, denn sonst wären und würden sie nicht in den meisten Staaten abgeschafft. —

Ich glaube, daß ein Canonikus, der um den Preis von 4 bis 10,000 Franken jährlich, sich aufopfert, täglich eine Stunde lang, seiner Verdauung wegen, in einer fremden Sprache, die er kaum versteht, zu singen, ein weit nützlicherer Mann im Staat ist, als ein Bauer, der von 3 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeitet, mehrere eheliche Kinder, Knechte, Mägde erhält, und viele Menschen ernähren hilft. —

Ich glaube, daß Frankreichs Staatscasse unendlich reicher und die Einwohner glücklicher wären, wenn ein Drittel der Güter wieder den Geistlichen gehörte und von Abgaben frei wäre, und wenn die übrigen zwei Drittel den Zehnten bezahlen müßten. —

Ich glaube, daß eine Regierung nur dann bestehen und das Land nur dann ruhig seyn kann, wenn die Geistlichen nicht dem Landesfürsten, sondern einem auswärtigen Oberhaupte gehorchen und ihm Eid und Treue leisten. —

Ich glaube, daß die Protestanten weder der Monarchie, noch der Bourbonischen Dynastie ergeben sind, weil ihre Glaubensgenossen, die Engländer, Preußen, Holländer, Würtemberger, Sachsen, Braunschweiger, Bremer, Lübecker, Hamburger, Meklenburger, Badenser u. s. f. diese Monarchie, und diese Dynastie in Frankreich mit ihrem Blute wieder hergestellt haben. —

Ich glaube, daß die Protestanten keine Freunde der Monarchie sind, weil fast alle ihre Staaten monarchisch regiert sind. —

Ich glaube daß wahre Religiosität, Reinlichkeit, Sittlichkeit, Ruhe, Ordnung, Polizey, Kunst, Aufklärung, Gelehrsamkeit, Industrie, Handel, Thätigkeit und Eintracht nur in den papistischen Staaten von Spanien, Neapel, Sicilien, Italien, Portugall ꝛc. gedeihen können und denkbar sind. —

Ich glaube, daß 2 Feyertage in jeder Woche absolut nöthig sind, um die erforderlichen Kräfte zu verschaffen, die übrigen 4 Tage arbeiten, täglich eine Messe, hören, und allen Leichen- und Versöhnungs-Ceremonien beiwohnen zu können. —

Ich glaube, daß die Anzahl der Bettler in den Protestantischen Staaten viel zahlreicher, als in den Papistischen ist, weil die ersteren keine Kloster-Suppen haben. —

Ich glaube, daß Feste mit glänzenden Umzügen, reichen Bildern und Verzierungen, unzähligen Kerzen und Gebeten, für die Dürftigen, nährender, wärmender und erfreuender sind, als Brod, Holz und Kartoffeln. —

Ich glaube, daß ein Papist eben so Unrecht hat, einem Ketzer Allmosen zu geben, oder Arbeit zu verschaffen, als er berechtigt und befugt ist, von ihm Allmosen und Arbeit zu fordern und anzunehmen. —

Ich glaube, daß die bisher angewandten Be-

Bekehrungsmittel der Papisten durch Brennen, Sengen, Morden, Bluthochzeiten, Dragonnaden und Güter-Confiszirung viele Staaten von unnützen Künstlern, Handwerksleuten, Fabrikanten, Kaufleuten und Ackersleuten gereinigt und die Körper und Gemüther tiefer durchdrungen haben, als alle Bekehrungen und frommen Beyspiele. —

Ich glaube, daß man durch tägliches Kirchengehen größere Fortschritte im Wohlseyn macht, als durch irrdische Arbeiten. —

Ich glaube, daß ein und das nehmliche Gebet 1000 mal hintereinander wiederholt, tröstender, stärkender, herzerhebender und beruhigender ist, als fromme Herzens-Ergießungen. —

Ich glaube, daß einige 100 Vater-Unser als Strafe für begangne Sünden, mit größerer Andacht, Inbrunst und Zutrauen zu Gott steigen, als freywillige Gebete. —

Ich glaube, daß ein Neubekehrter, der um einen Tax von 50 Franken seine Religion abgeschworen hat, ein großer Gewinn für die papistische Religions-Gesellschaft ist, besonders wenn er durch seine Bekehrung, seinen Eltern, Geschwistern und Freunden, Kummer, Schmach und Schande verursacht hat. —

Ich glaube, daß die Fasten nie strenger gehalten worden, als im Jahr 1816 und 1817, wo sie nicht befohlen waren. —

Ich glaube, daß in einem Geistlichen, sobald er die Weihe empfangen, jeder Funke von Geschlechtstrieb erstickt ist, weshalben auch unsere Findelhäuser so bevölkert sind, und so viele Kinder ihren geistlichen Vätern gleichen.

Ich glaube, daß eine papistische Stadt, Land, oder Gemeinde, die sich rein von Ketzern erhalten hat, weniger Verbrecher enthält, als eine vermischte. —

Ich glaube, daß der Mensch durch nichts mehr gebessert und von Verbrechen abgehalten wird, als wenn er weiß, daß er alle Tage Absolution erhalten kann, und um welchen Preis. —

Ich glaube, hochwürdiger Herr, weil sie es behaupten, daß die heiligen Apostel sich von ihren Weibern haben getrennt und scheiden lassen, sintemal diese Trennung und Scheidung von der papistischen Kirche streng verboten sind. —

Ich glaube, daß nur protestantische Staaten der republikanischen Verfassung ergeben sind, deswegen hat auch die damals ganz katholische Schweiz dem östreichischen Hause den Gehorsam aufgesagt, und sich in eine Republick verwandelt. —

Ich glaube, daß die Strasburger nie dem Hause Bourbon huldigten, weil sie seine besten Unterthanen sind. —

Ich glaube, daß die Stadt Strasburg, unter den Bourbonen, die Reformation nicht angenommen hätte, weil die Bourbonen dieser Stadt zur Zeit der Annahme der Reformation ein Bündniß anboten, das die Stadt ausschlug, und weil die Bourbonen nachher den Schweden den Sieg über die Papisten in Deutschland erringen halfen. —

Dieses Glaubens lebe und sterbe ich und empfehle mich ihrem Gebet.

Anastasia Renerin.

Naturkunde.

In dem letzten Jahrgange der englischen philosophischen Transactionen steht unter andern ein interessanter Aufsatz von Herschel über die Vertheilung der Sterne am Himmel. Nach der Länge, und Breite, sagt er, vermögen wir die Sterne gehörig darzustellen, aber ihre Tiefe, das heißt, ihre Entfernung kennen wir nicht. Er hat versucht diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen, indem er die Lichtstärke der Sterne miteinander verglichen, nehmlich: durch Verringerung der Oeffnung eines Fernrohrs weiß er den Glanz eines Sternes um 1/4 oder 1/3 oder 1/2 zu schwächen, und betrachtet nun durch ein anderes, eben so eingerichtetes, Fernrohr andere Sterne, die gleichen Glanz zeigen. Auf diese Weise findet er vermuthlich die relative Entfernung verschiedener Sterne. Eben solche Untersuchungen hat er über die Tiefe der Milchstraße angestellt, und schließt, aus Gestalt und Tiefe derselben, daß nicht nur unsere Sonne, sondern alle Sterne die wir sehen können, tief in die Milchstraße eingetaucht sind und einen Theil derselben ausmachen. —

— Ein Herr Tauscher hat ein Büchlein geschrieben mit einem entsetzlich langen Titel, den abzuschreiben wir uns wohl entschließen müssen. „Versuch, die Idee einer fortgesetzten Schöpfung, oder „einer fortwährenden Entstehung neuer Organismen, „aus regelmäßig wirkenden Naturkräften, als vereinbar mit den Thatsachen der würklichen Erfahrung, den Grundsätzen einer gereinigten Vernunft „und den Wahrheiten der religiösen Offenbarung „darzustellen.“ — Diese fortwährende Entstehung beweißt der Verfasser aus der allmähligen Entwickelung der Naturerzeugnisse — aus der fortwährenden Entdeckung neuer (?) Geschöpfe — aus den Bastarderzeugungen — und aus den Infusionsthierchen in solchen Substanzen, die in der Natur nicht vor-

Digitized by Google

kommen, sondern erst durch Menschen gemacht werden müssen, z. B. Kleister und Essig — aus den Veränderungen, welche die Cultur an Thieren und Pflanzen hervorbringt — aus der allmähligen Umbildung der Erdoberfläche. — Auf welche Weise die erſten Individuen jeder Art entstanden sind, zeigt er nicht. „Wahrscheinlich" sagt er, „liegt im ursprünglichen Plane der Schöpfung eine bestimmte „Zahl organischer Urformen, die sich allmählig aus „dem Chaos entwickelten, und das bleibende Muster „einer jeden Art des Daseyns wiederhohlen, und „woraus in der Folge, durch äußere zufällige Umstände, Abarten und Mittelarten sich entwickelten „und noch entwickeln." — „Wie es Menschen giebt, die sehr nahe an die Thiere grenzen, so auch andere, die sich schon über die menschliche Natur erheben, und sich höhern Wesen anzuschließen scheinen. Ein solcher Mensch war der Stifter unserer Religion, dessen höhere geistige Natur sich durch die Wunder offenbarte." — „So wie der Mensch von niedrigen Stufen des Thierreichs sich herauf entwickelt hat, so wird er sich auch noch zu höhern Stufen hinaufbilden — daher Fortdauer, höheres Daseyn nach diesem Erdenleben ꝛc." — (Wo bleiben denn aber die armen Teufel, die schon davon wußten, als sie auf jener niedern Stufe saßen, und in deren Macht es nicht gestanden, sich hinauf zu entwickeln? ja, wo bleiben wir denn, die wir auch noch lange nicht gehörig entwickelt sind? denn, nach des Verfassers Meynung, läßt es sich gar wohl denken, daß es einst Menschen geben wird, die eben so hoch über der jetzigen Generation stehen, als diese über jene Stufe des Thierreichs. Um da nicht ins Gedränge zu kommen, muß man wieder andere Hypothesen annehmen, die immer schwieriger und immer unglaublicher werden.) — Uebrigens meynt der Verfasser, es sey wohl möglich, daß wir von mehr als Einem Menschen-Paare abstammen. —

— In der Versammlung der Göttinger Societät der Wissenschaften las Hofrath Osiander fortgesetzte Beobachtungen über die Bildung des Menschen im Mutterleibe, und zwar dießmal über die Bildung der Oberhaut, der Haut, Haare und Augen. — Sehr merkwürdig ist, daß das Licht, vorzüglich beym lebenden Menschen, seine Haut nach und nach bis zur Negerschwärze dunkel färbt; aber eben dasselbe Licht auch wiederum der todten Haut allmählig alle Farbe entzieht. Der Hofrath O. hat vor 10 Jahren die pechschwarze Kopfhaut eines jungen Negers aus Darfur, der in Göttingen starb, künstlich ausgestopft, um zu zeigen, daß man, ohne die Gesichtsbildung zu entstellen, Menschen- wie Thierhäute ausstopfen und aufbewahren könne. Dieser Kopf liegt seit der Zeit auf der rechten Seite in einem verschlossenen Glase, das nur bis an die freyliegende linke Seite mit Weingeist angefüllt ist, und hat, ungeachtet er nie den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt war, auf dieser obern Seite seine Farbe allmählig so verlohren, daß nun die linke Seite einem Europäer, die Rechte einem Neger, und der Uebergang in der Mitte einem kupferfarbigen Amerikaner gleicht. Selbst die krausen, sonst pechschwarzen Wollenhaare der linken Seite sind röthlich braun geworden. — Beym Embryo erregt die frühe Bildung der Augen am meisten Bewunderung. Sogar der äußerst kleine Embryo des Maulwurfs hat schon deutliche schwarze Augen zu einer Zeit, wo seine vordern Füße noch in keine Zehen gespalten sind; Augen, nach Verhältniß größer als die der Mutter, die kaum der Augen bedarf. An dem Hühnge im Ey fällt bey seiner ersten Bildung schon die Größe seiner Augen auf. Die Augen müssen folglich noch einen andern Zweck haben als das Sehen. Nach O's Meynung ist an beiden Augenstellen der Wendepunct der electrischen Strömung. — Die Haare bedecken den menschlichen Körper des 7. und 8. monatlichen Embryo mehr, als den des erwachsenen Menschen. Sie dienen aber gewiß, wie die Haare der Pflanzen, zum Einsaugen nährender Theile. Die haarigten Pflanzen ziehen mehr aus der Luft, die glatten aus der Erde. Viele junge Blätter, wie die der Buche, sind bey ihrem Entstehen eine Zeitlang haarig und werden dann glatt. Erst müssen sie aus der Luft trinken, bis die durchwärmte Erde ihnen mehr Nahrung durch die Holzgefäße zuschicken kann. Eben so beym Menschen. Als Embryo trinkt seine Haut aus dem ihn umfließenden Feuchtwasser mittelst der aus der Haut hervorstehenden vielen Härgen. —

— In den Skizzen von den Antillen spricht der Reisende unter andern von den Colibri's und von der Beweglichkeit ihrer goldnen, im Sonnenstrahl glänzenden Flügel, während ihre Zunge in weniger als einer Secunde den Honig des Blüthenkelchs aussaugt. So flattern sie mit convulsivischer Lebhaftigkeit von einer Blume zur andern und ruhen fast nie, oder doch nur Augenblicke lang aus. Diese reizenden Vögelchen lassen sich nicht nur mit Vogelleim, sondern sogar mit der Hand leicht fangen. Man darf nur ihre Nester, die sie auf niedrigen Gesträuchen bauen, durch Negerkinder aufsuchen lassen, die sehr geübt darin sind. Dann nähert man sich leise dem Neste ein wenig nach Sonnen-Untergang, wo man unfehlbar das Weibchen, brütend

oder seine Jungen wärmend, auf dem Neste findet. Das Männgen sitzt gewöhnlich unter dem Laube eines nahen Strauches. Der Reisende fing auf diese Weise eine Menge jener niedlichen Thierchen, und nahm ihre Nester aus, die mit bewundernswürdiger Kunst aus Baumwolle gemacht sind. In einem derselben fand er zwey junge Colibris von der Größe einer Erbse. Die beiden schönsten Gattungen der Colibris sind auf der Insel Trinidad heimisch, beyde scheinen mit einem Rubin in Form einer Krone geschmückt; der Hals der einen hat die Farbe des Topases, die der andern das glänzende Grün des schönsten Smaragds. —

Politische Ansichten.

Unter diesem Titel hat der bekannte Verf. von la Coalition et la France ein Werkchen herausgegeben, in welchem er Frankreich und Europa großes Unglück prophezeit, jedoch meint, das erstere (und folglich auch das letztere) könne noch gerettet werden, aber nur: wenn das Werk der Charte zur Vollendung komme, wenn die erlauchten Erben des Throns sich an dieselbe, wie an den letzten Zweig des Heils festklammerten, und wenn das französische Volk die Freiheit auf eine ihrer würdige Weise verehren werde, ohne Intoleranz, ohne Gaukelpossen, und hauptsächlich, ohne — Brandopfer! (Recht gut! aber wird das diesem gaukelhaften hitzköpfigen Volke möglich seyn? ja, wird bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, und bei den gehässigen Umtrieben aller Art, das Werk der Charte so vollendet werden können, daß diese alle Partheien zur Ruhe bringt, indem sie sie alle gleicherweise befriedigt und in den gebührenden Schranken hält?) Daß übrigens der heil. Bund auf seiner Hut ist, begreift der Verf., dem — sagt er — „Frankreich ist stets furchtbar: es herrscht noch!“ (versteht sich, über Europa!) „es herrscht durch den Einfluß seiner Sitten, durch die Macht seiner Bildung, (die Franzosen träumen sich noch immer um wenigstens ein halbes Jahrhundert zurück!) durch das Uebergewicht seines Genies, (sehr bescheiden! wir haben indeß alle Ursache, mit unserm in den Jahren 1813 und 1815 bewiesenen Genie zufrieden zu seyn; wenigstens sind wir damit gerade soweit hingekommen, als die Franzosen mit dem ihrigen hergekommen waren;) es herrscht sowohl mittelst der großen und furchtbaren Erinnerungen, die es auf Erden ausgestreut hat, (?!) als mittelst der Freiheitsgrundsätze, die seine Armeen verbreitet haben, (auch die kaiserlich napoleonischen? und wie bald bekam man doch die Freiheitsgrundsätze satt, welche die republicanischen Armeen mit Feuer und Schwert predigten!) und durch die Lehren des Despotismus, die sein Oberhaupt den Königen nur allzugut ertheilte,“ (die nun, zum Dank, den grosmüthigen Lehrer auf der Insel Helena eingesperrt haben! Uebrigens beweißt schon die Tendenz, die sich in der (ganz freiwilligen) Stiftung des heil. Bundes ausspricht, wie wenig die Monarchen gemeint sind, von jenen Lehren zu profitiren.) „Ja, sogar die Furcht, meint der Verf., die Frankreich selbst noch nach seinen Unglücksfällen gebiete, beweise seine Macht, und rechtfertige des Verf. Ansicht.“ (Französische Anmaßung und Wichtigthuerei und weiter nichts! Man fürchtet sich nicht, aber man ist vorsichtig; und eben so lange man das ist, braucht man sich nicht zu fürchten! Die Franzosen sollten doch übrigens nie vergessen, daß es im Jahr 1815 von den europäischen Mächten abhing, Frankreich unter Ludwigs XVIII. Oberlehnsherrlichkeit in ein Dutzend Herzogthümer zu theilen und es somit auf immer unschädlich zu machen!) Von den ächten Republikanern sagt der Verf., man brauche sich nicht vor ihnen zu fürchten; sie würden willig ihre Theorien zum Opfer bringen, um den Triumph ihrer Grundsätze zu sichern, und abermalige Umwälzungen zu vermeiden. Wer den Zweck wolle, müsse sich nach den Mitteln richten, und sie würden daher, wenn auch nicht Royalisten aus Neigung, doch Bourbonisten aus Vernunft seyn. Eben so wenig fürchtet der Verf. das blutige Schreckbild, Jacobinismus genannt. Der sey — meint er — auf lange Zeit hinaus unmöglich geworden, und die Freiheit sey die sicherste Wehre, die ihm entgegen gestellt werden könne. — Es ergiebt sich schon hieraus, gegen wen der Verf. eigentlich zu Felde zieht, und in der That weiß er von den Aristocraten und namentlich von den Nachkommen des alten französischen Adels Uebles genug zu sagen. Ja, er macht sogar die Abkunft der letztern verdächtig, und erinnert an gewisse Saturnalien, die Montesquieu veranlaßt hätten, zu sagen, der Laquaienstand der Hauptstadt sey die Pflanzschule der französischen großen Herren. Zugleich wird bemerkt, die Aristocratie habe den Kaiser Napoleon seinem Fall entgegen geführt, und er sey gestürzt, nicht sowohl an dem Tage, an welchem Europa gegen seine Macht aufgetreten sey, sondern vielmehr an dem, an welchem sich Frankreich vor ihm zurückgezogen habe. (Wiederum die fatale, sich selbst und den Ueberwindern geradezu ins Gesicht lügende Eitelkeit! wir wissen ja Alle, wie es um jenes Zurückziehen bestellt gewesen ist, und wüßten wir es nicht, so ist der Verf. treuherzig genug, uns in-

dem Folgenden zur Genüge darüber zurecht zu weisen:) „Die Unaufgeklärten (in Frankreich) haben die Freiheit mit dem Manne verwechselt, der gerade ihr heftigster Feind war. Seine Triumphfeste verführten die Menge zu dem Wahn, als sey sie es, die, mit auf den Siegeswagen gestellt, die Königsthrone an sich risse und die sämmtlichen überwundenen Majestäten unter das Joch beuge. Sein großes Mißgeschick bewegte zur Theilnahme, gleich als wenn der Ruhm der Armee und die Gleichheit der Rechte mit ihm auf den Bellerophon geflohen wären, und nun jenseits des Meeres eine Freistatt suchten! Auch werden die unwissenderen Classen des Volkes ihre Blicke so lange dem Ocean zuwenden, bis eine heilsame Belehrung endlich den Irrthum zerstreuet, und der Hoffnung eine bessere Richtung gegeben haben wird. „Jene Volksklassen allein machen aber mehr als 2/3 der ganzen Bevölkerung Frankreichs aus; rechnen wir nun, daß von den Individuen der gebildetern Classen auch nur die Hälfte ihre Blicke und ihre Hoffnung ebenfalls — dem Ocean zuwendet, so wird die Rechnung sehr beschämend für alle diejenigen ausfallen, welche — aus Einfalt, List oder Heuchelei — die Neigung Frankreichs seinem Götzen entfremdet glauben; wir aber werden wissen, woran wir uns zu halten haben! — Daß übrigens die Zeit, „wo unter den Brücken der Hauptstadt Minen angelegt waren, und eine übermüthige (insolente) Landwehr die Batterien auf den Louvre richtete," auch dem Verf. eine schwerlich verharschende Wunde zurückgelassen hat, zeigt der Ausdruck dieser Stelle. Von den französischen Soldaten aber wird gesagt: sie bedürften gar keiner neuen Huldigungen. Es gnüge ihnen schon, daß das Glück, da es nun einmal ihre Fahnen habe verlassen wollen, in ganz Europa keinen Schauplatz für ihr Unglück habe auffinden können, als ein durch günstige Erfolge ihrer Waffen bereits unsterblich gewordenes Schlachtfeld u. s. w." Diesen Trost wollen wir den französischen Soldaten gerne lassen, und nur noch bemerken, daß der Verf. eine Menge Gründe aufstellt, warum er glaubt, daß der Geist des Militärs in Frankreich nicht zu fürchten sey, und bei dem Glauben beharrt, daß Frankreich, bei liberalen Einrichtungen, seinen Feldherren trotzen könne, selbst solchen, vor denen Europa zitterte, obschon er darunter deren zählt, die den Julius Cäsaren wohl besser gleichen dürften als die Finanziers der Hauptstadt den Cosmussen und Lorenzos von Medizis. — Vom Christenthum sagt der Verf., es sey gekommen, und habe die Gleichheit gepredigt, (die moralische? ja; aber keineswegs die bürgerliche oder politische; Christus war nichts weniger als ein Nivelleur!) es habe den Sclaven an den Tisch des Herrn gesetzt, (wo steht das? das Christenthum sagt: Ihr Knechte, seid gehorsam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern in Einfalt eures Herzens;) und man möge doch ja nicht die Religion gebrauchen, um die Freiheit, von Alters her ihre Verbündete, zu unterdrücken, auch die Vernunft, statt sie für eine Feindin anzusehen, vielmehr zu Hülfe nehmen, (versteht sich! nur wird freilich ein jeder gern seine eigene zum Succurs schicken wollen, und da heißt es dann wie bekannt: soviel Köpfe, soviel Sinne!) und wohl bedenken, „daß die Religion nichts weiter sey, als Philosophie verbunden mit dem Dogma!" — Uebrigens hält der Verf. dafür, daß die Religion dazu bestimmt sey, in der traurigen Zukunft, die er voraus sieht, „eine große Rolle" zu spielen. „Alle Excesse, sagt er, stoßen zusammen. Der Illuminatismus bemächtigt sich Deutschlands, und uns feuern die Köpfe. Dürfte es einmal dahin kommen, daß sich der Mystizismus mit unsern Streitigkeiten identifizirte, so würde ich dann Recht gehabt haben, zu behaupten: daß bei der nächststehenden Unruhe auch sofort die gesellschaftliche Ordnung aufgelößt seyn werde." — Späterhin überläßt er sich jedoch, rücksichtlich Frankreichs, wieder der tröstenden Bemerkung: daß alle die, in seinem Werke nachgewiesenen Gefahren gleicherweise das Interesse der Freiheit und des Throns bedroheten, weshalb denn alle Wünsche und Bemühungen der Franzosen dahin gehen müßten, beide mit einander zu vereinigen. An diesen Preis habe das Schicksal das Wohl des Vaterlandes geknüpft. Nicht lange darauf aber heißt es wieder: „Frankreich kann nur durch seine Sitten und durch seine Gesetze gerettet werden; folglich muß alles erst noch gethan werden. Die Freiheit hat bei uns weder Garantie noch Basis." — „Es ist Zeit, die Charte durch Institutionen zu stützen, die der gesellschaftlichen Ordnung als Wall dienen, und die Dynastie wie die Freiheit vor Uebeln bewahren, die sonst über kurz oder lang auf beide einbrechen könnten." — Seit der Erneuerung des Ministerii sey das alles viel leichter geworden. — Wenn übrigens die europäischen Höfe nächstens französische Gesandte bei sich erscheinen sehen, die, als Freunde der National-Unabhängigkeit bekannt, zugleich einer militärischen Reputation genießen, so haben sie das lediglich dem Verf. zu danken, der sich von einer solchen Maasregel großen Effect verspricht. Der Ausländer werde sich nämlich bei dem Anblick dieser

Männer erinnern, daß er sie nicht zum erstenmale sehe, und das werde denn allerlei Gedanken erwecken, über die sich ein König von Frankreich wohl freuen dürfte. Der Verf. hat übrigens dabei gar nichts Feindliches im Sinn, empfiehlt vielmehr den Franzosen Neutralität, Ruhe und Rechtlichkeit, und will nur ein wenig imponirt und die französische Allianz von allen Seiten her gesucht wissen. Dann, meint er, würden die Franzosen ihrer Mäßigung eine Oberherrlichkeit (suzeraineté, über Europa) verdanken, die minder unheilvoll und precär sey, als die durch Siege erlangte, u. s. w. Man sieht, die Idee einer solchen Oberherrlichkeit (oder, noch genauer ausgedrückt, Oberlehnsherrlichkeit über Europa) ist nun einmal bei den Franzosen — selbst bei den klügern, wohldenkendern und billigern, zu denen wir auch den Verf. zählen — zur fixen Idee geworden! —

Treffend und bündig spricht ein Advocat Comte, in einer kleinen Schrift: Dissolution des Chambres, über die Sünden der Ultras, und sagt: seitdem das neue Ministerium gebildet worden sey, wären sie zwar zur Ruhe gebracht worden, hätten aber darum ihre Projecte und heimlichen Umtriebe noch keineswegs aufgegeben. Die constitutionellen Grundsätze wären für sie nur ein Mittel, gefahrlos zur Macht zu gelangen, und da sie sich nicht unterständen, die Charte offen anzugreifen, so wollten sie wenigstens die Basis derselben untergraben, überzeugt, daß jene dann von selbst fallen müsse. Die durch die Charte proclamirten Rechte hätten, aber, wie heut zu Tage jeder einsehe, lediglich nur in dem Repräsentativ-System ihre Basis, und die Deputirtenkammer sey die einzige Garantie der Franzosen. Eben diese Kammer aber sey es, deren sie, die Ultras, sich gerne bemächtigen möchten, denn sie wüßten nur zu gut, daß wenn sie einmal diesen Posten inne hätten, sie bald Herren des Ministerii, der Präfecturen, der Mairien, der sämmtlichen Verwaltungsämter, der Justiz und der Armee seyn würden u. s. w. Das aber sey die wahre Ursache ihrer Angriffe auf das Wahlgesetz. — Für Frankreich und seine Regierung gebe es nur ein Heilmittel: die Organisation und Unterstützung der guten (d. h. der friedliebenden und gnügsamen) Bürger. Dabei aber sey unerläßlich, daß die gesetzgebenden Kammern die Minister in allen gerechten und billigen Vorschlägen wohl unterstützten; die gegenwärtige Zusammensetzung der Kammern aber sey ein unübersteigliches Hinderniß auf dem Wege jedes Ministerii. — Wäre die Majorität in den Kammern besser gesinnt und klüger als die Minister, so müßte man mit diesen wechseln, da aber, wie der Verf. überzeugt ist, die Minister im Ganzen klüger und besser gesinnt sind, als es die Majorität in den Kammern ist, so müsse man diese letztere auflösen, und die Bildung einer neuen Kammer thue um so mehr Noth, als jeder Streit über den Modum der Deputirtenwahl entfernt werden müsse, da deshalb schon alles fest bestimmt sey. — Der Wahlkörper dürfe durchaus nicht aufgelößt und die französische Nation einer Handvoll Exprivilegirten Preis gegeben werden. Die Abschaffung der Charte selbst würde minder gefährlich seyn, als die Aufhebung des Wahlgesetzes u. s. w.

Ich bin Ich:

sollte der Titel einer kleinen Schrift heißen, die Hr. Fouqué an die deutsche Jugend als sogenannten Freundesruf hat ergehen lassen. Denn statt in derselben, wie billig und zu erwarten, bei seinem Hauptthema zu bleiben, schweift er gleich auf eine hier völlige Nebensache, sich selbst, ab, und wir erfahren, zum wievieltenmale mag Gott wissen, aufs neue, daß Hr. v. F. nicht allein die Feldzüge der letzten Zeit mitgemacht, sondern auch schon in den neunziger Jahren in den Reihen der Streiter stand. Daß ihm ferner sein Volk einen Dichterkranz gewunden, den Stolbergs und Goethe ihm fester aufs Haupt gedrückt, und daß diesem (nämlich dem Dichterkranz) ein unsterblich Theil inwohne, welches aufleuchten werde aus der Asche, falls ein „kleiner Voltäre" sich einfallen ließe, ihn mit Gift zu bespritzen und was dergleichen mehr. Von der Hauptsache die, dem Titel wenigstens nach, die kleine Schrift entstehen ließ, ist unendlich wenig die Rede und, da von seinen Kriegsthaten und Dichterkranz Hr. v. F. bereits vielfach gesprochen hat, z. B. in seiner Corona und Thiodolph, so sehen wir nicht recht ein was ihn abermals zu einer Auffrischung derselben in höchst holprigen ungelenken Jamben und einer Sprache, ähnlich der in seinen „Rittern und Bauern" — anders kann bewogen haben als: diejenige Eitelkeit, welche wir Männer so gern an den Weibern tadeln, nämlich: das sich vor den Spiegel stellen. Weswegen wir denn auch rathen möchten, lieber den oben von uns angegebenen Titel gleich bei ähnlichen Sachen vordrucken zu lassen, weil dann doch der Leser alsbald weiß, was er zu erwarten hat.

Dr. Franz Horn

heißt der Mann, welcher nunmehr zum drittenmal es unternommen, uns Deutschen anschaulich zu ma-

Digitized by Google

chen, 1.) daß wir eine schöne Literatur haben und 2) wer die Koryphäen derselben sind. Die ersten beiden Bändchen seines Werks sind anderwärts, da sie schon vor mehreren Jahren erschienen, bereits kritisch beleuchtet worden und es stand nach diesem zu hoffen, daß Hr. H. entweder eine andere, d. h. bessere Ansicht über das Wesen und die Beschaffenheit einer Kritik der schönen Literatur gewinnen, oder ferner sich nicht mehr damit befassen würde. Beides ist aber nicht der Fall, wie seine neue Schrift: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 — 1818" beweißt; welches Werk nicht anders als der dritte Theil seiner früher herausgegebenen „schönen Literatur Deutschlands" in 2 Bänden, betrachtet werden kann.

Dieselben Ansichten, wie da, finden sich auch hier; dieselbe Befangenheit hinsichtlich der aufgeführten Schriftsteller; dieselbe — wir möchten es Naivetät nennen, hinsichtlich der Heraushebung des eigenen Ichs; derselbe sententiöse, pretiöse und süßliche Ton der Wendungen, und dieselbe Frommthuerei. (Hr. F. H. sagt irgendwo selbst: „Unter allen Koquetterien ist die mit dem Christenthum die gefährlichste." Ein wahres Wort, welches wir ihm selbst ja nie zu vergessen bitten.)

Welche Schriftsteller demnach hier gut oder übel wegkommen, läßt sich, ohne weitere Anführung, leicht denken. Indem über Iffland, Kotzebue, Lafontaine u. a. gar umbarmherzig, wie schon in den ersten Bänden, der Staab gebrochen wird, erfahren wir hier gedruckt — und das ist recht gut, denn sonst möchte es leicht verborgen geblieben seyn uns und den Nachkommen — daß Starkloff, Leander, Schwab, Fink, Gebauer, reiche Dichtergemüther und ganz andere Erscheinungen am poetischen Himmel sind, als die welche wir in unserer Einfalt bis jetzt doch auch für Dichter hielten und deren Werke bisher und — leider Gottes, immer noch uns und die bethörte Menge, recht oft erfreuten; welches natürlich sehr unrecht gewesen, denn wir haben ja dazu nicht die Erlaubniß des Hrn. Vfs. erhalten.

Von sich selbst sagt Hr. F. H. §. 110: „Es „wäre vielleicht wohl gethan, wenn ich hier, da dieses Buch sich dem Schlusse nähert, auch noch Gericht hielte über meine eigenen Schriften; (wir meinen, es wäre besser gewesen, dieß zu thun, ehe er das „Buch begann) aber ich verspare das lieber bis zu „einer andern Gelegenheit, (die der Hr. Vfr. sonder Zweifel finden wird, da er gar zu gern von sich redet.) „Im Allgemeinen lassen sich nämlich, meines Erachtens, Selbstkritiken eben so wohl rechtfertigen als Selbstbiographien, sobald nur der Name des Selbstkritikers dabei steht." (Dieß dürfte denn doch wohl nicht hinreichen. Zu einer wahrhaften Selbstkritik gehört vor Allem wahrhafte Selbsterkennung. Ob zu dieser Hr. F. H. schon gelangt? ist eine Frage, deren Beantwortung wir allen denen überlassen, die nicht befangen in seinen Ansichten, sich das Vergnügen oder die Mühe gemacht haben, seine Schriften zu lesen. Weiter fährt er fort: „Aber, wie gesagt, ich will hier keine Kritik über mich selbst „liefern, und ich schreibe diese Zeilen lediglich, weil „ein sehr geachteter Freund behauptete, man könne „ein gänzliches Schweigen, von meiner Seite, über „mich, an dieser Stelle für Ziercrei halten." (Daran hat, er mag es uns nicht übel nehmen, der sehr geachtete Freund Unrecht. In eine Geschichte zur Kritik der schönen Literatur, wenn es auch nur Umrisse zu einer solchen Geschichte der Kritik sind, gehören nur solche Dichter, die eingewirkt, gleichviel gut oder böse, auf den Gang der besprochenen Literatur haben, — hat dieß aber Hr. F. H.? — nicht die, so in der Zeit geboren mit der Zeit vergehen. Oder, meinte der geachtete Freund dieß nicht schweigen in Bezug auf Hr. F. H's. Standpunkt als Vfs. einer Geschichte der Kritik der schönen Literatur? Da ist dieß sich mit anführen aber ein Fehlgriff; denn Hr. F. H. wollte ja keine Geschichte der Kritik der Geschichte der Kritik d. s. Lit. schreiben.) „Da ich „nun gern, nicht blos das Böse, sondern auch den bösen „Schein meide" (mit sich selbst liebäugeln ist weder gut, „noch giebt's einen guten Schein) so folge ich der „Anmahnung und so möge hier denn das Eine unschuldige Wort stehen, daß ich unter allen meinen „Romanen:" „die Dichter," am meisten liebe, „und sie deshalb hiermit allen meinen bekannten und „unbekannten, deutsch redenden, denkenden und fühlenden Freunden und Freundinnen, zur heitern „Prüfung empfehlen will. Das Buch erscheint mir „wie lebendig, und so möge ihm das Lebendigste, „die Liebe, begegnen: ein alter Wunsch, der aber „stets jung bleibt."

Die Leser werden sich dieß hoffentlich gesagt, seyn lassen und aufs schnellste in den Buchladen schicken um dieß, seinem Herrn Verfasser „wie lebendig" erscheinende Werk, alsbald zu acquiriren.

(Hierbei Intelligenzblatt No. 6.)

Ende des 3ten Bandes.

Digitized by Google

Verzeichniß aller Schriften

welche im dritten Bande des literarischen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demselben vorkommenden Original-Aufsätze.

Die erste Zahl ist die No. des Stücks, die zweite ist die pagina.

1. Arzneikunde.

An Mütter, die ihre Kinder ohne Krankheiten erziehen, und bey'm Leben erhalten wollen 14, 108.
Attenhofer's medicinische Topographie von Petersburg 50. 399.
Bernt's, systemat. Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege 50. 397.
v. Dillenius, Beobacht. über die Ruhr 50. 398.
Dzondi Geschichte des klinischen Instituts zu Halle 10, 78.
Fabera, Schwefelräucherungsanstalt in Wien 20, 160.
Ueber die vorzüglichsten Fehler im Verhalten der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden 50, 397.
Gall und Spurzheim 50, 399.
Gesundheitszeitung für das Volk 14, 111.
Grohmann, über krankhafte Affectionen des Willens 40, 314.
Haase, Erkenntniß und Cur der chronischen Krankheiten 14, 111.
Heinroth, von dem Willen des Arztes 50, 398.
Hufelands Journal 14, 109. 39, 306. 50, 400.
Medicinische Jahrbücher des österreich. Staates 50, 397.
Kausch, Memorabilien der Heilkunde 14, 110.
— — über die neuen Theorien des Criminalrechts 40, 314.
Kopps Jahrb. der Staatsarzneykunde 50, 398.
Masius, Almanach für Aerzte 14, 108.
Menke, Beschreibung von Pyrmont 14, 111.
Neumann, von der Natur des Menschen 50, 398.
Ronne, Abhandlung über die Verschleimung der Brust und des Magens 14, 108.
Medicinische Paragraphen für Aerzte und Nichtärzte von C. St. 14, 108.
Parry's Elemente der Pathologie 14, 110.
Paulitzky, Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege 50, 398.
Richerands verwegene Kur 36, 284.
Robbi, Beobachtungen über den Gebrauch des Phosphors 14, 108.
Skalley, über die gesetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens 6, 41.
Schuler die ärztliche Berathung 50, 399.
Treviranus, Biologie 45, 360.
Wächters Abhandlung über Bäder und Trinkwasser 50, 398.
Waller, über den Alp 14, 109.
Warnung des Petersburger Medicinalraths vor der gepriesenen Kraft des Wasserwegerichs (Alisma plantago) 20, 160.
Wildberg Hygiastik, oder die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten 14, 109.
Ein Wunderbalsam 39, 312.
Zeitschrift für psychische Aerzte 40, 314.
Zeroni gegen Schuler über die ärztliche Berathung 50, 399.

2. Bekanntmachungen.

v. Kotzebue berichtiget die mancherlei Deutungen seiner Zurückberufung nach Rußland 19, 152.
— — Berichtigung und Aufforderung an die Haude- und Spenersche Zeitung, wegen einer unschicklichen Aeußerung eines Neidhammels über diese Zurückberufung in derselben 20, 160.
— — Antwort auf ein Schreiben aus Berlin (wegen S—i) 30, 240.
— — Berichtigung wegen eines Aufsatzes über Las Casas, 31, 248.
Nachricht, die Fortsetzung des lit. Wochenblatts betreffend. 38, 297.
Stourdza, Memoire sur l'état actuel de l'Allemagne ist officiell! 7, 56.
Warnung des preußischen Lieutenants Schulze von der weimarischen großen Militär-Charte von Deutschland 1, 8.

3. Biographie.

Abelungs Schilderung des Freiherrn von Herberstein 11, 84.
Joh. Val. Andreä und sein Zeitalter, dargestellt von W. Hoßbach 49, 389.
Boissy d'Anglas Versuch über das Leben, die Schriften und Meinungen von Malesherbes 10, 74.
Las Casas Memoiren 34, 268.
Mathurin Louis Cohas 6, 47.
L'histoire de Cromwell 51, 404.
Krämers Denkmal auf Dalberg 43, 343.
Dall, Darstellung des Schicksals der Elise Lund 43, 344.
Anekdoten der Madame d'Epinai 27, 212.
Eißners histor. psycholog. Bemerkungen über den Schwärmer Kloß 9, 69.
Einzelne Ansichten über Friedrich den Großen 44, 345.
Caspar Friedrich Lossius von Müller 51, 403.
Memoires pour servir d'un homme celèbre 23, 177, 44, 349.
Sammlung officieller Papiere, den Gefangenen von Helena betreffend 33, 260.
Joseph Offner, Postdirector zu Kempten 6, 46.
Régis historische Denkschrift über Toussaint-Louverture 6, 43.
Romilly, Lobrede auf ihn von Constant 36, 284.
Ueber Rousseau 23, 217.
Schillers Briefe an Dalberg 39, 306.
Schorch Erinnerungen an Friedrich den Großen 34, 272.
Tabarous Geschichte des Cardinals Beroulle 15, 120.
Denkrede auf den verstorbenen Staatsminister von Voigt in Weimar 50, 395.
Zeitgenossen 148 Heft 9, 65.
Lebensbeschreibung Ulrich Zwingli 45, 357.

4. Freymaurerey.

Albanus Charakteristik der heutigen Israeliten und ihrer Würdigung zur Freymaurerey 20, 153.
Das Heimlichkeitswesen derselben betreffend 26, 207.
von Penalva, portugiesischer Censor, gegen die Freymaurer 7, 55.

5. Gedichte.

Ariosts rasender Roland, von Gries übers. 43, 339.
Aufsätze, Gedichte, Briefe, oder drey Bücher Epoden 42, 335.

Digitized by Google

Des sogenannten schwarzen Beckers Erscheinung in der Nacht vom 18. zum 19. Okt. 9, 68.
Brachmanns romantische Blüthen 2, 15.
Brentano Victoria und ihre Geschwister 2, 15.
Byron Manfred 20, 159.
Byrons Gedicht: Childe Harolds Pilgrimage. Stanzen aus demselben 41, 325.
Casti's redende Thiere 43, 339.
Camoens Lusiade, Prachtausgabe von Dom Jose Maria de Souza Botelho 40, 313.
Fouque Freundesruf an die deutsche Jugend. 52, 415,
von Gaal die nordischen Gäste 25, 199.
Gebauers Liederproben 2, 15.
Heidlers Blüthen der Phantasie 42, 336.
Heilmanns Gedichte 2, 15.
Heinrichs des Vierten französische Epistel gegen die Jesuiten 29, 231.
Theodor Hell, Dresden in Natur und Kunst 3, 22.
Hermes Epheuranken 43, 339.
Kannegießer Amor und Hymen 43, 339.
Kastendik Erdbeschreibung von Europa in Versen 43, 340.
Kind's Gedichte 49, 389.
Mau Gedichte 43, 339.
Metastasio, Cyrus und Astiages übersetzt von Collin 43, 340.
Müchlers Spiele müssiger Stunden 2, 15.
Nachtviolen von Edwin Florinda 2, 15.
Arthur von Nordstern, Gemmen 2, 14.
— — Sinnbilder der Christen 43, 340.
Raßmanns Auswahl neuerer Balladen und Romanzen 2, 15.
Reimolds lyrische Gedichte und Briefe 2, 15.
Riesch Blumenkränze der Phantasie 43, 339.
Schellhorns Gedichte 2, 15.
Schießlers Taschenbuch des Scherzes und der guten Laune 20, 159.
Schnerr's Gedichte 3, 19.
Schreibers, Alois, poetische Werke, 3r Bd. 29, 225.
Schulze Cäcilie 7, 49.
Sydows Silberblüthen 47. 376.
Tielemann Livonas Blumenkranz 7, 51.
Walther Cyane, ein episch romant. Gedicht 20, 159.
Weissers sämmtliche Werke, 1r Bd. Gedichte 43, 340.
Werners geistliche Uebungen für drei Tage 2, 13.
Wessenbergs Blüthen aus Italien 2, 14.
Willmes Gedanken und Betrachtungen auf der Wanderung von Cöln nach Göttingen 3, 22.
Winfrieds nordischer Musenalmanach, 1819, 3, 19.
Witthauers Dichtungen 3, 21.
Zaupfer's sämmtliche Gedichte 43, 340.

6. Geschichte.

Bailleul examen critique de l'ouvrage posthume de Mme. Stael. Considerations etc 22, 172. 28. 221.
Barth, Deutschlands Urgeschichte 2, 9.
Die Belagerungen von Saragossa 30, 233. 31, 241.
Bouterwecks Geschichte der Poesie, 10r Bd., 17, 136.
Domesday-Buch in England 2, 12.
v. Drais Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich 1, 8. 14, 112.
Dsatur Gemälde von Persien 2, 12.
Fescourt Geschichte der doppelten Verschwörung gegen die Consular-Regierung im Jahr 1800. 12, 91. 18, 97.
Genßlers Wittekind 15, 113.
Geschichte des Freystaats Gersau in der Schweitz 46, 367.
Geheime Geschichte des Hofes und Cabinets von St. Cloud, 3r Theil 9, 71.
Schweitzerischer Geschichtsforscher 15, 113.
Chronik von Giebichenstein 46, 367.
Guerra's Geschichte der Revolution von Merico 2, 11.
Hammers Geschichte der Assassinen 15, 116. 34, 270.
Hasse Gestaltung Europa's 2, 10.
August von Hennings die Deutschen 51, 406.
Herings täglicher, histor. polit. Erinnerungsalmanach 10, 80.
Geschichte Andreas Hofers 2, 11.
Jubé le Temple de la gloire 48, 330.
Kortüm, Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden 46, 366.
Kreußler, Sachsens Fürsten 51, 404.
Kruse, Atlas zur Uebersicht aller europäischen Länder und Staaten 46, 363.
Lüders Frankreich und Rußland 14, 111.
Meusels historische und literarische Unterhaltungen 12, 93.
Millots allgemeine Weltgeschichte, fortgef. von Hormayr 17, 132.
Montvéran kritische Gesch. des jetzigen Zustandes von England 50, 393.
Orpelian historische und geographische Memoiren über Armenien 15, 116.
Perz Geschichte der Merovingischen Hausmeier 46, 368.
Pölitz Geschichte der preußischen Monarchie 15, 113.
Pelzels Geschichte von Böhmen 17, 133.
Raffle's Geschichte von Java, 15, 113.
Rigel, der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel 46, 367.
Romig's chronologische Tabellen der allg. Gesch. 46, 363.
Sismondi's Geschichte der ital. Freystaaten 15, 114.
Skizze der Revolution im spanischen Amerika 2, 11.
Southey's Geschichte von Brasilien 46, 366.
Uosk-Herdjan Memoiren über Armenien, von Klaproth 2, 12.
Venturini Chronik des 19ten Jahrhunderts 2, 11.
Wachlers Geschichte der historischen Kunst und Forschung, 2r Bd. 46, 367.
Walpole, Memoiren über die europäische und asiatische Türkey 15, 115.
Walrafs Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln 7, 53.
Wedekinds Handbuch der Welt- und Völkergeschichte 2, 10. 46, 368.
Wilk's Geschichte Süd-Indiens 46, 366.

7. Länder- und Völkerkunde.

Belteki Uebersicht der zahlreichen Mineralquellen Siebenbürgens 17, 132.
v. Brömsen, geographisches Handbuch von Rußland 9, 70.
Das Feld der Freystatt (Champ d'Asile) 27, 211.
Köpp von Felsenthal, histor. mahlerische Darstellungen von Oesterreich 17, 132.
Galleti's allgemeine Weltkunde 2, 10.
Gemälde der Vendee 32, 256.
Maurice Beobachtungen über die Ruinen von Babylon 20, 160.
Menke, Beschreibung von Pyrmont 14, 111.
Drouin de Percy l'Europe et l'Amerique 34. 272.
Ritzebüttel und das Seebad Cuxhaven 3, 17.
Mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden der österreichischen Monarchie 17, 132.
Ueber den Ursprung der Pindarier 16, 128.

Digitized by Google

8. Magnetismus.

Macoque, die fromme Somnambüle 40, 315.
Archiv des thier. Magnetismus 12, 90.
Brandis über physische Heilmittel und Magnetismus 12, 90.
Erzählung einer Somnambüle Elsabe Schlung 40, 315.
von Meyers Blätter für höhere Wahrheit 12, 89.
Recept: Wie man es anzufangen habe um sich Nachricht mitzutheilen ob man gesund, krank, lebendig oder todt sey. 23, 223.
Maria Rübel, die Heilseherin 1, 5. 28, 225.
Stieglitz über den thierischen Magnetismus 50, 400.
Totale Verrücktheit 12, 89.
Vogels Wunder des Magnetismus 1, 6.
Wolfarts Jahrbücher des Lebensmagnetismus 1, 6.

9. Militärische Schriften.

Die Belagerungen von Saragossa 30, 233. 31, 241.
Denkwürdigkeiten der Kriegskunst 2, 16.
Geschichte des Feldzugs in Deutschland v. J. 1799. (vom Erzherzog Carl) 45, 356.
Gourgaud der Feldzug von 1815. 4, 31.
Gamots Widerlegung der Schrift des Gen. Gourgaud, den Marschall Ney betreffend 8, 61.
Widerlegung der Behauptung des Generals Gourgaud: als sey der franz. General Duhesme nach der Schlacht von Belle-Alliance von den Alliirten mit kaltem Blute massacrit worden 21, 168.
Brief eines Ungenannten gegen den General Gourgaud 29, 232.
Kriegsgeschichtliche Monographien, 3r Bd. 26, 206.
Ribbentropp Haushalt bei den europäischen Kriegsheeren 43, 343.
Schmitson die rechte Wehrverfassung für Deutschland 44, 352.
Seybel Nachrichten über vaterländische Festungen 44. 351.
Militärisches Taschenbuch, Leipz. Baumgärtner 44, 352.
Baudoncourt, Geschichte des Kriegs der Franzosen in Deutschland im Jahre 1813. 17, 134. 45, 359.
Oesterreichische militärische Zeitschrift 44, 352. 45, 358.

10. Miscellen.

Alle am Hofe sind Bediente 44, 349.
Auszug aus einem Schreiben eines sächsischen Patrioten 1, 1.
Letzte Antwort an die patriotischen Herrn Sachsen 19, 145.
Zwei drollige Anzeigen aus Zeitungen 33, 264.
Des Duc de Bassano diplomatische Ungeschicklichkeit 44, 349.
Bauffets Schreiben an Retzer, (Wuth der Spekulation und der polit. Rechthaberei) 45, 360.
Die Königl. Bibliothek zu Paris ist nicht nach Wissenschaften geordnet 29, 230.
Der große Biertrinker 50, 400.
Ein neues wunderthätiges Bild 25, 198.
Brissard 7, 54.
Bücher avant la lettre. Ey! ey! Herr Wundermann! — 29, 231.
Vorläufige Bücherschau von der Leipziger Ostermesse 45, 354.
Herr von Bühler ist halb verheirathet 30, 240.
Der Pfarrer le Camus und die Wöchnerin 7, 55.
Madame Catalani 19, 151.
Der unvollständige Cromwell 44, 351.
Cosa rara, oder der edle Adliche 44, 351.
Definition der Franzosen 44, 351.
Dereser schreckliche Geschichte wegen seiner Leichenrede auf den Großherzog von Baden, 28, 223.
Einfluß des Buchstabens C. auf die Kronerbin von England. 29, 231.
Der Engländer und der Barbier 28, 219.
Erfindung einer Petinet- und Tricotmaschine in Pottendorf bei Wien 20, 160.
Fabrikation der Käse 38, 304.
Das Fenster vor dem Herzen 36, 284.
Dumme Frage des Rheinisch-Westphälischen Anzeigers 36, 288.
Freimüthigkeit des Marschall Duroc 44, 349.
Fouché als Minister entlassen 44, 350.
Anna Grandjean 7, 54.
Ein in den Gesetzen nicht bemerkter Grund zur Ehescheidung 19, 151.
d'Hamouville Briefe: daß das Urtheil über Lebende dramatische Dichter nie rein ist. 28, 219.
Hofweihwasser 44, 350.
Jahns Rede über die Vorzüge einer vornehmen Geburt 26, 207.
Keppler und Wallenstein (Brief v. K. an W.) 45, 356.
Der Klingentausch 9, 65.
Englische Knickerey 8, 64.
v. Kotzebue Bemerkung über einen Aufsatz des Satyr. Friedrich in den Originalien, des Staatsraths von Stourdza Memoire etc. betreffend 22, 172.
v. Kotzebue Protestation gegen ein in Stettin unter seinem Nahmen aufgeführtes Schauspiel: die Kunst wohlfeil zu leben, welches nicht von ihm sey 26, 208.
Kriegsregel 9, 65.
Die zwei Livreen 44, 351.
Der Kardinal Maury 44, 350.
Seltene Mißgeburt in Schlesien 48, 379.
Napoleon, Gott und Teufel 44, 349.
— Kaiserlichbrüderlicher Sarcasmus 44, 351.
— Eine Napoleonsche Feyerlichkeit 26, 206.
Oken will Stourdza zu Deutschland hinaus stänpen! 38, 301.
Marquis Paulucci 19, 152.
Französische Prahlerey 28, 218.
Proclamirung der Freiheit der Letten 19, 152.
Eine vergalloppirte Recension von Wessenbergs Blüthen aus Italien 26, 208.
Ueber den Herzog von Richelieu 25, 200.
Rousseau und Voltaire 28, 217.
Die wackere Siebenbürger Sachsin 1, 7.
Schottland, Unglück der allzuhäufigen Brandweinschenken das. 48, 331.
Ueber das Schulwesen in Italien 37, 295.
Konrads von Schwaben Schwerdt-Streich 45, 358.
Der Shawlfabrikant Telle 6, 48.
Ueber Sieyes 44, 349.
Ein entehrter Spitzbube 28, 218.
Ueber die religieuse Stimmung im Elsaß 52, 409.
Stolz auf Verwandtschaft 28, 218.
Studentenauftritte in Montpellier 30, 238.
Unterthan und Diener ist zweierlei 44, 351.
Unterzeichnungen zu Klebers Denkmal, mit und ohne Bedingung 7, 55.
Urlaubsertheilungen der französischen Komödianten 51, 404.
v. Varennes Vorschlag zu den Theaterdecorationen, anstatt Leinwand, wollenes Zeug zu nehmen 28, 224.
Französischer Volks-Aberglauben 28, 217.
Was ist ein Concordat? 44, 350.
Wilson und Partrous 32, 251.

Digitized by Google

11. Naturkunde.

Bode, Gedanken über den Witterungslauf 40, 319.
Breislack institutions geologiques 39, 312.
Charakteristik des Hundes 42, 336.
Ueber die Colibris 52, 412.
Dittmar die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre 47, 370.
Eggert über die Entstehung der Welt 48, 381.
Espéces et varietés d'Aloes 39. 312.
Försters Einleit. in die allgemeine Erdkunde 31, 247.
Goffney Nachricht von einer großen Seeschlange 9, 71.
Herschel üb. die Vertheilung der Sterne am Himmel 52, 411.
Köhlers Weltkunde 29, 225.
Krusensterns Beiträge zur Hydrographie der Oceane 31, 247. 38, 298.
de Luc über den flüssigen Ursprung des Urgesteins 48, 381.
Macarkney Natur des thierischen Lichts 38, 303.
Osiander's Beobachtungen über die Bildung des Menschen im Mutterleibe 52, 412.
Purkinje Beiträge zur Kenntniß des Sehens 46, 361. 47, 372.
Die Rabdomantie 48, 377.
Schröters hermographische Fragmente 15, 120.
Sommers Gemälde der physischen Welt, 29, 225. 35, 276.
Tauschers Versuch, die Idee einer fortgesetzten Schöpfung u. s. w. darzustellen 52, 411.

12. Philosophie.

Ancillons philosophische Versuche 42, 330.
Brückner elsai sur la nature et l'origine des droits. 47, 375.
Haller's Restauration der Staatswissenschaft 47, 375.
Herbart Gespräche über das Böse 15, 120.
Krugs System der practischen Philosophie 43, 344.
Seckendorfs Grundzüge der philosophischen Politik 45, 359.

13. Politik.

Politische Ansichten, vom Verf. des Werks: la coalition et la France 52, 413.
Argument der Nothwendigkeit in Finanz-Angelegenheiten 2, 12.
Auszug aus einem Schreiben eines sächsischen Patrioten 1, 1.
Auszug aus einem Schreiben, von einem wackern und gelehrten Kriegsmanne 21, 166.
Ueber das Bekritteln aller Schritte der Regierungen 33, 258.
Freymüthig-patriotische Beobachtungen und Bemerkungen über die gegenwärtigen, öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland 32, 249.
Berlepsch an das deutsche Publikum 7, 52.
— — Appellation an den gesunden schlichten Menschenverstand u. s. w. 7, 52.
Bonaparte's Correspondenz mit Carnot, während der 100 Tage 35, 275.
— — ungedruckte Correspondenz 23, 180.
Freymüthige Briefe über das Bayersche Concordat 22, 174.
Censeur Europeen. Tom. XI. 29, 288.
Comte Auflösung der Cammern 34, 265. 52, 415.
Cri des Palatins, (Geschrey der Pfälzer) 1, 2.
Crome Uebersicht der Staatskräfte von Europa 9, 70.
Fick welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerikas auf Europa? 43, 337.
Bescheidene Fragen, über: Soll eine Armee den Eid der Treue auf die Constitution leisten? 29, 227.
Kaiser Friedrichs III. magna charta, rücksichtlich ihrer Aechtheit bezweifelt 22, 176.
Gastine von der Freiheit der Völker und den Rechten der Monarchen 6, 48.
Politische Gedanken von Einem der keiner Parthei angehört. 14, 107.
Geschichte des revolutionären Geistes der Adelichen in Frankreich 35, 274.
Vom Götzendienste unserer Zeit 14, 105.
Ueber v. Grevenitz Bauer in Polen von Kosmophilos 33, 259.
Lanjuinais über die Constitution, die Civilliste und die Majorate, 27, 212.
Ueber den sächsischen Landtag 33, 257.
Louville geheime Memoiren über die Einsetzung der Bourbons in Spanien 7, 55.
Manuscript von St. Helena 8, 59.
Maubreuils Erzählung einer beabsichtigten Ermordung Napoleons 8, 60.
Historisch-politische Memoiren eines Narren v. Stande 35, 276.
Napoleons Entwürfe vor Anfang des Feldzugs 1812. 23, 183.
Phosphorus, 1r Heft 33, 264.
de Pradt die vier Concordate 4, 28. 5, 38.
— — Europa nach dem Congreß von Aachen 16, 121. 17, 129. 18, 137.
Rehfues Antwort eines Rheinpreußen auf Julius von Voß Sendschreiben eines Brandenburgers 9, 63.
Rey einige Ansichten vom politischen Gleichgewicht der Völker und besonders Europas 6, 42.
Salet, Bevollmächtigter der französischen Donatarien in Deutschland 1, 8.
Schlotmanns politische Aphorismen 17, 136.
Seckendorfs Grundzüge der philosophisch. Politik 45, 359.
Tarayre von der Stärke der Regierungen 35, 273.
Vastey reflexions politiques sur quelques ouvrages et journeaux francais, concernant Hayti 48, 383.
Verantwortlichkeit der Minister 29, 228. 35, 273.
Willemer: was war der gesetzgebende Körper bestimmt zu seyn? 25, 200.
Willemers vorjährige Erfahrungen in der gesetzgebenden Versammlung 28, 224.

14. Reisen.

Andreossi Reise an die Mündung des schwarzen Meeres 16, 127.
Ayton's Reise um Großbritanien 16, 128.
Bericht von einer in die Provinzen von Laplata gemachten Reise 26, 202.
Birkbecks Reise nach Nordamerika 41, 327. 42, 329.
Die Bodethäler im Unterharz 50, 400.
Brackenwridge Reise zum Missuri-Strome 1, 8.
Coronni Reise an die afrikanische Küste 16, 125.
von Csaplovics Slavonien u. zum Theil Croatien 49, 385,
Dupin memoires sur la marine et les ponts et chaussées de France et d'Angleterre 42, 333.
Ellis Gesandschafts-Reise 1, 8.
Hacketts Bericht von der aus England 1817 abgegangenen Expedition, um sich mit den Patrioten von Venezuela zu vereinigen 39, 307.
von Hammer's Reise nach Brussa 2, 18.
Hegners Land- Berg- und Seereise 41, 327.
Johnson Reise aus Indien nach England 16, 126.
Marco Polo Reisen 16, 128.
Meyers Bemerkungen auf einer 1816 gemachten Reise 41, 326.
Millins Reise nach Mayland 15, 120.

Digitized by Google

Die Nordpol-Expedition 24, 188. 25, 195.
Pananti's Geschichtserzählung seiner Schicksale in Algier 41, 328.
di Pietro historische Reise nach Egypten 10, 80.
Reise auf die Rheinufer im Herbst 1817. 1, 2. 4, 25. 5, 33.
Rosenwalls mahlerische Ansichten ꝛc. 2r Bd. 8, 64.
Schlippenbachs Erinnerungen von einer Reise nach St. Petersburg 9, 66.
Schoppenhauer Reise durch England und Schottland 9, 69.
Tancoigne, Briefe über Persien 26, 201.
— — Reise nach Smyrna, dem Archipel und der Insel Candia 42, 330.
Voyage de Zürich à Zürich 23, 182.
Williamson's Bemerkungen über die Westindischen Eylande 49, 392.

15. Romane und Satyren.

Abentheuer einer hübschen Frau 13, 104.
Albanus Opiate 47, 376.
Der alte Adam 51, 405.
Bührlen Erzählungen und Miscellen 35, 278.
Carové romantische Blätter 8, 19.
Dörings kleine Romane und Erzählungen 7, 51.
Epheuranken vom Verf. des Herrmann von Löbeneck 51, 408.
Kleine Erzählungen und romantische Skizzen von der Verfasserin von Gustavs Verirrungen 7, 49.
Friedrichs dialogisirte Turnspiele 7, 50.
Genlis les Parvenus, ou les aventures de Julien Delmours, 42, 335.
Aus der Geisterwelt. Von Fouque und Laun 7, 49.
Hammelburger Reise, dritte Fahrt 8, 22.
von Hallen Launen des Schicksals 47, 376.
Hoffmann Leiden eines Theaterdirectors 35, 279.
— — Serapionsbrüder 39, 306.
Lafontaine die beyden Freunde 1, 7.
Satyrische Leichenrede auf den Gen. Clarke, Herzog von Feltre 7, 56.
Lebensbilder von der Verfass. der gesammelten Briefe von Julie, 29, 225.
Die Reise nach Aachen von Carl Nicolai 51, 408.
Schmetterlinge von Elisabeth Selbig und Wilhelmine Willmar 47, 376.
Schütze Wintergarten 3, 19.
Selbig, Myrthe und Schwerd 47, 376.
Starkloff die Prinzessinnen 35, 279.
Taschenbuch des Scherzes und der Satyre 22, 169.
Welt und Zeit, 4r Theil 26, 203. 27, 209.

16. Schauspiele.

Andrieux dramatische Werke 51, 401.
Dramatische Dichtungen von C. D. M. 7, 50.
Grillparzer's Ahnfrau 51, 401.
Kanne Padmana 49, 388.
Kurländer's dramatischer Almanach 1819. 51, 401.
Die Maccabäer, übers. von Theod. Hell 3, 22.
Maltitz Demetrius 48, 344.
Krug von Nidda, Heinrich der Finkler oder die Ungarn-Schlacht 7, 49.
Oehlenschläger Freyas Altar 49, 389.
Orgueil et vanité. Schauspiel 51, 403.
Polterabendspiele, herausg. von Kralowsky 49, 388.
Schaden die Ahnfrau 21, 163.
Schöne Macht der Leidenschaft 49, 388.
von Schütz Graf von Schwarzenberg. Schausp. 51, 402.
Shakspeare König Heinrich der Achte, übersetzt vom Grafen von Baudissin 3, 21.
Smets die Blutbraut 3, 21.
Solbrigs Possen: die Judenschaft in der Klemme und die Dorfschule 7, 50.
Sommer Heinrich der Zweite, Herzog v. Montmorency 49, 389.
Uhland Ludwig der Baier 39, 305.

17. Theologie.

Bibelausbreitung in Asien 38, 302.
Briefe an eine Dame über theol. Literatur. Dritter Brief 24, 185. Kirchenvereinigung: Tittmann, das neue Pabstthum von Irenäus. Beckedorfs Briefwechsel. 185. Ammon Schreiben an Heß. Die Schriften von Cramer, Blanc, Lehmus, über diesen Gegenstand. Schuderoff gegen Bülow. Dragheims vier Predigten. Hanstein Jubeljahr der evang. Kirche 186. Ewalds Vorschläge zur Verb. des Kirchenwesens. Anliegen, Wünsche und Bitten der protestant. Geistlichkeit an die Bundesversammlung. Dassels Verfall des Religionskultus. Heidenreich über die Kirchenscheu der Gelehrten 187. Ermahnungsrede wider die heutigen Moden 188.
— — Vierter Brief 25, 193. Ursachen des Mangels an kathol. Geistlichen. Priesterehe. Försternanns Gesch. der christl. Geißler-Gesellschaften 193. Stollbergs Gesch. der Religion Jesu 14r Bd. Versuch zur Beleuchtung der Reformation Luthers. Der Zweck Jesu. Richter das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients 194. Tischer Luthers Leben 195.
— — Fünfter Brief: 27, 214. Petersen ein Wort zur Ehre der Bibel. Dessen Christ in der Einsamkeit. Selige Hoffnung des Wiedersehens in jenem Leben. 214. Ewalds christl. Betrachtung auf alle Abende im Jahre. Hoppenstedts und Tiede Predigten. Weigls katholisches Gebet- und Gesangbuch 215. Reinwellers christkathol. Erbauungs- und Andachtsbuch. Conz biblische Gemälde. Dräsecke Deutschlands Wiedergeburt 216.
— — Sechster Brief: 28, 220. Theologische Albernheiten: Kanne Christus im A. T. Schubert Messiasfreund. Karkinomaten. Oertels Bibel 220. Nebe Gutachten über die Feyer des Jubelfestes. Liturgische Fürbitte für den König von Preußen. Priesterliche Industrie 221.
Zwey Briefe an eine gewissenhafte Dame auf dem Lande. Erster Brief 42, 331. Zweiter Brief 47, 369.
Lateinischer Brief eines Jesuiten aus Georgetown in Nordamerika 15, 117.
Demarées gegen eine Tittmannische Verunglimpfung in seiner Schrift an Schleyermacher u. s. w. (— der Registermacher kann den langen Titel unmöglich ganz abschreiben) 9, 69.
Dewora, Ignaz von Loyola und Franz von Xavier, oder die wahre Denk- und Handelsweise der Jesuiten 15, 117.
Dräsecke über Confessionswesen 45, 353.
Ehrenberg für Frohe und Trauernde 10, 73.
Erhebungen. Mannheim 4, 32.
Erinnerung an einige beherzigungswerthe Aussprüche des Propheten Daniel. 36. 286.
Zwey Fragen über den Nutzen der Mannsklöster, 34, 267.
Geist der römischen Curie 6, 45.
Glatz Nachrichten von der Feyer des dritten Jubelfestes der Reformation, in den K. K. österreich. Staaten 17, 134.

Digitized by Google

Greilings Sendschreiben an die Synoden der preußischen Monarchie 9, 67.
Herrmanns Sammlung von Musterpredigten auf alle Sonntage des Jahres 46, 365.
Die Jesuiten, eine Zeitschrift 15, 117.
Der Jesuitenfeind 15, 117.
Kempis Nachfolge Christi 4, 32.
Kopf- und Herz-Seite des Freyherrn von Wessenberg 6, 45.
Löfflers kleine Schriften 41, 326.
Legenden der Heiligen 38, 302. 39, 308.
Jacobi Morgenblatt für den Tag des Herrn 39, 310.
Lehmanns Vorträge über unsere Zeit 10, 73.
Die französischen Missionairs 24, 191. 33, 262.
Mendoza y Rios, Geschichte meines Uebertritts zur evangelischen Kirche 29, 230. 36, 282.
Mätze der Thesenstreit 15, 120.
Richter das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients 45, 363.
Satz: durch Ablaß werde die schwerste Sünde von Gott nachgelassen 26, 207.
Sailer an seine Schüler im Jahr 1794. 15, 117.
Fräulein von Schlieben Mitseyer denkwürd. Begebenheiten in d. Jahren 1813 bis 1816, dreyzehn Predigten 48, 381.
An Herrn Jonathan Schuderoff, Vorfechter im Kirchenthume 10, 80.
Die Stimme eines Rufenden in der Wüste, oder: Was soll man von den Irrungen zwischen Pabst Pius VII. und dem Freyherrn von Wessenberg denken? 6, 45.
Wachlers theol. Annalen 26, 207. 28, 223.
Willemer vom Wissen und Glauben 34, 271.

18. Turnkunst.

Arndts Vertheidigung des Turnwesens (Geist der Zeit 4r Theil) 19, 152.
de arte gymnastica (in Wachlers Annalen) 26, 207.
Jahn und Eiselen über Turnkunst 48, 383.
Kayßlers Würdigung der Turnkunst 19, 146. 28, 224.
Menzel über die Undeutschheit des neuen Deutschthums, 19, 149.
Passow zur Rechtfertigung meines Turnlebens 19, 146.
Steffens Turnziel 19, 146.

19. Vermischte Schriften.

Alexander der Erste zu Berlin im September 1818. 9, 69.
Aussprüche der Weisen über Menschenwohl. Für gebildete Jünglinge 1s Heft. 17, 134.
Arndts Geist der Zeit 19, 152. 33, 258.
Almanac des Dames 1819. 21, 164.
Berliner genealogischer und Postkalender 1819. 29, 231.
Blätter zur Belehrung und Unterhaltung. Ofen. 33, 264.
Blick auf die österreichische Literatur 17, 132.
Bunders Beleuchtung der Verhältnisse Anhalts zu Preussen, im Bezug auf die Zoll- und Verbrauchssteuer 44, 348.
Buttmann Mythos der Sündfluth 51, 401.
Bomhard Sympostion 29, 225.
Las Casas Entwurf einer Bittschrift an das englische Parlament 23, 179.
Aktenmäßige Darstellung der Vorfälle mit den Studenten in Göttingen 18, 141.
Versuch einer Darstellung unserer Zeit 40, 316. 41, 321.
Depping die Winterabende, oder Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern u. s. w. 10, 80.
Die Ehe aus dem Gesichtspunkte der Natur, der Moral und der Kirche, von D. Jörg und D. Tzschirner 48, 341.
Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Herrn Professor Steffens 44, 347.
Etwas von unserm Criminalrecht 40, 314.
Falks auserlesene Werke, 3 Bände 22, 169,
— — Aufruf an die Weimarischen Landstände über eine der schauderhaftesten Lücken unserer Gesetzgebung 22, 170.
Feydel ein Heft über die Literärgeschichte 5, 37.
Fouque Gefühle, Bilder und Ansichten 9, 65.
Friedländers Fragmente von Moses Mendelssohn 37, 291.
Die Gelehrten und das Militär von ihres Gleichen gerichtet 30, 239.
Genersich Agathon für edle Jünglinge, 51, 407.
Glossen zu den gesetzlichen Vorschriften des Oberappellationsgerichtes in Zerbst 11, 88.
Göthe Kunst und Alterthum 37, 295.
Der Gutmüthige (le bon homme) 20, 153. 21, 161.
Ueber das Grundeigenthum des Adels in Schwaben 9, 67.
Heinsius volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache 9, 69.
Heinsius Bardenhain 37, 294.
Hermes. Leipzig Brockhaus 11, 88. 26, 208.
Hochheimer Haus- und Kunstbuch 28, 224.
Französischer Hofkalender, 1819. 31, 245.
Hoffmanns Repertorium der preussischen Landesgesetze bey Criminal- und Fiscalischen Untersuchungen 10, 80.
Horns freundliche Schriften 11, 88. 45, 359.
Horn die schöne Literatur Deutschlands 1790 bis 1818. 52, 415.
von Hundt-Radowsky mehr als zehn Worte gegen von Dierike über den preußischen Adel 9, 67.
— — Kritik des Grävelschen Werks: Behandlung eines preußischen Staatsbeamten 44, 347.
Jacobs Auswahl aus den Papieren einer Unbekannten 1r Theil 29, 225.
Jahrbücher der allgemeinen deutschen Volksschulen von Schwarz, Wagner, d'Autel und Schellenberg 36, 281.
— — der Literatur. Wien 11, 87. 33, 259.
Jedidja 3r Band 1r Heft 13, 103.
Jouslin de la Salle cours de jurisprudence literaire 31, 242.
Kelber die deutschen Volksschulen 36, 281.
Klein Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden 38, 301.
Knieschecks Fabeln und Erzählungen für die Jugend 17, 133.
Kochbuch für die Elegante Welt 29, 231.
Krug über das preußische Zollgesetz 44, 348.
Neunzig Krokodill-Eier und sieben Nebenblätter von Rudolf v. Fraustadt 48, 382.
Laurops Annalen der Forst- und Jagdkunde 15, 120.
Literatur für den Magen 1, 7.
Lohse Tabelle der europäischen Produkte, 42, 336.
Ludwigs XVI. Salbung und Krönung 20, 156.
Merker Nothwendigkeit des Paßwesens 45, 359.
Meusels historische und literarische Unterhaltungen 12, 93.
von Meyers Blätter für höhere Wahrheit 12, 89.
Literärische Monatsberichte für Bayersche Staats- und Geschäftsmänner 11, 88.
Metzke Erzählungen für Hütekinder 9, 67.
Das Neujahrsgeschenk, oder: die Büchse der Pandora u. s. w. Von einem Enclavenbewohner 44, 348.
Simon von Nantua 12, 95.
Numismatique du voyage du jeune Anacharsis, par Landon 19, 150.

Digitized by Google

von Ouwaroffs Schriften 39, 310.
Pantalon der Brillenschleifer in Breisgau 28, 224.
Petersburger Taschenkalender 43, 343.
Pictet: Ist die Erfindung der vielen Maschinen der menschlichen Gesellschaft heilsam? 37, 289.
Oeuvres de Bernardin de St. Pierre 51, 404.
Poppe gemeinnützige Waaren-Encyclopädie 29, 225.
Purgolds Abälard und Heloise 45, 359.
Penzels Zueignungsgesang des Horaz 9, 68.
Oeuvres de Voltaire p. Rainouard 51, 404.
Reibnitz Ideal einer Gerichtsordnnng 11, 82.
Revue encyclopaedique, Prospectus davon 20, 160. 51, 404.
Sartory kleines Gemälde von Paris 29, 231.
du Saul Choiy historisch-politisch-literarisches Mosaik 27, 213. 28, 217.
Schießlers Unterhaltungen für gebildete Leser 20, 159.
Schmidt über die beste Einrichtung zur Aufstellung von Naturkörpern 8, 62.
Schriften über die Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchssteuer 24, 189. 25, 196.
Schusters Commentar für das österreichische bürgerliche Gesetzbuch 17, 133.
Siegmeyers Post- und Reisebuch 37, 294.
Taschenbuch für Damen 1819. 20, 159.
Urania, Taschenbuch 1819. 22, 169.
Der Würtembergische Volksfreund 11, 81.
Wessenbergs Kehrseite, Kopf- und Herz-Seite 28, 224.
Zappe mineralogisches Lexikon 17, 133.

20. Zeitschriften.

Abendzeitung. Dresden 29, 231.
Europäische Annalen 30, 237.
Annalen der Physik von Gilbert 38, 303.
Rheinisch-Westphälischer Anzeiger 28, 223. 29, 231. 33, 258. 36, 288.
Bibliotheque universelle 37, 289, 295. 48. 381.
Bibliotheque historique 2, 12. 3, 24. 6, 46. 7, 54, 55. 8, 57. 60. 22, 176. 23, 183. 24, 191. 25, 198. 29, 232. 30, 238, 239, 240. 31, 247. 33, 262, 48, 381.
Oesterreichische vaterländische Blätter 1, 7.
Cöllns freymüth. lit. Blätter No. 5. 6. 26, 206.
Der nordische Erzähler (Spectateur du Nord) 27, 212.
Hesperus 19, 151. 38, 301. 43, 344. 45, 360. 48, 383. 50, 399.
Le nouveau l'homme gris 2, 16. 3, 24. 7, 56. 8, 58. 22, 176. 25, 200. 29, 231, 232. 31, 248.
Jedidja 39, 309.
Politisches Journal 26, 207. 38, 302.
Isis von Oken 38, 301.
Katholische Literaturzeitung von Mastiaux 38, 302.
Minerva 30, 236. 33, 257.
Minerve française 37, 293.
Miszellen der neuesten ausländ. Literatur 31, 248. 32, 256. 41, 328.
Phosphorus 1r Heft 33, 264.
Repertorium der inn- und ausländischen Literatur 28, 224.
Themis 39, 310.
Voß die Zeiten 26, 206. 34, 265, 266. 39, 309.
Zeitblätter für Freunde wahrer Menschenbildung 17, 132.
Landwirthschaftliche Zeitung 38, 304.

Digitized by Google

Verlagsbücher
der
Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann
in Weimar.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker. (1780—81. zu 10 gr. 82 zu 14 gr. 83—88 zu 10 gr. 89—97 zu 12 gr. 98 u. 99 zu 14 gr. 1800—1802 zu 16 gr. 1803 bis 1808 zu 18 gr. 1809 18 gr. 1810 1 thl. 1811 21 gr. 1812 1 thl.—1813 1 thl.— 1814. 1815. 1816. 1817. à 18 gr. 1819. 1 thl.—) kl. 8. Compl. 25 thl. 14 gr.

— vollständiges Register über obiges von 1780 bis 1803. 4 Stücke. (1s und 2s zu 4 gr., 3s zu 5 gr., 4s zu 4 gr.) kl. 8. 17 gr.

Ammenmährchen. 2 Bändchen. 8. Zu 12 gr. 1 thlr.

Böttiger, Ilithya oder die Hexe, ein archäologisches Fragment nach Lessing. gr. 8. 5 gr.

— Die Furienmaske, im Trauerspiel und auf den alten Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung. gr. 8. 1 thlr. 6 gr.

von Breitenbauch, G. A. Beiträge zur Geschichte der unbekanntern Reiche von Asien und Afrika. 1r und 2r Theil. 8. 1 thl. 12 gr.

Cotta, H. Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Mit 7 colorirten Quartkupf. gr. 4. 4 thl. Schreibpapier 4 thl. 12 gr., fein colorirt 5 thl.

Euclides Elemente, erstes Buch. Für den ersten Unterricht in der griechischen Sprache und Mathematik; griechisch und deutsch, mit Anmerkungen und einem Wortregister und 6 Kupfern. 8. 21 gr.

Falk, J. D., kleine Abhandlungen die Poesie und Kunst betreffend. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 2 thl. 8 gr.

— Kriegsbüchlein, No. 1. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimar's in dem Zeitraum von 1806 bis 1812, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenstücken und Original-Briefen einiger deutschen Männer an ihre Freunde in England gesammelt. 8. 21 gr.

Göttling, J. F. A., practische Vortheile und Verbesserungen verschiedener pharmaceutisch-chemischer Operationen für Apotheker. 2 Theile. 8. (1r Thl. dritte Auflage 1 thl. 2r Theil 18 gr.) 1 thl. 18 gr.

— chemische Versuche über eine verbesserte Methode den Salmiak zu bereiten. 8. 8 gr.

Henke, H. P. C., Archiv für die neueste Kirchengeschichte. 6 Bände. 8. jeder in 4 Stücken zu 2 thl. compl. 12 thl.

Herders, J. G. von, Briefe über das Studium der Theologie, 2 Theile, vierte Ausgabe, 8. 2 thl.

Hoffmann, C. A., Taschenbuch für Aerzte, Physiker und Brunnenfreunde zur bequemen Uebersicht der Resultate aller in den neuern Zeiten geschehenen genauern Untersuchungen der Gesund-Brunnen und Bäder Deutschlands und der zunächst damit verbundenen Staaten. 3te Aufl. 8. 16 gr.

Horn, C. F., Handbuch für Landschullehrer, zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herderschen Catechismus, 3 Theile, 8. 2 thl. 18 gr.

Huth, G., allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst. 2 Bände. In 4 Theilen. gr. 8. mit Kupfern 4 thl.

Jakobi, A. F. E., Religion aus der Bibel, in Unterredungen aus den Hauptstellen derselben hergeleitet. 1r Thl. 2te Aufl. 8. 21 gr. 2r Thl. 1 thl. 4 gr.

Jagemann, C. J., Anthologia poetica italiano, 2 Vol. 8 2 thl. 16 gr.

Kirchner, J. A., Lehre über die geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder. Mit Kupfern. gr. 8. 16 gr.

Kirchner, Nachtrag zur Lehre über geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder. gr. 8. 3 gr.

— populäre Arithmetik oder Rechenkunst für alle diejenigen, die sowohl Schrift- als auch Kopfrechnen gründlich erlernen wollen. gr. 8. 18 gr.

Kotzebue, A. von, literarisches Wochenblatt, 1r 2r u. 3r Band. 4. 12 thl.

— Moritz, Reise nach Persien mit der Russisch Kaiserl. Gesandtschaft, im Jahre 1817. Mit 9 ausgemahlten und schwarzen Kupfern. gr. 8. 2 thl. 21 gr.

Lavés, L. D., neue französische Sprachlehre zum praktischen Unterricht in Frage und Antwort abgefaßt, in welcher alle Regeln auf die einfachste und deutlichste Art erklärt und mit deutschen auf jede Regel angewandten Uebungsstücken versehen sind. Für Lehrer und Lernende und auch für diejenigen, welche diese Sprache ohne Lehrer erlernen wollen, methodisch abgefaßt. Dritte verb. Aufl. gr. 8. geb. 1 thl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

APR 5 - 1950

Digitized by Google

Digitized by Google